Reisenovellen.

Erster Band.

Reisenovellen

von

Heinrich Laube.

Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert,
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.
Doctor Luther.

Erster Band.

Leipzig, 1834.
Verlag von Otto Wigand.

44 hf 226 F

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite
1.	Breslau	5
2.	Fortsetzung	27
3.	Anhalt	47
4.	Magdeburg	64
5.	Braunschweig	85
6.	Fortsetzung	103
7.	Halberstadt	116
8.	Halle	134
9.	Fortsetzung	144
10.	Fortsetzung	167
11.	Leipzig	180
12.	1813	194
13.	Das Rosenthal	231
14.	Die Nikolaisstraße	241
15.	Reichels Garten und das Hôtel de Bavière	262
16.	Rumohr	280
17.	Altenburg	291
18.	Die Novelle	304
19.	Zwickau	322

Seite

20. Schneeberg und die Böhmen 343
21. Karlsbad 357
22. Fortsetzung 372
23. Fortsetzung 380
24. Fortsetzung 403
25. Fortsetzung 412
26. Marienbad 426
27. Franzensbrunn 442

I.

Breslau.

Und ich zog aus der Heimath und suchte das Glück,
Und kam am Ende zur Heimath zurück —
Ach die Heimath, die Heimath ist schon ein Glück.

Es war ein schöner Sommertag, und ich saß unter dem Schatten eines Birnbaumes am Weiher, und sah den Schwänen zu. Schwäne sind grobe Hautrelief-Gedanken, von weitem viel hübscher als in der Nähe. Sie waren gerade weit genug vor mir unter einer kleinen, gewölbten Brücke, und tändelten und klapperten mit den Schnäbeln um einander her. Wenn ich aber Schwäne sehe, so denke ich an den Süden, und wenn ich an den Süden denke, so denke ich an's Glück und an's Reisen, denn das Reisen selbst ist ein Glück, und nur auf der Reise kann man einmal plötzlich das Glück finden. Das Glück ist nämlich jener einzige Vers, aus welchem der liebe

Gott die ganze Erde gemacht hat, und der flattert herum auf der Oberfläche hierhin und dorthin, und wer ihn einmal erhascht, dem stehn alle Seligkeiten der Erde zu Gebote. Da ich nun aber niemals glauben kann, daß ein so schöner Gedanke, wie der Gedanke unsrer ganzen Erde, sich anderswo aufhalten könne, als wo die Natur fortwährend empfängt und gebiert, nämlich im Süden, so sehn' ich mich von Jugend auf nach dem Süden. Oft mit großen Schmerzen. Es hat Zeiten gegeben, wo mich keine blauen oder schwarzen Augen ausschließlich beschäftigten; in solchen Zeiten gaben mir die Namen Italien, Bosporus, Libanon, Fez und Marokko, Biledulgerid, zu Teutsch: Dattelland, einen Stich in's Herz. Dattelland! wo diese üppige Frucht wächst wie bei uns die ordinaire Kartoffel, ist der Name nicht verführerisch süß! Und in Fez, da soll der ganze Livius zu finden sein, weil ein Bischof oder Erzbischof aus Byzanz sich dahin begeben in Begleitung des Livius. Ich habe nun zwar meine schwachen Stunden, wo ich mich nicht so leidenschaftlich nach dem totalen Livius sehne, aber die geheimnißvollen berberischen Mädchen, und die vortrefflich trabenden berberischen Pferde — wie locken sie mit ihren langen Schleiern, den hochfliegenden Schweifen und Mähnen, dem üppigen Wiehern, wie locken sie einen armen Deutschen, welcher Schöpsenfleisch und weiße Rüben gegessen hat, und am Weiher

ſitzt, wo die Schwäne ihr verführeriſch ſüdliches Spiel treiben.

Ach, und das Hauptwort verſchweig' ich noch immer, denn dann iſt es gleich mit dem Schreiben aus, und ich muß das Fenſter aufmachen, Luft ſchöpfen und tiefe Seufzer hinausſchicken in die Luft. Dann erfaßt mich eine krankhafte Sehnſucht.

Warſt du, jugendlicher Leſer, niemals im Theater, wenn Mozarts Don Juan aufgeführt wurde, haſt du nie den Cid geleſen, ſind dir nie die Namen Donna Anna, Guadiana und Cordova geheimnißvoll über die Lippen gefloſſen? Haſt du nie einen zauberiſchen Schauer empfunden, wenn ein Mädchen mit ihren weichen Lippen vom Schatten am Guadalquivir ſprach?

„Aber in Spanien!" — Ja Spanien, das iſt das Zauberwort des Südens, wornach meine Seele lechzt von früher Jugend auf. Im alten Maurenreiche Granada unter den vornehmen Granatbäumen zu liegen, auf dem Rücken zu liegen, und die Zegris und Abencerragen vorüber reiten zu hören, am Thore des Alhambra zu ſtehn gegen Abend, wenn der Maurenkönig herausreitet auf dem ächten Raçepferde mit ſtahlſchlankem Fuß und arabiſch geiſtreichem Stutenkopfe. Der König ſieht ernſthaft, weiſe und ſchön aus wie der Koran, und neben ihm reitet ſeine goldne

Tochter mit der überirdischen Schönheit, und sie läßt leise eine Rose bei dir herabgleiten, und in der weichen, mauriſchen Nacht, wo alle Sterne heiße Liebesverse herunterhauchen, wo die Springbrunnen ſchwellende Küſſe brüſeln, in ſolcher Romanzen-Nacht giebſt du der goldnen Tochter in den myſteriöſen Gärten des Alhambra die Rose wieder, die Rose von Damascus. — —

Da kam ſchweißtriefend der Breslauer Briefträger über die Brücke, gab mir einen Brief, verſcheuchte die Schwäne, verlangte zwei und einen halben Silbergroſchen, und ſagte, der Sommer ſei doch eine ſchlechte Jahreszeit von wegen der Hitze.

Das Poſtzeichen war nicht Spanien, ſondern Leipzig, und ein Freund ſchrieb mir, ob ich denn nicht bald käme, die ganze ſcharmante Weltgeſchichte ginge vorüber, und wir würden am Ende gar nichts mehr ſehen, vor einigen Tagen — es war im Juni 1831 — ſei erſt wieder eine ganz erkleckliche Revolte in Paris geweſen. Statt bei ſolchen Dingen gegenwärtig zu ſein, ſäßen wir in Teutſchland, und ich wohnte oben ein an der polniſchen Grenze, wo die Bauern kaum noch teutſch verſtünden; ob ich mich denn nicht ſchämte!

Ich lief haſtig auf mein Zimmer, und ſchrieb dem Alphons, ich ſchämte mich. Dann packte ich mei-

nen Koffer und war nur unschlüssig, ob ich meine unsterblichen Manuscripte mit den Weltverbesserungsgedanken auch einpacken sollte. Denn die Welt ging also im Galopp, daß ich mich immer wunderte, wie man noch Bücher schreiben könne, und während ich selbst welche schrieb, dachte ich immer: das kommt ja doch Alles zu spät, deine Reformgedanken werden nicht so schnell gedruckt werden können, als die Reform eintritt, es wird moutarde après dîner sein. Aber der kleine Paul, mein neunjähriger, leider auch schon revolutionairer Stubenbursche, gab den Ausschlag, und sagte, es sei ja Schade um die viele Philosophie, welche ich geschrieben hätte, ich sollte sie doch mitnehmen.

Und am andern Tage nahm ich Abschied, auch von meinen kleinen Litthauer, der mich so oft getragen, von der Bibliothek, namentlich von der schönen Gräfin Agnes in den Memoiren des Freiherrn von S—a, von den Schwänen an den Trauerweiden am Weiher. Sie hatten mich immer an die Weiden von Babylon erinnert, an denen die Juden, das unglücklichste Volk der Erde, ihre Harfen aufhingen, unter denen sie weinten. Und als man mich fragte, wohin ich denn eigentlich reisen wollte, so sagte ich „nach Babylon zu den Harfen," denn in jenen Harfen hängen noch große, mark- und welterschütternde Lieder, welche nie ein Mund ausgesprochen hat, ob ihrer zerschmetternden Kühnheit und Traurigkeit. Ich

habe Muth, und will sie holen, um den Juden wenigstens ihr Testament zu retten.

Das Christenthum geht bereits zu Grunde, und dann verschwinden auch die letzten Juden, denn sie haben zu Jerusalem einen fürchterlichen Schwur gethan, die Christusreligion bis auf den Tod und bis an's Ende der Welt zu verfolgen; und nun können sie nicht eher sterben, als bis der Schwur erfüllt ist. Die Juden sterben nur mit den Christen. Die armen Juden! Ihre Erlösung ist nahe. Am letzten Nachegedanken Jehovah's müssen sie Jahrhunderte lang sterben, und auch den Jehovah müssen sie jämmerlich untergehen sehen, die Juden und die christlichen Juden, d. h. unsre Dogmatiker. Er stirbt nicht in einem muthigen, wilden Kampfe, der alte Jehovah mit dem Zorn und den Höllenstrafen stirbt an der Auszehrung, bleich, abgemagert und jämmerlich, an der Gleichgültigkeit, dem hohlwangigen Indifferentismus.

Darum will ich eiligst noch gen Babylon reisen, und retten, was zu retten ist.

So schied ich, versprach dem Paul, ihm Wasser aus dem Euphrat mitzubringen gegen die Sommersprossen seiner Schwester, und fuhr neben der Oder hin die kurze Strecke nach Breslau hinein.

Der Süden, der Livius in Fez, Spanien, ach Spanien, das purpurgoldne Paris, Babylon,

Leipzig, Alles das trieb ſich bunt in meinem Herzen um, nur eins wußte ich: das Glück wollt' ich ſuchen, und zu dem Ende mir einen Platz auf der Schnellpoſt beſtellen.

Der Wagen rollte am Dome vorbei, das iſt ein eignes katholiſches Stadtviertel, menſchenleer und ſtill im Verhältniß zum übrigen wogenden und fluthenden Breslau. Hier ſteht immer eine große Kirche nur funfzig Schritt von der anderen, gekreuzigte Chriſtusbilder verkümmern den Sonnenſchein; purpurrothe Meßner kriechen wie gekochte Krebſe an den Mauern hin, die kleinen blauſchwarzen Kirchenfenſter blinzeln wie falſche tückiſche Augen, die chriſtliche Verzweiflung iſt rings verbreitet. Wenn ich nicht ſehr friſcher Laune war, ſo wagte ich mich in Breslau niemals hinaus auf den Dom; es fiel mir immer ein Verbrechergefühl auf die Bruſt, wenn ich dieſe ſteinerne Betrübniß und Zerknirſchung ſah, es war mir, als hauſe die Peſt in dieſem Stadtviertel. Ein eintöniger Sonnennachmittag auf dieſen Domplätzen kann einen verſtockten Sünder mürbe machen, er wird unwillkührlich an ein langſames, rettungsloſes Sterben erinnert. Ein gutes Chriſtenthum war von jeher ein mit leinwandnen Blumen aufgeputzter Kirchhof; ich kam von Gottes geſundem Lande und war nicht daran gewöhnt: es ſchüttelte mich wie ein afrikaniſcher Wüſtenſchauer.

Aber hundert Schritt weiter umfängt Einen das rauschende Breslauer Straßenleben, man wirft den Alp von der Bruſt. Ich ſprang vom Wagen und lief auf die Promenade, ich wollte Alles noch einmal ſehen, ich wollte Abſchied nehmen von all' den Plätzen und Ausſichten, wo ich mich gefreut oder gelangweilt hatte. Denn Alles, was man verliert, iſt ſehr ſchön.

Die Breslauer Promenaden ſind poetiſch, in Teutſchland ſind vielleicht nur die Frankfurter ſchöner, und der Hamburger Stieg und die Wiener Baſtionen ſind vielleicht allein ſo Gedanken weckend, Wünſche hebend als die Breslauer hochgelegenen Anlagen.

Auf der einen Seite ſchwimmt der Dom mit ſeinen Kreuzen, ſeinen Pfaffen, ſeinen platt viereckigen Thürmen mit ſeinem ganzen Katholicismus in der breit hinſchwellenden Oder. Eine gebrechliche Brücke verbindet ihn noch mit der lebendigen Welt, ſonſt iſt er iſolirt von der Menſchheit. Dieſſeits der Brücke iſt der Breslauer Katholicismus, ein munterer Weltgeiſtlicher mit nachgiebigen vernünftigen Anſichten, der des Nachts die Augen beide zudrückt. Man lebt fein munter zu Sanct Breslau. Die Kopfhängerei hat trotz Steffens und Scheibel nicht gedeihen wollen, und die fleiſchlichen Verbrechen ſind ein geſuchter Artikel.

Das sind Rücksichten, welche ich dem Dome schuldig bin; ich wende mich aber nun auf die andere Seite der Promenade um vorwärts zu sehen. Da gießt sich aber von der Taschenbastion meine ganze schöne Heimath, das bergblaue Schlesien von Morgen nach Abend, und lehnt liebeslustig das Haupt an den geharnischten langen und hohen Sudetenritter, der ausgestreckt liegt von den Karpathenpässen bis an die sächsische Grenze.

Schlesien gehört von Natur unzweifelhaft zu Polen, es ist nur ein Glückskind Teutschlands. Die Oder ist fast durch ganz Schlesien ein polnischer Fluß, an seinen Ufern, auf seinen Wellen vernimmt man lauter polnische Worte, die ihr zu Ehren wasserpolnische genannt werden. In Breslau selbst spricht man so viel polnisch, als in Straßburg teutsch. Das wissen die Breslauer gar nicht, weil sie teutscheitel sind; sie haben die Polen niemals geliebt, und das alte Sprichwort geht in Schlesien nicht unter: „In Polen ist nicht viel zu holen.“ Aber die polnische Sprache klingt wirklich bis an's Breslauer Universitätsgebäude; das ist der teutsche Markstein.

Ich habe mich auch nie der trüben historischen Ahnungen entschlagen können, wenn ich auf leichtem Wagen mit rastlos eilenden sarmatischen Pferden ostwärts über die Fläche hinfuhr. Da herüber aus dem tiefen Osten sind die Hunnen, die Alanen, die Van-

dalen, die Gothen, die Tartaren und die Koſaken gekommen, Flüſſe ſind keine Grenzen, die Koſaken ſchwimmen durch die Flüſſe, der ganze preußiſche Staat, mit Ausnahme der Rheinprovinzen, ſchläft bei offnen Thüren, erſt das übrige Teutſchland iſt durch Berge verſchloſſen.

Es iſt ein wehrloſes Land und Warſchau iſt am achten September gefallen. Auf den Ebenen zwiſchen Stettin, Königsberg und Breslau wird über Kurz oder Lang der vorletzte große Krieg geſchlagen werden, hier wird der Oſt und Weſt zuſammentreffen. Ebenen ſind ein Uebelſtand, Flächen ein Unglück. Es iſt in Preußen ſehr viel Intelligenz aber der Boden iſt flach, es fehlt an Höhen; der Krieg hat den gefährlichſten Inſtinkt. Ach, und auch der Krieg wird proſaiſch, alles Heldenthum hört auf: ein wenig realiſtiſche Wiſſenſchaft und Geld thut Alles. In einigen Jahren werden Eiſenbahnen und Dampfwagen die Kriege entſcheiden, und der letzte Tropfen Blut wird der Welt ausgepreßt. Es war Zeit, daß ich auf Reiſen ging, die weiten unbekannten Länder ſind der letzte Athemzug der Poeſie, die Poeten gehen rettungslos unter.

Ehre, Ruhm, Liebe, die ganze Romantik, welche ſonſt Staaten und Menſchen hob und hielt, iſt verbraucht, die alte Poeſie iſt an Entkräftung geſtorben,

das neue Lebenselement ist das Geld, und noch einmal das Geld.

Das Gold ist Mittelpunkt, das Gold ist Blut geworden. Wem es gelingt, Poesie daraus zu machen, der ist unser modernster Dichter.

Dieser letzte Gedanke peinigte mich, als ich zu Breslau von der Taschenbastion herabsah auf den im Abendroth blitzenden Pallast eines schlesischen Grafen, welcher dicht an der Bastion steht, und glatt und stolz hinausblickt in das gesegnete, in grüner Ueppigkeit wogende Land. Auf dem Balkon, welcher mit einem purpurn und goldnen Baldachin bedeckt ist, stand ein stolzes adliges Frauenbild. Ich kannte sie, und wußte, daß sie von der adligen Herrlichkeit des Pallastes und von dem nobeln Geschlechte der Ritter und Barone träumte.

Von der Promenade herein aber bog ein schwerer Mann in schwarzem Frack. Aus seiner Weste quollen dicke goldne Uhrgehänge, die bis zu mir heraufblitzten, und er blieb stehn vor dem großen Palais und besah es aufmerksam, zählte an den Fingern und nickte mit dem Kopfe. Auch ihn kannte ich. Es war ein sehr bürgerlicher Banquier, und man sagte, daß er damit umginge, gelegentlich den Pallast zu kaufen. Als ihn das adlige Frauenbild erblickte, griff sie hastig nach ihrem Taschentuche und verschwand. Die Sonne ging eben unter, und der alte Zobten vor mir dampfte

dunkelblau, das ferne Riesengebirge lächelte unverständliche Worte. O, die Berge sind gar klug: sonst klangen nur Rittersporn auf ihnen, jetzt verkaufen sie Kaffee und Weißbier, sonst waren sie unzugänglich, jetzt betastet jeder Tertianer ihre keuschesten Stellen. Die Aristokratie ist todt, der Verstand und das Geld, zwei platte Gesellen, ziehen in die Schlösser, regieren die Welt. Die Berge wissen's und schweigen, die Adligen wollen's nicht wissen, und gehen zu Grunde, denn vom Adel kann man nicht mehr leben, wie sonst; die adligen Frauen weinen, und werden interessant. Wenn sie aufgeht und wenn sie sinkt, ist die Sonne am Schönsten. Ein romantischer Dichter muß heut zu Tage adlige Damen lieben; in solcher Liebe allein wohnen noch Romanzen und Balladen.

Und es ward dunkel auf der Bastion. Die ausländischen Bäume auf der Promenade sprachen mit ihren Blüthen und Düften herauf zu mir wie mit Liedern in fremden Sprachen. Die Blüthe ist des Baumes Gesang. Eine Nachtigall fing langsam an zu singen in den nahe liegenden Gebüschen. Liebespaare strichen küssend an mir vorüber, in dem Pallaste drüben sang eine schöne Stimme zum Klavier. Ich glaube es war Hektors Abschied, und der dicke Banquier mit den strotzenden Uhrgehängen erschien mir als Achill mit den unnahbaren Händen. Mir ward so fremd heimathlich zu Muthe, der Mond

ging auf über die Sündenstadt und das weiche, fruchtbare Schlesien, ich hätte weinen mögen, daß ich Abschied nehmen sollte von dem lustigen teutschen Winkel zwischen Böhmen, Ungarn und Polen, von dem Lande, wo ich zuerst geathmet, zuerst geliebt, zuerst gedichtet hatte.

Ich stieg in die Gassen hinab, wo es wimmelt und fluthet von weißen Schürzen, fragenden Augen, trotzigen Waden, durch welche die Jünglingsblüthe Breslaus prüfend mit halbgeschlossenem Augenliede hinstreicht. Ernst wandelt der Nobili, den Hut tief im Gesicht der hoffende Referendarius, dreist Bruder Studio, schüchtern der Theologe durch die Ohlauer Straße und hält nächtliche Heerschau, und erspäht die Räumlichkeit und die Gelegenheit, durch den Wink der Parole einen Deserteur zu gewinnen. Da kam auch Julia mit den schwarzen Capulettiaugen, ein elegisches Mädchen mit christlichen, sanften Gefühlen allgemeiner Menschenliebe. Sie liepelte „Romeo!" Schweig Julia, sagte ich; Romeo ist todt; er ist in Spanien, ich kaufe dir heute die letzten Bonbons.

Sie sah mich fragend an, und wollte wissen, wie weit es bis Spanien sei, und ob sie mitreisen könne. Nein, mein Kind, sagte ich ihr, es ist sehr weit — „Weiter als Mezibor?" — Weiter als Mezibor, und auf einer ganz andern Seite, und es ist auch sehr lange her, Julia, daß ich für dich schwärmte.

Die Zeit iſt lang und der Weg iſt weit, Gott ſchütze dir Haupt und Schooß, ſchwarzäugige Julia, hier ſind die letzten Bonbons. Und wenn ſich wieder Einer ſo thörigt in dich verliebt, wie ich es that wegen der Madonnenfalſchheit deiner Züge, und dir auch Bonbons ſchenkt, ſo denke mein; ich küſſe dann andaluſi'che Mädchen. Sollte dir's aber ſchlecht gehn, ſo vergiß mein, denn ich habe dir's prophezeiht; zerre nicht ſo an meinem Rock, und weine nicht italieniſche Thränen, mein Herz iſt längſt todt, und liegt mit meinem Glauben im Sarge.

Ich bog in die Biſchofsſtraße hinein, Julia ſtand an der Ecke des rothen Hirſch, und ſtreckte bittend die Hände aus, und ich ſah's beim Mondſchein, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Sie trug das hiſtoriſche ſchwarz ſeidene Kleid, von welchem ſo viel geſprochen worden war, und nach dem dunkeln Shawl, welcher ihre blendende Schulter bedeckte, ſchmachtete mancher Jüngling des luſtigen Breslau. Ich hörte es, wie ihr die letzten Bonbons auf die Steine fielen, als ſie die Arme ausſtreckte, aber ich hüllte mich in meine unwandelbare Tugend und ſchritt weiter, dem Hôtel de Pologne vorüber. Dieſes Hôtel de Pologne denkt traurig ſeines Pillmeyer, wie Athen ſeines Perikles. Es war eine klaſſiſche Zeit, wenn Pillmeyer, moraliſchen Angedenkens, in ſchneebleichen, lautloſen Wintertagen

die erheiternden Zettel an die Straßenecken kleben ließ, worauf mit römischen Lettern stand: Grand bal masqué. Da hob sich das Herz des schlesischen Jünglings und das Herz der Grisette beim Anblick dieser Zettel. Denn Pillmeyer war der entschlossenste Demokrat Breslau's, und lächelnd wie Leporello im Don Juan stand er des Abends an der lampenerhellten Pforte, und sang: „Hier gilt kein Stand, kein Alter — immer näher, schöne Damen!", und hinter ihm tönte aus den hellen Zimmern: „Hussah, die Freiheit!", und die Zerlinen in freisinnigem Kostüm huschten hinter ihm vorüber. Es war aber ein sehr seltner Fall, daß eine mit den Sitten des Pillmeyerschen Spanien unbekannte Zerline aufschrie im bekannten hohen As beim dreisten Gesange Don Juan's; das war ein sehr seltner Fall, und die übrigen Spanierinnen lachten dann, und Pillmeyer zuckte verdrießlich die Achseln über diesen Mangel an Kultur, und öffnete der thörigten Dirne leise fluchend die Thür, und schob sie hinaus. Pillmeyer war ein klassischer Mann, ihm gebührt ein Platz im Pantheon. Ich hab' ihn gesehen, wenn in den Wochentagen diejenigen Leute bei ihm tanzten, und sich mit fünf Silbergroschen bei ihm zu amüsiren trachteten, welche man im gewöhnlichen, plumpen Volksdialekt „ordentliche, anständige Leute" zu nennen pflegt, und ich hab' ihn gesehen,

wenn die verführeriſche Griſette vor dem Büffet und vor ſeinem Blicke die Larve abnahm. Sie forderte Punſch und Pfannenkuchen, und ihr Begleiter, der zum erſten Mal voll Don Juan-Entzücken ihr Antlitz ſah, rief: „Heda, Champagner!“ Pillmeyer blieb wie Fanchon immer ſich gleich. Er war ein Stoiker, der mir Bewunderung abnöthigte: wenn die „anſtändigen Leute“ einander ſauerſüß bekomplimentirten mit einem kümmerlichen Gläschen Punſch, da lachte er nicht, und wenn der ganze ſchöne Teufel Mozart's mit heißer Luſt in Champagnerſätzen und galoppirenden Blicken um ihn herumſprang, wenn links und rechts die ſeidenen Domino's beider Geſchlechter in die Seitenzimmer ſchlüpften — da lächelte er nicht. Pillmeyer war generis neutrius.

Ich bin des Morgens um fünf Uhr mit ihm über das Schlachtfeld gegangen, wenn all' die verſchiedenartigen Niederlagen der modernen Welt entſchieden waren; auch dabei blieb er Stoiker, da lernte ich Pillmeyer achten, und er kam mir vor wie der Breslauer Plato. Ich kann ſein Verdienſt nicht genug würdigen, denn ich darf das Schlachtfeld nicht treu beſchreiben wegen des Anſtandes. In dieſem Winkel lag eine verlaſſene Donna Elvira und der unklare Punſch ſchlief fieberiſch zuckend auf den ausgereckten Zügen, aus dem halboffnen Munde ſtiegen

hohläugige, garstige Gestalten, das Gewand war verschoben, und gähnte übernächtig. Dort saß halb aufrecht in unruhigem Schlummer, die verstorbenen Augen bald öffnend, bald schließend, ein stolzer teutscher Ritter, und sein Kreuz auf der Brust war zerrissen; eine schwere bedenkliche Atmosphäre lag über dem Saale; ich entwich mit Grausen, nur Pillmeyer's Züge wankten nicht, und am nächsten Sonntage las man wieder an der Straßenecke: Grand bal masqué im Hôtel de Pologne bei Pillmeyer.

Die Pfaffen gestatten zu Breslau kein legitimes Heidenthum, drum nimmt sich Alles, was ein gefühlvolles Herz hat, des verpönten Götterdienstes an, und Bacchanalien und Orgien aller Art erfüllen Breslau's Straßen und Nächte. Ein moralischer Protestantismus und gefälliger Katholizismus halten einander hier die Wage, und der letztere wiegt noch etwas schwerer — so ist Breslau eine der liberalsten Städte geworden. Sein Umfang ist groß, seine Häuser sind hoch, es giebt verborgene, weitabgelegene Straßen, es ist noch viel Romantik in den Mädchen aller Stände, alle dunkeln Hausthüren und Hausflure sind des Abends belebt, die Jünglinge suchen Abenteuer, die Mädchen erwarten sie, es werden plötzliche Bekanntschaften gemacht, wie in der buntesten Ritterzeit; man frägt nach keinem Namen, es

iſt noch Duft, noch Straßenpoeſie in Breslau. Die Geliebte wohnt draußen, weit draußen, jenſeits der Oder, hinter der Elftauſend-Jungfrauen-Kirche, der Geliebte ſchläft dieſſeits, weit drüben, hinter den „Barmherzigen Brüdern", und des Abends reiſen ſie einander entgegen bis in den breiten Schatten des Jeſuitenkollegiums, wo Tag und Nacht die ſieben freien Künſte und unfreien Wiſſenſchaften gelehrt werden, was heut zu Tage Univerſität heißt. Sie wiſſen nichts von einander, als daß ſie ſich ſehr lieben, und wenn die Liebe aufhört, ſo kommt einige Abende nur Eins von Beiden in den Schatten der Univerſität, und dann verſchwindet auch das, und ein neues Paar erſcheint. Das iſt der Lauf der Welt. Haben ſie ſich aber vielleicht zwei Abende nur verfehlt, ſo hat das Schickſal ſie getrennt, und ſie ſuchen ſich eine Zeitlang umſonſt in dem weiten Breslau, und finden ſich einmal zufällig nach einem Jahre wieder, und erkennen ſich nicht mehr, oder beginnen als Fremde eine neue Liebſchaft.

Das iſt Breslauer Straßenpoeſie. Es werden unglaublich viel Verſe in Breslau gemacht, die beſten läßt man nur nicht drucken. Schleſien und Schwaben, die öſtlichen und weſtlichen Zipfel von Teutſchland, produciren immer die meiſten teutſchen Dichter; nach den Grenzen hin ſprechen die Leute immer am eifrigſten, um die Sprache zu retten, dort

im Westen vor den Franzosen in Paris, hier im Osten vor den Franzosen des Nordens. Und damit kein Unglück geschieht, hat man einen Abzugskanal gegraben und einen schlesischen Musenalmanach gestiftet, wo jeder brave Schlesier seine Verse loswerden kann für ein Billiges, und Dichtervereine und Künstlergesellschaften sind ein stehender Artikel in Breslau. Es wird gereimt, gedichtet, verdünnt, recensirt, geraucht, geschnupft, als müßte die ganze Welt damit versorgt werden. Namentlich blühen die Charaden und erfreuen sich enthusiastischer Theilnahme, und der Mond hat sehr großen Anhang. Er scheint aber auch sehr schön in Breslau zwischen die himmelhohen Häuser hinein, auf die breiten Wasserspiegel und die verschwiegenen Gebüsche um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der so charmante Lieder schreibt, versicherte mir immer, der Breslauer Mond sei von ganz besonderer Qualität, bei weitem nicht so abgenutzt, als an andern Orten. Und wenn ich zu ihm kam, das heißt zu Wackernagel, so schrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Ueberschrift war immer: „Es spricht der Mond." Nur in Breslau weiß man, wie der Mond sich äußert. Dabei saß Wackernagel immer in einem langen, höchst langen preußisch-Freiwilligen Mantel auf dem Sopha, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalter-

lich um Kopf und Gesicht, er sah aus wie ein Schüler Ofterdingens, der nur des Monds wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In seinen großen, teutschen, harmlosen Zügen, in dem klaren, blauen Seherauge lagen alle die schönen Dichterworte, die er noch singen und schreiben wollte.

Wenn ich zu Wackernagel kam, da sind mir immer die reichen, fahrenden Poeten Teuschands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetischen Geheimnisses in der Brust, mit leerer Tasche und singendem Munde durch die Welt ziehn, Mangel leiden, und doch Alles lieben, immer die süße, göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel ist einer von denen, welche mit brünstiger Liebe und gesundem Kopfe die alte teutsche Poesie studirt und durchgesungen haben. Er ist eine Autorität im Altteutschen, und auf einer Kegelbahn ist's gewesen, wo er das Nibelungenlied und den Percival und Titurel bis in die innersten Falten gelesen hat, auf einer Kegelbahn in Berlin hat er sich, in Ermangelung einer andern Wohnung, häuslich einrichten müssen, dort hat er, in seinen Freiwilligen-Mantel und seine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht gesessen und studirt und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einen alten schwarzen Rock hat er zuweilen vorsichtig abgestäubt, und ist hinaufgestiegen in die goldnen Säle

der vornehmen Berliner, um sich zu wärmen, und die Bibliotheken zu ordnen, und die alten, schweren Bücher zu stellen, von denen sie nichts verstanden.

Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm gesehen, und doch war er immer glücklich, das heißt poetisch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit, doch schrieb er mir immer die heitersten, vornehmsten Billets auf spiegelglattes Papier mit saubern römischen Buchstaben, nahm Holteis Liederspiele gegen mich in Schutz, und träumte von einem griechischen Lustspiele, daß er nächstens in teutscher Sprache schreiben wollte. Der liebe Wackernagel! Ich war damals ein dummer Mensch, der ihm nicht glauben wollte, daß Göthe's Tasso mehr werth sei, als Schiller's Braut von Messina, und ich hatte mich deshalb ein Vierteljahr lang auf Tod und Leben mit ihm herumgeschlagen in den Breslauer Zeitungen. Da erweichte er eines Tags mein vandalisches Herz durch eine schöne, innige Ghasele, und ich ging, um ihm meinen ersten Besuch zu machen. Er wohnte bei dem berühmten Chemiker Runge, und aß alle Tage Schöpsenfleisch mit ihm. Runge aß nämlich einige Monate lang nichts als Schöpsenfleisch, um zu sehn, was dabei aus seinem Magen würde, und Wackernagel litt geduldig mit, als Opfer der Experimentalchemie, aß mit Runge Schöpsenfleisch, und ließ den Mond sprechen.

Seit der Zeit denk' ich bei Schöpsenfleisch immer an Runge, der stets gesund war, wie ein geistreicher Quäker aussah, und aus einem kleinen Stummel heftig Tabak rauchte, wenn er nicht Schöpsenfleisch genoß; und an Wackernagel denk' ich, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der so schöne Lieder schien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gassen schlüpfte. Auch damals fielen mir lauter süße Wackernagelsche Verse ein, und ich stand still am Graupenthurme, in dessen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondscheine ein weiches Abschiedslied.

Leider hab' ich's vergessen, es war aber sehr schön und ging nach der Melodie:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn traulich grüßen,
Mädchen aus den Fenstern sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

Ach, sehr!

2.

Fortsetzung.

O laß mich lauschen, laß mich lispeln, kosen
Mit dir, du Geist der Mondscheinnacht!
Du hast mit deinen Lilien, deinen Rosen
Den Geist der Liebe mir gebracht.

Hoffmann von Fallersleben.

Wenn ich's beschreiben könnte, wie schön an meinem letzten Abende in Breslau der Mond schien, so hielten mich die Leute für Mond—süchtig. Denn ich empfand wirklich eine lebhafte Sehnsucht nach dem Monde, und ich hätte mich auf das Pflaster legen und den Schein küssen mögen. Aber es hatte kurz vorher ein Wenig geregnet, darum that ich's nicht. Die nüchternen Leute, welche in einer Passion für den Mond viel Ueberschwenglichkeit und wenig Vernunft finden, mögen sich beruhigen. Für gewöhnlich lieb' ich den Mond nicht: er ist mir zu bleich, zu schwindsüchtig, zu kraftlos, zu monoton, zu langweilig. Es stehen noch einige Adjektive zu Diensten, wenn's sein muß.

Aber wenn ich einen Raum zum ersten oder letzten Mal sehe, dann ist der Mondschein sein Himmelsnimbus, dann macht er Alles so weich, so fromm, so rührend. Es war mir damals am Graupenthurme in Breslau, als sähen mich all' die lieben Augen im Strahl des Mondes an, welche mir jemals in zärtlicher Neigung zugewendet waren. Ich konnte die Züge nicht ordnen, nicht unterscheiden, aber es war ein süßes Gewirr von all' den Mienen, welche meinem Herzen wohlthun, es in süßem Weh bewegen.

Kuß auf Kuß warf ich dem Monde zu. Ich fühlte, daß der Abschnitt all' meiner Jugendneigungen mit diesem Mondschein zu Ende ging, des andern Tags reis'te ich in die Welt, nach Spanien, Babylon und Leipzig; ich mußte Abschied nehmen von all dem, was der Mond mich küssen sah.

Hinter mir, im Schatten des Graupenthurmes, stand ein langer Mann mit gekreuzten Armen und sah ebenfalls in den Mond. Langsam kam er heraus in den hellen Schein. Wiederum das Bild eines Minnesängers. Breslau hat in vielen schweigsamen Winkeln ungewöhnliche, ernsthaft ganze Figuren, es hat viele Blätter, die noch Niemand umgewendet hat, noch viel unberührte Jugend.

Der Mann war lang, unsicher lang, ein magrer grauer Mantel verhüllte kaum die Länge, und er

hatte einen Kopf wie ein ernſthafter Vogel, weit flogen im leichten Abendwinde die weichen Haare davon wie wogende Schwungfedern. Fein, ſpitz und klar wie Luft formten ſich nach vorn die ſaubern Geſichtszüge voll kindlicher Unbefangenheit, und die ſanften, ahnungsreichen Augen ſahen mild wie zwei glückliche Sterne drüber hin. Ein ſchwarzes Napfmützchen deutete darauf hin, er ſei ein Scholiaſtenvogel, der ſich mit Weisheit nähre; aber in freien Stunden ſingt er, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und der iſt ihm ſchön gewachſen.

Wir gaben einander die Hand, und ſprachen über den Mond, und er konnte mir nicht genug beſchreiben, wie ſchön ſich der alte Mond ausnehme in der großen Bibliothek, in welcher er wohnte. Hoffmann von Fallersleben war damals Kuſtos der Breslauer Univerſitätsbibliothek, und er lud mich ein, mit ihm zu gehn. Da werden die alten Poeten alle unruhig auf ihren Repoſitorien, wenn ihr alter Bekannter, der Signore Mond, ſie beſucht, und es beginnt ein Flüſtern von alten unbekannten Liebesgeſchichten, daß man nicht Ohren genug hat zu hören. Namentlich ſpricht der heilige Auguſtinus von den warmen afrikaniſchen Abenden ſeiner Jugend, und der heilige Abälard beſchreibt in ſüßen Stanzen die verführeriſchen fränkiſchen Nächte. Hoffmann konnte gar nicht fertig werden mit Beſchreiben, und

da setze er sich in einen Winkel, mache die Augen zu, und lasse alle die alten Gedichte durch sein offnes Herz aus- und einziehn wie prächtige Brautpaare. Daher komme es denn auch zum Theil, daß er so schöne Gedichte schreiben könne; er habe ein sehr feines Gehör.

Es that mir sehr leid, diese Einladung abschlagen zu müssen, aber ich hatte noch gar zu viel Besuche zu machen, und den Mond brauchte ich nothwendig dazu. Ich versicherte Hoffmann, daß es in Breslau sehr viel Fenster gebe, große und kleine, an welche meine Blicke und der Mond heut noch klopfen müßten. Er nickte mit dem Kopfe, denn er ist ein Dichter. Ach, die Geschichten von den Fenstern, aus welchen die Lockenköpfe und die weißen Hände sehen, diese Geschichten sind nicht eben lehrreich, aber sehr schön. Hoffmann sagte, das hätte seine Richtigkeit, und er freute sich immer, wenn er mich mit den unternehmenden Augen und Schritten sähe, die Klassiker auf der Bibliothek brächten zwar schöne Lieder, aber wenig reelle Küsse, der Mensch lebe doch nicht vom Brot allein — —

Freilich, freilich — dies Kapitel würde uns zu weit führen, lieber Professor, mich rufen die Fenster!

Und er wünschte mir glückliche Reise nach Spanien, und verlangte, ich solle ihm drei anständige

Balladenthemata aus Granada ſchicken mit der ordinairen Poſt, aber nicht zu leichtfertige, bat er noch hinterdrein.

Ich hab's ihm verſprochen. Damals blieb er noch ſtehn auf der kleinen Brücke am Graupenthurme, die großen Augen ernſthaft auf den Mond richtend. So iſt er mir im Gedächtniß geblieben, die ſchöne Mondſcheinſtatue eines nordiſchen Sängers, an welcher kindliche Träume auf- und niederklettern. Ich weiß nicht, wenn er nach Hauſe gegangen iſt.

— Durch unterſchiedliche Gaſſen ging mein Lauf, und der gute Mond lief wie ein luſtiger Pudel mit mir, und blieb ſtehn, wenn ich ſtehn blieb. Ich blieb aber oft ſtehn. Ach, hinter den meiſten Fenſtern waren weiße Grabesgardinen; in ein Paar Jahren ändert ſich viel. Man ſieht ſich, man begegnet ſich, man ſucht und findet ſich — man verliert ſich. Mein Gott, die Stadt iſt groß, und das Auge iſt kein Philiſter, es iſt frevelhaft, die Schönheit der Welt nicht in ihrem größtmöglichen Umfange zu würdigen.

Wie der Mond lachte vor einem großen Hauſe auf der Albrechtsſtraße, der Schalk! Da wohnte einmal während eines milden Sommers, wo Alles reif ward, ein Mädchen, ſchlank und luftig wie ein Reh, im zweiten Stock, ich wohnte aber im dritten, und

ich war ein Student. Des Morgens machte sie mit Geräusch ihr Fenster im zweiten Stock auf, und nun öffnete ich das meine im dritten Stock, und sang hinab:

Ich war, wenn ich erwachte ꝛc.

Da sah sie herauf, und lächelte, und ich sah hinunter, und lächelte auch. Wenn wir aber ausgingen, so schlugen wir heftig die Thüren zu, und dann begegneten wir einander auf dem Saale. Dann sagte ich, „schön guten Morgen, mein Fräulein", und sie erwiderte: „Ich wünsche Ihnen, wohl geschlafen zu haben". Später im Laufe des Sommers sagte ich ihr mehr, unter Anderm auch, daß ich nicht wohl geschlafen habe. Wir begegneten uns auf dem Markte, und ich kaufte ihr verrätherische Blumen kamen die schönen Sommerabende, ich sang zur Guitarre himmlische Lieder an den Abendstern von Richard Roos, Theodor Hell, dem Naturdichter Hiller, oder sonstigen ausgezeichneten Teutschen, ich sang sehr, und spielte dazu die Guitarre. Zuweilen begegnete mir's in der Hitze des Gefechts, daß ich falsche Akkorde griff, aber solch ein gemeiner Vorfall stöcte unsere edleren Gefühle nicht, meine Geliebte hatte auch glücklicherweise ein verwahrlos'tes musikalisches Gehör, und konnte nichts singen, als: „Du, du liegst mir im Herzen", und auch dabei erlaubte sie sich immer einige musikalische Freiheiten.

So kam der Spätsommer, und wir freuten uns schon sehr auf die langen Abende. Ich sang damals verführerische Lieder von Kuhn, dem Redakteur des Freimüthigen, welcher sich leider später dem unnatürlichen Laster des stillen Trinkens ergeben haben soll. Da näherte sich mir eines Abends auf eine ernsthafte Weise meine Wirthin, und erklärte, daß sich bedeutende Differenzen zwischen uns vorfänden, namentlich wegen der Miethe. Ich studirte zur damaligen Zeit Theologie, und äußerte mich sehr sanft. Die gute Frau hatte aber wenig Religion, sprach von Mangel an Solidität, und nöthigte mich, plötzlich auszuziehn. Sie war von sehr niedriger Gesinnung und ohne alle Poesie. Ich habe ihr das später vor dem Universitätsgerichte auseinander gesetzt, aber ausziehn mußte ich damals. Bei solcher Verwickelung der Verhältnisse vergaß ich meine gefällige Nachbarin mit den Rehaugen und dem schlanken Wuchse, ich kam in ein ganz andres Viertel der Stadt, wo ich an der weitern Ausbildung meiner frühern Gefühle behindert wurde. —

— Der Mond trat ungeduldig hinter die Häuser der Albrechtsstraße, ich mußte weiter. Ich kann nicht im Detail fortfahren, sonst würde meine Abreise zu lange aufgehalten, ich kann nur bemerken, daß in jener letzten Breslauer Nacht der Nachtwächter manches abgelegenen Viertels unruhig wurde, weil

ein Mann so lange vor manchem kleinen Hause stehen blieb. Die Breslauer Nachtwächter sind berüchtigt wegen ihrer Disciplin und Tapferkeit, sie halten nichts von der Dichtkunst und verfolgen die Schwärmerei, sie sind ohne äußere Bildung, und schonen kein zartes Gefühl. Sie störten mich in meinen besten Empfindungen.

So mußte ich denn auch flüchtig an einem Hause vorüber in der südlichen City, wo ich sonst ein ganzes Jahr lang nicht vorübergehen konnte, weil ich immer genöthigt war, einzutreten. In jenem Hause hatte ich viel ernsthafte Thränen geweint, und jenes Eckfenster war mir lieber gewesen, als die ganze Stadt Breslau. Hinter jenem Eckfenster saß sie alle Abende im Lehnstuhle, die Hände ruhten ihr im Schooße, die Augenlieder lagen wie geheimnißvolle Abendwolken über dem Himmel, und sie sah von unten auf verstohlen nach der Thür, ob ich eintreten würde. Sie hatte mir immer etwas Trauriges zu sagen, es ging uns sehr schlecht, und ich konnte ihr immer keinen andern Trost mitbringen, als alle Tage neue Gedichte. Die lasen wir miteinander und weinten ihre Melodie, und weinten wie die Kinder. An einem kalten Wintermorgen mußte sie fort, weit fort, „vielleicht gar über den See" — oh, das war ein ehr kalter Morgen.

Und das arme Fenster, wo am Tage nicht mehr

ihr Kopf, des Abends nicht mehr ihr Licht hinter den Blumen zu ſehen war, wie lange habe ich das arme; leere Fenſter bedauert, dieſen gläſernen Sarg! Jetzt wohnten fremde Leute da, und die Geſchichte war ſchon ſehr lange her, aber es fuhr mir doch wieder jener flüchtige Stich aus dem Herzen durch den Arm bis in die linke Hand, nur ſchwächer, wie es mir damals immer geſchehen war. — —

— — Immer weiter, immer weiter! Die Stadt iſt groß, und das Leben iſt lang. —

— Der alte Pedell Freſe war todt, der Sturm, ſein Nachfolger, hatte die große eiſerne Thür der Univerſität nicht zugeſchloſſen, ich trat hinein in die ſchallenden Korridore. Es war doch traurig, daß auch Freſe hatte ſterben müſſen, er war ſo römiſch lang, und ſprach immer im plurali majestatis: „Wir haben beſchloſſen.“ Die Jeſuiten, die geiſtreichſten Schufte jener letzten Jahrhunderte, die ich niemals haſſen kann, wegen ihres impertinenten Verſtandes: die Jeſuiten haben das ſtolze Gebäude erbaut, und die Jeſuiten und Freſe ſind todt. Wir gehen Alle wie Schatten an dieſer Sonne vorüber, und ſollten doch nicht ſo viel Weſens von unſerm Bischen Aerger und Zorn machen.

Die breiten ſteinernen Treppen, die hohen, gewölbten Korridore gaben all' meinen Tritten laute Antwort. Der Mond fuhr unruhig an den Fenſtern

hin und her; er konnte nicht zu mir. Es ist ein schöner Raum, um Weisheit zu hören und zu lehren, dies Breslauer Universitätsgebäude. Ich wollte mich schnell erinnern, was ich Alles hier gelernt hatte, ich drehte alle Taschen um, sie waren lächerlich leer. Außer Henrik Steffens war mir in diesen Räumen nicht einmal ein Interesse nahe getreten; die klingenden Sporen, die jungen Bärte, die bunten Mützen der Studenten waren mir in den hohen Bogengängen noch immer das Interessanteste gewesen. Die Theologen lasen drei Jahre lang über eine alte, abgedroschene Geschichte, und lasen noch dazu unzweckmäßiger als auf mancher andern Universität; die Juristen lasen drei Jahre über ein andres Buch, und die Philosophie war ganz abhanden gekommen, nur Henrik Steffens redete stürmisch poetische Gedanken über die Philosophie. Henrik Steffens ist ein sehr interessanter Mann. Sein Fehler ist's nur, daß er mehr sein will. Als ich seine erste Vorlesung im Musiksaale hörte, da war es mir, als stünde ich unter dem Wasserfalle des Niagara; betäubendes, überwältigendes Getöse, rings stäubendes Wasser, stockfremde breitblättrige Pflanzen, auf einem einzelnen Felsen ein Wilder der nach einem Wasservogel schießt und dann kopfüber mit der Flinte in's brausende Wasser springt. Es war mir urweltlich, flötzgebirgig, fabelhaft zu Muthe, und als ich hinaus kam an die frische Luft, da fing ich plötzlich

an, laut zu lachen. Was war das? Professor Henrik Steffens hatte über Anthropologie gelesen. In dieser Anthropologie fehlten nur die Menschen, aber die Berge, Pflanzen und Steine sprachen wunderbar interessante Dinge. Wie er so da stand der lange Norweger mit den irren blauen Augen, und der nach Himmel und Erde zeigenden weißen Hand, da dacht' ich fortwährend an einen alten Druiden, der die Natur belauscht hat in stiller Einsamkeit, und die Menschen und den gewöhnlichen Gang der Dinge vergessen hat, und nun zurückkommt in die Stadt, um über den Menschen zu sprechen, und Novellen zu schreiben. Er trug einen feinen blauen Frack mit gelben Knöpfen, in der einen Hand hielt er gegen Ende der Stunde seine goldne Uhr, ich dachte jeden Augenblick, wenn in irgend einem Flötzgebirge eine Schlucht sich öffnete, er würde sie einem der Zuhörer an den Kopf werfen, nämlich die Uhr. Er war eine schöne Erscheinung auf dem Katheder, dieser lang und gerad gewachsene Professor. Sein Kopf ist fein und scharf, die glatten grauenden Haare und einige frühe Falten geben ihm etwas Weises, und doch wird Steffens ebenso wenig jemals weise werden als der Sturm nach dem Takt sich bewegen lernt. Er ist ein Mann der strudelnden Bewegung, welcher sich die unnatürlichste Mühe giebt, fest zu stehen. Durch sein Gesicht laufen so viel zuckende, spitzige Linien, poetische List,

frommer Jesuitismus, ein unreifes Lächeln, Alles das stürzt sich über und durch einander, daß es mit Mühe von dem starken Geiste des Ganzen gebändigt wird, daß man in steter Erregung bleibt bei seinem Anblicke. Und nun kommen die Worte dazu, die sich wie eine unerschöpfliche Fluth aus seinem Munde stürzen, eine Welle will eher da sein als die andre, wie ausgerißne, fremdartig grüne Bäume fliegen auf den Wogenspitzen die ungewöhnlichen Gedanken mit herunter in's Auditorium, und das Gebrause, der fremdartige übervolle norwegisch-teutsche Ton, die zischenden Sprachfehler brausen, schäumen, toben rastlos, ruhelos durcheinander, nicht ein Sonnenstäubchen kann sich dazwischen drängen — man wird betäubt, bedeckt, man schnappt nach Luft. Es giebt vielleicht keinen Menschen, der eine solche enorme und schnelle Gedankenproduction besitzt als Steffens, die Gedanken gehen wie ein brausendes Viergespann mit ihm durch. Wenn er auf den Katheder steigt, so geht es ihm wie der Pythia, welche sich auf den Dreifuß setzt. Der Dampf der Weisheit und der Begeisterung umfängt seine Sinne, die Orakel zerwühlen seinen Körper, er wird herumgeschleudert von den Dämonen, er wird zerbrochen. Natürlich hält er, ein langer, starksehniger Norweger, das länger aus, als die Pythia, von welcher die Meisten ernsthaft versichern, daß sie ein Frauenzimmer gewesen sei. —

Steffens ist eigentlich ein Professor der freien Künste, und er trägt die Naturgeschichte und Philosophie und das heilige Donnerwetter der Poesie und die Menschenkenntniß, er trägt alles dies vor wie eine freie Kunst, er faselt über Alles. Aber er faselt im größten römischen Baustile, er faselt Riesenschnörkel. Bedeutende Poeten wie Heine sprechen ihm die Poesie ab; ich glaube, das rührt von einem Irrthume her: Steffens hat einen belebenden, einen erzeugend poetischen Blick für das Vegetabile, das Halbtodte, das Ganztodte, er macht den Schnee und die Steine und Berge lebendig, welche sich durch drei enge Druckbogen seiner Novellen erstrecken, aber er hat ein ganz ordinaires, zu unordentliches Auge für die Menschen. Und wir sind nun freilich der Ansicht, daß die Menschen in den Novellen die Hauptsache seien. Bei Steffens ist es aber immer der Boden, und die Menschen sind umgekehrt die Staffage, weil er sie nicht kennt.

Doch bin ich der Meinung, er sei reich an Poesie, überreich, und Heine, der Verehrer Göthes, verwechselt bei Steffens die Poesie mit der Kunst; letztre lernt der teutsche Norweger in seinem Leben nicht. Es wird nie Maaß in ihn kommen, er wird nie ein Dichter werden; aber ein Poet, und obendrein ein gewaltiger bleibt er. Seine Novellen mit der altklugen oder im Traume sprechenden Natur sind Kolosse von Ungeschicklichkeit, große Schachtelkunststücke.

Aber ein Kunststück ist eben kein Kunstwerk, wird nie mündig; auch wenn er eine Novelle schreiben will, so gehen die Rosse mit ihm durch, tief in den Wald hinein, und wenn sie nun nicht weiter können, dann steigt er ab, bewährt seine Geschicklichkeit, und haut links und rechts Wege durch den Wald, bis er endlich schweißtriefend wieder heraus kommt; und diese Arbeit nennt er eine Novelle. Es fehlt ihm alle Kunst der Empfängniß, es fehlt ihm die Dichtkunst, aber nicht die Poesie.

Das haben die Freiwilligen im Kriege herausgefühlt, und sie haben sein eisernes Kreuz verdächtigt, und nie etwas wissen wollen von seinen konkreten Thaten. Sie erzählen wunderliche Spottgeschichten vom Norweger und seinen langen Beinen, und der Schlacht bei Leipzig, die er so schön beschrieben. Darauf ist aber nicht viel zu geben, denn hinter einem ungewöhnlichen Menschen weis't der Haufe immer mit den Fingern her, und es ist auch nicht schwer herauszufühlen, daß Steffens kein Mann der That ist. Sein Geist ist ein bunter, ein herrlich bunter Renommist der Phantasie. Er ist ein speculativer Poet; wer ihm Alles glauben will, wird zuverlässig ein Dummkopf, wenn auch ein merkwürdiger. Seine politischen Bücher hab' ich immer wie geistreiche Karnevalsentwürfe gelesen; wenn Steffens einmal Minister des Auswärtigen würde, so könnte die Poli-

tik auf 24 Stunden sehr amüsant werden, denn länger würde der Spaß nicht dauern.

Der Mond wollte fort, die Korridore wurden finster, ich glaubte die Stimme des Henrik Steffens aus den Musiksaale zu vernehmen: „Meine Herren, betrachten Schie die Flötzgebirge.“

Es war aber ein Irrthum; Steffens war schon nach Berlin gegangen, um von den Flötzgebirgen zu sprechen, und über den Opernplatz steuerte er mit dem breiten Quäckerhute und den starrenden Prophetenaugen.

Wäre ich der König von Preußen, ich ersuchte den Professor Steffens, unbekannte Gegenden zu bereisen. Dann könnten wir interessante Bücher erwarten, er improvisirte neue Welten. Wenn sie sich auch später nicht als richtig erwiesen, so wären sie doch unterhaltend; denn er ist ein kleiner Schöpfer, es fehlt ihm nur das Bischen Ordnung, in welcher der Herrgott geschaffen hat. —

— Draußen auf der Oderbrücke war viel Amüsement: die lustigen Burschen führten ihre lustigen Mädchen zum Tanz hinüber nach der goldnen Sonne. Durch den Dampf der Tänzer blinkten die erleuchteten Bogenfenster der „Sonne“ herüber, und die Musik jauchzte und wieherte, und die Mädchen hüpften schon vor Vergnügen auf der Brücke. Es ist ein merkwürdig Institut, diese Sonne. Der Saal ist einer

der größten und schönsten in der Stadt, die Musik ist die beste, rauschend, berauschend und neu, die Gesellschaft — nun ja, die Gesellschaft ist die bunteste und harmloseste. Es ist eine demokratische, und das Entrée ist sehr wohlfeil, eigentlich nur ein Unterpfand, daß man sich mit irgend einem Genusse stärken wolle, mit einer gut gepfropften Flasche Bier oder einem Breslauer Liqueur. Für die an der Thür gezahlten zwei Silbergroschen wird dem Durstigen solch ein Genuß im Saale gratis verabreicht. Hier findet man nun jeden Sonntag und Montag die entschlossenste Gesellschaft, entschlossen, sich jeden Falls zu amüsiren, man findet die zuschauende Frau des Bürgers, den Tabak qualmenden Handwerker, die leichtfertig springende Dirne, man findet immer Lärm, und zu jeder Stunde und ohne viele Mühe die besten Prügel. Wie vom Blitz getroffen fliegt der Uebelthäter durch mehrere Zimmer, von Hand zu Hand, aus dem Hause hinaus. Aber, „in diesen heilgen Hallen kennt man die Rache nicht," nachdem er die Busenkrause wieder hineingestopft hat, tritt der Deportirte ruhig wieder ein, als sei nichts vorgefallen.

Als ich noch Student war, kam ich des Sonntags aus dem „blauen Hause" immer an der Sonne vorüber, und der Menschenkenntniß halber ging ich gewöhnlich hinein: damals lockten die neuen Oberontänze, damals war Oberon jung; es ist doch entsetz-

lich, daß auch solch' ein Feenprinz altert — damals scheute ich auch eine massive Prügelei nicht für ein Paar schöne Augen. Ich trug noch keine Vatermörder, und haßte noch Hut und Frack.

An einem solchen melancholischen Spätsommerabende war's, als ich jene schwarzen Augen, jene schöne andalusische Figur wild an mir vorübertanzen sah, welche im Ganzen Julia hieß. Mein Begleiter, ein alter, erfahrner Bursch mit bemooßtem Haupte, machte mich aufmerksam, und rief: „Sieh um Gotteswillen diese Augen!" Sie waren wirklich erschreckend feurig und schön, wie ein schönes Buch, was mit vieler Freiheit geschrieben ist. Ich eilte, es ihr zu sagen, mein Begleiter desgleichen. O, wie sie lachte, und mir die heiße Hand auf den lobpreisenden Mund legte, — mein Begleiter war im Feuer dieser Augen grob gegen unsre Nachbarn gewesen, und ich sah eben noch in der Ferne sein ruderndes, kämpfendes Pfeifenrohr, er wurde just hinausgeworfen, oder wie die Schlesier sagen, hinausgeschmissen, als mir Julia ihren Arm gab. Ich geleitete sie nach Hause und kaufte ihr Bonbons.

Ach, ich schmachtete in diesen Augen, und las um jene Zeit den Plato, und das war meine Dummheit, denn Julia wußte nichts von Plato. Ich glaubte noch an die Menschheit und an die Tugend, und eines Tags schenkte mir jener erfahrne, hinausgeschmißne

Student ein Bonbon, was ich den Abend vorher der Julia geschenkt und worauf ich geschrieben hatte „Romeo und Julia."

Das war ein merkwürdiger Tag in meinem Leben, das fühlte ich tief, als ich mich im Mondschein auf der Oderbrücke sein erinnerte. An jenem Tage verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Male meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonstwo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato! —

Diese Erinnerungen trieben mich fort von der Oderbrücke, ich ging nach Haus und legte mich schlafen und „Plato oder nicht Plato?" beschäftigte mich bis zur Stunde der Abfahrt. Zwei Freunde geleiteten mich bis zum schwarzen Bären, dort tranken wir zum letzten Male eine Schale schlesischen Kaffee mit einander, sie segneten mich, und ich fuhr von dannen gen Babylon. Zuerst nach Leipzig. Ich sah mich nicht mehr um, denn ich fürchtete mich vor dem Abschiede, und ich fuhr ohne Gedanken durch das mädchenfreundliche Liegnitz, ohne Gedanken bis auf den Markt von Leipzig.

Bei freundlichem Nachmittagssonnenscheine trat ich in das Zimmer meines Freundes. Er saß hinter einem breiten Tische voll Landkarten, reichte mir trübselig die Hand herüber, und sagte es sei gut, daß ich käme, denn er könne Golkonda nirgends finden, ich möchte es ihm suchen helfen.

Nach einigen Tagen erfuhr ich, daß er sehr hypochondrisch sei, und die Welt aufgegeben habe. Der einfache Grund davon sei folgender: Es gebe so erschrecklich Viel zu lernen in der Welt, daß es unmöglich sei, fertig zu werden, und deshalb habe er beschlossen, lieber unglücklich zu sein, als sich noch länger zu quälen. Während er auf das eifrigste Naturwissenschaften und Medicin studire, laufe ihm die Geschichte und Geographie davon, und während er diese einholen wolle, würden jene über Nacht ganz andre. Es sei zum Todtschießen, und ein ehrlicher Mensch müsse dabei zu Grunde gehn, und das wolle er denn auch.

Dabei streckte er sich auf's Sofa, und machte die Augen zu.

Ich sah ein, daß hier das Glück nicht zu finden wäre, weshalb ich auf Reisen gegangen, und am andern Morgen, als er noch schlief, packte ich wieder meinen Koffer und ging. Nur einen kleinen Zettel ließ ich ihm zurück, darauf schrieb ich: Freund, alles Wissen macht dumm und unglücklich, denk an den

Baum der Erkenntniß und Adam und Eva; nur die Sonne iſt was werth in dieſem Leben, geh ſpaziren, am beſten recht weit, in die weite Welt. Wenn du kein Geld haſt, ſo ſchreib mir's, ich werde wohl auch kein's haben, und dann reiſen wir zuſammen, und werden zuſammen glücklich. Vor der Hand reiſ' ich allein.

Nachſchrift: Trink recht viel Waſſer, alle Elemente ſind geſund. Elemente ſind aber: Luft, Waſſer, Sonne, ausgebacknes Brot und roher Schinken, Homer, Shakespeare und theilweiſe Goethe.

Verbrenne um Gotteswillen dein Tagebuch, ſo was kann einen geſunden Menſchen krank machen, und thu' mir den Gefallen, und lebe wohl.

3.

Anhalt.

So saßen wir uns denn gegenüber im Wagen, es war noch morgendunkel, und ich wußte nicht, mit wem ich führe, ich war noch schlaftrunken, und konnte mich kaum besinnen, warum und wohin ich reiſ'te. Manche Leute, wenn sich ihnen das Leben dehnt, und sie nicht recht wissen ob sie sich wohl oder übel befinden, suchen sich einen Weinkeller, um auf andre oder überhaupt auf Gedanken zu kommen, ich suche mir bei solcher Gelegenheit einen Wagen und einen Kutscher. Die teutschen Lohnkutscher sind eine wichtige Klasse von Diplomaten, die nicht leicht irre zu machen sind. Ich verblüffe sie aber immer, wenn sie sehen, daß es mir einerlei ist, nach welcher Richtung ich reise, diese Art Poesie ist ihnen zu hoch und zu dumm. Mit dem genialsten dieser Privat-Postmeister pfleg ich zu fahren. Ich streckte den Kopf zum Wagen hinaus, und bemerkte an den Himmelszeichen, daß wir

nach Norden fuhren. Unglückliche Genialität des Lohnkutschers! Ich liebe den Norden gar nicht. Ich bemerkte ferner an meinem Rückwärtssitzen, daß Frauenzimmer mit mir im Wagen seien. Das war mir sehr angenehm, denn ich liebe die Frauenzimmer, und möchte nicht acht Tage auf der Welt sein, ohne welche zu sehen. Es war aber Alles still und nichts zu entdecken, ein verrätherischer Husten schlug indessen die Hoffnung auf mein vis à vis nieder, selbiges hustete laut und grämlich, der kalte Morgenwind strich durch den schlecht verwahrten Wagen, ich holte ein großes Umschlagetuch aus meiner Reisetasche, was mir ein weiches Gemüth einst geschenkt hatte; es sind ägyptische Hieroglyphen darauf, und ich mache im Zwielicht oft bei seinem Anblick einen Kursus meiner historisch kabbalistischen Studien. Wenn ich das Wort Abraxas ausfindig gemacht habe, denk' ich an die Theologie und ihre neuesten Helden, und schlafe ein, und Tholuck segnet mich, und Wegscheider segnet mich, und Beides ist mir vollkommen egal. — So schlief ich auch hier ein, und erwachte erst, als die Sonne mir hell in's Gesicht schien. Eine alte Dame, die natürlich nicht schön war, und eine junge Dame, die gar nicht war, saßen mir gegenüber. Die junge nämlich war verschleiert. Ich machte mein Kompliment, wurde aber ignorirt. Mein Umschlagetuch mit ägyptischer Poesie hatte mir wahrscheinlich

abenteuerlichen Kredit verschafft. Ich trug Beides standhaft, und weil ich noch fror, blieb ich in Aegypten, und holte mir ein Buch aus der Tasche, um der Gesellschaft durch Lesen zu imponiren. Glücklicherweise war es ein französisches; tolle Geschichten von Herrn v. Balzac standen drinn. Nun ließ ich zuweilen nachlässig die Hand sinken, damit man die fremdartigen Lettern sehen könne, man mußte bemerken, daß ich Glacéhandschuh trüge, ich verfehlte auch nicht zuweilen nach der Lorgnette zu greifen und die uninteressante Gegend zu betrachten. Kurz, ich that Alles, um meine Reputation, die allem Anscheine nach auf dem Spiele stand, wieder herzustellen, und sah nun ernsthaft in den Balzac, da ich das Meinige gethan zu haben glaubte.

Herr v. Balzac ist des Abends ein geistreicher Taschenspieler, der unsre Nerven mit barokken Dingen zu beschäftigen versteht, in der Morgensonne ist er eine pudelnärrische Fratze, und seine entsetzlichsten Dinge sind lächerlich. Wer des Morgens Gespenstergeschichten mit Illusion lesen kann, der ist selbst ein Gespenst, des Morgens ist die Natur rationell und nüchtern, namentlich auf den Leipziger Blachfeldern; ein leidlich vernünftiger Mensch kann des Morgens nicht einmal romantisch sein, wenigstens nicht vor dem Kaffee. —

Den Vorposten, die alte Dame, hatte ich schon gefangen: sie fing an zu sprechen über den schlechten Wagen, die langsamen Pferde, die rauhe Witterung. Ich gab ihr Alles im Superlativ zurück, die Witterung sei sehr rauh, der Wagen unverzeihlich, die Pferde gingen nicht von der Stelle. Nun wußte sie, daß ich ein sehr wohlerzogener Mensch sei; ich nahm auch meinen verdächtigen Shawl ab und hüllte mich vornehm in den Karbonari. Sie rückte auf dem Sitze, und sprach etwas hochteutscher: Sie reisen wohl auch nach Magdeburg? Ich erschrak, als ich hörte, daß es dorthin ging: von der Universität aus brachte man immer unsre Demagogen auf die Magdeburger Citadelle und ich hatte mich früher auch mit Demagogie beschäftigt, ich hatte „das Wartburgsfest" und „Haupt" und „Herbst" „über Burschenschaft und Landsmannschaft" gelesen, ich hatte eine schwarz und rothe Mütze getragen, und dito Pfeifenquasten — das Gold war auf der Universität streng verboten — ich war sogar einmal beim alten Jahn gewesen. Aber es war Morgen, die Gespenster hatten keine Gewalt über mich, und ich nahm alle Kraft zusammen und sagte: Aufzuwarten, ich reise auch nach Magdeburg.

„Es ist wohl nicht wahr, daß die Cholera in Magdeburg ist?"

Das ist gewiß nicht wahr, in eine königlich preu-

ßische Festung, in welcher königlich preußische unsterbliche Soldaten sind, wagt sich die Cholera nicht.

„Giebt es denn wirklich unsterbliche Menschen?"

Ei ja wohl: die Könige von Frankreich, die Landgeistlichen, die Solotänzer, die ersten Sängerinnen, die Poeten und die Gardeofficiere sind alle durch die Bank unsterblich.

„Je, was Sie sagen! Wie sehen denn eigentlich die Unsterblichen aus?"

Grau.

„Ganz grau?"

Ganz grau.

Hier hustete die verschleierte Dame, und ich fragte sie nach ihrem Befinden. Sie murmelte unbefriedigenden Bescheid. Die ältere, welche durch ihren großen Hut verhindert wurde, sich umzusehn, erkundigte sich nach der Gegend. „Es ist hier gar keine Gegend," erwiederte ich ihr, und sie beruhigte sich.

Die jüngere ward nun allmählig etwas regsamer, sie zog den Handschuh aus, und machte sich unter dem Schleier an ihren Locken zu schaffen; die Hand war nicht allzuklein, aber voll, fleischig, weiß und schön. Sie lüftete einen Augenblick den Mantel, um eine Nadel festzustecken, ich durfte einen Blick auf die Figur werfen, sie war ebenfalls schön, hoch und volle Nach diesen kleinen Entwickelungen ihrer Streitkräft. zog sie sich wieder in die frühere unangreifbare Stel-

lung zurück. Aber die Alte wollte schwätzen, und verwickelte sie in ein kleines Vorpostengefecht. Sie schienen mit einander verwandt zu sein; ich flog als Parlamentair hin und her. Endlich lüftete sie ihren Schleier, und gab sich Mühe, recht unbefangen dabei auszusehn. Das Gesicht war hübsch rund zum Küssen geformt, und von angenehmem, nördlichem Fleische gesättigt, die Augen waren groß, und wenn auch ein wenig leer, doch nicht ohne Sinnlichkeitsschmelz. Für die zufällige Begleitung im Lohnwagen war's eine glänzende Acquisition.

Wer mit dem nordteutschen Lohnkutscher fährt, rechnet nicht sehr auf Diskretion, man kann nicht lange verbergen, wer man ist. Dies Mädchen oder die junge Frau — die Conturen um die Augen waren so zweifelhaft, unsicher — versteckte sich wie eine Schnecke, sobald sie berührt wurde. Neben mir saß ein junger Mensch, der bisher geschlafen hatte und jetzt beim Erwachen eine ächte nordteutsche Grobheit entwickelte, die man gewöhnlich Geradheit und Biederkeit nennt. Er fragte ohne Weiteres, wo sie her wäre, und was sie sei.

Er hatte sich keiner Antwort zu erfreuen, und damit es nicht still würde, fing er an zu singen. Ich wußte aber genug, denn ich wußte nun, daß sie eine Schauspielerin sei. So derb verbarg sich keine andre; ich bemerkte nun auch, daß Shawl und Mantel von

ſehr bunten Farben, und ihre Haare auf das modernſte, wenn auch nachläſſig, friſirt waren, ich ſah, daß ſie ihre Halskrauſe ſchon mehrere Tage im Stillen trug. Auch war ihre Frühſtückſemmel, welche ſie eben zum Vorſchein brachte, in Müllners Schuld gewickelt. Das war der geſtrige Theaterzettel.

„Würden Sie lieber die Elvira oder die Jerta ſpielen?" fragte ich mit einem Blicke auf die Butterſemmel. Sie ward glühend roth, ich wußte, wie klug ich ſei. Uebrigens entſchied ſie ſich, wenn ſie eine ſpielte, für die Jerta; Elvira ſei zu leidenſchaftlich.

„Was halten Sie von der Leidenſchaft?" fragte ich die Alte. Sie ſchämte ſich, und meinte, ich ſolle den Anſtand nicht verletzen. — Wir kamen an's preußiſche Zollhaus, und mußten uns viſitiren laſſen. Fräulein Jerta war in großer Verlegenheit, als ſie der Preuße bat, den Mantel zu öffnen, und fragte, ob ſie vielleicht etwas Steuerpflichtiges am Leibe trage. Zum Zeichen, wie weh ihr dies that, fuhr ſie mit der Hand an's Herz. Der Viſitator ſchüttelte den Kopf; die teutſchen Schauſpielerinnen ſind entweder frivol oder prüde, ſie finden ſelten eine bürgerliche Mittelſtraße. Das iſt aber natürlich: man erwartet ſie nicht bei ihnen, und was man nicht erwartet, findet man ſelten. Der Charakter ganzer Stände iſt

wie der Modekaufmann: einen Artikel, nach welchem nicht gefragt wird, führt er nicht.

Auf dem Schooße Fräulein Jerta's fand sich im weiteren Verlaufe der Fahrt ein dicker Quartant ein. Ich erkundigte mich, und sie lispelte schüchtern: Es ist mein Lieblingsschriftsteller Heinrich —

— Der Lohnkutscher zerriß den Namen, und fragte, ob er den kürzeren Weg durch den schwarzen Boden über Calbe fahren dürfe, in Calbe sei sie aber —

Wer denn?

Nu, die Cholera!

Ich war in süßer Erwartung, ob die sanfte Schauspielerin vielleicht meine Schriften so verehre, mein zarter Vorname hatte mich elektrisirt. Darum entschied ich despotisch ohne Zuziehung des Parlaments die Reisefrage, und hieß den Kutscher in Teufels Namen über Calbe fahren.

„Also Ihr Lieblingsschriftsteller Heinrich" —

„„Zschokke""

Mein Herz war erkältet, aber ich überlegte mir bei Zeiten, daß von meinen verführerischen Schriften noch nichts gedruckt sei. Sehr unbefangen und gründlich setzte ich ihr indeß auseinander, daß sie mit einem sittengefährlichen Schriftsteller verkehre. Ich erklärte ihr den feinen Materialismus Zschokke's, der wie Gift in die Poren dringe, die Sinne allerdings

ſchmeichelnd befange, aber Alles Höhere im Menſchen verzehre.

Sie war ſehr erſchrocken, und gab Zſchokke für einen äußerſt moraliſchen Schriftſteller aus, den ſie eben darum ſo gern geleſen. Ich verſicherte ſie ihres Irrthums, und fragte, ob ſie wohl eine große Idee nachweiſen könne, die er in ihr angeregt habe. Darauf ſprach ſie große Worte, Houwald und Müllner waren die Quellen, aber es war keine Idee von einer Idee darin. Ich nahm ihren Müllner-Houwald'ſchen Worten die weiche, lange Allongenperrücke und die gefährlichen Mäntel ab, und ſagte ihr, das ſeien nur Dinge für Lampen und Bretter, und ſie ward wieder roth, und ſagte am Ende, es wäre möglich daß ich Recht hätte, aber es wäre ſchrecklich. Dabei verlor Zſchokke ſeinen Platz auf ihrem Schooße. Mit Bedauern erzählte ich ihr, wie ſehr man allgemein ihren Irrthum theile, und wie namentlich Zſchokke von Gymnaſiaſten geleſen und bewundert würde, die eine weichliche Freiheitsliebe daraus erlernten, und ſpäter egoiſtiſche, haltloſe, ſchlechte Bürger würden.

Die Alte war ſehr unruhig geworden wegen der Cholera in Calbe, ich ließ aber ihre Unruhe nicht zu Worte kommen, ſondern trug über Anhalt vor.

Anhalt iſt das Land der Haſen, der Mittelmäßigkeit und des Obſtes. Gleich und gleich geſellt ſich gern. Die Haſen ſitzen in ganzen Friedensheeren un-

ter den Anhaltinern, und halten große Herbstlager und Manövers ab, und wenn man die Flinte bei zugedrückten Augen losschießt, so trifft man doch einen Hasen. Der ganze Ausdruck des Landes und der Bewohner ist so mittelmäßig ausdruckslos, daß er auch nicht den kleinsten Gedanken erzeugt. Die Lüneburger Haide hat doch einen Charakter, aber Anhalt mit seinen Bewohnern ist ein verwischtes Löschpapiergesicht. Das Land ist sehr fruchtbar, die Menschen sind's auch, es ist ein gesegnetes Land. Aber es ist ein Land ohne Kourage; es giebt eine gewisse Wohlhäbigkeit, die alle Spannkraft mit weichem Fleisch oder Fett bekleidet und erstickt. Wenn man ein Gesicht sieht, was von Haus aus wohlgebildet ist, das aber langweilig aussieht wie eine leere Landkarte von Afrika, wo die Augenlieder schlafsüchtig die halben Augen bedecken, so kann man immer von vornherein vermuthen, es gehöre einem Anhaltiner. Sieht man dabei noch müde, schläfrige semmelblonde oder braunblonde Haare, die sich gern krausen möchten, aber nicht Mark dazu haben, eine kraftlose längliche Figur, bei der die Schulter schmal und die Haltung schwach ist, so ist das Anhalt, und noch einmal Anhalt.

Die Leute dort sind nicht dumm, sie sind nicht faul, nicht schlimm, aber sie sind mittelmäßig. Das Stück Teutschland vom Harze südöstlich aus bis

an die ſächſiſchen und ſchleſiſchen Gebirge hat die Natur nach Tiſch geſchaffen, es iſt ein reizloſes Verdauungsland. Die Anhaltiner ſind faſt ſo höflich wie die Sachſen, aber ihre Höflichkeit iſt Schwäche, ich glaube, ſie haben kaltes Blut wie die Fiſche.

Wenn man bedenkt, daß Wilhelm Müller, der liebenswürdige Waldhorniſt, aus Deſſau iſt, ſo ſchätzt man ſein Talent noch einmal ſo hoch. Deſſau iſt der hübſcheſte Kirchhof in Teutſchland, und wenn es nicht noch muntre Judenmädchen dort gäbe, ſo hörte man den ganzen Tag über nicht ein Wort. Es hat ſehr anmuthige Familienbegräbniſſe: den Park beim Schloſſe, das Luiſium und Georgium, und wenn man einen ganz aparten Gottesacker ſehen will, ſo geht man einen ſchattigen Weg einige Stunden weit bis nach Wörlitz. Dort giebt es kleine Seen und Tempel und Raritäten, unter andern eine mediciſche Venus, die ſchriftſtelleriſch dreſſirt iſt, und auf einen Federdruck ſchamhaft erſcheint. Damen werden dabei nicht zugelaſſen, die dürfen ſo etwas nicht ſehen. Anhalt iſt proteſtantiſch, und wenn man eine ſchöne Frau lieben will, muß man mit ihr verheirathet ſeyn.

Alle Jahre wird einmal verſucht, ob die Todten in Deſſau aufgeweckt werden können. Die Halliſchen Studenten nämlich halten es wegen der israeliſchen Kolonie daſelbſt für einen klaſſiſchen Punkt

aus dem alten Testamente, und zwar für die Schädelstätte, wo Simson mit dem Eselskinnbacken gewüthet hat. Zu Pfingsten unternehmen sie ihren Kreuzzug gegen die todten Philister, und kommen in großen Schaaren zu Fuß von Halle nach Dessau gewandert, mit großen Mäulern und kleinen Beuteln, und machen einen Spektakel, daß jeder halbweg honette Todte davon aufwachen muß. Sobald sie sich aber überzeugt haben, daß in Dessau an keine Auferstehung zu denken ist, ziehen sie nach zween Tagen wieder ab, und singen sehr malhonett die alten Spottlieder gegen die leblosen Philister. Denn man soll Niemand angreifen, der sich nicht wehren kann. Und jenes gesegnete biblische Land der Philister ist in Teutschland Anhalt. Charakteristisch ist es, daß Matthisson lange hier gelebt hat.

Es ist das teutsche juste milieu, was manches Gute zum Vorschein bringt, aber nichts Großes. Sein Hauptrepräsentant in optima forma ist der ihm entsprossene Historiker Friedrich v. Raumer, Königlich Preußischer Regierungsrath und Professor in Berlin, wie auch weiland Censor und gelehrter Patriot. Auf seinem Gesicht und in seinen Schriften und in seinen Handlungen — denn er handelt mit der Geschichte — ist jenes Anhaltinische mittelmäßige Lächeln, was links und rechts kokettirt, und nicht süß und nicht sauer ist. Als ich

das Vergnügen hatte, ihm in einer Abendgesellschaft bei Herrn Brockhaus in Leipzig vorgestellt zu werden, entdeckt' ich sogleich die weichlichen, grün, roth und weißen Striche der Anhaltinischen Farben in seinem Gesichtchen, und erkundigte mich auf gut Glück, ob er nicht aus Anhalt sei. Er ist ein kleines, bewegliches, gläsernes Figürchen, womit man allerlei Rollen spielt zur Belehrung und Belustigung junger Mädchen. Ich habe gar nicht glauben können, daß der Mann für Männer zu schreiben habe, nachdem ich gehört hatte, wie er die Gesellschaft unterhielt. Die niedlichen Waden der Berliner Tänzerinnen hüpften in lüsternen Entrechats auf seinen Worten herum. Er ist auch ursprünglich ein belletristischer Schriftsteller, den sein Vater und die Dessauer gezwungen haben mögen, Geschichte zu schreiben, weil sie doch auch einen Historiker haben wollten. Dadurch hat man den Mann um seinen Ruhm bestohlen — man lese seine „Wilhelmine" in der Urania von 1833, und sage, ob ich Unrecht habe. Ist es nicht eine charmante liebenswürdig psychologisirende, reizend anspruchslos entwickelnde Novelle? Verräth der Verfasser nicht die beste Anlage zu solchen kleinen, rein gewaschenen Novellen-Gedanken. Man sehe in seine leider vergessenen „Briefe aus Paris" — steckt er nicht wie in der Zwangsjacke, daß er über Tagesgeschichte sprechen muß?

Die Toilette der Schauspielerinnen, die Beine der Tänzerinnen, die Postkutschen, das Wetter — wie sieht man sein Naturell aufathmen, wenn er das Alles der Madame Crelinger beschreiben kann? Das ist sein Fach. Hätte er das nicht verfehlt, so wäre vielleicht Dessau zu einem ausgezeichneten Manne gekommen. Ein kleiner teutscher Abbé mit gläsernen, fidelen Augen, der die Finger der Damen leckt, Stundenlang die interessantesten Strumpfbändergeschichten zu erzählen weiß, die Augen zudrückt, wenn eine Unanständigkeit unterläuft, und bloß mit Mund- und Augenwinkeln lacht, eine neue Auflage der beaux esprits aus den Gemächern der Maintenon, die wie ästhetischer Kaviar herumpräsentirt werden, daß die stumpfen Kavaliere Appetit bekommen auf Küsse und Liebesallotrien. Ein kleiner, erfrorner Historiker mit rothgeleckten Wänglein und Naseneckchen, mit einem bis zur Farblosigkeit abgewaschenen, lichten Auge, ein Männlein zur Kurzweil, ganz und gar für Friedenszeiten, ein schlüpfriger, pikanter Theaterrecensent, affable, affable, charmant sogar, sonst nichts — ganz aus Dessau, ganz aus Anhalt, das ist Herr v. Raumer.

Er hat die unglücklichste Aehnlichkeit mit Johannes v. Müller: er schreibt mit großen Buchstaben, und spricht ganz dünn, und windet, streicht sich wie ein Kätzchen um seinen Herrn, und schnurrt,

wenn ihm Brei vorgesetzt wird, und ist mäuschenstill, wenn man ihm selbigen nimmt. Müller war ein kleiner, vollständiger, gesellschaftlicher Geck, der krummgebuckelt in Berlin herumlief. Das thut, glaub' ich, Raumer nicht: er sündigt negativ, und hat keinen schlechten Charakter, sondern nur keinen Charakter — ein kleines Hinderniß für einen Historiker. Er ist aus Anhalt.

„Leben und leben lassen". Diese humane Indifferenz ist ganz Dessauisch, und dafür hat Raumer Alles geopfert, und, gutmüthig gegen sich selbst, ohne höhere, innere Religion, hat er sich's vergeben, was er sich und seiner Würde vergab. Er wollte einmal mit der Censur einen Anlauf nehmen, da streckte man ihm drohend aufgehobene Finger entgegen, und rief leise: „Willst du wohl" — „„ja so"", seufzte er, und ging nach Hause. Da kam er am Opernhause vorüber, man gab großes Ballet und Musikvergnügen, er ging hinein — damals hatte er noch sein Freibillet — und amüsirte sich deliciös, klatschte, und aß Eis. Und als er heim kam, erzählte er bloß vom sublimen Ballet, und hatte alles Andere rein vergessen.

Das ist der Professor der Weltgeschichte aus Dessau, in dessen Gesicht nur eine hübsche Klatschgeschichte um die andere steht. Der Mann hat wie ein ächter Anhaltiner gar keine Leidenschaften,

nicht für's Gute, nicht für's Schlechte, höchstens kleine, artige Passiönchen, die man auf die Finger schlägt, wenn sie unartig werden.

Heine erzählt von ihm, er habe ihn einige Königl. Preußische Amtsthränen weinen sehn, als er vom Tode Ludwig's XVI. gesprochen, und geht ihm mit unterschiedlichen Dolchkitzeleien an den Leib. Das sollte er nicht; solche Leute aus Dessau — es ist die Gattung aus den 100 Tagen, die Alles über sich ergehen lassen, die Dutzendmenschen — müssen in der Weltgeschichte vegetiren. Sie studiren mitunter Quellen und Kodices für uns, und sind in ihrer Gutmüthigkeit und Zahnlosigkeit doch immer besser, als tausend Andere. Wenn sie leichtsinnige Kompendien über „Recht, Staat und Kirche" schreiben, so muß man einmal gelehrt gegen sie auftreten, sonst aber nur dummes Zeug mit ihnen machen.

Außerdem ist hier Herr Ritter, nicht der Geograph, auch kein Philosoph, sondern ein Professor der Philosophie, in Dessau groß und in Berlin klein geworden, und einige gute Landschaftsmaler und viel gute Marqueurs sind aus Anhalt gekommen.

Zum Landschaftsmalen reicht Mittelmäßigkeit hin, reproduciren kann man mit einem guten Pinsel. Marqueurs widersprechen meiner Schilderung Anhalts nicht, denn sie sind gut, also nicht genial, sondern industriös.

Moſes Mendelsſohn hat ebenfalls nur das Geſchick gehabt, in Deſſau geboren zu werden; aufgewachſen iſt er in Berlin. Man darf nur folgende Geſchichte kennen, um darüber in's Reine zu kommen, daß er nicht aus Deſſau war: Leſſing, der gottverlaſſene Nicolai und er hatten eine Zuſammenkunft anberaumt, in der ſie über das Chriſtenthum ſprechen wollten. Der Tag kam, und es regnete heftig, Mendelsſohn wollte nicht ausgehen, und ſchrieb an Leſſing: „Da heut ſo ſchlecht Wetter iſt, ſo wollen wir — wenn's Ihnen gefällig iſt — die Verbeſſerung des Chriſtenthums bis über acht Tage aufſchieben."

So ſchreibt kein Anhaltiner.

Es hat nur zwei geniale Männer hier gegeben: der eine war der Schuhſtersſohn Wilhelm Müller, und der hatte auswärts ſingen gelernt, und ſtarb bald in ſeinen beſten Jahren an Deſſau, als er zurückkam. Der zweite war aber der alte Deſſauer mit dem Zopfe und den Kamaſchen, und ſeine Genialität beſtand darin, daß er alle Lieder, auch die Kirchenlieder, nach der Melodie des Deſſauer Marſches ſang.

4.

Magdeburg.

Und es war Mittag geworden im Lande Anhalt. Wir waren in ein kleines Städtchen gekommen, dort war Alles mittagsstill, und eine Katze lag auf dem Markt in der Sonne, und ein Soldat stand Schildwacht. Ich fragte ihn, was er hier im friedlichen Lande Anhalt bewache. Er verachtete mich und schwieg. Fräulein Jerta, die sich immer größer und gewaltiger entwickelte, je höher die Sonne stieg, ging mit mir spazieren. Die alte Dame trank Kaffee im Hausflur, unser Begleiter streckte sich auf die Bank vor dem Hause, und ließ sich von der Sonne bescheinen, die Pferde fraßen, der Kutscher pumpte Wasser — es war anhaltinisch. Ich sprach mit Jerta von der Liebe, aber sie traute mir nicht — ich führte im kleinen Obstgarten hinter dem Hause ihre schöne Hand an meine Lippen, sie sah mich bedenklich rührend mit ihren großen, schwimmenden

Augen an; aber ſie traute mir nicht — ſie legte ſogar einen Augenblick ihre weiche Hand an meine Wange, und fragte mich ehrlich, wovon ich ſo heiß ſei, aber ſie traute mir nicht, und als ich ihre Hand feſt halten wollte an meiner heißen Wange, da ſprang ſie in's Haus.

— Und wir fuhren weiter, es ward dunkel, und Calbe, das verpeſtete Jaffa, näherte ſich. Unſere Alte ward immer bewegter, und fragte zu wiederholten Malen, ob man denn auch im Wagen die Cholera bekommen könne.

Ich verſicherte ihr zu wiederholten Malen, kein vernünftiger Menſch bekomme im Wagen die Cholera. Das war ihr aber ein ſehr unſichrer Troſt.

Indeſſen kam die Nacht und mit ihr der beruhigende Schlaf für meine Gefährten, Jerta erkundigte ſich nach einigen Sternen — ſie wollte ſchwärmen mit dem kleinen und großen Bär — und ſchlief auch ein. Die Nacht war ziemlich hell, und ich ſah weit über die ausdruckloſe Gegend hin, die in matter Fläche ſich ausdehnt, ich gedachte des mittelmäßigen Pflanzenlebens, was die Leute auf dieſem Strich Erde führen. Sie quälen ſich für des Leibes Nothdurft, und das iſt ihr Sinnen und Trachten, womit ſie aufſtehn und ſich zu Bette legen, und des Sonntags laſſen ſie ſich vom Pfaffen etwas über das Himmelreich ſagen, und unter dem Himmel-

reich denken sie sich Braten und Kuchen, und alle Tage Sonntag, die Weiber aber hoffen, das Kindergebären werde nicht mehr schmerzhaft seyn. Ein Hoffen und Fürchten, was über Nahrung und Schulden hinausgeht, kennen sie nicht, und doch sterben sie nicht gern. Ich sah hastiger zwischen die Sterne, ob ich des Herrgotts Gesicht nicht entdecken und aus seinen Augen die Absichten und Geheimnisse seines Treibens mit uns herauslesen könne. Da hielt der Wagen; ich hörte die Saale rauschen, wir waren an der Fähre; zehn Schritt neben uns lag Calbe mit der Cholera, zusammengeballt wie ein schwarzes Gespenst.

Wie mancher arme Teufel mochte eben da drüben an der unanständigsten Krankheit seinen Todesschweiß schwitzen. Ich hatte das Ungethüm in Schlesien gesehn: mein Ekel davor war größer als meine Furcht. Und doch ist sie mit ihren schauderhaft komischen Waffen eine vollkommen moderne Pest, ein Pendant des Humors, ein Todeshumor. So wie dieser die gemeinsten Gegenstände für sich in Beschlag nimmt in seiner unwählerischen Demokratie, so tödtet sie die Menschen mit Dingen, die wir unanständig und lächerlich zu nennen übereingekommen sind. Sie ist todtesernsthaft und todtesspashaft, wie man es nennen will, mit Waffen, die uns bisher zum Spott und zum Gelächter dienten, sie ist der

populärſte und wirkſamſte humoriſtiſche Schriftſteller, den wir je in Teutſchland gehabt. Und was den großen Städten noch erlaubt war, ein zorniger Lärm gegen das Ungethüm, ein Aufſtand, der, wenn auch dumm und nutzlos, doch den Alpdruck ein wenig lüftete — das iſt ſolch' einem Städtchen an der Saale nicht einmal geſtattet. Ruhmlos und ohne Verſuch zum Widerſtande ſtirbt der Calbenſer in ſtiller Nacht, nicht einmal die Renommée der Cholera, die etwas epiſch Wichtiges über eine große Stadt verbreitete, entſchädigt ihn. Arme Calbenſer! ich weiß Euch nicht zu helfen, warum ſeid Ihr aus Calbe!

Die Fährleute tranken ſchweigend ihren Schnaps, kauten Tabak und ſprachen kein Wort. Daß ihre Geſichter bleich ausſahen, mochte vom Laternenſchein kommen. Mich fror, und ich drückte mich in die Wagenecke; es ging immer tiefer in's märkiſche Land, und ich verlor nichts, wenn ich ſchlief. Jerta ſchien gleiche Empfindungen zu theilen: ſie griff im Schlaf herunter nach meinem Mantel, und deckte ſich damit zu, ich ließ mir die intimere Annäherung duldſam gefallen, und träumte bunter, als der einförmige, nächtliche Weg verdiente.

Als die Sonne kam, ſahen wir von einer kleinen Anhöhe Magdeburg und das Elbthal. Das unſcheinbarſte Geſicht ſieht leidlich intereſſant aus,

wenn es sich bis zum Morgen warm und roth geschlafen hat. Die stolze Magdeburgis ist der erste märkische Prahlhans: sie machte sich in dem Morgenscheine mit ihrem Dome und ihrer Elbe ganz hübsch, wie ein ärmlich montirter Soldat, dessen Gewehr durch den Nebel in der Morgensonne blitzt. Und ich wußte doch, daß nichts dahinter war, und sollte es bald erfahren.

Und doch ist mir die Mark mit ihrer Renomisterei und ihrer Unverschämtheit lieber als Anhalt und was drum und dran ist mit seiner mittelmäßigen Gleichgültigkeit. Es ist doch Nerv und Spannkraft im Märker, und er hat doch Kourage, wenn auch bisweilen zu nichts weiter als zum Aufschneiden. Zum Aufschneiden gehört schon eine Art von Phantasie und speculative Thätigkeit. Der Märker braucht wenigstens bereits ein Interesse, und wenn er auch noch auf das Abgeschmackteste fällt, so bekundet sich doch schon ein geistiges Blut.

Es ist auffallend, wie deutlich sich der Volkscharakter in den provinziellen Dialekten unsers Vaterlandes abstuft und ausdrückt. Der Schlesier spricht eine harmlose schwatzhafte Mundart, in welcher noch ein großer Rest österreichischer, heimlicher Gutmüthigkeit wohnt. Eine thörichte Bescheidenheit läßt den Accent nicht bis zur Höhe der vollen Doppelvokale aufsteigen, er spricht episch schnell und die vollen

Laute zerquetscht er zu kleinen Vokalen, die harten Konsonanten zerdrückt er zu weichen Stauden „'s is ihm fürchterlich, die Leite mit hochen Worten zu erschrecken.“ Bei dieser Schnelligkeit der Rede, welcher er alle Hindernisse aus dem Wege räumt, ist eine gewisse Rührigkeit und Behendigkeit im Schlesier geblieben, die ihn Viel empfangen und in aller Eil verbrauchen läßt, es ist ihm indeß das vollere, derbere Norddeutschland nöthig, wenn sich etwas Ernstes, Schweres in sein Wort ansiedeln soll. Aber er hat eine große Bildungsfähigkeit vor dem Dialekte des Sachsen voraus, er ist ein junger Virtuos, der bequeme mittelmäßige Streicher auf den Kirchmessen spielt und viel neue Melodieen erlernen kann. Der Sachse aber ist ein alter Musikant, welcher immer und ewig „Blühe liebes Veilchen“ aufgeigt. Und wenn er was Neues, Kräftiges, oder was Fremdes versuchen will, so schwänzelt immer wie ein kleines sentimentales Hündchen sein „Blühe liebes Veilchen“ dazwischen. Ich glaube, es ist der Kapellmeister Schneider gewesen, der die Marseillaise und „Heil dir im Siegerkranz“ ineinander hinein komponirt hat: unter den wildesten Revolutionsrhythmen geht in unerschütterlichem Schritte „Heil dir im Siegerkranz“ einher. So mag der Sachse noch so kurioſe Dinge sprechen, es geht immer der spaßhafte Grundton „Ach Herr Jeses, heeren Se“ unter den

Worten her; er mag zürnen wie ein Titan, man glaubt's ihm nicht, weil der Dialekt den Zorn parodirt. Es ist ein Unglück, in Sachsen sprechen gelernt zu haben, denn der sächsische Dialekt schwemmt das Organ so tief aus, daß nie wieder etwas Anderes damit zu machen ist. Wenn beim Pfingstfest zu Jerusalem unter den andern heiligen Geistern auch ein sächsischer erschienen wäre, die Apostel wären zu Schanden geworden, und hätten sich blamirt. So hartnäckig selbstständig ist dieser Dialekt in seiner singenden Weichlichkeit, daß er wie ein neutrales Fluidum sich mit keiner andern Substanz verbinden läßt. Von jedem Worte schleift man die Ecken ab, und das ist seine Verwandtschaft mit dem Schlesischen, aber er begnügt sich nicht damit, sondern biegt den abgeschliffenen Ton noch in die Höhe und hängt ein flatterndes Schwänzchen daran. Er hat keinen sichern, festen Tritt, sondern geht trippelnd immer auf- und abwärts, er hat keinen Redefall, sondern den Singfall. Jeder Satz wird wie eine halbe Skala gesungen, und weil der Brustton zu jäh und unhöflich hervorkommt, so muß er immer erst die Werkstätten der Kopf- und Nasalstimmen passiren, eh er zum Vorschein kommen darf. Ein ächter Sachse in der Nähe von Dresden spricht mit lebendiger Beihilfe der Nase und leidet stets am Stockschnupfen. Es ist ein Dialekt völliger Unkraft

und Thatlosigkeit, und es ist den Sachsen hoch anzurechnen, daß sie ihm noch immer nicht ganz erlegen sind. Ich habe mich im Jahre der Revolutionen 1830 über nichts mehr gewundert, als über die Aufstände in Sachsen, und es hat mir keine Bewegung des Volks mehr imponirt als die sächsische; denn es war erst der gefährlichste Feind, eine thatlose, kraftlose, allen Enthusiasmus verkleisternde Sprache zu überwinden, was andern Nationen zur That behilflich, was bei so vielen schon die halbe That ist, das gefügelte Wort, die fortreißende Rede — das trat dem Sachsen wie ein Hinderniß in den Weg. Wenn ein Sachse auf gut Sächsisch begeistern will, so klingeln die kleinen naiven Schellen hinter jeder Komma, und man hält's für einen Spaß, wenn der Sprecher ein noch so ernsthaftes Gesicht macht. Der Dialekt hat keine Zähne. Und doch hat sich dieses Volk, die leere Höflichkeit abgerechnet, welche nirgends so abgenutzt wird als in Sachsen, eine Art von Zähigkeit, von hartnäckigem Willen, von eigensinniger Selbstständigkeit, ja von nachhaltiger Charakterstärke bewahrt, welche bei einer völlig charakterlosen Sprache, die gar keinen Willen hat, in das größte Erstaunen setzt. Der Sachse ist bei aller scheinbar willenlosen, windelweichen Artigkeit so charakterhartnäckig und konsequent, wie kaum irgend ein teutscher Volksstamm. Was müßte er

darum geben, wenn diese Selbstständigkeit in einer straffen, festen Schritts und Tritts einhergehenden Mundart erscheinen könnte. Das jüngere Geschlecht erkennt auch immer klarer dieses Hinderniß, und bestrebt sich, den Dialekt zu reinigen. Man braucht durchaus nicht darauf auszugehn, jede Schattirung der Stammeigenthümlichkeit zu verwischen, das hieße eben so viel mannigfachen Reiz vertilgen, als wenn man den Landleuten ihre Trachten nehmen und sie nach Pariser Moden kleiden wollte. Aber man kann ein Individuum bleiben, und doch allgemeinen Gesetzen huldigen.

Bei dem jetzigen Dialekte ist dem Sachsen auch jede fremde Sprache verschlossen, er biegt die Redeorgane gewaltsam nach gewissen Winkeln und Richtungen, daß sie alle Unparteilichkeit einbüßen, und jede fremde Sprache sächsisch produciren. Es ist keine teutsche Mundart so eigensinnig, so antikosmopolitisch als die sächsische.

Zwischen ihr und der schlesischen streckt sich die Stiefschwester beider Provinzen, die Lausitz, in sandigen Flächen und einförmigen Föhrenwäldern hin, ein unleserlich bedrucktes Blatt im Buche Teutschland. Diese Provinz hat seit mehrern Jahrhunderten still mit selbstgeschlossenen Augen dagesessen, eine Hand nach Schlesien, die andere nach Sachsen und das Ohr unmuthig nach der Mark hingestreckt. Eben

so hat sich auch die Sprache jener Leute, die nicht warm noch kalt sitzen, verhalten. Nach Sorau hinauf wird mehr geschlesiert, nach Cottbus und Guben hinüber mehr gemärkert, nach Görlitz und Spremberg hin mehr gesächsert. Aber das Herz der Lausitz was Liebe und Haß empfindet, hat sich lange Zeit zu Sachsen hingeneigt. Dies Land ist das teutsche Tomi, es fehlt ihm nur der Ovid. Wenn man das Wort Lausitz ausspricht, so denkt man an die Langeweile, und das Land wird am interessantesten, wenn's regnet. Die Theologen nennen es Patmos, und der alte, wackere Superintendent Worbs zu Pribus ist der mürrische Lausitzer Johannes, der alljährlich seine trocknen Geschichtsoffenbarungen über die provinziellen, vermoderten Herzöge und Fürsten schreibt. Aus Langeweile hat hier Ernst v. Houwald seine larmoyanten Dramen geschrieben, aus Langeweile ist Solger, ein halber Lausitzer, hier ein feiner Aesthetiker geworden, und hat so lange Briefe geschrieben, aus Langeweile schreibt Leopold Schefer in Muskau alle Jahre ein paar phantasiereiche Novellen, aus Langeweile ist sein Patronus, der Fürst Pückler, verstorben und nach England und Frankreich gereist, um seiner Julia, welche er liebt, und die sonst auch seine Gattin war, interessante Briefe zu schreiben, aus Langeweile betrachtet der Dr. Nürnberger in Sorau die Wolken und die

Sterne, und beschreibt sie im Morgenblatte. — Alles geschieht in der Lausitz aus Langeweile, und wenn's was Gutes ist, so kann die Lausitz nicht dafür. Sobald sie aber direkt in's Spiel kommt, begiebt sich auch gewiß etwas Langweiliges, davon weiß der Königlich Preußische Justizkommissarius zu Lübben, wie auch der Oberlaus. Gesellschaft für die Wissenschaften ordentliches Mitglied, Herr F. W. Neumann, zu erzählen, welcher den „Versuch einer Geschichte der Niederlausitzschen Land-Vögte" geschrieben hat. Ein Unternehmen, dem, beim Propheten, Keiner gewachsen ist, der nicht schon eine erkleckliche Zeit in der Lausitz gelebt hat.

Ich werde bei der Lausitz immer an amerikanische Urstämme erinnert, welche die Kultur beleckt, aber noch nicht durchgebildet und geschwächt hat. Die Lausitzer erscheinen mir wie die letzten Mohikans eines alten verwüsteten Geschlechts: mitten unter ihnen, zum Theil jetzt schon in Sachsen, wohnen noch reine, unverfälschte Ueberreste der alten Wenden, ein nordheidnisch ernsthafter, verwildert hochgewachsener Menschenstamm, die mitten unter uns herumgehen mit einer stockfremden, unzufrieden murrenden, und doch an Arm und Bein zerschlagenen Sprache; das reine düstre Bild übereilter und überbauter Urstämme. Aber auch den Lausitzern selbst meinte ich in der Fremde stets etwas ähnlich Fremdes, Ursprüngliches,

Wendischromantisches anzusehen. Ein wenig kulturfremd und blöde verstecken sie das hinter eine ostentirte Kourage, die Lausitzer Studenten zeichnen sich auf den Universitäten immer durch ein forcirtes Wagen mit Becher und Klinge aus. Sie streben darnach, ihrem ausdruckslosen Lande eine auffallende Physiognomie der Menschen zu geben.

Die Dialekte führten mich anfänglich nach Schlesien, der Lausitz und Sachsen, obwohl ich diese Provinzen natürlich auf der Reise nach Magdeburg nicht berührte. Es liegt aber auch noch eine tiefere Bedingung zum Grunde: ich bedurfte jener Länder, um den Begriff teutscher Zwischenländer aufzustellen, und unsre Mundarten stufenweise zu entwickeln.

So wunderlich es klingen mag: Sachsen ist mit seiner teutschen Redeweise der Scheidepunkt von Nord- und Südteutsch: dieser Begriff Sachsen erstreckt sich aber in der Breite von Spremberg oder Torgau bis Eisenach. Er hat gar nichts mit der früheren Bezeichnung Niedersachsen zu schaffen, sondern ist eben das Grenzland Sachsen, was den Süden vom Norden scheidet. Von der Wartburg, den Thüringerwald und das Erzgebirg' entlang, über die Vorhügel bei Zittau hinweg nach den Lausitzer Föhren zieht sich die östliche Grenzlinie zwischen dem Süden und Norden der teutsch redenden Völker. Westlich wird sie fortgesetzt durch Hessen

Cassel und einen Theil der Rheinprovinzen, welche dort die Zwischenländer, die Brechung des teutschen Wortes bilden. In jenem Westen beginnt der Nord mit Westphalen und streng und plötzlich im schönen romantischen Mündner Waldgrunde mit Hannover, in unserm Osten mit der Mark im weitesten Sinne des Worts. Wo das Plattteutsche sich langsam erhebt, da beginnt überall schon Nordteutschland. Die nördlichen Thüringer, die südlichsten Harzbewohner, das Land Mansfeld, Anhalt, und weiter hinab die Lausitz, sind mehr oder minder das moderne Sachsen, das indifferente Scheideland zwischen dem Norden und Süden Teutschlands. Der bequeme, legère südteutsche Accent bricht sich in Hessen, im Voigtlande, an der böhmischen Grenze, in der Lausitz. An der böhmischen Grenze geht er durch die nicht teutschen Böhmen wie ein Fluß im Sande völlig verloren, und es beginnt darum diesseits des Erzgebirges die ganz originale, weichlich singende sächsische Mundart, welche sich nach den verschiedenen Seiten in mancherlei Schattirungen verbreitet.

Hier bei Magdeburg nun ist eine ihrer Grenzgegenden, wo sie allmählig ganz von den nordteutschen vollen Vokalen und harten und starken Konsonanten verschlungen und zermalmt wird.

Auf diesem Umwege sind wir wieder vor Magdeburg bei Fräulein Jerta angekommen, die mit

Hilfe des kleinen schmutzigen Spiegels im Wirthshause ihre Toilette macht. Die Alte ist durch die nächtliche Fahrt sehr erschöpft und lallt von der Cholera und lechzt nach Kaffee, unser Reisegefährte ist in der Nacht abhanden gekommen, der Herr Wirth im ledernen Schaafpelz, welcher nur ein Stück bis über die Kniee reicht, ist noch verschlafen, spielt aber als angehender Märker den geistreichen Galanten gegen die Damen. Halbblaue Strümpfe bedecken nachlässig das Unterbein, hölzerne massive Pantoffeln schlagen den Takt zu seinen massiven Komplimenten. Der sächsische Accent liegt in den letzten Zügen, das flatte, märkische Fangmesser ist ihm an die Kehle gesetzt. Ein im letzten Stadium sich entwickelnder Dialekt ist wie junge Mädchen, die nahe daran sind, Jungfrauen zu werden: Alles ist noch eckig, hervorstehend, das Auge verletzend, unreif. In der Gegend von Wittenberg und Magdeburg sieht man das eckigste Mädchen dieser Art. Das Sächsische und Märkische haben sich grinsend in den Armen gelegen, und ein Idiom erzeugt, was dem buntesten Wechselbalge gleicht. —

Magdeburg selbst hat drei Merkwürdigkeiten: den Bürgermeister Franke, den Dom und die Sage vom Weiberball. Der erste ist klassisch, der zweite romantisch christlich, die dritte romantisch heidnisch, weil ein keuscher Vorhang über ihrer Unkeuschheit

hängt. Dieser Weiberball — man nennt ihn auch den schönen Frauenverein — ist aber das Interessanteste von Magdeburg, der treffliche Bürgermeister und der christliche Dom müssen mir das gestatten. Sonst weiß man in Magdeburg Alles; es ist die erste preußische Stadt, preußischer noch als Berlin, und in Preußen weiß man bekanntlich schon lange Alles; in Magdeburg hat man das Schießpulver erfunden und in Berlin die Ironie; in Magdeburg giebt's jetzt auch einen Telegraphen, und man weiß in ein paar Minuten, ob man in Berlin gut oder schlecht geschlafen, und ob Mlle. Hagn ein rothes Kleid oder ein rosenrothes getragen habe; aber was es eigentlich für eine Bewandniß mit dem Weiberballe habe, das weiß man nicht. Er ist allein das Zauberwort, den Strom der märkisch-preußisch-magdeburgischen Allwissenheit zu stopfen. Die Magdeburger werden kleinlaut, wenn man das verhängnißvolle Wort ausspricht, und je vornehmer sie sind, desto kleinlauter. Man ist sehr fromm in Magdeburg, weil man sehr preußisch ist; die guten alten Reichszeiten leben wieder auf; ich war mit Fräulein Jerta in einer Gesellschaft, die meist aus Komödianten und Komödiantenliebhabern bestand, und es war nicht von Kotzebue und Raupach und von gewissen Proben, sondern vom Bischof Dräseke und vom heiligen Geiste die Rede, und wir mußten uns dem guten Tone anschließen, und

mit in die Kirche gehn. Der Dom wird schon sehr lange restaurirt: man interessirt sich überhaupt in diesen Gegenden für alle Restauration, und die kirchliche kostet den König von Preußen viel Geld. Dafür liebt man ihn aber auch nirgends so industriös als in Magdeburg, das ist seine allergetreuste Stadt, ein modernes Saragossa, und man geht in den Dom, und hört lange Predigten. Der kleine nüchterne Tilly, welcher den sehr einfältigen Ruhm zu verlieren hatte, nie trunken gewesen zu seyn, nie ein Weib berührt, nie eine Schlacht verloren zu haben, hat bekanntlich den Dom einst stark beschädigt, diese Wunden hat man ächt protestantisch bis auf die neueste Zeit offen gelassen, und erst in dieser eine Heilung versucht. Friedrich der Große mag wohl Schuld an dieser späten Kur haben: er interessirte sich nicht für die Kirchen. Jetzt ist das Gebäude wieder recht stattlich geworden; ein Nibelungenreisender weiß nur nicht recht, was er damit anfangen soll, es ist nicht recht gothisch oder altteutsch, nicht mittelalterlich, luftig-schnörkelig; gegen einen mystischen alten Dom sieht es schon sehr naseweis aufgeklärt aus, es hat keinen tiefen Charakter.

Jerta hing an meinem Arme, und war in großer Verlegenheit wegen des Windes, der sich zudringlich mit ihren Kleidern beschäftigte — es war Ziererei, denn sie hatte sich eines vollen schönen Bei-

nes nicht zu schämen, und der Magdeburger heilige Geist wußte das am Besten, darum wehte er. — Um die Kirchen ist immer viel Wind. — Sie hätte mich beinahe aus Verlegenheit geküßt. In der Kirche war sie sehr andächtig, es wurde von den fünftausend Mann und den wenig Broten und zween Fischen gesprochen, eine Predigt für's Militair und die Officianten, die mit ihrem Brote zufrieden sein sollen. Heißhungrig hörten die Leute zu. Ich machte dem Herrgott im Stillen Vorwürfe, daß er es nicht umgekehrt und fünftausend Brote für wenig Menschen gäbe, was ihm offenbar doch eben so wenig Mühe machen würde. Der böse Kirchenrath Paulus in Heidelberg soll die biblische Geschichte für einen Schreibfehler halten, und wirklich der Meinung sein, die fünftausend gehörten vor die Brote. Es giebt recht schlimme und recht prosaische Menschen.

Als die Gemeinde gesättigt war, und das Intelligenzblatt des Gottesdienstes, Todesfälle, Kindtaufen, Verlobungen und dergleichen materielle Dinge abgelesen wurden, faßte ich mir ein Herz, meine Nachbarin, die eigentlich polizeiwidrig ein weiches, schwelgerisch katholisches Gesicht hatte, anzureden, sie war so oft mit der Hand nach dem Herzen gefahren, wenn der Bischof von den fünftausend Männern gesprochen und in Begeisterung hinzugesetzt hatte, das sei nur eine Angabe in Bausch und Bogen, und es könnten ihrer

noch viel tauſend mehr geweſen ſein. Ich glaubte, ihren Schmerz zu erkennen, daß ſie kein größeres Herz habe, und es ſchien mir am Paſſendſten, ein Geſpräch über den Orient, den Herrn Muhammed und Monſieur Enfantin und die „femme libre“ mit ihr anzuknüpfen. Aber ſie erwiderte mir ſehr proteſtantiſch, in Magdeburg verachte man die fremden Zeitungen. Nun fragte ich ſie natürlich nach dem Weiberballe, weil das eine wunderliche Tradition iſt.

Wie der Blitz ſchlug das ein, das Blut jagte ſtürmiſch durch das Geſicht, ſie faßte unten in der Dunkelheit der Bänke nach meiner Hand, ich hatte kaum Zeit, den Handſchuh auszuziehen, drückte ſie krampfhaft, und bat mich um Gotteswillen zu ſchweigen. Des Abends um acht Uhr ſolle ich ſie auf dem breiten Wege vor der Stadt London erwarten, ſie werde vorüberfahren, mich in den Wagen nehmen, und mir das Nöthige anvertrauen, aber ich ſolle ihr ſogleich ſchwören, nie ein Wort von dem zu verrathen, was wir je mit einander geſprochen. Ich ſchwur in aller Eile. Sie hatte wahrſcheinlich mit all' den Dingen ſo geeilt, weil der Biſchof eben die Sünden vergeben wollte, ſie war fertig, eh' das geſchah, und ſchlürfte mit frommen, weit aufgeſchlagnen, himmelsbuhleriſchen Augen und mit leicht geöffneten, ſehnſüchtigen Lippen die vollſtändige Abſolution ein. Dann ſah ſie mir noch einmal eindringlich in

die Augen bis tief in das Hirn hinein, und ging. Die Kirche war aus, Jerta ließ sich nicht von mir führen, und sprach von schleuniger Abreise. Der griechische Argus ist kein Mann gewesen, sondern ein Weib.

Ich stempelte unsern Kutscher, er erklärte, das Handpferd sei lahm, und er könne erst morgen früh fahren. Jerta ward stürmisch, und wollte Postpferde nehmen, ich mußte sie Elvira nennen. Der alten Tante setzte ich auseinander, daß die Poststraße drei Meilen weiter sei, und so und so viel koste. Darauf ging ich zu Tische. Ueber der geistigen Speise wird die irdische vernachlässigt, man ißt in Preußen mittelmäßig. Alles sprach von der Speisung der fünftausend Mann. Ich war sehr unglücklich, daß die Zeit in Magdeburg so langsam ging, und daß es nicht acht Uhr schlagen wollte, gab mir nach Tisch mit einigen Tischnachbarn große Mühe, mich auf einer Landpartie zu amüsiren, und stand ganz ausgetrocknet vor der Stadt London, als es 8 schlug. Sie kam, sie war sehr schön, sehr katholisch, aber vom Weiberballe wollte sie nichts erzählen, und ich vergaß am Ende, darnach zu fragen.

Wir sprachen über Allerlei, wahrscheinlich war sie verheurathet, denn sie vertheidigte lebhaft das System der Nichtintervention. Vor einem großen Hause ließ sie halten, ein Wagen fuhr im Lohnkutschertrabe vor-

über — wahrhaftig, es war Jerta. Ich war unschlüssig, was zu thun sei.

„Man ist zu Hause!“ „„Gnädige Frau““ — referirte ein Diener — „„es ist beim Thee Bibelgesellschaft beliebt worden, und es war schon nach Ihnen gesendet, der Johann muß Sie verfehlt haben.““

„Demain comme aujourd'hui Msr. — bon soir.“

Ich jagte meiner flüchtigen Jerta nach, dem verrätherischen Kutscher drohte ich mit der Polizei, wenn er nicht umkehre, und mich und meine Sachen mitnehme. Jerta schwieg, er that's.

Als ich dem Kellner das Trinkgeld abzählte, fragte ich ihn nach dem Weiberballe. Er machte ein Faunengesicht, und zog Augen und Stirn in die Höhe. Drauf sprach er leise, wohl zehn Minuten lang, mein Kutscher rief, die Fremden klingelten, aber das Thema interessirte ihn.

Meiner stockstummen Jerta gegenübersitzend, wußte ich, was der Weiberball sei. Aber ich darf nichts davon erzählen, und es ist eigentlich eine ganz alte Geschichte. Schon der verstorbene Geheimerath Göthe wußte davon, als er „Der Gott und die Bajadere“ schrieb. Es war meine Schuld, daß ich nichts von Orgien der Venus gehört hatte, wo die Priesterinnen aus dem Meeresschaume in die Quadrille, den Kontretanz und die Galoppade fliegen, wo die plastischen

Künstler sich begeistern, wo das blühende Fleisch, welchem der christliche Glaube das Sonnenlicht genommen hat, beim Lampenscheine in die heißen Augen hüpft, wo es keinen Protestantismus giebt.

Aber ich halte die Sage vom Weiberball für eine Verläumdung, und traue den Magdeburgern nicht so viel Genialität zu.

Die Magdeburger sind keine Genies, sondern gute Christen.

5.

Braunſchweig.

Jerta war ſehr liebeweich, meine Anhänglichkeit mochte ſie gerührt haben. Als wir zum erſten Mal anhielten, um auszuſteigen, ſtrich ſie mir ſanft die Haare vom Schlaf, und küßte mich flüchtig darauf. Ich war trotzig, ob es mir auch wohlthat, und erklärte, daß ich nicht wieder die Nacht hindurch fahren wolle.

Das war nicht mein Ernſt, ich wollte nur geſchmeichelt ſein. Man meinte leider, ich habe Recht, und blieb, und konnte nun nicht begreifen, warum ich nicht freundlicher würde. Jerta ſchälte mir Kartoffeln, und ſteckte ſie mir in den Mund, milde, ſchöne märkiſche Kartoffeln; ich biß ſie in den Finger, und ſchlief am Ende auf der Bank ein.

Der Mond ſchien hell, als ich erwachte. Es war mir kalt, und ich konnte mich kaum beſinnen, wo ich ſei. In meiner Nähe hörte ich das Geräuſch eines

Schlafenden, mein Gedächtniß wurde allmählig vernünftig, ich nahm meinen Mantel um, und versuchte es, mich zu orientiren. Die Sprache des nächsten Schnarchens kannte ich aus dem Wagen, sie interessirte mich nicht. Aber drei Schritt weiter stand, vom vollen Mondschein beleuchtet, ein zweites Bett. Halb angekleidet, unordentlich mit dem Mantel zugedeckt, lag Jerta darauf. Sie hatte sich die Haare aufgelöst, und lang und hellbraun waren sie von beiden Seiten der Schlafhaube entschlüpft; auch der Schuhe hatte sie sich entledigt, und der volle Fuß mit dem eng anschließenden weißen Strumpfe streckte sich ein wenig über das Bett heraus. Ich blieb eine Zeitlang vor ihr stehen, und betrachtete sie lächelnd. Da schien es mir, als zuckten ihre Augenwimper und ihre Lippen ebenfalls. Das Bett war breit, ich setzte mich neben sie, und näherte mich langsam ihrem Munde. Es schien mir zweifellos, daß sie wache, und ich wollte keinen Kuß stehlen, ich wollte sehen, ob sie sich küssen ließe. Sie ließ sich küssen, und es war mir, als ob sich ihre Lippen leis' öffneten, ich fühlte ihren warmen Athem. — Da ward plötzlich an die Thür geschlagen, die Alte kreischte auf, Jerta fuhr in die Höhe, ich war wie ein Blitz im Dunkeln, und streckte mich wieder auf die Bank.

Die Alte ermunterte sich allmählig, und fragte. Es war der Kutscher, der uns zum Weiterreisen

weckte. Ich ſchlief unerſchüttert, um die Weiber in ihrer Toilette nicht zu ſtören. Leider war die, welche viel Urſache dazu hatte, nicht blöde, und die, welche keine hatte, ſtellte ſich in's Dunkel.

Alte: Der Herr hat einen geſunden Schlaf.

Jerta: So ſcheint es.

Es ward Feuer im Kamin angemacht, Licht und Wärme ſpielten auf meinem Mantel hin und her. Mir war ſehr behaglich. Jerta ging zum Feuer, um Kaffee zu kochen, ſie ſtreifte die Aermel des Kleides ein Stück über den weißen Arm in die Höhe, und ordnete das Geſchirr auf einem Tiſchchen beim Feuer. Flüchtige Vorpoſtenblicke flogen über mich hin. Da ging die Alte aus dem Zimmer; es war ganz ſtill, ſie guckte in's Feuer, und ich lispelte ihren Namen. „Stehn Sie doch auf," ſagte ſie ganz leiſe, ohne ſich umzuſehn. „„Ich kann nicht, mich hat der Schlag gerührt."" „Ach, warum nicht gar." Dabei wendete ſie ſich um, ich ſprang auf, und eilte zu ihr, ſie flüchtete hinter das Kaffeetiſchchen, die Alte trat ein.

Es gab ein friedliches Voſſiſches Frühſtück. Unterdeß kam der Morgen; wir fuhren weiter.

Das Land und die Sprache fängt nun an, ſich zu erheben, es kommt klingendes Laubholz, es kommen immer klingendere, vollere Vokale. Die Sprache vom O beginnt, der Accent, und die Menſchen neh-

men einen entschiedenen Charakter an, es nähert sich das Land Braunschweig.

Man kommt in das halb trockne, halb wunderlich blaugrüne Thal von Helmbstädt, und ist in Nordteutschland. Wie geographisch, so ist Helmbstädt auch historisch ein Grenzpunkt teutscher Aeußerungen. Es war eine Zeitlang der Mittelpunkt unsrer Gelehrsamkeit, namentlich der theologischen; was noch zu erklären war über die Poststationen des Himmels, das nahmen die protestantischen Helmbstädter vor. Und die Herren Professoren haben gearbeitet wie die Taglöhner, das muß ihnen der Neid lassen, sie haben ihre Besoldung abgedient. Die armen Erdgeister — jetzt zeichnet sich Helmbstädt, das gelehrte, durch guten Pfefferkuchen aus; dieser Pfefferkuchen kommt aber aus Braunschweig.

Die Braunschweiger ganzen Gestalten zeigen sich immer mehr und mehr. Man solle es nicht glauben, daß sich die Provinzen so streng absondern könnten, aber der Braunschweiger scheidet sich wirklich, ein abgeschlossenes Individuum. Der Harz ist die letzte Anstrengung, Teutschland vor dem Meere zu retten; um ihn herum, als seine nähern oder fernern Vorposten sind die Braunschweiger gelagert, Hüter der Erde, Vertheidiger des reellen Bodens, Leute, welche fest auf ihren Füßen stehen. Der Braunschweigische

Stamm gehört zu den ehernſten in Teutſchland: ſtarke Muskel, ſolider Knochenbau, kalter, zweifelloſer Muth, rückſichtsloſe Grobheit, ſie ſind das unveräußerliche Eigenthum dieſer Guelfen. Es iſt nie anders geweſen, als daß ihre Fürſten ächt Braunſchweigiſch mit der Fauſt drein ſchlugen, wenn es irgendwo ſtockte, und daß die übrigen Bewohner dies natürlich fanden, und ebenfalls die Fäuſte erhoben gegen jeden etwaigen Widerſpruch. Von Heinrich dem Löwen bis zu dem bei Quatre-bras gefallenen Friedrich Wilhelm waren die Fürſten tapfer, vom Brande Bardewiek's bis zur Einſchiffung bei Elsfleth, bis zur überſtürzenden Schlacht bei Ligny ſchlugen die Braunſchweiger kühn und unerſchrocken todt, was ihnen in den Weg kam, und ließen ſich kühn und unerſchrocken todt ſchlagen.

Es gab im frühen Mittelalter keinen Staat, der ſich ſo viel herumgebalgt hätte mit ſeinen Nachbarn, als Braunſchweig, wie das Herr Blumenhagen aus Hannover in vielen Taſchenbuchgeſchichten eines Breiteren erzählt hat. Und ſo hat ſich ein ſtrenges, plumpes Selbſtgefühl vom Vater auf den Sohn geerbt, daß jeder Einzelne mit einer gewiſſen innern Zuverläſſigkeit dem Fremden imponirt. Braunſchweig iſt maſſiv. Früher war es die Hauptſtadt des teutſchen Nordens, der Mittelpunkt des Verkehrs, eine rauhe, ſtarke Stimme unter den teutſchen Reichsſtädten.

Der Braunschweiger Bürger weiß vielleicht heute nichts mehr davon, aber er geberdet sich noch also.

Der neue ernste, entschlossene Stamm kündigt sich schon in den Trachten der Landleute, in den Gesichtern, in den Augen an. Es sind die Kastilier des Nordens. Ein breit ausgekrempter, schwarzer Hut beschattet das dunkle, strenge Gesicht. Viel weniger als in den umliegenden Ländern, in Hannover, Meklenburg sieht man hier das nordteutsche Blonde. Dunkel sind alle Schattirungen des Braunschweigers, sonnverbrannt, schweigsam wie ein spanischer Brigand geht der Landmann in seiner düstern Tracht auf der Landstraße gen Braunschweig, einen nachlässigen Seitenblick auf den Fremden werfend, der an ihm vorübereilt. Jeder trägt ein schwarzes Halstuch, einen tief dunkeln Rock mit rothem Fries gefüttert und mit massiven Bleiknöpfen von oben bis unten besetzt. Nur im heißen Sommer wird über die schwarze Untertracht ein Leinwandkittel gezogen. Es ist eine kleine abgeschlossene düstre Nation, das Vaterland der teutschen Frachtfuhrleute, und Jedermann kennt den ungenirten Ton und die unzweideutigen Aeußerungen eines teutschen Frachtfuhrmanns. Sie sprechen nie ein Wort zu viel, und geben nie einen Schlag zu wenig, wohl aber machen sie's umgekehrt.

Das Land wird hügelicht, ich glaubte in Spanien zu sein, und redete zur lächelnden Jerta lateinisch.

Sie ſchlug mich auf den Mund, und ließ die Finger ſo lange ruhen, daß ich ſie küſſen konnte, nämlich die Finger. Ich ſah, ſie machte Fortſchritte, die Alte ſah es auch, und fragte mich, da unſere Reiſe doch nun zu Ende gehe, nach meinem Charakter.

Dieſe Frage hatte ſie nämlich in Köthen gelernt; ich habe dieſe anhaltiniſche Begebenheit zu erzählen vergeſſen, zu Köthen nämlich, wo vor einigen Jahren eine katholiſche Kirche und eine ſehr proteſtantiſche Heilmethode erfunden wurde, hielt man uns am Thore an.

„Wie heißen Sie?“

„„So und ſo.““

„Was haben Sie für einen Charakter?“

„„Einen ſanguiniſchen.““

„Wie?“

„„Sanguiniker.““

Pauſe — der Korporal bemüht ſich, das Wort zu ſchreiben, tritt zurück — das Studium malt ſich in ſeinen proviſoriſch nachdenklichen Zügen, er verſammelt die Wache um ſich, und theilt ſeinen Kameraden das Wort mit. Sie nehmen die Pfeifen aus dem Munde, und beſtreben ſich nachzudenken. Jerta wirft unzweideutige Blicke des Mißtrauens auf mich, die Alte ſtößt ſie wiederholt mit dem Ellenbogen an, und iſt ſehr blaß. Die Konferenz der Wache löſ't ſich kopfſchüttelnd auf, der Korporal lieſ't noch immer an

dem Worte, und erklärt mir in langsamen Absätzen, er stehe da statt seines Fürsten, der alle Morgen zum Frühstück den Charakter der Durchpassirenden haben müsse, mein Charakter sei durchaus nicht gangbar, kein vernünftiger Mensch wisse was damit anzufangen, ich möchte mich deutlicher erklären.

Ich schrieb ihm auf einen Zettel: „the ghost of Banquo“ und befahl dem Kutscher, zum Teufel zu fahren.

Der Köthenianer rief die Wache in's Gewehr, der Kutscher fuhr, die Musketen polterten, das Kriegsgeschrei lärmte, ein Gassenjunge schrie Hurrah, die Alte bat mich, auszusteigen, denn sie legten die Gewehre auf den Wagen an, der Kutscher lachte, ich lachte, und die Alte dachte jetzt vor Braunschweig noch, ich hätte keinen Charakter.

Ich fragte sie, ob sie Herrn Peter Schlemihl kenne, der keinen Schatten, aber vortreffliche Stiefeln habe.

Darauf sah sie mich so dumm wie möglich an, und Braunschweig erschien, und rettete mich vor der Inquisition.

Seine Physiognomie ist in der Ferne sehr einfach; wenn nicht die Vorberge des Harzes einen Seitengrund gewährten, so wäre es ohne Anhalt, ein abgerißner, alltäglicher Gedanke. Durch Grün, neben Gärten, durch freie Thore fährt man hinein. Ich

drückte und küßte meiner Jerta die Hand, als wir schieden, sie war sanft und lieb, und wollte mir gewiß eben ihre Adresse mittheilen, als die Alte dazwischen fuhr, und sich direkt Herrn Peter Schlemihl empfahl.

Ich dachte: Braunschweig ist nicht so groß, Jerta wird zu finden sein, und habe ich erst meinen weißen Hut und den Sammtrock und die Manschettenhemden ausgepackt, so wird die Alte gewiß mehr Respekt vor Peter Schlemihl haben.

Es fing an zu dunkeln, ich dichte mich gern unklar in eine Stadt hinein, und vertiefe mich gern in unbekannte Straßengewinde. Das kann man nirgends so gut, als dort, Braunschweig ist ein kleines Gedärm; verworren, ordnungslos, mit republikanischer Willkühr, allen verliebten Launen nachgebend, laufen die Gassen durcheinander, kein Instinkt, kein Ortssinn hilft, man muß all' diese kleinen Därme aus Erfahrung kennen, sonst verirrt man sich.

Ich stand plötzlich vor einem eisernen Gitter, das sich weit erstreckte; und einen großen Raum einzuschließen schien. Gelbe Fasces und Liktorenbeile erinnerten an Herrschaft, Prügel und Blut. Innen war es schauerlich still und leer, das Ganze sah wie der Käfig eines wilden Thieres aus, der leer geworden. Ich lehnte mich an das Gitter, es war noch fest, nächtliche Gedanken der Braunschweiger Revolution

gingen mir durch den Kopf. Der Mond kam und beleuchtete das Innere; in einiger Entfernung reckten eine Menge Pflöcke ihre kahlen Häupter empor — es sah aus, als wolle man ein Amsterdam bauen, im Hintergrunde standen leise flüsternd traurige, hohe Bäume, die Alles mit angesehen hatten und nächtliche Geschichten murmelten. Ich habe manches leise sprechende Blatt schon entziffert, denn ich kann schweigen, und wer Viel schweigt, hört mehr; aber diese Blätter lispelten zu weit von mir, und das war mir ernstlich leid. Mein historisches Herz fühlte es, dort werden nicht nur Geschichten, es wird Geschichte erzählt.

— In einem Hause in meiner Nähe entstand Lärm, ein Windhund flog jämmerlich schreiend heraus, Prügel und Flüche hinter ihm drein. Der Hund flüchtete sich zu mir, winselte, schmiegte sich an mich, beleckte meine Hände; es war ein schöner Hund, und er hatte so schmerzlich historische Augen. Ich streichelte ihm den Nacken, und er war so innig dankbar, als sei ihm das lange nicht widerfahren.

„Sie werden in schlechte Renomée kommen, das ist ein Karlist.“

So sprach ein dicker, wohlhäbiger Mann, der auf sein starkes mit Elfenbein verziertes Bambusrohr gestützt, an mich herantrat, und mir gutmüthig in die Augen sah. Er hatte ein kultivirtes braunschweigisches Gesicht, wie man es nicht oft sieht, denn die rohe

Strenge überwiegt in Braunschweig noch bei Weitem das Weiche, Humane. Man ist mehr kräftig, als fein, es wird eine materielle Wurst da gegessen, und die Erinnerung an's Königreich Westphalen lebt in solidem Schinken fort.

Und es war das Königreich Westphalen, das mich von moderner Zerstörung trennte. Ich lehnte an Jeromes Eisengitter, was er um das Braunschweiger Schloß gezogen hatte, dahinter lag die Nacht des siebenten Septembers, die Nacht der Braunschweiger Revolution. Der Mann hat mir wunderliche Dinge erzählt. Er führte mich auf dem Schlachtfelde herum, und ich erfuhr jetzt erst, wer da gekämpft. Das weiß die hohe Aristokratie in Braunschweig am Besten, und die Aristokratie war immer klug genug, sich ihrer klügsten Thaten nicht zu rühmen. Nur arme Leute klappern mit ihrer Kupfermünze. —

Der schöne Herzog Karl v. Braunschweig hatte es redlich verdient, daß man ihn aus seiner Väter Schloß vertrieb: er brachte seine Hunde mit in's Theater und zwickte sie in den Schwanz, daß sie Bravo heulten, er trat die Gesetze mit Füßen, er betrog die Seifensieder und Tischler, er haßte die Leute, welche viel Vermögen hatten, und confiscirte es, er spielte wie Nero Komödie, und war in vielen andern Dingen ein Nero.

Leider iſt er nicht deshalb verjagt worden; er mißhandelte beſonders einen Stand, und das war ſein Unglück. Bei all ſeinen Unfläthereien ging die große Maſſe gewöhnlich unberührt aus, und er repräſentirte den völligen Braunſchweigſchen Miguel; das Volk war für ihn. Sogar die Maitreſſen wählte er aus der bürgerlichen Klaſſe — auch dieſe gewöhnlichſte Begünſtigung verlor der Adel. Adlige waren's, welche er auf das Abſcheulichſte, Rechtswidrigſte verfolgte und verfehmte, und der feine, ſatiriſche Herr v. Sierstorpf und der kluge Herr v. Kramm haben zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, daß er anderswo beſſer aufgehoben ſei, als in dem Schloſſe zu Braunſchweig. So kam denn das ſchlimme Semeſter von Johannis bis Weihnachten 1830 heran, wo die Revolutionskollegien ſo zahlreich frequentirt wurden. Auch hochgeborene Herren entſchloſſen ſich zu dieſem plebejen Mittel. Schon am ſechſten Abende ließen ſich unheimliche, verkappte Geſtalten auf dem Bohlwege und in der Nähe des Theaters ſehen, man lauerte dem Herzoge auf, wenn er aus dem Theater kommen würde.

Darin erkennt man adlige Kürze bei ſolchen Dingen. Jeder gute Ariſtokrat ſieht ſich für einen Pair des Reichs an, die Souverainetät der Mediatiſirten ſchwellt immer noch ſein Herz, die Auguſtnacht in Paris, das Jahr 1803, 1806 und den Wiener Congreß 1815 hat er nie in ſein Gedächtniß aufgenom-

men. Und es iſt recht, nur ſo liegt eine Art Poeſie im Adel, eine Größe des geſellſchaftlichen Verbrechens iſt auch eine Größe, Popilius Länas iſt durch die römiſche Frechheit berühmt geworden, mit der er einen Kreis um den ſyriſchen König zog, und Krieg oder Frieden aus der Toga geſchüttelt haben wollte, ſo wie der König aus dem Kreiſe trete. Und einen ſtolzen, nackten Feind beſiegt man eher, als einen flanellnen wie der gewöhnliche Adel, der mit franzöſiſchen Brokken, Kammerherrnſchlüſſeln, Gouvernanten und Reitknechten ſich vertheidigt.

Es iſt kaum zu bezweifeln, daß man an jenem Abende das Blutigſte gegen Herzog Karl im Schilde führte; man wollte klaſſiſch ernſthaft ſogleich an die Hauptperſon. Es mißlang. Das Glück führte den Herzog zur unerwarteten Stunde aus dem Theater, man gewann kaum Zeit, Steine nach ſeinem Wagen zu ſchleudern. Karl war nicht der Mann, ſteinernen Angriffen muthig in den Weg zu treten, er verkroch ſich ſo gut es ging in ſeinem Wagen, die Menge lärmte hinterdrein, die Pferde hatten raſche, geſunde Knochen, es ging raſſelnd in's Schloßthor hinein, das Gitter ward zugeſchlagen, die Menge gaffte die Eiſenſtäbe an; der Herzog war in Sicherheit.

Wäre er nun ein entſchloſſner Tyrann geweſen, hätte er nicht ein böſes Gewiſſen gehabt, ſo war mit drei raſchen Griffen das hereinbrechende feindliche Ge-

schick zermalmt. Aber er war auch feig wie Nero. Hatte er auch die Soldaten vielfach sich abgewendet, durch knickrige Kleinlichkeit sie beleidigt, sie waren ihm dennoch in gewöhnlicher soldatischer Stumpfheit, die nichts kennt als das Kommandowort, so weit ergeben, daß sie seine Sache ohne Widerrede mit Leib und Blut vertheidigten. Klug genug war aber Herzog Karl, um seine Feinde zu kennen. Er war nicht minder schriftgelehrt wie Nero, dieser componirte Schauspiele, Karl schrieb raisonnirende Briefe an eine fürstliche Person in Gotha; er war ein systematischer Absolutist, und wenn man ihn recht mild beurtheilen will, so kann man einen Grad seines ausgebildeten, widerwärtigen Charakters auf Verhältnisse seiner Minderjährigkeit wälzen. Er war ein Jahr zu lange unter Vormundschaft gehalten worden; das war die erste Grundlage seines Ingrimms. Darüber schrieb er giftige Memorialien, und ließ welche schreiben.

Aber zwei Hauptfehler, unköniglich vor allen andern, die Furcht und der Geiz, kosteten ihn in jenen verhängnißvollen 24 Stunden das Herzogthum Braunschweig. Er fürchtete sich, etwas Entschlossenes zu thun, er wollte kein Geld ausgeben.

Der siebente brach an, die Menschen liefen hin und her, man wußte nicht, was geschehen sollte, unbekannte Gesichter mischten sich unter die Gruppen, sprachen von Tyrannen, vom Sturme des Schlosses.

Der Abend kam, die Menschenmasse wuchs, verlarvte Personen eilten hin und her, in den Wirthshäusern wurde getrunken, und die Trinkenden hatten nichts zu bezahlen, man sprach von Freiheit und Lafayette — die guten Braunschweiger kamen zu einer Revolution wie Saul zur Krone. Das Militair hatte sich in's Schloß zurückgezogen, der Lärm davor ward immer größer, die Masse drang in den Hof; man will an die funfzig Aexteträger gesehen haben, eine organisirte Macht, von welcher Niemand wußte, woher sie kam.

Die schwarzen Braunschweiger Schützen standen in den Gängen, an den Fenstern, den Kolben am Backen, den Hahn gespannt und warteten auf Kommando, Karl rannte hin und her, entschloß sich endlich, Champagner bringen zu lassen, die Officiere zu bewirthen. Es war die letzte Scene Don Juan's, der Teufel hob die Hand nach seinem Schopfe aus; nur die Hälfte von Don Juan's Kourage, und das Gericht ward aufgehalten. Er strich sich die Locken und den Angstschweiß von der Stirn, ließ seine Hemden und Kostbarkeiten packen, und gerieth um 150,000 Thaler mit einem Wechsler in den peinlichsten Streit. Es kam Rapport auf Rapport, die Soldaten drängten ihn, den Kampf eröffnen zu lassen, er hatte keine Zeit, der Wechsler bewilligt nicht Procente genug — da kracht die erste Thüre. Die Aexteträger waren gut gewählt und gut bezahlt —

über Hals und Kopf stürzt der Herzog zur Hinterthür hinaus, wirft sich auf's Pferd, läßt sich von seinen Reitern umringen, wirft einen ängstlichen Blick auf seine Geldwagen, und mit ihnen geht's in sausendem Trabe hinaus aus der Stadt, nach dem Augustthore hin, seinem schönen Herzogthume kehrt er feig für immer den Rücken; er hat Braunschweig nie wieder gesehn, und wird's nie wieder sehn.

„Jetzt fiel die Masse über das alte Guelphenschloß her" — so schloß der dicke Herr aus Braunschweig — „und der kahle Fleck hinter diesem Bonapartistischen Gitter ist der Rest davon. Dies geschah in der Nacht des siebenten Septembers, die hohe Lohe leuchtete weit in die Flächen, ja in die Harzschluchten hinein, das alte hölzerne Schloß krannte so vortrefflich wie eine Theaterdekoration. Dieser Schluß ging überraschend schnell. Noch war es nicht Morgen, so waren die schwarz und rothen Landleute vor den Thoren, und fragten, ob ihrem Herzoge etwas geschähe. Man sagte ihnen, es sei ein Irrthum vorgefallen, und am neunten wieß man ihnen den neuen Herzog. Sie zogen ihren breitkrempigen Hut vor ihm eben so tief, und freuten sich, daß sie so schnell wieder einen Herzog hätten, denn das Land Braunschweig müsse doch einen Herrn haben. Und sie rückten ihre schwarzen Halsbinden, und bekuckten ihre massiven Bleiknöpfe, und gingen nach Hause,

denn sie hatten nichts mehr zu thun. In Braunschweig war Alles in Ordnung: am siebenten war's los gegangen, und am neunten war wie gesagt, der neue Herzog schon eingerichtet. Er war in Berlin gewesen, und er stammt aus demselben alten und geliebten Geschlecht der Guelphen, es war nur eine Namensänderungt. Sie schüttelten die Köpfe, daß sie sich ein neues Bild vom neuen Landesherrn kaufen sollten, besonders da das, was sie hatten, noch so jung aussah, weiter war nichts einzuwenden. So, mein Herr, war die plötzliche Revolution in Braunschweig. Dies arme Windspiel hat sich in jener Nacht des Siebenten verirrt, und läuft nun herrn- und brotlos herum. Es ist einer von den Theaterhunden, welche sich das öffentliche Mißfallen zugezogen haben, das arme Thier ist exkommunizirt. Niemand wagt's, dasselbe aufzunehmen, nur sentimentale Karlisten werfen ihm im Dunkeln ein Stück Fleisch zu. Des Abends treibt er sich immer hier um das Gitter herum, und heult, zuweilen nehm ich ihn im Vorübergehen mit nach Hause, damit er sich einmal wärmt. Aber es ist eine gefährliche Sache. Komm, Mustapha! Ich wünsche Ihnen einen vergnügten Abend!" —

Damit verschwand der Herr sammt seinem Hunde; ich habe ihn trotz vielen Bestrebens nicht wieder gefunden. Er hatte einen vollen, schön gepflegten dunkeln Bak-

kenbart, ein Paar royaliſtiſch ergeben ſlimmernde braune Augen und glänzend weiße Zähne. Unter einem feinen braunen Rocke trug er einen ſehr feinen blauen Frack, und um die Halsbinde und das Hemd ſah er mir ſo diplomatiſch aus, ich weiß nicht mehr, war ein Orden da, oder fehlte einer.

Ich war noch lange in Braunſchweig, und es wurde mir ſehr klar, daß der Mann ſehr geſcheidt geweſen ſei.

6

Fortſetzung.

Für die Unterhaltung in Braunſchweig war jene Revolution ein eminentes Ereigniß. Denn Braunſchweig iſt ſonſt eminent langweilig, die Langeweile geht Arm in Arm mit Regen und Sonnenſchein in den unintereſſanten Gaſſen ſpaziren, die Stadt gefiel mir immer des Abends am beſten, wenn ich nicht viel von ihr ſah. Am Tage geſchieht nichts: Frühmorgens kaufen die Weiber Gemüſe ein, und Nachmittags reiten die Reitknechte mit den Herrn vom Adel um's Thor ſpaziren.

Es iſt bekannt, daß der hannöverſche Adel am meiſten von Adel iſt, und ſein Alter bis zur Größe treibt. Sein gelehrigſter Schüler iſt ſein Nachbar Braunſchweig — Teutſch-Kaſtilien in allen Theilen. Aber man muß ein ſpaniſches Stück von Lopez de Vega ſehn, um mit ſolch' einem Braunſchweigſchen Junker, der alle Morgen vom Steinthore nach

dem Wendenthore, und vom Wendenthore nach dem Steinthore galoppirt, auf's Reine zu kommen.

Es ist eine verführerische Idee um den Begriff einer vorzüglichsten Klasse der Gesellschaft, es schleicht sich so viel Poesie hinein, und reckt und dehnt die Muskeln zu größeren Thaten, entzündet das Auge zu hellerem Glanze, daß ein schwaches Herz nicht leicht widersteht. Als ich die ersten spanischen Stücke sah, da hab' ich für den Adel geschwärmt, jener Royalismus mit seiner Aristokratie war mir der Jupiter mit seinem Olymp. Es schien mir göttlich, Götter zu improvisiren auf Erden. Und wer ist solch' ein Klotz, daß ihm das spanische System in seiner kolossalen Ganzheit, in seinem romantischen Zauber von göttlicher Manifestation und gebieterischer Vasallenunterwürfigkeit nicht imponire! — Der König ist der verkörperte Gott des Landes, er ist allgegenwärtig, er ist die Luft. Ihn sehn, wo er nicht gesehen werden soll, ist tödtlich, er irrt nie, sein Wort ist über allem Gesetz, sein Wort ist das höchste Gesetz, das Auf- und Niedergehen seines Augenliedes ist wie bei Jehovah Leben oder Tod, seine That ist über aller Prüfung, sie ist immer recht, sein Gedanke ist unfehlbar, ist untastbare Gottheit. Es giebt spanische Stücke, in welchen der König nicht zum Vorschein kommt, nur die Idee von ihm regiert wie das Fatum die ganze Begebenheit zum Glück oder Unglück. Und neben ihm, dem all'

dieſe Kräfte zugeſtanden ſind, ſo lange Jemand denken, ſich erinnern kann, neben dieſem königlichen Gott, an welchem nicht das Sonnenſtäubchen eines Traums zu zweifeln wagt, ſteht der Adel, der Halbgott des Landes. Der König iſt über die Wolken gehoben, damit der Adel auf den Wolken ſitzt, tief unten kriechen Menſchen. Und Eins hat ſich der Adel vorbehalten, darin weicht er auch nicht dem Könige, das iſt der Sonnenſtrahl, der auch ihn jeden Tag auf den Thron heben kann — das iſt die Ehre. Der König iſt die Atmoſphäre, die Ehre das Licht, er liebt ſie wie ſeine Augen, und er ſtirbt nicht nur, er mordet für ſie. Und groß wie die Titanen gehen dieſe ſpaniſchen Edeln herum, unter den blitzenden Begriffen von Glanz und Göttlichkeit. Sie ſind dem gewöhnlichen Kreiſe entrückt, man mißt ſie nicht nach Alltagsbegriffen: ſie meſſen ſich ſelbſt nicht darnach, und ihr Denken und Thun iſt großartig und Halbgöttern ziemend, die nicht um niedre Güter ſorgen und feilſchen. Sie fragen nicht nach Geld und Schätzen, ſie haben Beides, ſie ſtreben nicht nach Rang und Auszeichnung, ihnen gebührt Beides — ſie haben ſich hinausgeſtellt über alle kleinen Bedürfniſſe. Man hat Mühe daran zu glauben, daß ſie eſſen und trinken müſſen, ſolch materiell Irdiſches erſcheint auch auf der ſpaniſchen Bühne nimmer, denn was nicht edel iſt, wird nicht einmal in der Komödie Hauptperſon.

Und nun ſtelle man unſern Adel daneben, der mit den Juden um die Wolle und um das Rindvieh feilſcht, der ein Bauer iſt, oder ein Beamter, als Adliger aber nichts, — nichts; und man geſtatte nun dem Herzen den Aufwand, dieſen lächerlichen Hebräern eines frühern Teſtaments zu zürnen, oder gar, ſie zu haſſen. Lächerlichkeiten muß man nicht haſſen, aber wenn ſie unfläthig werden, muß man ſie verachten und ihnen ins Antlitz ſpucken. Gegen hiſtoriſche Beſtialität iſt ein Kampf mit humanen Waffen Inhumanität.

Ich habe unſern ſogenannten Adel immer von ganzem Herzen verachtet, wenn ich aus einem ſpaniſchen Stück kam, und ich würde es immer für eine Beſchimpfung angeſehn haben, hätte mich Jemand in den ſogenannten Adelſtand erheben wollen. Daß der Spanier Cervantes die Idee des Don Quichote ſchon in dem ſechszehnten Jahrhunderte faſſen, daß ein Spanier damals auf dem klaſſiſchen Boden des Adels dieſen Adel verhöhnen konnte, iſt ein Bürge für des Cervantes welthiſtoriſchen Verſtand. Hab' ich auch das Buch nie geliebt, ſo iſt mir doch ſeine Intention immer werth geweſen, und Cervantes war mir ſtets ſo theuer, wie ein weiſer Vater.

In allen Anfängen liegt die meiſte Poeſie, denn wenn etwas fertig iſt, ſo bleibt nichts mehr zu dichten übrig. Dieſe Anfänge der ſpaniſchen Geſellſchaft

werden immer poetiſch bleiben; auf dieſe zwei Begriffe von Liebe und Ehre haben ſie alle ihre Gedanken und Thätigkeiten gethürmt, da müſſen Wunderwerke entſtehen. Je mehr die Bildung ſteigt, deſto mehr verſchwinden die Unterſchiede, dem Hervorragenden wächſt das Uebrige nach, die Kontraſte hören auf, und dieſe überraſchenden Kontraſte ſind ein Weſentliches der ſpaniſchen Poeſie.

Unſer ausgebildetes geſellſchaftliches Leben, in welchem kaum noch die Polizei und die Nachtwächter unwandelbare ſpaniſche Grundbegriffe bilden, kann nicht ſo imponiren, weil es ſeine Rückſichten und Geſetze auf's tauſendfältigſte zerſpalten hat. Im Spaniſchen gab es nur drei Rückſichten, den König, die Ehre und die Liebe; man ſah die Angeln, um welche ſich Alles bewegte, die einfache plaſtiſche Schönheit lag vor Augen. Bei uns verkümmern ſich jene Statüen zu Sandkörnern. Bei größerer Kultur und komplicirteren Verhältniſſen geht die Einfachheit, und darum der Zauber der ungeſchminkten Schönheit verloren, das Intereſſante kommt an die Reihe. Denn das Intereſſante iſt jene glückliche Hand, welche glücklich auswählt. Was früher klaſſiſch, romantiſch war, das iſt im modernen Leben intereſſant geworden.

Der bleibt aber auch unſer größter Künſtler, welcher die tauſend Fäden unſers Lebens zu den wenig-

ſten Hauptfäden zuſammenzuraffen weiß, und in Einfachheit das Ganze erſchöpft. Das hat von ſeiner Zeit, dem Ende des 18. Jahrhunderts, nur Wolfgang Göthe vermocht.

Der Monarchismus, der Abſolutismus iſt die wohlfeilſte, nächſte Poeſie, er überwältigt immer durch Einfachheit, er überwältigt nicht mit Argumenten, ſondern durch ſeine ſpecifiſche Schwere, darum überwältigt er ſchneller, plötzlicher, und dies Plötzliche iſt das Geſchäft der Poeſie.

Darin ruht auch der Zauber des ſpaniſchen Theaters. Seit jenem Sturze des monarchiſtiſchen Lehnsweſens iſt aber der europäiſche geſellſchaftliche Zuſtand nicht mehr zu einer ſteinernen, abgeſchloſſenen Ruhe gekommen, dadurch iſt das Dichten ſo erſchwert worden, und nur die größten Genies wie Shakeſpeare und Napoleon haben ſich der Bewegung bemächtigen und hie und da bemeiſtern können. Was Andere ſchön gedichtet, wie Göthe und Tieck, ging auf Nebenverhältniſſe, und beruhte, namentlich bei Letzterem, auf Täuſchung und Lüge, Dichtkunſt und Poeſie beruht aber, wie ſchon die Worte ſagen, nicht bloß auf Fiktion.

Die Geſchichte iſt immer der größte Dichter, und je ſchöner wir ſie leſen, deſto beſſer dichten wir. Wir harren annoch jenes glücklichen Auges, was die tauſend Charaktere unſrer neuen Dinge zu einem Zau-

berworte zuſammenrafft — aber ſpaniſche Stücke wird das glücklichſte Auge nicht wieder erblicken, ſo ſchön ſie auch ſind, denn das, was nicht mehr iſt, kann nicht wieder herausgeleſen werden.

Der Abſolutismus unſrer Poeſie iſt noch unentdeckt, und nur die reproduktive Mittelmäßigkeit behilft ſich mit einem alten. Das Genie, was die modernen Zuſtände ſeit dem Untergange der Lehensherrlichkeit zuſammengedichtet, ſoll noch aufſtehn, ſein Fackelträger war Henry Heine. —

Das Geberden unſres Adels, deſſen Exiſtenz-Bedingungen in der Wirklichkeit des Staates längſt begraben ſind, der ſo wenig exiſtirt wie der Vogel Rok, iſt darum nichts als ein Plagiat aus alten Chroniken, womit ſich Schwachköpfe ſpreizen, wie beſchränkte Profeſſoren mit Brocken verſtorbener Sprachen.

Der Don Quichote des Cervantes iſt eben unſer Adel.

Und war er damals ſo reif zum Spotte — ſchon im Jahre 1616 ſtarb Cervantes, in einem Jahre mit dem engliſchen Genie William Shakespeare, es war ein Unglücksjahr, und in barocker Laune ließ die Natur in ſelbigem Herrn Andreas Gryphius in Gr. Glogau als Erſatz zur Welt kommen — war er's damals ſchon, wie muß er's jetzt zweihundert Jahre ſpäter ſein. Das kann man in Braunſchweig und Hannover ſehen, wenn Einem der Ekel die Augen

nicht schließt. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie schön eine schöne Aristokratie sei, die den Kulminationspunkt ihrer Zeit repräsentirt, die stolze Ottaverimenform des Gedichts vom laufenden Jahrhundert. Bis auf den Grund meines Herzens reichen meine demokratischen Gesetze, aber ich fürchte mich wie vor dem Winter vor dem uninteressanten Aussehen dieser Nordamerikanischen Prosa. Jene Aristokratie müßte Volksblut in den Adern, aber freie, vornehme Schönheit auf Stirn und Schultern tragen.

Ich wüßte wohl etwas, aber wahrhaftig ich weiß nichts — und man muß seine Freunde in Gracho nicht allzusehr necken, sonst werden beide Parteien irr, und man setzt sich zwischen zwei Stühle, wie Herr v. Raumer, gebürtig aus Dessau.

All' diese Betrachtungen machte ich zu Braunschweig, denn zu Braunschweig kann man nichts Besseres machen als Betrachtungen. Es war Zeit, daß ich meinen Wanderstab weiter setzte, denn die Leute wurden schon unruhig, was mich so lange in ihrer guten Stadt beschäftigen könne, sie suchten nach verborgenen Motiven, denn offne sind dem Braunschweiger selbst am unwahrscheinlichsten. Er kennt den Weg zum Jäger, kennt Huchs Kaffeehaus und die Straße nach Wolfenbüttel, er weiß am besten, wie lange ein gesunder vernünftiger Mensch diese Vergnügungen aushält.

Man ſchlich mir bereits des Abends nach; es wurde unheimlich in Braunſchweig, ach, und mein Herz trug ſo ſehnſüchtiges Verlangen nach Jerta und ihren weichen, leiſ' geöffneten Lippen. Ach, und Niemand kannte Jerta. Umſonſt ging ich mit Todesverachtung alle Abende in's Theater, ſtreifte auf allen Gallerien herum, beſchrieb jedem Eckenſteher ihr Aeußeres. — Das Volk hat keinen plaſtiſchen Sinn, Niemand erkannte ſie. Jetzt ärgerte es mich, daß die Braunſchweiger den Mund ſo voll nehmen, wenn ſie ſprechen, daß ihre Sprache wie ein rollendes Donnerwetter einher poltert, daß ein gedrücktes ö auf allen ihren Worten liegt wie ein vollgeblaſener Alp, es ärgerte mich das ewige Geſchwätz von der Gräfin Wrisberg, einer revolutionairen Koquette, die eine dumme Verſchwörung angezettelt, um arretirt zu werden. Es ärgerte mich, daß die Braunſchweigſche Konverſation noch immer an den alten Knochen nagte. Vier und zwanzig Stunden ſprach man darüber, daß die Wrisberg wie eine büßende Magdalena ganz ſchwarz im Kerker herumgehe, den zweiten Tag, warum ſie ſchwarz gehe, und den dritten, daß Schwarz eine Magdalena ſehr ſchön kleide. Ach, mich ärgerte Alles, namentlich, daß die Weiber immer erſt Magdalenen würden, wenn auch dieſe Koquetterie nicht mehr

reizte — die Braunschweiger konnten nicht dafür; ich suchte meine Jerta.

Es war heller Mittag, ich blieb plötzlich auf der Wendenstraße vor einem hübschen Hause stehen. Eine Dame stand neben einem Herrn im offenen Fenster. War das nicht Jerta — beim Propheten, das war ihr voller Nacken — sie drehte mir den Rücken zu — so bogen sich ihre Schultern, diese üppige Taille war die ihre, so weiß und verführerisch war nur ihr Fleisch, so lockten nur ihre dunkeln griechischen Locken, die von den Schultern nach mir aufhüpften. Sie wendete sich ein wenig nach dem Mann hin — ja wohl, es war ihr Profil, sie fuhr mit der schönen, vollen Hand dem Nachbar um die Locken nach der Stirn, o, sie küßte ihn auf die Augen, und ich stand einsam auf einer Straße, und zwar auf der Wendenstraße in Braunschweig. Oh, oh, es war mir schlecht historisch zu Muthe. —

Ich gebe den Tag nicht eher auf, als bis es Nacht ist, spornstreichs ging ich auf die Hausthür los: sie war verschlossen, eine Klingel nicht zu sehn, mein Rütteln umsonst: leider war ich kein Simson, obwohl mich eine Treppe hoch Delila quälte, wie ihn. Sie sah herunter mit ihrem Schatz, wir sahen einander in die Augen, wahrhaftig, sie kannte mich nicht mehr, weil sie heute so schön war, und doch trug ich meinen weißen Hut, den Sammtrock

B.bl. Univers. Lpz.

und ein Manchettenhemd. Ich sah's mit Entsetzen, der Mann neben ihr war viel hübscher als ich, ich sah's, wie ein wunderliches Lächeln über ihr Gesicht flog — ich wußte nicht, was ich wußte; ich war Hamlet. Blöde bin ich nicht, namentlich wenn mich ein überflüssiger Liebhaber reizt, ich sah die beiden Leute keck an, und fragte, ob nicht hier ein Zimmer zu vermiethen sey.

Jerta lachte laut — wahrhaftig, das war ein ausländisches mir unbekanntes Lachen — der Mann antwortete aber, in der Schützenstraße Nr. 17 wohne der Arzt.

Da ich sah, daß der Mensch auch mit Witz sich beschäftigte, so ging ich und suchte die Post; ich suchte sie, denn trotz meines instinktartigen Lokalsinns konnt' ich in Braunschweig nie bestimmen: ich gehe da- oder dorthin. Hinter den „Brüdern" schiffte ich immer unsicher, wie Kapitain Roß. Ich mußte fort, mein Herz mußte anderweitig zu hoffen und zu fürchten haben, denn mein Herz braucht Mädchenaugen, wie mein Kopf Bücher.

Die Post war bestellt, ich wollte noch Lessings Grab sehn und zu Mittag essen, und dann muthig nach Hannover, wo der teutsche Adel und die englischen Pferde gezogen werden. Literarische Notabilitäten giebt's in Braunschweig nicht; Klingemann, zwar nicht Teutschlands bester Dichter, aber Teutsch-

lands beſter Theaterdirektor, war todt, Griepenkerl, der harmoniſtiſche Aeſthetiker, mit den feinen paradoxen Worten war nicht zu Hauſe, Jerta war mir ausgetauſcht — was ſollt' ich noch zu Braunſchweig. Ich aß erſt, Leſſing war kein Schwärmer, und nahm mir das nicht übel, drauf kam ich an einem ſchönen Hauſe an der Promenade vorüber, in deſſen Antlitz hatte man einen Schnurrbart gemalt, der hieß „Huſaren" — ich ſegnete den Geſchmack von Leſſings Nachkommen und eilte weiter.

Man weiß es nicht genau, wo Leſſing liegt, Teutſchland hat ſich nie viel um ſeine berühmten Männer bekümmert, es war immer der Chronos, welcher ſeine eignen Kinder verſchlingt. Die beſten Teutſchen ſind an der teutſchen Krankheit geſtorben. Der Küſter muthmaßte nur den Ort, wo Gotthold Ephraim Leſſing, der genialſte Poeten-Schulmeiſter, verſcharrt ſei. Das gießt eine Art Romantik über den unromantiſchen Didaktiker. Es iſt vielleicht in unſrer ganzen Literatur Niemand ohne Poeſie ſo poetiſch berühmt geworden, als Leſſing, der Herkules der teutſchen Halbgötter, denn auch dieſer war die poetiſche Proſa der griechiſchen Heroen. Jedes Wort Leſſings ward eine That, und die Summe der Thaten gab einen großen Mann. Leſſing hatte die ſtärkſten Nerven unter den teutſchen Schriftſtellern, er iſt der Artillerie- und Genie-General unſrer be-

ginnenden Literatur, er hat unsre Poesie formirt, er hat die Faulheit besungen, und den Nationalismus in Verse gebracht, er hat in Breslau täglich Faro gespielt, um Bewegung zu haben, und ist nie spazieren gegangen: die Natur ist ihm stets gleichgültig gewesen. Es war Gotthold Ephraim Lessing, welcher einst zu einem Freunde sagte, als ihn dieser zur Frühlingszeit bis vor's Thor gebracht hatte und ihm mit Entzücken das schöne Grün wies: „Ich wollte, es würde einmal Roth," es war Lessing, der das erste teutsche Lustspiel schrieb, was heut noch nicht übertroffen ist, es war Lessing, an dem jeder Zoll vernünftig war, es war Lessing, der die teutsche Barbarei wie einen sumpfigen Wald niederschlug, und unsre Bildung kurfähig machte in den europäischen Salons, — Lessing war der erste Klassiker.

„Erlauben Sie," sagte der Küster — „er war Bibliothekar in Wolfenbüttel, zwei Stunden von hier." —

7.

Halberstadt.

Ging sie nicht da vor mir her am Arme jenes langröckigen Mannes — war das nicht Jerta, die um die Ecke bog? Ich stürzte hinterher, sie gingen rasch, sie traten in ein Haus. Athemlos kam ich davor an; ich wollte warten bis sie wieder herauskämen. Es war die letzte Viertelstunde vor Abgang der Post; ich überlegte, ob ich mein Postgeld, meine Sachen im Stich lassen sollte, und ich faßte den heroischen Entschluß, setzte mich auf die Bank vor dem Hause, und hüllte mich in meine Träume und meine Tugend.

Es gingen viele Leute in das Haus, endlich auch der Postbote, der meinen Mantelsack aus dem Gasthofe geholt hatte. Er ermahnte mich dringend zur Eil und ging in's Haus. Kühn folgte ich ihm, vielleicht half er mir an's Ziel. Plötzlich stand ich vor dem Postwagen, das Haus war ein Durchweg,

Jerta saß im Postwagen und lachte. Ich stürzte hinein, machte mein Kompliment, fragte, wie es ihr ginge, und warum sie mich vorhin nicht gekannt hätte, erzählte eine Viertelstunde lang ununterbrochen. Wir waren vor der Stadt, sie hatte mich noch nicht angesehn, noch nicht ein Wort geantwortet. Ich war noch mitten im Erzählen, da nahm sie ein Buch aus ihrem Strickbeutel und fing an zu lesen.

Meine Nachbarn sahen mich besorgt an, Jerta's Begleiter war eingeschlafen — ich verstummte. „Werden Sie in Halberstadt bleiben?" fragte Einer den Andern.

Halberstadt? Ich fuhr nach Halberstadt statt nach Hannover. Ich fühlte mir an den Kopf, den Puls, ich schlug mir eine Ohrfeige, um zu erfahren, ob es seine Richtigkeit mit mir habe. Mein Nachbar rückte noch weiter von mir, und sah mich scheu an, und ich bemerkte es, wie jammervoll er den Uebrigen winkte.

Damit ich ihm beweise, die Dinge seyen verrückt, nicht ich sey's, fragte ich ihn höflichst: „Wohin reisen Ew. Wohlgeboren?"

„„Nach Constantinopel,"" stammelte er.

Großer Gott, ich war in einen Narrenkasten gerathen. Wer nie daran geglaubt hat, daß er wohl verrückt sein, oder werden könne, in dem war nichts

zu verrücken, der war sehr simpel. Shakspeare ließ seine besten Leute verrückt werden, und Jerta's langer Begleiter da drüben schlief höchst großbritannisch; ich war am Ende der Held einer neuen Tragödie, deren letzter Akt auf dem Postwagen zwischen Braunschweig und Halberstadt spielte. Ich zählte meine Rockknöpfe, ich rechnete mit Brüchen, was ich nie ordentlich konnte, ich sagte das hebräische Alphabet her, was nie glatt zum Vorschein kam — mein Zustand ward immer schrecklicher: ich rechnete fehlerlos, ich alphabetisirte in einem Zuge bis zum Thau. Als wir nach Wolfenbüttel kamen, war mir's klar, daß eine unnatürliche Clairvoyance eingetreten sey, und ich dachte mitleidig an Lessing, der dort oben auf der Bibliothek nichts Derartiges geglaubt hatte.

Erschöpft lehnte ich mich zurück und schloß die Augen; ich war entschlossen, die Welt gehn zu lassen, wie sie wollte, ich mochte nicht mehr regieren helfen.

Lange schwieg die Gesellschaft, ich lauschte aus einer Ritze der Augenlieder, und sah an des Constantinopolitaners Pantomime und den zustimmenden der Uebrigen, wofür man mich hielt.

Es wirbelte in mir. Jerta's Nachbar erwachte, strich sein Gesicht, das ausdruckslos aussah, wie ein Spiel Karten, in Ordnung, und rauchte sich eine Cigarre an. Jerta sah ihm gleichgültig in's Gesicht, er ihr wieder, aber keins sprach ein Wort.

Er trug drei Röcke, sah unanständig gesund aus, hatte öde Augen ohne Blick, wie die lichtblaue Luft, den reinsten Teint, die schönsten Zähne, gar keinen Bart, dünnes rothbraunes Haar, unter sich ein Sitzkissen, und sonst gar nichts Merkwürdiges — war ich nicht wirklich verrückt, so mußte er ein Engländer sein. Gott, und was war aus Jerta's Augen geworden, auch in ihnen war die einfachste Frage und Antwort gestorben, auch sie hatten keinen Blick mehr.

Der Constantinopolitaner erzählte von Peru und wie oft er da spaziren geritten sei, er sprach vom König von England, in dessen Kabinet er lange gearbeitet habe, er brachte einen Kreditbrief an den Sultan Mahmud aus der Tasche.

Hörte ich denn das Alles wirklich, oder war ich denn wahrhaftig um meinen charmanten Verstand gekommen, von dem ich bis dahin gelebt hatte!

Was sollte denn aus mir werden!

Ich sah den Kreditbrief, er war, weiß es Gott, vom König von England, der Ueberbringer sollte ein Klempnermeister aus Hannover sein.

Herr, in des Teufels Namen, sagte ich, wer sind Sie? Und rückte ihm auf den Leib.

Er kroch in den Winkel, und streckte mir zitternd seinen Paß entgegen.

Der Kerl war wirklich ein Klempnermeister aus

Hannover, sein Paß war auf Constantinopel ausgestellt.

Ich war erschöpft — meine Tollheit oder Verzauberung war evident, mein anderer Nachbar sah sich nach dem Kondukteur um. Jerta und ihr Begleiter sahen mich noch immer nicht an. Aus Verzweiflung schlief ich ein.

Die Träume spielen heut zu Tage eine Hauptrolle in den teutschen Schriften, es wird entsetzlich Viel geträumt, und es befällt mich stets eine Angst, wenn solch ein Romanheld nur die Augen schließt — ich glaube, diese vielfache Träumerei wirkt nachtheilig auf den Volkscharakter. Deshalb nahm ich mir vor, als ich unter die Schriftsteller ging, nie Träume zu haben oder zu beschreiben. Das mochte wohl ein Grund sein, warum ich sehr fest und vernünftig schlief, und sehr vernünftig erwachte. Ich dachte nicht mehr an die mögliche Verrücktheit, und es existirt ja nur das, was man denkt.

Der Klempnermeister zog eben mit einem Janitscharen über den Balkan. Ich bitte meine Leser, diese Figur für kein Gebild eines novellistischen Gehirns anzusehn, es müßte mich und ihn wegen beiderseitiger Realität sehr schmerzen. Dies Individuum existirt wirklich und ist wirklich als Klempnermeister in Hannover habilitirt; er hatte in vollem Ernste die fabelhaftesten Reisen gemacht, hatte die

wunderlichsten Naturmerkwürdigkeiten gesammelt, und stand mit Cuvier, Humboldt, Brougham in speciellem Verkehr; er war zu dumm zum Lügen und zur Eitelkeit, und sprach von Cuvier und Brougham wie von seinen Kollegen, den übrigen Herrn Klempnermeistern in Hannover. Mit des englischen Königs Kabinet hatte es ebenfalls seine Richtigkeit, es bedeutete nur ein Naturalienkabinet; eben so mit Peru. Ein teutscher Kaufmann, der in London angesessen ist, und direkt von Lima kam, stellte ein Examinatorium an, und es ergab sich bald, daß der Klempnermeister in Lima specieller bekannt war, als jener. Er redete alle Sprachen, erzählte ohne Aufhören die interessantesten Dinge auf die uninteressanteste Weise, hatte Alles in der Welt gesehn, was weit, schön und theuer ist, und war so langweilig, daß eine Revolution gegen sein Schwatzen auszubrechen drohte, im Postwagen auszubrechen drohte, wo man so Viel verbraucht. Der Mann hatte so Viel gelernt, und war so bornirt, daß er bald der schwarze Peter der Gesellschaft wurde. Sein Wissen hatte keinen Charakter, und wenn man die kleine Klempnerfigur, das erfrorne blecherne Gesicht, den ausdruckslosen, viel gelesen braunen Frack, die naturwissenschaftlichen dünnen Beine, den friedfertigen grauen Regenmantel und die ganz häusliche hannöversche Mütze ansah, und hörte die stolzen Worte Lima, Elektrizität,

Cuvier, Platina, Constantinopel, so mußte man lachen. Er hatte Empfehlungen an die Gesandtschaften in Wien und Herrn von Hammer, die ihm zur Reise in die Türkei behilflich sein sollten, und das kursirte Alles auf dem Postwagen, als wären's Passagierzettel von Delitzsch nach Bitterfeld; es war etwas Fabelhaftes um diesen Klempnermeister. Auf den Stationen stieg er auch nicht aus, sondern er brachte ein kalt Stück Braten in die hannöversche Zeitung gewickelt, vielleicht also ein Stück Haidschnuckenkeule aus der Tasche, nagte einige Minuten daran, wickelte es sorgfältig wieder ein, und steckte es in die Tasche, als wolle er bis Constantinopel davon leben.

Der Harz, an dem wir vorüber flogen, ward sehr verächtlich von ihm traktirt, er sei zu nahe, meinte er. Das war das erste Mal, daß ich dem Klempnermeister Recht gab: der Harz ist ein unvollständiges Gebirg, er hat seine Studien nicht vollendet, und die Norddeutschen machen nur so viel Wesens davon, weil sie nichts Besseres haben. Deutschland hat eigentlich nur ein Gebirg, und wenn man dem Seume glauben soll, so ist in Europa nur der Aetna schöner, das ist das Riesengebirge — alles Uebrige sind Waldberge oder Gebirgsversuche. Es ist eine wunderlich unordentliche Wirthschaft in diesem Harze, Alles liegt durch und übereinander, wie

in einer Stube, in welcher eben Handwerksburschen vom Lager aufgesprungen sind. Hier liegt ein Stück Wald, hier faullenzt ein Hügel Steine, dort braust auf eigne Hand ein Fluß, es ist keine reizende, sondern eine platte Unordnung, ein Stück ist dem andern im Wege, man sieht das Eine vor dem Andern nicht, es ist keine Harmonie darin. Ich bin einmal vierzehn Tage darin herum gereis't, und habe immer gefragt: wann kommt denn der Harz? Man sieht den Wald vor Bäumen nicht. Und steigt der Wandrer, der von Hoffen und Harren matt ist, endlich auf den Brocken hinauf, so hat er eben auch weiter nichts, als einen wüsten Ueberblick über die unordentliche Stube, die besten Geräthschaften stehn aber unter den Tischen, den Bänken, er schüttelt den Kopf, und ein warmes Glas Grog im Brockenhause ist ihm interessanter, als der verworrene, nebelhafte Kram. Es liegt Alles umgestülpt, verdrießlich, arbeitsbedürftig da: ein Gebirg, was nicht fertig geworden ist. Nur kleine Proben, wie die Roßtrappe geben eine Andeutung, was daraus werden sollte. —

Noch hatten Jerta und ihr Begleiter kein Wort gesprochen. Ich war vollkommen unsicher geworden, und es stieg mir zum ersten Male der Gedanke auf, daß ich mich irren könne. Schon lange saß sie verschleiert mir gegenüber. Ich suchte ihren Fuß, um

eine Korreſpondenz anzuknüpfen — vergeblich umkreiſ'te ich ihn von allen Seiten, er war unzugänglich. Allerdings kam er mir kleiner vor, als da ich ihm hinter Radegaſt im Lande Anhalt zum erſten Male begegnet war. Indeß lag hier der Irrthum ſehr nahe, wer kann ſich ſo genau auf das Pedalgefühl verlaſſen. Aus Aerger ſetzte ich den meinen auf den ihren. Sie regt ſich nicht. Nach einer kleinen Weile zieht ſie den ihren langſam zurück, und ſetzt ihn tapfer auf den meinen. Wir ſchaukeln einander, der hannöverſche Klempner ſpricht von der Polarität, die er dem Sultan vortragen wolle. Die Cigarre von Jerta's Begleiter iſt aus, er wirft ſie aus dem Wagen, und legt ſich wieder in die Ecke zum Schlafen zurecht. Es iſt ganz dunkel geworden. Ich lege mich vorn über, als wollte ich köpflings ſchlafen oder träumen, und erobere zwiſchen den beiderſeitigen Mäntelflügeln eine Hand Jerta's. Sie widerſtrebt nicht, als ich ihr den Handſchuh herunterſtreife, und ſie küſſe. Wahrlich, auch die Hand war feiner und zarter, als die zu Radegaſt. Kein Gegendruck, obwohl ſie warm wird unter meinen Küſſen. —

Halberſtadt war da; wir mußten ausſteigen, um die Poſt weiter zu bezahlen. Ein Wenig hatte ſie den Schleier zurückgeſchlagen — es war Jerta. Ich fragte ſie dringend, warum ſie denn nicht ſprechen wolle. Zum erſten Male ſah ſie mich an, ſo gleich-

gültig wie der ausdruckslose Mondschein. Aber den Mund öffnete sie nicht. Ihr Begleiter legte stumm ein Goldstück hin, und strich ein, was man ihm dadafür herausgab. Ein Teutscher konnt' es unmöglich sein, der hätte seinen Paß gewiesen, und um den Postschein gebeten, welchen dieser ohne ein Wort erhielt. — Gegen die Polizei und sonstige Behörden spricht der Teutsche nie ein Wort zu wenig, wohl aber manches zu viel.

Es war Nacht in Halberstadt, ich hätte den Poetengang und Gleims Wohnung, dies Stammbuch teutscher Dichter, aufsuchen können, aber mein Konstantinopolitaner war schon langweilig genug. Er kam mir eben in den Wurf, ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn an einen kleinen Bogengang. Signore di Annovera, sprach ich, seien Sie andächtig, das ist ein klassischer Punkt, nehmen Sie ihre vermaledeite, unklassische Klempnermütze ab. Da, wo Sie mit Ihren unwürdigen naturwissenschaftlichen Beinen stehn, stand einst alle Abende, wenn es dunkel wurde, der berühmte Fabeldichter Lichtwer, und ersann nicht ohne Anstrengung eine seiner unsterblichen Fabeln, und wenn Gleim vorüber kam, Papa Gleim, der preußische Grenadier mit dem großen spanischen Rohre, und ihn anreden wollte, so streckte er seine rechte Hand vor sich hin, und sprach wie Archimed: Störe mein Kreisen nicht, ich bin dabei,

die Moral zu gebären. Da nahm Papa Gleim seinen dreieckigen Hut ab, salutirte und sprach: „Teutschland, ich bringe dir dies Opfer" und ging vorüber in's Bierhaus. Den nächsten Morgen aber schrieb er nach Berlin an seinen Freund, den königlich privilegirten Odendichter Herrn Ramler: Gestern Abend, Geliebter in Apollo, war Lichtwer, der vortreffliche, wiederum thätig für vaterländische Poesie zur Beförderung der Tugend." Auf diesem Fleck, fabelhafter Klempnermeister, stand Lichtwer, und Arm in Arm gingen hier die Unsterblichen all, welche den sehr ehrenwerthen Vater Gleim besuchten, vorüber, unter ihnen auch der gefühlvolle Herr v. Matthisson. Darum heißt dieser Platz der Poetengang."

Der Hannoveraner schauerte vor epischer Andacht, zog seine braunlederne Schreibtafel, und stellte sich unter eine Stadt-Halberstädtsche Laterre, die sehr stätisch brannte, um die merkwürdigen Namen zu notiren. Seine Literaturgeschichte begann und endigte mit Benjamin Schmolke, und er war sehr erfreut, so viel neue Namen für den Sultan erbeutet zu haben, wenn er diesem den Zustand unserer Literatur entwerfen würde. Mit der bestehenden Orthographie lag er in einigem Widerspruch und den Namen des Odendichters wollte er verbessert dem Sultan mittheilen. Ich konnte nichts dawider haben.

Es ist wirklich Schade, daß der brave Gleim

Verse hat drucken lassen, er ist sonst ein so durchweg liebenswürdiger Kauz, und obwohl er nicht eigentlich wußte, was Poesie sei, so liebte er sie doch wie ein Jüngling die nie gesehene Geliebte seines Herzens, und liebte sie nicht so wohlfeil wie die meisten Teutschen, d. h. er gab den Poeten zu essen und zu trinken, wenn's ihnen, wie gewöhnlich, daran gebrach. Wie manchem armen teutschen Dichter hat der Postbote einen Brief mit dem Postzeichen „Halberstadt" gebracht, worin Vater Gleim preußische Thaler zur Leibes Nahrung und Nothdurft schickte. Ja, was noch mehr war; er bettelte für die armen Poeten, wenn er selbst nichts hatte. O, er war ein wackrer Grenadier, und sein Herz war voller Gedichte, diese besten hat er nur Niemand erzählt.

Der gute Mann, ich wollte er lebte noch — da hätte ich ihm meinen naturhistorisch merkwürdigen Klempner gebracht, den hätt' er gewiß besungen. Wenn der alte Wachler in Breslau auf ihn zu sprechen kam, nicht auf den Klempner, sondern auf den Gleim, so wackelte sein weißer Kopf vor Rührung und Freude noch mehr, und seine kleinen, strahlenden schwarzen Augen funkelten noch heller, und seine schnarrende Stimme erhob sich noch schnarrender zu den Worten: „Der alte Vater Gleim dichtete fortwährend Weinlieder, und trank dabei klares Wasser."

Und das war dem guten Wachler so spaßhaft, daß

er sehr lachte, und aus Gefälligkeit lachten wir alle mit, obgleich wir die Geschichte aus der Lektüre von Gleims Weinliedern schon lange kannten. Die alten Literaturhistoriker sind wie die alten Soldaten: sie sprechen nur mit Begeisterung von den Kriegen, welche sie selbst mitgemacht haben. Der Krieg und die Kritik braucht am nöthigsten stets ergänzende Jugend. Der alte Wachler giebt sich redliche Mühe, die neuen Schriftsteller kennen zu lernen, aber es gelingt ihm nicht, er hat kein Herz für sie, so wie ein Soldat aus dem siebenjährigen Kriege eine unzufriedene Rolle in den Revolutionskampagnen gespielt hätte. Wachler ist nur klassisch, wenn er von der Klopstock-Lessingschen Periode spricht, und es ist das Tragische dabei, daß er eben diese Periode für klassisch hält. Er weint nur, wenn er Klopstocks Ode an Ebert: „Sind sie nun Alle dahin" vorlies't, und ich habe einmal herzlich mit ihm geweint.

Ist es nicht beweinenswerth, daß funfzig Jahre hinreichen, das glänzendste Streben vergessen, ja lächerlich zu machen. Das Buch von Klopstock, was man vor funfzig Jahren nur mit Andachtsschauern in die Hand nahm, worüber man so wenig zu kritisiren wagte wie über die Bibel, dasselbe Buch ist jetzt ein halbes Spottwort, nur sogenannte Philister sprechen noch von Klopstock, und wenn man einen thörich-

ten langweiligen Dichter bezeichnen will, so sagt man: er schreibt Klopstocksche Gedichte.

Ist es nicht Grauen erregend, wenn man an einem solchen Manne die sausende Schnelligkeit der Civilisationsbewegung sieht. Man möchte eiligst im Schlafrock hinunter laufen auf die Straße und etwas Großes thun, weil man fürchtet, morgen sei es zu spät. Ja wohl, nur 365 kurze Tage braucht die Erde zum Laufe um die Sonne.

Der poetische Prediger Klopstock war dem dürren achtzehnten Jahrhunderte ein ächter Sprößling des alten Messias, er hatte ein liebevoll religiös fanatisches Herz — zu Begeisterungspoesie gehört immer ein Grad von Fanatismus — und wie dem Worte Gottes lauschten die Teutschen seinen Offenbarungen, die Bibelkundigen glaubten, die alten Propheten stünden wieder auf, und der ernsthafte Norden, von dem er hersang, erhöhte die Illusion.

Und das Alles hat sich nicht seit funfzig Jahren, nein, seit weniger denn zwanzig Jahren so verändert. Ich weiß mich zu erinnern, daß der stolze Name Klopstock an mein Ohr schlug, als ich ein kleiner strebender Bube war: alle Anwesenden machten dabei ein feierliches Gesicht, als wären sie in die Kirche getreten, und es sprach eine Zeitlang kein Mensch. Als ich meinen Vater zupfte, und ihn leise fragte, wer das sei, sagte er mir eben so leise in's Ohr: das ist

Teutschlands größter Dichter. Und er ging zu seinem Schreibtisch, worin die theuersten Bücher mit großen architektonischen Kupfertafeln lagen, die ich nur an Feiertagen in gehöriger Entfernung sehen durfte, und gab mir ein Buch, darin standen Klopstocks Oden. Ich eilte in unsern Hof und setzte mich in einen schattigen Winkel; es war ein schöner Sommertag, und der Sonnenschein lag innerlich lachend weit und breit auf den Dächern. Da las ich denn und las, und verstand wenig, aber es war mir so, als stünd' ich in der Kirche, wo ich auch nichts verstand, und doch sehr glücklich still und andächtig war. Ich hatte nicht viel weniger Respekt vor Herrn Klopstock, als vor dem Herrgott, und als ich zu der Ode „an Ebert" kam, und sah, daß auch Herr Klopstock so traurig sein könne, da weinte ich bitterlich, die Stelle aber, wo er durch den Nebel auf ein geliebtes Wesen hindeutet und spricht:

„Ist dann auch die nicht mehr, die einst mich lieben wird —"

ging mir wie ein Sonnenriß durch's Herz, der eine sanft und warm regnende Wolke theilt. Ich wußte noch nichts von der Liebe, war ein Bube, der die ersten Jahreszahlen lernte, aber ich ahnte plötzlich, daß es etwas Süßes, sehr Süßes sein müsse. Und das Buch sank mir auf's Knie, und ich sah sinnend in

den Sonnenschein hinauf, was der Herr Klopstock wohl damit meinen könne.

Bei jeder schönsten Liebe, die mir später begegnete, das heißt bei jedem Liebesweh, dachte ich an Klopstocks Ode und seinen Schmerz, und an die Worte: „hat mich auch die schon geliebt, die einst mich lieben wird" — und es hegt Niemand so viel Pietät für Klopstock als ich, denn die erste Ahnung von Liebens- und Achtenswerthen ist die Pietät — und demnach schüttelte ich zu Wachlers veraltetem, historisch erstarrtem Enthusiasmus den Kopf, und seine begeisterten Worte fanden nur zu einer kleinen Ritze meines Herzens den Eingang, wo jene Odenworte hingefallen waren.

Als Socrates starb, sprach er von der Unsterblichkeit, als Klopstock auf dem Sterbebette lag, sprach er auch darüber, und recensirte sich besser als irgend Jemand es vermag. Er sagte nämlich sterbend: diese eine Ueberzeugung nehm' ich mit mir, daß Shakespeare kein Dichter war. Und er starb.

Die Welt geht. Wer sich nicht an die unwandelbarsten Dinge hält, vergeht mit ihr, und wir Zeitschriftsteller, die wir unsre Rosse an die Interessen des Tages binden, vergehen um so schneller mit ihnen, je eher unsre Wünsche befriedigt werden. Nur gutmüthige Literaturgeschichten werden die besten der jungen Namen eine Zeitlang aus Erkenntlichkeit nen-

nen, ſo lange der Sieg unſer Dings regiert. Es werden neue Forderungen aufwachſen, und all die geſchäftigen Leute, welche jetzt handthieren als geſchähe es für die Ewigkeit, ſinken in ein ewiges Vergeſſen. Aus dem großen Wirrwar von Namen wird nur unangetaſtet nach Jahrhunderten noch Wolfgang Goethe beſtehen, der ſich in die Felſen der feſteren Natur gegraben hat. Nur mancher Schriftkundige wird vielleicht dann noch den Namen ſeines Bewegungsſohnes nennen, den er in fröhlicher Stunde unbewußt gezeugt, den er nicht anerkannt hat, weil er ſich dieſer Verwandtſchaftskräfte nie bewußt geworden iſt, den Namen deſſen, der einer modernen poetiſchen Schule den Namen gab, den Namen Henry Heines. —

Und auch Du, liebenswürdigſter aller Dichter, mit dem heißeſten menſchlichſten Herzen, den man liebt allerwegen, ſobald man zu fühlen beginnt, auch du, Friedrich Schiller, wirſt vergeſſen werden, und das iſt etwas, worüber ich noch heute die bitterſten Thränen weinen kann, denn ich liebe dich wie meine erſte Liebe. Die Welt geht. Wer ſich nicht an ihre unwandelbarſten Dinge hält, vergeht mit ihr — —

„Er bläſ't zum dritten Male" ſchrie mit der Kraft der Verzweiflung mein Klempnermeiſter, riß ſich los, und ſtürzte davon. Ich hatte ihn nämlich am Arme feſtgehalten und ihm all' das vorgeſprochen. Lange hatte er gezappelt und aus Reſpekt nichts ein-

zuwenden gewagt. Jetzt ſtand das Meſſer an der Kehle, nnd ſein Poſtgeld war ihm wichtiger, als Klopſtock, Goethe und Schiller. Und er hatte Recht; ich rannte auch.

„Meine Herren, ſagte der Kondukteur, die Welt geht und die Zeit rennt, wer zu ſpät kommt iſt verloren.“

Der Konſtantinopolitaner ſah mich erſtaunt an, und ſagte:

Der Kondukteur iſt auch gegen Klopſtock.

8.

Halle.

Ein dunkler, tiefer Schlaf legte sich über den Postwagen. Auch ich vergaß Jerta, Klopstock und Konstantinopel. Wer mit der Schnellpost gefahren ist, erinnert sich gewiß mit Interesse des höchst charakteristischen Anblicks, wenn die ersten Tagesstrahlen in den qualmenden Kutschenkasten fallen. Die Hand Jehova's liegt zornig über Aegypten, alle Häupter der Passagiere hangen welk vorn herunter auf die Brust oder auf die Seite. Selten schläft einer des Morgens im Postwagen mit Energie, er müßte denn ein sehr routinirter Musterreiter sein. Alles baumelt am Körper, der Mund ist halb geöffnet, damit kein Atom der noch rückständigen, geringen Lebensluft dem Schläfer entgehe, die Gesichtsfarbe ist offenbarungsbleich in's trockne Gelb spielend, die Haare sind garstig verwirrt, die Lippen unnatürlich geschwellt, alle kurzgeschürzten Sorgen, die den Passagier in den

letzten Tagen beschäftigt haben, laufen hastig durch die Stirnfalten, und arbeiten an dem Kummerstriche zwischen Mundwinkel und Nasenflügel. Halbtrunkne Träume stolpern an dem wankenden Körper auf und nieder. Niemand schläft mehr recht eigentlich, aber Niemand hat ausgeschlafen, Niemand hat den Muth zu erwachen. Der und Jener riegelt das Augenlied ein Wenig auf, um zu sehen, ob der Tag schon unanständig hereinscheint. Es ist das Bild eines teutschen Philisters, der die Freiheit sieht, aber den Fuß unentschlossen heben muß, um zu ihr zu kommen; es gefällt ihm nicht absonderlich in dem alten Schlendrianszustande, aber — aber er soll sich entschließen, er soll etwas Bestimmtes thun, er weiß auch nicht einmal genau, ob das Bein nicht gar eingeschlafen ist, er träumert weiter und die Zeit verstreicht. — Der Klempner machte einen flinken Versuch, die Augen zu öffnen, machte sie aber schnell wieder zu, und drückte das Gesicht in die Ecke.

Die Energie eines Einzelnen pflegt wie überall das Reich zu allarmiren. Einer macht entschlossen Tag, und die übrigen unterwerfen sich. Ich hatte keine Lust dazu, die schlaffen Gesichter amüsirten mich.

Sah ich recht? Wahrlich, hinter dem Schleier lebten Jettas Augen, und richteten sich starr auf mich. Es war etwas Gespensterhaftes darin, mit diesen Augen, von denen ich noch keinen Buchstaben

kannte, allein im Wagen zu ſein. Sie zog den Handſchuh aus, und fuhr ſich mit der Hand über Augen und Geſicht, wie eine Mohamedanerin, die ſich pantomimiſch wäſcht. Ich ſchwieg, und ſah ihr entſchloſſen zu. Und ſiehe da, ſie ſchlug den Schleier zurück: es war ein junges, friſches Mädchen, das den Poſtgeſetzen nicht verfiel: ſie ſah friſch wie Morgenthau über gerötheten Wangen aus klaren Augen. Offenbar war ſie ſeit Radegaſt jünger geworden. Die Züge waren heut viel weicher, oder es kam daher, daß ich mich in das Buch ihres Geſichts ſchon ein Wenig hineingeleſen hatte und bekannter geworden war. Ein plötzliches Leuchten ging durch den Stern ihres Auges, ſie ſtreckte mir die warme Hand hin, und ſah mich groß an. Ich führte ſie langſam an meinen Mund, und berührte ſie kaum mit den Lippen, darüberhin aber drückte ich centnerſchwer meinen Blick in den ihren, und ſchüttelte den Kopf. Nichts veränderte ſich in ihrem Geſicht. Ihr Begleiter regte ſich; die Hand floh, der Schleier fiel. Mit Erſtaunen ſah ich, daß der naturwiſſenſchaftliche Klempnermeiſter aus wäſſrig lachenden Augen zuſah. So wie er ſich überraſcht merkte, kniff er ſie wieder ein, gab ſich die überflüſſige Mühe, ein einfältig Geſicht zu machen, und ließ den kleinen Körper wie einen Eierkuchen zuſammenfallen. Ich gab ihm einen Rippenſtoß, daß er in die Höhe fuhr, und drohte ihm mit

unzweifelhafter Geberde. Er deprecirte durch verneinendes Schütteln aller Glieder, nahm meine Hand, und drückte sie hannöverisch.

Es ging den Berg nach Bernburg hinunter. Die Saale und ein Paar Berge von Gerüll versuchen's hier, sich über anhaltinische Ausdruckslosigkeit zu erheben, die Frau Wirthin hilft den Herren, der Herr Wirth den Damen aus dem Wagen — Anhalt wird ausschweifend. Wir tranken Kaffee, schüttelten den Schlaf aus den Haaren, ich ging an Jerta vorüber, und drückte ihren heißen Arm, daß sie zuckte, und fragte den Wirth, ob Anhalt noch nicht preußisch sei. Er verneinte kleinlaut, und ein blonder anhaltinischer Blick schweifte matthisson-wehmüthig über die Wand hin, an welcher die großen Gesichter der regierenden, wie man zu sagen pflegt, Häupter hingen.

Sind Sie ein Preuße? fragte mich der teutsche Kaufmann aus London.

Zuweilen, sagte ich, denn in poetischen Stunden bin ich für den Zollverband, weil ich glaube, daß der Kyffhäuser mit dem rothbärtigen Barbarossa im Zollverbande liegt. Und eigentlich bin ich aus Schlesien, was früher österreichisch war, ferner glaubte ich früher, das Wort Preußen heiße so viel als Jugend und Spekulation, und ich bin kaufmännisch gesinnt, und liebe die Spekulation.

„Lieben Sie treu?"

Nein, aber oft.

„Sie haben wohl kein Amt?"

Doch; ich reise.

„Für welches Haus?"

Für Otto Wigand in Leipzig.

„Was für Artikel?"

Papier, Druckerschwärze, Humanität, Länder- und Menschenkunde, Wissenschaft en gros und en détail, Langeweile und kurze Waaren.

Er schüttelte den Kopf, und erkundigte sich nach dem Chef des Hauses.

Ich bat um Entschuldigung, wir seien Lessingsche Republikaner, und ließen uns nichts befehlen. Wir legten nie Rechnung ab, und hierin seien wir Royalisten: unser Louis d'or von Frankreich sterbe nie. Im Allgemeinen sei ich überhaupt für Gütergemeinschaft, und obwohl ich das Stehlen noch nicht sanktioniren könne, so sei ich doch überzeugt, daß, wer entschlossen Geld brauche, immer welches finden könne.

Und er entsatzte sich, und schwieg. In der Nähe von Giebichenstein liegt Halle, denn Giebichenstein ist einer der schönsten Punkte in Teutschland, und Halle einer der schlechtesten. Himmel und Hölle liegen hier nahe bei einander, und der Weg zwischen beiden ist die sogenannte grüne Wiese, wo die Leute hin kom-

men, die nicht recht gut und nicht recht schlecht sind, deren Poesie aus Dresden stammt, welche sich zum sächsischen Protestantismus bekennen, die auf den Börne schimpfen, und theologische Bücher lesen. Auf diesem Wege wohnt der alte Schriftsteller Eberhard: es ist ein schmaler Mann, von dem ich nichts Merkwürdiges zu sagen weiß, als daß er alle Tage nach Tisch einmal zum Fenster heraussieht, ob es regnen wird, und wenn's schon regnet, ob es aufhören könnte. Ferner wohnte hier der an Familienromanen verstorbene Lafontaine, der eine Lorbeerkrone für die Bescheidenheit verdient, mit welcher er sich in den letzten Jahren zurückgezogen hielt. Ein guter Rückzug ist ein untergeordnetes Verdienst, aber ein Verdienst, sind doch Xenophon und Krug durch Rückwärtsgehn berühmt geworden. Die Anabasis wird noch zu wenig von den teutschen Schriftstellern gelesen. Damen von Welt und Schriftsteller müssen in einem gewissen Alter der Schönheit und des Verstandes Spiegel und Freunde am eifrigsten befragen, ob es gerathen sei, auf den Ball zu gehn.

Es konnten sich nur wenige rühmen, in Lafontaines Gartenhaus gedrungen zu sein; ich bin oft daran vorüber gegangen, als ich noch jünger war, und vor jedem schriftstellerischen Namen das Knie bog, oft des Abends, wenn es so recht familienfleißig regnete. Ich hoffte immer, einmal Etwas von Lafontaine zu

hören, oder zu sehn, aber ich habe nichts gehört, als eine eintönige Klingel. Lafontaine hat still seinen Hut genommen, als der Lärm für seine Familiengeschichten zu groß wurde, und ist still hinausgegangen, hat dem Portier ein kleines Trinkgeld gegeben, er möge der Gesellschaft seine Abwesenheit nicht verrathen, man werde sie nicht bemerken, und ist nach der grünen Wiese bei Halle gewandert. Dort hat er seine Thür zugeschlossen, und rührt sich nicht mehr; und wenn er ein Glas Wasser oder eine Tasse Thee haben will, klingelt er seiner alten Köchin, die früher jünger war, und in der Familie Halden figurirt.

Ich finde das so rührend bescheiden an Lafontaine, daß ich ihm kein böses Wort sagen möchte. Zur Zeit, als man ihn gern las, hatte er die Verpflichtung zu schreiben, und er hat sie redlich erfüllt — jeder Roman hatte drei Bände. Als er die Abnahme seiner Kräfte und der Liebeskräfte des Publikums merkte, da setzte er sich in sein Ausbedinghäuslein, und schwieg, und schwieg sich zu Tode. Lafontaine ist Teutschlands Ritter Toggenburg, die Liebe zu ihm war eine thränenreiche; noch heut schluchzen die alten Frauen, wenn man seinen Namen nennt.

Giebichenstein aber überraschte mich durch seine Schönheit; die kleinen Felsen, die Saale, die weichen Aussichtsstriche in's Land — Alles paßt so gut zu einander, daß es ein charmantes kleines Gedicht

giebt. Viele teutſche Gegenden, welche einen viel größeren Aufwand machen, erfreuen weniger, weil man bei den größeren Anſprüchen auf Schönheit viel eher das vermißt, was allen fehlt, die Färbung. Zwiſchen dem eigentlichen Norden und dem eigentlichen Süden iſt Teutſchland die farbloſe Mitte; es hat nicht die dunkeln, romantiſchen Farben des Süden, es hat nicht die lyriſchen hellen Striche, nicht die duftigen phantaſtiſchen Konturen des Nordens.

Hier iſt das Fenſter, von welchem Ludwig der Springer in die Saale hinabgeſprungen ſein ſoll — den Sprung bezweifelt man nicht; denn Todesgefahr iſt Kleinigkeit gegen Gefangenſchaft, aber das Gelingen bezweifelt man. Die jetzige Welt iſt ſehr unromantiſch, und man bewundert der Herren Schlegel und des Herrn Hengſtenberg Kourage, die Romantik und den Glauben in den Ländern wieder einführen zu wollen, wo die Bibelüberſetzung, der Rationalismus und die Hundeſteuer erfunden worden iſt, man bewundert ſie, wenn man die Spaziergänger über Ludwig den Springer reden hört.

Von Natur iſt leider Gottes in Nordteutſchland kein Menſch romantiſch. Auch die Saale, ein ſchwarzer, merkantiliſcher Fluß, iſt ſo proſaiſch, und hat ſich ſo weit vom Fuße des Giebichenſtein entfernt, daß Ludwig ſie nicht erreichen könnte, wenn er ſelbſt beim alten Jahn turnen gelernt hätte.

Solche platte Zweifel haben vielleicht denselben Jahn auf die Erfindung des Turnens gebracht. Denn schief gegenüber vom Ludwigsfenster ist eine kleine Höhle in den sogenannten Trojanischen Felsen, welche die Saale bespült, und in dieser Höhle soll jener teutsche Renommist eine Zeitlang gelebt haben. Er hat mir selbst davon erzählt, und da es ihm gelungen ist, eine historisch physikalische Merkwürdigkeit zu werden, so will ich ein neues Kapitel mit ihm anfangen. Hat doch Cervantes ein ganzes Buch über den spanischen Don Quichote geschrieben, Jahn ist aber der demokratische Don Quichote der Teutschen.

Ich werde noch oft des Don Quichote gedenken müssen, so lang' ich in Teutschland reise, denn er manifestirt sich nirgends so mannigfach, als bei uns. Ein Volk, das nicht muthig und inhuman genug ist zum Todtschlagen, ein Volk, das nicht rasch in seinen Bewegungen ist, behält immer eine große Menge Nachzügler verlassener Epochen.

Daher kommt es auch, daß kein Volk eine so verwickelte Geschichte hat, als das teutsche. Hölderlin sagt einmal: „Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, daß zerrissener wäre, als die Teutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine

Menſchen, Herren und Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen". —

Alle dieſe Handwerker verlangen aber ihren Platz in der Geſchichte, und die Handwerker haben ihren Zunftſtolz. So reicht es nicht aus, einfache Menſchen zu beſchreiben, auch Jahn, der Cherusker, will beſchrieben ſein.

9.

Fortsetzung.

In leinene Staubhemden gehüllt, mit leuchtenden Augen und schreienden rothen Mützen zogen wir Brüder Studios von Halle nach Jena. Wir hatten wenig Geld, aber viel Worte, viel guten Muth und wenig Bedürfnisse. — Ein Glas Bier, ein Stück Brot genügte uns Söhnen der teutschen Wüste. Wir sprangen wie die Böcklein, jubelten wie die Lerchen, balgten uns mit einander auf der Straße herum, um unserm Uebermuthe einen Ausweg zu schaffen, und sangen vollen Ernstes: „Wir sind die Könige der Welt".

Noch heut denk' ich mit Entzücken daran, wie viel Selbstbewußtsein und Kraft in jedem Einzelnen ausgebildet wurde, weil er auf dem unerschütterlichen Grunde akademischer Freiheit zu ruhen glaubte. Wir bildeten uns ein, die Krieger und Braminenkaste der Hindus in uns zu vereinen, und Brama dürfte die

Wäsche nicht wechseln, wenn wir nicht wollten. Wir waren komplette Narren, aber unsere Narrheit ruhte auf Stahlfedern. Wenn von einem feindlichen Staate die Rede war, so bedurfte es nur unsrer übereinstimmenden Meinung, er sei ein Feind, und dann gab's keinen Zweifel an dem Siege mehr. Für wen die Studenten sich erklärten, der war geborgen, wir waren uns ein Ritterbund, wo jeder Mann ein Held ist, wir waren die große Armee Teutschlands, wir hatten den Napoleon überwunden, uns widerstand nichts. Ein großes Stück Poesie geht mit den Studenten verloren.

Es war ein melancholischer, wollüstiger Wolkentag, und als wir nach Lauchstädt kamen, und sahen die rosenrothen Mädchen mit den weißen Schultern und Armen wandeln unter den flüsternden, schwatzhaften Bäumen, da beschlossen wir, uns niederzulassen, denn unsre Herzen lachten beim Anblick der rosenrothen Mädchen. Es wagte es aber keiner, laut zu sagen, daß die süßen Kinder unsern Augen so fürtrefflich schmeckten, denn wir waren Burschenschafter, und diese haben den einzigen dummen Streich Josephs in Aegypten in ein System gebracht. Auf der Dresdner Gallerie ist dieser Streich konterfeit, und mein burschenschaftliches Herz seufzte immer schwer, wenn ich das schöne Weib mit dem schwelgerisch bittenden Auge und den umrankenden vollen Armen sah.

Ein alter Bursch fing an, von der teutschen Kaiserwahl zu sprechen, und war durchaus für den König von Würtemberg, ich kämpfte aber mit unbeschreiblicher Leidenschaft für den König von Preußen, denn ich fühlte eine peinliche Opposition in mir: Ein rosenrothes Mädchen hatte sich mit anderen neben mich gesetzt, ihr langer Handschuh, den sie vom schönen Arme gestreift, mit dem sie gespielt hatte, flog zu mir. Ich stürzte auf sie zu, und überreichte ihr die Trophäe, und sagte in der Eil, daß ich sehr glücklich sei. Dabei berührte ich aber ihre warmen Finger — beim Teut, ich war unschuldig daran, und es schlug eine warme, weiche Flamme durch mich, den Burschenschafter.

Das Mädchen war roth geworden, und hatte gar nichts gesagt, der alte Bursch aber sah mich sehr bedenklich an, und citirte den sechsten Paragraphen unsers Komments, denn wir lebten nach den zehn Geboten, und sprach vom Weitergehn. Die Mehrheit war aber dagegen, denn es waren viel rosenrothe Mädchen da, und des Abends sollte Ball sein. Und wir blieben.

Bei den Marqueurs borgten wir uns Fracks und Vatermörder, und gingen auf den Ball. Auf dem Wege zum Saale stritten wir uns über die Grenzen des teutschen Kaiserthums, wir waren aber alle sehr nachgiebig, und es kam uns auf ein Stück Land nicht an.

Sie sagte, tanzen würde sie nicht viel, aber auf einen Galopp solle es ihr nicht ankommen. Aus Merseburg sei sie gebürtig, und die Studenten möchte sie gern, weil sie so lustig wären. Sie trug ein morgenröthliches Kleid von Aether und eine Rose im wallenden Haar. Ich sagte ihr, die Geliebte des Properz habe solch ein Kleid getragen, und sei das schönste Mädchen in Rom gewesen, und daher komme der Name Rosa, denn Rosa sei lateinisch.

„Ich heiße aber Minna, sagte sie. Um uns abzukühlen, gingen wir unter den Bäumen spaziren. Es war dunkel, und eine Lampe nach der andern verlosch. Ich durfte sie am Arm führen, sie war warm wie ein neapolitanischer Abend vom Tanz, und aus einer kleinen Stadt, denn Merseburg hat mehr Häuser als Menschen. Darum war sie menschenfreundlicher als die verwöhnten Mädchen aus den großen Städten, und wenn sie mir eifrig demonstrirte, daß sie noch keinen Geliebten habe, da lehnte sie sich so unbefangen menschenfreundlich an mich, daß mir unbeschreiblich süß zu Muthe wurde, und ich das ganze deutsche Kaiserthum vergaß.

Wir standen eben still, es war eine Pause im Gespräch eingetreten, sie hatte das Köpfchen gesenkt, spielte mit den Locken, und lauschte unter den Wimpern herauf, ob ich wirklich den Properz gelesen.

„Liebste Minna," sagte ich, und legte meinen Arm um ihre Taille. — —

Da trat ein Mann unter den Bäumen hervor, und sagte: „der sechste Paragraph aber spricht" — —

Minna floh, ich stand wie ein Schulbube vor dem alten Burschen, und wußte nichts zu sagen, als daß ich noch immer entschieden gegen den König von Würtemberg sei.

Ich mußte ihm die Uebrigen suchen helfen; das war eine schwere Arbeit, und als wir am Morgen gen Freiburg zogen, fehlte uns doch noch einer.

Warum die Regierungen nicht bedachten, daß strebende Jünglinge einen großen Hintergrund brauchen, an welchen sie ihr loses Treiben anlehnen, daß sie aber Jünglinge bleiben, wenn man sie gewähren läßt, die am Ende nichts brauchen als Küsse und Sonnenschein. Als man uns zu wichtigen Personen machte, da machten wir uns auch wichtig, und affectirten eine Ernsthaftigkeit, über welche wir jetzt lachen. — Wenn die deutschen Philister Abends zusammenkommen, um ihren Whist, Schaafkopf oder Solo zu spielen, so geberden sie sich manchmal auch sehr gefährlich über die Politik, und schwören und verschwören sich, und es ist ihnen doch um nichts, als um einen Stich mehr zu thun, und läßt man sie gehn, so geht das Jahr aus Jahr ein so. Ver-

bietet man's ihnen aber, so hören sie plötzlich auf, Schaafkopf zu spielen.

Es war um die neunte Stunde, als Jahn zu uns in's Zimmer trat. Das Städtchen Freiburg war sein Exil, und er gab sich die redlichste Mühe, allda seine klassische Rolle zu spielen. Vom Grafen Brühl in Berlin hatte er sich das Kostüm dazu erbeten. Man mußte den ganzen Tacitus mit Aufmerksamkeit gelesen haben, um zu wissen, wer da zur Thür herein trat. Es war ein Mann von mäßiger Größe, aber von unmäßiger Breite, eine vortreffliche Kanonierfigur, eine ganze Kanone sammt Lafette und Pulverkasten hatte auf seinen Schultern und Hüften Raum. Und das war sein Stolz; ich weiß, daß er wohlgefällig lacht, wenn er das lies't; eigentliche Kultur war gar nicht in ihm, er interessirte sich nur für die Masse, die Materie, das Gewicht, er bestrebte sich, ein Urbewohner, ein Autochthone zu sein, und die Vortheile der Kultur vergessen zu machen.

Ich bin immer für das Turnen gewesen, es ist eine nothwendige, ja eine blühende Grammatik des Körpers, aber die Turner waren zumeist künstliche Pferdeknechte, raffinirte Barbaren, die sich alle ersinnliche Mühe gäben, jede Kulturregung zu vergessen.

Ludwig Jahn trug eine doppelte Stirn, deren zweiter Theil sich leer und dumm rückwärts hinauf-

ſtreckte bis in den Teutoburger Wald. Er ſah überhaupt nur rückwärts, obwohl er klare Turneraugen hatte. Jene Stirn und ein ſchöner herabwallender Bart, der aſchgrau auf ſein blaues Hemd fiel, bildeten eigentlich ſein Geſicht, was dazwiſchen lag, war unbedeutend. Unter dem ſchlotternden blauen Oberhemd ſah man eine behaarte Bruſt, und ahnte ein Paar kurze unbedeutende Beine, um welche teutſche weite Leinwand-Hoſen flatterten. Auch hatte er, wie das männiglich weiß, ein großes Maul und große Füße, und ſo ausgerüſtet, und mehr merkwürdig als intereſſant ausſehend, ließ er ſich auf einem harten Geſtell nieder, was wir in ſeiner Gegenwart nicht Sofa zu nennen wagten. Denn die alten Teutſchen lagen auf Bärenhäuten und nicht auf Sofas. Auf Tiſchen, an der Erde, auf den Sofalehnen ſaßen wir um ihn herum, und er fing an vorzutragen, und trug vor zwölf volle Stunden bis Abends um neun.

Hätte ich nicht ein böſes Gewiſſen gehabt wegen der roſenrothen Minna aus Merſeburg, mir wäre die Zeit ſehr lang geworden. Daß er zu Jedem von uns Du ſagte, verſtand ſich von ſelbſt, und das hat mir bei der ganzen teutſchen Wirthſchaft immer am beſten gefallen.

Er erzählte aber von den Cheruskern, vom Miniſter Stein, von ſeinen Feldzügen auf der Univerſität und mit den Alliirten — er ſelbſt hielt ſich für den

vierten Alliirten, und Rußland, Preußen, Oeſterreich und Jahn hatten die große Armee geſchlagen. Er erzählte von Napoleon, der eigentlich keine Kourage gehabt habe, von Ludwig Jahn und deſſen unſterblichem Muthe, von einer eiſernen Stange, womit er ſeiner Zeit die Studenten geprügelt habe, von den erzgebirgiſchen Klößen und den pommerſchen Gänſebrüſten, welche die Einheit Teutſchlands aufhielten, auch viele kleine Geſchichten, wo er natürlich immer die Hauptrolle ſpielte. Da war er eines Tags während des Krieges nach Frankfurt gekommen, und hatte die Stadt ganz beſtürzt gefunden. Es ſei ein franzöſiſcher Spion da und Niemand könne ihn ausfindig machen. Er beruhigt die Frankfurter und geht aus. Auf der erſten Straße begegnet er ihm, geht auf ihn zu, und tritt ihm auf den Fuß. Und das iſt nicht unbedeutend, wenn Jahns Fuß ſich entſchieden irgendwo niederläßt. „Pardon" ruft der höfliche Mann — „Pardon", alſo Franzos; Jahn allarmirt Frankfurt, der Mann hat in der Ueberraſchung franzöſiſch geſprochen, es iſt der Spion, er wird arretirt. Frankfurt ſtaunt, Jahn, der unaufhaltſame geht weiter. — In einer andern Stadt ſucht man ebenfalls einen Spion; man weiß, daß er als Frauenzimmer verkleidet iſt. Er beruhigt die Einwohner und geht aus. In's erſte Haus tritt er ein, findet eine Damengeſellſchaft, beginnt ein Ge-

ſellſchaftsſpiel „Thaler du mußt wandern," wirft den Thaler, jede will ihn fangen. Wenn Damen etwas mit dem Schooß fangen wollen, ſo breiten ſie die Beine aus, eine von der Geſellſchaft thut's nicht. Jahn arretirt ſie, denn Männer, die mit dem Schooß fangen wollen, drängen die Beine zuſammen. Die Dame muß ein verkleideter Mann, alſo der Spion ſein. Er übergiebt ſie den Behörden, und unter dem Hurrah der Stadt reiſ't Jahn der unaufhaltſame weiter.

Er ſprach vom Supernaturalismus, und gab uns ein Recept mit, was ihn ausrotte, denn er haßt Alles was nicht reell iſt, er ſprach von den Juden, die er haßt, weil ſie nicht aus Teutſchland ſtammen, er ſprach von einem Marſche von Berlin nach Breslau, den er einſt mit einer Depeſche Steins, die das ganze Wohl und Wehe Europas enthalten, zu Fuß in 48 Stunden gemacht. Poſtreiſende und Zeitungsleſer bei Stehely in Berlin und Herrn Schrinner in Breslau wiſſen, daß es 43½ Meilen ſind. Seine Erzählungen drehten ſich überhaupt meiſt um's Laufen und um Prügel. Nur wenn man von der deutſchen Kaiſerwahl ſprach, war er etwas ruhiger, zuckte zum König von Würtemberg und zum König von Preußen die Achſeln, bedauerte daß Schill geſtorben ſei und Theodor Körner, und daß noch ſo wenig Aechte aus jener Zeit übrig wären, welche auf die

Frankfurter Krone Anſpruch machen könnten; er habe Frankfurt große Dienſte geleiſtet.

Fürwahr, es klänge biderb, wenn es hieße: „Es lebe Jahn der Erſte,“ fing der alte Burſche an. Beifallsgemurmel, Jahn ſchwieg, und rückte den Kopf auf und nieder.

Es ſchlug neun Uhr; ich ſtahl mich hinaus, und lief was ich konnte nach Merſeburg zu, das teutſche Reich lag mir auf der Schulter, ich hatte einen angeſtrengten Marſch, verirrte mich und ſchlief auf dem Felde ein.

Hier könnte ich nun einen ſchönen Traum anbringen von der teutſchen Herrlichkeit, wenn Niemand Vatermörder, Jedermann aber lange Haare trüge und das Bärenfleiſch wieder Mode würde, und der Kaiſer die Uebelthäter ſelbſt abprügelte, und Kaffee und Zucker abgeſchafft würden.

Aber ich ſchlief wiederum feſt, und erwachte erſt, als mich fror. Die geſtrige Geſchichte kam mir bei nüchternem Magen wie eine alberne Geſpenſtergeſchichte vor, Jahn der Erſte aber wie der Knecht Ruprecht, mit dem man die kleinen Kinder erſchreckt.

Er iſt die äußerſte Linke aus jener unheilvollen Zeit, die uns durch ihre Spielerei um ſo Vieles betrogen hat. Er ſchreibt jetzt Briefe, die einen klaſſiſchen Werth haben. Herrmann der Cheruſker würde ungefähr ſo an ſeinen Schwiegervater Segeſtes

geschrieben haben, und damit wir jungen Uebelthäter sie lesen, schickt er sie uns in's Haus. Mein Name ist immer grün darauf geschrieben, dazu nimmt er Grünspan, um mich gleich durch den Anblick zu vergiften. Dieser Jahn ist auf Teutschlands großem Maskenballe erschienen, vor dem Glanz der Lichter ist er erblindet, als man den Saal gefegt, hat man auch ihn hinausgeworfen. — Die Zeit ist vorwärts gegangen, die Maskeradenkleider sind alle verschwunden, der Mann ist alt geworden, er geht noch in seiner phantastischen Tracht einher, er spricht noch die kauderwelsche Sprache, seine Uhr steht seit 17 Jahren still, und zeigt unverrückt 1817. Ein Wort hab' ich mir aus seinen Briefen behalten: statt ennuyirt sagt er „vermißquemt."

Es ward allmählig Morgen und ich kam in die Vorstädte Merseburgs, die eigentlich Merseburg sind. Mit Entsetzen gewahrte ich, daß ich keinen Pfennig Geld besäße, meine Gefährten hatten die Kasse gehabt, und ich hungerte nachdrücklich.

Minna, das war hart. Ein romantischer Liebhaber darf nie an einem so reellen Hunger leiden. Erschöpft setzte ich mich auf einen Stein vor dem Landhause, an welchem ich eben vorüberkam. Eine Magd öffnete bald darauf die Thür, und sah sich nach dem Tage um. Sie schien eben aufgestanden zu sein, drängte eine Fülle von braunen Haaren

unter ein grobes rothes Tuch, rieb sich die Augen, und zog sich eine Jacke an. Ich verhielt mich ruhig, um ihren Charakter zu studiren, und wurde nicht sogleich von ihr gesehn. Große Sorglosigkeit lag mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Gesicht. Sie sah wie alle teutschen Mägde aus, das heißt: der Charakter der Arbeit und Mühe lag sechs Tage in der Woche mit bleiernem Gewicht auf ihr, und ich sah es ihr an, daß sie Sonntags Nachmittags zur Erholung an ihren Hemden nähe, und Abends zwei Stunden in die Schenke gehe, wo sie alle drei Wochen einmal einen Tänzer findet, der ihr einen Trunk Bier schenkt.

Bei dieser Klasse rührt nur Krankheit und der Herr Christus. In seinem Namen bat ich sie um ein Stück Brot und einen Trunk warme Milch, weil ich am Heißhunger litte, und nicht weiter von der Stelle könne. Sie hätte ja fromme blaue Augen, die gottesfürchtig aussähen wie Kirchenlieder, und ich wollte ihr auch aus dem Gesicht wahrsagen, was sie für einen Mann kriegen werde.

Sie brachte Brot, machte Feuer und kochte Milch. Als ich gesättigt war, zupfte sie an der Schürze, und fragte verschämt, ob ich was von ihrem zukünftigen Manne wüßte, und ob sie wirklich einen bekäme.

Ich rückte ihr das Kinn in die Höhe, streichelte

ihr die Backen, und sprach: Im Thale Josaphat bauen sie eine reinliche Herberge, und es wird eingehen allda ein gottgefälliger Mann, mit Cognac, Breihan, Butter, Brot und Käse, der wird herkommen in des Morgens Frühe nach Merseburg, und wird sich auf den Stein setzen, wo ich eben sitze, und wird sprechen „Schnur, meine liebe Schnur, erscheine." Darauf werde Sie aus dem Schatten des Hauses hervortreten, und ihm folgen nach dem Thale Josaphat als züchtige Hausfrau.

Sie sah mich möglichst einfältig an. „Weißt du nicht, wo Fräulein Minna wohnt?"

Sie wußte es, ich ging. Dem Hause gegenüber, das sie mir bezeichnet hatte, setzte ich mich auf eine Bank. Mein Vis à Vis hatte drei Fenster, die Rouleaus waren noch alle niedergelassen.

Nach einer Weile kam ein kleiner Mops hinter einem hervorgekrochen, und sah sich verdrießlich um. Es öffneten sich die Hausthüren, die Merseburgerinnen gingen im Negligee nach Milch und Kaffee und Semmel aus. Man sah mich verwundert an. Das Rouleau hinter dem Mops ging in die Höhe, Minna öffnete das Fenster, und streckte eine blasse weiße Hand heraus, um die Luft zu untersuchen. Ach, das war nicht meine Minna, denn sie fuhr sogleich in das Zimmer zurück, als sie mich erblickte, und hatte unter der weißen Schlafhaube blaßgelbe Wik-

keln aufgesteckt, und ein mattes, resignirtes alttentsches Mariengesicht und träge bläuliche Augen wie der teutsche Himmel.

Seufzend ging ich fürbaß, und verzweifelte zum ersten Mal daran, meine Minna eher wieder zu sehn, als bis ich wieder Hunger hätte. Ich fragte hier, und fragte dort, ob Niemand die Minna kenne, welche vorgestern in Lauchstädt gewesen und außerordentlich schön sei. Die Leute gaben mir keine Antwort, und sagten ich sei verrückt.

So kam's, daß ich Mittag wieder in Halle war, ich hatte lauter sehnsüchtige Lieder unterwegs gesungen, und es schmeckte mir das Mittagsessen vortrefflich.

Das war jetzt viele Jahre her, damals lebten die trojanischen Helden noch, und die Straße, die nach Leipzig führte, hieß noch mit Recht die Galgstraße, denn es wohnten lauter arme Sünder und Galgenstricke da, und jede Straße in Halle sieht aus wie der Weg zum Galgen. Damals, ach damals war Alles schöner, weil's damals war. Die Zeit ist der beste Künstler, sie heilt nicht nur am besten, sie malt auch am schönsten. Der ist ein Maler, der's mit den zauberhaften Farben der Vergangenheit aufnehmen könnte!

Alles, was war, ist schön. Jetzt dacht' ich mit Neid an jene Tage zurück, und doch hatte ich damals nichts, wenn ich meine Schulden nicht rechnete,

und jetzt hatte ich die Taschen voll Geld. Damals konnte ich aber auch noch so lange und innig von Giebichenstein in die Gegend hinaussehen, bis mir vor Rührung, Sehnsucht und Andacht, ich wußte selbst nicht, warum, das Wasser in die Augen trat; ich hatte ein jüngeres Herz, ich liebte noch Hölty, der da drüben an den Felsen eine Bank hat, die Jedermann Höltys Bank nennt. Ach, ich hatte noch keinen Menschen recensirt, ich liebte noch so hübsch en détail und unbewußt im Großen, jetzt that ich mir viel darauf zu Gute, das ich so universell zu lieben verstünde.

Nebenher gesagt, es ist nichts so undankbar, so unersprießlich, als Massen zu lieben, und für Massen zu arbeiten: wer sich ihnen opfert, wird ausgelacht, wer nicht, wird geschmäht, gesteinigt, und ich hebe selbst so manchen Stein auf. Herr von Raumer, ich bitte Sie um Entschuldigung; es ist Krieg.

Warum fand ich die beschränkte kleine hannöversche Schwermuth Hölty's nicht noch so liebenswürdig, wie sonst! Was war ich oft so bös', daß der sanfte Hölty ein so grobes, großes Gesicht gehabt, das an all' seiner Schwermuth schuld war, und aus welchem all' seine Lieder wuchsen, wie kleine Waldblumen aus unebnem, unkultivirtem Erdboden.

Hatte ich nicht auch ein Liebesunglück mit Jerta, und brachte mir's wohl noch ein einziges vernünftiges

Lied. Mit allen honetten Gefühlen wird heutiges Tages dummes Zeug gemacht. Es geht Alles in's Große, und dabei geht alle kleine, putzige Freude verloren.

Der Leser weiß noch gar nicht warum ich so in die Kreuz und Quer springe, und welch' Malheur ich mit Jerta gehabt. Als wir in Halle vor der Post ankamen, erwachte Jerta's Begleiter, und stieg aus. Ich fragte den Kondukteur, ob er mir nicht aus dem Personenzettel Bescheid sagen könne über die beiden zweifelhaften Größen. Es fanden sich zwei ungenießbare Plumppuding-Namen. Nun faßte ich mir ein Herz, und fragte den Begleiter in bescheidenem Englisch, ob er ein Engländer sei.

Er sah mich lange, sehr lange an, und sagte endlich: Yes. Das war das einzige Wort, das ich von ihm gehört. Nun ging er in's Postzimmer; ich nahm Jerta bei der Hand, und führte sie in den Flur hinein, wo wir allein sein konnten, besann mich peinlichst auf einige nothwendige, großbritannische Worte, und fragte sie, ob sie nicht die Jerta aus Radegast sei. Endlich, endlich schüttelte sie das Haupt, nahm mich beim Kopf, gab mir einen heißen, heftigen Kuß und sagte, sie heiße Jenny und sei from Bristol, und ich wäre ein guter Bursch. Mir fielen alle fremden Worte aus dem Gedächtniß durch die Finger, ich fing immer an you are — you are,

und da ich nicht ſprechen konnte, ſo ſteckte ich all' meine engliſchen Gedanken in die Augen und ſah ſie an als wollte ich ihr ganzes ſchönes Geſicht zerſtören. Und jetzt kam auch Bewegung in die ſchönen Züge — aber es kam auch der Begleiter aus dem Poſtzimmer, und als ob nichts vorgefallen ſei, ließ ſie mich ſtehen, und ging zu ihm. Bald darauf fuhr eine Poſtchaiſe vor, ſie ſetzten ſich hinein, ich eilte ververzweiflungsvoll an den Schlag, nahm meine Mütze ab, und beſann mich, wie ich in's Teufelsnamen fragen wollte — da hieb der Poſtillon in die Pferde, und blies rückſichtslos:

„Und wenn die letzte Kugel komm"
In's preuß'ſche Herz hinein."

Und ſie rollten dahin auf der alten Galgſtraße, ich aber ſtand abgebrannt mitten in Halle, und es war mir, als ſähe ich ringsum ebenfalls nichts als abgebrannte Feuerſtellen. Halle war von jeher eigentlich immer nur ein Brandplatz mit einigen Köhlerhütten.

In der Stadt ſelbſt giebt es nur Studenten, Torf, ſchmutziges Volk, Profeſſoren und Dreck. Und doch hing mir über dem halliſchen Schmutz ein romantiſcher Nebel. Ich hatte den Traum meiner jugendlichen Ritterlichkeit hier verlebt, war hier Student geworden, hatte für die Einheit Teutſchlands, für Schwarz Roth Gold, für die Tugend, für eine ſündhafte Keuſchheit, für eine kindiſche Freiheit, ſchöne

Bärte und eine aromatiſche Pfeife Tabak geſchwärmt. Ich hatte anderthalb Jahr da ſtudirt, darunter 15 Monate keinen Groſchen Geld gehabt, kaum hundert Thaler Schulden gemacht und halb Teutſchland durchreiſt — das ſchien mir Alles wie fabelhaft, wie aus der Zeit vor dem Sündenfalle, wo man noch kein Geld brauchte, wo Gütergemeinſchaft herrſchte.

Auswendig war Alles noch, wie ich's gelaſſen, nur ſtiller, todter, und ich fürchtete, wenn ich die Sachen angriffe, ſo fielen ſie in Staub zuſammen. Die Cholera war dageweſen, und hatte mit einer Art von Sorgfalt gewüthet; ſie haßte bekanntlich den Schmutz, und ſchon ſeit 1694 war die Univerſität in Halle. Ich ſah auch nicht mehr ſo viel wie damals, wo ich nur Studenten ſah, aber der Dreck und die ſchmutzigen Geſichter waren geblieben. Ich ſtellte mich auf den Markt, unſer geliebtes Forum, wo all' unſre Helden täglich erſchienen, ich wartete auf die alten Fabier und Scipionen — da kam der alte Stallmeiſter der ſeine türkiſchen Pferde höher hielt, als mancher Theologe ſein Chriſtenthum, er war noch gerade und ſteif wie früher, aber im Geſicht lag ein ganzer ruſſiſcher Feldzug mit Eis, Schnee, Hunger und krepirtem Pferdefleiſch. Die dünnen Beine ſtapften noch mehr als früher, es war ein Kavalleriegeſpenſt von der Schlacht bei Moſaisk. Neben mir ſtellte ſich der alte Ausrufer hin, mit dem wir rhetoriſche Experi-

mente machten; er machte den Mund so weit auf wie früher, und drückte die Augen zu wie früher, aber hinter diesen Anstrengungen kroch eine zerbrochene Stimme hervor, die tonlos war wie ein zerbrochner Topf. Ein Bettler stellte sich anständig, und darum mit gezogenem Degen gegen mich, und als ich ihm in das verwitterte, mit Rasen überwachsene Gesicht sah, da fand ich unter den zerbröckelten Zügen das Antlitz des humansten Pumpphilisters unsrer damaligen Zeit, der die Studenten mit offnen Händen wie Rothschild die Könige behandelte. Die Könige waren Landgeistliche, Legationsräthe, Kreisphysici, Justizkomissarien, Bettelleute und gentlemans independent geworden, und alle hatten ihren Rothschild vergessen, und das that ihm so weh, daß er jetzt bettelte. Er sah aus wie eine akademische Tragödie.

Der Undank ist ein so garstiges Laster; und doch hat die Weltgeschichte selten Zeit, alten Dank abzustatten, und sie hält sich damit auf.

Unter der alten Wage war es so leer, so todt, ich suchte umsonst die rothen, gelben und grünen Mützen, und die unternehmenden Gesichter, in denen tausend Cooksche Erdumsegelungen lagen. Ein Paar dünne, dürftige Studenten, denen der Freitisch aus den leeren Backen sah, flüsterten sich etwas über ein Memorandum von Herrn Makeldey zu, den jeder Jurist kennt, wenn er sich vor dem Examen fürchtet. Ich trat

zwiſchen ſie, und ſagte: Meine Herrn, es ſchadet nichts wenn die Univerſitäten aufgehoben werden, aber das alte Teutſchland hat dann ganz ein Ende, und leider iſt das junge noch nicht geboren. Sie wünſchten mir geſegnete Mahlzeit, zogen die Mützen und gingen nach verſchiedenen Seiten ab.

Ich hatte die Mütze nie abgenommen, ſo lang ich Student war, wir waren die teutſchen Granden, die auch in den Audienzen, d. h. den Auditorien, bedeckten Haupts erſchienen, manche meiner Kommilitonen ſchliefen ſogar damit, auf daß ihnen nicht über Nacht die Grandezza abhanden komme — ich ſah's, daß Teutſchland geſtorben ſei. Nun ſtieg ich hinauf in das große Auditorium, wo Wegſcheider und Geſenius, die rationellen Dioskuren, die Jungfrau Maria zu entkleiden pflegten, wie leer, wie hölzern kam mir Alles vor, wie nackt und proſaiſch. Wie vernünftig geſpenſterhaft erſchien mir der kleine Wegſcheider mit ſeinem langen grünen Rocke und den blanken Steifſtiefeln. Er ſaß noch wie damals da mit dem kleinen reinlichen Kopfe nach vorn gebogen, die Haare waren noch eben ſo kurz und aus dem Geſicht geſtrichen. Er hat einen kleinen vornehmen Mund, und poetiſche Augen, nur wenn er dem Chriſtenthum bis auf den Magen ſehen will, ſetzt er eine große Brille auf, und verdeckt ſeine Poeſie. Er ſprach noch jene proſaiſch vernünftigen Dinge, und lachte noch immer

nicht. Leſſing hat ihn gewiß auch mit auf dem Gewiſſen, da oben in Helmbſtädt iſt er ſo vernünftig geworden.

Aber, wie geſagt, das Lachen überließ er noch immer ſeinem Kollegen Geſenius, der einen glatten Kopf hat wie ein verſchmitzter, oberflächlicher Kaufmann, welcher aus dem Lande Judäa kommt und kleine ſchnurrige Geſchichten erzählt, die er am Wege aufgeleſen. Darunter ſind die unanſtändigſten Klatſchereien aus Nazareth, und er verſchont nicht den guten Ruf der ſchönen Maria und die Gutmüthigkeit des Tiſchlermeiſter Joſeph. Nicht einmal dem Propheten Daniel läßt er ſein Bischen Renomée, und wenn er von ſeinem Logis in der Löwengrube ſpricht, ſo erzählt er, daß ſich auch Löwen vor einem langen Judenbarte fürchteten und eine Averſion vor Leuten hätten, die nach Knoblauch ſtinken. Von Geſenius ſelbſt ſagen die Studenten, daß er zuerſt im theologiſchen Examen durchgefallen ſei wegen mangelhafter Kenntniß im Hebräiſchen. Da habe er ſich in enormer Malice hingeſetzt, und ſo lange hebräiſch ſtudirt, bis er ein ganz neues Lexikon und ſieben Auflagen einer neuen Grammatik herausſtudirt habe, und daraus ſei ſeine malitiöſe Theologie entſtanden.

— Ach, Halle that mir ſo weh, das ſchöne engliſche Geſicht Jennys war unbewegt von dannen gefahren, eine einzige Thräne von ihr wäre mir troſtreicher geweſen, als die ganze Theologie, die um mich

her ihr Weſen trieb. Ach, und ich und Halle, wir waren Beide ſo alt geworden? Man muß alte Plätze und alte Liebe nicht wiederſehn, wenn man rückwärts ſieht, muß man nicht genau hinſehn, dafür haben die Gebrüder Schlegel die Romantik erfunden.

Ich ſtieg wieder hinunter auf den Markt, und da ſah ich ihn noch einmal vorüberarbeiten, der den Herrn Chriſtus am meiſten inkommodirt, den modernen Propheten Obadja; — Tholuck, der Geſpenſterhafte, ſteuerte mit all ſeinen Gliedmaaßen durch die Wüſte des halliſchen Marktes und mit ihm ſeine ſchlotternden, zerbrochenen Beine und ſeine großen Füße. Es wackelte noch wie ſonſt jedes einzelne Glied unheimlich an ſeinem Körper, es war noch die ganze Geſpenſterwirthſchaft im ganzen Aeußeren des Mannes, und das magere Knochengeſicht nickte noch immer ſchauerlich auf und nieder; ich glaube, er wird im Sarge noch nicken, und ſein Auge wird im Sarge nicht verſtorbener ausſehen als jetzt. Früher hatte ich gelacht, und ich dachte, mit der Zeit wird er ſich wohl ausſöhnen mit Gottes ſchöner Natur und den halliſchen Eierkuchen, und wird ſich ein Weib nehmen, und die Freude nicht mehr für eine Sünde halten. Jetzt ſchauerte ich beim Anblick dieſer apokalyptiſchen Figur, dieſes chriſtlichen ewigen Juden.

Es war ein nebliger, garſtiger Tag in der guten Stadt Breslau, als des Goldſchmieds Tholuck

eheliche Frau ſtatt eines geſunden Jungen ein vergelbtes Blatt der Offenbarung Johannis aus dem Mutterleibe gebar, worauf Himmel- und Höllenfratzen beſchrieben ſtehn.

Wenn das Wiſſen und der Verſtand und die Phantaſie dieſes Blatts in einem geſunden Menſchen wohnten, dacht' ich bei mir, er müßte ein ſcharmanter Burſch, ein ungeſtümer Poet ſein.

Und ich ging wieder traurig hinaus nach Giebichenſtein, um mich von Halle zu erholen.

10.

Fortsetzung.

Ich weiß nichts auf der Welt, was die Wissenschaft so verleidet als die ächten Professoren, namentlich die Theologen und recht systematisch berühmte Philosophen. Wenn die kleinen Kinder spielen, und darüber uneins werden, ob's im Himmel rosenroth oder himmelblau aussieht, so ist das spaßhaft, wenn aber die alten großen Kinder mit grauen Haaren bei heutiger aufgeklärter Zeit einander tödtlich befehden, weil der Eine sagt, der Himmel sei rosenroth, der Andre, er sei himmelblau, so ist das langweilig und schmerzlich. Die Menge braucht Beschäftigung; wir müssen für uns etwas zusammenkonstruiren, was hinter dem Blute und über der Luft ist, der gescheidteste Mensch braucht seine Poesie, wie der stärkste Mann der süßen Ruhe bedarf. Aber diese Armuth an Phantasie, sich Jahrhunderte lang mit denselben Bildern herumzuschlagen, diese Armuth an Kultur, sich um des Kai-

ſers Bart, den Keiner geſehen — tödtlich anzufeinden, iſt doch maaßlos betrübend. Herr Tholuck und Herr Wegſcheider wieſen ſich heut noch, wie vor ſieben Jahren die Zähne, weil der letztere den Teufel nicht leiden, der erſtere ihn durchaus nicht fahren laſſen wollte. Und nun werden die armen Teufel am Ende drehend vom immerwährenden Kreislaufe, ein Paar hundert Leute ſperren die Mäuler dazu auf, oder ſchreiben gar darüber, und jene gerathen immer tiefer in ihre Teufeleien, und halten ſie für unumgänglich nöthig für's Beſtehen der Welt, und ſo entſteht die Theologie.

Es konnte einſt ein Hofnarr durchaus nicht ſterben, weil er der Meinung war, das heilige römiſche Reich ginge zu Grunde, wenn er nicht mehr drüber ſpräche. Man wußte ihn nicht eher zu beruhigen, als bis man ihm einen neuen Hofnarren zum Einſegnen gebracht hatte, auf den er ſeine Narrheit übertragen konnte. Er band aber dieſem ſeinen ſcheckigen Mantel um, und ſetzte ihm die Schellenkappe auf, und nun war das Werk vollbracht, und er entſchlief getröſtet.

Es kommt nur auf die Mode an: hier iſt ein buntes Kleid, dort iſt ein ſchwarzes an der Tagesordnung.

Früher wollte ich immer einmal nach Jspahan oder Ellore oder nach Palmyra reiſen, um einmal

auf den Trümmern einer wunderlichen Vorzeit einzuſchlafen, es war mir nur zu weit bis Aſien. Jetzt habe ich Halle wiedergeſehn, und ich verlange nicht mehr nach Trümmern, ſie ſind hier ſo groß wie zu Palmyra, Ellore oder Ispahan, man kann ſie bei einem langen Tage auf einem ſchnellen arabiſchen Pferde nicht umreiten. Sie ſind nur nicht ſo ſchön, denn die Schönheit iſt in Halle polizeiwidrig, aber was thut das! Eine freſſende, bleiche Armuth ſchleicht durch alle Häuſer, die meiſten Partien der Stadt ſehen lehmern zuſammengekrümmt aus, wie vom Schlage getroffen, der braune Torfſtaub liegt auf den Straßen, auf den Geſichtern, den Buſenkrauſen, auf den Kathedern. Jehovahs Fluch iſt über die Stadt gegangen. Schon vor ſieben Jahren war nicht ein hübſches Mädchen da, und in langen ſieben Jahren hat in der verpeſteten halliſchen Atmoſphäre nicht eins gedeihen können.

Nicht mit Kaiſer Max, Franz v. Sickingen und Götz von Berlichingen ſchied das Mittelalter, mit den Studenten ſcheidet es, und ich habe es mit Thränen romantiſcher Erinnerung geſehen: die Studenten ſchnüren ihre Bündel. Auf dem Fechtboden war es ſtill wie auf einem Schlachtfelde, worüber Gras gewachſen iſt. Gleich einem alten Todtengräber ging der alte Urban im leeren Raume auf und nieder, und ſah mit ſchmerzlichem Auge die leer gewordenen Wände

an, wo nur ſparſam hie und da noch ein Rappier hing. Wir begrüßten uns wie ein Paar alte Spartaner nach der Schlacht von Chäronea, er ſprach nicht mehr vom Spaniol, dem genialſten Hiebe, welchen Miltiades erfunden habe, er ſprach von Auflöſung der Verbindungen, und das hieß ihm ſo viel, als Auflöſung der Univerſitäten. Urban war ſentimental, das bedeutete ein welthiſtoriſches Unglück.

Es giebt keinen peinlicheren Zuſtand, als wenn man nicht weiß, ob man ſich freuen oder ſich betrüben ſoll. So geht mir's mit den Studenten. Ich möchte eine Reform mit ihnen vorgenommen, ich möchte ſie nach moderner Freiheit trachten, nicht in der rohen mittelalterlichen ſich herumwälzen ſehen. Und doch ſchmerzt es mich, dieſe jugendliche Poeſie den ſteifen Schulmeiſterhänden zum Zerzupfen hinzugeben. Nach dreißig Jahren wird man von fabelhaften Weſen, Studenten geheißen, erzählen, welche Kourage hatten wie die Löwen, und um das Leben und die Freude ſpielten wie um Spielpfennige. Unſre Studioſen werden die letzten Ritter geweſen ſein.

Alle Reform, welche die Furcht gebeut, iſt eine zitternde, und mit wankender Hand zerſchlägt ſie die beſten Geräthſchaften. Auch moderne Ritter könnte es geben.

Ja, man baut ein neues Univerſitätsgebäude in Halle; ich bin darin hinaufgeſtiegen bis zu den Kar-

zern, deren Anlage allerdings von Humanität zeugt, denn man hat eine beſſere Ausſicht darin, als in den Auditorien. Früher hatte man in beiden keine, und die Karzer waren raffinirt grauſam. Als ich zwanzig Jahr alt war, intereſſirte es die Univerſität Halle lebhafteſt, von mir zu erfahren, ob ich es wohl für wünſchenswerth hielte, daß Teutſchland ein Kaiſerthum ſei, und man holte mich von der Schlittſchuhbahn auf der Saale, wo ich ganz anderen Dingen als der teutſchen Krone nachjagte, und ſetzte mich ein halbes Vierteljahr auf's Karzer, und verhörte mich Tag und Nacht wegen der Konſtruktion des teutſchen Kaiſerthums. Da ich aber ſo wenig davon wußte, wie von dem privaten Lebenswandel der eilftauſend Jungfrauen, ſo folterte man mich mit einer Genialität der Erfindung, wie ſie dem beſten Novellenſchreiber Ehre gemacht hätte. Ich war nämlich von aller Welt abgeſperrt durch doppelte Thüren, alle Bedürfniſſe mußten innerhalb der vier Wände ihre Endſchaft erreichen, ſogar vom Fenſter und vom Sonnenlichte ſchied mich ein Gitter, wie man es vor die Kaſten wilder Thiere zu machen pflegt. Ich ſtudirte den ganzen Tag des alten Eichhorn Einleitung in's alte Teſtament, Ségurs ruſſiſchen Feldzug und Tomes Jones von Fielding, und wenn es dunkel ward, ſpielte ich wie ein rechtſchaffner Romantiker auf der Guitarre, und ſehnte mich inbrünſtig nach Menſchen;

ach, die Sehnsucht nach Menschen ist stärker als die Liebe, wer nie gefangen war, ahnt und kennt ihre Stärke nicht. Den schauderhaften Karzerfritz habe ich oft in Ermangelung eines menschlichen Wesens umarmt, und ihn beschworen, mir seinen spanischen Feldzug noch einmal zu erzählen, den er mir schon funfzehnmal erzählt hatte. Und ich warf alle Bücher fort, wenn er von den Todten sprach, die bei Salamanka hoch wie die Häuser gelegen hätten, und vom unmenschlich langen Herzog v. Wellington, der des Nachts auf diesen Häusern spaziren gegangen sei und eine spanische Cigarre geraucht, und gar nicht englisch, sondern teuflisch ausgesehen habe. Der Kerl log ärger als Don Quichote, und was noch mehr sagen will, er log unerhört dumm, aber er log mit einer menschlichen Stimme.

Doch das war nicht die hallische Folter. Wenn ich Guitarre spielte, da eröffnete sich diese bodenlose Raffinerie. Schwermüthig sang ich „Ein Mädchen oder Weibchen, wünscht Papageno sich" und die Riegel klirrten und es huschte eine Gestalt herein, die im Dunkeln Aehnlichkeit mit einer weiblichen hatte. Es war aber die muthmaßliche Tochter des Pedells Seebach, ein von allen Göttern verwahrlos'tes Geschöpf, die Ahnfrau der hallischen Karzer, welche die Geständnisse auspreßte — ach, ich denke nicht gern daran zurück.

Es war eine Dummheit, daß ich so schwach war, sie nicht wenigstens im Dunkeln zu lieben!

Aber diese Barbarei hat aufgehört, in dieses heitre Licht der neuen Karzer wagt sich kein Fräulein Seebach, das neue Gebäude steht da, wo jene liebenswürdige Kirche stand, welche man zum Schauspielhaus gemacht hatte. Ich hoffe, dieser einzige Gedanke wird Halle unsterblich machen.

Es giebt in Halle viel Pietisten. Das sind' ich sehr natürlich; den braunen Torfgesichtern, dem Hunger und dem Fräulein Seebach gegenüber verzweifelt man leicht, und läßt den Kopf hängen. Die Hypochondrie und der Pietismus kommen von Stockungen im Unterleibe, der letztere hat es nur mehr unmittelbar, jene mehr mittelbar mit dem Magen zu thun. „Hunger lehrt beten" ist ein altes Sprichwort, und in Preußen, wo der Pietismus eine Zeitlang mehr in der Mode war als die Ueberschuhe von Gummi, die sich nach dem Fuße richten, giebt es viele Arten Hunger. Die Erfinder dieser neuen freien Kunst, des Pietismus, sind nur schlechte Historiker: sie hätten sich eine gelegnere Zeit aussuchen sollen. Es soll ein gottesfürchtiger Jubel ausgebrochen sein, als man die religionslästerliche Theaterkirche niedergerissen, und Tholuck soll allnächtlich mit seiner Schaar eine Stunde am Einsturze gearbeitet haben. Anfänglich hat er es mit stürmischen Reden versucht, und die Mauern wie

die von Jericho durch Posaunenschall einzustürzen getrachtet. Aber die Steine sind ohne biblische Bildung gewesen, durch frivole Komödienworte verhärtete Herzen, die Arbeit ist trotz aller Teufelsbeschwörungen immer langsamer und schwerer gegangen. Seit jener Zeit ist der Pietismus etwas in Mißkredit gekommen, die Klassensteuer ist nicht ermäßigt worden, man nimmt wieder freundschaftlicheres Interesse am Teufel. — — Wenn ich nur schon Studenten in diesem Hause sähe. Ein Aufseher des Baus, der einen genialen grünen Flauschrock mit einem Aermel trug, weil der Träger nur einen Arm besaß, wußte Rath. Er sprach im plurali majestatis: „Wenn wir etwas nicht anders zu gebrauchen wissen, so machen wir eine Kaserne draus."

Ach, die Kasernen!

Auch eine Promenade wird angelegt. Ich fürchte, Halle soll ernstlich verschönert werden. Das könnte ein ernstliches Unglück geben. Es ließ sich einst eine alte, schmutzige Frau, die viel historische Freunde hatte, jung machen, und nun kannte sie Niemand mehr, und es liebte sie Niemand, weil sie nicht hübsch genug war. Viele Dinge haben nichts zu verlieren als ihre Geschichte.

Die Professoren haben die Geschichte ihrer Unfehlbarkeit verloren, und haben nur ihre Besoldungen noch, und wenn auch die aufhören, dann wehe den

Liberalen: die ganze Scholaſtik ſtürzt ſich mit ihrem unerſprießlichen Gequäk unter ſie, und wo dieſe Lohnbedienten der Wiſſenſchaft auftreten, da bleibt wenig Freude übrig.

Sollten die Univerſitäten aufgehoben werden — woran ich für meine Perſon in einer gewiſſen Ausdehnung nicht zweifle, — ſo iſt das ſo wichtig, als die Abdankung des letzten römiſch-teutſchen Kaiſers, Franziskus des Zweiten.

Und eine neue Klaſſe von Armagnacs entſteht in den eigentlichen Univerſitätsphiliſtern, teutſche Guerillas voll gefährlicher Intrigue, denen man das Schlachtfeld genommen hat, und welche ſich vom ſtudentiſchen Umgange Kourage und Unternehmungsluſt angewöhnt haben.

Wäre es noch möglich, daß der Liberalismus der Welt entwendet werden könnte, dieſe akademiſchen Armagnacs würden an ihn erinnern wie graue Sturmvögel auf dem Meere an die Nähe des Landes. O, in dieſem unerſprießlich breiten Halle liegt ganz Teutſchland mit ſeinen kreiſenden Wehen: mir graut vor ſeinem Schmutz auf Straßen, auf Geſichtern und auf Kathedern, mir bangt vor dem Reinwaſchen.

Was wird für eine trockne Nüchternheit zum Vorſchein kommen, wenn der langſame Sieg endlich ein vollſtändiger wird. Nur der Kampf iſt intereſſant,

der Sieg ist noch langweiliger als die Unterdrückung. Wenn man um mich herum flucht, so segne ich die jetzige Reaktion, welche einem guten Verstande, wenn auch nicht dem besten, Ehre macht. Unsere Truppen sind auch gar zu undisciplinirt, und ein frühzeitiger Triumph hätte vielleicht breite Prosa und jakobinische Unflätherei zum Vorschein gebracht. Das Todtenlied der unsterblichen Gironde hat auch mir oft um die Ohren geheult.

Und doch wächst uns mit der Verzögerung eine lange Waffe entgegen — die Gleichgültigkeit. Wer interessirt sich Jahrelang mit Feuereifer für die häusliche Einrichtung. Und doch muß man Gestrüpp nicht scheuen, um zur Aussicht zu kommen, und doch ist es wie die ewige Roma eine markerschütternde Poesie, der himmelstürmende Gedanke der Freiheit, der uns immer wieder emporhebt, sobald man ihn ausspricht, und doch ist es ein ganzes Leben werth, für etwas zu leben. Ich will sie nicht fragen, die eisgrauen Hallenser Gesichter, welch' einen Mittelpunkt ihr Dasein gehabt, ich will nicht für sie erröthen, will diese aufgeputzte Armuth nicht sehen.

Aber ich drücke auch die Augen zu über Halle: nichts soll mir die Freude verkümmern, daß es Dinge giebt, für die wir unser Herzblut vergießen, daß es Lieder giebt, für die wir sterben, daß es viele tausend

Teutſche giebt, welche die Freiheit anbeten, ohne für ſie zu ſündigen.

Und die ſüßen Girondiſtennamen, der Feuer redende Vergniaud, der königlich ſchöne Buzot, der Jugend blühende Barbaroux, ich habe ſie in Halle nicht vergeſſen.

Wer biſt du langer, unbeweglicher Mann mit dem grauen Barte und dem lebloſen Geſichte, der du wie der ſteinerne Gaſt halbe Tage lang am Fenſter ſtehſt, und herüberſiehſt auf den Embryo der halliſchen Promenade und das Haus von rothen Ziegeln, was ſie die neue Univerſität nennen? Ich ſehe keine Girondiſtenhumanität in deinem Geſicht, der harte, unverbeſſerliche Emigrantenzug ſtarrt um deine Lippen, der alte Egoismus des Adels ſitzt auf deinen grauen Augenwimpern, und läßt ſich auf- und niederheben.

Steht mir bei, ihr langweiligen, nordiſchen Götter — es iſt Friedrich, Ritter de la Motte Fouqué! —

An der Bereſina ſoll Napoleon ein Geſpenſt erblickt haben, ich weiß, wie es ausgeſehn hat. Die Geſpenſter ſind keine Geiſter, und Geiſter ſind keine Geſpenſter. Friedrich, Ritter de la Motte Fouqué, du haſt den „Zauberring" gefunden, und er läßt dich nicht wieder los. Du biſt unſchuldig an deiner Thorheit: Wo ſich unter den Föhren des Ober-

ufers in Schlesien das Kloster Leubus erhebt, da ziehe hin, dort weilt Undine, dort seufzt die Quadratur des Staates, welche du statt des Schießpulvers erfunden hast; ich hege keinen Groll gegen dich, ich kämpfe nur mit Lebendigen.

Vier berühmte Restaurateurs lesen nichts von dem, was über sie geschrieben wird: Carl v. Bourbon, sonst genannt der zehnte, Wilibald Alexis, ein junger Anfänger, bei dem man auch nach der Charte speisen kann, Henrik Steffens, der philosophische Dichter aus Norwegen, der auf schönsten und gewaltigsten Pferden ohne Zügel reitet, und darum nimmer reiten lernt, und Herr v. Fouqué aus dem Stamme der Nibelungen.

Eine hohe fürstliche Person war kurz vorher durch Halle gereis't, und hatte sich sehr angelegentlich mit dem Rittmeister, Herrn v. Fouqué unterhalten.

Sollte der Rittmeister v. Fouqué je sterben, was ich mir zu bezweifeln erlaube, so stirbt er gewiß an keiner ordinären bürgerlichen Krankheit, an welcher jeder Lump sterben kann; er stirbt am Adel, wie Abälard an der Liebe. Beide glaubten an die Auferstehung ihrer Krankheit. Der Don Quichote hat mich nie amüsirt, und ich hab' es immer meinen Freunden nicht geglaubt, wenn sie sagten, er mache

ihnen Spaß. Zum kindlichen Spaße war mir die Sache zu ernſthaft, und zum Ernſte zu kindiſch. Aber ich habe dem Don Quichote auch nie gezürnt, und der Ritter Friedrich de la Motte Fouqué iſt der Don Quichote der nordiſchen Ritter und Edelleute, Peter von Kobbe aber aus dem Lande Hannover iſt ſein Sancho Panſa.

II.

Leipzig.

Die Straße von Halle nach Leipzig ist so zweifellos und uninteressant, daß sich auf ihr durchaus nichts ereignen kann. Und Leipzig hat auch die Merkwürdigkeit, daß man das Meiste darüber zu schreiben vermag, wenn man es nicht gesehen hat. Je länger man da lebt, desto weniger weiß man darüber zu sagen. Wenn man ein bürgerlich hübsches Mädchen sieht, so kann man allenfalls hinterdrein mit ihr schwärmen, falls man gerade nichts Besseres zu thun hat; kommt man aber öfterer mit ihr zusammen, so bleibt nichts Besseres übrig, als sie zu heurathen. Und von solch' einer Heurath weiß Niemand viel zu erzählen.

Ich wollte nach Paris reisen, und blieb in Leipzig, und schrieb über die teutsche Literatur und das Leipziger Theater, und wurde kein Revolutionair, wie meine Mutter hoffte, sondern leider ein solider Mensch,

der zwei und zwanzig Stunden auf seinem Zimmer ist, wenn's regnet; spaziren geht, wenn die Sonne scheint, vor jedem anständigen Menschen den Hut abnimmt, seine Miethe richtig bezahlt, und hoffentlich einen guten Ruf hat. Dieses ist aber die Hauptsache in Leipzig, denn die Stadt ist sehr gottesfürchtig und hat viel Religion, namentlich grassirt das sechste und siebente Gebot.

Das öffentliche Leben einer Handelsstadt sind die Course, die Preise der Waaren, der größere oder geringere Transito. Der Kaufmannsstand ist einer der nützlichsten, aber die Beschreibung seines Lebens ist die langweiligste, denn das Einmaleins ist seine wenig variirte Grundform, die Wechsel sind seine Poesie, aber nicht wirkliche Wechsel, sondern — nicht doch, wirkliche, richtige Wechsel. Die Poesie selbst, vorzüglich die romantische, ist sein baarer Gegensatz — von den Dichtern Phöniziens, Karthagos, des alten wimpelreichen Venedigs sogar, des reinlichen Hollands meldet uns die Geschichte nichts; ewig wiederkehrende Ordnung ist des Handels Grundlage, die der Poesie aber reizende Verwirrung, Abwechselung, bunte Unordnung. Dort der Vortheil, ein vertrockneter Gesell in dauerhaften Lederhosen, hier die Lust im bunten, fliegenden Gewande. Nur England macht im Einzelnen von den Handelsnationen

eine Ausnahme, im Ganzen ebenfalls nicht, denn seine Poesie gehört den Individuen, nicht der Nation.

In Leipzig hat man Zeit zu weitläufigen Exkursionen, die Novellen und Begebenheiten, welche Einem unter den Augen herumlaufen, sind so dünn und unscheinbar, daß man sie leicht übersieht. Vielleicht fallen später, wenn ich mein Gedächtniß umschüttle, ein Paar kleine Bettelgeschichten heraus; bis dahin halte ich's dem Charakter Leipzigs für homogen, mich in eine Parallele der teutschen Handelsstädte mit dem Handelsstande Englands zu vertiefen. Wenn die Lokrer zu den olympischen Spielen kamen, so sangen sie nicht von Lokris, sondern von sonst etwas, damit sie doch einige Aussicht hätten, den Preis zu erringen.

Es hat sich Vieles zusammengefügt, um in England mehr Poesie zu erzeugen. Die verschiedenartigen Bestandtheile des Landes, die abwechselnden Eroberungen, der große Besitz Einzelner, die dem Vortheile nicht mehr nachzujagen brauchen, der Torysmus, haben Viel dazu beigetragen, daß ein Handelsstaat wie England so reich an Poeten geworden ist. Und es wäre vielleicht ebenfalls niemals dahin gekommen, wenn sein Handel nicht erst [illegible] Schutzgeborne der letzten Jahrhunderte wäre. Alle Elemente englischer Poesie datiren von früher; Leipzig könnte höchstens seine Schlachtfelder daneben stellen,

und das verschmäht es. Ich habe alle Winkel dieser Felder von Breitenfeld bis Wachau, von Liebertwolkwitz bis Möckern und Waaren bei Sonnen- und Mondschein durchkrochen, nirgends erinnert ein Zeichen daran, daß hier Europas Schicksal zweimal gewendet, daß das ultramontane Römerthum, und das halbmodernde Franzosenthum hier besiegt worden ist. Und doch hält man viel auf die Konstitution, und den Protestantismus, und doch waren die Schlachten bei Leipzig immer protestantische Schlachten, die sogar noch mehr versprachen, als die — sche Konstitution. Nur bei Schönfeld, in dessen Nähe die sächsische Armee überging, und Bernadotte gegen seine Landsleute schießen ließ, steht noch ein zerschossenes Gebäude, was mit seinen offnen Wunden an die Schlacht der blutigen Octobertage erinnert, in welcher man um die teutsche Freiheit focht, und von welcher Kohlrauschs Geschichte für die Jugend erzählt, daß sie vorzüglich durch die Preußen, die Sachsen und Bernadotte gewonnen worden sei. —

Das zerschossene Haus bei Schönfeld, und Poniatowskis Denkmal im früher Reichenbachschen Garten, was jetzt für vier gute Groschen angesehen werden darf, sind die einzigen poetischen Erinnerungen Leipzigs an seine Schlachten. —

In Irland, dem alten grünen Erin, sang der Katholizismus, sang ein lebendiges trotz der nördli-

chen Lage heißblütiges Volk schon von früh auf, die Davidsharfe ist sein altes Wappen und noch viele der heutigen Herren englischer Dichtkunst sind Irländer, wie Thomas Moore, der die Muthlosigkeit hatte, Lord Byrons Leben zu verfälschen. Der schwellende grüne Rasen, der duftige melancholische Nebel, die Einsamkeit der großen Insel, das ewige Meer, dessen Gunst und Willkühr das Land fortwährend Preis gegeben war, der gesangesreiche Katholizismus, dem das Volk sich schwärmerisch hingab, weil seine Nachbarn ihn verfolgten, die scharf geprüfte Nationalität, lange Zeiten politischer Unterdrückung — Alles das half den Iren dichten, ein über die gewöhnlichen Bedürfnisse des Essens und Trinkens erhöhtes Leben führen.

Nichts von alle dem wurde Leipzig. Seine Natur ist platt und gewöhnlich, mit Mühe werden ihr einige Gedanken anerzogen, kein Berg begränzt die Aussicht, und läßt Schönheiten jenseit seiner Höhe ahnen, keine Höhe gewährt einen weiten Blick, der in seiner unbestimmten Begränztheit Träume, Wünsche, schweifende Gedanken erregte. Man weiß, wohin man rings gehe und das Auge sende, man weiß, was man hat, es ist nichts zu hoffen, nichts zu fürchten, und Alles was fertig ist, wird prosaisch, nur das Werdende reizt.

Frühzeitig sind auch die besten Elemente des Ka-

tholizismus ausgerottet worden, die Kinder sind schon im Mutterleibe vernünftig, und verstehen die vier Species, wenn sie auf die Welt kommen. Nichts blieb von jener Mystik mit den Engelsstimmen, denen der Bürger an trüben Sonntagen horcht, nichts blieb von den Gesängen mit den Zauberworten eines verhüllten Jenseits, nichts von dem Zauber der geheimnißvollen Kirchen. Die letztern sind protestantisch weiß angestrichen, und der Himmel ist aufgeklärt wie eine Wassersuppe.

Man erwartet sicherlich von mir keine Klage über das gestürzte Schicksal der Hierarchie, des Katholizismus, der in seiner Stabilität alle Vernunftthätigkeit aufhob, ich spreche nur von seinem, das Maaß überschreitenden Gegensatze, dem nüchternen Protestantismus. So wie die nächsten Schüler eines Meisters des Meisters Lehre am weitesten übertreiben, so ist der Umkreis Luthers, wo er sein Reinigungswerk begann, der Strich zwischen Elbe und Saale, am dürrsten protestantisch geworden. Da werden alle höheren Begriffe zu kleinen Nürnberger Holzpuppen gemacht, die man auf den Glasschrank stellen, allen Besuchern zeigen und bis in die kleinsten Theile erklären kann, man hat das ganze Bischen Religion auf einem Papierstreifchen in der Tasche, neuere Zehn-Gebote, meist Verbote, man weiß alle Poststationen, Meilensteine, Wirthshäuser

im Himmel auswendig, man weiß ganz genau, wie viel der Herr Petrus Trinkgeld verdient.

Man strotzt von moralischen Grundsätzen, von frommer Gewissenhaftigkeit. Und jede äußerste Richtung führt die Intoleranz an der Hand, und streichelt ihre grämlichen, runzlichen Wangen, der Zelotismus ist ihr Laufbursche. Da wird schonungslos geurtheilt über das, was aus dem breit getretenen Gleise herausschreitet, ohne Erbarmen verdammt; ein zelotischer Protestantismus ist schlimmer als die spanische Inquisition. Diese richtete die Menschen nur einmal hin, jener aber thut's alle acht Tage einmal. Weil jede Thätigkeit der Phantasie von vornherein abgeschnitten ist, bleibt auch keine übrig für Auffassung von Erscheinungen, die nicht in das gewöhnliche Rechnungsexempel gehören. Der Schauspieler und der Markthelfer werden nach demselben Katechismus gerichtet. Die Freiheit des Individuums geht unter, Alles wird Schema. Die meisten norddeutschen protestantischen Handelsstädte sind Lykurgs eingeengtes kastrirtes Sparta mit der schwarzen Suppe übelschmeckender Moral. Wie kann bei solcher zusammengeschnürten Gemüthsthätigkeit einer Stadt je das Herz warm aufgehen! Es ist auffallend, wie viel mehr Blut, Wärme, Leben in Städten gefunden wird, welche einem gemäßigten Katholizismus, oder einem mehr indifferenten Protestantismus

angehören. Bei heutiger Zeit, wo man mehr und mehr die dogmatiſtiſche Thorheit einſieht, in religiöſen Dingen ſcharf zu bejahen und ſcharf zu verneinen, iſt der ſonſt ſo tadelnswerthe Indifferentismus ein Fortſchritt der Bildung. Das Pfaffenthum jeder Art, was allein Recht haben will, gehört zu den Emigranten und den alten Moden; und das dogmatiſtiſche Pfaffenthum iſt ein weiter Begriff, alle ſupernaturellen Syſtematiker haben Platz darin.

Wollte ich jene Parallele mit Irland auch rückſichtlich der ausgeprägten Nationalität fortſetzen, ſo würde ich auch nicht viel Erfreuliches ſagen können. Teutſchlands Allgemeinbildung hat durch unſre Menge Nationchen außerordentlich gewonnen, die dadurch immer wach erhaltene Eiferſucht hat viele Thätigkeiten geweckt, der Grad von wiſſenſchaftlicher Freiheit, den Teutſchland noch immer gehabt, iſt vielleicht nur dadurch erhalten worden, daß ſich die verjagte in dreißig verſchiedene Schlupfwinkel retten konnte. Aber das Wohlbefinden und Gedeihen der Einzelnen hat ſicher dadurch gelitten — ich gedenke deſſen hier natürlich gar nicht, was wir als politiſcher Körper dadurch eingebüßt haben, das weiß Gott und der Freiherr von Gagern am beſten, oder richtiger der Freiherr von Gagern und der Herr Gott, denn der Freiherr von Gagern weiß Alles beſſer.

Wie viele Unarten ſind durch dieſe kleinen Na-

tionalitäten erzeugt worden. Die Kleinstaaterei ist das Vorbild der Kleinstädter geworden; sie ist vielleicht der Ursprung des teutschen Philisterthums. Das Philisterthum ist aber ein ächt teutsch nationaler Begriff. Die Leute werden gewöhnt, ihren Ideenkreis nicht über einen kleinen Raum, oft nicht über ein Paar Meilen weit auszudehnen. Sie lernen in Duodezschrittchen leben und denken, und wenn man das auf die meisten Geistesthätigkeiten ausdehnt, so ist der Philister fertig; denn Philister ist eben der, welcher mit dem kleinen, ihm angelernten Maaßstabe Alles, auch das Größte, mißt. Und nah bei einander wohnen jene rationellen Thätigkeiten, wenn zehn Gedanken immer nur von Leipzig nach Dresden fahren, so thun es bald auch hundert. Und wie viel Menschen sind froh, wenn sie ihr ganzes Leben über nur zehn Gedanken gehabt haben, lebt doch hier ein stiller Schriftsteller, Ernst Ortlepp, schon mehrere dreißig Jahre von dem Gedanken, daß er ein verkannter Klopstock sei.

Ich habe lange nicht daran glauben können, daß ein kleiner Staat wie Sachsen sich so streng sächsisch erhalten, sich so bestimmt absondern könne von seinen Umgebungen, und doch ist es so. Es liegt nicht blos daran, daß die angränzenden Staaten unter andern Formen regiert werden, wie wohl das einen anders sich gestalteten Haß erzeugt hat, es liegt

urſprünglich nur daran, daß es keine Sachſen ſind. Iſt es doch zwiſchen Bayern und Würtemberg, ja zwiſchen den andern noch kleinern Staaten ähnlich. Wie wird dadurch der menſchliche Geiſt, der unaufhörlich die Schwingen nach größerer Ausdehnung lüftet, zuſammengedrückt. Es iſt eine ſo eiferſüchtige Familienwirthſchaft in Teutſchland, und unſer Erbvater hat uns ein ſo verwickeltes Teſtament mit allerlei Kodicillen hinterlaſſen, daß kein fröhliches Zuſammenleben abzuſehen iſt, bis einſt über Nacht Belſazars Hand erſcheint, und das alte Teſtament mit ſchwarz und rother Tinte ausſtreicht.

Wir ſollen Brüder und Schweſtern bleiben in Teutſchland, und nicht alle ein Geſicht bekommen, aber wir ſollen eine einige Familie werden, die ein Herz hat.

Es bleibt mir noch Schottland, es bleiben die Eroberungen und der Torysmus übrig, mit denen ich beweiſen ſoll, daß England, obgleich Handelsſtaat, nicht ſo merkantiliſch verkümmert ſei, als teutſche Handelsſtädte, namentlich Leipzig. Schottlands hiſtoriſche Erinnerungen und ſein Hochland mußten das Herz friſch erhalten, und geſtatteten nicht, daß es zu Guineen verſchlagen, zu Banknoten verſchrieben würde. Der Fingalsgeſang Oſſians, der im Volke fortklingt, erlaubt dem Münzenklange nicht die Alleinherrſchaft. Ein Land mit Bergen kann nie-

mals völlig platt werden. Handelsstädte haben keine historischen Erinnerungen, hie und da erinnert sich höchstens ein alter Buchhalter, ob diese oder jene Firma auch vor funfzig Jahren schon solid gewesen sei; damit stärkt man höchstens eine Spekulation aber kein Herz. England wurde von Römern, Dänen, Sachsen, Normännern abwechselnd erobert, die innersten Interessen der Bewohner wurden bis in die Grundfesten erschüttert; solche Bewegung des Herzens erfrischt eine Nation, Bewegung ist zu allen Dingen gut, und wenn nur die Erinnerung an solche Bewegung da ist, so kann das Gemüth nicht ganz verkümmern. Eine Handelsstadt aber haßt jede Bewegung in ihrem Innern, das Schwanken der Kourse, die Unsicherheit des Transitos ist die gefährlichste Krankheit. Und was teutsche Handelsstädte in dieser Rücksicht erlitten haben, das traf die Dächer der Häuser, einige Mobilien und die Geldbeutel. Solche Bewegungen, die nicht in's Mark gehn, regen auch keine tief greifenden Erinnerungen auf, und bringen dem hergebrachten trocknen Geschäftsleben nicht die kleinste Blume.

Die Tories in England, vielleicht wie Makintosh vermuthet, die reinen Nachkommen der zuletzt herrschenden Eroberer, der Normänner, müßten nun in Vergleich gebracht werden mit den Nationalitäten in unsern Kaufmannsstädten, und was jene im Großen

zur Belebung der geistigen Richtungen ihres Landes gethan, das sollte nur im Kleinen von diesen gefordert werden. Man zeihe mit Recht jene Tories des ekelhaften aristokratischen Stolzes, man gestatte aber das Zeugniß, daß sie jede Ausbildung der höheren Thätigkeiten freigebigst unterstützt haben. Sie sind die Mörder Napoleons und Lord Byrons, und dennoch war es immer ihr Ehrenpunkt, Englands rationelle Notabilitäten zu begünstigen. Wo haben sich das die Millionairs der teutschen Handelsstädte je zu Schulden kommen lassen!

Es ist möglich, daß die Tories nicht so großmüthig geworden wären, hätten ihnen nicht die sogenannten Nachkommen der alten Sachsen, die Whigs gegenüber gestanden, von denen sie sich nichts zuvorthun lassen wollten. Aber findet man nicht in den Handelsstädten alte und junge Reichthümer, Häuser der Tories und Whigs; macht die Eifersucht aus Filzen humane Menschen? Kinderlosen unfruchtbaren Neid gebiert sie, größere Habsucht. All diese Anregungen führen bei uns zu garstigen Uebeln, wie ein Spieler, der einmal im Verlust ist, immer mehr verliert, je höher er pointirt.

England ist also kein Widerspruch, daß in Handelsstaaten die besseren Beschäftigungen des Geistes und Herzens verkümmern.

Zu Leipzig genirt allerdings kein Adel, hier ist er

todt, aber hier ist das Terrain, was die Civilisation betrifft, wenn jene Geburtsvorzüge abgethan sind, hier kann man die zunächst eintretende Geschichtsphase studiren. Die Ahnen sind ausgelöscht. Das Reich der Bildung sollte anheben, dazwischen schiebt sich plötzlich noch jenes Etwas, was so wichtig und merkwürdig geworden ist, das Geld.

Es ist die ewige Verwechselung zwischen Mittel und Zweck, Weg und Ziel, Kleidung und Mensch — die Industrie wird nicht befördert, um das Leben zu sein, sie soll nicht an die Stelle des Lebens treten: sie soll das Leben erleichtern, und das erleichterte Leben sollen wir dann erst verschönern lernen. Alles was wir jetzt erstreben, ist erst das Werkzeug zum Glücke, die Kaufleute machen aber das Werkzeug zum Zwecke. Sie betrügen uns um unsere Civilisationsarbeit, sie müssen bereits eben so bekämpft werden, wie der Adel. Und sie sind schwerer zu bekämpfen, weil sie jünger und dümmer sind. Ihre Waffen, die gelben Louisdor, weiß jeder feige, dumme Kopf zu führen, die des Adels, die Ambition und die Erinnerungen bedurften der Uebung. Ihre Verdienste sind keine Vermächtnisse auf späte Zeiten, die man studiren muß, ihre Wechsel lauten au porteur und müssen auf Sicht gezahlt werden. Sie gewinnen in einem Jahre so viel Terrain, als der Adel in einem Jahrhunderte.

Der Ursprung des Adels war doch eine Art von Poesie, glänzende Vorzüge sollten doch wenigstens sein Vater sein — die Fratze entstand erst dann, als die Vorzüge allgemeiner geworden und die Adeligen in dem lächerlichen Irrthume waren, sie noch allein zu besitzen. Aber selbst der Schatten dieser Tendenz hob doch oft noch die Einzelnen dieser Kaste aus der Masse, Einzelne wollten wenigstens edler sein. Aber der Kaufmann will nur reich sein, zum Reichwerden braucht er keinen inneren Vorzug, und er will nichts mit dem Reichthume als den Reichthum.

Er ist der neue Philister, der bis ietzt Frankreich betrogen hat, und uns Alle auf lange Zeit betrügen wird, wenn wir ihn nicht im Schach erhalten. Für die Komptoirs haben wir den Adel und die Regierung des Herkommens besiegt. Freut Euch das, Ihr revolutionairen Sünder und Götter? Ich glaube kaum, daß bei diesen bockledernen Herzen etwas Anderes, als „der Schrecken," das historische Wort Dantons „la terreur" verfängt. Sie müssen so lang eingeschüchtert bleiben, bis sie lieben gelernt haben. Sagt man doch, daß die Weiber den Mann am innigsten lieben, den sie vorher am meisten gefürchtet — die Kaufleute sollen die Menschen fürchten, um sie zu lieben.

Solche bedenkliche Dinge kommen Einem zu Sinne, wenn man lange in Leipzig lebt.

12.

1813.

Wenn man ſtetig in einer Stadt lebt, ſo ſchickt ſich's nicht mehr, auf Abentheuer und Novellen auszugehn. Die Leute nehmen das übel, wenigſtens die Leipziger. Sie meinen, der gute Ruf litte darunter. Ich glaube das gern, denn die Leute verſtehen ſich auf den Ruf, der Ruf iſt ein Artikel.

Aber Leipzig hat auch vor den Thoren ein Schlachtfeld, wo viele tauſend Leute mit gutem und ſchlechtem Rufe todtgeſchoſſen worden ſind. Zu denen geh' ich, mit denen unterhalt' ich mich über vergangene Zeiten, und was die Welt gehofft und gefürchtet hat bei der Schlacht bei Leipzig. Es iſt nur traurig, daß die Todten, ſo laut ſie reden, doch nicht verſtanden werden. Und es iſt ſo traurig — ach, ich mache mir oft Vorwürfe darüber, — daß ich immer die Plätze der franzöſiſchen Marſchälle ſuche, die doch meines Vaterlandes Feinde waren, und auf meine Brüder ein-

hauen ließen, und namentlich den Platz des Marschalls der Marschälle, der so viel teutsche Mädchen unglücklich gemacht hat. Kann ich dafür, daß die Poesie die Tochter des Genies ist, daß sie nur die Größe und den Glanz und die Herrlichkeit liebt, und dem guten Willen, ja dem besten Willen den Rücken wendet? Ist es meine Schuld? Ich hab' es lang mit den Alliirten gehalten, aber sie konnten mir nichts mehr zu essen geben, sie waren fertig mit ihrem Bischen Ruhm; ich werde sie immer mit Pietät behandeln, mehr kann ich als rechtschaffner Poet nicht versprechen.

Der Himmel weiß es, wie ich mir die wackern preußischen Freiwilligen vergegenwärtige, so oft ich nach Möckern komme, wo sie gefochten haben wie die Helden, oder wenn mich gar das Pferd nach Lützen hinüber trägt, wo sie gefallen sind wie die Helden. Aber es fehlt ihnen das historische Fundament für mein Gedächtniß. Die plötzlichen Dinge der Geschichte gehen auch plötzlich vorüber.

Preußen und Berlin sind nie so liebenswürdig gewesen als im Jahre 1813, wo sie den Muth hatten, zu zürnen, und die besten Söhne hinzuschicken unter die Kugeln. Und wenn man das teutsche Philisterleben kennt, so weiß man, daß solch Verdienst zehnfach anzuschlagen ist. Ich weiß noch, wie wohl es

uns that, als nach der Schlacht an der Katzbach die ersten Freiwilligen zu uns in's Quartier kamen: die Figuren schwankten noch wie die Gerten, es war noch keine empirische Konsistenz darin, die dünnen Stutzbärtchen kamen erst schalkhaft schüchtern zum Vorschein, die Hände waren noch fein und weich, sie waren noch nicht durchgegriffen, die Wäsche war viel zu fein für das Feldlager, sie trugen noch Ringe an den Fingern und goldne Uhrketten und weiche Papierstiefeln, und sangen Körner'sche und Schenkendorf'sche Lieder. Ich sah meinen Vater den Kopf schütteln zu den weichen Rittern, er hatte die Schwülenhand manches alten Franzosen, der in Italien und Spanien mitgefochten, gefühlt, er hatte die verwitterten Gesichter, die undurchdringlichen Bärte der alten Kerntruppen, er hatte ihre klassischen zweifellosen Augen gesehn, und er schüttelte den Kopf zu unsrer jungen Romantik.

Damals betete ich alle Abende vor'm Schlafengehn und wenn der Vater am Tage die Zeitungen bekam, da betete ich noch einmal für unsre Freiwilligen, und ich habe an jedem neuen Morgen gefragt, ob ich die Nacht über nicht groß geworden sei, um auch mitzugehn mit den blanken Reitern.

Und wenn ich heut aus den Thoren von Leipzig gehe, so wendet sich mein Fuß immer nach Probstheide und jenem Thonberge hin, wo die Franzosen

so fürchterlich nicht mehr um den Sieg, nein, um ihr Leben und um ihr Frankreich fochten, wo Er saß mit dem Fernrohre und dem ruhigen Gesichte. —

Ich muß mich erinnern lassen, wenn ich einmal auf der andern Seite über Möckern und Waaren hinausgehen soll, wo die liebenswürdigen Freiwilligen standen und fielen und standen. Es fällt mir wohl ein, wie sie den Livius und Ovid und sonstige Klassiker bei sich geführt und im Bivouak lateinisch gesprochen und ein klassisch Leben extemporirt haben, aber wenn ich zurücksehe und mein Auge in der Runde umherjage, da schwinden diese kleinen Dinge wie luftige Morgenträume vor der steinernen Wirklichkeit jener Heldenrunde. Dicht hinter mir seh ich den Ney, le brave des braves, den eisernen Fürsten von der blutigen Moskwa, den neuen Bayard, le chevalier sans peur et sans reproche, drüben am Konnewitzer Holze, den schönen, schlanken Poniatowski ritterlich und unglücklich wie sein Volk, der nur einen Tag lang Marschall von Frankreich war, drüben bei Wachau fliegt der fabelhafte, närrisch tapfere neapolitanische König Murat daher vor den galoppirenden Schwadronen, mit den triumphirenden Straußfedern auf dem Barett, dem leichtsinnig fliegenden spanischen Mantel, dem orientalisch prächtigen Kamisole, den schreiend rothen Hosen, den kecken persischen Stiefeln. Er war der Komödiant der großen Armee; er spielte

seinen Helden konsequent im dichtesten Kugelregen, und der Feind wurde blaß, wenn der bunte Charlatan, in seinen goldnen Bügeln sich wiegend, heranstürmte. Und weiter hin findet mein Auge die stolzen, marmornen Köpfe Augeraus und Victors bei Probsthaide und Regniers bei Stötteritz, und auf dem Thonberge da drüben sitzt stumm und schweigend der Gott dieser Helden, und regt sich nicht, ob Alles um ihn erschüttert wird von der doppelten Ueberzahl des Feindes, und regt sich nicht, und zuckt mit keiner Miene, als neue Kanonen von Taucha her ihre gefährliche Melodie anfangen, und der fluchende Lärm durch die französischen Bajonnette springt „das sind Bernadottes Kanonen," und zuckt mit keiner Miene, als die Adjutanten melden, daß die Sachsen unweit Schönfeld übergehn und die Kanonen gegen die Franzosen wenden, und steigt stumm auf den Araber, und winkt den Garden, und fliegt hin über Stötteritz unter die Kugeln. —

Da wird mein Auge mit ehernen Banden gefesselt, und der Fuß wird nachgezogen, und ich eile hastig zurück durch Leipzig nach dem Thonberge, und wenn mir Bekannte begegnen und fragen, so erwidre ich eiligst: „Ich führe meinen Unterleib spaziren, und mein Auge findet Poesie."

Dort sind ich freilich nicht Livius noch Ovid, aber die Bulletins von Montenotte bis Dresden liegen

ſchlagfertig auf allen Lippen, und wenn ich auf dem Thonberge ankomme, wo er ſaß, und der Mond geht auf und gießt ſein Dämmerlicht über die Leipziger Ebene, die auf lauter tapfren Leichen ſchläft, da geht das Jahr 1813 und meine Kindheit vor mir auf, mein Auge füllt ſich mit Thränen über das Gemiſch von kleinen und großen Erinnerungen, und ich ſpüre es nicht, daß ich mich erkälte und den Schnupfen bekomme.

Auf dem Thonberge bei Leipzig ſaß er zum letzten Mal auf dem Throne, der Napoleon, der jetzt todt iſt. Es wird nur diejenigen Leute wundern, welche keine Poeſie der Geſchichte ahnen, welche für ihre kleinen Augen nichts Großes brauchen, daß jetzt ſo Viel über Napoleon geſchrieben wird. Es wird eine Zeit kommen, und ſie iſt nicht weiter als der Tod der jetzigen Mannesgeneration, wo man meilenweit wallfahren wird, um einen von uns aufzuſuchen, die wir in frühen Jahren den Napoleon noch geſehen haben. Diejenigen von uns, welchen die Natur ſilberweiße Haare gewährt, ſehe ich auf den Plätzen der freien Städte ſitzen und wie die alten griechiſchen Rhapſoden die große Zeit und den großen Mann erzählen, wie jene Griechen die irdiſchen Thaten ihrer Götter auf den Plätzen ſangen. Die Erſcheinungen jener donnernden Jahre ſind ſo fabelhaft, daß ſie mit Sturmeseil in den fernen Nebel weiter Vergangenheit zu-

rückeilen, daß schon jetzt eine blau und rothe Romantik sie verherrlicht, und über wenig Jahre wird man uns nicht glauben wollen, daß wir die Garden nach Rußland marschiren, daß wir jene Titanenschaar der Marschälle, daß wir ihn gesehen haben.

Unter den letzten Regierungsjahren des Tiberius wohnte unweit Roms in kleinem Landhause ein alter Römer, der hatte in seiner Jugend den Julius Cäsar gesehen, als er aus Afrika und Spanien zurückkam, wo er die letzten größten römischen Männer überwunden; er konnte die Erdkreisstirn, die Imperatorennase und den geschlossenen, verschwiegenen Mund beschreiben, und sonst konnte der alte Römer nichts. Und doch gab's keinen beliebteren Mann als ihn zu Rom: vom Morgen bis zum Abende kamen die jungen Römer zu ihm und er mußte erzählen von Cäsars Stirn und seiner schweigsamen Lippe: und mit Ehrfurcht betrachtete man ihn, der den Julius Cäsar gesehen.

Cäsar gab allen Herrschern seinen Namen, bis auf die heutige Stunde nennen sich die Mächtigsten nach ihm Kaiser, das heißt Cäsaren, sogar Napoleon that's — könnte die Zeit noch einmal so zurückfallen, daß Einzelne sie beherrschten, sie würden nicht mehr Kaiser, sondern Napoleons heißen. —

Und man wundert sich, daß wir erzählen, was wir von ihm gesehn! Das Bedürfniß eines Gottes liegt tief in der menschlichen Brust, und wenn's auch

Voltaire nicht just so meint, wie ich's hier anführe, so war es doch sein größtes Wort: „Wenn's keinen Gott gäbe, so müßten wir einen erfinden." Und allüberall suchen wir die Manifestation dieses Gottes, unser Herz braucht etwas, das es verehre, und wenn wir nichts Größeres haben, so erwählen wir uns ein Mädchen, und beten dies an, und überschütten das Kind mit allen göttlichen Eigenschaften.

Und wenn der Verstand auch über das Götzenthum hinaus ist, das Herz liebt und braucht seine Irrthümer, und die Mutter läßt sich ihr Kind nicht nehmen, wenn man's auch besser erziehen will.

Die Poesie des kleinen menschlichen Herzens rankt sich gern an Personen, Blut liebt Blut, und der größern Poesie der Weltgeschichte bleiben jene gewaltigen Dinge, die größer sind als Personen. Ich glaube nicht, daß unsere Gedichte je der Persönlichkeit werden entbehren können. —

Auf der Reise, die ich hier erzähle, habe ich außer Luft und Erdboden nichts so oft gesehen, als Napoleon, ja an manchen Stellen ist er noch heute Luft und Erdboden. Von der Moskwa bis an's Kap Vincent, und von den Eisbergen Norwegens bis an die Quellen des Nils, ja bis tief in den stillen Ocean, bis zu jener einsamen Insel, dem steinernen Sarge des modernen Gottes, kann man nicht einen Tag lang reisen, ohne dem Cäsar Napoleon zu begegnen.

Wo sein Fuß nicht hinkam, da sieht man die Spuren seiner Hand, jener schönen weißen Hand, auf die er so eitel war, und Frankreich, Teutschland und Italien waren seine Wohnzimmer, warum soll ich an all' den klassischen Stellen vorübergehn, ohne seiner zu erwähnen, da ich doch einer der letzten Römer bin, welche den Cäsar gesehen, als er aus Afrika und Spanien kam.

Jene saueren zusammengeschrumpften Gemüther, denen die Napoleonspoesie ein Gräuel ist, werden sich trösten, wenn sie hören, daß ich Napoleon gehaßt habe, so lange er lebte, und zwar so gehaßt habe, wie ich ihn jetzt liebe. Findet man's doch oft, daß aus den Gegensätzen die größten Bäume wachsen. Wenn man Napoleons Geschichte schreibt und kein Gedicht schreiben will, so soll und muß man auch anders sprechen, als wir von ihm reden. Nur mit innerem Grimm hatte ich ihn bewundert, denn ich war ein guter Patriot, so lange ich jung und dumm war; als ich aber seine helenischen Memoiren las, da stürzten mir die Thränen aus den Augen: da sah ich jener klassischen Weisheit auf den Grund, da erkannte ich, daß der größte Mann vieler Jahrhunderte gestorben sei, den man lieben müsse, auch wenn man ihn bekämpfe. Ich werde nie seine Geschichte schreiben, denn Liebe kann man nicht unbefangen beschreiben, aber ich werde ihn besingen, wo ich kann.

Wenn man mich peinlichſt inquirirte, ſo könnte ich's nicht beſchwören, daß ich ihn geſehen habe. Und doch hab' ich ihn geſehn. Das Geraſſel der Kanonen, das Gebraus der Heeresſäulen, als er nach Rußland ging, liegt nur wie eine dumpfe militairiſche Maſſe in meinem Gedächtniß. Von der Schlacht bei der Moskwa, vom Brande der Czaarenſtadt, von der gräßlichen Bereſina, dem entſetzlichſten Bilde des Kriegs, was je den Fuß aufs Auge meiner Seele geſetzt, habe ich erſt viele Jahre nach der Schlacht bei Waterloo etwas erfahren. Aber in hellem Sonnenſcheine liegen die Kriegserſcheinungen nach der Bautzner Schlacht in meinem Gedächtniſſe, wie ſie in Sprottau, einer kleinen Stadt im Lande Schleſien, meiner Vaterſtadt, auftraten.

Mein Vater nahm lebhaftes Intereſſe an den Begebenheiten und haßte die Franzoſen mit Energie, ich machte ihm Alles nach und haßte ſie mit. Eines Tags ging ich mit ihm vom Felde nach Haus, da legte er ſich plötzlich auf die Erde und drückte das Ohr an den Raſen, und bedeutete mir, ſtill zu ſein, und es auch ſo zu machen. Ich hörte ein dumpfes Geräuſch und es ſchien mir die Erde leis zu beben.

Das iſt Kanonendonner, mein Sohn, wahrſcheinlich eine groſſe Schlacht.

Von dieſem Moment an nahm ich zum erſten Mal Intereſſe an der Welt, ich war erſt ſieben Jahr

alt, und konnte noch nichts als lesen und ein Wenig schreiben.

Es war mir so wunderbar feierlich zu Muthe, und ich sah mich nach allen Seiten um, ob keine Soldaten zum Vorschein kommen würden. Die waren aber in gerader Linie wohl an die zwölf Meilen entfernt, und schlugen die erschütternde Kanonenschlacht bei Bautzen.

Bald vergaß ich über meinen Spielen die Franzosen. Es kam der Himmelfahrtstag des Jahres 1813, die Sonne schien rührend warm, ich kletterte mit Buben meines Gelichters auf allen Leitern herum, uns war so wohl, als wollten wir in den Himmel steigen.

Da warf man uns plötzlich von den Leitern herab, jagte uns aus dem Hause und schloß die Thür zu. Wir waren bei fremden Leuten gewesen. Ich wußte nicht, wie mir geschah — drüben am Markte sprengte ein Kosack mit eingelegter Lanze, das kleine Pferd streckte sich so gewaltig, daß der Bauch das Pflaster zu berühren schien. Das freute mich, ich klatschte in die Hände — meine Mutter, die vorüber kam, faßte mich hastig, und schritt auf unser nahes Haus zu. Ich sah sie fragend an „die Franzosen kommen," sagte sie, und bald schrie Alles in unsrer Nachbarschaft „die Franzosen kommen" und warf die Thüren zu, verhüllte die Fenster, und der

Markt war wie ausgestorben; er hatte keine Augen mehr. Mein Vater ging rekognosciren, und trotz meiner Mutter Flehen nahm er mich mit. Ein Kosackenpiquet ritt vor uns her, einzelne Männer schlossen sich ängstlich fragend an uns an.

Als wir über die Brücke kamen, wo sich die Aussicht öffnet, hörten wir ein verwirrtes Brausen, Pistolenschüsse — plötzlich wimmelte Alles, was wir vor uns sahen, von grünen Reitern.

Die Kosacken hatten ihre Pistolen abgefeuert, ein erschrecklicher Lärm wie Meeresbrausen erscholl von drüben, wo die grünen Reiter kamen, eine Menge Schüsse knallten, die Kugeln pfiffen über uns hin, die Kosacken rasten zurück, einzelne grüne Reiter an uns vorüber ihnen nach. Wir eilten, was wir vermochten. Meine kleinen Beine reichten nicht aus, mein Vater schalt, ich weinte, wir flüchteten uns in ein Seitengäßchen. Da sah ich den ersten Franzosen deutlich an mir vorübersprengen: er saß auf einem großen, braunen Pferde, hatte eine erschreckliche Bärmütze auf dem Kopfe, unter einem breiten Schnurrbarte im Munde steckte der Säbel, in der Hand hielt er den Karabiner, und im Augenblicke des Vorübersprengens schoß er ihn ab hinter einem flüchtigen Kosacken her. Es war ein Chasseur.

Jetzt wußte ich, wie die Franzosen aussahen, ich lief nun vortrefflich. Bald waren wir durch die

mal durchzusehn, eh' ich der, meinen Namen immer dringender wispernden Mutter gehorchte. Mein Vater leuchtete, bärtige, wie mir's schien, himmelhohe Gestalten von Chasseurs folgten ihm. Jetzt waren sie an unsrer Thür, unsre alte Köchin neben mir betete leise vor sich hin ein Vaterunser, und goß sich eben so leise die letzte Tasse Kaffee ein. Heftige französische Worte, wie Flüche klingend. Sie gehen vorüber nach dem großen Keller. So wie wir deß gewiß sind, hält uns nichts mehr, hinauf in's Haus fährt Alles, und zerstreut sich nach allen Seiten. Einen Blick in's Zimmer werfend, seh' ich einen langen Chasseur die Kommode meiner Mutter ausräumen, eben steckt er das braunseidne Kleid meiner Mutter, was ich so liebte, in den Sack. Das überwältigte mich, und ich schrie: Mutter, der Kerl nimmt dein braunseidnes — — hastig reißt mich meine Mutter von dannen, daß ich auf das steinerne Estrich des Hauses schlage. Die Nase blutet, aber auf und fort gehts nach dem Gartenhause hinter unserer Wohnung. Meine Mutter ist in jäher Hast: der plündernde Chasseur hat sie gesehen, sie war eine junge schöne Frau mit schwarzem Haar und blauen Augen und einer weißen Haut. Wir hörten eine Zeitlang seinen zögernden Schritt hinter uns. Er mochte unsicher sein, ob er eine gewisse Beute der ungewissen opfern sollte. Das Sichre hatte ihn gelockt, wir hör-

ten ihn nicht mehr. Da saßen wir denn in dem weiten leeren Gartenhause, die Mutter, meine kleine Schwester, ich und die alte Hanne mit dem leeren Kaffeekruge, den sie in der Angst nicht aufgab. Die Sonne schien warm und lieb, die grünen Bäume sahen unschuldig und stumm herein durch die hohen Fenster, sie wußten von nichts, dicker Pulverdampf wälzte sich zuweilen zusammengeballt vorüber. Die Mutter ängstigte sich um den Vater, ich fing an, mit meiner Schwester Bohnen zu schieben. Da donnerte und krachte es plötzlich dicht hinter uns, daß die Fenster klirrten. Funfzig Schritt von uns, jenseits des einen kleinen Flusses, der rings um die Stadt fließt, auf einer kleinen Anhöhe, blitzten und leuchteten aus dem dichten Pulverdampf helle Kanonen. Und zu gleicher Zeit erhob sich vorn am Garten, wo unser langer Pferdestall stand, in dem ich immer Wischemann gespielt hatte, weil nie Pferde drin waren, ein toller Spektakel, Pferde stampften, fremde Stimmen lärmten, gelbe Gesichter, wie ich sie in meinem Leben nicht für möglich gehalten hätte, mit krausen Haaren und Bärten, die schwärzer als schwarz waren, streiften im Garten herum, Futter für die Pferde zu holen. Wir waren zwischen zwei Feuern. Nun fing ich an, mich jämmerlich zu fürchten, die gelben Kerle, die wie unsers alten Grabebitters Citrone aussahen, wenn er zum Begräbniß ein-

laden kam, entsetzten mich und raubten mir das Gleichgewicht. Es waren Provencalen, wie ich später erfuhr; wegen dieses unangenehmen Eindrucks habe ich lange nicht daran glauben können, daß die provencalischen Lieder süß und schön schmeckten. Ich dachte immer an jene Citronengesichter mit der schwarzen Einfassung am Himmelfahrtstage. Der alte Grabebitter mußte auch erst sterben, eh ich unbefangen wurde, denn er erinnerte mich immer wieder daran. Und Alles, was sich mit dem Tode beschäftigt, hab' ich von Jugend auf nicht leiden können. Ich glaube, ich würde eher selbst sterben, als mich mit Sterbenden abgeben. Es ist leichter, zu leiden, als leiden zu sehn. —

Bald weint ich aber damals nicht mehr bloß aus Furcht, sondern vor Hunger und Grimm über die garstigen Franzosen, und den garstigen Krieg, meine Schwester weinte vor einfachem Hunger. Die alte Hanne flennte, daß gar keine Aussicht zu neuem Kaffee da war, meine Mutter weinte leise über Alles. Als ich das sah, da schwur ich mir, wie ich später hörte, daß es der kleine Hannibal gethan, die schlimmen Franzosen zu verfolgen und zu hassen, bis sie alle todt wären.

So hat Mancher geschworen, der nicht mehr älter werden konnte, als ich, und so ist die Masse alt-

backner, verſtorbener Feindſchaft entſtanden, die ſich noch immer ſtellt, als hätte ſie Fleiſch und Blut.

Ach, es giebt recht viel unnützen Haß in der Welt; meiner hatte doch einen Anſchein von Gerechtigkeit, denn Hunger thut weh, und unſer Jammer war ſehr groß. Da hörten wir des Vaters Stimme, und Alles jauchzte. Er ſagte uns, die Infanterie käme, und die Plünderung ſei zu Ende; da habe er uns ein Brot gerettet. Wir kauten und kehrten zurück in unſer Haus, wo Alles leer war; nur Hanne weinte noch, weil es keinen Kaffee gab. Später betete ſie alle Tage beim Frühſtück, und mehrere Mal nach Tiſch, „Gott bewahre uns vor der Himmelfahrt der Franzoſen" und ſie wußte am beſten warum.

Auf dem Markte ging die Trommel, und Alles lag voll Stroh, und blaue, blaſſe Soldaten fielen darauf, und baten um ein Stück Brot. Das waren auch Franzoſen, ich ward ganz verwirrt. Als ich dem nächſten ein Stück von meinem Brote gab, ſtreichelte er mich, ich erſchrack, und verwunderte mich, daß mir nichts geſchah, denn ich hatte geglaubt, wo ſolch' ein Franzoſe hingriffe, da geſchähe ein Unglück.

Nun ließ ſich auch unſer alter Rathsdiener ſehn, vor dem wir uns Alle fürchteten, und jetzt dachte ich: nun iſt's gut, der wird die Franzoſen ſchon Raiſon lehren, und wenn ſie mucken, ſo wirft er ſie in den ſchwarzen Priſon. Er ſah zwar heute ſehr blaß

aus, aber als er ganz ſanft ſprach, was er doch ſonſt gar nicht that, als er ſogar bei einigen Rippenſtößen, die ihm verabreicht wurden, ſein ſpaniſches Rohr nicht hob, ſondern ſogar ſeine Mütze abnahm und ein Kompliment machte, was ſonſt nur dem Herrn Bürgermeiſter und dem Herrn Polizeiinſpektor widerfuhr, da war ich ganz verdutzt, und bekam durch eine unbewußt in mir vorgehende Schlußfolge einen grauſamen Reſpekt vor den Herren Franzoſen, die ja ſo viel wie unſer Herr Bürgermeiſter und der Herr Polizeiinſpektor ſein mußten.

Er trug Billets in der Hand, die Soldaten kriegten mich beim Ohr, ich mußte ihnen leſen, und die Hausnummern zeigen. Ich führte alle zu uns, weil ich mich auf die Zahlen noch nicht recht verſtand, vor den fremden Franzoſen mich aber nicht blamiren wollte. Warum meine Mutter kein freundlich Geſicht dazu machte, konnte ich nicht begreifen, je mehr, je beſſer, dachte ich.

Der mich geſtreichelt hatte, weil ich ihm ein Stück Brot gegeben, war auch dabei, und hieß Gardy, und war aus dem Elſaß. Er gehörte nicht zur Infanterie, ſondern zu den Reitern; man hatte ihm aber bei Bautzen ſein Pferd todtgeſchoſſen, und er hatte noch kein neues. Gardy unterrichtete mich zuerſt von der großen Armee, er war mein erſter Geſchichtslehrer. Bald kam ein Rittmeiſter zu uns

in's Quartier, der hatte ein Beutepferd, das bekam Gardy; dafür mußte er die Sorge der Pferde über ſich nehmen.

Ich ritt mit ihm in die Schwemme, ich ſaß bei ihm oben auf dem Futterboden, wo er den Häckerling ſchnitt, was ſie in Schleſien „Siede" nennen — paille hachée, ſagte Gardy — und hörte mit offnem Munde zu, wie er erzählte. Eigentlich erzählte er gar nicht, ſondern er ſchimpfte und fluchte nur. Er konnte den Kaiſer nicht leiden, aber er betete ihn an wie einen Gott, wie die Juden den Jehovah nicht liebten aber fürchteten.

Gardy war einer von den jungen Konſcribirten, bei Vittoria lag ſein älteſter Bruder begraben, in der Donau ſein zweiter, der dritte war nicht aus Rußland zurückgekommen, „meine Marion wird mich wohl auch nicht wiederſehn", ſagte er, ſtampfte mit dem Fuße, und fuhr ſich mit der Hand über die Augen. So viel ich mich erinnere, war er nicht hübſch, eine kleine, knorrige Geſtalt mit einem zugehäkelten Geſicht; er trug einen grünen Huſarenpelz, und ſelten eine Mütze. Mit ſeinen Kameraden ſprach er gar nicht. Durch ihn erfuhr ich denn, daß Napoleon die Schlacht bei Bautzen gewonnen habe. Wenn aber Gardy von den Schlachten erzählte, da war er ein ganz andrer Menſch, da nannte er den Kaiſer nur Napoleon, und er ſprach das Wort ſo ſtolz aus, wie

unſer alter Rathsdiener, wenn er „Donnerwetter“ ſagte. Sprach er aber ſonſt vom Kaiſer, ſo nannte er ihn „l'empereur“ und biß die Lippen dabei zuſammen, als ſchmerze ihn etwas auf der Zunge.

Ich fragte ihn, wie's denn der Kaiſer mache, daß er immer die Schlachten gewinne, und daß er wieder die bei Bautzen gewonnen habe. „Sacre nom d'Dieu!“ — rief Gardy — „dafür iſt er der Napoleon.“ Und nun ſagte er unter Fluchen, Napoleon habe bei Bautzen ſo viel Kanonen zuſammenfahren und auf einmal losſchießen laſſen, daß ſie alle gedacht hätten, der Mond fiele herunter. „Ah“ — fuhr er ärgerlich fort, und kratzte ſich in dem ſchwarzen dichten Haare — „il est trop grand“.

Gardy hielt den Kaiſer für ein überirdiſch Weſen, und das belegte er durch die Schlacht bei Bautzen. Da habe Napoleon mitten in der Schlacht geſchlafen. Als man ihn endlich aufgeweckt, da habe er ſeine Hand an's linke Ohr gelegt, und den Kopf nach der Seite gebogen, dann genickt, und mit der Hand „oui“ geſagt. Und gleich darauf habe man weit links drüben Kanonendonner gehört, und das ſei der Ney geweſen, der beſte Soldat der großen Armee, den auch keine Kugel tödte, und nun habe Napoleon angreifen laſſen, und wie man eine Hand umdrehe, ſei die Schlacht gewonnen geweſen.

„Ah — sacre nom d'Dieu — il est trop grand“. Von da war das Corps des Herzogs v. Belluno und die Reiterei des General Sebastiani durch die Görlitzer Haide gekommen, dort sei nichts zu essen gewesen, und in Sprottau, dem ersten Städtchen, hätten sie erst wieder Brot gefunden, und ich hätte ihm den ersten Bissen gegeben.

Sebastiani's Reiter waren also jene grünen Chasseurs, die ersten Franzosen gewesen, welche ich sah. Später, wenn ich von diesem Männchen aus papier maché mit den Schönpflästerchen und dem glatt gewichsten Gesichtchen, wenn ich von diesem schlüpfrigen Sebastiani die neuen zitternden Erklärungen der Nichtintervention las, da hab' ich's immer nicht glauben können, daß jene ersten französischen Reiter mit den grimmigen Bärmützen, vor denen ich mich so gefürchtet, seine Reiter gewesen sein könnten. Als ich später unsern gewaltigen Rathsdiener morsch und weiß und ohne sein spanisches Rohr wiederfand, da glaubt' ich's wohl, daß allenfalls die beiden Sebastiani's eine Figur sein möchten. Für eine statistische Verläumdung halt' ich's aber heute noch, daß der Herzog v. Belluno, jener kühne Marschall Victor, ein Judenjunge aus Dessau gewesen sei. Denn, wie die Leser wissen, bin ich später in Dessau gewesen, und ich weiß, was aus Nazareth kommen kann. Ich kann das durchaus nicht zugeben, um die anhaltinischen

Charaktere nicht zu verwischen. Oder ich muß darauf fußen, daß Victor ein ächter, unverfälschter, Jerusalemscher Judensproß gewesen, denn ein solcher ist überall ein neutraler Gegenstand, und wird von keiner andern Nationalität afficirt. Diese furchtbare Konsequenz ist eine historische Größe der Juden, wie mancher andre hartnäckige Jahrtausendfehler, und ich nehme diesen Ausweg auch nachträglich für den in Dessau gebornen und beschnittnen Mendelssohn in Anspruch.

Ich wußte aber trotz Gardys Mittheilungen immer noch nicht, was ich mir unter dem Worte „große Armee" denken sollte; da kam der fünfzehnte August, wo Madame Lätitia in größter Eil auf Corsika den Napoleon geboren hatte, und ich erfuhr's auf einmal. Da marschirte Alles, was in der Umgegend von Soldaten lag, über den Markt, und ich sah zum ersten Male die roth, blau und weiß schimmernden Massen, ich sah zum ersten Male hier jene Adler, welche räuberisch unternehmend die Flügel anziehn, als wollten sie über die Sonne hinausfliegen, ich hörte die berauschende Janitscharenmusik des Ruhms, ich sah die ersten Mohren mit den verstorbenen, unerklärlichen Gesichtern, und sie schlugen die Becken zusammen, daß mir die Glieder bebten, ich sah die braunen Sappeurs mit den orientalischen Bärten und den blitzenden Beilen, den unnahbaren Schurzfellen und

dem barbarischen Ernste der Gesichter. So hatte ich mir aus Kindergeschichten die alten Rittergespenster und Zauberer gedacht, und ich entsetzte mich, wenn die Kerle ausspuckten, denn dunkelbraun war ihr Speichel und ich wußte noch nichts davon, daß man Tabak kauen könne. Da drückte ich mich furchtsam in den Winkel des Rathhauses, von wo ich zusammengekauert zusah. Und das Marschiren und das Trommeln und das Trompeten, und das Fenster erschütternde Geschrei „vive l'empereur" nahm kein Ende, und immer neue Generale in Gold genäht, kamen vorüber, und der ernste Mund Bertrands, der nicht weit von mir zu Pferde hielt, ward nicht müde, immer mit zu rufen „vive l'empereur", und Alles hob die Säbel und die Bajonette so hoch die Arme reichten; sogar Gardy kam vorüber im stattlichen Husarenpelz, sein Pferd war blank gebürstet, daß man sich darin spiegeln konnte, und er schrie auch wie besessen, der fluchende Gardy: „vive l'empereur."

Es marschirten die Kolonnen, es flogen die Adler, es jauchzten die Becken, es schrien die tausend Kehlen bis es dunkel ward. Und nun entzündeten sich zu meiner größten Verwunderung über und neben mir alle Fenster des alten Rathhauses; die Lichtsäulen liefen an den Thürmen in die Höhe, durch alle Fenster, über alle Dächer so weit ich sah, und an

des gestrengen Herrn Bürgermeisters Haus brannte unter einem 13. August ein strahlendes — N — so was hatte ich ne gesehn.

Nun war das Defiliren zu Ende und die Soldaten zerstreuten sich jubelnd. Der Wein sprützte über die Straßen, die silbernen Napoleonsstücke flogen, meine armen Landsleute, die eine klägliche Rolle dabei spielten, fingen sie auf, ich selbst eroberte ein Frankenstück und kaufte mir lauter Pfannenkuchen dafür, und schmaus'te und sah zu. Auf dem Markte, auf allen Straßen lagen die bunten, jauchzenden Krieger vor großen Weinfässern, die Illumination leuchtete dazu, und wo ein Mädchen sich sehen ließ, da mußte sie auf's Wohl des Kaisers trinken, und sich zu ihnen setzen und küssen lassen ohne Ende. Alle Häuser standen offen, und wo man hintrat, da trällerten sie Lieder, da umarmten sie einander, da waren sie dünkelhaft, übermüthig und liebenswürdig, da braus'te plötzlich immer einmal dazwischen wie ein Windstoß „vive l'empereur," und das war die große Armee.

Eines Tags, sagte Eardy ganz geheimnißvoll, als er mich auf's Pferd hob: Er ist da, du sollst ihn sehn.

Als wir nach Hause kamen, wusch er sich, zog seine beste Uniform an, und bedeutete mir, ich möge mein Sonntagsjäckchen holen, das war aber sehr schön, nämlich von grauem Nanking, um die Taille

mit einer schwarzen Sammtborde besetzt. Es war gegen Abend und meine Mutter sah mir lächelnd zu, und fragte, warum ich mich so spät noch putzte. Ich durfte nichts sagen, legte den Finger auf den Mund, und zog geheimnißvoll die Augenbrauen in die Höhe. Sie sah mir kopfschüttelnd nach, und erfährt es erst jetzt, zu welcher Kour ich damals gelangt sei, denn ich habe immer davon geschwiegen, wie von einer heiligen Handlung, die nicht entweiht werden dürfe.

Ich ging aber damals mit Gardy vor jenes hohe Haus an der Ecke der Herrngasse, wo General Bertrand wohnte. Es wurde, wie gesagt, schon dunkel, und es half mir nicht viel, daß Gardy mich auf ein offnes Fenster im ersten Stock hinwies. Ich sah allerdings eine Figur, die uns den Rücken kehrte, ich sah ein Paar breite Atlasschultern — plötzlich verschwanden diese vom Fenster, ein Wagen fuhr vor's Haus, Gardy nahm mich hastig bei der Hand und zog mich ungestüm an die Hausthür. Hinten an der Treppe erschienen Lichter, zwei Männer kamen langsam den Flur entlang auf die Thür zu. Gardy stieß mich in die Rippen. Der kleinere blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehn, und sah nach dem Himmel. Ich machte es ihm nach, und sah auch nach dem Himmel, es zog weicher, seidner Sommer vom Firmamente nach dem Abende hin

in das erblassende Abendroth. Dessen erinnere ich mich deutlich; das Gesicht des Manncs gefiel mir indeß damals nicht besonders, es sah wie von Wachs aus und hatte keinen Bart. Der kleine dreieckige Hut, der auf dem Kopfe saß, mißfiel mir entschieden. Aber dennoch rieselte mir ein solcher Respekt durch alle Glieder, daß ich der festen Meinung wurde, der Mann sei ein Verwandter vom lieben Herrgott. Wäre er nur größer gewesen, hätte er einen langen Bart gehabt und keinen Dreimaster getragen, so hätte ich ihn für den lieben Gott selbst gehalten, denn als er das Auge niederschlug, sah er mich einen Augenblick an. Da wußt' ich nicht, wie mir geschah; es war mir, als sei ich in der Kirche, und als bekäme das braunschwarze gemalte Auge Gottes, was oben an unserm Altar in einem Dreieck hing, Leben und Bewegung. Es war Alles ganz still, auch der Mann mit dem Auge Gottes sprach nicht.

Plötzlich wendete er sich zum General Bertrand, sagte: „bon soir, mon cher," stieg eiligst in den Wagen, und fuhr davon.

Wir standen noch lange da, und rührten uns nicht. Gardy war sogar mehrere Tage hinterher ganz still. Als ich nach Hause kam zog ich sacht mein Sonntagsjäckchen aus, ging nicht zum Abendessen, sondern legte mich in's Bett, machte die Augen zu

und sah unverwandt in das Auge Gottes, und hörte fortwährend: „bon soir, mon cher.“

Meine Mutter, die sich gewundert, daß ich nicht gegessen, kam mit Licht, und sah, ob ich schliefe. Ich machte die Augen nicht auf, ich regte mich nicht.

Am andern Morgen wußt' ich nicht, ob die Sache wirklich passirt sei, und darum weiß ich's auch heut nicht ganz gewiß, daß ich's beschwören könnte, ob ich den Kaiser Napoleon gesehen. Ich weiß zwar noch, daß meine Mutter fragte, warum ich nicht zur Nacht gegessen, und weshalb ich mir das Sonntagsjäckchen angezogen habe, der braun schwarze Glanz vom Auge Gottes schimmerte ebenfalls heut noch in meiner Seele; ich will's aber der Romantik halber unentschieden lassen.

Gardy mußte bald darauf marschiren, ich ging neben seinem Pferde bis vor's Thor und weinte sehr. Die Franzosen gingen alle fort, auch der große Sergeant, der bei unserm Nachbar im Quartier lag, und der einen so großen rothen Backenbart hatte, immer schneeweiße Hosen trug, kerzengerade ging, fortwährend von der großen Armee sprach, uns Alle auf das übelste behandelte, kurz, der ein unausstehlicher Mensch war, um dessentwillen ich lange Zeit die Franzosen gehaßt habe. Auch der mußte mar-

schiren, und bald war kein Soldat mehr bei uns; mein Vater sagte, der Waffenstillstand sei zu Ende.

Ich spielte nun mit meinen Kameraden Soldaten: wir hatten aus einer alten Rumpelkammer einen dreieckigen Hut erbeutet, den kriegte immer der Anführer des Spiels, und hieß dann „der Napoleon." Wir haßten ihn alle sehr, gehorchten ihm aber ohne Widerspruch.

Eines Tags ward plötzlich ein großer Trupp Gefangener in die Stadt gebracht, wir hörten, daß an der Katzbach unter dichtem Regen und dichten Mänteln eine Schlacht geschlagen und von den Franzosen verloren worden sei. Ach sie sahen so jämmerlich aus wie unser alter Bettler vor'm Thore. Sie waren so schwach, daß sie immer niederfielen, und wenn sie fielen, da schlugen sie die Gensdarmes mit den blanken Klingen. Ich mußte bitterlich weinen, und hätte den armen Leuten gern geholfen. Zu meinem Schrecken erkannte ich auch den garstigen Sergeanten unter ihnen, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei benehmen sollte. Er war todtenbleich, und ein rother Säbelhieb, den ein kleines Tuch schlecht bedeckte, ging über sein ganzes Gesicht. Aus allen Häusern brachte man große Körbe Brot, die garstigen Gensdarmes wollten auch das nicht einmal. Freilich waren's dieselben Franzosen, die uns Alles, auch meiner Mutter das braunseidne Kleid genom-

men hatten. Aber die armen Menschen winselten vor Hunger. Ich bat meine Mutter um einen großen Korb, und stahl mich hinter einem Gensdarmes mitten in den Haufen hinein. Ach, was sah' ich da für blutige, verschwollene, von Jammer auseinandergeschnittne Gesichter. Ein armer Franzose, dem eine Kugel im Halse steckte, schrie unaufhörlich vor zerstörendem Schmerz, es hätte die Pflastersteine erbarmen mögen. Seine Augen und Hände krümmten sich nach einem Stück Brot, ach und er konnte den Mund nur öffnen zum herzzerschneidenden Jammergeschrei.

O, was bin ich da böse auf den Krieg geworden, und ich habe jene Scenen nie vergessen können, und meine Civilisationsgedanken haben sich immer unwillig gesträubt gegen die rohe Waffenentscheidung.

Henri, Henri! rief's hinter mir. Himmel, jenes abgerissene Gesicht, in welches die verwüsteten Haare hineinhingen, war es nicht Gardy! Ach, leider war er's. Oh, wie verhungert fiel er über das Brot her. „Er hat uns verlassen," sagte er, „darum hat man uns geschlagen." In der größten Bewegung lief ich nach meinem Vater. Wir wollten ihn losmachen, um ihn bei uns zu behalten, wir sagten, daß er den Napoleon hasse, und ein halber Teutscher sei, ach, sein Gesicht bat so kläglich um Freiheit.

Umsonst! — Noch heut seh' ich die schwindelnde

Hoffnung in seinem Gesicht jählings kopfüber herunter auf das Pflaster stürzen, noch hör' ich die Schmerzensworte „Oh Marion, j'avais raison!“

Wie eine Heerde Vieh wurden sie fortgetrieben, laut schluchzend lief ich mit, den armen Gardy im Auge. Vor'm Thore stieß mich ein Gensdarmes mit der Säbelscheide, daß ich niederstürzte, und lang nicht aufstehen konnte.

Fort ging der Zug, und ich hörte noch lang sein jämmerliches Winseln. Seit jener Zeit kann ich die Gensdarmes nicht leiden. Den armen Gardy hab' ich nicht wieder gesehen; wenn ich einmal nach Frankreich komme, will ich mich nach seiner Marion erkundigen. —

— Es war schon lange hohes Gras über diese meine Kriegserinnerungen gewachsen, als ich auf dem Thonberge bei Leipzig bei dämmerndem Mondscheine wieder lebhaft des Jahres 1813 gedachte.

Jetzt übersah' ich ihn im Ganzen, diesen vierten Akt der großen Napoleonischen Tragödie, das Jahr 1813. Ich sah's, wie die Waffen von allen Seiten gegen ihn herandrangen, wie Duroc neben seiner Seite bei Reichenbach erschossen wird, ohne daß er es gewahrt; ich sah seinen Schmerz, mit dem er sich einschließt und keinen Menschen zu sich und zu den Gedanken an die Leiche seines Freundes läßt. Die ganze Armee erhält keine Befehle, weil der Kaiser

um einen Freund trauert. Ich erkannte jetzt jenen düstern Waffenstillstand, mit dem er selbst die Zeit gewährte, daß sein Unglück reif werden konnte. Während ich die ersten Franzosen sah, grub man bereits ihrem Kaiser das Grab. Damals wohnte er in einem kleinen Hause zu Dresden und regierte zum letzten Male halb Europa, verschanzte sein letztes Bollwerk, die Dresdner Gegend, wünschte zum ersten Male lebhaft den Frieden, weil er ihn brauchte, und sprach zum letzten Male den Metternich.

Als der Kaiser lebhaft mit ihm im Zimmer herumgeht, fällt ihm sein kleiner Hut auf die Erde, und Metternich hat die Kühnheit, jenen kleinen Hut, vor dem Europa sich gebeugt hatte, nicht aufzuheben. Napoleon muß sich selbst darnach bücken.

In diesem Vorfall mit dem kleinen Hute liegt die Schilderung des ganzen damaligen Zustandes. Man bückte sich nicht mehr vor Napoleon, sein vorletzter Akt war da. Ich weine aber nie so beim Tode selbst, als wenn ich die Anzeichen sehe, daß ein großer Mann sterben wird. Die Todesangst ist schlimmer als der Tod.

Und nun brechen die letzten Scenen donnernd herein. Kaiser Franz verläugnete seine Liebe zu Napoleon und zu seiner Tochter, Oestreich trat zu den Alliirten. Sieg und Niederlage des Hauses Habsburg gegen Frankreich waren immer gleich

ſchmerzhaft: für die Revolution fiel Marie Antoinette, für den Frieden zu Wien Marie Louiſe, die beide in der Burg zu Wien blond und ſchön geworden waren.

Aus Schleſien drängte Blücher, le sabreur, aus den böhmiſchen Engpäſſen die Haupt-Armee der Alliirten. Napoleon ſchien's zu ahnen, daß ihm einſt Blücher ein Hauptſtein des Anſtoßes werden könne, — er eilte über die ſchleſiſche Grenze, und immer noch wird der Strom aufgehalten, wo er ſich zeigt. Die Hauptarmee der Alliirten iſt auf dem Anzuge gegen Dresden, dem damaligen Schlüſſel zu Teutſchland und Frankreich. Napoleon kommt bis Pirna zurück. Schon wird Dresden angegriffen, der Marſchall St. Cyr ſchickt die drängendſten Boten, Dresden iſt verloren, und der Kaiſer iſt nicht da.

Es war der ſechsundzwanzigſte Auguſt, ein Tag der tödtlichſten Angſt für Dresden; ſchon waren die Preußen bis in den großen Garten gedrungen, der alte König von Sachſen, Napoleons treueſter Freund, der den Helden liebte wie ſeinen Sohn, ſah troſtlos aus dem Fenſter ſeines Schloſſes, die ganze Ebene am linken Elbufer war von Alliirten bedeckt, die Kanonen reichten ſchon bis in die Stadt, die erſten weſtphäliſchen Regimenter gingen über, man ſprach von Kapitulation und der Kaiſer iſt nicht da.

Zehn Uhr ſchlägt's in der Stadt, da erſcheint im

Galopp auf der Elbbrücke Napoleon, hinter ihm kommen die Kürassiere Latour-Maubourgs und die Garde im Sturmschritt, und als ob ein Gott erschienen sei, lebt Alles auf, er ist da, und das Vertrauen ist da. Er eilt, Friedrich August zu umarmen, und die Schlacht zu ordnen, die unglaubliche Schlacht bei Dresden.

Man gab die Franzosen auf, und die Alliirten drangen schon zu den Thoren herein. Napoleon wußte es besser, und sagte zum König von Sachsen, er möge ruhig in seinem Schlosse bleiben. Nun stürzen aus allen Thoren die todesentschlossenen französischen Ausfälle. Alles ändert sich wie mit einer Handbewegung. „Der Kaiser ist in Dresden," ruft Fürst Schwarzenberg, „der günstige Augenblick ist vorüber, denken wir nur daran uns, zu sammeln."

So dachten die Troer nur an Rettung, nimmer an Sieg, wo sie den Wagen des Achilles sahen. Und der Hektor, Karl v. Oesterreich, lag still und verstorben auf seinem Schlosse Weilburg im schönen Helenenthal bei Baden. —

Und noch hielt es Napoleon nicht einmal für nöthig, selbst in den Kampf zu reiten, er erwartet auf der Elbbrücke mit Ungeduld die Herzöge von Belluno und von Ragusa. Rings um ihn hielt man Alles für verloren, aber er sagt mit geisterhafter Ruhe

und Gewißheit: „Meine Freunde, der Feind wird nicht wieder stürmen.“

Und nun reitet er im Galopp nach dem Dippoldiswalder Thore. Wie mit einem Zauberschlage wird Dresden frei, die Alliirten weichen zurück.

Es wird Nacht auf der Dresdner Ebene, und der Regen fällt stärker und stärker, die Wachtfeuer leuchten matt wie kümmerliche Siegeshoffnung — einsam reitet Napoleon über das Feld, um den folgenden Tag zu ordnen. Der Tag kommt, und es regnet und regnet unaufhörlich. Um sechs Uhr rückt Napoleon aus dem Freiberger Thore; die gegenüber liegenden Höhen sind noch leer, sein Auge lacht durch den Regen, von jenen Höhen wird die Schlacht gewonnen, von da herunter wird Murat kommen.

Die Kanonade beginnt, der Kaiser ist vor dem Dippoldiswalder Thore, das Wasser stürzt vom Himmel, er läßt ein großes Feuer anzünden, und leitet von da die Schlacht.

Murat ist auf den Höhen angekommen, der Kaiser läßt die Kanonade in seinem Centrum verdoppeln, die Wolken werden davon in die Höhe gejagt, die Sonne scheint einen Augenblick, man sieht auf den nächsten Höhen viele Handpferde — die Regenten Europas sind einander gegenüber. Die Batterien beginnen auf des Kaisers Befehl neue Lauffeuer, da die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite

gelenkt werden muß. Man ſieht auf jenen Höhen die lebhafteſte Bewegung, ein bedeutender Mann muß getroffen ſein. Die Franzoſen glauben, es ſei Schwarzenberg. Erſt am folgenden Tage findet man in Nöthnitz ein zurückgelaſſenes Windſpiel, auf deſſen Halsbande ſteht: „Ich gehöre dem General Moreau.“ —

Der König von Sachſen ſchickte dem Kaiſer dies Halsband — Moreau, ſein gefährlicher Widerſacher muß von weit her über's Meer kommen, um von einer Kanonenkugel des Kaiſers zerriſſen zu werden. Moreau hatte kein Glück. —

Unterdeß kommen Murats Kanonen näher, Napoleon ſprengt durch einen Kugelſtrich nach ſeinem linken Flügel auf die Pirnaer Straße, und befeuert ihn durch drei Worte. Er kommt zurück — da erſcheint der fliegende goldgeſtickte Mantel und die Reiherfeder Murats, und er ſtürzt mit Karabiniers und Küraſſieren wie das geflügelte Unglück auf die Oeſtreicher herab. Auf allen Seiten entzündet ſich des Kaiſers Schlacht auf's Neue, die Artillerie der Alliirten wird ſchwächer, ſie hört auf, es iſt erſt 3 Uhr, der Sieg iſt da. Napoleon ertheilt noch raſch Befehle, und reitet nach Dresden hinein. Das Waſſer läuft in Bächen vom grauen Rock und den ſteifen Stiefeln, die durchnäßten Hutkrempen hängen ihm auf die Schultern, ſo umarmt ihn, den triefenden Sieger, der König von Sachſen vor ſeinem Schloſſe,

wo er vor 24 Stunden nicht mehr ſicher zu ſein glaubte.

Die Schlacht bei Dresden war der letzte flüchtige Kuß des Glücks. Der vierte Akt ging ſeinem Ende zu. Vandamme verwickelte ſich in den Strudel des Rückzugs auf den Nollendorfer Höhen, ſtatt ihn aufzuhalten, und kam drin um. Die Weisheit Napoleons ward vom Unglück zertrümmert. Sein Zug nach Berlin ſtockte in der Unluſt ſeiner Krieger, welche nach Paris ſchmachteten, und nur zögernden Fußes die Straße nach Frankreich aufgaben, die Elaſticität des Kriegs und Glücks war dahin, und ein verlaſſener Gott ſaß er am 18. October auf dem Thonberge bei Leipzig.

13.

Das Rosenthal.

Es wird in Leipzig sehr viel spaziren gegangen und geritten, die Promenaden sind zwischen den Vorstädten und der Stadt; die Reit- und Fahrwege gehen daneben her, der Reiter kann seiner Dame die Hand reichen, die Dame kann ihr neues Kleid binnen einer halben Stunde mehreren hundert, civilisirten Augen präsentiren. Auch giebt es sehr viel Kinder in Leipzig, ich glaube mehr als Erwachsene, König Herodes hätte hier entsetzliches Unglück anrichten können. Auf der Hainstraße gedeiht eine „Viehversicherungsanstalt für Teutschland." —

Uebrigens hat sich diese Stadt, welche durch viele Jahrhunderte immer der Rücken Europa's wurde, auf dem man von allen Seiten die weltgeschichtlichen Schläge austheilte, wie eine vorsichtige Schöne konservirt. Sie ist ein fein ordentlich, solides Mädchen ohne Leidenschaften, welche Teint und Züge verwüsten, sie hat die Kisten voll weißer Leinwand, den Kopf voll alter guter Hausmittel und Gleichnißreden,

das Herz voll polizeigemäßer Zuneigung, die Hand voll zweifelloſer, überall gültiger Münze, ſie iſt um und um eine gute Partie, die junge, erbauliche Kaufmannswitwe Leipzig. Mit roher Hand des Krieges hat man ihr ſo oft alle Reize angetaſtet, nach einer Entſagungskur von einigen Jahren iſt ſie immer wieder hübſch geworden. Nur muß man nicht weit mit ihr ſchwärmen wollen, ſie iſt eine Kaufmannswitwe ohne Perſpektive.

Die Promenaden und vielfachen Gartenanlagen haben wirklich aus der von der Natur ſehr mittelmäßig bedachten Stadt einen Ort geſchaffen, in dem ſich der Frühling paſſabel ausnimmt. Von der Weſtſeite zwiſchen den Flußnetzen, welche die Leipziger ſelbſt größtentheils erſt ſeit der Schlacht kennen gelernt haben, iſt klingender Laubwald, ſein nächſter Ausdruck an der Stadt iſt das Roſenthal, der einzige Gedanke natürlicher Poeſie, der auf das ärgerlichſte von allen andern Seiten der Stadt neidiſch angeſehen wird. Im Roſenthale ſitzen die Muſen und Grazien Leipzigs, die Muſen rauchen Cigarren, echauffiren ſich durch Marſeiller Märſche und Lorgnetten, kühlen ſich durch Eis ab, und ſind liberal bis zum Teufelholen, namentlich wenn's kühler wird und ſie anfangen Grog zu trinken. Seit den Bundestagsbeſchlüſſen ſpielen ſie aus Oppoſitionsgeiſt täglich Domino. Die Grazien ſind ſittſam und ſchlagen die Augen nieder.

Mit einem Maskulinum gehn sie nicht eher spaziren, als bis sie mit ihm verlobt sind. So darf Niemand den König von Spanien anrühren, auch wenn er brennt, als sein erster Kammerherr. Solche Gesetze sind aber den Leipziger Grazien eine Kleinigkeit; das Brennen ist ein extremer Zustand, der sich nicht schickt. Ich habe noch keine brennen sehn, wenigstens noch nirgends Feuer und Wärme verspürt. Man kann lodernde Gedanken unter sie werfen, sie blasen sie lächelnd aus, und sagen ernsthaft: das schickt sich nicht.

Brave, sittsame Grazien; wegen des Spazirengehns sind auch alle Hübschen verlobt. Wenn man ein schönes Mädchen sieht, so fragt man nicht: wie heißt sie? sondern: mit wem ist sie verlobt?

Sachsen ist berühmt wegen seiner hübschen Mädchen, vielleicht hat der bequeme Reim „In Sachsen wo die schönen Mädchen wachsen" dazu beigetragen. Aber vor mehreren Jahren war wirklich eine schöne Generation hier, und wir wallfahrteten von Halle nach Leipzig zum Meßsonntage, um unsern ästhetischen Ideen auf die Beine zu helfen, die in Halle verlahmten. Man reiste wie zu einem orientalischen Bazar und in Rudolphs Garten erschienen die Leipziger Türkinnen unverschleiert, und machten die neueste Mode für Teutschland; man sah ihnen das weltgeschichtlich schaffende Behagen an. Manche mochte

ſich Wochen lang nicht ſatt gegeſſen, und Tag und Nacht Clauren geleſen haben, um in's Modejournal zu kommen. S'iſt keine Kleinigkeit in dem Hinterſtübchenleben eines Mädchens, abgemalt zu werden wie Fräulein Sonntag und der türkiſche Sultan, und zwar bloß der Schönheit halber. Daß die Geſichter in den Modebildern alle gleich ſind, darauf kommt's nicht an, man erkennt doch das Kleid oder die Friſur, und einſt in ſpäten Tagen, wenn der Mann nicht mehr dran glauben will, daß die Frau ſchön geweſen, da holt ſie unter alten vertrockneten Blumen das Kupfer aus der Modezeitung und reicht's ihm mit verwelktem ſiegreichem Blicke, und der Mann wird wieder ſtolz darauf, das er eine hiſtoriſche Frau beſitzt, und erzählt die Geſchichte des Abends in der Reſſource oder in der Harmonie oder im Tunnel.

Man erzählte mir, als ich auf die verſchlechterte Generation anſpielte, daß in den letztvergangenen Jahren ſehr viel große Häuſer fallirt hätten, das wirke ſtark auf die Schönheit ein. Und die Erklärung iſt gar nicht übel. Ueberfluß, Reichthum, Sorgloſigkeit, lauter ſammtne Tapetenverhältniſſe fördern das Gedeihen der Schönheit. Die Kinder rückſichtsloſer Liebe ſind nicht nur meiſt Genies, ſondern ſie ſind auch ſchöner als die Sprößlinge des mühſam geordneten Ehebettes. Ein guter Kalkulator kann keine ſchöne Tochter haben; wenn der Chef des Rechnungs-

hofes schöne Kinder zeugte, so setzte ich ihn ab, wär' ich sein Herr, denn es wär' mir ein sichres Zeichen, daß er nicht für sein Amt taugte.

Es ist traurig, daß die Schönheit so wenig mit dem Gedanken zu thun hat; daß sie eine Entschädigung für die Dummheit zu sein scheint, denn unter zehn schönen Mädchen sind immer neun dumm, und das Land, was am ungebildetsten ist, hat die schönsten Weiber.

Wir kommen im Verlauf der Reise hin. Ich spreche natürlich nur von der Formenschöne, denn die Natur hat ein Einsehen gehabt, um die Thätigkeit zu wecken. Die geistige Schönheit läßt sich erzwingen. —

Ein Schauspieler, der gern gelobt sein will, nennt mir Leipzig immer „den Mittelpunkt der teutschen Literatur." Dabei drückt er mir die Hand, und ich verstehe ihn, und schreibe den andern Tag: „Herr X ist ein historischer Schauspieler, dessen Vorzüge nicht bekannt genug sind."

Das Centrum dieses Mittelpunkts der teutschen Literatur ist Kintschy's Schweizerhüttchen im Rosenthale, wenn Nachmittags die Musen Cigarren rauchen und Domino spielen. Von da aus geht Teutschlands Kultur, und die Fremden kommen und sehen sich diese Kultur für einen sächsischen Groschen an, den sie dem Musiker verabreichen. Wenn sie zwei Groschen dafür geben, so ist das schon Luxus. Ist

nun gar Buchhändlermesse, so findet man bei Kintschy die literarische Börse; es finden sich auch die ausländischen Schrift-Notabilitäten ein aus den sächsischen, anhaltinischen und Reußischen Herzog- und Fürstenthümern, aus dem Harzgau, aus der Lausitz, aus Berlin, aus Gatterkleben, wo Krug von Nidda wohnt. Alte Häuser, die keinen Kurs mehr haben wie Langbein, Müchler und Andre, welche sich im Sterben verspäten, schicken Abgeordnete. Der Kurs der teutschen Literatur wird gemacht. Die Schriftsteller erscheinen in den besten Röcken und den nachlässigsten, genialsten Physiognomien, die sie auftreiben können. Der humoristische Autor notirt seine besten Witze für diese Nachmittage, er hält einen Kreis hungriger Bekannten frei, daß sie um ihn her Spektakel machen, und lachen helfen, er stülpt einen Vatermörder um, und grüßt alle Welt. Der Dichter legt das Halstuch ab, sieht keinen Menschen an, durchwacht einige Nächte, um die materielle Röthe seines unanständig gefunden Antlitzes zu bändigen, und durchsichtiger, lyrischer auszusehn. Er lehnt sich an eine Säule und sieht über das Gewühl hinweg nach den Wolken; wenn ein Sperling zwitschert, so belebt sich sein Gesicht süßsauer auf einen Augenblick, man sieht eine Hymne auf die Natur entstehn. Er raucht nicht, und vergißt zu bezahlen. Der Publizist trägt einen langen verschwiegenen Rock, drückt

den weißen Republikanerhut tief in die Stirn, ſieht malkontent aus wie eine losbrechende Revolution, ſtreicht ſich den Schnurrbart, daß allen ſoliden Leuten bange wird, geht forſchend, aber todtenſtill unter den Gruppen herum, drückt hier und da Einem ernſthaft die Hand, und wenn man ihn nach Politik fragt, lächelt er höhniſch wie Robespierre, und ſpricht: „Wie ich's vor einem Vierteljahre prophezeihte!“ Redet ihn ein Buchhändler an, ſo ſpricht er ihn ſogleich an einen Baum feſt, und ſchweigt nicht eher, als bis der Mann um Gnade bittet.

In Teutſchland und bei Kintſchy iſt das Verhältniß umgekehrt: die Buchhändler ſind die Herren der Literatur und die Schriftſteller ihre gehorſamen Diener. Es iſt wie in den blühenden Zeiten der römiſchen Hierarchie: nur diejenigen Entdeckungen werden gemacht, nur die Gedanken erfunden, welche die Pfaffen erlauben. Außerhalb der Kirche konnte man nicht leben, jetzt kann's der Schriftſteller nicht außerhalb des Buchhandels. Nur der zahlt einige Thaler Honorar für die ſublimſten Gedanken.

Das wird nie anders werden, ſo lange unſer Publikum nicht kauft. Man kauft Bänder, aber keine Bände, ſo geräth unſre Literatur immer tiefer in Schulden, und das Centrum bei Kintſchy ſchlägt immer lebhafter Chamade. —

Es wiſſen's wenig Leute, daß hier am Ende des Roſenthals Seume ſeine derben Lieder gedichtet hat, und drüben in einem äußerſten Häuschen von Gohlis hat Friedrich Schiller das Lied an die Freude gemacht und den letzten Akt des Carlos geſchrieben. Das Zimmer iſt ſo niedrig, daß König Philipp nicht aufrecht ſtehen konnte, und jetzt hängt unter jenen ſpaniſchen Fenſtern ein betrübtes ſchwarzes Schildchen mit den teutſchen Worten „Bier und Branntwein bei Johann Gottlieb Nietzſchke."

— Nördlich und öſtlich vom Roſenthale der Muſen und Grazien ſtrecken langweilige Flächen gähnend ihre bleifarbigen Zungen, dem Beſchauer entgegen. Um ſo liebenswürdiger iſt es, daß man die Toilettenkünſte der Natur erſchöpft, um die nächſte Umgebung ſo hübſch als möglich zu machen, und unermüdlich bürſtet und putzt, die Reize der ſpröden Dirne zu kultiviren. Sogar einen kleinen Park hat man zuſammenadirt, mit unglaublicher Anſtrengung einen Berg aus Makulatur erbaut und Raſen darüber gedeckt und ſtreng kritiſch die Meßdichter hergenommen, um einen Waſſerſpiegel zu Stande zu bringen. Der Mond lieſ't darin die ſchlechteſten Verſe, und die einſamen Liebespaare, welche am Ufer wandeln, ſchöpfen daraus ihre überflüſſige Unterhaltung, da es für unanſtändig gehalten wird, ſtumm zu küſſen.

Die gutmüthige Natur borgt ihr Grün, verdeckt Blößen mit freigebigen Aesten und Zweigen, und das Ganze sieht jetzt schon so naiv hübsch aus, als man von einer Gegend nur verlangen kann, welcher die karge Erde kaum die Fähigkeit zum Brotstudium verstattet, alle Genialität aber versagt hat. Einem unermüdlichen Fleiße ist es gelungen, daß man nach zwanzig Jahren nichts mehr davon sieht, wie der Kampf eines ganzen Welttheils seine Zerstörung hier umhergetragen habe. Ein Denkmal im hiesigen Park nennt den verstorbenen Bürgermeister Müller als einen Hauptlenker dieser verschönerten Ausgabe Leipzigs. Solche Leute sollten Plätze in einer Literaturgeschichte der tellurischen Aesthetik erhalten. Sie haben wirksamer für Schönheit gesorgt, als mancher Poet sein Lebenlang. Sie sind die plastischen Künstler des Frühlingsgrüns und Sommerschattens.

Die abenteuerliche, romantische Liebe, welche sich auf den Straßen begegnet, die Liebe aus dem Stegreif, erhelt sich jetzt allmählig in Leipzig, seit die Kaufleute ärmer und die Bäume und Sträucher reicher geworden sind. Sonst wollte und konnte sie sich nirgends verbergen, jetzt gedeihen schon immer mehr Schattenpartien, und je dichter der Park wird, desto dünner wird die Leipziger protestantische Moral. Die Natur ist den Moralisten nie grün gewesen. Wird gar noch das Rosenthal der Stadt einverleibt, und

ſein kleines Thor nicht mehr des Abends geſchloſſen, dann ſeh' ich tibetaniſche Roſenfeſte beginnen, und ich weiß, was man in den Kirchen predigen, und umſonſt predigen wird.

Wären die proteſtantiſchen Leipziger Hiſtoriker, ſie ließen das Roſenthal ausreuten, denn von dorther, von jenem immer wiederkehrenden Liebesgrün, jenem beglückenden ſäuſelnden Schatten droht ihrer Armuth das Verderben. Das Roſenthal iſt viel zu katholiſch, als daß es gelitten werden dürfte.

14.

Die Nikolaiſtraße.

Seit anderthalb Jahren bin ich zu wiederholten Malen durch Leipzig gereiſ't, und ich bin über viele Monate lang da über Nacht geblieben, was Wunder, daß meine Reiſe hier ein Wenig anhält. Ich muß erſt all' die Wirthshauszettel zuſammenſuchen, welche ich hier bezahlt, damit ich erfahre, was ich hier genoſſen, ſonſt fällt mir's nicht ein. In Leipzig hab' ich immer viel Zeit gefunden, nachzudenken, obwohl ich daſelbſt eifrig an der Weltgeſchichte mitgearbeitet, und ein Journal redigirt habe. Ich gebe in dem Buche, was der Leſer eben die Güte hat, in der Hand zu halten, und wofür ich ihm meine große Freude ausdrücke, ich gebe in dem Buche allerlei Gedanken und Geſchichten, die an meinen muntern Augen ſeit langer Zeit vorübergegangen ſind, ich will ihm auch das nicht vorenthalten, was ich ſeit Neujahr in Leipzig gedacht und gelitten habe. Denn

wenn man eine Zeitlang in Leipzig lebt, ſo fängt man ein Neujahr an, es iſt Alles anders hier, als ſonſtwo, nämlich die Polizei iſt ſehr gut, und genirt Niemand und heißt auch nicht mehr Polizei, ſondern Sicherheitsbehörde, und des Sonntags, wo andre vernünftige Leute und ſchlechte Chriſten luſtig ſind, da ſind die Leipziger gute Chriſten, und gehen in die Kirche, und laſſen Ketten über die Straße ſpannen, und Wachen ausſtellen, daß kein Frevler Gottes Wort ſtöre, und ſind ſehr ſtill und feierlich, und ſprechen vom jüngſten Gericht und vom Teufel und ſeiner Großmutter, und es iſt überhaupt noch ſehr viel Religion im Munde der Leute, was doch nirgends mehr vorfällt, und es kommt hier die Leipziger Zeitung heraus, welche ſelbige doch an andern Orten nicht geduldet würde, wo weniger auf Religion, aber auf Geſchichte und Reputation gehalten wird.

Es iſt Alles anders in Leipzig. Wenn man über eine andere Stadt ſchreibt, ſo ſchreibt man eben über die Stadt, um ſie zu charakteriſiren, man charakteriſirt aber Leipzig, wenn man über alles Andre, nur nicht über Leipzig ſchreibt. Ich will nicht ſagen, daß Leipzig keinen Charakter hätte, im Gegentheil, es iſt in Leipzig Hauptſache, einen Charakter zu haben, denn wer keinen Charakter hat, das iſt ein ſchlechter Menſch, und wer ſeine Miethe nicht bezahlt, der hat keinen Charakter. Ich habe nur ſagen wollen, daß

Leipzig eine sehr artige Stadt ist, und Einen durchaus nicht nöthigt, über etwas Bestimmtes, Interessantes zu schreiben, es hat so verschiedene Interessen: dreiprozentige, vier-, fünf-, sechsprozentige, die Auswahl ist nur so schwer. Sollten meine Leser nie eine von jenen wohlkonservirten Kaufmannsfrauen gesehen haben, die ein schwer seidnes Kleid, eine schwer goldne Kette und eine schöne Haube, eine sehr schöne Haube tragen, die äußerst höflich, verbindlich, freundlich sind, die Alles vortrefflich finden, was Ihr sagt, ja das Ungezogenste schalkhaft und liebenswürdig nennen, und die, sobald man zur Thür hinaus ist, vom Stuhle aufspringen, entsetzt zum Spiegel gehen, und nicht begreifen können, daß die Polizei, oder richtiger die Sicherheitsbehörde, solche verworfene Menschen, wie Ihr seid, 24 Stunden in der Stadt dulde, daß solche Leute in respektable Gesellschaft geladen werden können. Sollten sie solche Frauen noch nicht gesehen haben, so wissen sie freilich nicht, was es heißt, eine Kaufmannsstadt zu schildern, welcher die Elle aus der Tasche kuckt, auch wenn sie Boston spielt und über das Christenthum oder das Gewandhauskonzert spricht.

Liebe und Poesie sind Einseitigkeiten, darum sind sie so schön; weil Leipzig keine Augen und kein Herz hat, darum weiß man nicht, was man darüber sagen soll. Eh' ich nach Leipzig kam, machte ich alle Tage,

wenigſtens alle Wochen mein Gedicht, wenn's auch nur ein Gedicht für's Haus war. Seit der Zeit, wo ich ſo lange in Leipzig übernachte, hab' ich keinen Vers gemacht.

Aber heroiſch wird man; man fürchtet den Tod nirgends ſo wenig, als hier. — Leidenſchaft und Gleichgültigkeit haben oft ein und denſelben Ausgangspunkt, Verzweiflung, und wirken darum oft gleich. Ob noch Niemand eine Verzweiflung aus Langerweile geſehen hat? O, ich weiß es jetzt, was engliſcher Spleen heißt, und ich glaub' es jetzt aus Eitelkeit, daß es die geiſtreichſten waren, welche ſich aus Langerweile erſchoſſen. Ein Dummkopf langweilt ſich nicht. Ich war nur noch nicht geiſtreich genug in Leipzig, ſonſt ſäß ich lang nicht mehr drinn.

Als einen Beitrag zur Weltgeſchichte geb' ich jetzt Gedankenſcenen aus meinen drei Abſteigequartieren in Leipzig. Ich hatte ein Stück des Nordens geſehn, wie in den vorhergehenden Kapiteln zu finden, und war an keinen Ort gekommen, wo ich hätte bleiben und lachen und ſterben mögen. Da kam ich wieder nach Leipzig, und ich nahm mir ernſthaft vor, es ſolle mir ſehr gut gefallen. Es war ein regneriſcher Winterherbſttag, die Gaſthöfe hatte ich ſatt, ich nahm einen Eckenſteher, belud ſein einrädriges Fuhrwerk mit meinen Habſeligkeiten, ſpreizte den Regenſchirm aus, und wir ſtiegen und rollten ſelbander die Straßen

entlang, um eine Wohnung zu ſuchen, der Eckenſteher und ich. Es regnete gräulich, alle Straßen ſahen gleich aſchgrau, regenverdrießlich aus; der Eckenſteher meinte, die Habſeligkeiten würden immer ſchwerer, ich trat in ein Haus, deſſen vergelbte Zettel oft verſchmähte Wohnungen ankündigten, der Himmel ſelbſt trieb mich hinein. Es war eine Stube wie eine Reitbahn, ich dachte an meine weitläufigen Gedanken — damals wollte ich noch die ganze Welt reformiren helfen — ließ auspacken, zog Schlafrock und Pantoffeln an, und ſchrieb gegen Ludwig Philipp, der damals ſchuld war, daß es ſo garſtig regnete in der Welt.

Bald ward ich inne, daß es eine garſtige Straße ſei, aber ich hielt damals entſchieden zur Oppoſition, der Aerger, den ich über die unreinlichen, unerſprießlichen Geſichter der Häuſer und Hausthüren empfand, war mir willkommen. Ich war noch recht dumm, und ärgerte mich noch über die Welt, und hatte nichts als Liberalismus und Freiheit im Kopfe. Ein Menſch von Bildung ärgert ſich aber nicht.

Die Straße verengte ſich ein Wenig bei meinem Hauſe, und ganz nahe und mir gegenüber wohnte ein ſchlankes Mädchen, was ſich Wochenlang wunderte, wer der wildfremde Menſch ſein möge, der den ganzen Tag leſe und ſchreibe und ſo grimmige Geſichter ſchneide. Sie hatte ſehnſüchtige Augen, ſo gewiß

ſupranaturelle Augen, die nach dem Himmel lechzen, aber nach dem muhamedaniſchen Himmel, wo es alle Tage Ball oder wenigſtens Thé dansant giebt, wo lauter junge männliche Engel Galoppade und Kontretanz aufführen, und die Mädchen küſſen und drücken, damit dieſe inne werden, ſie ſeien im Himmel. Und ihre Wangen waren ſo reſignirend röschenroth, wie ich mir immer die Marie Beaumarchais gedacht hatte. Sie ſaß den ganzen Tag am Fenſter, und war immer glatt geputzt, und nähte fortwährend, wenn ſie nicht zu mir herüberſah. Das arme Mädchen konnte nirgends anders hin ſehen, die Straße war zu eng.

Solch' ein Mädchen, was ihr ganzes Leben lang näht, iſt ein arbeitſames Idyll. Wenn wir auch ſo genügſam Tag um Tag nähen könnten, ach, wie runde, kunſtvolle Bücher könnten wir da ſchreiben. Wer ein guter Schriftſteller werden will, muß viel bei Mädchen ſitzen, die ununterbrochen nähen, und dabei doch guter, ſanfter, zufriedner Laune ſind. Da gedeiht die Form, welche unſer buntes, zerriſſenes Leben zerſtört. Und dann muß man ſehen, was ſolch' ein anſpruchsloſes Kind für einfache Bücher leſen und ſchön finden kann. Der kleine Bruder ſitzt auf dem Fenſterbret, und lieſ't ihr vor, und die fremden Namen lieſ't er alle falſch, das ſchadet aber nichts, ſie näht immer fleißig dabei, und verſteht ihn ſchon, und wenn er fertig iſt, küßt ſie ihn dankbar auf den

kleinen Krauskopf, nimmt ihm das Buch ab, ſchlägt die hübſcheſte Stelle noch einmal auf, liebt den Verfaſſer recht herzlich, und trägt die einfache Geſchichte acht Tage lang mit ſich herum, erzählt ſie ihrer Freundin, und je einfacher die Erzählung iſt, deſto hübſcher, einfacher erzählt ſie ſelbige wieder.

Solch' ein Mädchen näht und ſtrickt ihre ganze Lebensgeſchichte; bis zum dreißigſten Jahre und oft noch länger Brauthemden, durchſichtige Buſentüchlein, durchbrochene Strümpfe, nach dem dreißigſten aber dichte, warme Strümpfe, breitgeränderte entſagende Hauben, lange gottesfürchtige Todtenhemden. Ein ſtilles Mädchen kennt nur zwei Perioden im Leben, auf dieſe freut ſie ſich, vor dieſen fürchtet ſie ſich in einem Athem: das iſt die Hochzeit und der Tod. Wenn ſie eine alte Jungfer wird, ſo ſchmerzt es ſie am meiſten, daß die ſchöne Hochzeitwäſche, die Ausſteuer, umſonſt und ungeſehen, unbewundert im Kaſten liegen ſoll. Und wenn ſie heurathet, ſo näht und ſtrickt ſie ihre neue Geſchichte in Kinderwäſche hinein.

Meine ſchlanke Marie Beaumarchais mir gegenüber war nahe am Ende ihrer erſten Periode, ich ſah's an dem kleinen Sapphozuge um ihre ſchmalen Lippen, der oft traurig und voll Cölibats-Ahnung zitterte.

Ich ſchlage mein Leipziger Reiſejournal auf, um treuer zu berichten. Das beſteht aber aus lauter Briefen an eine „gnädige Frau", welche ſich lebhafteſt für Weltgeſchichte intereſſirte und der Meinung war, ich würde ein ſehr berühmter Mann werden. Damals ſchrieb ich den ganzen Tag Briefe über die Menſchheit und das Ende der Welt und die teutſche Literatur und meine Leberkrankheit, und über den europäiſchen Krieg, der kommen müſſe; es war ſo viel Gelehrſamkeit darin, daß ich ſie ſelbſt nicht zweimal leſen mochte, und ſo viel Ingrimm, daß ich jetzt davor erſchrecke, aber für die Nikolaiſtraße in Leipzig find' ich dieſe Gedanken heute noch ſehr natürlich.

„Ein Firmament ohne Sonne, wie troſtlos — ein Land ohne Freiheit, wie viel troſtloſer! dort ſind doch blinkende Sterne mit Poeſietaſchen, hier Ordensſterne, womit die Thoren ihre Thorheit zur Schau tragen, und aller Welt verrathen, daß ſie kleine Kinder ſind, die man auf die Finger ſchlagen und in den Winkel ſtellen muß. Ich würde mich nie herablaſſen, einen Orden zu tragen. Midas war der Ahnherr der Ordensritter, er trug den erſten. Den Troſt hab' ich, ich ſehe hier in Leipzig keinen Menſchen mit dem bunten Spielzeug, ihr Kours ſteht ſehr niedrig." — —

„Ich ſoll humoriſtiſch ſein, ſchreiben Sie, ich ſoll ſpotten und ſcherzen; — es iſt nichts an ſich, es

iſt Alles nur etwas im Verhältniſſe, ja als Gegenſatz. Wer immer lacht, iſt nicht ſpaßhaft, ein Meer ohne Tiefe lockt nicht — ich bin ſeit langer Zeit ſehr ſeicht und langweilig. Der Humor iſt der Schaum des Herzblutes, ich hab ſeit langer Zeit nicht Herz, noch Blut. Seit ich die Waſſerkur gebrauche, bin ich eine vollſtändige Amphibie, reif für ein Naturalienkabinet." — —

— „Die Erde bewegt ſich, nur wer's zu ſpät einſieht, und auf Treue und Stetigkeit hofft, wird ſehr unglücklich, weil er ſehr irrt, und alles Unglück iſt ein glücklich gebornes Kindlein des Irrthums. Das größte Unglück aber iſt, nicht mehr irren zu können. Ich kenne alle meine Gräber, und um dieſe Kenntniß bin ich nicht zu beneiden. Dieſe Anſchauung iſt theologiſch häßlich, ich tadle ſie, und ſchreibe überhaupt ganz andre Dinge, als ich wollte — ſo wenig kann der Menſch, der Geiſt knechtet den Geiſt, die nächſte Minute ſtraft die frühere Lügen, Niemand hat Recht, als wer nicht Recht haben will." —

Sieht nicht aus jeder dieſer Zeilen die Nikolaiſtraße in Leipzig, iſt nicht die Waſſerkur ſehr charakteriſtiſch. An mancher Zeit iſt's das Beſte, daß ſie vergangen iſt, an mancher Stadt das Beſte, daß eine kleine Geſchichte darin ſpielt.

In jener Nikolaitenzeit war eine meiner intereſſanteſten Bekanntſchaften ein kleiner Kaufmann, von deſſen Aermel und Schürze der ganze Viktualienladen widerglänzte. Er hatte gar keine Meinung, als daß man höflich ſein müſſe, und wollte von Gottes weiter Welt nichts, als alle Tage um einen Groſchen mehr verkaufen, wie er den vorhergehenden Tag verkauft hatte. Meine Wirthin holte alles Oel für meine Lampe bei ihm, und weil ich damals noch ſo viel in Europa und der menſchlichen Bildung überhaupt zu ordnen hatte, ſo brauchte ich ſehr viel Oel, weil ich ſehr viel ſchreiben mußte. Dafür hatte er ein Einſehn, und zog ſein ſchwarzes Käppchen, wenn ich an's Fenſter trat, um von meinen ſchwierigen Staatsgeſchäften zu verſchnaufen. Bald ging er noch weiter, und zuckte die Achſeln, und bedauerte mich pantomimiſch wegen des ſchlechten Wetters. Ich ward genöthigt, das Fenſter zu öffnen, jetzt ſprach er täglich drei Worte zu mir wegen des Wetters. So kam Weihnacht und der Sylveſtertag auf der Nikolaiſtraße heran.

Da trat der Mann mit dem höflichen Gewiſſen in mein Zimmer, machte einige allgemeine Bemerkungen über Kindererziehung und Zudringlichkeit, und lud mich ein, den Sylveſterabend bei ihm zuzubringen. Erſtens verbrauchte ich ſehr viel Oel und ſonſtige Gegenſtände von ihm, zweitens müſſe man den

Abend doch einmal reichlicher kochen laſſen, und da er von meiner Wirthin wiſſe, daß ich die Waſſerkur gebrauche, ſo ſchließe er auch, daß ich keinen Wein tränke, drittens bringe Gaſtfreundſchaft am Sylveſterabende Glück in Handel und Wandel, und viertens ſei auch ſeine weitläufige Verwandſchaft, mein Vis à vis da, und man könnte ja nicht wiſſen ꝛc. —

Das war noch kein Kaufmann, er war erſt auf dem Wege, einer zu werden, und darum noch ſo offenherzig. Ich verſtehe nichts vom Handel, und bin ein ſchwacher Anfänger im Skizziren, aber ich werde mich üben.

Das ganze Kapitel gehört zur Handelsſtadt Leipzig. — —

— Marie Beaumarchais war ſehr ſittig weiß und ſchwarz gekleidet, als ich bei ihrem weitläufigen Verwandten in's Zimmer trat, und ward jungfräulich roth, als ich ſie begrüßte. Sie dachte gewiß an die Hochzeitswäſche im Kaſten, und beklagte mich ſchüchtern, daß ich ſo fleißig ſei, und mich doch auch noch um häusliche Angelegenheiten, wie Wäſche, Kleider und dergleichen kümmern müſſe. Ich lächelte ihr in die ſupranaturellen Augen und ſagte, daß ſie Recht habe. Die kleinen Rangen des Krämers machten zwar einen ungezogenen Spektakel bei Tiſche, aber es thut einem einſamen Nikolaiherzen wohl, in einer Familie zu ſein; das Geſchrei der Rangen gehörte ja

auch zur Familie. Die Feiertage und Sylveſter ſind die Geburtstage der Familien, man kommt ſich verſtoßen vor, wenn man ſie nicht mitfeiern und Kinder ſchreien und Klagen über ſchlechte Zeiten hören darf.

Marie Beaumarchais ſchlug vor, Blei zu gießen; es hatten ſich noch einige wahlfähige Mädchen aus der Nachbarſchaft eingefunden. Wir goſſen Blei und ließen Nuß-Schiffe ſchwimmen mit Wachslichtern. Man läßt zwei ſolche Schiffe in's hohe Meer der Schüſſel laufen, die neidiſchen Zuſchauer rütteln am Tiſche, daß ſie weit von einander verſchlagen werden — das ſind die Verhältniſſe und die ſtörſamen Menſchen — und wenn ſich die Schiffſein mit ihren Lichtern trotz dem in irgend einem Winkel wiederfinden, ſo iſt der Jubel groß, es geſchieht ein Unglück im nächſten Jahre, und die Leute heurathen ſich. Wenn ſie ſich aber nicht finden, und eins oder das andere untergeht, oder einſam bis zu Ende brennt und ſchwankt, ſo heurathen ſie ſich nicht. Und dann iſt irgend etwas Unregelmäßiges geſchehen, und man fängt die Sache von vorn an, bis ſie glückt. Wenn man ſpielt, ſo ſpielt man immer doppelt: mit ſich und mit dem Spiele.

Die kleine Beaumarchais hatte auch kein Glück, und das freute mich eigentlich, da ich auch mitunter

abergläubisch bin, und hierbei nicht ohne Angst war. Ich forderte sie auf — —

Jetzt begegnete mir das Unglück, dem ich bei solcher Gelegenheit oft erliege: ich wurde so zerstreut, daß ich mitten im Satze stecken blieb. Ich dachte an das neue Jahr mit aller Kraft meiner Phantasie, und an all seine Schatten, denn Freuden wußt' ich mir nicht zu denken, und nur einer war's, vor dem ich bleich wurde: das ist die Leere des Herzens, mit einem Worte die Langeweile. Und man pumpt einen Brunnen aus, und ich pumpte fortwährend für ganz Europa, und wohnte auf der Nikolaistraße — wo sollte das anders enden als bei der langen Weile.

Ich wollte mir durchaus etwas wünschen, und wurde nicht einig darüber, denn ich mochte auch nicht ein so gar nicht beunruhigter König sein, es wäre ja doch auch nichts als eine königliche Langeweile. Da fiel mir ein, ach und die Thränen traten mir in die Augen, weil ich die hinterher kommende Großmuth und Rührung schon mit empfand, ich wünschte mir alle Macht und Herrlichkeit der Erde, kurz ich wünschte Napoleon zu sein, und zwar nur — um aufzuhören Napoleon zu sein, oder was ein und dasselbe ist, ihn zu übertreffen. Nicht wer die Welt erobert, ist der Gott der Welt, wer die Besiegte den Besiegten wieder giebt, der ist es. Aber

nicht schenken, nein, als Recht wiedergeben — o wenn der König kommt, den will ich anbeten.

Bald zerplatzte dieser Seifenblasenwunsch, und ich knöpfte in der Zerstreuung, um allen weiteren Wünschen den Ausgang zu sperren, meinen langen Ueberrock bis an das Halstuch zu. Und jetzt erwachte ich und sah, was ich angerichtet hatte. Meine Blicke waren fortwährend auf die kleine Beaumarchais gerichtet gewesen, auch meine Thränenvorposten. Sie war verlegen und roth und muthig geworden, und faßte meine Hand — es schlug eben zwölf am Nikolaithurme — und lispelte:

Lieber Herr Doctor, was wünschen Sie mir?

In der Eil wünschte ich ihr das Nöthigste und Nützlichste, „einen Mann." —

Die andern Mädchen, die mich auch fortwährend angesehen haben mochten, steckten ziſchelnd die Köpfe zusammen, und Marie Beaumarchais war nicht böse, sondern lächelte wie ein absolvirter Sünder, der seinen Passirzettel für den Herrn Petrus bekommen hat.

Mir fiel es aber schwer auf's Herz, wie Irrthum beglücken könne, und daß ich gleich das neue Jahr mit einer Täuschung anfinge.

Wer am Besten zu täuschen versteht, ist am liebenswürdigsten, und es übertrifft ihn nur einer: wer am Besten zu lieben weiß, denn der braucht nicht zu täuschen.

Ach, ich wohnte auf der Nikolaistraße, und durfte keinen Anspruch auf Liebenswürdigkeit machen.

Wir gingen nach Hause. Ich war sehr froh, als das Mädchen hinter ihrer Hausthür war; wenn man nicht täuschen will, so ist der Getäuschte ein schmerzhafter Anblick. Sie hielt mich gewiß für sehr blöde, daß ich ihr an der dunkeln Hausthür nur ein steifes Kompliment gemacht hatte.

Ich öffnete mein Fenster, um zu sehen und zu hören, was Leipzig mit dem neuen Jahre anfinge. Es fing nichts an, auch die Studenten, die auf allen Seiten wohnten, waren nicht zu hören. Die teutschen Studenten sind gestorben, und zwar aus schuldigem Respekt, weil man ihren Tod dekretirt hat.

Es schien mir, als ob eins der zischelnden Mädchen aus unsrer Sylvestergesellschaft an den Häusern hinschlüpfe. Gewiß hatte sie sich von ihrem Studenten ein fröhliches Neujahr wünschen lassen.

Die Studenten sind in Leipzig die Hauptquelle des einstigen Ehestandes für die Mittelklasse der Leipziger Mädchen.

Die armen Mädchen und die armen Studenten!

Zum Lieben passen sie für einander, aber nicht zum Heurathen! Das Herz des Studenten braucht bunte Beschäftigung, und wo er sie findet, da wird er alsbald festgesponnen mit bürgerlichen Verlobungsnetzen, der arme junge Vogel, der noch Jahrelang

fliegen möchte. Eiligst wird er zum halben Hausvater gemacht, und was ihm nun noch Schönes begegnet, das ist für ihn verboten, und zwanzig Jahre ist er vielleicht alt. So wird die Jugend frühzeitig gebrochen, und gerade die Besten haben zur Untreu den geringsten Muth — so bäckt man die teutschen Helden, die mit zwanzig Jahren nichts sehnlicher wünschen als ein Aemtchen, sei's um welchen Preis es wolle.

Und die armen Mädchen, die Jahrelang warten und hoffen und zagen und darüber vertrocknen müssen wie die Herbstblumen!

Wie kann bei unsern bürgerlichen Eheverhältnissen eine starke Generation entstehen!

Und diese Studentenheurathen sind namentlich in Leipzig zu Hause. Schon ein altes Sprichwort sagt:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Jena mit gesundem Leib,
Und von Halle unzerschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen.

Es war eine finstre, ernsthafte Nacht, die Neujahrsnacht; es verlosch immer ein Licht nach dem andern auf der Nikolaistraße, ich hatte lauter schriftliche Gedanken, die gedruckt werden können. Hier folgen sie:

Solch' ein Neujahrswechsel ist der deutlichste Beweis, wie die Menschen der Poesie bedürfen, wie

ſie darnach rennen — ſie machen einen willkührlichen Schnitt in die Zeit und heute begeiſtern ſich alle mit Erinnerungen, Vorſätzen. So viel Anlage zu Maſchinen, und das Regieren ſollte ſo ſchwer werden! Ich bin immer frech mit dem Schickſal umgegangen, ich bin nie ein guter Chriſt, niemals demüthig geweſen, es hat mich oft ſchon in der Jugend geärgert, daß ich ohne mein Wiſſen und Willen auf der Welt ſei, ich forderte denn auch in jener Nacht auf der Nikolaiſtraße das Schickſal heraus, und ſah ihm ſtolz in's Geſicht wie einem Polizeikommiſſarius. Es iſt eine Kleinigkeit, die uns die Herrſchaft über Leben und Geſchick, über das Widerſpenſtigſte, das Ich, alſo über Alles verſchafft, dieſe Kleinigkeit ruht in dem Worte „den Tod nicht fürchten, zu jeder Stunde ſterben können.“ Das wiſſen die Völker der Erde nicht; die Furcht iſt die Mutter alles gemeinen Unglücks, und auch die Knechtſchaft iſt ein ſolches, nur die Armuth iſt ein vornehmes Malheur. Der Muth aber iſt das Myſterium der Herrſchaft; wer einen ordentlichen geſunden Muth hat, dem würden ſelbſt Gott und Teufel nichts anhaben, wenn ſie ihm nicht eben den Muth nehmen könnten. Ein Muth, der dem äußerſten Schrecken in's Auge ſieht, ohne bleich zu werden, das iſt die höchſte Potenz der Erde. Das haben unſre Vorfahren gewußt, als ſie ihre Söhne nicht blos um Jura, ſondern auch um

Muth zu ſtudiren, auf die Univerſitäten ſchickten. Der Muth iſt die Luft des Geiſtes, der die Fäulniß abhält, der Muth —

— Da drüben öffnete Marie Beaumarchais das Fenſter, ſie huſtete leiſe — mein Muth war hin. Ich ſtand da mit meinen erſchrecklichen Gedanken, wie ein Rekrut, der den erſten Kanonenſchuß hört. Sie huſtete zum zweiten Male, ich rührte mich nicht. Es war wie geſagt ſcriös finſter, ſie konnte nicht genau wiſſen, ob ich da ſei — ſie gab mich auf, und ſchloß ihr Fenſter.

Ich ſchämte mich meiner wilden Gedanken, und ſagte vor mich hin: Ach wenn die Menſchen nur die Freiheit lieben wollten, das wäre genug; denn die Liebe überwindet Alles. Genug davon, ich drückte einen andern Zug meines Gedankenklaviers.

Worin liegt denn die Poeſie des zwölften Glokkenſchlages in der Sylveſternacht? — In der Demokratie dieſes Glockenſchlages: Millionen denken in dieſem Augenblicke daſſelbe — in der Oeffentlichkeit dieſer weltgerichtlichen Verhandlung — Alle wiſſen, daß Alle daſſelbe denken. Es iſt der einzige Augenblick, wo man beſtimmt weiß, daß Millionen eben in Liebe bewegt werden, ſei's auch nur in Eigenliebe — ſo wohlfeil könnten die Leute die feſtlichen Stunden haben, ſie dürften ſich nur lieben und nicht beherrſchen wollen.

Da schritt unten in einem langen Mantel eine lange Gestalt vorüber, und sagte mit dumpfer Stimme:

„Heurathe Marien, und ich werde sagen, du bist ein ganzer Kerl, aber entschließ' dich!"

Clavigo, seufzte ich entsetzt, und machte das Fenster zu, und ließ alle Gardinen herunter, und beschloß, sie nie wieder aufzuziehen, so lang' ich auf der Nikolaistraße wohnte. Ob jener lange Mantel mit seiner Carlosstimme, ob er mein oder Mariens Freund war, mocht' ich nicht untersuchen; denn es war mir einerlei.

Ich habe jene Nikolaistraße, das heißt symbolisch das Studenten-, Heurathe- und Krämerviertel Leipzigs nie wieder mit aufgeschlagnen Augen angesehn, nnd es war Winter als ich dort wohnte, ich kann also irren, wenn ich es immer kothig da gefunden habe. Ich habe auch Marie Beaumarchais nie wieder gesehen, und ich weiß nicht, ob sie noch lebt und ihre Wangen noch röschenroth sind, und ob sie je gelebt hat, denn ich hatte mich an jenem Sylvesterabende so tief in Göthe's Clavigo hineingelesen, daß mir ganz dumm war, ich erinnere mich nur noch, daß es mir an Oel zur Lampe fehlte.

Zur damaligen Zeit las ich auch alle zehn Bände, ein großes Buch des kleinen Thiers über die französische Revolution, und die hat schon manchen ver-

rückt gemacht. Herr Thiers hatte sie zudem geschrieben, ehe er Minister war.

Allmählig merkte ich, daß mein Neujahrsschrecken sich vor und nach Neujahr erfüllt hatte, und daß ich an Leipzig oder mit andern Worten an der Langenweile darniederlag. Ich esse sehr gern Rebhühner. — Mais toujours perdrix! — und alle Leute und Bücher und Blätter, welche zu mir kamen, sprachen von Liberalismus, und von der Freiheit und der Konstitution. Es ist so viel zu reden, und ein halbes Leben dasselbe, das macht stumpf. Die Freiheit ist ja auch erst der Sonnenschein, die Gegend, die wir suchen; wie wir uns in diesem Sonnenschein, in dieser Gegend amüsiren werden, das wissen wir ja noch gar nicht. Wer hält es aus, so lange nach einem lichten Tanzsale herumzustöbern, auf welchem man ein hübsches Mädchen suchen kann, was uns vielleicht erhört. Ich bin nie teutsch genug gewesen, um mit Schillers Mädchen aus der Fremde und mit Glaube, Liebe und Hoffnung zufrieden zu sein.

Als die warme Feuchtigkeit von den Fenstern an die Gardinen schlug, und sie anfeuchtete wie Freudenthränen die Taschentücher eines Mädchens, da dacht' ich, es wird wohl Frühling draußen sein, und du wirst dir eine grüne Wohnung miethen gehn, um Leipzig von einer andern Seite zu sehn.

Und ich ging und miethete, gab mir Mühe, jene winterliche Seite dieser Stadt und den tödtlich tugendhaften Robespierre, die ich beide damals genauer kennen gelernt, zu vergessen, und diese Mühe ist in vorstehendem Kapitel verzeichnet, welches ich nicht liebe.

15.

Reichels Garten und das Hôtel de Bavière.

Jetzt sah ich Leipzig von einer ganz andern Seite an, und dabei gewannen wir beide sehr, Leipzig und ich. Zu meinem Erstaunen wurde es Tag, ich hatte immer vergessen, daß meine Gardinen an dem grauen Kummerscheine des Tages schuld gewesen, zu meinem noch größern Erstaunen wurden die Bäume grün, und die Vögel kamen wieder. Es waren dieselben kleinen schwatzhaften Vögel, die sonst auf dem großen Kastanienbaume vor dem Fenster meines Mädchens weit, weit draußen in Schlesien gesessen und gesungen hatten. Die waren gar nicht älter geworden, und wußten noch all' jene alten Geschichten, und schwatzten noch eben so fleißig wie damals. Wenn ich sie fragte, ob man mich noch liebe da draußen, weit in Schlesien, wo der Kastanienbaum steht, da zwitscherten sie immer noch wie sonst:

„Tschitscheri", das heißt „freilich". Die guten Dinger; ich wußt' es zwar besser, aber wie gern glaubte ich ihnen nicht.

So wie mittelmäßige Christen alle Jahre einmal zum Abendmahl gehen, so bin ich auch alle Jahre einmal andächtig, wenn der Frühling kommt. Und wenn uns der Herrgott das ganze Jahr vergessen hat mit großen und, was noch schmerzhafter ist: mit kleinen Freuden, eines Morgens, wenn Ihr den Kopf aus dem Fenster steckt, da hat er sein großes, allgütiges und glücklicherweise auch allmächtiges Herz geöffnet. Es wehen die weichen lyrischen Lüfte, und das sind die schönsten Blicke aus den Augen alter Liebe, ringsumher sproßt Grün und Knospe des Grüns, das wollüstige Auge übersieht den ungemessenen Reichthum nicht, wie die junge Liebe jenen Blumenwald von Küssen nicht zählen kann, wenn Euch das blöde, frische Mädchen zum ersten Mal geküßt. Ach, es wurde ja auch in Leipzig Frühling, und nun war Alles, Alles gut, und die Nikolaistraße war vergessen. —

An jenem Morgen, wo der Frühling über Nacht nach Leipzig gekommen war, saß ich im Reichelschen Garten am Fenster, am offnen Fenster, und ich nahm mir vor, von nun an Leipzig zu lieben. Man ist ja schon glücklich, wenn man nur lieben will. Wenn wir lange Zeit mit einem gewöhnlichen, gleich-

gültigen Weibe zusammenwohnen, das nicht schön und nicht interessant, auf deren Gesichte es alle Tage Werkeltag ist, so gewinnen wir am Ende auch dieses arbeitsame Gesicht lieb. Die Liebe hat ihre Ancienni=tät, wie das Avancement beim Militair. Ich habe eine Zeitlang, als ich nichts Besseres zu thun wußte, Schellers Lexikon geliebt, weil ich Jahre lang darin aufgeschlagen hatte. Der Frühling sagte: du bist lange genug in Leipzig für die Liebe, und ich nickte mit dem Kopfe, und er streckte seine grünen Arme in mein Fenster, um mir die Hand zu drücken und die Augen zu stärken.

An jenem Tage war's, als die ersten Mädchen in weißen Kleidern über die Brücke unter meinen Fenstern gingen; ich sah's mit Freuden ein, daß ich sie verläumdet hatte, und daß sie alle schön seien. Sie haben schöne Taillen, eine weiße, europäisch süße Haut, volle Haare und große Augen. Sogar die Bankiers, welche vorüberkamen, hatten die Ueber=schuhe ausgezogen, und knöpften die Fracks auf, und stellten sich wenigstens, als ob noch empfindendes Le=ben unter der Kasimirweste sei. Der russische Konsul wohnte zwar trotz des Frühlings noch immer da drü=ben in dem großen Hause, von wo er mit einem mäßigen Fernglase auf meinen Schreibtisch sehen, und mich an einem russischen Morgen mit einer gu=ten Kugelbüchse todt schießen konnte, wenn ich eben

wieder über Polen schreiben wollte. Aber ich wußte daß der Frühling morgen und übermorgen die Bäume so breit gemacht haben würde, daß ich Rußland nicht mehr sähe, ich hoffte, der Frühling werde auch die Russen mit Liebe überwinden, und die Lindenauer Allee, die Straße nach Frankreich, blieb mir immer noch offen; der Frühling liebte sie, und verbarg sie mir nicht.

Dort drüben hatte Bertrand, sein letzter Freund, den Rückzug geleitet, dort an jener Mühle bei Lindenau hatte Napoleon Leipzig und Teutschland zum letzten Male gesehen, denn er wandte sein Gesicht nicht eher wieder gen Osten, als bis er die erste Nacht in den Tuilerien geschlafen hatte. Die Baiern schlug er bei Hanau zur Seite mit verschloßnem Mantel und Augenliede. —

Das war Alles so lange her, und doch kam heute wieder der Frühling von Frankreich herüber auf der Lindenauer Chaussée hereingelaufen. —

Zudringlich und liebenswürdig fällt der Frühling auf Leipzig. Die Bäume strecken ihre Hände bis an die innersten Thore der City hinein, ganz Leipzig wird von Grün und Schönheit belagert, die Promenade umfängt die ganze innere Stadt mit Spaziergangarmen, ich wußte nicht, wie viel Knöpfe ich aufmachen sollte, um den schönen Leipziger Frühling einzulassen zum ersten Mal wollte ich Mittags nicht in mein

getreues Hôtel de Bavière hinein, was mich so lange geschützt hatte vor Unglück und Verzweiflung durch die frischen Fremden und Teutschlands ersten Wirth.

Das Hotel mit wechselnden Fremden ist ein erfrischendes Bad in trägen Städten, welche nur mit Waaren, nicht aber mit Thaten handeln, welche in der Weltgeschichte blos zusehen.

Engländer waren alle Tage, Amerikaner alle Wochen, Franzosen alle vierzehn Tage bei Tische. In Hamburg haben die Kaufleute aus England ihre Wohnung, in Leipzig ihr Absteigequartier auf dem Kontinente. Die Freiheit des Engländers ist so kompakt und wahrhaft wie sein Rindfleisch; je mehr man Engländer sieht, desto mehr Respekt bekommt man davor. Auch die Kaufleute lieben sie nicht blos darum, weil sie reich macht, auch die Kaufleute sind nicht bloß independent weil sie Geld haben, sondern weil sie frei sind. Je unerwarteter mir das kam, da ich bloß teutsche Kaufleute kennen gelernt hatte, desto mehr imponirte mir's.

Der Mann ist ein Mann; das weiß ein englischer Krämer besser, als ein teutscher Millionair. Unser Hutabnehmen und unsre Kratzfüße versteht er nicht, aber er versteht die teutschen Zeitungen besser als die Teutschen. Es giebt in Teutschland viel mehr Schulen als selbst in England, aber die Engländer,

selbst die Franzosen lernen besser lesen als wir. Die Engländer im Hôtel de Bavière verbrauchten mehr Zeitungen an einem Tage, als die ganze übrige teutsche Tischgesellschaft in der ganzen Woche; sie lernen fast Alles aus den Journalen, und lesen alle Tage ein Buch. Die Times enthalten alle Tage so viel Worte als ein ganzes teutsches Buch. Wenn der Engländer aus Teutschland fortreis't, so kennt er unsre Verhältnisse besser als die Meisten von uns: und er hat immer das neueste Wissen, wie sich's für einen Kaufmann schickt. Wir kennen den dreißigjährigen Krieg vortrefflich, und hungern und dürsten dabei, er kennt den laufenden portugiesischen vortrefflich, und läßt sich seinen Portwein schmecken; er ist zum Theil darum so praktisch, weil er immer weiß, was gestern geschehen ist, während wir immer die Helden von Vorgestern bleiben, Europa's Historiker, welche zu beschreiben, aber nicht zu genießen verstehen.

Der Engländer hat nie ausstudirt, wie der Teutsche; er geht fortwährend in die Schule; die englischen Kinder, das heißt die Nordamerikaner, besuchen oft mit 40 Jahren noch eine Knabenschule, wenn sie merken, daß ihnen diese oder jene Kenntniß fehlt, welche da gelehrt wird.

Die Engländer haben noch eine Aristokratie, sie ist aber selbst für den Tory nur noch eine Staatsein-

richtung, keine gesellige mehr. Im geselligen Leben gilt nur der Mann, nicht das, was er heißt, unsere Titel versteht er nicht, unser Adel ist ihm lächerlich. Wenn er von unsern kleinen Polizeimaßregeln hört, so ist er anfänglich dumm und findet in der Irre gehend, keinen Standpunkt der Beurtheilung, gelingt es, ihm das Verhältniß klar zu machen, so lacht er, und verachtet uns.

Je öfter ich mit Engländern aß, desto weniger liebte ich die Nation, sie wurde mir immer respektabler, aber immer weniger liebenswürdig. Ihre Humanität ist hart und rauh wie die Hand ihrer Matrosen. In ihrer vortrefflichen, soliden Freiheit ist kein Glanz, keine Schönheit, keine Liebe. Ihr Exempel ist unumstößlich richtig, das französische ist lückenhaft, aber reizend. Sie haben einen robusten Knochenbau der Freiheit, aber ohne eine poetische Leidenschaft, die Franzosen sind voll Blut, und machen ihre dummen Streiche. Selbst die Freiheit ohne dumme Streiche ist langweilig.

Der Stolz des Engländers ist unnahbar, ohne Beschönigung wie der spanische Absolutismus: I am an Englishman heißt eben so viel, als: Jo el Rey; Beides steht über dem Streite. Der Franzose kämpft mit einem teutschen Lump um die Richtigkeit seines französischen Nationalstolzes, der Franzose unsrer Tage, nicht der alte Geck, ein Sohn des großen

Ludwig. Die französische Humanität ist weich und geschmeidig.

Das sind Skizzen von der Wirthstafel im Hôtel de Bavière, sonst nichts.

Ich habe die Franzosen immer nur übermüthig, die Engländer aber stets hochmüthig gefunden, und beim Uebermuth kann man liebenswürdig sein, beim Hochmuth aber nicht, und die Liebenswürdigkeit ist auch eine Aufgabe der Kultur. Die englische Freiheit ist egoistisch, illiberal, sie gewährt kein Opfer, sie ist ohne Lebensart. Auf diese Weise wird die Freiheit so gut eine Last wie die Sclaverei. Die englische Freiheit hat nur einen Kopf, aber kein Herz, und darum keine Poesie.

Hie und da fand sich auch ein Holländer bei unsrer Tafel ein, und so uninteressant mir der Begriff Holland immer gewesen ist, so interessant waren mir in jetziger Zeit die holländischen Individuen.

Als die Holländer plötzlich mit ihrer unanständigen Sprache, die nicht anders klingt, als wenn ein Wagen durch ein kothiges, aufgelöst'es Steinpflaster fährt, auf dem europäischen Theater zu agiren anfingen, und zwar mit Leidenschaft zu agiren anfingen, da fiel ich anfänglich in ein unauslöschlich Gelächter. Ich hielt nämlich ihre Leidenschaft für eine kaufmännische Spekulation. Als ich aber sah, daß die Sache wirklich durch ihr Fett gedrungen und die

kleinen Venen angegriffen hatte, da fiel ich aus einer Verwunderung in die andere.

Die Holländer waren jetzt wirklich voll Rachsucht und Zorn, und zwar so sehr, daß sie sich diese Rachsucht und diesen Zorn selbst Geld kosten ließen. Das ist das Aeußerste. Das Blut was sie opferten und opfern wollten, hat mich nicht irr gemacht; ich halte jedes Volk, was irgend etwas ernstlich will, für tapfer, also auch die Holländer; ich glaube nicht, daß Industrie und Handel die Tapferkeit beeinträchtigt. Wer gewohnt ist, mit Ernst und allen Sinnen nach Etwas zu streben, verfolgt das auch mit dem Schwert in der Hand. Der Ritter gab für Ehre und Liebe das Leben, der Kaufmann giebt's für Geld, es hat jeder also einen Mittelpunkt. Nur der Indifferentismus ist feig.

Aber die Begeistrung halte ich beim Holländer für einen Irrthum, denn saure Elemente erzeugen sie nicht, und es wird nach einigen Jahren ein tragikomischer Anblick sein, wenn die älter gewordnen Holländer ihre Begeisterung desavouiren werden, wenn sie das schöne Gold reuen wird, das ihr Heldenthum kostet.

Es hat in neuer Zeit Niemand so scharf und treffend über Holland geschrieben als Wienbarg, und ich glaube ihm mehr als mir, da ich die Holländer nur an der Wirthstafel gesehen habe. Er läßt nichts

an ihnen als Geld, und hält sie eigentlich nur für eine Waare mit Menschenverstand. Um so mehr verwunderte ich mich, als mir in kurzem Zwischenraume mehrere holländische Individuen gegenüber saßen, von denen zwei mitunter Blut und Leidenschaft hatten.

Der Eine sah gar nicht aus wie ein Holländer: er war nicht klein und hatte ein geistreiches, civilisirtes Gesicht; nur um den Mund spielte jener fatale Diskontozug, den man hassen muß, weil er das Geld höher stellt, als die Schönheit. Der Mann war vierzehn Tage lang artig und still gewesen, hatte mit Industrie gegessen, und mit Geduld die Leipziger Zeitung gelesen. Er fing an, mir Achtung einzuflößen. Da kam eines Tags ein schwarzäugiger Franzose mit propagandistischen lebhaften Zügen an den Tisch, und warf aus Brüssel kongrevsche Raketen nach dem Haag, und jetzt entwickelte sich der moderne Holländer, der Bissen stand ihm im Munde still, der Aerger zog wie eine Heuschreckenschaar verheerend über sein Gesicht, die Hände hielten krampfhaft Messer und Gabel, er drängte mit Mühe hier und da einige verstorbene, tödtliche Worte aus der Kehle, er sah aus wie ein Italiener. Als der Franzose von der Schuld sprach, welche Holland fortwährend allein zahlen müsse, da glaubte ich, es rühre ihn der Schlag, so fieberisch zuckte Alles an ihm. Er ließ die Mit-

telspeise und den Braten im Stich, und ging davon. Das hätte ich nie einem Holländer zugetraut.

Der Zweite war sogar ein fahrender holländischer Enthusiast, der zu seinem Vergnügen reis'te. Es klingt unglaublich, daß ein Holländer zu seinem Vergnügen reis't und Enthusiasmus mit sich herum führt. Aber ich habe diese Seltenheit wirklich gesehen. Der Mann war klein wie alle Holländer und er hatte auch so kurze Beine wie alle Holländer, und ein eben so ausgewischtes, unleserliches Gesicht, auf welchem kein Signalement steht. Die holländischen Gesichter, welche ich gesehen, eigneten sich alle vortrefflich für Spitzbuben, sie waren gar nicht zu beschreiben, denn es stand gar nichts darin. Man sieht ihnen nicht einmal an, wie alt sie sind, viel weniger, ob dumm oder klug. Dieser kleine Mann war zu Leyden geboren, hatte zu Leyden studirt, kam von Leyden, und trug das schmuzzig orangegelb und schwarze Heldenband, und war sehr beweglich. Er war ein moderner Holländer, das heißt ein Irrthum. Die Interessen der belgischen Schuld waren ihm in die Phantasie gefahren, dazu war er kein eigentlicher Kaufmann, noch völlig unbekannt mit der übrigen Welt, von Mutterleib aus gutmüthig und verliebt.

Sein Entrée bei Tische war, daß er uns versicherte, die holländische Sprache sei die schönste auf

der Welt, und Holland sei das freiste Land. Wegen der ersten Behauptung wurde er ausgelacht; alsbald sprang er auf — er war noch bei der Suppe — und verließ den Tisch. Beim Rindfleisch kam er wieder, und vertheidigte es mit republikanischer Offenheit, daß die Holländer frei, sehr frei, ganz frei seien. Es ließ sich wirklich nichts dagegen einwenden, sogar die Engländer schwiegen, nur König Wilhelm würde sich schlecht dabei erbaut haben. Er war noch weniger geworden, als die früheren Stadhouder.

Der Holländer schnitt herzhaft in's Rindfleisch. Ich sagte ihm, daß Wienbarg erzähle, sie verehrten, wie die Aegyptier, einen Ochsen, der im Haag einen Stock hoch vortrefflich gepflegt, und wie der holländische Gott behandelt werde.

Er stand wieder auf wie Petrus und ging hinaus und weinte sehr. Bei der Mehlspeise kehrte er zurück, und sagte: die holländische Literatur sei die erste in Europa, und über ihre Poesie ginge nichts. Zum Beweise deklamirte er ein Gedicht. Allgemeines Gelächter. Er lacht mit. Ein holländisches Gedicht klingt nämlich, als wenn ein Unglück passirte.

Zum Beweise der vorzüglichen Literatur führte er den Erasmus an, und als ich ihn bat, fortzufahren, so sagte er wieder Erasmus, und fügte hinzu, man verachte auch in Holland die Homöopathie, der Holländer liebe die reelle Wissenschaft.

Neues Gelächter. Er verachtet uns und ißt mit Leidenschaft Schöpsenbraten.

Ich sagte, Erasmus sei ein Schleicher und Hungerleider, ein Discontogelehrter gewesen, und fragte ihn, ob er wohl wisse, wie lange Erasmus schon todt sei, und ob sich eine Nation nicht schäme, seit dreihundert Jahren nichts erfunden zu haben, nicht einmal einen Schnaps.

„Nicht einmal den Genèver?" sagte er stammelnd.

Nein, sagte ich unerschütterlich. Und Petrus warf mir den ganzen spanischen Erbfolgekrieg in einem Blicke zu, und ging hinaus, und weinte bitterlich.

Mit einem Waterloogesicht kam er wieder, lächelte siegestrunken, machte die Weste zwei Knöpfe weiter auf, und sagte vor sich hin: „Chassé." —

Neues Gelächter. Er fragte beleidigt, warum wir lachten. Ein französischer Engländer nahm das Wort.

„Ich denke immer bei Chassé an den Byron, als er von Blücher sagte, er sei der Stein gewesen, über welchen Napoleon gefallen. Ich gebe nichts für passive Größe, und die Alternative gestatte ich nicht, bei Vollbringung einer That ein großer Mann, bei Unterlassung ein Schuft zu sein. So war's aber mit Chassé. Wenn er das Aeußerste that, so erfüllte er seine Schuldigkeit; in Ermangelung eines freien, originalen Helden ward er ein Held, so wie ein Sol-

bat des Cortez, der reiten konnte, ein Halbgott war, weil die Mexikaner nicht reiten konnten. Die Verhältnisse machten ihn bedeutend, ein großer Mann macht aber seine Verhältnisse bedeutend. Er mag ein recht braver Soldat sein, man ist aber heut zu Tage sehr wenig, wenn man ein braver Soldat ist. Alles Uebrige ist Sache des Zufalls. Der Thurmknopf einer Dorfkirche glänzt charmant und bleibt unbemerkt, weil Niemand hinsieht — man setze den Knopf auf den Citadellenthurm, man lenke die Blicke von ganz Europa darauf, und er wird gleich absonderlich glänzen, und ist doch nicht anders geworden."

„Dieser Thurmknopf ist Chassé."

„„Aber Mynheer — —

„Wenn man nichts braucht, als Gehorsam, um berühmt zu werden, so ist das ein redend Zeichen, daß im ganzen Lager nichts Großes ist. Dieser holländische Ruhm hat erst gezeigt, wie arm die Leute sind. So lange man das Vermögen eines Mannes nicht kennt, mag er für reich gelten, weiß man erst genau, wie Viel er hat, dann ist es mit dem Glauben schnell zu Ende, denn die Phantasie ist immer der Gläubiger der Wirklichkeit. So ist die Ehe ärmer als die Liebe. Nur die Ungewißheit ist reich, alles sichere Wissen arm, denn es hat ein Ende, jenes aber nicht. Darum ist das reichste Alter bettelarm neben der ärmsten Jugend, denn jenes ist fertig, diese aber nicht."

„Ach," sagte der Franzos mit den propagandistischen Gesichtszügen und den schwarzen Augen, der dazu gekommen war, — „Chassé ist ein Narr, wie ich noch keinen gesehn: Die Geschichte bringt ihm ein Blatt persönlichen Ruhms auf dem Präsentirteller, er darf nur zugreifen, ein Paar alte langweilige Jahre dafür hingeben und in einem einzigen Momente die Quintessenz eines ganzen Lebens genießen — dazu hatte er nicht den Muth. Wenn er mit Leib und Seele für seine Partei ist, so konnte er ihr wirklich einen großen Dienst erweisen, er konnte sie moralisch auf vier Wochen zu Ansehn bringen — Tausende wurden bestürzt, wenn sich Jemand für eine Sache aufopferte, die man nicht der Aufopferung werth hielt. Ich glaube, das haben die Klügeren auch gewollt, als sie ohne Aufhören von dem Luftsprunge Chassés sprachen."

„„Aber Mynheer"" fing immer weinerlicher der Holländer an.

„Ich will nicht sagen," fuhr das propagandistische Gesicht fort, „daß ich dem Chassé gerathen hätte, mit einer solchen romantischen Fratze zu endigen — ich liebe diesen Aufwand nicht — aber ich meine, er sei ein prosaischer Nußknacker. Quel bruit pour une omelette. Wollte er nichts weiter thun als was er gethan, so mußte er vornweg ganz still sein, nicht renommiren wie ein teutscher Student; jetzt wird er

ausgelacht. Fing er doch die Vertheidigung so unvorsichtig an, ließ unsre Truppen ungestört die ersten Parallelen eröffnen, daß Jedermann glaubte, es gehe auf einen Heldenkoup hinaus. „Oh — Monsieur Hollandois, cela n'est rien.“

Der Holländer that mir in der Seele leid; es ist ein Zauber um jede Art von Liebe, sei's auch was Unschönes, dem sie gilt. Und der Untergang der Nationalitäten, der letzte Ritter unsrer Tage, ist so poetisch weil er so viel Thränen kostet. Ich wärmte eiligst Hollands protestantisches Heldenthum auf, und das schmeckt wie Schöpsenbraten und Sauerkraut aufgewärmt am Besten, und erzählte von der Schlacht bei Gravelingen und den Wassergeusen, und den heldenmüthigen belagerten Städten, in denen man lieber Pferde- und Rattenfleisch gegessen, als die Spanier geduldet hätte, ich sprang zu Ruyter hinauf, und sagte den Engländern, wie er einst bis in die Themse gedrungen sei und die City gebebt habe vor dem holländischen Namen Ruyter, ich citirte den alten Rembrand und Jan Steen mit ihren derben Bildern, ich sagte, daß nur zwei Millionen Holländer existirten, und daß es aller Ehren werth sei, daß sie sich immer noch gegen das Meer und die übrigen 233 Millionen Europas vertheidigt und selbstständig erhalten hätten, und um ihn ganz glücklich zu machen, stimmte ich leise sein „Oranje boven“ an. Da trommelte er

mit Händen und Füßen, und war ganz glücklich, und hatte Alles vergeſſen.

Der Glaube an die Nationalität iſt wie der Glaube an Vater und Mutter, dem einzelnen Sohne muß man nicht die Gebrechen der Eltern auferzählen, das ſchmerzt zu tief. Ich greife oft ganze Völker und Diſtrikte und Korporationen an, aber da trägt nicht Einer Alles, die Laſt vertheilt ſich unter Viele, und keiner wird niedergebeugt, aber Viele werden aufgeregt. Und das Letztere will ich: wenn das Blut raſch fließt, da entſpringen die beſten Gedanken, da entſtehen die jüngſten und friſcheſten Thaten.

Man mag ſich noch ſo ſehr kosmopolitiſiren, man wird ein Heimweh, ein Vaterlandsweh nicht los, und das wird vielleicht immer bleiben, auch wenn die Völker viel mehr in einander aufgegangen ſind, es iſt der erſte Vers des empfundenen Daſeins. Wenn ich im Zorne die Teutſchen ſchmähe, und es ſchmäht ein Fremder mit, da klopft jener Vers an mein Herz, und all' unſre Vorzüge fallen mir plötzlich ein, das Schmähen des Fremden drückt ſchmerzhaft auf meine Seele, und ich fange an, meinen Vers zu ſingen, bis das Schwert aus der Scheide ſpringt, und ich dem Fremden damit blut'ge Antwort gebe auf meine eignen Worte.

Wir wiſſen oft nicht, daß wir lieben, bis wir das ſchmähen hören, was wir im Herzen tragen.

So lernt man an der table d'Hôte im Hôtel de Bavière die ſtillen Liebeszimmer der Weltgeſchichte. Wenn ich in Leipzig zwiſchen Engländer, Franzoſen, Holländer und Amerikaner gerathe, da erfahre ich's erſt, daß ich ein Teutſcher bin, und ob ich auch nicht immer Freude daran gehabt habe, ſo lieb' ich doch auch um dieſer Erfahrung willen das Hôtel de Bavière, in welchem ich Geographie und Völkergeſchichte ſtudire, und zu Mittag eſſe.

Alle dieſe Dinge und Gedanken ereigneten ſich aber am erſten Frühlingstage in Leipzig, und die Repräſentanten der vier Völker gingen nach geſchloſſenem Waffenſtillſtande in den großen Kuchengarten, und tranken Kaffee im Freien und fanden es ſehr hübſch, daß die Welt wieder ſchön würde, und der Franzos und ich waren der Meinung, daß der Frühling doch die beſte Erfindung ſei.

Der Engländer entſchied ſich aber für die Dampfmaſchinen und der Holländer ſchüchtern für den Genèver.

16.

Rumohr.

Der Frühling ging, der Sommer kam; es war kühl und behaglich im Hotel, und objektiv ruhig in meinem Herzen. Es kamen Macaronis auf den Tisch, und ich beschloß nach Italien zu reisen, und theilte das meinem Nachbar mit, den ich nicht kannte. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, wenn es einmal friedlich, menschenfreundlich in mir aussähe, und ich nichts als Luft und Sonne, und Gegend und schöne Augen brauchte, nach Oberitalien zu reisen. Die Reisebeschreibungen hatten mich immer abgeschreckt, aber schon in Tertia hatten mich stets die Hohenstauffen darnach lüstern gemacht. Sie hatten Alles dafür hingegeben, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, es schien mir eine Art Verzauberung darin zu liegen, daß sie immer wieder hinzogen in das Land, wo sie schon so viel rothes teutsches Blut vergossen hatten, wo schon so viel schöne blasse,

teutſche Leichen lagen. Wenn ich von den Hohenſtauffen hörte, ſo dachte ich an die zauberhaft ſchönen, goldnen Lombardiſchen Ebenen. Auch Goethe hatte mich ſonſt davon abgeſchreckt, aber er hatte zwei Verſe geſchrieben, die mein Mund oft in warmen Nächten unwillkührlich ſprach, wenn ein inniges Wohlſein durch mein Herz ging, eine Sehnſucht nach Schönheit, eine Liebe zu fernen unbekannten Menſchengeſichtern meine Seele ſchwellte, dieſe zwei Verſe überfielen mich in jedem weichen Sommer zur Nachtszeit, wie liebenswürdige Diebe, heut ſogar am Tage, als ein ſeidner Wind durch den Saal des Hotels ſtrich. Es ſind aber die Worte jenes wunderſchönen Liedes, aus welchem tauſend ſchöne Augen Italiens ſehen:

„Ein leichter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill, und hoch der Lorbeer ſteht.“

Mein Nachbar hatte bloß mit dem Kopfe genickt, er war in ein Frikaſſée vertieft und hatte keine Zeit. Ich wollt' es ihm eben noch einmal ſagen, als mir der Wirth vom Hauſe, mein ritterlicher Freund, mit Hand und Auge winkte. Ich kannte jenen Wink, er ſagte: Dein Nachbar iſt ein berühmter Mann, und nun betrachtete ich ihn. Es war ein großer dicker Mann mit ſchmutziger Leibwäſche, der ſehr angelegentlich zu Mittag aß. In ſeinem Geſicht fehlte alle Klarheit, der Frack war mit rothem Schnupftabak inficirt, und wenn er ſich etwas vom Eſſen erholte, ſo ſtopfte er

ſolchen garſtigen, unanſtändigen Tabak in eine weiche kraftloſe Naſe. Die ganze Perſon kam mir ungewaſchen vor, denn ich mag nie begreifen, wie ein reinlicher Menſch, oder ein Liebhaber, oder Dichter, oder wer noch ein Stück Spiegel im Hauſe hat, Tabak ſchnupfen, ein Kothreſervoir in ſeinem Geſicht anlegen kann. Das ſtarke, in ſaftloſem Fleiſche baumelnde Geſicht hatte von edlem Ausdruck nur eine kultivirte Schlauheit, und eine fein fidele Gourmanderie.

Als die Tafel zu Ende war, holte er Athem, nahm eine Priſe, ſah mich an, und ſprach: „das machen Sie recht, nach Italien zu reiſen, das muß jeder Mann von Bildung, man muß ſeine Saiſon da zubringen, ſtatt in den Bädern.“

Die kleinen Augen lächelten dazu, als zerdrückte die Zunge ſüße Konfitüren.

„Sind Sie nicht ein Herr von Uckermann,“ fragte er.

Nein, mein Herr, ich bin kein Herr von Uckermann.

„Ach, Sie lächeln, Sie ſind ganz gewiß ein Herr von Uckermann.“

Nein, mein Herr, ich bin ganz gewiß kein Herr von Uckermann.

Pauſe. Man flüſtert mir in's Ohr, daß es Herr v. Rumohr ſei.

Richtig, tief in den halbkahlen Kopf ſchlich die Stirn hinein, und da waren alle die feinen, glatten Gedanken zu ſehen, die ſich in Rumohrs Schriften finden. Das kleine Volk ſpielt Ecarté unter ſich.

Nun entwickelte ſich das Geſpräch. Seine Manieren ſind die eines ſicheren Weltmannes, der Manieren hat, und gern herzlich thut, ſeine Sprache iſt geräuſchlos und ohne Prätenſion, wie ſie ein objektiver Mann haben muß, und die Unterhaltung mit ihm ward ſehr amüſant, wie ſich das erwarten ließ.

Ich liebe es ſehr, wenn man die einzelnen Dinge, ja oft die größeren Intereſſen, leicht, nebenher abmacht, nur berührt, und ſich im eigentlichen Leben nicht ſtören läßt. Ich halte das Leben, das Dahingehn für die Hauptſache, und haſſe die Geſchäfte. Nichts iſt mir widerwärtiger, als wenn unſre großen Intereſſen als Geſchäfte betrieben werden, wenn man feierlich wird, ſich erſt räuspert, das Taſchentuch herauszieht, eine Stelle citirt, oder den lieben Gott um Beiſtand bittet, den überhaupt die Leute ſehr inkommodiren.

Man darf nach meinen Sympathien höchſtens etwas davon thun, wenn man unter lauter Gegnern lebt, wo man fortwährend um Leben und Tod ſeiner Anſichten beſorgt ſein muß. —

Wenn man die groß und kleine Erfahrungs- und Wiſſenswelt durchrennt, ſo kommt man allmählig

zu der Einsicht, daß jedes Jahrhundert für irgend ein neu gewonnenes Terrain leidenschaftlich Partei nahm, daß dieses Terrain in Kurzem wie eine bekannte Gegend durch die vielen Reisenden abgenutzt war, daß eine neue Jugend der Weltgeschichte kam, daß das Neueste alt wurde. Darüber soll man nicht die Empfänglichkeit verlieren, man soll in jedem Frühlinge poetisch sein, und mit den Vögeln singen, aber man soll — human werden.

Humanität ist das Ziel aller Civilisation in allen einzelnen Radien, und Humanität ist mehr als strenges Rechthaben.

Ich weiß, daß die Forderungen, welchen wir Leute der brausenden Jugend uns anschließen, gerecht, tugendhaft sind, ich weiß es, daß ich dafür sterben werde, wenn es Noth thut, denn sie sind meine Religion; aber ich weiß auch, daß sie mein spekulatives Interesse bereits nicht mehr befriedigen, daß sie für mich bereits Geschichte sind, obwohl die Wirklichkeit noch lange nachhinken wird, ich weiß, daß sie darum an sich meine Leidenschaft nicht mehr erregen, denn nur das Werden und Entstehen verbündet sich mit der Leidenschaft, und daß jenes nur der Fall ist, wenn ich sie von arroganter Dummheit oder egoistischer Böswilligkeit angegriffen sehe.

Es ist mir indeß nicht unbekannt, daß man nicht in seidnen Strümpfen mit seidnen Handschuhen und

einem Paradedegen durch einen Wald geht, in welchen man erſt einen Weg bahnen will, darum lieb' ich meine rauheren Kampfesbrüder, welche die hart ledernen Stiefel und den rauhen Filz tragen und ſchonungslos die große Holzart ſchwingen, um das Geſtrüpp aus dem Wege zu räumen.

Während einer Entwickelungsperiode gilt das Martialgeſetz in der Weltgeſchichte, und es bedarf der ſchonungsloſen Richter, aber es giebt kein Geſetz, das nicht zu ſtreng wäre; ich würde auch an Septembertagen das leichte Leben eines Herrn v. Rumohr in Schutz nehmen.

Auch die demokratiſche Geſellſchaft ſoll nicht tyranniſiren; es muß auch Jedem frei ſtehn, ſich kein Verdienſt um die Geſellſchaft zu erwerben.

Die Leichtigkeit Rumohr's, über Alles Wichtige hinzugleiten, war mir angenehm. Er treibt's bis zur Koquetterie. Meinethalben. Er lieſ't keine Zeitung, ſondern ſein Jokey thut es für ihn, und referirt ihm nur, wenn etwas geſchieht, alſo oft ſehr lange nicht. Und es muß etwas Reelles geſchehen, eh dieſer Referent dran glaubt. Seit dem Falle Warſchau's — an den Polen nehmen alle modernen Edelleute lebhaftes Intereſſe — hatte er bis zum Juni 1833 faſt gar nichts geſchehen laſſen.

Uebrigens gab Rumohr der alten Zeit nur ungefähr noch drei Jahre zum Leben, „in zwei Jahr,

elf Monaten iſt's mit ihr vorbei", ſagte er. Ich ſchreibe dies im December, alſo nur 29 Mal vier Wochen Geduld, das kann eine Welt ſchon aushalten, die bereits ſo viele hundert Jahre gewartet hat. Freilich ſind die letzten Minuten im Kerker ſchlimmer und länger, als die erſten Jahre.

Er ſpricht mit liebenswürdiger Wegwerfung und erlaubter Selbſtſchätzung von ſeiner Schriftſtellerei. Jetzt wird er Novellen ſchreiben und lauter Novellen, ich hab' ihm mit Eifer zugeredet. Wir ſaßen nebeneinander auf dem Fenſterbrett, es lachte ein kultivirter Fuchs dabei aus ſeinen Augen, und er wies auf eine ſchlanke Dame, die eben vorüberging, und ſagte: „Die hat mir auch ſo zugeredet, und iſt ſchuld, daß ich jetzt lauter Novellen ſchreiben werde".

Ich ſagte es ihm voraus, daß er unſern teutſchlyriſchen Kritikern mit ſeiner Formeneinfachheit nicht zuſagen würde. Er zuckte die Achſeln, und lächelte. Der Kellner George ward gerufen, wußte aber auch nicht, wo die teutſche unbefangene Kritik zu finden ſey.

Wir haben beide Recht gehabt, ſie taſten mit Nebelhänden ſeine ſteinernen Geſtalten an. Uebrigens bin ich mit keinem ſeiner Bücher zufrieden, er weiß ſie bloß anzufangen. Aber dieſer Anfang eines plaſtiſchen Geſchmacks iſt ſchon der Rede werth.

Rumohr ist ein bequemer Mann; nicht geschaffen, um die Welt zu fördern in großen Schritten, aber doch, sie auf kleinen Promenaden zu begleiten, wo sie ihre Gesundheit stärkt zu spätern Reisen. Ich glaube, er ist ohne aristokratischen Beikram, bin aber nicht ganz sicher und äußerst mißtrauisch, da ich in neuerer Zeit so viel derartige Pferdefüße aus der unscheinbaren Verhüllung habe hervorkucken sehen. Dahin gehört die ganze südteutsche Schule der Aretin, Wangenheim, ein Mann mit schönem Geist und schlechtem Stil, der widerwärtige, breitmäulige, vorlaute, altkluge Gaetern, eine publicistische Köchin Kotzebue's, die „Knochenzulage zum Fleisch", die über Politik wie über Pfarrhausküchenangelegenheiten spricht, dahin gehört der berühmte Herr v. Stein.

Rumohr sagte, ich sollte mich jetzt nicht von ihnen stören lassen, wenn ich nach Südteutschland käme, würde ich ihnen doch nicht aus dem Wege gehn können.

Wir blieben noch eine Weile auf dem Fensterbrett sitzen, und kamen auf Heine zu sprechen. Von dem hatte er nichts als einen Aufsatz über eine Gemäldeausstellung gelesen. Daran war nun der Jokey schuld; meine 29 Mal vier Wochen wurden aber sehr dadurch erschüttert. Wie kann Einer die Zeit berechnen, der nicht einmal ihre bedeutendsten Bewe-

ger kennt, wie kann eine Uhr richtig die Zeit weiſen, wenn man bei'm Aufziehn nicht genau weiß, wie ſpät es iſt.

Was er über Heine ſprach, war vornehm artiſtiſches tohu wabohu, ich gab ihm keine Antwort darauf, ſondern rief den Jokey, und trug ihm auf, Herrn Henry Heine zu kaufen. Ich glaube aber nicht, daß Rumohrs einfach plaſtiſche, konſervative Richtung des Schreibens Heine's revolutionaire Form je verſtehen wird.

Und doch haben Beide einen Vereinigungspunkt in Göthe, aber von da aus gehen ſie nach entgegengeſetzten Seiten.

Es iſt in Rumohr das Göthesche behagliche Weſen, und ſobald das nichts Pretiöſes zur Schau trägt, mag ich es gern leiden; es iſt ein angenehmer, vornehmer Materialismus, der Wohlbehagen erzeugt. Göthe hat auch nur ſeinem Wohlbehagen all die Philoſopheme angepaßt, die an ihm vorüber gegangen ſind. Er war im Grunde der ſubjektivſte Mann, aber er war ein Weltmann, der ſein Gelüſt zu verbergen wußte, und ſeiner Ton iſt immer Objektivität.

So iſt der Fauſt, der Spiegel von Göthes Innerlichkeit, eine verkörperte Entwickelung der philoſophiſchen Ideen, wie ſie eben im Schwunge waren. Das wird im zweiten Theile bis zur Fratze klar. — Wenn die Iſabella in der Braut von Meſſina nur

einen Sohn gehabt hätte, so wäre das ganze Unglück nicht geschehen.

Mein ganzer Traum von der Schönheit des unvollendeten Faust ist vernichtet, meine Freude über die Poesie der Nichtvollendung dahin — o Göthe, warum hast du mir das gethan, und dir so viel Mühe gegeben, einen Schluß des Faust zu schreiben, und so gute Verse dafür zu machen!

Rumohr glitt herunter vom Fensterbret, und sagte schüchtern: „Sie sind doch wohl ein Herr v. Uckermann?“

Nein, mein Herr, sagte ich, ich bin kein Herr v. Uckermann, aber ich bin des Teufels.

„Das thut nichts“, erwiderte er, „darf ich fragen, warum?“

Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht; denn Sie würden meinen Teufel nicht erkennen, Sie sind ein Artist, und was die teutschen Lyriker zu Viel haben an nebelhafter Poesie, das haben Sie zu Wenig. Der Faust ist zu tief für Ihre Statuen, Sie gehen darin unter. Ach, der arme Faust, das objektivirte Ich Göthe's, wird ein Geheimerrath, und bekommt Orden, und wird alt mit dem Geheimenrathe und den Orden, und die zauberhafte Form der revolutionairen Tragödie ist zertrümmert, und er appellirt an die Gnade, oder mit andern Worten an die Laune der Gottheit, denn Gnade ist ja doch nur gute

Laune. Was? — Nein, nicht was? ich will keine Antwort.

„Reiſen Sie vielleicht mit nach Berlin?"

Nein, ich reiſe nach Italien; wenn ich nach Berlin ginge, könnte ich's vor'm Börne nicht entſchuldigen, daß ich mich jetzt mit Humanität beſchäftigte.

„Berlin iſt ein hübſcher Ort."

Berlin iſt mehr als ein hübſcher Ort, es iſt ein liebenswürdiger Ort, es iſt der Fauſt unter den Städten, aber man hat ihn fortgeſetzt, und ich liebe die Gnade nicht.

„Wiſſen Sie, was Le Tellier über die Jeſuiten ſagt?"

Ja. Die Jeſuiten waren gewiß ehrliche Leute, aber es hat ſeit dreihundert Jahren keine Schurkerei gegeben, wo ſie nicht dabei geweſen wären.

„Was halten Sie von den Jeſuiten?"

Ich liebe ſie, weil ſie die einzigen Menſchen ihrer Zeiten waren, in denen Geiſt ſteckte; und es iſt eben mein Unglück, daß ſie nicht nur geiſtreich, ſondern auch Schurken waren.

„Leben Sie wohl."

Gott ſtärke Ihre Schönheit.

17.

Altenburg.

Als Mann von Bildung schickte ich auf die Post und ließ mir auf dem nächsten Wagen nach Italien einen Platz bestellen, das Scepter, womit ich die unruhige teutsche Literatur regieren helfe, legte ich nach einer salbungsvollen Rede in eines Freundes Hände, steckte mir für den Nothfall einige Bücher in die Tasche, kaufte mir eine Mütze, und ging nach der Post, fest entschlossen, mich glücklich zu reisen.

Als gutes Omen, daß ich wenigstens viel Schönes hören würde, begegnete mir auf dem Thomasgäßchen der Komponist Marschner, der aus Hannover gekommen war, um seinen Hans Heiling aufzuführen. Wir sagten uns in aller Eile, daß wir sehr berühmte, vortreffliche Menschen seien, wir näherten uns einander mit beispielloser Schnelligkeit, denn es fing an zu regnen, und wir hatten beide nur einen Regenschirm. Auf diese Weise schied ich noch mit

einer historischen Arbeit von Leipzig, und sah Marschner, dem Vampyr, dem Templer, tief in's Gesicht. Man hatte mir gesagt, er wisse sehr, was er wisse, er wisse sich zu schätzen. Das hab' ich auf dem Thomasgäßchen unter dem Regenschirm gar nicht so arg gefunden. Er wußte es, daß er beliebte Opern geschrieben, er wußte es, daß wir keinen Ueberfluß an Komponisten haben, er wußte es, daß es eine Hauptsache sei, dramatisch zu komponiren, er wußte es endlich, daß er mit Eifer, Fleiß und großem Interesse bei seiner Kunst verweile. Ich würd' es ihm übel nehmen, wenn er das nicht wüßte — warum soll einer barhäuptig gehn, der sich einen Hut kaufen kann?

„Nur die Lumpe sind bescheiden." Ich hatte mir Marschner größer und ernsthafter gedacht, er ist ein kleiner, feister, fixer Mann mit einem behaglichen, schlauen Gesicht, spricht wie ein Buch, und trägt weiße Halstücher, weil er beinahe blond ist.

Wenn ich ihn in großer Toilette des Abends auf dem musikalischen Gerüst bei Lampenschimmer gesehen hätte, so wäre er mir wahrscheinlich äußerlich wie der teutsche Rossini vorgekommen. Auf dem Thomasgäßchen ist aber die Illusion sehr schwierig. Er hat wie jener etwas vornehm, wohl Genährtes im Gesicht, ein gewiß behagliches Adagio. Seine Opern sind aber teutsch bis auf den letzten Strich.

Die klugen Leute ſagen, er ſei ein Nachahmer von Weber. Die Aehnlichkeiten in allen Kunſtproduktionen ſind in Teutſchland das Studium der mittelmäßigen Richter. Sie jagen vielmehr nach Aehnlichkeiten, als nach Genuß, und „Reminiscenzen" iſt das Zauberwort, womit ſie ſich und Andere täuſchen. Dieſe Art wird noch lang nicht ausſterben, weil es das bequemſte Mittel iſt, ſich ſelbſt mit all' ſeiner enormen hiſtoriſchen Kenntniß zu beſpiegeln.

Ich ſehe dieſe Helden, mit der Operngluckerbatterie bewaffnet, das Haupt hin- und herwiegen, und bei jeder neuen Nummer der ſchönen Nachbarin ſo gewiß „o mein Gott" zuflüſtern, „Euryanthe — Freiſchütz — Oberon".

Es ſingt eine Nachtigall wie die andre, und ſie ahmen einander nicht nach.

Der gelbe Schwager blies, ich fragte eiligſt Marſchner, wie, bei welcher Gelegenheit, in welcher Situation, um welche Zeit er ſeine Opern komponire, ob vor oder nach Tiſch, im Negligée oder im Frack, im Bett oder im Freien, ſitzend, ſtehend oder gehend. Das iſt mir ſehr intereſſant, ſeit ich weiß, daß der berühmte Philolog Reiſig zum Beiſpiel ſeine beſten und tiefſten Studien, an der platten Erde auf dem Bauche liegend, machte. Mein Stubenkamerad auf der Univerſität, mit dem zugleich ich jene wichtige Notiz hörte, fing von da an, auch Philologie zu

ſtudiren, und ſich auf den Bauch zu legen; ich erwarte alle Tage, daß er berühmt werden wird. Beethoven komponirte im Schlafrocke, und zwar in einem ſehr ſchlechten Schlafrocke, den er mit einem Stricke zuſammenband; Marſchner geſtand mir, daß er ſeine beſten Gedanken auf dem Spaziergange in einer Pappel-Allee habe. Der Schwager blies zum zweiten Male. Für die Pappeln kann ich nicht ſtehn, es kann auch eine Lindenallee ſein, mein Gemüth ward bewegt durch die Fanfare des Schwagers und durch das Scheiden, aber für die Allee bürg' ich. Der Schwager blies zum dritten Male, ich mußte den Regenſchirm und Marſchner verlaſſen. Die Freunde gaben mir ihren Segen, denn ich zog hin in's Land Goſen, und wenn ich eine ſchöne Aegyptierin fand, die mich lieben wollte, ſo kam ich nicht bald wieder. Das wußten ſie. Der Sorglichſte von ihnen fragte, ob das auch die Poſt nach Italien ſei.

„Ne", ſagte man ihm, „die geht nach Borne."

Er rief erſchreckt, der Wagen flog fort. Es regnete fleißig und unverdroſſen, wie ſittſame Mädchen des Nachmittags unaufhaltſam ſpinnen: die Räder ſchnurren, der Regen klatſcht an die Fenſter, es iſt aſchgrau teutſches Wetter. In ſolchem grauen Reitermantel lag das Leipziger Schlachtfeld da, ſo verließ ich Teutſchland, machte die Augen zu, und rekapitulirte mein ganzes Leben, wie ich beim Antritt

jeder großen Reiſe zu thun pflege, und, erſchöpft von meinem Leben und von Teutſchland, ſchlief ich ein.

Als ich erwachte, ſah ich die kleinen Landvierecke an beiden Seiten des Wagens, von kleinen Gräben eingeſchloſſen, mit kleinen muntern Bäumen bepflanzt. Hie und da nickten harmlos die einzelnen Wäldchen, die nicht breiter und nicht länger ſind, als ein beſcheiden Bauerhäuschen. Ich erkannte das Land an ſeinem Kleide, es war Altenburg. Bald kamen auch die uniformirten Landleute hie und da zum Vorſchein. Die Frauenzimmer müſſen einmal im Altenburgiſchen großes Unglück angerichtet haben: ſeit der Zeit hat man ihnen eine Zwangstracht angelegt, die ſie garſtig macht. Vor der Bruſt tragen ſie ein Brett, damit Herz und Buſen verkümmere, die Röcke reichen nur bis an's Knie, um plumpe Gebirgswaden zu zeigen. Das Erzgebirge ſtreckt einen ſeiner letzten Zweige in das Ländchen, und es iſt merkwürdig, wie ſich dieſer kleine Diſtrikt abſondert von ſeinen Nachbarn. Es iſt Charakter im Altenburger, ſollt' er auch nur in der kurzen Jacke liegen, deren Taille unter den Armen ſteckt. Die Hauptfarbe iſt noch ſchwärzer, als die bei den Braunſchweigern, aber ſie iſt trauriger, geſchmackloſer, nicht ſo muthig, als bei jenen, ſie ſieht mehr leidend, gottesfürchtig aus. Auf dem Kopfe trägt der Altenburger ein kleines unreifes Filznäpfchen, um die Beine

weite schwarze Lederhosen, die aber nur bis an's Knie reichen; es muß viel lederne Hanthierung in Altenburg geben: auch das Berühmteste in der Stadt sind schöne, solide und wohlfeile Handschuhe. Die Tracht der Landleute, von welchen hier nur die Rede ist, sieht steif, gemacht und geschraubt aus, es ist keine Leichtigkeit und Bequemlichkeit darin, die Leute sehen auch trübselig ernsthaft daraus hervor, obwohl es ihnen gut geht, und sie meist wohlhabend sind. Es ist kein Feuer, keine Genialität in ihnen. Aber treuherzig sind sie und gut, und lieben ihre niedrigen Berge und ihre Köpfe.

In die Stadt selbst, Altenburg, rollt man bergab schnell hinein, und kommt langsam wieder hinaus. Das ist ein gutes Zeichen, es ist nicht übel Wohnen da; man findet viel Liberalismus, viel Essen und Trinken, viel Gesundheit und viel schlechtes Wetter. Wenigstens regnete es immer, wenn ich nach Altenburg kam, darum liegt die Stadt naß in meinem Gedächtnisse.

Aber immer guckten hübsche Mädchenköpfe aus den Fenstern, und heute war das Glück und Unglück gar zu groß. In einer engen Straße, durch welche der Postwagen donnerte, kam ein dunkelgelocktes Mädchenhaupt aus einem Fenster, und zwar so nahe an meinem Kutschenschlage, daß ich muthwillig hinausfahren und ihr wenigstens eine Locke küssen wollte.

Sie fuhr zurück, aber das frische Gazellenauge lachte, ich streckte die Hand aus, das schalkhafte Kind that's auch — wie ein Blitz schlug die Hand in mein Gedächtniß. Ich kannte diese volle, weiße Hand, ich kannte jene Gazellenaugen und jene fliegenden Locken, ich kannte sie aus Anhalt und Magdeburg.

Vorüber flog der Wagen, der Eilwagen ist das moderne Fatum, nichts hemmt seine Speichen. Vergeblich sprang ich auf und nieder, bergauf, bergab ging's weiter durch das romantische Altenburg. Die Stadt ist wirklich in sich romantisch, Höhe und Tiefe, Begeisterung und Koth wechseln schnell wie ein Windstoß. Prächtig verlassen steht jenseits eines kleinen Wassers das Herrenschloß. Ein Professor neben mir, der bereits die Homöopathie, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Dampfwagen, die neuesten geographischen Entdeckungen und die preußische und sächsische Politik erschöpft hatte, detaillirte der Gesellschaft mit jener todesverachtenden Redseligkeit teutscher Professoren den Prinzenraub, welcher da drüben im Schlosse vollendet worden war. Er kannte jedes Fenster und jeden Absatz, dessen sich Kunz von Kaufungen bedient hatte, und er beschrieb so lebendig und so genau, daß wir zehnmal fragen mußten, und als der Wagen rechts einbog und das Schloß verschwand, nicht klüger waren als vorher.

Ich theilte ihm die Notiz mit, daß Kunz von

Kaufungen zur damaligen Zeit ſtark an Hämorrhoidalbeſchwerden gelitten habe, und daß es nur deshalb mit ſeiner Flucht ſo mangelhaft gegangen und er ſpäter erwiſcht worden ſei.

Der Profeſſor war ſehr dankbar für dieſe Notiz, und fragte haſtig nach der Quelle. Ich citirte ihm den **Codex Clermontanus**, den er zu Leipzig auf der Schweizer Bibliothek zu jeder Stunde einſehen könne. Er war noch einmal ſehr dankbar.

Nach funfzig Jahren werden es die Leute, welche keine Hiſtoriker ſind, gar nicht glauben können, daß einſt der Raub von zwei kleinen Buben ganz Teutſchland in Allarm geſetzt und Krieg und Noth und Jahrhunderte lange Verwirrniß habe erzeugen können; ſie werden das Wort „Prinzenraub" nicht mehr verſtehn. So geht die Kultur verloren. —

Ich fragte den Profeſſor, ob er in Freiberg den blauen Stein geſehn, auf welchem der Kaufungen hingerichtet worden, und der eben von Kunzens hämorrhoidaliſchem Blute blau geworden ſei — der Profeſſor war außer ſich vor Neugierde, der Wagen hielt, „10 Minuten meine Herrn," ſchrie der Kondukteur, ich mußte wiſſen, ob es Jerta geweſen, ich fühlte die warme, weiße Hand an meinem Munde, ich rannte davon. Der Profeſſor ſchrie, ich rief im Laufen, daß ich wiederkäme, er ſchrie jammernd, daß er nicht weiter mit uns fahre — ich hörte nichts mehr.

Schicksal, Schicksal, ich verirrte mich, und konnte die Straße nicht finden, sieben Minuten waren um, ich wußte auch nicht mehr, wo die Post war. Kunz von Kaufungen, doch warst du glücklicher, ich fand nicht einmal meine Prinzessin. Ich mußte mir für einen altenburgischen Sechser einen Buben gewinnen, der mich im Trabe zur Post zurück brachte. Es war der Moment des Abfahrens. Wie ein Paquet ward ich hineingeworfen, händeringend stand der Professor am Schlage, eine antiquarische Thräne stand auf seinem wissenschaftlichen Auge, „der blaue Stein," wimmerte er. Ich konnte ihm nicht helfen, die Pferde zogen an, ich schrie, als ob ein Menschenleben auf dem Spiel stünde: „Reisen Sie nach Freiberg," ob er's aber gehört hatte, wußte ich nicht.

O, Jerta, deine Gesichtszüge sind mein Malheur! Als ich noch jung, sehr jung war, und den ersten gründlichen Unterricht im Christenthume erhielt zu Sprottau in der kleinen gewölbten Sakristei, wo es immer schmählig kalt war, da saß mir gegenüber ein schlankes Mädchen im grauwollenen Ueberrocke die war größer als ich, und ich liebte sie schon damals mehr als das Christenthum. Aus ihren großen blauen Augen, die so tief waren wie der See Genezareth, las ich alle die Antworten christlicher Liebe, welche ich dem Herrn Pastor Primarius zu

seiner größten Zufriedenheit gab, und um ihre Lippen hatte sie einen schalkhaften, liebenswürdigen Zug, der mein Herz zerschnitt mit der Seligkeit des Himmels. Ach, ich hätte immer weinen und sterben können, wenn sie mich ansah mit diesen lieben, lieben Augen und jenem Zuge und Ausdruck, der mich so namenlos glücklich machte. In jenem Zuge mußte wohl das ganze Geheimniß aller irdischen Freude liegen, die mir zu Theil werden könnte, ich wüßte sonst nicht, woher diese überwältigende Himmelsseligkeit über mich gekommen. O, es ist ein groß Mysterium, die erste Liebe, und alle späteren Leidenschaften borgen ihren Reiz von ihr.

Wie wußt' ich nichts von Kälte, obwohl mir die Hände erstarrten, wenn Sie da war, und wie langweilig war das Christenthum, wenn es ihr einmal zu kalt war, und sie nicht kam. Sie trat immer erst später mit dem Herrn Primarius in die Sakristei, und ich glaubte lange den Herrn Primarius allein zu lieben, und irrte mich doch so sehr. Ach, mit welcher Angst bemerkte ich's, wie wir immer mehr lernten, und die dümmsten Bauerjungen schon wußten, daß der Apostel Paulus früher Saulus geheißen und daß er das Heurathen vertheidigt habe, wenn's einmal sein müßte, denn je höher unsre Gelehrsamkeit stieg, desto näher kam das Ende meines Glücks, das Ende des Unterrichts.

Und das Ende kam wirklich, es war gar zu traurig, und ich sah sie nur noch von Weitem hinter dem Fenster, und begegnete ihr manchmal, wenn sie in die Stunde ging zum Herrn Primarius, als ich schon ein kleiner Christ, und sie noch eine liebe, halbe Heidin war. Daher mag's wohl kommen, daß mir mein ganzes Lebelang das Heidenthum so viel schöner erschienen ist. Ich lebte acht Tage und acht Nächte von einem einzigen Blicke, und wenn es Abend ward, da schlich ich um ihr Haus, und wartete so lang bis in dem untern Geschoß Licht ward, dann aß die Familie zu Abend und Sie auch. Das Fenster war hoch und mit Eisengittern versehen, aber ich kam hinauf, und hing so lang an den Eisengittern, als es meine kleinen Kräfte erlaubten und ah ihr zu, wie sie zu Abend aß, und sah ihr in das himmlische Gesicht, und die Thränen liefen mir über die Backen. — So kam denn auch der letzte Abend, den andern Tag sollte ich weit fortgebracht werden auf eine größere Schule, damit ich auch Griechisch und Hebräisch erlerne, was in Sprottau Niemand konnte. Oh, ich war so böse auf das Griechische und Hebräische, und habe in Beiden aus Haß niemals was Ordentliches gelernt. Ich sollte den letzten Abend feinartig zu Hause bleiben, die Mutter wollte noch Viel mit mir sprechen, und ich sollte packen helfen, aber ich stahl mich immer ein-

mal fort, und sah ob bei Ihr im Erdgeschoß kein Licht sei. Umsonst, der erste Stock war erleuchtet und unten blieb es finster. Ich war so traurig, als sollt' ich sterben. Da kam ein kleines Licht; — husch hinauf an's Fenster, wahrhaftig sie war's, war allein und suchte etwas im Zimmer. In der finsterſten Nacht am besten, und auch am hellſten Tage weiß ich noch, wie das Licht ihr mildes Antlitz beschien, alle Herrlichkeit der Erde lag auf diesem kleinen lieben, süßen Angesichte. Ich hätte nicht gewagt, ein Zeichen meines Daseins zu geben, meine Liebe war eine schweigsame Religion, Sie hat nie eine Sylbe davon erfahren, und es fiel meinen kühnsten Träumen nicht ein, daß sie in das untere Zimmer gekommen sein könne, um meinen Augen einen Abschied zu gönnen. Ich wollte nichts von ihr, sie hatte nichts zu thun für mich, als zu existiren.

Den andern Tag reis'te ich in einem verhangenen Korbwagen an ihrem Hause vorbei auf die ferne Schule, es regnete wie heute, und ich habe sie nie wieder gesehn. Aber ihr süßes Angesicht ist für immer die Romantik meiner Liebe geworden, und jener Zug um den lieben Mund, der mein Herz mit Seligkeit durchschnitt, ist noch heut der Typus jenes Zaubers, den man Liebeszauber nennt, und er hat mich oft unglücklich glücklich gemacht.

Sein gedacht ich jetzt im Postwagen, denn jenes

Mädchen in Altenburg glich ebenfalls jener lieben, kleinen Heidin aus Sprottau, und glich doch auch der Jerta, und warf mein Herz Fangball und quälte mich auf das Süßeste.

Es war glücklicherweise finster geworden, da geht das Liebesträumen so vortrefflich; ich drückte mich in die Ecke, und schwelgte wie ein türkischer Opiumesser, und selbst die Erinnerung störte mich nicht, wie man mir einst erzählt, die kleine Heidin sei sehr groß geworden, und habe einen dicken Justizrath geheurathet. —

18.

Die Novelle.

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinnen zu sein, die weit entfernt von einander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehn. Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht Acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche

zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt

ſah ſie in's Feuer hinein, und langſam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde" — rief der Vater, „die Kanne iſt leer, und Ferdinand hat erſt zwei Taſſen getrunken."

Da fuhr ſie erſchrocken zuſammen, und die weißen ſchönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten friſches Holz an, die Thränen fielen in's Feuer, und ſie nahm ſich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, ſie brachte es auf den Tiſch, ſchenkte dem Bruder die Taſſe voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Geſicht, und leiſe weinend drückte ſie ihr Geſicht an ſeine Augen. „Und du gehſt nun auch fort, Ferdinand." — —

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Der Bruder ſchlug den Arm um ſie, der Vater ſtellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte ſehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als ſei er verdrießlich, und ſchalt, daß man den Jungen nicht wenigſtens in Ruhe frühſtücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „der Kutſcher."

Ferdinand ſprang auf, küßte den Vater. Des Alten Geſicht war in ſtürmiſcher Bewegung. Er küßte die laut weinende Mutter; unter lautem Weinen band ſie ihm einen Fuchsſchwanz um den Hals,

und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, was er auf dem Stuhl hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!" — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände in's Gesicht, und bat ihn von Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffst, so bitte ihn, daß er treu ist."

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesicht nach, und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer ging Mathilde in's Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet, und sollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehn. Deshalb war er hier, und schritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses. Es war Theegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in dem Zügen, sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt stand die älteste Tochter Emilie, und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben in's Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein frisches Verlangen auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethes Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den Akten war sie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thür stehn, und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es sei charmant, daß er so hübsch und mit so viel Gefühl lese. „Ach ja!" setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße seinen Universitätsfreund Richard, und die Freude war groß, sie hatten mit einander studirt, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit

Ferdinand nach Haus gereis't, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, und wo Mathilde vor der Thür saß, und ihrem Bruder einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem lieben Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: das ist ein schönes Paar, Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Darauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann, und ein geliebter Gesellschafter in Riga; er hatte so viel Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Karriere zu machen. Der Banquier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand stieg im Preise, daß er so respektable Konnexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch,

oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte und ließ sich auch niemals sehn.

Ferdinand lehrte Alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andre Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen, und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuck," und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau

zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der älteste erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickten.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und

schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und sprach mit fester Stimme: Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein." — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Thränen und Küssen.

„Laß uns nach Teutschland fliehn!" bat sie.

„„Du willst?""

„Ich will Alles, was mich mit Dir vereinigt, ich liebe Dich sehr."

Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Thüren wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort würden sie, wenn Alles im Hause schliefe, das Nöthige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause.

Emilie erſchien geſchmückt, und war ausgelaſſen und ſchön und lachte und ſcherzte und tanzte wild und luſtig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand ſtand in einem Fenſterwinkel, und ſah ihr mit Entzücken zu; ſeine Seele war mit der Liebe für das ſchöne, friſche Mädchen und mit Beſorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als ſich die Geſellſchaft trennte, flüſterte ſie ihm zwei Worte in's Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Geſtalt huſchte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand ſchlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorſichtig ſein, denn der Mond ſchien verrätheriſch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, was auf den Hof herausging, war noch Licht. Plötzlich ſchrie Emilie laut auf — rückſichtslos ſprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe ſie ihren Namen nennen hören. Rückſichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen in's Gartenhaus, und küßten ſich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand ſollte aus dem Pavillon, der in's Freie führte, ſogleich nach dem Hafen eilen,

zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten zu einem Bündel schnüren, und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand geleitete sie erst zurück in's Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein neues Testament in die Tasche, und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme. Er weckte ihn, und begann seine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber an's Schiff. Der Kapitain ward gerufen, das Geschäft war bald abgemacht, um 6 Uhr wollte das Schiff in See gehn. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, was sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häuser her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten sich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hauſe des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geſchellt, und darauf beſtanden, den Herrn vom Hauſe augenblicklich ſprechen zu müſſen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihauſe, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaſter hob eben die Anker, in Riga ſchlug es ſechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaiſers den Kapitain zu ſprechen verlangte. Die Matroſen ſchrieen, die Anker würden gelichtet, es ſei zu ſpät, „Im Namen des Kaiſers" klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Kapitain kam.

Bald darauf ſah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herab klettern in's Boot. Richard, der in ſeinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme ſtand, führte Emilien an des Vaters Wagen, hob ſie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutſcher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward in's Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den erſten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, ſie zu tröſten.

Nach einiger Zeit ſagte man ihr, Ferdinand ſei nach Teutſchland entlaſſen und die Sache ſei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man ſchon nicht mehr. Mathilde war ſehr blaß geworden und noch ernſthafter als früher. Eines Tags ſagte ſie dem Vater, ſie wolle mit der Poſt nach Riga reiſen, Ferdinand ſei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater ſagte nichts, und machte ihr das Reiſegeld zurecht. —

— In Riga hörte ſie auf der Polizei, Ferdinand ſei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, ſondern traf Anſtalten, nach Petersburg zu reiſen, um dem Kaiſer einen Fußfall zu thun. Als ſie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu beſtellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein teutſches Lied ſang, was man bei ihr zu Hauſe am Rheine oft zu ſingen pflegte. Sie ging etwas ſchneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete ſich um. Mathilde ſtand ſtill wie eine Bildſäule, ſie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber ſie nicht, und ging weiter, und trällerte ſein rheiniſches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war ſie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte ſie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr ſie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, ſie hatte ſchon viele hundert Werſte zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit ſeinen Hütten, wo ſie Ferdinand finden, ihm ſeine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als ſie in den Ort kam, erfuhr ſie, daß es Ferdinands Leiche geweſen war. —

— Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine; um ihre alten Eltern zu pflegen. —

— In der Nähe von Riga begegnete ihr eine ſchöne Equipage. Der Kutſcher des ſchönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinſitzenden ſtiegen aus, der Poſtillon, welcher Mathilden fuhr, hielt ſtill, um dem Kutſcher behilflich zu ſein.

Der Herr und die Dame, eine junge ſchöne Dame, baten Mathilden, ſie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Geſicht fallen, es war Richard. Er ſaß ihr gegenüber und ſcherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber ſeine junge Frau, und als ſie nach Riga kamen, ſagte ihr der Poſtillon, die

junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Teutſchen hätte fortfahren wollen.

Mathilde ſagte nichts, und fuhr weiter nach Teutſchland hinein.

In dieſem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Poſthauſe in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtſtrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erſchrocken: Das waren die verſtorbenen großen Augen Mathildens, auf dieſen blaſſen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeſchichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es ſchien mir ein erſchreckliches Unglück auf dieſen todtgeweinten Mienen ſtill und ſtolz zu ruhen, lange, lange ſchon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geſchmeidigt haben. Ein ſtrenger Weibesſchmerz ſah heraus, trokken war das Auge eines Mädchens nach ſolch trauriger Geſchichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Geſicht mit dem Taſchentuche und ſchluchzte innig, und die erſchütterte Seele drängte ſich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung ſolches Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos ſein, wer das Unglück ſelbſt erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hob sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Athem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beide Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiseeffekten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr

das Mädchen mit dem ſüßen Geſicht meiner Jugendliebe.

Ich ſtand ſchmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnſucht im Thorwege, und ſah der Laterne des Wagens ſo lange nach, bis ſie verſchwand.

All' die ſüßen Liebesſchauer aus der Sakriſtei, all' das Liebesſehnen der friſchen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht geleſen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

19.

Zwickau.

„Und er nahm ihm ein Stück seines Lebens, und lachte dazu.“
Aus der verlornen spanischen Tragödie.

Nach allen Seiten hatten sich die Reisenden aus dem Posthause zu Zwickau zerstreut. Ich saß mit einem ruhigen, behaglichen Norddeutschen am Ende allein in dem winkligen Gastzimmer auf einem versteckt liegenden Sofa. Es war in der zweiten Stunde der Nacht, ein einsames Licht brannte träg auf einem entfernten Tische von lang gebranntem Dochte beschattet. Der Norddeutsche rauchte seine Pfeife und sah zufrieden vor sich hin, meine Gefühle schlugen auch allmählig immer kleinere Wellen, es war so fein still in Nähe und Ferne, der Morgenwind schüttelte leise zuweilen an den Fenstern, man hörte es, wie er den erschöpften Regen fortblies, ein früher Hahn begann schüchtern und wie unsicher probirend sein erstes Signal eines neuen Tages.

Ich wollte auch einen neuen Tag anfangen, und verschloß die Thür zu den Gedanken des vorigen Tages, und wendete mich an meinen Nachbar. Ein neuer Mensch auf einer Reise erschließt immer wieder ein ganz andres Terrain, wenn man seinen Geist und sein Herz nur ein wenig zu öffnen weiß.

Der Norddeutsche war einer von denen, welche nach zehn Minuten so bekannt und offenherzig sind, als wäre man schon Jahrelang mit ihm umgegangen. Das ist bei vielen Menschen eine Schwäche, bei ihm aber war es Stärke; er war sich seiner Kraft bewußt, die ihm begegneten, mochten mit dem, was er ihnen gab, machen was sie wollten, das war ihm einerlei. Er hatte ein gutes Gewissen, wie denn ein starker Mann, dessen Unterleib gesund ist, selten ein schlechtes hat. Denn an einem schlechten Gewissen sind immer zwei Drittheil Angst und Schwäche.

Es ergab sich, daß wir zusammen über Schneeberg nach Carlsbad reisen wollten. Er sah stämmig und robust aus wie eine gesunde Kiefer, und ich fragte ihn natürlich, was er denn in Carlsbad wolle, da er nicht vornehm genug aussähe, um diese Frage überflüssig zu machen.

Da zog ein liebenswürdig Lächeln um seinen Mund, wie wenn in den letzten Tagen des April die Sonne zum ersten Male wieder oben über dem Kieferwalde zum Vorschein kommt, und die wenigen

Aeste einander zuraunen: „Seid munter, sie ist da.“ Er nahm die Pfeife aus dem Munde, und konnte sich gar nicht mehr aus dem Lächeln herausfinden, ich war ernstlich besorgt, daß es sich in ein Lachen verwandeln, und ich gar nichts erfahren würde, und unterbrach ihn deshalb, als er lächelnd aufstand und das Licht schneuzen ging.

„Sie müssen nicht davon sprechen“ —

So fangen alle Leute an, die in Teutschland mündlich etwas erzählen wollen. Die jungfräuliche kindische Scheu vor der Oeffentlichkeit ist immer so groß, daß sie roth werden, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen, und bleich, wenn etwas dabei steht, was sie selbst gesprochen.

Ich machte ihn sicher, und nun erzählte er wie ein langsames, aber regelmäßiges Mühlrad.

Jetzt sei er zwar ein tiefer Dreißiger, aber er sei einst auch jung gewesen, und habe sich auf der Schule mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen beschäftigt. Und nun begann er eine Detailerzählung, und stopfte sich dazu eine neue Pfeife. Ich erinnerte ihn, daß wir keine volle Stunde mehr übrig hätten, dann ginge der Wagen nach Schneeberg ab, und ob er wohl bis dahin fertig zu werden gedächte mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen, um derentwillen er nach Carlsbad reise.

Eine Zeitlang mußte ich auf Antwort harren, da die Pfeife eben in Brand gesetzt wurde, dann zog er einen tiefen Schluck Rauch, und sagte: Wir können ja im Wagen fortfahren.

Nach diesen Worten setzte er sich und erzählte. Er hatte auf der Schule zwei Treppen hoch hinten hinaus in einer kleinen Stube mit einem langen, sehr langen Theologen und einem sehr kleinen ABC-Lehrer zusammengewohnt. Selbiger letztere habe sich sehr Viel auf seine Schwester, die einen Goldschmidt geheurathet, und auf das Perfectum des Verbums ferre zu Gute gethan, was er als ehrwürdigen Rest sonstiger klassischen Bildung, die ihm geblieben, allen andern Perfectis der Welt vorzog.

Deshalb nannten wir ihn Tuli, — „Herr Tuli," fiel ich dem Norddeutschen in's Wort, und war äußerst bewegt, denn das war ja meine Geschichte, jener Tuli war mein Stubengenoß gewesen, jener Schüler war ich.

Der Norddeutsche ließ sich aber nicht stören, sagte: „Sehr richtig, deshalb nannten wir ihn Tuli;" und fuhr gleichmäßig fort zu erzählen. Mich überlief es eiskalt, alle Geschichten von Doppelgängern, von gestohlnen Spiegelbildern kamen mir in den Sinn, es war spät in der Nacht, ich war allein mit dem Manne im Gastzimmer zu Zwickau, ich träumte vielleicht, war auf dem dunkeln Sofa eingeschlafen,

ich fragte den Nordteutschen, ob er gewiß wüßte, daß ich wachte.

„Ja," antwortete er trocken, und fuhr fort in seiner Geschichte.

„Tuli hatte die ganze Stube voll Vögel hängen, und wenn sie alle sangen, so hörte man sein eigen Wort nicht. Hinter dem Ofen aber befand sich eine Hecke von Kanarienvögeln, auf welche Tuli all seine Erwartungen baute. Wir führten ein sehr stilles, gottseliges Leben: am Tage lehrten und lernten wir, Tuli das ABC, ich Lateinisch, der Theologe las hochbeinige Classiker, und sammelte sich schöne Redensarten für zukünftige Predigten. Gegen Abend fanden wir uns alle zusammen, Tuli versuchte es, eine seiner verstopften Pfeifen in Brand zu stecken, was nicht immer gelang, der Theologe, der nebenbei mein Vetter war, zog sich seinen alttestamentarischen Schlafrock an, der grau wie Buße und lang wie die Ewigkeit aussah, und ging mit großen Schritten nicht ohne Schwierigkeit im kleinen Zimmer auf und ab, ich saß im Winkel und dachte an den Epaminondas, der die Flöte so schön gespielt habe, und beschloß, meinem Vater zu schreiben, daß ich auch Flöte spielen wollte, um ein Epaminondas zu werden, meiner Mutter aber mitzutheilen, wie fleißig ihr Rath befolgt werde, und wie ich mich alle Tage am Treppengeländer baumle, um zu wachsen. Denn

ich sah wohl ein, daß ich größer werden müsse, um den Epaminondas zu spielen, und meinen langen Vetter beneidete ich in solchen Augenblicken immer sehr."

„Jetzt räusperte sich Tuli und stellte mit schüchterner Stimme die Motion, ein Uebriges für den schönen Winterabend zu thun und eine Bretzelsuppe zu kochen oder Kartoffeln in Speck zu braten, da die Herren — das war mein Vetter und ich und das schmeichelte mir sehr — von der letzten Sendung der respectiven Eltern wohl noch Speck besäßen!"

„Der Antrag ging durch, es ward Licht gemacht, Tuli zog seinen blau-gestreiften leinwandnen Schlafrock an, gab die Versuche mit seiner Pfeife auf, und hinkte hinunter zum Bäcker, um Bretzeln zu kaufen, und versprach den Sechser auszulegen und aus dem Keller Kartoffeln mitzubringen."

Der scharfsichtige Leser wird bemerken, daß ich zuweilen dem Norddeutschen das Wort abnehme, und in der Erzählung seiner Veranlassung, nach Carlsbad zu reisen, selbst fortfahre. Das verwundert ihn gar nicht, es ist eine schreckliche Lage, schrecklicher als die des Lesers, der nicht absieht, wie wir nach Carlsbad kommen werden. Den Leser kann ich trösten, denn ich ahne es, wo es hinaus will, und mich quält nun auch schon die Eifersucht, aber wer tröstet mich, dem in der Nacht zu Zwickau auf dem dunkeln Sofa ein Theil seines Lebens abhanden gekommen ist!

Wir fuhren fort:

Aus einer Schüssel, die auf einem nackten Tische von weißgewaschenem Fichtenholze stand, aßen wir alle drei friedlich und besonnen Bretzelsuppe oder Speckkartoffeln. Dann spielte ich mit Tuli eine Partie Dame, die er mich selbst gelehrt, und wenn er zu viel Schweinchen bekam, so hörte er verdrießlich auf, und setzte sich auf die Ofenbank, die kurzen Beine horizontal so lang wie möglich vor sich hinstreckend. Da sah er aus wie ein Indianerhäuptling von einem verwahrlos'ten Stamme, und sprach drei Stunden lang kein Wort und regte kein Glied, und, wie ich gewiß weiß, dachte auch nicht den kleinsten Gedanken. Der Vetter excerpirte von Neuem klassische Stellen, ich las alle epischen Gedichte, deren ich habhaft werden konnte, und Alxingers Doolin von Mainz, und Bliomberis und Schulzes Cäcilie und bezauberte Rose waren noch lang nicht die schlechtesten. Es war todtenstill im kleinen Zimmer, die Vögel schwiegen schon lang, und gespenstisch hingen die Bauer da, und von meinem Vetter und mir hörte man die Blätter umwenden, bis es zehn schlug. Ich segne aber jetzt die Zeit, denn ich brauche sie nothwendig für meine literaturhistorischen Kenntnisse, später wäre ich nimmer im Stande gewesen, so viel Heldengedichte mit durchzuschlagen.

Schon gegen zehn tummelten sich die Helden

verworren vor meinen müden Augen. Sobald es schlug, schleifte Tuli seine Elementar-Glieder von der Ofenbank herunter bis in's Bett. Auch ich schlüpfte hinein, und in bunten Träumen schlug ich mich herum mit dem anfänglichen Gesichte Tulis, das einem Albino, einem weißen Neger, angehört hätte, wär' er in Afrika geboren gewesen. Auf seinem Scheitel hatte er nur zwanzig lange Haare, welche auf dem Hinterkopfe entsprangen, und mit ökonomischer Benutzung einen ganzen Haarwuchs vorstellen mußten. Sie waren nämlich durch vorsichtige und sanfte, aber unausgesetzte Erziehung daran gewöhnt, gegen ihre natürliche Neigung vorn nach der faltenreichen Stirn zu, glatt und bescheiden anzuliegen. Die Stirn war kurz wie Tulis Verstand, um die Gegend, wo Augen sein sollten, schwebte ein beständiges Abendroth, in dem Allerheiligsten des muthmaßlichen Auges thaute und regnete es aber beständig, und kein Wald von Wimpern schützte die löschpapierne Wange vor Ueberschwemmung, jenen Schutz hatte ihm die Natur völlig versagt. Daher kam seine boshafte Katzennatur, welche sich bald offenbaren wird, denn er ward alle Morgen blind wie die Katzen geboren, und erst nach langen Anstrengungen mit Schwamm und Tüchern, gelang es ihm, den Tag zu gewinnen.

Nimmer, Tuli, vergeß ich deinen Anblick, wenn du am hellen Morgen taſtend bis zum Handbecken ſtolperteſt, in welchem dein Tageslicht verborgen lag. Du warſt im tiefſten Negligée, aber auch im Negligée ſchamhaft, nimmer vergeß' ich deine bräunlichen, flanellnen Untermodeſten, aber auch nimmer den Morgen, wo du mich unbarmherzig aus meinen Träumen von dir rütteltest, der Fink hatte noch nicht gepiept und mich geweckt, ich träumte von dir und der bezauberten Roſe.

Wie ein racheluſtiger Gnom ſtand er an meinem Bett, und klagte mich der fürchterlichſten Frevelthat an, die ſein ABC-Herz zu erſinnen vermochte, der Frevelthat, ſeine Kanarienhecke vergiftet zu haben. Am Abende hätte ich ihm alle fetten Kartoffeln von ſeiner Seite wegſtibitzt, ich ſei überhaupt ein junger Böſewicht.

Entſetzt fuhr ich auf, mein Vetter, dem ich einige ſchlechte Witze in ſein Heft großartiger Redensarten geſchrieben, was er eben entdeckte, ſprang aus dem Bette, und überſchüttete mich mit einer Rede des Demoſthenes, ich kam nicht zu Worte, und entfloh mit Mühe in die Schule zum Cornelius Nepos, wo ich mich ein Wenig mit dem leidenden Ariſtides tröſtete.

Nun kamen trübe Zeiten, ich lebte in unſerm kleinen Zimmer wie ein Ausgeſtoßener, ſogar die Vögel konnten mich nicht mehr erfreun, denn ſie erin-

nerten mich an die Kanarienhecke — ich glaubte am Ende ſelbſt an meine Schlechtigkeit, und hielt mich für ein verwahrloſ'tes Gemüth, wie mich mein langer Vetter immer nannte. Ach, ich war ſehr betrübt.

In dieſer traurigen Stimmung ſaß ich eines Abends einſam am blaſſen Tiſche von Fichtenholz — die Zeit der Bretzelſuppen und mit Speck gebratenen Kartoffeln war vorüber — und lernte mit ſchmerzlich bewegtem Herzen die Präfatio im Cornel auswendig: „Non dubito, fore plerosque“ — ich zweifelte aber und verzweifelte an Allem. Es war recht teutſch unheimlich heimlich um mich, ein kleines Sechſerlicht brannte matt, der Wind warf murrend den Schnee an die Fenſter, hie und da ſchlug geſpenſtiſch ein Vogel leiſe mit den Flügeln, wenn er vom Aar, oder Geier, oder von Leimruthen, oder auch von einem fern fliegenden Liebchen träumte, deſſen Untreue ihm natürlich ſchien, da Schlegel den Vögeln keine Romantik hat beibringen können. Mich ſchauerte vor Einſamkeit. — —

Da klopfte es dünn und furchtſam an die Thür. Ich hatte Niemand kommen hören, und erſchrak ſehr, das dünne Klopfen klang ſo geiſterartig. Kein Ton war in meiner Kehle — es klopft wieder, ich ermanne mich zu einem jämmerlichen „Herein“. Ein junges blondes Mädchen öffnet die Thür, und bittet ſchüchtern, ob ſie ihr Licht bei mir anzünden könne.

Das Mädchen prägte sich mir schneller ein, als die Präfatio im Cornelius Nepos; sie machte einen wunderbaren Eindruck auf mich, und ich hielt sie für einen Engel, trotz des reellen Talglichtes, daß sie in der Hand hielt, und das ich mit meinem Sechserlichte in Brand steckte. Bei dieser Gelegenheit zitterte meine Hand, und ich erinnerte mich nach vielen Wochen, als ich wieder etwas zur Vernunft gekommen war, daß der Engel damals ein Wenig schalkhaft lächelte. Sie war zwar auch schüchtern, aber wir waren beide vierzehn Jahr, also war sie älter und hatte schon mehr Geistesgegenwart.

Ich fand sie sehr schön, und ich habe fünf Jahre lang geglaubt, jedes Mädchen, was hübsch sein wolle, müsse blonde Haare haben, und ein weißes Kleid tragen und ein himmelblaues Halstuch. Alles Andere fand ich fünf Jahre lang ordinair.

Sie fragte mich, was ich so allein machte; und ich sagte ihr, daß ich die Präfatio im Cornelius Nepos lernte. Als sie nicht wußte, was das sei, wies ich sie ihr, und als sie ungläubig den Kopf schüttelte, wuchs mir der Muth, und ich wiederholte mit Nachdruck, das sei wirklich die ächte praefatio Cornelii Nepotis. Zum Beweise las ich ihr vor:

„Non dubito, fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve, ac non satis dignum“ —

Aber ſie unterbrach mich mit der Frage, ob ich ſchwarzen Peter ſpielen könne. Vortrefflich. Und nun ging ich mit ihr, ſie wohnte mit ihrer Mutter nur fünf Schritt von mir auf demſelben Saale, aber vornhinaus. Es waren noch einige Mädchen da, und wir ſpielten ſchwarzen Peter, ich war aber der einzige Peter, weil ich fortwährend in die großen blauen Augen meiner kleinen Führerin ſah, und wurde vielfach in's Schwarze gemalt.

Ein ſolcher Peter blieb ich fünf Jahre lang, wir wuchſen neben einander auf, und meine Liebe zu dem blonden Mädchen wuchs immer größer, ich wußte nicht mehr, wo ich ſie beherbergen ſollte, und theilte ſie allen Winden und allen Wolken mit, die vorüberzogen, und ſtrömte ſie aus in drangvolle Gedichte, in melancholiſche Charaden, aber dem blonden Mädchen ſagte ich nie etwas davon. Jetzt weiß ich, daß ſie's wußte, denn ich erinnere mich, daß ſie ſehr kluge blaue Augen hatte.

Als die fünf Jahre um waren, verließ ich die Schule, und wollte die Univerſität beziehen, obwohl mir Tuli, als einem vermeintlichen Giftmiſcher noch immer nicht vergeben hatte. Da kam ich Abſchied nehmen zu ihr. Die Mutter, welche ſonſt immer, wenn ich da war, verdrießlich nach der Wanduhr hinter'm Ofen geſehn, und des Abends immer geſagt hatte: „Hören Sie, es muß bald zehn ſein, und

Sie sind noch zu jung", die Mutter war heut freundlich, und sagte, ich könnte ihnen schreiben, und sollte die Briefe nicht frankiren. Das war sehr Viel. Ich hatte mir zwar fest vorgenommen, meinem Liebchen nach fünf Jahren zum erstenmale beim Abschiede die Hand zu küssen, aber es gelang mir nicht, und so ging ich von ihr, und hatte ihr nie ein Wort gesagt, daß ich sie seit jenem Abende der Präfatio vor fünf Jahren schwärmerisch liebe.

Hier ward uns gemeldet, daß der Wagen nach Schneeberg bereit sei. Der Morgen war frisch und blies von meinen Schläfen das Haar, von meinen Augen die nächtlichen Schatten. Ich sagte meinem Begleiter, daß er mir auf unbegreifliche Weise ein Stück meines Lebens, und zwar nicht das schlechteste, nämlich meine romanhafte Liebe auf der Schule entwendet habe, daß ich mich durchaus nicht erinnerte, sie jemals einem Menschen im Zusammenhange erzählt zu haben, daß ich ihn aber jetzt am frühen Morgen für einen Spaßvogel halte.

Er breitete seine Füße aus im Wagen, bedeckte sie mit dem Mantel, rückte den Oberleib bequem in die Ecke, und ignorirte abermals meine Einrede.

Mit gleichmäßiger Stimme fuhr er nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort: Ich fand im nördlichen Teutschland eine Anstellung, und im Wirbel der Geschäfte hatte ich nicht Zeit, an die Liebe

Bibl. Univers. Lips.

zu denken, ich wurde bequem, und brauchte viel Geld, so wurde das Heurathen verschoben. Halbe Nachrichten, die mir zukamen, erzählten übrigens, mein blondes Mädchen habe auf Drängen ihrer Mutter einen trocknen Lieutenant geheurathet, und nun begab sich noch obenein das Unglück, daß ich nach einer heftigen Erkältung ein starkes Nervenfieber bekam, was alle früheren Gemüthseindrücke aus meinem Gedächtnisse verwischte. Ich hatte vergessen, daß ich jemals einen Vater und eine Mutter gehabt, denen ich mit Liebe zugethan gewesen, ich wußte nichts davon, daß ich Brüder habe, bis sie an mich schrieben, und mir's sagten, daß sie meine Brüder seien. Mein Gedächtniß war gleich einer abgewischten Tafel, mit mäßiger Mühe stoppelte ich mir wieder die nöthigsten juristischen Kenntnisse zusammen. In den ersten vierzehn Tagen mußt' ich Visitenkarten um meiner selbst willen bei mir tragen, weil ich meinen Namen vergessen hatte.

Von meiner blonden Liebe wußte ich kein Wort mehr. In diesem Frühjahr schrieb mir mein Bruder, seine Frau habe ein Mädchen kennen gelernt, was sich meiner mit großer Theilnahme erinnere. Die Mutter dieses Mädchens habe ihr eine vormalige Liebesgeschichte von mir erzählt, und vielfach gefragt, ob ich denn noch immer so blöde sei. Meine Schwägerin, eine red- und schreibselige Dame, die Komö-

dien und Novellen schreibt, hat mir alle früheren Details mitgetheilt, und befindet sich jetzt mit dem blonden Mädchen in Carlsbad.

Deshalb, mein Herr, reis' ich jetzt auch nach Carlsbad, und wenn ich dem Mädchen gefalle, und sie mir noch gefällt, so hab' ich sie zu heurathen beschlossen. Ich weiß zwar durchaus nicht mehr, wie sie aussieht, ich wüßte überhaupt ohne meine Schwägerin nichts von dieser meiner schwärmerischen Jugendliebe, nichts von Tuli, dem Finkler, ich bin auch dafür, daß mein blondes Mädchen für ein Mädchen schon etwas hoch in Jahren sein müsse, wenn ich mich anders recht erinnere, daß sie gleichen Alters mit mir gewesen sein soll — aber ich werde sie doch wahrscheinlich heurathen. Ich liebe so etwas Historisches vor der Ehe, und ich habe immer gefürchtet, daß ich einmal so kahl vom Fleck weg ohne Einleitung und Begebenheit heurathen müßte. Was meinen Sie, mein Herr, dazu, und worin bestanden Ihre Unterbrechungen meiner Geschichte? Sie müssen mich entschuldigen, daß ich keine Notiz davon genommen habe, mein Gedächtniß ist noch sehr unsicher, und wenn ich mich auf Nebenwege und Berichtigungen einlasse, so verliere ich leicht die ganze Geschichte unter den Händen, oder erzähle die zweite Hälfte einer ganz andern an meine angefangene. Das begegnet mir leider sehr oft, ich habe vor Kurzem unsere Familienpapiere

durchſtudirt, um doch wieder etwas von meinen früheren und jetzigen Angehörigen zu wiſſen, da haben denn die Heurathsſchickſale meiner Großmutter einen ſo lebhaften Eindruck auf mich gemacht, daß ich ſie ſehr oft in andre Angelegenheiten miſche, namentlich in die meinen. Wenigſtens verſichern mich deſſen meine Umgebungen, ja, und was ich Ihnen erzählt habe von meiner Couſine mit der ſchönen Taille — — —

Da ſchlief er ein. Wäre es nicht am frühen Morgen geweſen, ich hätte mich vor dem Manne gefürchtet, dieſe Verwirrniß, in welche meine eignen Jugendleiden verwebt waren, verhäkelte mir ſelbſt Verſtand und Gedächtniß. Ich beſchloß, den verworrenen Knäul von Dingen bis Karlsbad in die Taſche zu ſtecken, vielleicht ließ er ſich dort mit Hilfe jener Schwägerin entwirren, die am Anfange dieſer Fäden zu ſtehen ſchien.

Und doch lag auf dem Geſichte des Schläfers ſolch klare Ordnung, ſolch' ein beſonnener Schalk, daß es mir manchmal ſchien, als ſei ich in den Händen einer überlegenen Fopperei.

Der Schwager blies ſich ein Morgenlied, ich freute mich der Fahrt. Das Land iſt hier bergig, der Weg iſt einer von den Päſſen, welche durch das ſich abſenkende Erzgebirge nach Böhmen führen. Die Berge recken und dehnen ihre Glieder durch das ſogenannte Voigtland bis an die thüringſchen und bairiſchen Fuhr-

then, bis dahin, wo 1806 die ersten Franzosen den Preußen begegneten. Dort finden sie neue Unterstützung, und nehmen einen höhern Flug, auf der einen Seite als Thüringerwald, auf der andern als Fichtelgebirge. Die Berge sind eine Aristokratie der Erde, und es findet sehr innige Verbindung zwischen ihnen statt. Sie hängen wie die höhere Klasse durch die ganze Welt zusammen vermittelst höherer Civilisationsgedanken, und wo man Flächen sieht, da geht die Konspiration unter der Oberfläche weiter, und es ist längst bekannt, daß unter dem Meere die Gebirge sich fortziehn von einem Welttheil zum andern.

Ich meine nicht die sogenannte Aristokratie, sondern eine bessere. Eine Aristokratie hat aber jede Zeit, auch die äußerst demokratische, und ich liebe sie sehr, denn sie ist mir die Bürgschaft der fortschreitenden Kultur.

Diese große Familie der Berge und Höhen hat hre eignen Geheimnisse und ihre eigne Poesie. Ueber Alles liebt sie die Menschen, und trachtet sie zu beglücken. Sie sendet ihnen die Quellen, und öffnet ihnen ihre goldnen und silbernen Herzen. Ich bin oft der Meinung, die Berge seien die alten Titanen, welche einst gegen die egoistischen Götter den großen Krieg geführt haben, und leider überwunden worden sind. Damals ist ihnen das glühende Erz und das quellende Wasser in den Mund gegossen worden, daß

sie für ewige Zeiten die Sprache verlören, und stumm blieben bis an der Welt Ende. Das ist das große Unglück der Berge: sie dürfen nicht reden von all' den skandalösen Dingen der Olympier und von den Handgriffen der Weltregierung, deren Unkenntniß uns in Dummheit und Schwäche erhält. Nur zuweilen versuchen es die feuerspeienden Brüder, die alte Titanenrede wieder zu gewinnen, und unter dem furchtbaren Röcheln sterbender Riesen werfen sie ihren feurigen Zorn in die Luft, vielleicht sind es auch Worte, welche der Aetna, der Vesuv, der Hekla und der Krabla sprechen, aber das Lexicon dafür ist uns verloren gegangen, und wir erschrecken vor ihnen, statt ihrem Sinne nachzuspüren. In den Bergen liegen gewiß tiefere Worte, als in den Pyramiden, und ich habe oft gewünscht, daß Champollion, eh' er starb, lieber die Hieroglyphen der Berge, als die der Pyramiden entziffern möge. Denn die Felsen liegen gewiß nicht verworren auf ihnen, sondern enthalten im Titanenalphabet das große Weltgeheimniß.

Ich kann es auch nie unterlassen, mein Ohr an die Berge zu legen. Erinnern sich nicht viele meiner Leser, die das auch gethan, daß es ihnen immer vorgekommen sei, als hörte man inwendig ein dumpfes Stimmengewirr, und als würde eine große Revolution vorbereitet gegen den despotischen Jupiter, den Sohn des verstorbenen Jehovah, und wenn einmal

ein Erdbeben ausbricht, so sind das gewiß immer die geheimen Agenten Jupiters, welche von den Titanen entdeckt und fortgejagt sind, und sich heraufflüchten. Denn wären es Revolutionsmanövres der Titanen, wie ich in meiner Jugend glaubte, so würden nicht so viel Menschen dabei zu Grunde gehn, da die Titanen die Menschen lieben, wie ich das gewiß weiß. Dem Jupiter aber gelten sie nicht mehr, als Pfennige einem Könige, weil er alle Tage ihrer viel tausend machen lassen kann, ohne eine Hand zu rühren.

Seit einigen Jahren arbeiten die Berge mit viel größerem Eifer an einem Ausbruche der großen Erdrevolution, wo der Jupiter gestürzt wird und alle Gesetze aufhören, weil man keine mehr braucht, und die Menschen unsterblich werden, Tuli der Triefäugige nicht ausgenommen. Denn seit einigen Jahren haben sie sich in allen Welttheilen verständigt, und ein neues gewaltigeres Oberhaupt gewählt, den eisgrauen Dhavalagiri in Tibet, und den Chimborasso abgesetzt, weil er faul war, und die peruanischen und mexikanischen Gräuelthaten ruhig geschehen ließ. Und sie müssen einen neuen Weg der Verständigung mit vorzüglichen Menschenkindern gefunden haben, denn sie jagen Kouriere auf der Oberfläche, und lassen ihre Streitkräfte berechnen, und wir kennen fast die Höhe aller Spitzen. Sie haben ihre überirdischen Geschäftsträger, wie Alexander v. Humboldt, und ihre

oberflächlichen wie Henrik Steffens, die nach Kräften ihre Geschäfte besorgen. Es muß etwas Großes im Werke sein, und ich kann es nie unterlassen, meinen Hut abzunehmen, und „Gehorsamer Diener" zu sagen, wenn mir plötzlich so ein alter graubärtiger Berg in den Weg tritt, der vielleicht im Titanenkriege unter der alten Garde gedient hat, und dessen Steine Ehrenlegionskreuze bedeuten, und der im nächsten Kriege Marschall werden kann.

Darum bin ich immer sehr vergnügt, wenn ich zwischen Berge hineinfahre, denn ich erwarte von ihnen das tausendjährige Reich; ich habe von Jugend auf die Gesetze nicht leiden mögen, schon das Gesetz des Buchstabirens und des Haselnußstocks ennüyirte mich, da ich zum ersten Mal in die Schule kam, und wenn man einmal anfängt zu buchstabiren, so hört's mit den Gesetzen nicht eher auf, als bis man die Seele aushaucht, und die Begräbnißgesetze nicht mehr hört. Das Leben ist eine tausendfache Sklaverei — von den Bergen hoff' ich dann immer Besserung.

Bin ich dann aber eine Weile in ihnen herumgekrochen, so fällt mir der Muth, sie kommen mir wie wachsende Gräber vor, und wenn ich in ein Bergwerk gerathe, so ist mir's, als stieg' ich in die Gruft eines ganzen Volks; die bleichen Bergknappen erscheinen mir immer wie Leichenträger und Todtengräber, es über-

läuft mich ſtets ein Grauſen, wenn ich ſie ſehe. Uf! — Es fällt mir Alles auf den Kopf, die Gedanken der chriſtlichen Pfaffen wachen plötzlich auf in den Särgen meines religiöſen Herzens, und die ganze Welt kommt mir wie ein großer Jammer vor, ob deſſen ich mich entleiben möchte, weil das Waſſer meiner Thränen nicht zureichen, mein Geiſt dem Schmerze erliegen würde.

Da muß ich eilig hinausflüchten in die Ebene, und da athmet meine Bruſt wieder auf. Wenn ich dann zurückblicke auf die Berge, dann werden ſie mir wieder lieblich, hoffnungsreich blau und grün, und ihre Poeſie wird mir wieder erquickend.

Das iſt die Schwäche des menſchlichen Herzens und die Poeſie von der Ferne und Weite und Ungewißheit, die wir kurzweg Hoffnung nennen.

20.

Schneeberg und die Böhmen.

Die Berge zwiſchen Zwickau und Schneeberg ſind allerdings nicht ſo bedeutend, daß man ſich dabei ſo erhitzen könnte, wie ich im vorigen Kapitel gethan. Das verehrungswürdige Publikum möge es entſchuldigen, mein Begleiter ſchlief, ich hatte nichts Beſſeres zu thun.

Für eine mittelmäßige Gebirgsgegend iſt's ein ganz hübſcher Weg, und es darf nicht verwundern, wenn man von Zwickauern hört: „Ach, mei gutes Herrchen, 's is a eenziger Weg". Man ſieht jene unvollkommnen teutſchen Hügel von unklarer Farbe, mit einigen Steinen und ein Paar Fichten oder Birken bedeckt, das Bergtheater einer herumziehenden Truppe, der man tief in den ſchlanken Beutel hineinſieht. Ein muntrer, ſchwatzhafter Fluß bringt noch das meiſte Leben in die Gegend. Von Zwickau ſelbſt war mir nichts Merkwürdiges im Gedächtniſſe, als

Weisflog's „treue Seele von Zwickau" und die kleine Taschenausgabe der Gebrüder Schumann von Walter Scott, welche unsrer ganzen Gymnasiastengeneration die Augen ruinirte.

Der Weg nach Schneeberg geht allmählig aufwärts, kurz vor dieser Stadt aber fährt er plötzlich erschrocken zurück, und fällt steil bergab nach Schneeberg hinein. Die Stadt hat ein verschollenes, ärmlich-wohlhabendes Ansehn, auf allen Hügelspitzen kriechen breit die Häuser herum, und ihre verwitterten, sorgfältigen Holzdächer sehen Einen an wie überwachte historische Augen.

Man gräbt hier nach edeln Metallen. Das ist sehr edel, denn man hat nicht viel davon. Als ich das im Gasthofe sagte, wurde ich mit Leidenschaft eines Besseren belehrt; aber Leidenschaft paßt nicht zu einem guten Gewissen. Ich halte Teutschland für so trocken und erschöpft, daß ich an seine edlen Metalle nie recht glauben mochte, das kommt vielleicht von den unedlen falschen Groschen, die früher so vielfach in Schlesien kursirten, und ich habe Unrecht, wie oft.

Silber wird hier gewonnen — Silber, wie nobel! Sehr unglaublich. Man wollte mich einfahren, und meinen Unglauben blamiren, aber ich hasse die Bergwerke mehr als den Tod — ohne Sonne und Luft kein Leben! Die sogenannte Bergmannspoesie ist eine

abgequälte. Ich glaubte lieber an ihr Silber. Natürlich wissen sie auch unglaubliche Geschichten, und haben barbarische Zahlen im Munde, die alle da herausgewachsen sein sollen, denn jeder Krämer lobt seine Waare. Das ganze Städtchen lebt vom Bergbau, er ist darum nicht bloß ihr Gewerbe, sondern auch ihre Religion geworden, und bekanntlich lebt der Gott eines guten Glaubens, eines Glaubens, der einmal guten Klang hat, auch noch einige hundert Jahre nach seinem Tode. Jetzt erst fiel mir ein, warum das Gebirge Erzgebirge heiße. Ich habe es indessen immer mehr wegen der Erzgebirgischen Klöße geliebt, jene Klöße imponirten mir durch Größe und Solidität.

Es fing an zu regnen, aber mit unterirdischem Heldenmuthe marschirte die Kommunalgarde Markt und Straßen entlang auf und nieder. Bis tief in der Erde Schooß ist die vorübergehende Sage vom konstitutionellen System gedrungen, auch die Bergknappen mit ihren bleichen Gnomengesichtern spielten ihre melancholischen Klarinettenmärsche, trugen lange Piken und Napfmützen wie die ägyptischen Sterndeuter, wenn sie auf dem Theater vorkommen. Solch' ein Bergknappe muß von Haus aus, oder von der Grube aus fromm sein, denn er sitzt ja fortwährend dem Tode im Rachen. Spätere Geschichtsforscher werden einst in einem tiefen Stollen die letzten Reste

des Christenthums und der teutschen Konstitutionen finden.

Beides sind schmerzhafte Uebergänge zu einem bessern Leben, wo die Sonne scheint, und die Freude erlaubt ist.

Der Regen und die Kommunalgarde ward immer heftiger, und ich erfuhr zugleich, daß aller Boden unter der Stadt hohl sei. Da eilt ich so viel als möglich, der Postillon blies das propagandistische Mantellied, und fuhr bergauf, bergab aus der Stadt hinaus, und es kamen mir auf einen Augenblick meine historischen Visionen, welche mir immer die preußischen Adler an den Thoren von Leipzig zeigen und schwarz und weiße Schlagbäume. — —

Auf der Höhe sah ich zurück nach der silbernen Stadt, der Regen stürzte mit ausgebreiteten Armen auf sie hinunter, sie sah aus mit ihren grauen Dächern, als hätte sie sich eine Regenkapuze über den Kopf gezogen, die Häuser drängten sich in einander und in die Berge hinein. Sie fürchten sich vor der Zukunft: wenn ihnen das Silber ausgeht, und Jedermann weiß aus der eignen Tasche, wie leicht das geschieht, so ist der Hunger ihre beste Beschäftigung. Die Stadt liegt schon sehr hoch, die Vegetation ist dürftig, und wenn's einmal anfängt zu schneien, so giebt's ein halbes Jahr Schnee und weiter nichts; darum heißt die Stadt Schneeberg.

Hier im Gebirg findet man übrigens die sächsische Gutmüthigkeit, deren Name und Gesicht tiefer unten im Lande übrig geblieben ist. Die Leute sind freundlich und lieb.

Ueber Berg und Thal und rauschende Waldwasser geht es nun rasch der österreichischen Grenze zu. Ueberall sind Bäume und doch ist's kein eigentlicher Wald, Vorpostenforst, Schutz für die Schmuggler, deren Weiber und Kinder nach Brot verlangen. Nachts gehen hier auf den Fußpfaden lange Reihen von solchen Schwärzern, die das Douanengesetz schwarz machen, auf den Fußsteigen, je einer hinter dem andern über die Berge. Auf dem Rücken tragen sie die verbotene Gottesgabe: Zucker, Kaffee, Tabak, in den Händen eisenbeschlagene Stöcke, wie der Hirsch sein Geweih, um sich im äußersten Nothfall gegen den Jäger zu vertheidigen, das bleiche Gesicht, von dem der Angstschweiß in kalten Tropfen rinnt, streckt Aug' und Ohr ängstlich nach allen Seiten. Da fällt ein Schuß, der Vorderste stürzt, die Andern werfen ihre Bürden weg und zerstreuen sich hinter die Bäume, und lugen, ob die Feinde zahlreich sind, oder ein Kampf zu wagen ist. Da fliegen neue Kugeln zwischen die Bäume, hier und da hört man noch einen Todesseufzer, und es wird still. Die Grenzjäger kommen hervor, und theilen sich in die Beute. Am grauenden Morgen aber klopfen die entronnenen bleichen Gestalten an

ihre Hütten, das Weib macht auf, und mit leisem Jammer läßt sie den Mann in die Stube, sie weiß, wie lang sie umsonst spinnen oder Spitzen klöppeln muß. Der Mann setzt sich auf die hölzerne Bank, er spricht kein Wort, die Augen sind starr, die Hände ruhn ihm regungslos im Schooße. Das Weib weint still vor sich hin: Nun giebt Er keine Waare mehr. Es wird Morgen, die Kinder wachen auf, und weinen, sie bekommen heut kein Frühstück. Die Nachbarin tritt ein, sie sieht den Schmuggler sitzen, mit dem ihr Mann ausgezogen, der Tod läuft ihr über den Körper, sie fragt nur mit einem Blicke, er antwortet nur mit einem Blicke, und sie wendet sich langsam, und geht starr und kalt wie eine Leiche nach Hause. Da wirft sie sich auf's Bett und stirbt einen langen Tag, die Kinder wimmern vor Hunger, aber sie hört sie nicht. Und es wird dunkel, da erhebt sie sich, holt in der Kammer den Spaten, geht an des Nachbars Haus vorüber, fragt mit einem kleinen Worte durch's Fenster, und geht nun schweigsam wie das Grab den Fußsteig entlang in den Wald hinauf, und sucht nun im Dunkeln so lange, bis sie über ihres Mannes Leiche fällt. Sie tastet nach dem Gesicht, und ihre Finger, die ihn oft gestreichelt, erkennen den Gatten. Sie gräbt ihm ein Grab, zieht ihm die Jacke aus und legt ihn hinein, und erst wenn sie die Erde darauf geschüttet, da bricht sie in bittern,

entsetzlichen Thränen zusammen. Die Jacke nimmt sie mit nach Haus, um ihrem Buben ein Jäckchen draus zu machen, es ist das Erbtheil, was ihm der Vater hinterlassen. Beim letzten Backofen, an dem sie vorüberkommt, stiehlt sie das erste Brot, denn sie besinnt sich, wie ihre Kleinen hungern. Nach einigen Wochen führt man sie in's Zuchthaus, das kleine Bübchen mit dem schmucken Jäckchen bettelt am Wege, und wird mit den Jahren ein trefflicher Landstreicher. —

Das sind Skizzen zu Douanennovellen.

— Das Erdreich ist hier wunderlich roth, als ob schon viel Blut darauf geflossen wäre.

In einem unordentlichen, zerrissenen Walde stößt man plötzlich auf die Grenzsäule, wo Oesterreich beginnt. Es hebt so ganz unscheinbar an, wie ein Priester im Romane auftritt: in schäbigem Gewande, aber unter der Kutte trägt er den ganzen blendenden Bischofsornat und die inquisitorische Gewalt und das Herz voll Absolutismus.

Bald lichtet sich der struppige Forst, und die erste halbwüste böhmische Ansicht tritt vor's Auge. Auf Hügellehnen, die aus einem breiten Thalkessel nach allen Seiten aufsteigen, steht hier und da ein blaugraues Haus am Holz, es beginnen die nomadischen böhmischen Dörfer, wo sich die Wohnungen zerstreuen,

und jede einzeln ihre Nahrung ſucht wie das Vieh auf der Weide. Die Häuſer laufen auseinander, ſie ſind nicht zu faſſen, darum ſagt der Schleſier bei unbegreiflichen Dingen, die er nicht faſſen und ordnen kann: „Es ſind mir böhmiſche Dörfer," wie der Franzos von „ſpaniſchen Schlöſſern" ſpricht, die unzugänglich, uneinnehmbar ſind für Fuß und Verſtand.

Der ganze Anſtrich der Landſchaft iſt der eines müßigen Landes, das die Leute nur hier und da bebauen, um nicht zu verhungern. Beim Eintritt in's Böhmerland denk' ich immer an Irving und an die Anſiedelungsdörfer in Amerika. Die Wälder ſcheinen erſt vor einem Jahre abgebrannt zu ſein, hier und da ſteht auf einem Berggipfel eine verwaiſ'te Baumfamilie, hier und da ſtirbt langſam am Abhange noch ein Stamm, ſonſt iſt Alles wüſte Wieſe, ſelten leuchtet einmal ein kleines Kornfeld heraus, und auch dies hat mehr das Anſehn, als ſei es von ſelbſt aus der Erde gewachſen. Pflug und Egge ſcheinen unbekannt zu ſein. Auf all' den Abhängen iſt es menſchenleer, man glaubt auf ein hohes Gebirg verſetzt zu ſein, wo die Bewohner in den einzelnen Bauden Butter und Käſe machen. Aber die Bewohner in den Häuſern thun nichts, ſie faullenzen und brüten.

Sobald ich mich beſann, daß ich in Europa ſei,

ſo ward mir's auch alsbald klar, daß ich in einem ſlaviſchen Lande ſein müſſe, denn der Slave iſt überall faul, er thut nur das, was er muß. Er iſt der zuletzt nach Europa hereingedrängte Stamm, er iſt den nomadiſchen Gelüſten noch am nächſten. Dazu ruht ein europäiſcher Fluch auf allen ſlaviſchen Völkern, ſie ſind alle unglücklich, und darum hängen ſie mit um ſo größrer Vorliebe an ihren alten Sitten, an ihrer nomadiſchen Faulheit. Sie ſind genügſam aus Faulheit, ſie ſtehlen viel eher als andre Völker, denn ihre urſprünglichen Begriffe von Eigenthum ſind wandernder, ſie ſind tapfer, weil ſie von Jugend auf Zorn gegen ihre Unterdrücker in der Bruſt tragen, oft ohne es zu wiſſen; weil ſie entfernter von der Civiliſation, ſtets auf einer Art von Kriegsfuße leben, weil ſie Wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen haben. Alle ſlaviſchen Völker ſind tapfer, denn ſie ſind alle ſtolz und unglücklich.

Dergleichen prägt ſich aus, ſobald man nach Böhmen hineinkommt, man ſieht bald einen bleichgelben Czechen hinter einem Hauſe vorbeiſchleichen, geräuſchlos wie einen gewandten Irokeſen. Er iſt lang, ſchmal, ſein Blick iſt ſcheu, aber es iſt tief glimmendes Leben in dem ſcharfen, verſteckten Auge, nirgends erblickt man Heiterkeit auf ſeinem Geſichte. Und lernt man ſie näher kennen, ſo findet man ſie wortkarg, verſchloſſen, mit allen Fähigkeiten

und Kniffen eines unterdrückten Volkes, und gelingt es, einen von ihnen zu erwärmen, daß er gegen Gewohnheit seine Brust aufthut, so rührt er mehr als ein andres, laut klagendes Volk. Sein Inneres ist zerbrochen, der slavische Muth ist dahin, jemals in die Höhe zu kommen, es ist nur thatlose Thräne in der innersten Hülse.

Das erste Haus ist ein Zollhaus, und es offenbart sich alsbald ein ganz anderer Regierungstypus, die baare Kehrseite des preußischen. Dort gilt kein Ansehn der Person, streng und ehern herrscht das Gesetz, und wenn es verletzt, so kann man nur dem blut- und auglosen Buchstaben, nicht aber den Menschen zürnen. Hier gilt Alles. Der Rang und das Gold zuerst, und das Gesetz ist ein Reisebuch, was unaufgeschnitten in der Tasche ruht, ohne jemals geöffnet zu werden. Es beginnt der Staat, in dem Alles feil ist.

Ein garstiger Orangutang fragte uns, ob wir etwas Steuerbares bei uns hätten, und dabei krümmte er sich und seine Hand. Sekretair Wurm, eine lange, stangenartige Figur, stand an der andern Seite des Tisches und lächelte Zwanzigkreuzer, als wir die Hand des Orangutangs schlossen. Er hatte zwar zwei Augen, aber er sah nur mit einem, das andre kroch wie ein furchtsamer Hund in den Winkel, seine Fin-

ger waren länger als die des Kaiſers Artaxerxes Longimanus, und ſie waren mager und klapperten wie ein Bund Schlüſſel, was begierig iſt, die Geldkaſten aufzuſchließen. An der Thür ſchlug er uns mit den Schlüſſeln an die Beine, und wir mußten ihn beruhigen. Vor dem Hauſe erwartete uns Franz Moor — in den öſterreichiſchen Zollhäuſern ſind alle Schillerſchen K..... angeſtellt — und wollte troß unſrer Vorkehrungen über unſre Koffer herfallen.

„Franz heißt die Kanaille," murmelte der Norddeutſche vor ſich hin, und griff mürriſch in die Taſche. Nach empfangenen Beweiſen, daß wir gebildete Menſchen ſeien, zog er ſich zurück, rieth uns jedoch mit leiſer Stimme, obigen gemurmelten Ausdruck in den öſterreichiſchen Staaten nirgends hören zu laſſen, denn er ſei ſogar ſtreng auf den Theatern verboten, weil der Kaiſer auch Franz heiße. Dabei grinſ'te er, und kroch in die Zoll-Barake.

Mein Nachbar ſchüttelte ſich; wir hatten nicht Zeit zum Lachen und Reden, denn von allen Seiten, von den Bergen herunter, aus den Winkeln hervor ſtürzten große und kleine Kinder; ſtreckten die Hände aus, und trabten im Kothe neben den Wagen her, und ihre Zahl wuchs wie eine Lawine. Lauter ſchlanke, dürftige aber behende Geſtalten, alle nur mit einem Fähnchen bedeckt, breit und traurig ſah das

gelbblasse Czechenfleisch an fünf, sechs Stellen hervor, und bettelte mit, die braunschwarzen Slavenhaare fielen ihnen über die Gesichter, hoch hoben sie die nackten Beine, und rannten einander in den Koth. Es ist ein herzzerschneidender Anblick. Ein lang aufgeschossenes blasses Mädchen sprang wohl eine Viertelstunde weit neben dem Wagen her, obwohl sie schon mehrmals ihre Kupfermünze aufgefangen hatte. Ich ließ den Postillon halten; ihre bleichen Wangen waren von der Anstrengung ein Wenig geröthet, mit schmutzigen aber schön gebildeten gelben Fingern strich sie die langen Haare aus dem Gesicht, die Augen flehten so kläglich, als gälte es das Leben, und die andre Hand streckte sie uns entgegen. Ihr zerrissenes, fahlblaues Kleid reichte nur auf einer Seite über das Knie, am obern Beine war ein großes Loch, und man sah's, daß sie kein Hemd darunter hatte. Ich fragte sie, was ihr fehle, daß sie so hartnäckig mit uns laufe, aber die schön gebildeten Züge waren stumpf, und die schmalen Lippen stumm, ein unsichrer, wüster Blick flog aus den schwarzen Augen über uns hin, dann wendete sie sich mit der Gabe und schoß zurück.

Vielleicht konnte sie auch nicht teutsch, es war auch kein teutscher Schmerz, aller Ausdruck war asiatisch.

Aus einem Thalkessel fällt der Weg in den andern, und man kommt bald zu dem ersten böhmi-

schen Städtchen Neubeck. Wenn nicht in der Mitte eine Straße wäre, so dächte man, eine Nomadenhorde hätte sich auf ein Paar Jahre hier niedergelassen und Baraken erbaut, in welchen der Koth und die Genügsamkeit mit einander wohnen. Jene Straße hält man für eine eingewanderte Kolonie und glaubt noch immer nicht, in Europa zu sein, der kleine Kinder-Patriotismus beginnt, über jeder Hausthür steht K. K., und der Doppelgreif erinnert erst daran, daß man zwar in Europa, aber in Oesterreich sei.

Ich trieb eiligst nach frischen Pferden, Chateaubriand wartete auf mich in Karlsbad, oder, was ich mehr befürchtete, er wartete nicht. Man gab mir keine Antwort, die nordteutsche Postordnung war zu Ende; wir wurden eine Stunde lang auf offner Straße unserm Schicksal überlassen, dann kam ein kleiner Bub mit zwei Pferden, zog sich eine historische rothe Jacke an, und fuhr uns weiter. Es ist wenig Gesetz in der österreichischen Post, aber es wird rasch gefahren, und die Chausseen sind sehr wohlfeil.

Die Sonne goß eine plötzliche Fröhlichkeit über die Gegend, der Wagen und unsere Blicke rollten lustig bergauf, bergnieder.

Ringsum sind Bergesanfänge, faule böhmische Berge, etwas romantischer als das matte Erzgebirge,

aber unreif, Studien der Natur, welche die Anfangsgründe des Zeichnens lernt. Wegen des geringen Anbaues iſt indeß eine urſprüngliche, lyriſche Ruhe über das wellige Hügelland ausgegoſſen, daß man in lauter ſtillen Gedichten umherſieht.

21.

Karlsbad.

Es öffnete ſich die Thalſchlucht zur Linken; da kroch es hin, das wunderliche unſchöne, aber pittoreske Carlsbad wie ein Regenwurm an dem indifferenten Flüßchen Tepel, an beiden Seiten eingeengt von Bergen, hinten verſchloſſen wiederum von einer dunkeln Höhe, ſo daß man meint, da ſei die Welt zu Ende.

Vom kleinen Thurme herab erſcholl ein entſchloſſenes Trompetengeſchmetter, als zögen neue Kämpfer in eine alte Ritterburg ein, die wacker gleich den alten Ahnherrn ſaufen, fechten und ſtehlen könnten; ſo begrüßt die böhmiſche moderne Ritterwirthſchaft zu Carlsbad die Fremden mit mittelalterlicher Sitte. Ich glaubte, in einen Spindlerſchen Roman hinein zu fahren.

Es war ein buntes wirres Treiben auf der ſchmalen Egerſtraße, der Wagen konnte kaum hindurch, ſo drängten und wogten die Menſchen und Fuhrwerke.

Nothwendig mußte ein Fest in der Nähe gewesen sein. An der nächsten Hausthür klimperte und jubelte eine Harfenspielerin, und wucherte mit dem letzten Rest ihres Schauspielvermögens, ein Paar großen schwarzbraunen Augen, die schon Viel gesehen hatten, und einer weißen Hand, einer verführerischen, empirischen Hand.

Ich stieß meinen Norddeutschen an, der sehr begierig auf all die Dinge war, welche ihm hier in Carlsbad kommen sollten, und sagte, ob das vielleicht sein verkleidetes Mädchen der schwarzen-Peter-Bekanntschaft sei. Er setzte seine massive Brille mit großen, runden Gläsern auf, der Wagen mußte in dem Gedräng einen Augenblick halten, die Dirne lächelte, mein Nachbar lächelte auch, und er sagte leise, es sei doch nicht wahrscheinlich, daß blonde Haare und blaue Augen so unverschämt schwarz würden in einigen Jahren.

„Man hat Beispiele." —

„„Wirklich?"" — —

Das Mädchen trat mit dem Notenblatte vor den Wagen, und streckte es mit ihrer weißen Hand hinein. Mein Nachbar fuhr nicht ohne Verlegenheit in die Tasche, und ehe er den Beutel geöffnet und ein Zwanzigkreuzerstück — er war schon in der Illusion — gewählt hatte, flüsterte ich ihm zu, es sei

gewiß etwas dahinter, und er solle ihr unter dem Notenblatte die schönen Finger drücken.

Er faßte sich ein Herz und that's, das Mädchen schlug wie ein buhlerischer Vollmond die Augen lächelnd auf, und warf den schelmischsten Blick auf seine Brille. Da rollte der Wagen weiter — „Schaafkopf" schrie der Nordteutsche und der Postillon sah sich um, sich genauer zu erkundigen, wie der Gasthof hieße, in welchem wir absteigen wollten, er habe es nicht recht verstanden.

Vergnügt stieß er mich an, und sagte, „'s ist was dahinter."

Ich wußte bereits, daß seine Schalkhaftigkeit nicht so riesenplanig war, ich wußte also auch, daß nicht ich, sondern er bei der zu verhoffenden Carlsbader Geschichte der Gesoppte sei, mein Dichten und Trachten ging nun auf seine Schwägerin.

Hinter allen Jalousieen kukten lockige Mädchenköpfe hervor, die blinkenden Equipagen mit strahlenden Damen brausten vorüber, auf allen Trottoirs hüpften die leicht- und hochgeschürzten — es lag noch ein feiner Thau von Regen auf dem Pflaster — wir wußten nicht, wohin wir sehen sollten, und trunken kamen wir vor dem „Schilde" an.

Ich eilte sogleich zurück nach der Egerstraße; hinter dem „Paradiese" fand ich die lilienhändige, harfenspielende Nausika, streichelte ihr die Wangen,

und bestellte sie mit einem alten, sehr alten Liede, was sie glücklicherweise kannte, Abends um neun in den Garten vor dem „Schilde.“ Ich mußte meinen Romantiker durchaus gleich vornherein kopfüber in Verwirrniß stürzen, denn ich war noch immer nicht ganz ohne Besorgniß wegen meines blonden Mädchens. Und es ist eine meiner Schwächen: ich seh es nicht gern, wenn Mädchen heurathen, die ich lange und treu geliebt habe, und fünf Jahre kommen mir länger, viel länger vor, als der tollste Romantiker verlangen kann. Es ist dies nicht bloß eine Schwäche, es ist ein lasterhafter Wunsch, denn ich beabsichtige keineswegs, sie selbst einst gelegentlich zu heurathen, und dies ist also ein ganz artiges Stückchen von rothem, lasterhaftem Despotismus. Aber bei unsern meisten Sympathien ist etwas Laster. Selten ist Jemand so tugendhaft, daß er die Suppe ohne Salz äße; ein wenig Sünde ist zu jedem Interesse nöthig.

Ich instruirte das Harfenmädchen, halbe Antworten sollten sie meinem Nachbar romantisch machen, und wenn sie seufzte, so müßte sie nie anders seufzen als „Tuli!“

Es war ein gefälliges Mädchen, und ich eilte zurück, und sagte meinem Gefährten, daß ich überall von dem geheimnißvollen Harfenmädchen sprechen gehört, die man für mehr als ein Harfenmädchen

hielte. Er machte Toilette, und lächelte. Als er seine neue seidne Weste anzog, da flog ein freudiger, unausbleiblicher Sieg über sein gutmüthig Gesicht, er wußte es, was diese Weste vermochte, er baute auf sie, wie Cäsar auf seine vierte Legion.

Nun führte ich ihn aus, mit Staunen sah er das Stück großer Stadt, das ich ihm auf den Wiesen und am Markte zeigte, hohe steinerne Häuser, von innen und außen geputzt wie Hochzeitgeräth, fortwährender Sonntag, Jahrmarkt, Bazar, flüsternde Kastanienbäume, unter denen die verrätherischen weißen Kleider sitzen, mit hohen Bergwänden rings Alles verschlossen, vor aller Störniß der Welt geschützt, angefüllt mit allerlei Menschenbildern aus Süd und Nord, der schönste Winkel der Erde zum stillen, behaglichen Glück mit dieser oder jener. —

Und er nickte mit dem Kopfe, und freute sich, besonders da es Abend ward. Ich begrüßte meine Sechs-Wochen-Freunde, die alle Jahre in's Bad kommen, und Freunde brauchen, um beim Brunnen mit ihnen zu reden, wenn's regnet Whist mit ihnen zu spielen, und von den vielen und interessanten Bekanntschaften zu sprechen, wenn sie nach Hause kommen. Es sind die Meubles der Brunnenorte, und ich begrüße sie mit demselben Interesse, wie ich die Brücken und Straßen von Carlsbad wiedersehe, sie gehören dazu, sonst ist der Ort nicht mehr der alte;

wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so interessire ich mich für sie. —

Ein weicher, üppiger Sommerabend hing wie ein seidner dunkler Mantel über dem Thale, die wenigen kranken Gäste aßen im Garten, welcher vor dem „Schilde" ist, und wir setzten uns auch dahin. Es schlug neun, und allmählig ward es stiller.

Da erklangen Harfentöne, nicht weit von uns. Nach einem kurzen Präludium mit der verwitterten Melodie: „Hier ruhst du Carl, hier werd' ich ruhn," änderte sich die Weise, und eine klare, böhmisch teutsche Stimme sang das alte Lied: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten." —

Der Norddeutsche stellte die Pfeife bei Seite, und faßte mich kräftig und bewegt bei der Hand: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten," o, ich kenne das Lied, obwohl ich nicht musikalisch bin lispelte er.

„„Es geht auf den liebesabenteuerlichen Henri quatre"" sagte ich, und ging leise auf Recognoscirung aus.

„„Sie ist's,"" flüsterte ich zurückkehrend — „„Sie sind ein Glückskind — auf!""

Er zog seine seidne Weste gerade und warf einen forschenden Blick darauf, dann schlichen wir nach verschiedenen Seiten fort. Plötzlich blieb ich wie vom Blitz getroffen vor einer andern Laube stehn,

und in dem Augenblicke schnappte drüben das Lied von Heinrich mit der Neuvermählten in der Mitte ab.

Vor mir aber speis'ten zur Nacht mein antiquarischer Professor aus Altenburg, und das reizende Mädchen, das aus dem Fenster gesehn, das neben mir im Postwagen geweint hatte und Nachts in Zwickau von dannen gefahren war mit der unglücklichen Mathilde, das Erinnerungsbild meiner Liebe aus der Sakristei.

Himmel, was war die Erde und das Mädchen schön in diesem Augenblick, was sprang mir für eine Freude vom Auge in's Herz, und auch der Professor sprang mir entgegen und fragte mich nach dem hämorrhoidalischen blauen Steine in Freiberg. Und als ich ihn mit Mühe zufrieden gestellt, erzählte er mir, daß ihm in dem Gewirr des Prinzenraubes an der Post in Altenburg seine Nichte abhanden gekommen sei, die er dort habe abholen wollen. Selbige Nichte hätte aber beabsichtigt, ihn zu überraschen, da sie ihn beim Vorüberfahren im Postwagen gesehen, und sei vor seinen Augen eingestiegen, in der Meinung, er folge ihr. Das habe er aber Alles in der Angst um den blauen Stein nicht bemerkt, sondern habe hinterdrein sogleich Extrapost nehmen müssen, als er inne geworden, was vorgegangen sei. Die Nichte aber durch eine äußerst unglückliche Freundin, die sie auf dem Wagen getroffen,

völlig in Beschlag genommen, habe erst bei grauendem Morgen erkannt, daß der Onkel fehle, habe sich ein Herz gefaßt und sei allein hinübergefahren nach Carlsbad, vor einer Stunde sei sie angekommen, vor zwei Stunden er, und die Nichte sei die junge Dame, welche er mir vorstellte.

Sie sah mich mit jenen klaren, fragenden Augen an, welche die Unbefangenheit so gefährlich machen — ach, das ganze Mädchen war ein so frisches, glänzendes Jungfrauenauge, daß meine in dichtem Papierstaub lange verhüllte Seele hoch auf die Flügel schlug, und ich mußt' es ihr sagen, wie wohlthuend ihr Anblick auf mich eindringe. Ich wußte mir nicht zu helfen, aber sie mußte mich ihre Hand küssen lassen.

Und sie ward nicht einmal roth, so harmlos und natürlich war sie, und gewährte mir lachend beide Hände, und als ich's zu arg machte, schlug sie mir eine charmante Ohrfeige.

Sie meinte, mich schon gesehen zu haben, ich meinte es noch viel mehr, und erzählte ihr mit unendlicher Seligkeit meine Liebschaft während des Christenthums in der Sakristei, und dabei wurde ich so gerührt, daß mir das Wasser in die Augen trat, und aus liebenswürdiger Gefälligkeit ließen sich's ihre Augen auch gefallen, und ich sagt' es ihr rund und aus ganzer Seele, daß sie auch in einer Sakristei

das Christenthum gelernt haben müsse, und daß ich ihr sehr gut sei.

„Sie sind gewiß auch ein guter Mensch," erwiderte sie, und fuhr mir leise und sanft mit ihrer flachen Hand über den Mund. Der Papa, der dabei stand, und gedankenvoll mit Kreide auf den Tisch Figuren malte, richtete sich jetzt auf, und meinte, wir möchten schlafen gehn.

„O, Professor," sprach ich, „warum sind wir keine vernünftigen Heiden, und ihre erste Person Pluralis würde eine Wahrheit, sei's auch nicht länger als die französische Charte. —

Marie unterbrach mich; ich fürchtete, Marie sei ein sehr kluges Mädchen.

Wir gingen durch den Garten, und begegneten plötzlich dem ganz von mir vergess'nen Harfenpaare. Zu meinem Erstaunen ging der Norddeutsche ernsthaft mit dem Mädchen auf und ab. Das „Auf" und das „Und" schien mir sehr überflüssig. Er sagte sogar laut und vernehmlich „Guten Abend." Marie fragte mich, ob ich denn schon Bekannte habe. Ich erzählte ihr mancherlei von Zwickau bis Karlsbad. Sie sah mich mit großen Augen an, und der Professor sagte, sie erwarte auch ihren Bräutigam hier.

„Nicht doch Papa!"

Wir schieden. — Das verzweifelte Heurathen, die Menschen morden alle meine Freuden mit dem

Worte. Nur ein Volk, was nicht frei sein will, spricht bei jedem schönen Mädchen dieses Bannwort, diese Exkommunikationsformel aus, damit ich alsbald mein erfreutes Auge wie ein armer Sünder niederschlage.

Da sprang sie nun im Galopp hinein, in meine junge Neigung zur rosenfrischen Marie, jene Hast, welche die Schönheit und die Ruhe und des Olympos Glück zu Tode hetzt, und welche nichts dafür gewährt als eine schwindsüchtige modern-romantische Spannung, einen nervenquälenden Wechsel.

Ich lief hinaus über die Wiesen, hinauf auf die Berge, das ganze Thal, meine Seele war mir zu eng. Alle Augen schliefen, die letzten lichten Fenster schlossen ihre Lieder, in Karlsbad hebt der Tag mit der Sonne an, und schließt mit der Sonne, es sind da lauter Sonntage. Ich wollte meinen Körper ermüden und stieg immer bergauf, bergauf. So kam ich mit dem Monde zu gleicher Zeit auf dem Dreikreuzberge an. Der Herr Christus, leider Gottes einziger Sohn, hängt dort zwischen den beiden Schächern. Ich, ein dritter Schächer, setzte mich auf die Bank an den Kreuzen, und dachte an mein Kreuz, und der Mond blies seine lichten Backen heller auf — an das Kreuz der Menschen, die da unten in den Thälern und auf den Bergen wohnten, und fragte den schwarzen Himmel: „warum

Kreuze? Sind die Sterne, das heißt die Glückssterne, nicht eben so wohlfeil?"

„O Jupiter, warum logst du einst Unsterblichkeit, wenn du wirklich nichts weiter warst als ein Don Juan, den am Ende der christliche Teufel holte. Da unten ihr Schläfer aus Rußland und Frankreich und England und aus Grusien und Armenien, und vor allen Ihr Schläferinnen, die ich noch mehr liebe, weil Euch die passive Unterwerfung natürlicher ist, wacht auf, reklamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünden stehlt, kommt heran, ich bin über Euch, laßt uns die Schächer in's Thal Hinnon werfen, emancipirt nicht blos die Juden, sondern die natürliche Kraft, vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heurath von der Erde. O, Jungfrau Maria, die du eben erst schlafen gegangen, die du keine Heurathspedantin warst und bist, stehe Du mit auf, und tröste mich auf dem Dreikreuzberge, den Professor nehm' ich auf mich. Mond leuchte ihr bei Gruithuisens Zorne! Ich will dich küssen, Mädchen, daß deine Seele jauchzt in Beethovenschen Melodien, und dein Auge untergeht in Seligkeit, daß dein Herz reicher wird und klüger als aller Professoren Weisheitsmund, denn ich fühle Kraft und Reichthum in mir, mehr als die arabischen Zahlen zählen, und wir wollen auf dem Dreikreuzberge ein neues Liebesreich stiften, in wel-

chem die Furcht unbekannt sei, und in welchem die gestorbenen Worte: „Freuet Euch unter Furcht und Zittern" umgewandelt werden in die lebendigen: „Freuet Euch unter Jauchzen und Küssen und mit Kourage." — — —

Diese frevelhaften Worte schreibe ich an Christi Geburtstage, den wir Weihnacht nennen, in der christlichen Stadt Leipzig, und wenn ich mit dem Kapitel fertig sein werde, so gehe ich in's Hôtel de Bavière, und esse unbefangen Rosbeaf und brennenden Pudding, und es wird mir schmecken, als sei nichts vorgefallen, und Niemand wird mir's ansehn, was ich begangen. Ich sehe aber auch das Geschriebene nicht mehr an, sondern gebe es mit abgewandtem Gesicht dem Burschen für die Druckerei, denn ich habe mir gelobt, die Wahrheit zu sagen, sie mag klingen, wie sie will. Es trieb mich der Geist, also zu sprechen in jener schönen Nacht auf dem Dreikreuzberge, und wenn ich nicht das Beste vergessen hätte, so spräche der Geist noch tollere Dinge.

Wahrscheinlich war ich trunken von Maria's Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffner Frevler, dürften nicht ganz Unrecht haben. Aber besser bin ich doch, als sie gern die Leute glauben machten, denn ich schreibe dergleichen nur, damit sie etwas Neues haben zur Verkehrung meiner Sippschaft.

Bin ich nicht ſehr menſchenfreundlich. O, ich habe immer ein königlich Ergötzen an den plumpen dicken Fingern, mit denen ſie unſere zweiſchneidigen Worte anfaſſen, denn nur die Klügſten unter ihnen wiſſen, daß ſie zweiſchneidig ſind, und daß man Handſchuhe dazu anziehen müſſe, und daß ich endlich ein Wolf in Schaafskleidern ſei, und unter der ſchwarzen Robe einen düſtern Karbonarimantel trage.

Die Zeit und das Tuch iſt theuer, wer wird ſich alles ſtehlen laſſen, namentlich unter ſtumpfen Geſellen, die auch das Geſtohlene nicht reizt. Und wer mich nicht im Dunkeln an der Stimme kennt, der verſteht mein Wort auch nicht am Tage. Die faulen, bequemen Bäuche bewegen kein Sandkorn, und die ſchlanken haben feine Sinne.

Ich bin auch ſchlank, und ſah tief hinein in das mondhelle Karlsbad, deſſen vornehme, egoiſtiſche Augen aus der Tepel verdrießlich heraufblinzelten. Es ſieht von der Höhe des Dreikreuzberges aus wie ein chriſtliches Jeruſalem, das ſich vor den Muſelmännern verſteckte mit ſeinem weißen, reinlichen Viereck der beiden Wieſenſtraßen, welche ſchlanke Brücken verbinden, wie eine zierliche Stadt von Pappe. Als kleine Buben bauten wir uns ſogenannte Krippel, das heißt, wir ſteckten auf grünes Moos ein papiernes

Jerusalem und Bethlehem. Da durfte der Tempel Salomonis nicht fehlen und der Stall mit dem Ochs und dem Esel und den drei Königen aus dem Morgenlande und mit dem Stern darüber, und die Hirten bei ihren Hürden knieten auf dem Felde, und die Engel, auf langen Drähten in der Luft fliegend, bliesen lange Trompeten mit unglaublich dicken Backen. Eine Straße mit weißem Küchensand legte ich immer an, welche nach dem Tempel führte, es mochte eine dunkle Ahnung in mir sein, daß man nur mühsam in der Welt zum Allerheiligsten käme, und blasse, schweigsame Menschenbilder steckten wir an die Wege, welche Schafe, Tauben und anderes unschuldiges Vieh zum Opfer nach der Stadt trugen, und dazu sangen wir, wenn die dünnen Wachslichter brannten, und düster christlich das Stück Palästina erhellten, melancholische Weihnachtslieder von der Krippe und den Windeln.

Wie jenes Krippelbild lag Karlsbad in christlicher Mondbeleuchtung unten, und die Tepel war die weiße Straße von Küchensand, und die Menschenbilder mit den schuldlosen Thieren im Arm sah ich hinter den schwarzen Fenstern schlafen. Das kleine Christkind aber sah mich aus dem Dämmerlichte mit der Ahnung seiner grundlosen Liebe und den schmerzlich süßen Augen der Kindheit so tief beweglich an, daß ich die Gedanken meines frivolen Bluts vergaß, und still hin-

abſtieg, und, Marias gedenkend, wie eines jungen Engels, mich zu Bett legte.

Und ſo beweglich iſt des Menſchen Herz, ſo romantiſch ſind wir gewöhnt, daß ich jetzt andächtig und mit geringem Appetit in's Hôtel de Bavière gehe zu Roſſbeaf und brennendem Pudding, was doch ſo geſunde engliſche Gerichte ſind.

22.

Fortsetzung.

Am andern Morgen verschlief ich's natürlich, zu rechter Zeit an den Brunnen zu kommen. Die Brotstudenten des Karlsbader Wassers gingen schon heim, als ich mich einfand; doch wogten noch große Massen auf dem kleinen, mit zierlichen Quadern belegten Platze vor dem Mühlbrunnen, und die Treppen hinauf, die lange Wandelbahn entlang, auf den Terrassen des Theresienbrunnens, und die Musik spielte noch rauschend die verführerisch sinnliche, spanische Wollust athmende Ouvertüre zum Don Juan.

Es ist mir immer, wenn ich diese Musik höre mit ihren weichen und doch hie und da so stolzen, zierlichen, übermüthigen Rhythmen, als müßte ich das nächste schöne Mädchen bei der Hand nehmen, und sie da hinführen in gemessenen, hüpfenden Tanzschritten, wo man die Schönheit der Welt übersieht, und sie küssen mit Lichtstrahlen und

Freude, daß die Gottheit uns aus Augen und Lippen sprüht.

Der Morgen war hochgolden, feine blaue Nebel flohen wie verspätete nächtliche Träume vor der Sonne hin durch die Thalschluchten, die alten morschen Berge trockneten sich die bärtigen, bethauten Gesichter in der sich ausbreitenden Morgenwärme, auch der Dreikreuzberg sah verjüngt aus, und als wüßte er nichts mehr von der wüsten, unchristlichen Nacht. Er hatte Alles vergessen, und das ist so schön an der Natur, das ist ihre romantikfeindliche Romantik, daß sie Alles vergißt, und alle Morgen frisch, jung und neu aufsteht. Sie ist der Phönix der Alten, die Poesie der Jugend, und das ist noch mehr werth, als die Poesie des Alters, die wir Romantik nennen.

Ich sah mit jenem innigen Morgenbehagen in die wogenden Gruppen, was so viel Lust zum Leben in sich trägt. Groß und Klein, Hoch und Niedrig strich nebeneinander hin, als sei die geistige Welt zu Ende, als hätten Staaten und Gesetze, die Krücken der Menschen, aufgehört, nöthig zu sein. Neu-Griechenland sah ich vor mir, und unter den Säulengängen Athens das alte Geschlecht, was all seine Sünden vergessen hatte, und wiedergeboren war. Ich stand einen Augenblick still, um das nächste Mädchen, was kommen würde, zu umarmen. Einem

katholischen Priester mit den blanken, steifen Stiefeln, den kurzen, prallen, verschwiegenen schwarzen Beinkleidern, dem neugierigen, weltlich lüsternen, schmalen weißen Streifchen über dem schwarzen Halstuche, einem solchen Priester mit dem glatten, glänzenden Gesichte, von dem die Enthaltsamkeit in ächt katholischem Fett widerstrahlte, wünschte ich Glück, daß der Cölibat zu Ende sei — da kam Maria in einem fliegenden schwarz seidnen Ueberrocke; frei wie eine übermüthige neue Griechin trug sie auf dem schönen weißen Halse den schalkhaften, blitzenden Kopf. Ich wollte hastig auf sie zu, der Nordteutsche trat zwischen uns, und hinderte mich an dem dummen Streiche, den ich gewiß gemacht hätte.

Er sagte mir, ich sei ein Träumer, der den Tag verschliefe, und Maria sei die romantische Liebe seiner Jugend, und die Dame im bunten Mantel mit dem behaglichen Gesichte sei seine Schwägerin, und der Professor, der dort drüben seinen Brunnen trinke, sei sein baldiger Schwiegervater. All' die Erkennungsscenen hätte ich verschlafen.

Neu-Griechenland ging mir unter. Ich hatte kaum die Kraft, leise nach dem Harfenmädchen zu fragen, er runzelte die Stirn, und meinte, da liege der Mittelpunkt des Gewirr's, er ahne eine tiefe List, Maria sei schön, aber zu jung, und blonde

Haare würden ſchwarz, das Harfenmädchen ſei die Hauptperſon, und ſo leicht ſollte man ihn nicht täuſchen, er werde ſeine Rolle ſpielen, und Alle überliſten.

Ach, ich hatte alle Spannkraft zum Scherzen verloren, und ließ ihn gehn, und lehnte mich an die Mauer.

Manchmal hab' ich mich gewundert, wie die Poeten ihre größten Menſchen, die nach der Welt Wurzeln und äußerſten Gipfeln jagen, die den Gott mit Steckbriefen verfolgen, gleich dem Fauſt und ſeinen Genoſſen, wie die Dichter bei ſolchen Leuten der Liebe ſo großen Einfluß geſtatten, ja wie ſie ein Paar blaue Augen zum Mittelpunkte eines Lebens machen konnten, das nach dem Urquell alles Lebens lechzt. Was iſt eine kleine warme, weiße Hand, was iſt ſie einem Himmelsſtürmer? Ich hatte meine dummen Stunden, wo ich, angeſteckt von meinen Umgebungen, ſolche Fragen aufwerfen konnte. Jetzt weiß ich's beſſer, denn ich weiß, daß ein geheimnißvolles Mädchenauge, und eine kleine, warme, weiße Hand mehr ſind, als Alles Andre, denn ſie ſind das Geheimniß des Glückes. Ich frage nicht mehr: warum immer und immer wieder Mädchen und Liebe? wie mancher gute Bürger fragt, ich frage nur: Warum nicht mehr Liebe?

Wie war mir eben Karlsbad und der Morgen und die Welt schön gewesen, wie waren die Gedanken von meinem neuen Griechenland in mir herumgehüpft — jetzt war Alles vorbei, weil man einen bunten, liebenswürdigen Vogel in ein plumpes Bauer sperren wollte.

Ach, die dummen, dummen Menschen, Alles ist Geschäft, Geschäft und Berechnung. Tief verstimmt, ja traurig drängte ich mich durch die Massen hinauf nach der Terasse über dem Theresienbrunnen. Dort ging ich auf dem dritten Einschnitte langsam auf und ab. Das ist den Leuten zu hoch, und man kann ungestört hin- und hergehen. Unter sich sieht man die murmelnde bunte Masse hin- und herziehen. Drüben, hoch oben über Karlsbad am steilen Bergesabhang kommt in drohendem Sprunge die Straße von Prag daher, und beherrscht wie ein vorüberfliegendes stolzes Mädchen das ganze Thal. Viele meinen deshalb, man müsse nur nach Karlsbad reisen, um da anzukommen, denn es muß ein überraschender Siegestaumel sein, wenn man plötzlich aus den Bergschluchten heraus auf diese übermüthige Abhangsstraße gelangt, und ein fabelhaftes Thal mit einem Stück Residenz und hin- und herfluthenden, geputzten Menschen zu seinen Füßen sieht.

Ach, ich wollte mein Herz zerstreuen mit der

Prager Straße, aber ich sah Niemand davon fahren, und in den Bergschluchten verschwinden, als Maria, die morgenfrische, an der Seite des Nordteutschen mit der seidenen Weste. Und Maria hatte einen dichten weißen Schleier über das Gesicht gezogen, ich sah dies tröstliche Antlitz nicht wieder. —

Nur die verheuratheten Leute werden sich wundern, wie Romeo und Julie so schnell sich finden konnten, ich hatte Maria kaum gesehen. Eben darum war ich doppelt unglücklich. Ich war an jenem Morgen auf der Theresienterasse nicht mehr so jung, daß ich vorher noch kein Mädchen geküßt, kein Glück erfahren hätte, aber der Strahl hatte nie so plötzlich gezündet, ich hatte meisthin lieben gelernt. Nun ist das zwar eine schöne Wissenschaft, aber die plötzlich empfangene Kunst, das blitzschnelle Genie ist mehr als Wissenschaft. Bei Marias Anblick hatte mein Herz wie ein Genie empfangen, und das war meine unendliche Freude, die mich trieb, das Mädchen mit Gefahr des Lebens an meine Brust, an meine Lippen zu reißen, und sie vor allen gewöhnlichen, tugendhaften Händen zu bewahren. Mein Herz und meine Lippen waren aber besser als alle andern Marien gegenüber, denn sie hatten die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens am schnellsten empfunden.

Ich hätte weinen mögen, ob aus Trauer oder

Aerger wußt' ich ſelbſt nicht. Voll Vorwurf und Betrübniß ſah ich ſtarr in den Morgen hinein.

Da ſtand Maria vor mir mit des Nordteutſchen Schwägerin, und Maria redete mich an, und mein Herz brach zuſammen vor ihren frühlingsweichen Worten, ich hatte Mühe, meiner Thränen Herr zu werden. Als die Schwägerin ſich nach einer Blume bückte, flüſterte ich ihr liebesfeucht, wie ſie mir aus dem Herzen kamen, die Worte zu: Mädchen, ich liebe Dich unſäglich.

„Das weiß ich," ſagte ſie laut, und ſtellte mir die Dame als eine Landsmännin vor, mit der ſie alle Wochen luſtige Briefe wechſelte. Und dieſe Dame war wirklich ein heitres, witziges Weſen, mit einem jener unveränderlich hübſchen Frauengeſichter, von denen Alles ſpurlos abgleitet, wie von glattem Marmor. Sie behauptete, mich zu kennen, und nannte mir den Ort, wo ich auf der Schule geweſen ſei, nannte mir daſige Familien, mit denen ich verkehrt, unter andern auch jene, wo ich ſchwarzen Peter geſpielt und fünf Jahre ſtumm geliebt hatte.

Das überraſchte mich nicht wenig, und bunte Kombinationsgedanken fingen an, in mir zu ſchwirren. Aber das nahe Unglück verſcheuchte Alles: der Nordteutſche und der Profeſſor traten heran, und jener geberdete ſich wie ein Bräutigam, dieſer wie ein beſorglicher Schwiegervater. Maria fragte mich, ob das

nicht der Herr ſei, welcher geſtern Abend mit dem Harfenmädchen promenirt wäre. Ich wußte nicht, ob ich die Kameradſchaft verletzen ſollte, und zögerte, der Nordteutſche bejahte aber ſelber lächelnd. Der Profeſſor machte ein aufmerkſames, die Schwägerin ein ernſtes Geſicht, man ſprach aber nicht mehr darüber.

Wir gingen frühſtücken. Auf der alten Wieſe war unter den Kaſtanienbäumen eine lange Reihe von buntbedeckten Tiſchen aufgeſchlagen, der Kaffee dampfte, die weißen Brötchen lockten, Alles genoß; das Frühſtück iſt in Karlsbad der erſte und ſchönſte Kuß des Tages nach der Sehnſucht der Morgenfrühe. Der Brunnen erzeugt nämlich einen energiſchen Hunger. Auch wir ließen uns da nieder, und genoſſen.

Ich konnte meine Traurigkeit nicht überwinden, und ſah Marien oft mit ſchmerzensreichen Blicken an. Als wir aufſtanden, flüſterte ſie mir zu, ich möge mich nicht ſo jämmerlich geberden, und mich umſehen, an jedem Tiſche ſäße etwas Schönes, dem die Liebeshoffnung auf den Augenwimpern ruhe. Man iſt wirklich wie auf einem fortwährenden Balle in Karlsbad. Da ließ ſie einen kleinen ſeidnen Shawl, den ſie in der Hand trug, entgleiten, ich hob ihn auf, ſie faßte beim Hinnehmen einen Finger von mir und kniff ihn unter ſchalkhaftem Lächeln mit ihrer kleinen Hand und ſprach: „Courage, Monsieur!“

23.

Fortsetzung.

Am andern Tage hatte ich's wieder verschlafen, und zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß die Gesellschaft eine Partie unternommen, und vergeblich auf mich gewartet habe. Das Fräulein habe vorgeschlagen, mich wecken zu lassen, der Vorschlag sei aber verworfen worden. Der Kellner sagte, sie habe in aller Eil' auf ein kleines Zettelchen für mich geschrieben, und suchte darnach in allen Taschen. Ich brannte vor Ungeduld, hoffentlich stand das Ziel ihrer Reise darauf, was die Domestiken nicht kannten, und ich konnte ihnen nacheilen, oder es war ein freundliches Wort des Trostes — endlich fand der unanständige Mensch das Papier. Mit Bleistift geschrieben fand ich die kaum leserlichen Worte: „Vous êtes du genre des sept dormans."

Ich war so verdrießlich, daß ich alle Brunnengäste hätte durchprügeln mögen. Den ganzen Tag über

ſchlenderte ich herum; es ward Abend und ſie kamen nicht, es ward noch einmal Abend, und ſie kamen nicht. Aus Langerweile und Verzweiflung machte ich lauter Bemerkungen über die Brunnengäſte, und ſchrieb ſie auf.

Wenn man unbefangen iſt, kann das Zuſehn in Karlsbad auf ein Paar Tage intereſſant ſein, denn man ſieht alle Parteien unſrer ſtürmiſchen Tage durch einander laufen, bald wird das Intereſſe aber matt, weil alle Parteien hier faullenzen. Es ſtumpft ſich ab, wie das für einen Dichter, mit dem man täglich verkehrt, und der nichts mehr producirt.

Es iſt eine allgemeine europäiſche Klage, daß Parteien die Welt zerriſſen, ſie unruhig, ungenießbar machten. Aber Stahl allein erzeugt kein Feuer, man braucht Stahl und Stein, die Parteiungen fördern eine Entwickelungsepoche, welche das zu erobernde Terrain theoretiſch abſteckt. Nur der That, der Eroberung ſelbſt ſind ſie nachtheilig; alle europäiſchen Länder, Polen voran, ſind dafür der ſicherſte Beweis. Ihr Treiben hält den Sieg einer Wahrheit auf, aber es klärt, läutert die Wahrheit ſelbſt. Die betheiligte Generation verliert immer durch Parteiungen, die Weltgeſchichte gewinnt.

In einer Aeußerung der Geſellſchaft aber, in der Geſelligkeit, bleiben ſie unter allen Umſtänden Gift. Man ſieht das nirgends deutlicher als in Karlsbad.

Dieſer Brunnenort iſt das millionenfach verkleinerte Spiegelbild, das Schachbrett Europas.

Karlsbad iſt Klein-Indien; es theilt ſich nicht nur Adel- und Bürgerthum, ſondern beide zerfallen wieder in eine Menge Schubladen.

Ich habe auch Unrecht, wenn ich ſage, daß alle Parteien faullenzen: Die höhere adlige iſt hier ſehr thätig, das heißt ſie thut das, was heutiges Tages That bei ihr genannt wird: ſie reitet, fährt, tauſcht Pferde, ſpreizt ſich, iſt bauernſtolz, und doch wohl am Ende dabei gutmüthig. Ein moderner Chriſtus würde ebenfalls dieſen Jehoviten gegenüber lehren: Leute vergebt ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.

Wenn dieſe Partei auch längſt vergeſſen ſein wird, in Karlsbad wird man Exemplare davon finden, denn hier iſt ihre teutſche Zufluchtsſtätte. Und ich hoffe es mit all' meinen Sympathien, in welchen der reiche Adel ſeine Kinder aufzieht, daß ihr Depot ſo lange aushält, als ich nach Karlsbad pilgre, denn ich brauche ſie äußerſt nothwendig. Erſtlich lieb' ich die ſchönen Mädchen, und unter der göttlichen Faulheit und Behaglichkeit gedeiht das Mädchenfleiſch vortrefflich. Es giebt eine Schönheit, welche ohne einen gewiſſen Grad von Dummheit nicht beſtehen kann. Dieſe ſchönen adligen Mädchen zu Karlsbad will ich nimmer lieben, ich will ſie nur ſehen, mein Schönheitsgefühl daran weiden. Wenn mir das

Unglück begegnete und ich alt würde, ſo zög' ich doch noch gen Karlsbad, und ſetzte mich auf jene Bank beim Elephanten auf der Wieſe, um mein altes äſthetiſches Herz zu erfriſchen für's ganze Jahr an adligen Formen.

Denn — und das iſt zweitens — das Bürgervolk, wofür man arbeitet, denkt, und über Kurz oder Lang auch ſtirbt, das taugt zur Schönheit nicht; man braucht nicht nur Muth, man braucht Kühnheit um ſchön zu ſein und ſchön zu erſcheinen. Ich reiſe zweitens nach Karlsbad, um die Kaufleute, und alle die Rechenmeiſter zu vergeſſen, welche keinen andern Genuß als den Vortheil kennen, und Gottes Welt, und die Freude und alles Große zerrechnen und zerkalkuliren, ich reiſe nach Karlsbad, um dreiſten Adel zu ſehn, der nach fröhlichem Genuß trachtet, um dem beginnenden, troſtlos vernünftigen Nordamerika, was ſich zu bilden anfängt, zu entrinnen.

Im Emigrantenaſyl zu Karlsbad ſpiegelt ſich die römiſche Ariſtokratie, als ſie nahe am Verſcheiden war, und die erſten Triumvirate entſtanden. Es ſteht hier obenan der franzöſiſche, ruſſiſche und böhmiſche Adel. Am ungeberdigſten iſt der ruſſiſche: er poltert mit ſcythiſcher Rohheit, ungebändigtem Uebermuthe, plumpem Reichthume, häßlicher Pracht hier herum, man wird an die Völkerwanderung, den ſäbelbeinigen ſchmaläugigen Attila und ſeinen Neffen Suwarow,

an Genſerich den Vandalen erinnerte, welche Italien, das Land der Kultur geplündert haben, und mit ſchmutzigen Händen aus goldenen hetruriſchen Schüſſeln eſſen, mit ungewaſchnen Mäulern aus Bechern von Kapua oder Sybaris ſchlürfen.

Eine gewaltige Maſſe ſolcher Tartarkhans giebt's gewöhnlich in Karlsbad; man hört Namen, die ſich grollend wie die Wolga um's Ohr wälzen. In blitzenden Equipagen jagen die Gallizin, Trubetzkoi, Razomowkoi, und wer weiß wie viele Koi und Kow vorüber, und die kleinen kothigen Pferde mit dem unartigen Geſchirr klappern wie ſpöttiſch lächelnde Kommentarien vor der Herrlichkeit einher, und erinnern an die ſüßen Koſacken und Kalmücken. Die beſtialiſchen Kutſcher und Pferdeknechte bekunden den ungeleckten hunniſchen Urſprung. Nur was zur Diplomatie gehört, hat in Paris ſtudirt und glänzt in Civiliſationsfirniß. So Ribeaupierre, ſonſt Geſandter in Konſtantinopel, jetzt in Berlin, alſo des Czaaren Liebling, ein wohlbeleibter, feiner, hübſcher Mann mit einem verbindlichen Geſicht trinkt langſam in kleinen Zügen von ſeinem Becher Neubrunn, und ſpricht links und rechts artig und freundlich.

Und ich glaub' es nimmermehr, daß jene graziöſe Dame mit der bezaubernden Romantik im dunkel beſchatteten Auge, mit der blendend weißen Schulter, mit der verführeriſchen Hand und dem franzöſiſchen

Fuße, mit der civiliſirten Melancholie in den weichen Zügen und der ſchlanken Figur, daß jene liebreizende Stroganof eine Ruſſin ſei.

Und doch verſichern mich gründliche Kenner, daß man in Rußland neben der niedrigſten Rohheit die größte Schönheit, und was mehr ſagen will, die allergrößte Liebenswürdigkeit finde. Es ſei ein Land der Pole.

In ihrem ſchönen, elegiſchen Geſichte habe ich täglich geleſen wie in Tiecks Genofeva, und ich glaubte die ganze ſtürmiſche Geſchichte darin zu finden, als ihr Gatte Geſandter zu Stambul war bei Ausbruch des Griechenkrieges, und die wuthſchäumenden Moslems den ruſſiſchen Adler von ſeinem Hotel reißen und den Ambaſſadeur ſtranguliren wollten.

Ich glaubte immer Thränen in der Schönheit ihres Geſichts zu ſehen, und ich komponirte mir ein Gedicht, wenn ihr Gatte die Thür des Balkons aufreißt und hinaustritt vor die Augen der brüllenden Menge in den Bereich der auf ſeine Bruſt angeſchlagenen Janitſcharenröhre, und das Volk haranguirt — da ſah ich das ſchöne, liebende Weib in Verzweiflung auf die rothſeidnen Polſter fallen, ich ſah's wie ſie ſich aufrichtete bis auf die Knie, wie ſie die ſchwarzen Flechten zurückwarf in den Nacken, und die weißen, ſchönen Arme ausſtreckte nach ihrem Gatten, und die Gefahr mit ihrer Schönheit beſchwor. Ich

ſah's, wie ſein Muth geſiegt, und er unverletzt zurück in's Zimmer trat, ſah's, wie ſie ihm in die Arme ſtürzte und die Thränen heiß und unaufhaltſam aus den Augen brachen.

O, ich wollte, alle Staaten hätten immer ſo entſchloſſene Männer, wie ſie Rußland an allen wichtigen Punkten hat, und ich wollte, es liebte mich ein ſo ſchönes Weib, und weinte wollüſtige Thränen um mich, um dieſer Thränen willen würd' ich tauſend Janitſcharenröhren trotzen.

Das Weib und die Liebe, das iſt ihr Blut, erzeugen die Heldenthaten, nur die Begeiſterung für die Kultur gehet noch darüber, und zeugt die großen Thaten, aber es iſt dieſelbe Familie, auch die Begeiſterung ſtammt von der Liebe.

Bei ſolchen Gedanken ſah ich der ſchönen Frau unverwandt in's Geſicht, und wie ein Heiligenbild ließ ſie es geſchehen, bis ſie lächelte. Da ward ich vernünftig, und nahm meinen Hut ab, und ſie ſagte mit ihrer ſchönen Stimme: „Bon jour Monsieur!"

Dieſes „Bon jour Monsieur" tröſtete mich ob Maria's, und ich vergaß meiner Sehnſucht, wenn ich dies Frauengedicht mit dem lieben, durch und durch gebildeten Antlitze unter den plumpen Landsleuten umhergehen ſah, wie Eurydice unter den Fratzen des Orkus.

Uebrigens iſt dieſe ruſſiſche Partei der Meinung,

ſie herrſche in unſern Bädern wie zu Moskau; in ungeſchickt ſchwer ſeidnen und ſammtnen Gewändern ſchleifen und ſchleppen ſie ihre Herrlichkeiten um die Brunnen her, und laſſen ſich von der hohen böhmiſchen Nobleſſe und den Altfranzoſen den Hof machen.

Letztere anlangend, ſo iſt Böhmen allerdings Neu-Koblenz geworden. Der Exkönig Karl zieht von einem Orte zum andern, um den regierenden Herrn aus dem Wege zu gehn — es iſt ein tragiſcher Anblick, daß der alte Mann der Kirche und des Throns nicht einmal das entblößte Haupt ruhig niederlegen darf, ſelbſt hier iſt er überall im Wege. Sogar die Gläubiger verfolgen ihn von allen Seiten, Pfaffenhofen war mit ſchweren Forderungen im Anzuge, und der öſterreichiſche Kaiſer, der kein leichtes franzöſiſches Schuldengewiſſen hat, und ſeine Privatbedürfniſſe, die Schuſter- und Schneiderrechnungen u. ſ. w. prompt bezahlt, ſoll ſehr lebhaft wünſchen, daß ſolche fatale Geldverhältniſſe nicht in ſeinem Lande zur Sprache kämen. All' das erträgt nur ein ächter Bourbon mit ſtoiſchem Gleichmuthe, der auch in Schmach und Elend weiß, daß er der ächte König Frankreichs ſei. Man verfolgt und verſpottet den Wahn dieſer Bourbonen, und vergißt, daß es ſeine Religion iſt, man vergißt, daß alle Kämpfe unſrer Tage die alten Glaubenskämpfe in neuen Kleidern ſind.

Dort iſt abſoluter Katholizismus, hier neu ge-

ſtalteter Proteſtantismus; der zehnte Leo hieß diesmal der zehnte Karl, Wittenberg Paris, Tetzel Polignac, die Bullen hießen die Ordonanzen, das alte Pariſer Stadthaus ward die Wittenberger Schloßkirche und Lafayette ſpielte den humanern, und darum unkräftigern Luther. Und auf Religionskriege meinten wir doch immer vorbereitet zu ſein, und wir wollten nicht mehr fanatiſch mit einander umgehen, und einander nicht todtſchlagen, weil wir über Dies oder Jenes verſchiedene Gedanken hätten. Und doch — —

— Es wäre doch ſehr traurig, wenn man den Mord und Todtſchlag durch Politik und Juſtiz noch lange beſtehen ließe.

Chateaubriand, der Karl X. in Töplitz beſucht hatte, um die Entbindungshochzeit, das geborne Impromptü der Herzogin von Berry auszugleichen, hatte ſich nur einen Tag in Karlsbad aufgehalten, und war fort — fort war mit ihm das ſchöne ſilberne Trinkgeld, was ich auf den letzten Stationen verſchwendet hatte, um ihn noch anzutreffen. Er koſtet mich zwei Gulden Münze, wie ſoll ich die aus ihm herausſchreiben! Wenn ich den Namen Chateaubriand höre, ſo denke ich immer an einen der zwölf kleinen, und wenn ich etwas von ihm leſe, an einen der vier großen Propheten im alten Teſtament. Er iſt ein franzöſiſcher Jeremias oder Daniel, der unter Ludwig Philipp unangetaſtet in der Löwengrube ſitzt

und ſich den Bart wachſen läßt. Wie jene Juden konſtruirt er den Staat aus Traumgeſpinnſten der Gottheit, und eine geſalbte Macht der Rede beſitzt er wie jene für den Theokratismus begeiſterten Poeten, welche unter den Oelbäumen ſaßen und hineinſchauten in den myſteriöſen blauen Himmmel und das ſchweigſame Dunkelgrün des Landes Paläſtina, und welche man Propheten nannte. Denn in der alten Zeit war alle Dichtkunſt Weiſſagung, wie ſie's denn auch wirklich iſt. Daß man nicht allen Weiſſagungen glaubt, iſt etwas anderes, und gar nicht ſo dumm.

Bei dem Worte Chateaubriand denke ich auch immer an Heinrich Heine, und wenn ich an Heine denke, ſo ſehe ich eine indiſch wollüſtige Welt, welche ein kleiner Despot regiert, der all ſeinen bezaubernden und peinigenden Launen den Zügel ſchießen läßt, und dem ein ſchönes Wort mehr gilt als ein gutes, und der deshalb die Monarchie liebt. Alles in jener Welt ſpricht aber in ſtolzverſigen Worten, an allen Wegen blühen Lotosblumen, und unter den Palmen und Cedern liegen purpurne und goldne Gewänder, und auf dieſen die reizendſten Bajaderen, welche Goetheſche Lieder ſingen und die Cymbel ſpielen, und das Tamburin ſchlagen.

Heine kann nämlich ſo ſchön ſchreiben als Chateaubriand, ja wenn er eben gut geſchlafen hat, noch

ſchöner, denn er iſt offenherziger, und ſein Herz iſt an kleinem lieben Spielzeuge noch reicher. Heine hat auch zwei Vorzüge, die Chateaubriand nicht erreichen kann, ſelbſt wenn er noch einmal zum Jordan reiſ'te: er iſt witzig und hinkt nicht. Paläſtina war immer poetiſch, aber niemals witzig, der Witz iſt unchriſtlich; und der Teich Bethesda iſt vertrocknet.

— Die franzöſiſche Adelspartei hat ſich völlig in Böhmen angeſiedelt, die Prinzen Rohan haben ſich Güter gekauft, und ſind der ſehr richtigen Meinung, beſſer nach Böhmen als nach Frankreich zu paſſen. Sie halten mit dem böhmiſchen Adel alljährlich die Saiſon in Karlsbad ab, wie der ſpaniſche Hof alljährlich einige Monate nach Aranguez ging. Was von guter Familie aus Frankreich kommt, ſchließt ſich all' den erwähnten Notabilitäten an, und ſpricht von der Vergangenheit. Sie tragen auch noch Ludwigskreuze und ſchreiben das Imparfait und den Conditionel mit oi.

Als Maria auch den zweiten Tag nicht kam, entſchloß ich mich, mit einer Karlsbader Rarität im ſächſiſchen Saale zu eſſen, wo die haute société an kleinen Tiſchen ſpeiſ't. Dieſe Rarität iſt ein vergeſſener Kammerherr mit einem großen Umfange an Leibesbildung, er trägt einen Orden, zu deſſen Erkenntniß man einen Almanach braucht, und ſpielt, ſo lange er ſich erinnern kann, täglich Whiſt und ißt täglich zu Mit-

tage. Er kommt alljährlich nach Karlsbad in Begleitung seiner Schwester und einer großen goldnen Tabaksdose, aus welcher er nie schnupft. Seine Schwester unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß sie weiblichen Geschlechts sein soll, und die Dose hat ihm der verstorbene teutsche Kaiser Leopold durch die Post geschickt, der Kammerherr ist aber so stolz darauf, weil er heue noch nicht weiß, warum sie ihm der Kaiser Leopold geschenkt hat. Er stellt sie immer neben seinen Teller, damit sie Jedermann sehe und ihn um eine Prise bitte. Alsdann entschuldigt er sich, greift nicht ohne Unbequemlichkeit in die Tasche und präsentirt eine andre Dose, erzählt aber zugleich die Geschichte von der unbegreiflichen Gnade des Kaiser Leopold. Der Kammerherr ist mein guter Freund, weil ich ihn stets, ich mag ihm begegnen wo ich will, zuerst nach der Dose, und dann nach seinem Befinden frage, und ohne Murren die lange Geschichte anhöre.

So saß ich denn mit dieser Rarität und seiner Dose im sächsischen Saale, der Kammerherr sprach, wie er bei öffentlichen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, französisch, so sauer es ihm auch ward, als ein starker, mäßig bejahrter Mann eintrat, und mit weiten, nachlässigen aber festen Schritten durch die Gesellschaft bis in eine entfernte Ecke des Saales schritt. Zu meiner Verwunderung stand jeder vom

französischen Adel, bei dem der Mann vorüberkam, ehrerbietig auf und grüßte. Der Kammerherr erzählte eben die Dosengeschichte, ich durfte unsre Freundschaft nicht durch eine Zwischenfrage auf's Spiel setzen, und mußte meine Neugier zügeln. Der Herr mit dem teutschen Schritt und dem teutschen Gesicht setzte sich allein an ein kleines Tischchen und begann seine Mahlzeit, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu kümmern. Sein Aussehn hatte etwas demokratisch Liebenswürdiges, das kurze Haar fing schon an, weiß zu werden, das Gesicht sah aber noch gesund roth, und scharf gezeichnet aus, ein kräftiges blaues Auge blitzte manchmal harmlos und ohne Gedanken über den Saal hin. Bald vertraute mir der Kammerherr, der Mann mit dem feinen weißen Teint und dem grauen Backenbarte sei Marschall Maison.

Er wird auch von den Altfranzosen mit fernbleibender Artigkeit behandelt, weil er von guter Familie, ein wohlrenommirter Napoleonide mit der Restaurationstaufe, und als designirter Gesandter in Petersburg eine wichtige politische Person ist, und ein Paar Hauptleinen des europäischen Gespanns in Händen hat. Wenn er auch nicht allein vom Bocke fahren darf, so weiß man doch, wie viel auf einen sanften Druck, eine leise Fühlung bei kitzlichen Dingen ankommt.

Am andern Morgen traf ich ihn in ſeinem groben Brunnenrocke beim Sprudel. Hier ſtach ſeine Napoleoniſche Ungenirtheit noch auffallender von dem Weſen der übrigen Franzoſen ab: zum Glück liegt der Sprudel mit ſeiner Promenade von den übrigen Brunnenplätzen abgeſondert, und die Emigranten kommen ſomit wenig mit ihm in Berührung. Sein unbekümmertes Weſen treibt er ſo weit, daß er mit einem Wiener Freudenmädchen, was er zu ſeiner Unterhaltung bei ſich hatte, öffentlich ausfuhr und mit ſonſt Niemand umging. Am Brunnen ſprach er hie und da leicht, behaglich, bequem, faſt humoriſtiſch. Es war namentlich intereſſant, wie leicht, ſcherzhaft und ſicher er mit den ihm begegnenden Ruſſen verkehrte. Die ganze franzöſiſche Bravour mit ihrer unermeßlichen kriegeriſchen Zuverſicht lag in dieſer wohlklingenden, ſorgenloſen Baßſtimme und in der Nonchalance ſeines Weſens. Er hatte die erſte Nachricht von Napiers koloſſalem Seeſiege am Cap Vincent, und theilte ſie beiläufig mit, als er einen Becher Sprudel aus der Kelle hob. Die hieſigen Aerzte ſollen ſehr unzufrieden mit dieſer Mittheilung geweſen ſein; es ward ein ſchlechter Brunnentag, voll Diätfehler.

Der dritte Theil, der böhmiſche Adel, iſt alle Jahre derſelbe; kommt man oft nach Karlsbad, ſo wird er allerdings langweilig, aber mit wenig ſchwer

wiegenden Ausnahmen, ist er doch der angenehmste und liebenswürdigste. Er ist zwar ganz von Adel, aber er ist artig, und weil er eigentlich immer in einer mehr oder weniger verdeckten Opposition gegen Wien, das heißt gegen Metternich lebt, so findet man größere Regsamkeit, als man im Allgemeinen erwarten sollte.

Man darf aber doch nirgends die Opposition des Adels mit dem der böhmischen Nation verwechseln, jener hat immer ein kleineres Herz als diese. Die Nation würde frei sein wollen, wenn sie etwas wollte, der Adel will herrschen, und es kommt ihm nicht darauf an, ob das zu Wien in der Burg oder zu Prag auf dem Hradczin geschieht. Er hätte nichts gegen Metternich, wenn das ein böhmischer Kavalier wäre, er haßt ihn nur, weil Metternich kein Böhme ist. Der Adel bringt es nirgends weiter als zu einer Art Brotneid, er will keine Nationalfreiheit, sondern höchstens eine Nationalherrschaft. Und von diesem Gesichtspunkte aus nehmen sie auch Partie für die Polen, alle alten Adeligen Europas. Man darf sich ja nicht täuschen lassen, als hätten sie einmal im Rausche der Tapferkeit für die Freiheit geschwärmt, es war nichts als eine gottlose Adelsromantik, welche ihnen in die leeren Köpfe stieg.

Die Ministerstellen in Wien und das böhmische Vicekönigthum in Prag sind ein starkes Band, was

den böhmiſchen Adel an Oeſterreich feſſelt, und in dieſem Augenblicke nehmen ſie um ihres Landsmanns, des Miniſters Collowrath willen Intereſſe am Kaiſerthume. Der Sturz Metternichs beſchäftigt die böhmiſche Partei am Hofe und in der Provinz ſchon ſeit vielen Jahren, und von Zeit zu Zeit tröſten und ſtärken ſie ſich mit einem voreiligen Triumphe.

Auch vor Troja war unter den Argivern ein ewiger Neid um die Gewalt des Achilleus, und der ſchlaue Diomed, der eiferſüchtige Ajax, der klugheitmächtige Odyſſeus trachteten, ihn zu ſtürzen; aber keiner entdeckte ſeine Ferſe, und als Achilleus endlich vom Feinde fiel, da war auch die Heldenzeit zu Ende.

Wenn der Peleide Metternich einſt dem belagerten europäiſchen Troja gegenüber fallen ſollte, ſo wird ihn kein ſchlauer Böhme erſetzen, mit einem Helden aus göttlichem Stamme fällt auch ſein Jahrhundert, und wenn die tauſendjährige Ceder auf dem Libanon unter dem Sturme zuſammenſtürzt, ſo zerbricht ſie mit dem Sturme Alles, was in ihrer Nähe iſt.

Ich will indeß darüber nicht zu bemerken vergeſſen, daß der böhmiſche Verſtand ſchlau und empfänglich iſt, daß er mit Gewandtheit zu ſpähen und zu forſchen verſteht. Aber die Größe erfindet. —

Sonst schritten im Gedächtnisse meines Herzens schlanke, hohe Böhminnen einher, mit geheimnißvollem Reiz, verstehlnen kühnen dunkeln Augen, mit verschwiegener Freude eines innerlichen Sinnerfreuers. Dies Jahr war wenig wohlthuende Schönheit unter ihnen zu finden, und die Toilettenkunst entsprach den Anforderungen der Künstlerinnen durchaus nicht. Ich hatte seit langer Zeit nicht so dreist Rouge et Noir spielen sehn, und wenn man in einem Beutel mehrere unächte Münzen findet, so traut man dem ganzen Beutel nicht mehr; eine falsche Karte verdirbt ein ganzes Spiel.

Diese erste Abtheilung verdirbt denn hier auch das ganze Sommerspiel. Nur der beste Adel und bedeutende diplomatische Notabilitäten der konservativen Partei bilden die haute société; schon der zweite Rang des Adels spielt eine ärmliche Genitirrolle und der gewöhnliche Adel fällt der großen Masse anheim.

Eine abgesonderte Partei bilden ferner die unglücklichen Polen mit ihren Häuptern Chlopicki und Skrzynecki, die kurze Zeit zusammen hier waren. Skrzynecki mit seiner hohen, imponirenden Figur, die sich in heroischen Rhythmen vornehm einherbewegt, mit der ganzen einschmeichelnden Romantik seiner weichen, milden Stimme und des humanen Gesichts, mit dem forschenden aber blöden Auge

habe ich schon früher beschrieben. Er ist das Bild eines weichen civilisirten Polen, aber die Weisheit ist im Revolutionskriege ein Unglück. Chłopicki ist auch im Aeußeren nichts weiter als ein straffer Soldat, wie er uns zu Warschau erschienen ist. Er hat eine hohe tüchtige Figur, kurzes, weißes Haar und ein sehr bedeutendes rothes Gesicht, auf welchem statt der Gedanken rasche Kommandowörter, schnelle Schwerter ruhen. Mit kurzen polnischen Schritten geht er kerzengerad soldatisch einher, spricht Wenig und geht gleichgültig herum. Von der Granate, welche ihn bei Grochow vom Pferde warf, sieht man nichts mehr, unter der straffen weißen Hose scheint die Wunde vernarbt zu sein, wohl ihm, wenn auch die tiefere unter der Weste verharscht ist. Er verkehrte nur mit einigen seiner Landsleute, und tändelte viel mit einer kleinen, lachlustigen polnischen Frau, und mit der lächelte er auch zuweilen. Sein großes Unglück mag mit seiner Diktaturuniform in irgend einem Koffer liegen; man sieht nichts davon und ist dumm genug, sich zu wundern, daß man nichts davon sieht, daß er wie jeder Andere schlechten Melnicker trinkt und seine weiße Semmel zum Frühstück ißt. Er war immer arm wie der Römer Fabricius, der daheim seine Rüben aß; vor der Revolution wohnte er in einer kleinen Dachstube, und trug wie Napoleon einen schlichten grauen Rock,

Den Dienst hatte er quittirt, weil man seinen polnischen Stolz beleidigt hatte; aber Constantin, der wilde Korporal, hatte großen Respekt vor ihm, und war sehr artig, wenn er zuweilen auf den sächsischen Platz kam, und die Parade ansah. Die Polen glaubten alle großen und tiefen patriotischen Tugenden Kosciuskos in ihm zu verehren, und holten ihn nach der siegreichen Novembernacht aus seiner kleinen Dachstube, zogen ihm den grauen Rock aus, und bekleideten ihn mit dem glänzenden Rocke der Diktatur. Aber nicht alle stillen Wasser sind tief, und seine einsame Zurückgezogenheit hatte ihn interessanter gemacht, als er's verdiente, er war nicht mehr als ein jähzorniger, gefährlich tapferer Soldat, in seinem Kopfe klapperten nur Bajonette, in seinem Herzen dröhnten nur Kanonen, aber keine moralischen Kräfte, die mehr sind als Bajonette und Kanonen.

Es ging ein einfältiges Gerücht um, er habe als armer Mann nur die einfache Kurtare gezahlt, und vier Gulden Conv. Münze, die ganze, für sich zu hoch erachtet. Zu gleicher Zeit erzählte mir ein Mann, der aus Warschau kam, es habe ihn in der Gegend von Kalisch ein Kutscher gefahren, der aller civilisirten Sprachen mächtig und zu seinem Erstaunen von großer Bildung gewesen sei. Nach einigen Stationen habe er erfahren, daß sein Kutscher noch

vor zwei Jahren als reicher Edelmann gelebt, und nichts gerettet habe, als zwei polnische Klepper, mit welchen er jetzt durchreisende Kaufleute von einem Orte zum andern fahre, und sein Leben friste.

Aber was ich von Chlopicki gesehen habe, deutete auf zureichende Wohlhabenheit. Der Stolz seiner Landsleute würde auch schwerlich jemals eine solcherweise ostentirte Armuth dulden, sie würden ihrem früheren Diktator vier Gulden Konventions-Münze zusammenbetteln.

Jener Mann, der aus Warschau kam, erzählte mir ferner, daß jetzt nur die Freudenmädchen dort vergnügt seien, wenn der Fürst Paskewitsch einen Ball ankündigte, denn in Ermangelung anständiger Tänzerinnen wurden die Tanzsäle aus den Bordellen gefüllt.

Auch der gebrechliche alte Klicki war in Karlsbad, und es macht anfänglich einen wunderbaren Eindruck, wenn man die polnischen Feldherren bei den russischen Generalen, unter denen nur Pahlen einen Namen hat, vorüberstreichen sieht; man glaubt immer, nun müsse etwas geschehen. Bald aber gewöhnt man sich daran, daß diese Leute ohne Aufmerksamkeit neben einander hergehen: es ist hier europäischer Comment suspendu, man ist auf einem neutralen Boden, auf einem andern Sterne, Streit und Zwist bleibt jenseits der Berge, alle fühlen dieselbe Wirkung vom Brunnen. Dies warme Wasser,

das wie Hühnerbrühe schmeckt, ist die moderne Leche. Nur der Stein der Stände widersteht ihm.

Die Klassen der Bürgerlichen falten sich zwar ebenfalls gleich einem Fächer vielfach aus einander, aber sie sind doch durch einen Griff verbunden. Der Kammerherr verkehrt mit dem Kandidaten, und Kandidat heißt doch so viel als: Einer der nichts ist; der Bürgermeister mit dem Schneidermeister. Auffallend ist es, wie viel Patienten Preußen beisteuert; die eminente Regelmäßigkeit seiner inneren Verwaltung muß den Unterleib über die Gebühr anstrengen; es scheint kein Land so reich an ärgerlichen, gallichten Personen zu sein.

Es ist sehr zu bedauern, daß jene äußere Demokratie der Bäder immer mehr verschwindet, nach welcher die Gäste blos als Menschen, so oder so viel Schuh hoch, herkamen, und alle gleich waren vor dem gleichmäßig wirkenden Brunnen, der kein Ansehn des hoch oder niedrig gebornen Magens kennt. Damals, erzählten mir ältere Leute, wo noch alles in Friede und Ruhe bestand, der Vornehme vornehm und der Niedrige niedrig war, da brachte man keine Orden und Auszeichnungen in die Bäder, solche Sachen waren selten und sicher. Jetzt glaubt Jeder, man könnte nicht wissen, ob er morgen noch ein ausgezeichneter Mann sein werde, und man sieht immer nach zehn Schritten einen aufgeklebten Orden

oder sonst ein Aushängeschild. Sie nützen die Dinge ab, und machen's wie die Verschwender, welche den Erben nichts lassen wollen. Ohne Aufhören sieht man, daß in dem gelben Manne und in jenem ein grandioses Verdienst an Leberschmerzen leide. Teutschland strotzt von großen Leuten. Diese großen Leute sollten officiell verboten werden, ein kleiner Laie, der in keinen Orden aufgenommen ist, kann leicht durch Reue, Neid, Aerger, Ehrsucht oder sonst eine andere Karlsbader Krankheit heimgesucht werden beim Anblick solcher Verdienste, und das stört die Kur.

Aber dem Gedeihen sehr zuträglich ist die Brunnenliste mit ihren ächt teutschen, wirklich ingenioſen Titulaturen. Sie quetschen den Paß eines armen Privatmanns so lange, bis etwas aus diesem wird, und mancher hat erst in Karlsbad erfahren, was er eigentlich sei. Ein gewöhnliches Kouvert reicht für die Titel und Würden nicht aus, an welchen ein ächter Kurgast leidet, und mancher ehrliche Mann mit schwachem Gedächtnisse ist nicht im Stande, während eines langwierigen Nachmittags seine Titulaturen auswendig zu lernen. Da giebt es „Kaiserlich Königliche privilegirte Gubernial-Kassen-Rendantur-Assistenten Gattinnen" mit ihren Söhnen, die noch einige Adjuncturen und Adspektanzen anzuhängen haben, es laufen Rentiere aus allen Zonen herum, mit und ohne Moos, und wenn Einer gar

nichts ist, so ist er ein Privatier, oder seine öffentliche Ehehälfte wenigstens eine Privatiersgattin. Auch die Weiber müssen etwas sein.

Ich habe die Drucker in Verdacht, daß sie ein gut Theil Schuld dabei haben, es ist meist an den Leuten so wenig, und ein österreichischer Drucker, der sonst nichts zu drucken hat, muß etwas aus ihnen machen. Darum hassen sie die französischen, kurzgeschößten citoyens.

Carlsbad ist ein Ferienpunkt der europäischen Notabilitäten.

Wenn es auf Erden nichts zu thun gab, oder wenn sie des Thuns satt waren, gingen die Götter in den Olymp, um sich zu restauriren. Karlsbad ist die Restauration mancher europäischen Götter in Ermangelung der olympischen; ich hoffe, man besingt es auch einmal, ein guter Romantiker findet alle Sorten von Recepten.

Bequem genug lebt sich's da; dafür sorgt höchst lobenswerth Regierung und Brunnenkommission, die Fremden werden wie kranke Kinder behandelt, denen man mit Verläugnung mancher Prinzipien allen Willen thut. Und Kinder sind wir doch alle gar zu gern; da dürfen wir wieder an eine Liebe glauben, wo's keine Eifersucht, keinen Wechsel, keine Treue, keinen Eigennutz giebt, an die Mutterliebe, an das erste und letzte Gefühl des Lebens.

24.

Fortsetzung.

Die Zeit ist eine Last, wenn man wartet; die Erwartung selbst ist eine nachhaltigere Staatsgewalt als der Schrecken, der Schrecken tödtet, wie die Erwartung mordet, der Schrecken ist ein Meuchelmörder, der bald mit seinem Geschäft fertig ist, die Erwartung ein Giftmischer, der Zeit braucht. —

Und Maria, die charmante, war betheiligt bei diesem Mordversuche: sie kam nicht wieder. Es ist allerdings eine akutere Glückskrankheit, ein Mädchen zu lieben, als in weiterer, breiterer Liebe zu leben; durch die schlafende im Monde träumende oder erwachende Natur hinzustreifen, in ihrem Odem zu weben, die Gottheit mit Wollust tief einathmen: Aber die Liebe ist eine Einseitigkeit. Einseitige Menschen werden große Männer, und namentlich Künstler, drum hat die Liebe mit jeder Art von Kunst so viel zu thun. Einen großen Theil der heutigen Lie-

besarten verdanken wir dem Christenthume: die romantische, die sentimentale, die eheliche und die uneheliche. Es ist eine liebe und schöne Sache um die Liebe aber keine große, dachten die Griechen und Römer, und wir können heut doch noch größere Dinge haben als jene. Ein Bischen Vaterlandsliebe gehört doch jetzt zur bourgeoisie der Empfindungen, und ist bei der Masse nicht viel mehr als Philisterei und Barbarei, darin hat's die pommersche Landwehr so weit gebracht wie die Athener.

Wo steckte denn die große Sache der Alten, welche sie für die Flitterwochen des Herzens entschädigte? Mit der Natur hatten sie sich ein für allemal abgefunden durch Mythen und Sagen und Religion und Kultus, sie nahmen weiter keine Notiz von derselben, sie hatten ihre Pedanterien wie wir; hätte nicht Lucrez so hübsche Dinge darüber geschrieben, man müßte glauben, es sei früher in Italien und Griechenland eine ganz andere Natur gewesen ohne Reiz und Freude.

Wo steckte denn die große Sache der Alten? Lesen wir irgendwo, daß Alcibiades, der Suitier, in einer Mondnacht sanfte Lieder gesungen? und doch war er, waren die Griechen so glücklich. — —

Ja, unsre Liebe ist eine christliche Einseitigkeit aber nur die Gegensätze schaffen die Dinge; wir wüßten ohne jene Einseitigkeit nichts von der großen kolossa-

len edlen Liebe, deren wir fähig ſind, wenn wir uns in keinem verliebten Stadio befinden!

Was iſt es für eine Seligkeit, über Land zu fahren oder zu reiten, wenn kein unbequemer ſtörſamer Wind weht, kein ungezogener Regen ſtört, und unſer Herz langſam und melodiſch ſeine Pforten öffnet der Schöpfungs-Harmonie, wenn der Geiſt Gottes um unſere Schläfe ſäuſelt, oder ſeine geſchäftigen glühenden Boten ſendet aus der ſammtſchwarzen Gewitterwolke.

Und all die großartige Herrlichkeit bläſ't ein Mädchen mit rothem Munde auseinander — Herrgott, was willſt du mit der Mädchenliebe ſagen?!

Solche zerriſſene Wolkengedanken trieben mich eben über den Thereſienbrunnen auf dem kleinen Plateau des Berges umher, ich konnte das Badeleben mit ſeiner bunten, murmelnden Monotonie nicht brauchen, Marie fehlte mir, meine Seele war verdrießlich, mein Herz ſeekrank.

Je bunter die Geſellſchaft, je größer die Stadt, je bewegter die Zeit, je reicher, ſehnſüchtiger das Herz, deſto größer die Langeweile. So viel Dinge, ſo viel Bedürfniſſe dehnen das Herz aus, und die große, wüſte Maſſe des Stoffs füllt es nicht immer. In einem kleinen Städtchen oder Dörfchen, wo wir mit den kleinſten Freuden groß werden, da giebt es

keine Langeweile, denn es giebt keinen leeren Platz für das Verlangen und die Sehnsucht.

Und ist man gar im Begriff zu lieben, und die wachsende Göttin verläßt uns, so ist das ganze Herz ausgehöhlt für das Meer des Glücks, das eindringen soll, aber das Meer bleibt aus — wer zu lieben beginnt, und die Liebe nicht findet, kann vor Langerweile des schmerzhaftesten Todes sterben.

In dem Apfel der Erkenntniß, von welchem die blonde Eva naschte, ruhte nicht blos die sogenannte Sünde, welche wir Freude nennen, sondern auch jene göttliche Sehnsucht, die durch alle Freuden der Erde nicht befriedigt wird, die Ahnung überirdischen Glücks, welche tief unglücklich macht, menschlich unglücklich, welche in weichen Gemüthern die Religion und Poesie, und in harten, störrischen die Langeweile erzeugt.

Und doch blonde Eva hast du wohl gethan, zu naschen, dreist und opponirend will der Herrgott seine Menschen, will ich meine Schwestern und Brüder. Ich bin auch der Meinung, die Weiber hätten ursprünglich frischere, natürlichere Kourage als wir. Das hat Moses durch die Eva angedeutet. Die Weiber sind durch das Menschengebären der Gottheit näher. — —

Maria, ich fing an, dich immer heftiger zu lieben, deshalb langweilte ich mich, und das kann man

nirgends beſſer als in einem Badeorte, denn ſein buntes Geräuſch geſtattet keinen erquickenden Schlaf und Tod, es tödtet durch fortwährendes Wachen.

Wie viele Novellen liefen hinter den verbleichenden Mädchengeſichtern herum, die hier geſund werden wollten, wie viel Schauerromane gähnten hinter den leberwüſten Geſichtern der Männer. Denn Karlsbad iſt der Abzugskanal aller gallichten Kritik Europa's. Sogar Amerikaner waren da, und hatten ihre traurige Unterleibsgeſchichte über's Weltmeer gefahren, um ſie dem heißen Brunnen zu erzählen. Der Adel aus Süd und Weſt, lauter hiſtoriſche und chroniſche Leiden finden ſich hier ein. Geſchichten von gebrochenen und zerſtörten Herzen und Lebern und Magen tief aus der Wallachei, oben aus Schweden ſtreichen mit ihren hängenden Augenliedern an mir vorüber, tauſend Gedanken wurden in mir aufgeregt, und wer kennt nicht das Elend, unter der Gedankenfülle, der man nicht Herr werden kann, zu ſtöhnen — all meine Gedanken hatte Maria.

Es war wieder ein Tag und eine Nacht um, und ſie war noch nicht zurück. Ich ſtand in tiefen Gedanken am Sprudel, und ſah in die emporſpringende und niederſtürzende ſiedende Fluth, und meine Gedanken verloren ſich in dem durcheinander brauſenden Geſchäum, und ſtiegen hinunter in die Mährchen der Erde. Die Gnomen und Erdgeiſter ſind

doch immer am ſchlechteſten weggekommen: zuſammengeſchrumpft, bleich, klein, machtlos werden ſie geſchildert, ſie haben nie Glück in der Liebe, machen ſchlechte Verſe, und ſehen keine Sonne. Arme Gnomen, pauvre Demokraten, die man unter die Erde gebracht hat.

Wo jetzt der Sprudel und Karlsbad iſt, da hat man früher nichts als einen dichten undurchdringlichen Wald geſehen. Mitten in dieſem Walde hat eine kleine Elfenfamilie ein lüderliches Leben geführt; ihr großes Reich war ſchon zerſtört durch die Ariſtokraten, das heißt: die Menſchen, und die ganze Elfenſippſchaft war in die babyloniſche unterirdiſche Gefangenſchaft getrieben. Hier in dieſem unzugänglichen Thale lebte nur noch ein kleiner Ueberreſt, und hatte ſich aus Verzweiflung über das Schickſal ſeiner Brüder einem leichtſinnigen Lebenswandel ergeben, trank den ganzen Tag Champagner und ſang und lärmte Vaterlandslieder aus Körners Leier und Schwert, die einige Jahrhunderte ſpäter durch den Druck bekannt wurden. Eines Tags ſtürzt athemlos hoch vom Felſen herab ein Hirſch mitten unter ſie — in Ermangelung beſſerer Geſellſchaft hatten ſie ſich mit den Thieren des Waldes familiär gemacht — bricht ein Bein, und ſchnauft ſehr jämmerlich. Sie verſuchen es, ihn mit Champagner zu ſich zu bringen, man übergießt, man erſäuft ihn in ſchäumendem Weine.

Da kniſtern die Geſträuche, ein böhmiſcher Herr, der Jäger des Hirſches, erſcheint, heulend ſtürzen die Gnomen all in einem Knäul in die Erde hinein, und aus der Oeffnung beginnen ſie eine Kanonade mit Champagner. Im erſten Schreck ruft der böhmiſche Herr „Heiliger Aeskulapius ſteh' mir bei," der heilige Aeskulapius hat aber die gröſte Macht über die Gnomen in Teutſchland, er hat ſie einſt alle unterworfen, deshalb ſind die Elfen von Nothwendigkeit und Rache gezwungen, ihre Champagnerkanonade ununterbrochen durch alle Jahrhunderte fortzuſetzen. Das macht ihnen ſo unſäglich viel zu thun, daß ſie kaum Zeit haben, ſich fortzupflanzen, und nun weinen ſie über ihr groſes Unglück ganze Ströme von Thränen in die Fluth. Alſo iſt der Sprudel entſtanden, der von den heißen Thränen der Elfen einen feinen ſalzigen Beigeſchmack hat, aber auf dem Berge zeigt man noch heute den Hirſchenſprung. Einigemal haben die Elfen verſucht, in ihrer Pflicht nachzulaſſen, und erſt vor einigen Jahren verſchwand einmal plötzlich der Sprudel; da erſcheinen aber nur die Herren von Böhmen mit ihren Trabanten, und ſprechen ihre Beſchwörungsformel, und laſſen Keile in die Erde ſchlagen auf die Häupter der Gnomen; da thun dieſe alsbald wieder ſeufzend ihre Schuldigkeit.

Ein leichter Schlag auf die Achſel weckte mich

aus meinen Sprudel-Träumen. Der Norddeutsche stand neben mir mit der seidnen Weste.

Ist sie da?

„Wir sind alle da, nicht bloß sie", sagte er sehr ernsthaft. Ich eilte fort, hinüber zum Mühlbrunnen, wo ich sie zu finden hoffte. Um die Ecke biegend, prall' ich überrascht zurück, denn Jerta, Jerta vom Postwagen, die englische Jerta stand vor mir, roth und weiß und schön wie damals. Aber wiederum nicht die kleinste Miene von Bekanntschaft war in ihrem Gesicht. Ich machte ihr in der Eile ein Kompliment, sie that, als gälte das sonst Jemand, und ging wie ein Gerichtsgang unbetheiligt, unparteiisch weiter. Mit offnem Munde, staunend sah ich ihr nach, und vergaß den Hut aufzusetzen. So unbedeutend war ich mir noch nie vorgekommen.

„Herr Ritter, ist das Eure Treu?" Maria stand neben mir. Ich faßte mich, denn die Freude meines Herzens unterjochte eiligst das Erstaunen — ach, Maria sah aus wie das Mädchen aus der Fremde, in einem Auge lauschte der sehnsüchtige Frühling, in dem andern der glückliche Sommer. Und ich hub an, mein Herz in Worte zu bringen, — da hielt ein Postwagen neben uns, man rief meinen Namen heraus, es war der Staroſt der mich zur Reise nach Italien abholen wollte. Ich mußte hin, ihn zu begrüßen, ich mußte sehn, wie der Norddeutsche

ihren Arm nahm, und sie von dannen führte, auf ihrem Gesicht lagen die Gedanken in der Sanskritsprache, ich begriff sie nicht.

Die Interessen hetzten mich todt, es war nicht eine Minute Zeit mehr übrig zur langen Weile. Den andern Tag schon wollte der Staroſt fort; meinetwegen war er da, er hatte mein zuverlässiges früheres Versprechen; wenn ich ein ehrlicher Mann sein wollte: mußte ich ihm folgen, aber ich wollte kein ehrlicher Mann sein, sondern ein glücklicher. Ueber die englische Jerta mußte ich auch nothwendig auf's Klare kommen, das war eine zu wichtige psychologische Aufgabe, denn das Mädchen war sehr hübsch. Der Professor sagte mir ferner, er habe beschlossen, übermorgen die Hochzeit seiner Tochter hier in Karlsbad zu feiern, der Pastor seines Orts sei angekommen, und da es hier keine protestantische Kirche gebe, so werde er sie im Zimmer trauen.

Herr, sagte ich, ich bin auch Protestant, und ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge protestiren. — — Von Sinnen war ich, ein zerrütteter Mann. Und aus Malice wurde das Wetter wunderschön, ich hätte mich mit dem Herrgott schlagen mögen.

25.

Fortsetzung.

Ich rannte, der Tag rannte, denn der Tag thut uns Alles zu Gefallen. Der Staroſt lächelte verneinend, als ich meinte, es wäre hübſch, wenn wir noch ein Paar Tage blieben. Verdammtes ariſtokratiſches Lächeln bei dem Jammer eines armen Teufels. Mit fliegenden Händen packte ich dies und Jenes ein, und packte es immer wieder aus, es war nicht das Rechte, ich hätte weinen mögen vor Zorn, Verlegenheit und Liebe, namentlich fluchte ich jeder Delikateſſe. Wäre es ein anderes Hinderniß geweſen, ein thurmhohes, ich hätte einen kühnen Anlauf genommen, ein delikates, wie das diesmalige, lähmte all' meine Kräfte. Dabei ſaß der Staroſt unbefangen, höchſt unbefangen auf meinem Fenſtertritt, und rauchte mit empörender Behaglichkeit ſeine lange türkiſche Pfeife, ſtrich ſich den Stutzbart, beſah ſich im gegenüber hängenden Spiegel, murmelte in halbem

Gesange Opernarien, deren Melodie aber immer ganz falsch war. Lauter Dinge zum Aergern. Falsch Singen kann den besten Humor vertreiben, und nun gar — ich hätte ihn gern zum Fenster hinausgeworfen, den Störenfried, aber er war ein großer, breitschultriger Mann, ich wäre wahrscheinlich eher draußen angekommen als er.

Wagen, Reiterinnen und Reiter brauf'ten vorüber, das amüsirte ihn sehr, aber es hielt ihn nicht. Ich wußte, daß er viel muhamedanische Inklinationen hatte, ich machte ihn auf die ergiebige Saison aufmerksam; er lächelte wieder, aber es half nichts.

Ich rannte hinaus, Maria wollte ich sehn, ihre Knie wollt' ich umschlingen, mein thränenvolles Gesicht einmal in ihren Schooß drücken, ihr sagen, daß sie ein Engel an Schönheit sei, und dann scheiden. Aber in Gedanken stürmte ich ganz wo anders hin, ich lief vielleicht an ihr vorüber, und als ich endlich in's „Schild" kam, war sie nicht zu Hause.

Ach, es war trostlos! der Tag neigte sich schon gegen den Abend, es war mein letzter Abend, und am Ende sah ich das Mädchen nicht mehr. Zerknirscht setzte ich mich auf eine Bank, und es fiel mir plötzlich ein, daß ich wohl nur wegen der vielen Hindernisse so viel Interesse an dem Mädchen nähme, und ich wußte selbst nicht, wie es kam, daß ich plötzlich laut auflachte. Aber meine Ungeduld

blieb dieselbe, ich hätte vergehen mögen vor prickelnder Qual.

Es ward dunkel, und ich saß noch auf derselben Bank am „Schilde". Plötzlich erhalte ich einen leichten Schlag auf den Kopf, ich fahre auf, Maria steht am offnen Fenster und lacht. In meine Träumereien versunken, hatte ich sie nicht in's Haus gehen sehen, ich hatte sogar vergessen, daß ich unter ihrem Fenster saß. Sie wohnte zu ebner Erde. Hastig griff ich nach der Hand, die mich geschlagen, sie zog sie weg, und trat einen Schritt in's Zimmer zurück. Sie bat mich mit leiser Stimme, nicht so viel Geräusch zu machen, sonst mache sie augenblicks das Fenster zu, der Vater lese im Nebenzimmer. Ich versprach, mich ruhig zu verhalten, und bat sie nur innig um eine Hand. Scherzend gewährte sie endlich, und nun war sie gefangen. Auf dem Fenstersims sitzend, zog ich sie dicht an's Fenster, und ließ sie nicht wieder los. Zwar that sie böse, aber sie war es nicht, und nun sah ich erst, wie schön sie eben war. Vom Spaziergange leicht erhitzt, glühten Augen und Wangen, die Locken flatterten wie lose Vögel um Nacken und Schultern, da ich ausgelassen genug war, ihr den Kamm aus den Haaren zu ziehn. Sie trug ein weißes luftiges Nachtkleid, und sie war warm und lieb wie eine blumige Frühlingsgegend, die den Tag über im Auge der Sonne geruht hat. Ich

bedeckte ihre Hände mit Küssen, und flehte um ihren Mund, aber sie neckte mich nur, blies mir den blühenden Athem über den Mund, und entwich stets.

Jetzt erst besann ich mich, daß es die letzten Augenblicke seien, daß mein Starost mich morgen von dannen zerre, daß ich zu fragen habe, ob sie wirklich den Mann mit der seidenen Weste heurathen werde. Aber über all' das sprang sie hinweg: morgen dürfe ich nicht fort, sondern müsse sie zum Heilingsfelsen begleiten, ihre Verheurathung ginge mich nichts an, und ich würde doch Zeit meines Lebens ein Vagabond bleiben — —

„Still" — sagte sie plötzlich zusammenschreckend, und drängte ihr Haupt ängstlich horchend an meine Schulter — „man öffnet über uns ein Fenster — es kommen Schritte durch den Garten" —

In diesem Augenblicke regte sich auch der Professor in der Nebenstube, und kam auf die Thür zu.

Wir rührten uns nicht; es war stockfinster geworden. Oben am Fenster blieb Geräusch, die Schritte aus dem Garten kamen direkt zu uns, der Professor war an der Thür — er öffnete, es fiel ein Lichtschein aus dem Nebenzimmer in das Maria's.

„Ich gehe zu Bett, Papa", sagte das böse Mädchen leise, und regte sich nicht. Der Professor war sehr kurzsichtig, sagte gutmüthig: „Gute Nacht, mein Kind", und ging wieder.

Die Schritte aus dem Garten endigten dicht vor mir. Eine Baßstimme begann ein zärtliches französisches Gespräch, noch zärtlicher wurde von oben geantwortet. Maria kniff mich mit unterdrücktem Lachen in die Wange, ich küßte sie auf's Auge, sie konnte nicht entrinnen, meinte ich.

— Da fiel mir von oben ein Schlüssel auf den Rücken, er hing an einem Bande, und ich schleudette ihn eiligst meinem unbekannten Nachbar zu. Dieser schien darauf zu warten, fing ihn glücklich, und entfernte sich nach einer andern Thür hin. In diesem Augenblicke entglitt mir Maria, ich kam durch die unvermuthete Bewegung völlig aus meiner Position, und hatte Mühe, mich auf der Bank zu erhalten. Blitzschnell hatte sie unterdessen die Fenster geschlossen.

Ich war ausgesperrt, und es fing an zu regnen. Jetzt fiel mir's erst schwer auf's Herz, daß sie meine Abreise fortwährend scherzhaft aufgenommen hatte, und nicht daran glaubte, daß es der letzte Moment gewesen, in welchem ich sie gesehn. Angst und Unruhe kam über mich, ich klopfte stärker und immer stärker an die Scheiben. Sie antwortete nicht.

„So wahr Gott lebt, ich reise morgen", rief ich endlich mit lauter Stimme; ich erschrak selbst davor. Im obern Zimmer antwortet ein durchdringender Schrei, ich höre Geräusch, ich höre den Professor,

oben ſehe ich Lichter hin- und herfliegen, am Gartenzaune vernehm' ich Stimmen — ich ſtürze nach der andern Seite, und will über die Planken. Eine Kartoffelfauſt packt mich beim Kragen, als ich auf der Erde ankomme. An den Fingern fühl' ich, daß es eine Hand iſt, die ſich einigen Zwanzigkreuzern krümmen werde; ſtumm greife ich in die Taſche, und ſtumm empfängt er, und läßt mich ziehn. Wahrſcheinlich war es ein gebildeter Nachtwächter. — —

Am andern Morgen weckte mich der Staroſt, er war reiſefertig, der Poſtwagen ſtand vor der Thür, es galt kein Zögern, über Hals und Kopf mußte ich packen, bei jedem Kleidungsſtücke ſeufzte ich: „Maria". Kaum gewann ich ſo viel Zeit, den Poſtillon zu beſtechen, daß er den Umweg nach dem Heilingsfelſen zu einſchlage.

Es regnete mit ſommerlicher Arbeitſamkeit; Karlsbad ſah grau und feucht wie eine trauernde Wittib aus, mein Herz war voll trauriger Sehnſucht. An einer Ecke ſahen wir unter dem Regenſchirme eine feine, ſchmiegſame Geſtalt hintrippeln. Die hob ihr ſeidnes Kleid regenfurchtſam hinten auf, und der Staroſt ſtieß mich vergnügt an, und deutete auf den ſchönen Fuß und das runde, lockende Bein mit dem engen ſchneeweißen Strumpfe. Seufzend ſagte ich ihm, daß er heut noch das ſchönſte Mädchen ſehen

ſollte, wenn der Himmel ein Einſehen hätte, und ſich die Wolken aus dem Geſicht ſtriche.

Er horchte hoch auf. Das Mädchen aber vor uns war die engliſche Jerta, und heute lächelte ſie; es ſtand auch ein kleines Wörtchen vom halliſchen Poſthauſe in dieſem Lächeln. Aber vorüber, vorüber, hinaus tobte der Wagen; ich hätte mich in Regen auflöſen mögen, um die Menſchheit zu ennüyiren.

Draußen ſahen die Thäler und die bewachſenen Höhen ſilbergrau aus, und wenn die Sonne manchmal einen verſtohlnen Blick hineinwarf in die Regendämmerung, da glänzten und glitzerten über weite Strecken hin lauter hüpfende Augen. Es iſt ein halbwüſtes, halbverwachſenes, ſtummes Waldgebirg nach dem Heilingsfelſen hin. Eine halbe Stunde davon hört die Straße auf, und wir mußten ausſteigen. Der Poſtillon ſollte uns erwarten, wir machten uns auf, die Sonne jagte die letzten Waſſerſchauer in's Land hinüber nach Sachſen zu.

Ueber eine ſchweigſame Hochebene, die an Walter Scotts Plateaus in Schottland erinnert, geht es nach dem Heilingsthale. Ich bildete mir ein, zu Robin dem Rothen zu gehen, und ſchottiſche Träume ſanken wie weiche Decken auf mein krankes Trennungsherz.

Langſam öffnet ſich ein unordentlich zerriſſenes Thal. Es iſt keine Unordnung der Größe oder Schönheit darin, es iſt eine wüſte Wirthſchaft von

schlanken Tannen, durcheinander gestürzten Felsblöcken, kahlen Strichen: dazwischen geht mit raschen ernsten Augen der Fluß.

Körner erzählt eine lange Geschichte von Heiling, und benutzt dabei fleißig den Teufel. Ich hatte sie früher gelesen, und nahm ihm die unnütze Teufelei übel, denn der Teufel muß überall herhalten, wo man nichts Besseres weiß, und er hat die poetische Spekulation sehr gehemmt. Der Teufel war ein Monopol der Poeten. Als ich indessen dies Thal sah, ward ich viel milder gesinnt gegen Theodor, der so glücklich gewesen ist, in allgemeiner Begeisterung zu singen und zu sterben; der Teufel hat allerdings hier und überhaupt in Böhmen arg gewirthschaftet. Der gelbe Salpeterathem liegt überall noch auf den Steinritzen, es ist wie eigensinnig durcheinander geworfenes, revoltirtes Erdreich. Böhmen ist eine der besterhaltenen Barrikaden aus der Revolution der Erde. Da ich der Meinung bin, daß Alles so lange besteht, bis es zu einer gewissen Schönheit oder Vollkommenheit gediehen ist, so glaube ich, die Erde werde sich noch lange in den jetzigen Sonnenkreisen und Verhältnissen befinden, es ist noch gar zu Viel aufzuräumen, einzurenken, einzurütteln.

Das Heilingsthal stärkte mich solchergestalt in einem stillen Liedlingsglauben, welcher mich oft hinter dem warmen Ofen erquickt hat, daß nämlich die

Menschen noch viel vollkommener werden, als sie's jetzt sind. „Den Kindern ist das Himmelreich," man verhöhnt immer diejenigen Leute, welche alle Menschen für vortrefflich halten, es giebt nun sogar welche, die alle Menschen noch viel vortrefflicher glauben als sich ein Mensch vorstellen kann: diese Leute besitzen die meiste Poesie, und die klugen Leute, die Alles besser wissen, also auch Dieses, sollten sie sehr um das Seherglück beneiden.

Unweit des Ufers lag ein großer Stein im Flusse, darauf saß ein Mann und angelte. Leute, die angeln können, sind geborne Philosophen, oder süße poetische Träumer; ein andrer vernünftiger Mensch hält das Geschäft nicht aus. Ich sprang auf einzelnen hervorragenden Steinen hinüber zu ihm, ich stand hinter ihm und er regte sich nicht. Ein Stoß von mir, und das Wasser verschlang ihn, und er dachte im schnellen Scheiden, die Gottheit habe ihn plötzlich hinweggerissen. So wohlfeil ist oft die Gottheit. Langsam und still schlich ich zurück; ich wollte ihn nicht erschrecken.

Jetzt zeigten sich am jenseitigen Ufer die Heilingsfelsen, es sind senkrecht aufgestellte Steinblöcke von mäßiger Größe, die für eine bewegte Phantasie wunderliche Figuren bilden. Der Starost meinte, dergleichen sehe man in Adersbad an der schlesischen Grenze viel schöner, und er hatte Recht, unser Führer, ein

moderner Tischler aus Aich, hatte aber auch Recht. Den ersten ungeschlachten Block nannte er den Kapuziner, und den folgenden einen Brautzug, welcher dem Kapuziner zur Kirche folgend, plötzlich versteinert worden sei. In der Jugend hatte der Tischler diesen Brautzug ganz bis in's Detail kennen gelernt, denn da hatte er noch frische, junge Augen gehabt, und von daher kannte er noch die erste und zweite Brautjungfer und den Hochzeitsvater, die lustige Person des Zuges, ja er hatte den Busen der schönen Braut sich heben sehen. Später aber war der Mann gebildet worden, jetzt mischte er hochteutsche Worte in seinen böhmischen Jugend-Dialekt, trug des Sonntags und wenn er Fremde führte, Handschuhe und Vatermörder, jetzt war sein Auge blöde geworden, er sah keine Geister mehr, und erzählte uns nur aus Führerschuldigkeit das Mährchen von Hans Heiling, eine sehr aberglaubige Geschichte, wie er sie nannte.

Hans Heiling hat als ein Knabe am Ufer gelegen und mit den Wellen geplätschert, und mit flachen Steinchen sogenannte Butterbröte über die Oberfläche hingeworfen. Das Thal ist tief und eng, wenn es draußen, jenseits der Berge noch goldner Tag ist, da sinkt hier schon ein rother Abend in den Fluß. Als der gekommen, hat sich Hans aufmachen und heim schlendern wollen, aber er ist plötzlich stehn geblieben. Eine übermäßig schöne Göttin hat sich nämlich auf

einmal aus den Wellen erhoben, und ein wunderschönes Lied gesungen, dazu hat sie mit runden weißen Armen das goldne Haar aus dem göttlichen Gesicht gestrichen, und das ist hinuntergefallen über die weißen, vollen Brüste tief in's Wasser hinein. Ihre großen, blauen Augen haben ihn aber hingezogen bis dicht an's Ufer. Nun hat sie ihm mit einer Stimme, die wie Harfen geklungen, versprochen, sie werde ihn heurathen und zum Könige machen, wenn er warten wolle, bis ihr schneealter Vater gestorben sei, wenn er ihr treu bleiben wolle, bis sie ihn abholen werde. Heiling hat vor lauter Glück und Vergnügen nicht sprechen können, sondern nur mit dem Kopfe genickt. Darauf hat die Göttin ihm einen Kuß mit der Hand zugeworfen und ist unter den Wellen verschwunden, Heiling aber ist seelenvergnügt nach Hause gegangen.

Es sind einige Jahre verflossen, Heiling ist täglich in's Thal hinuntergestiegen, die Göttin hat sich aber nicht mehr sehen lassen. Auf dem Rückwege ist er immer bei einem Hause vorbeigekommen, an dessen Thüre stets ein blondes Mädchen gestanden, welche seiner Göttin sehr ähnlich gesehen und ihm sehr gefallen hat. Sie hat immer auf seinen Gruß erwidert „Guten Abend, Hans," und nach einigen Wochen „Guten Abend, lieber Hans."

So ist es wieder einmal Herbst geworden, und

eines Abends hat das Mädchen sogar gesagt „Guten Abend, liebster Hans," und ihre Augen sind voll Thränen gewesen. Da hat sie Heiling bei der Hand genommen, und sie ist ihm weinend an's Herz gefallen, und Heiling hat ihre volle Brust warm an der seinen gefühlt. Und nun ist er heiter geworden, „sie bleibt mir zu lang," hat er gesagt, und ist mit dem Mädchen in's Haus getreten, um sie von ihrem Vater zum Weibe zu verlangen.

Drunten im Thal hat eine Kirche gestanden, da hinab ist einige Tage drauf der Brautzug gewallt, der Kapuziner voran. Und als der Zug dahin gekommen ist, wo Hans der Göttin Treue versprochen hat, ist ein fürchterlich Wetter losgebrochen, und der ganze Brautzug, der Kapuziner voran, ist in Stein verwandelt worden.

„Es ist eine sehr abergläubige Geschichte," wiederholte der Tischler von Aich, und der Starost schlug sich lächelnd Feuer, und sagte: In Rußland haben wir viel solche dumme Geschichten.

Ich aber dachte an unsre Historiker, denen die Göttin einen Pallast von Begriffen gebaut, denen sie versprochen hat, das weiche, warme Lager mit ihnen zu theilen, wenn sie unverzagt den Tag ihrer Ankunft erwarten wollen. Wenn sie sich aber ungeduldig geberden, und sich trauen lassen mit gleißenden Zuge-

ständnissen, so werden sie versteinert, wie der Brautzug Hans Heilings.

Wir gingen langsam zurück, der Mann mit der Angel schritt vor uns her, und bemerkte uns wieder nicht, obwohl der Tischler von Aich laut sprach und demonstrirte. Als wir an ihm vorüber kamen, streckte er uns lautlos einen großen Fisch entgegen, den er gefangen, und verzerrte das Gesicht widerwärtig dazu. Der Starost fragte ihn etwas, er nahm keine Notiz davon, und antwortete nicht, es war ein unheimlich Wesen. Erst als der Tischler herankam, der, um einen Stein aufzuheben, einige Schritte zurückgeblieben war, erfuhren wir, daß der Mann taubstumm sei. Ein Blinder erregt Mitleid, ein Taubstummer Grauen; es ist etwas Bestialisches um den gelagert, der die Hauptsinne der Civilisation, das Gehör und die Sprache nicht besitzt.

Der Starost fragte mich, wo das schöne Mädchen bleibe, das ich verheißen habe. Ich zuckte traurig die Achseln, und deutete auf die Regenwolken, die wie Gespenster vorüberflogen.

Heiling und Maria erfüllten mein Herz, als der Wagen immer weiter forteilte von ihren Stätten. Ach, Scheiden und Meiden thut weh! Lebe wohl, Maria mein, rief ich zum Wagen hinaus, und wenn Du mich liebst, so denke mein!

„Ich denke, sie heurathet?“ — sagte der Starost.

Wenn ich nur wüßte, wer das erfunden hat; es ist ein kluger, aber ein langweiliger Gedanke, das Heurathen.

Der Staroſt ſprach: „Sehr richtig,“ und weiter ſprach er nichts. Wir fuhren aber weiter, und es war ſehr viel Dreck und ſchlechter Weg allda, und der Poſtillon meinte, das käme vom Regen und von der Feuchtigkeit.

26.

Marienbad.

Die Gegend hat fortwährend jenen böhmischen, halb nomadischen Charakter, sie sieht halbwüst aus. Hier und da ist der Pflug darüber hingezogen. Man sieht wenig Menschen, wenig Dörfer, das Ganze ist eine niedrige Hochebene. Unbedeutende Berge und Waldungen ziehen sich bald hier bald da im Lande herum. Vornehme Reisewagen flogen zuweilen an uns vorüber, die Gegend schien nur zum Durchpassiren für die Badegäste da zu sein, denn sonst fuhr Niemand. Ich machte die Augen zu, drückte mich in die Ecke des Wagens, und dachte an Maria und ihre warme schöne Wange, der Starost sprach von den polnischen Juden. Man halte ihn oft wegen seines russischen Barts und orientalischen Ansehns für einen Israeliten. In Teutschland habe man überhaupt gar keinen asiatischen Geschmack, und Alles, was orientalisch aussehe, nenne man Juden. Man verstünde auch wenig von orientalischer Schönheit, die klaren,

ausgeprägten Menschenzüge, welche den scharf abgeschnittenen Sternbildern am morgenländischen Himmel glichen, wüßte man gar nicht zu würdigen; weil die Juden Unarten hätten, die ein Ergebniß jeder Sklaverei seien, haßte man Alles an ihnen, auch ihre Schönheit. Die kleinen verwischten Züge unsers Geschlechts hätte nur die Romantik genießbar gemacht; ein gesunder, plastischer Schönheitssinn werde sich immer zum Armenier, Türken, Juden flüchten, wo er vollständige, reife Menschenbilder fande. In Teutschland seien alle Gesichter stumpf; es habe kein Land die Emancipation der Juden so nöthig, als dieses, damit die deutlichen Menschengesichter gediehen; nur Rußland habe es noch nöthiger, sich mit den Juden zu vermischen. Jehovah habe auch gewiß eine solche Racen-Verschönerung beabsichtigt, als er ein asiatisches Volk vom Jordan in alle Winkel zerstreut habe. Aus Asien komme die Schönheit, aus Amerika das Gold, Europa sei eigentlich bettelarm, und um doch etwas zu besitzen, habe man hier die Gelehrsamkeit erfunden. Nur wolle die herrschende Religion nicht dazu passen, denn das Christenthum befördre sie weniger als der Mosaismus. Die Juden seien von Religionswegen klüger als die Christen, der Talmud lehre nachdenken, er entwickle, die Bibel gebe historische Data und Resultate, Christus habe sich zu lange präparirt: die Lehre sei zu fertig

und die Leute hätten nichts mehr zu thun. Der Talmud und die Unterdrückung sei Schuld, daß die Juden scharfsinniger seien, als die Christen.

Ich fragte ihn, ob er Wurst und Schweinefleisch äße. „Mit Vergnügen" — erwiderte er — „ich gebe mich zwar gern für einen Juden aus, um die Leute herauszufordern, aber ich theile die Thorheiten ihrer klimatischen Gesetze nicht."

Der Staroſt ging augenscheinlich darauf aus, ein großer Mann zu werden, namentlich da er eben nichts Besseres zu thun hatte, denn es regnete nicht nur industriös, sondern hastig.

Der Wagen rollte in ein waldiges Thal hinein, kerzengerad und triefend standen an beiden Seiten die jungen schlanken Tannen wie ein Heer römischer Jünglinge in der Schlacht. Sie begleiteten uns treu auf einem im Kreise hinabeilenden Wege, in dessen Kessel plötzlich Marienbad die nassen Dächer zeigte. Stärkere Bäume gruppiren sich bis unten an die Häuser, und es gewährt den Anblick, als führe man in ein altes Theater hinein, die terrassenförmig aufsteigenden Bäume seien die Zuschauer.

Die reducirten Adligen etabliren in Oestreich Gasthöfe, und ihre Titel dienen als Schilder. Der Postillon fragte, ob er uns zum Grafen oder zum Baron fahren sollte, der Baron sei aber besser.

Wir schlüpften in's Zimmer und ließen Feuer

anmachen, obwohl es mitten im Sommer war. Nachdem wir uns umgekleidet und in die weichen Schlafröcke gewickelt hatten, öffneten wir die Fenster, und ließen die Reiselust dampfen aus den frischgewaschenen Gesichtern und Augen. Die Wärme strich uns um die Schläfe nach der Regenluft hinaus, vor unserm Hause war ein abschüssiger freier Platz, weit drüben an seinem Ende öffneten sich die Waldberge, und große Christuskreuze heben sich in dem Passe empor. Dahinter aber öffnete sich licht das Land mit unbestimmter matt schimmernder Ferne, durch den dunkel regnerischen Vordergrund sahen wir in ein süß dämmerndes Jenseits. Der ganze Anblick war süß katholisch, die fächelnde Wärme flüsterte stille lateinisch-italienische Worte, große Parteien von stolzen Gebäuden sahen uns nun mit dunkeln, vom Regen geschwärzten Augen an. Alles war todtenstill. Leidende Herzen, hoffende Unterleiber aus Norden und Süden saßen hinter den stummen Mauern, aber kein Laut verkündete, daß ein Mensch in Marienbad wohne.

Als es dunkel wurde, schlug ich dem Staroſt vor, eine Partie Whist mit mir zu spielen, die Postpferde zu bestellen, und nichts mehr von Marienbad zu sehen, sondern diesen Eindruck stummer, italienischer Villen mit uns zu nehmen. Er war's zufrieden, und wir ließen uns Karten bringen. Die Karten bedecken

die Stimmungen ohne ſie zu zerſtören, ich mochte mir's kaum geſtehen, wie die kleinen Hände der ſchönen Maria an meinem Herzen zerrten. Ich erzählte dem Staroſt die Geſchichte vom Nordteutſchen, und daß er mir ein Stück Jugend geſtohlen, und all' die beunruhigenden Verhältniſſe, für welche ich keinen Schlüſſel fand. Völker, welche in einfachen Situationen groß geworden ſind, die wenig mit komplicirter Geſellſchaft verkehren, ſehen ſchnell und ſcharf, ſie müſſen in öden Steppen und verwickelten Wäldern oft den Weg ſuchen, ihr Blick iſt unbefangener — der Staroſt ſagte, jener Nordteutſche mit der ſeidnen Weſte habe uns alle dupirt. —

In dieſem Augenblicke ging die Thür auf, ein um und um zugeſchlagener Mantel trat ein, und der Wolf in der Fabel war's. Er legte ſtumm Mantel und Hut ab, ſetzte ſich lächelnd zu uns, und bat ſich einen Strohmann aus. Wenn wir eine Stunde geſpielt hätten, wollte er uns mancherlei erzählen.

Als abgehärtete Lebemenſchen zeigten wir gar keine Verwunderung, und ſpielten ruhig Whiſt. Da er den Rock aufknöpfte, ſah ich, daß er heute die ſeidne Weſte nicht trug.

Da wir aufhörten, beſtellte ich Thee, der Nordteutſche rauchte ſich eine friſche Cigarre an, räuſperte ſich, faßte meine Hand, und ſprach: Sie ſind ein Novelliſt, und können eine Novelle nicht übel neh-

men, wenn Sie nicht voll Handwerksneid ſind. Hören Sie mich an, und erlauben Sie, daß ich nicht um Verzeihung bitte. Und er ſprach wie folgt.

„Meine Schwägerin iſt ein naſeweiſes Weibchen, die gern alle Welt verwirrt und auslacht. Sie hatte in ihren Briefen ſchon allerlei Wege verſucht, mich zum Narren zu haben; ich beſchloß, ihr ſelbſt einen zu öffnen, und ſchrieb ihr die Geſchichte von meinem Nervenfieber, und daß ich das Gedächtniß verloren hätte, und nichts mehr von meiner Jugend wüßte. Darauf hatte ſie die Güte, mir jene Schulbegebenheiten mit Julie und die fünfjährige ſtumme Liebe zu dem blonden Mädchen mitzutheilen, und mir ihre lebhafteſte Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich ſo tiefe Eindrücke hätte vergeſſen können, das blonde Mädchen gedenke noch lebhaft meiner. Mein Bruder aber, der mit mir unter einer Decke ſpielte, hatte den Herrn Tuli leicht aufgefunden, und kam mit leichter Mühe dahinter, daß Sie, Herr Doktor, jener vogelmörderiſche, ſchweigſam liebende Jüngling geweſen ſeien. Nun ließ ich Sie in Leipzig aushorchen, ob und wann Sie in ein Bad reiſen würden, oder ob die Intrigue in Leipzig abgeſponnen werden müßte. Gegen meine Schwägerin hatte ich mich nämlich höchlichſt erfreut geſtellt, und lebhaft von ihr mir ein Rendezvous mit meiner Jugendliebe erbeten. Ich erfuhr, daß, und wann Sie nach Karlsbad gehn wür-

den, und bestellte sie dahin. Zu rechter Zeit war ich in Leipzig und stieg mit Ihnen auf den Postwagen; eine Stunde vorher hatte ich noch von meinem Bruder die Nachricht erhalten, das Mädchen, was mir seine Frau in Karlsbad vorstellen würde, sei nicht Ihr blondes Wesen, was Sie im Quinquennium angebetet, sondern eines Professors Tochter, ein loses Kind, mit welcher meine Schwägerin in Briefwechsel stünde. Der Professor habe bereits die Einwilligung zur Hochzeit mit mir gegeben. Das Mädchen wollte sich aber erst den Bräutigam ansehn. In Zwickau trat die Novelle in's Leben, in Karlsbad ist sie vor wenig Stunden zu End' gegangen. Maria wollte heut Morgen trotz des Regens nach dem Heilingsfelsen fahren, meine Schwägerin und der Professor, denen Sie, lieber Doktor, im Wege waren, wollten nichts von der Partie wissen. Es gab eine häusliche Scene, da ich mich dem zukünftigen Schwiegervater anschloß, und Maria erklärte, daß sie mich nimmermehr heurathen wolle. Darauf zog ich lachend den Schleier von der Geschichte, und theilte unter Anderm meiner Frau Schwägerin mit, daß ich schon lange verheurathet sei.

Sie wollte mir die Augen auskratzen, der Professor war sehr ärgerlich, und erinnerte sich, daß Sie sehr schöne antiquarische Kenntnisse besäßen, Maria lachte ohne Aufhören, und schickte nach Postpferden,

damit ich Ihnen nacheilen und Mancherlei sagen könne, z. B., daß man sie im September in Wien erwarte, und dort im Erzherzog Karl wohnen werde. Ich hatte aber die Pferde sogleich selbst bestellt, als ich Ihre Abreise erfuhr — und nicht wahr, Sie nehmen die Novelle nicht übel?

Der Erzherzog Karl war mir immer der liebste Oesterreicher, ich fragte nur noch nach dem Harfenmädchen.

„Die brauchte ich nur zum Recognosciren," erwiederte er, „und zu einer andern Novelle, die ich Ihnen in Wien erzählen werde."

Dabei umarmte er mich, sagte „Maria ist ein schönes Mädchen," und ging und verschwand.

Das war der Mann mit der seidnen Weste. Der Starost ging schlafen, ich aber rannte hinaus bis zu jenen Kreuzen, und sah in's Land, über welches der Mond zuweilen mit flüchtigem Blicke hinweglief. Es regnete noch sanft, und immer sanfter sprach mein Herz „Maria ist ein schönes Mädchen."

Mit denselben Worten erwachte ich am andern Morgen. Der Starost war schon reisefertig und ging sehr bewegt im Zimmer auf und nieder. Neben mir, sagte er, habe ein junges, rothes Mädchen aus Baiern geschlafen, das heut Morgen ebenfalls nach Eger und so weiter reisen werde, er habe eben auf dem Vorsaale ihre Bekanntschaft gemacht und ihr

gesagt, daß wir auch sogleich nach Eger fahren würden, und darauf habe sie erwidert, das sollten wir nur thun. Er rieb sich sehr vergnügt die Hände und trieb mich zur Abreise. Es war noch grau draußen über Marienbad, die Fenster des Himmels waren noch geöffnet, dieser Brunnenort wollte durchaus katholisch in meinem Gedächtniß zurückbleiben. Zwei Reisewagen standen vor der Thür, wir wollten langsam vorausfahren, damit uns die kleine Baierin zum Mittagessen in Franzensbrunn oder Eger nicht entging.

Unser Wagen schleppte sich am Brunnen vorüber, da schlug Musik herauf an unser Ohr, süße überschwenglich süße Jessondastimmen an einem erst aufwachenden aschgrauen regnerischen Morgen. Der Kutscher mußte halten. O, sie lockten so indisch in der Morgenstille die unerfahrnen Liebestöne: „Laß uns dahin, dahin ziehn, wo die Herzen höher schlagen." Ich sprang aus dem Wagen und eilte hinunter; in dem Augenblicke flog die Chaise mit dem bairischen Mädchen vorüber, tödtliche Unruhe, sie möchte ihm entfliehen, bemächtigte sich des Staroſten, er bat, er flehte hinter mir her, diese fabelhaften indianischen Herzen zum Teufel schlagen zu lassen, da uns darüber ein reelles bairisches zum Teufel fahre — umsonst — in jenen hüpfenden Flöten: „Dahin — dahin" hört ich Marias lockende Stimme, in jenem

jubelnden Enſemble alle die zarten Stimmen, welche mir jemals geſagt hatten, daß ſie Herzen beſäßen. Es klang daher wie Liebesandacht durch den ſchweigenden grauen Morgen. Grollend folgte mir der Staroſt. Man tritt in den langen Brunnenſal, wie in ein Kloſterrefectorium, reizlos und wüſt ſieht er aus. Schwere Mäntel und Ueberſchuhe ſchleppten die Leute, welche ſo früh an ihre Geſundheit und die Vergeiſtigung des Unterleibs gedacht hatten, auf und nieder. Sonſt betete man in einer ſo frühen Stunde nur für das Wohl der Seele, jetzt und hier betete man für das Wohl des Unterleibs, für eine geſegnete Leibesöffnung. Statt der Gebetbücher und Roſenkränze verkaufte ein ſtiller Mann in einer Fenſterbrüſtung weiche Quartblätter ſanften Druckpapiers, und lächelte dabei ſtill und innerlich, als ich mir ein Blatt kaufte und leſen wollte. Nicht zu ſo gemeinen Zwecken waren die Blätter beſtimmt.

Aber wer war jener große Mann mit dem groſſen, weitläufigen Geſichte, welcher entblößten Hauptes in einem Winkel lehnte! Die Züge ſchienen mir ſo bekannt, wie die Melodien der Jeſſonda mit ihren ſehnſüchtig einherziehenden Rhythmen, und dieſe Melodien ſchwebten in gebahnten Gleiſen auf und nieder durch des Mannes große heroiſche Züge, die Melodien ſchienen alle in dem Geſichte zu Haus zu ſein. Und wenn der Rhythmus wechſelte, da lenkte

er ihn mit den Augenlidern, welche sich fest auf die weiten lyrischen blauen Augen drückten. Er bemerkte es nicht, daß ich vor ihm stehen blieb, und ihn anstarrte, als fände ich einen alten Bekannten. Selbst ein Mädchen, was sich an ihn lehnte, und mit eben solchen musikalischen Augen schwelgend an ihm hinaufsah, beachtete nichts als ihn. Sie schien ihn eben so zu lieben wie jene Musik, und die keusche Liebe, mit der sie ihn ansah, deutete darauf, daß sie seine Tochter sei. Als jenes schöne Liebesduett dem Ende zueilte, da schlug er die Arme unter der Brust zusammen, und das Haupt, das so groß und so rund war, wie man's den Halbgöttern giebt, nickte schneller und triumphirender. Alle Halbgötter haben nämlich volle, runde Schläfe, während die der gewöhnlichen Menschenkinder eingedrückt sind von irdischen Sorgen. Man erkennt an diesem Zeichen antike Köpfe, ich erkannte auch den meinen daran, es störte mich nicht, daß nur dünne, glatte braunblonde Haare ihn spärlich bedeckten. — Es war Jessondas Vater — es war Spohr. Alle Formen an ihm sind kolossal, und man sollte glauben, er müsse schon der Proportion halber statt der Geige wenigstens ein Violoncell in den Arm nehmen und an das breite übernapoleonische Kinn drücken. Trüge er nicht unter dem bloßen Halse eine altmodische Busenkrause, man hielte ihn für einen alten roman-

tiſchen Recken, der wiedergekommen wäre, um Nibelungenſtücke zu geigen und zu komponiren, und der nur immer noch nicht den rechten Stoff gefunden hätte. Alle Züge ſeines Geſichts ſind ſchweigſam, aber muſikaliſche Titanenworte ruhen in dieſem Schweigen, und in ſeiner Muſik iſt Alles keuſch und von der Erde Regungen iſt nur die Verwandtſchaft mit den Göttern wiedergegeben.

Der Staroſt bat mich flehentlich von dannen zu fahren, Spohr's Geſicht entging' uns nicht, aber wohl das bairiſche Mädchen.

„Herr," ſprach ich, „haben ſie Erbarmen gehabt mit meinem Faible für Maria, haben Sie nicht ſelbſt das bis in's zehnte Glied rachſüchtige Judenthum in Schutz genommen? was iſt ſo ein bairiſches Mädchen, das Bier trinkt, gegen Maria, die von Aether und Sonnenſchein lebt! Aber ich will Sie beſchämen — Adieu Spohr, ich will nichts von Marienbad ſehen, als dich."

Und wir fuhren weiter. Der Wagen mit dem bairiſchen Mädchen war nicht mehr zu ſehen, der Staroſt war ſehr unruhig, und verſprach immer höheres Trinkgeld. Die Gegend blieb wüſt und unordentlich wie vor Marienbad; jenſeits der Waldberge lag das Schloß Hohenwart, wo Metternich mit ſeiner jungen ſchönen Frau ausruhte von der Regierung des konſervativen Europa's. Die Diplo-

maten seiner Partei kommen tausend Meilen weit her in das wilde, abgestorbene Böhmen, um ihn zu befragen über die Maaßregeln gegen das unbändige neue Geschlecht. Er spricht französisch mit seiner schönen Frau beim Lever, und beim Souper sagt er mit eben den französischen Worten den Diplomaten, wie die Freiheit zu besiegen sei. Es ist nur andere Interpunktion dazwischen, und seine junge schöne Frau lächelt des Abends dazu, wie sie des Morgens gelächelt hat. Dort drüben hält man die Flitterwochen des Kongresses zu Münchengrätz.

Endlich kamen wir nach Eger, wo man den Wallenstein ermordet hat. Es sieht unordentlich in und bei der Stadt aus, wie bei einer armen schmutzigen Familie. Es muß sich sogar fatal hier sterben. Auch die alten Trümmer sind nordisch heidnisch, unerfreulich. So wie das nordische Heidenthum mit seinen Nebelgestalten und erfrornen Augen ein unerquicklich Gebräu ist. Wenigstens hat es seit Ossian keinen interessanten Dichter gefunden, denn die matten, frierenden Darstellungen Oehlenschlägers, Fouqués, und ähnlicher mittelmäßiger Poeten wecken kein Interesse. Es existirt in Scandinavien nur Auktoritätspoesie; je langweiliger die Sachen sind, für desto besser gelten sie. Ossian warf wenigstens Eisgebirge, und man erstarrte vor der entsetzlichen Natur und den ungeheuren Menschen: wenn Fingal

den Mund öffnete, ſo bebten die ſchottiſchen Ufer; aber was mich hier in Eger an den Norden erinnerte, war augloſes, heidniſches Gerüll. Steingebröckel ohne Grün. Es iſt ärgerlich, daß Wallenſtein in ſolch' einem Loch zu Grunde gehen mußte — Wallenſtein, ein Name, der immer wie Stahl in meinen Ohren klingt, Wallenſtein, eine Tragödie, die ich dem Schiller nie vergeben hätte, wäre ſie nicht ſeine ſchönſte, wäre nicht jede Zeile darin ſchön. Denn die ganze Anlage iſt doch verteutſcht, teutſch unthätig, teutſch träumeriſch, wie's nur irgend geſchehen konnte, ſie iſt ein Traumbild von jenem ſchneidend thätigen, geſpenſtiſch wagenden, wie der Blitz hin und her fahrenden Friedland, von jenem eiskalt verſtändigen Manne, dem der Kampf um Glaubensdinge Kinderſpiel, dem die Macht, die Macht — o die Macht Alles, Alles war. Jener Wallenſtein mit dem Dolchauge, mit dem grauſam kurzhaarigen röthlichen Schopfe, dem höhniſchen irreligiöſen Kinn, mit der zermalmenden, eckigen, langen Knochengeſtalt, jener Wallenſtein mit der Ahnung Napoleoniſcher Kraft, wo iſt er hingekommen?! Iſt er nicht ein Profeſſor geworden? O, Friedrich Schiller war viel zu tugendhaft, um eine große hiſtoriſche Tragödie zu ſchreiben, er hätte aus dem Napoleon einen Ideologen gemacht, ihn kümmerte nicht die Handlung, ſondern der Grund der Handlung, nicht die That, ſondern

ihre Beschreibung, er war zu weich, zu gut, und saß zu viel in der Stube.

Da gedacht' ich William Shakespeare's, als ich in den Kirchhof Wallensteins, in's alte Eger hineinfuhr, welch' einen Feuergeist hättest du aus jenem dolchäugigen Friedland gemacht! Wie viel größer waren seines Herzens frevelhafte Wünsche als die deines dritten Richard, und was hast du aus ihm geschaffen! Ein historischer Tragöde muß kein befangenes Auge haben, auch kein durch die Tugend befangenes, er muß kühn und ohne Zucken hinsehen können, wenn auch das Blutigste geschieht. Solch' ein Auge hat Shakespeare so groß gezogen.

Man hat neuerdings den Wallenstein wieder ehrlich gemacht, und Beweise aufgefunden, daß er ein legitimer Mann und kein Empörer gewesen sei. Wo irgend eine historische Albernheit geschieht, da ist auch Friedrich Förster thätig, er ist immer thätig bei den Beweisen, daß es wahre Dummheiten giebt, um nicht zu sagen dumme Wahrheiten. Sie werden über Kurz oder Lang auch sicher noch auffinden, daß Napoleon eigentlich ein sehr guter Christ und ein rechtschaffener Mann gewesen sei. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, die frommen Raupen kröchen auch da hinauf, und machten uns den Himmel tugendhaft.

Wallenstein soll sich auch viel mit konstitutionel-

len Einrichtungen befaßt haben, das sieht ihm just so ähnlich wie die Gründung einer Bibelgesellschaft, er ist auch wahrscheinlich ein sehr guter Ehemann gewesen, und hat seine Frau immer erst um Erlaubniß gebeten, wenn er einmal hat spaziren gehn wollen.

Kurz, das garstige Eger und jene klugen Leute störten meine Wallenstein-Illusionen auf das Aergste. Da das bairische Mädchen solche Gefühle mit mir getheilt haben mochte, und auch sogleich weiter gefahren war, so eilten auch wir stracks von dannen. Der Staroſt war sehr bewegt, und erleichterte sein Herz durch ein leises Fluchen. Des Anstands halber ersuchte ich ihn, seinen Gefühlen russisch Luft zu machen, und diesen Gefallen erwies er mir.

27.

Franzensbrunn.

Ueber eine belebte Fläche ging's nach dem eine kleine Stunde entfernten Franzensbrunn. Das ist ein kleiner saubrer Ort mit lauter massiven, hübschen Gebäuden. Es sieht so ausgekehrt und zierlich aufgeräumt aus, als käme man in eine alte Jungfern-Stube. Jenen Bildern von französischen Lustschlössern gleicht es; Klein- und Groß-Trianon und dergleichen fielen mir ein. Französisch munter ist der Ort ohne Humor und Wärme und ohne Schatten.

Unsre Aufgabe war aber nicht gering, das Mädchen aufzufinden, da wir nicht den kleinsten Anhaltspunkt wußten. Aber der Starost war fest entschlossen, sie zu finden. Wir fingen also unsre Untersuchung beim ersten Hause an, und unsre löbliche Absicht erstreckte sich auf ganz Franzensbrunn. Es ist ein Novellenstoff, welchen ich hiermit sehr empfehle, zwanzig bis dreißig verschiedene Wohnungen hinterein-

ander zu betreten: hier wird geſchlafen, dort geweint, hier geliebt und dort geprügelt, und die Novelle geht wie ein verbindender Gedanke hindurch.

Wir traten in ein halbdunkles Vorzimmer; nach dem Lichte zu waren zwei große Glasthüren mit dünnem Flor verhangen, welcher die Durchſicht wenig hemmte. Vor dem hohen Spiegel ſahen wir ein Mädchen ſtehn; ſie war nur mit einem blendend weißen Unterröckchen bekleidet, und flocht ſich mit vollen, friſchen Armen die ſchwarzen Flechten des Haars. Ihr Kopf nach vornhin niedergebeugt, ein voller Nacken und feiſte Schultern ſahen uns lachend und keck in die Augen. Lautlos ſtanden wir, mit halber Stimme ſang ſie vor ſich hin:

So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Grüße ſend' ich dir!

Jetzt wendete ſie ſich nach einem Seitentiſch, um etwas an ſich zu nehmen, wir ſahen das Profil — es war unſer bairiſches Mädchen. Der Staroſt drückte mir krampfhaft die Hand. Das hieß ſo viel, als bleibe zurück. Ich ließ mich ſtill auf einen Stuhl nieder. Er ſchlich leiſe hin, öffnete die Thür, und trat ein — ſie erblickt ihn im Spiegel, ruft ſeinen Namen, und ſchreit laut auf. Der Staroſt hält einen Augenblick inne, und das verwunderte

mich — ſie ſpricht franzöſiſch, das verwunderte mich noch mehr. Jetzt eilt er zu ihr, ergreift ihre Hand, und küßt ſie lebhaft, ich ſeh' noch einmal ihr volles Geſicht, aber es iſt ein andres, es iſt nicht das des bairiſchen Mädchens, inniges Bitten liegt darauf, ich höre deutlich die Worte, daß ſie jeden Augenblick ihren Gemahl erwarte. Wirklich kommen haſtige Schritte die Treppe herauf, der Thür des Vorzimmers zu — haſtig rufe ich: „Er kommt", ſetze meinen Stuhl dicht vor die Thür, und mich auf meinen Stuhl. — Stürmiſch rennt der Eintretende an mich und meine Verſchanzung, ich ſpringe auf, um ihm die Ausſicht zu benehmen, er fragt entrüſtet, wer ich ſei. Pantomimiſch ſuche ich ihm begreiflich zu machen, daß ich ſtumm wäre, und hier auf Jemand warte. Er ſtößt mich bei Seite und eilt nach dem Zimmer, in welchem Niemand mehr zu ſehen war. Dieſen Moment aber benutze ich zum Entſchlüpfen. Als ich auf die Straße komme, tritt eben aus dem Nachbarhauſe der Staroſt. Ohne zu wiſſen wohin, gehen wir eine Strecke fort, und er erzählt mir, daß die Dame eine alte Bekanntſchaft aus Teplitz ſei, und er in großer Eil durch Seitenzimmer, welche ſich bis in das anſtoßende Haus erſtreckten, entkommen wäre.

Ich mahnte ihn daran, daß ich es durchaus nicht für gerathen hielt, dem Herrn Gemahl noch einmal zu begegnen, da meine ſtumme Rolle einige Unan-

nehmlichkeiten mit ſich bringen könne, daß ich es alſo für beſſer erachtete, die Bairin aufzugeben, und nach Eger zurückzufahren. Aber er war durchaus nicht dahin zu bewegen, und zog mich in den Curſaal, wo eben geſpeiſ't wurde. Wir ſetzten uns an die Tafel — neben uns ſaß das bairiſche Mädchen mit ihrer dicken, harthörigen Mutter.

Der Staroſt erneuerte mit Feuer die Bekanntſchaft, und überſchüttete das geſunde, natürliche Kind mit Liebeserklärungen. Sie kam nicht aus dem Rothwerden heraus, und beide Theile verſäumten das ſchlechte Mittageſſen. Nach aufgehobener Tafel ging man im Saale auf und nieder; ich nahm mich der harthörigen, bairiſchen Mutter an, und ließ mich angelegentlichſt in alle Myſterien ihrer geſtörten Verdauung einweihen, um welcher willen ſie Ferdinandsbrunnen trinke. Sie liebte wie all' ſolche Figuren das Leben über Alles, und ich konnte nichts Beſſeres thun, als ihr mit rationellen, phyſikaliſchen und kabbaliſtiſchen Gründen zu beweiſen, daß ſie ſehr, ſehr alt werden müſſe. Der Staroſt war mit der Tochter in ein Seitenzimmer getreten, ich ſtellte mich vor die halb offne Thür, und verhinderte durch lebhafte Unterhaltung die Mutter am Eintreten, und damit ſie nicht hineinſehen könne, deutete ich auf einen erkältenden Zug, der aus dem Zimmer dränge. Sie trippelte auf die Seite, und ich erſuchte ſie nun

um eine vollständige Geſchichte ihrer Krankheit, damit ich ungeſtört nach der Scene in der Stube horchen könne.

Das Geſpräch in jener Stube aber ward immer weicher, und ſtockte zuweilen; als ich mich einmal ſchnell umwendete, ſah ich, daß der Staroſt ſeinen Arm um die Taille des Mädchens geſchlungen hatte, daß die Tochter der dicken Mutter nur nachgiebig wehrte. Ihr Geſicht konnte ich nicht ſehen, denn ſie kehrte mir den Rücken zu. Kaum zu meiner Magenſtörung zurückgekehrt, ſah ich jenen Herrn Gemahl mit ſeiner Frau in den Saal treten, und, Plätze ſuchend, langſam auf uns zu kommen. Ich ſtand auf Kohlen, denn meine ſtumme Rolle konnte arge Unannehmlichkeiten bringen. In dieſem Augenblicke ſchrie das Mädchen im Nebenzimmer laut auf, und ſtürzte heraus in die Arme ihrer Mutter. Ich hörte nur noch ihre leiſe klagenden Worte: „Ach Gott, Mutter, er iſt ein Jude!“

Der Herr Gemahl kam direkt auf mich los, ich zog mich eiligſt in's Nebenzimmer zurück, Hut und Ueberrock im Stich laſſend. „Fort, fort“, rief ich dem Staroſt zu, „der Gemahl kommt.“ Wir eilten in's nächſte Zimmer, in's dritte, die Schritte kamen hinter uns; die Zimmer waren zu Ende, der Ausgang verſchloſſen. Im Hui ſprangen wir durch die offenen Fenſter; der Saal und die Zimmer waren

auf ebner Erde. Entblößten Hauptes kamen wir beide zu unserm auf der Straße haltenden Postillon, und sprangen in den Wagen. Ich nahm dem Hansel die Zügel ab, mit einigen Zwanzigkreuzern bewehrt, wurde er abgeschickt, um das im Stich gelassene Material durch einen Kellner zu gewinnen. Ich fuhr uns eiligst aus der Schußweite bis vor das Städtchen.

Hansel ging lachend, und nach einer Viertelstunde kam er lachend wieder, und brachte Rock, Mantel und Mütze. Nur mein Hut fehlte; ich hatte den Kopf verloren, und barhäuptig kam ich nach Eger zurück.

Dort ging eben eine Post ab, ich requirirte eiligst eine Mütze, und fort ging's nach Baiern.

Ich dankte es meinem Vater innig, daß ich kein Jude sei.

Gedruckt in der Reinwe'schen Buchdruckerei in Grimma.

In demselben Verlage sind nachstehende Werke erschienen:

Populäres physikalisches Lexikon,

oder Handwörterbuch der gesammten Naturlehre für die Gebildeten aus allen Ständen. 1ter Bd., 1. bis 6. Heft. Mit vielen Kupfern. gr. 8. 1834. Brosch. à 8 Gr.

Die Absicht, welche der Verfasser bei Ausarbeitung dieses Werkes hat, ist die Kunst, nicht allein ein Buch zu Verbreitung richtiger Ansichten über die Kräfte und Erscheinungen in der Natur zu liefern, sondern: alle die, welche bei ihrer Kunst, ihrem Gewerbe, insofern es sich auf Kräfte und Erscheinungen der Natur bezieht, nicht handwerksmäßig bei dem Erlernten stehen bleiben, sondern selbst denkend und erfindend darin fortarbeiten wollen, über die Erscheinungen der Natur, so weit sie in unserer Zeit entdeckt und beobachtet worden, in faßlicher Weise, ohne Voraussetzung gelehrter Bildung, zu belehren. Eine solche Mittheilung kann aber nur von Nutzen sein, wenn sie vollständig ist, und die Anschaffung von besonderen Werken über die einzelnen Gegenstände erspart. Der Verfasser hofft, daß er in dieser Hinsicht allen gerechten Ansprüchen des Publikums Genüge leisten wird.

Das junge Europa.

Novelle

von

Heinrich Laube.

2 Bände. 8. 1833. in farbigen Umschlag brosch. 2 Thlr. 8 Gr.

Hat der Verfasser sich durch seine frühern Geistesprodukte schon ein großes, sein eminentes Talent bewundern-

des Publikum gewonnen, so wird diese Novelle unbezweifelt ihm viel neue Freunde erwerben und ihm die Gunst derer, die in Geistesverwandtschaft sich zu ihm bereits hingezogen fühlten, in hohem Grade vermehren. In der That besitzt jetzt Teutschland wenig Schriftsteller, wie Laube, dessen lebhafte Phantasie, reges Gefühl für Menschenrechte und glühende Begeisterung für alles Schöne, wie nur einem kräftigen jungen Mann inwohnen kann, ihn nothwendig zum Liebling der denkenden Lesewelt machen müssen.

Das

Buch der Mährchen

für

Töchter und Söhne gebildeter Stände

von

J. Lyser.

Mit 8 Kupfern. 8. 1834. geb. 1 Thlr.

Inhalt: 1) Fidel-Hänschen. 2) Die böse Hexe Caprusche. 3) Das Bild des Herrn. 4) Ritter Kostewein. 5) Rübezahl I. 6) Der Blaubart. 7) Rübezahl II. 8) Die Fee Mab. 9) Der Hecke-Batzen und der Hecke-Thaler.

Des

Knaben Wunderhorn.

Mährchen und Lieder

von

J. Lyser.

Mit 8 Kupfern. 8. 1834. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Der Knabe mit dem Wunderhorn, als Prolog. 1) Die Zwergen-Burg. 2) Das arme Kind oder die Räuberhöhle. 3) Vom lustigen Schneidergesellen. 4) Der Mohr im Walde. 5) Tulifäntchen. 6) Die

weiße Frau. 7) Kunterbunt. 1. Der dumme Gottlieb. 2. Der Tambour. 3. Die Herenkammer. 8) Der Todtengräber mit ſeinem treuen Liebchen. 9) Amanda oder der verzauberte Wald. 10) Ritornelle; Abſchied; Nachwort.

A complete Edition
of the
WAWERLEY NOVELS
with introductory Notes by the Author.

The Correction of the Press
by Dr. *Flügel.*

XXIX. Volumes. 8vo.

1831—33. in Umschl. fein br. 14 Thlr. 12 Gr.

Einzeln:

Vol. I—III. Wawerley; or, 'Tis sixty years since. 1 Thlr. 12 Gr.
Vol. IV—VI. Guy Mannering; or the Astrologue. 1 Thlr. 12 Gr.
Vol. VII—IX. The Antiquary. 1 Rhlr. 12 Gr.
Vol. X—XII. Rob Roy. 1 Thlr. 12 Gr.
Vol. XIII. The Black Dwarf. 12 Gr.
Vol. XIV—XVI. Old Mortality. 1 Thlr. 12 Gr.
Vol. XVII—XX. The Heart of Mid Lothian. 2 Thlr.
Vol. XXI. XXII. The Bride of Lammermoor. 1 Thlr.
Vol. XXIII. XXIV. A Legend of Montrose. 1 Thlr.
Vol. XXV—XXVII. Count Robert of Paris. 1 Thlr. 12 Gr.
Vol. XXVIII. XXIX. Castle Dangerous. 1 Thlr.

Was die Vorzüge dieser Ausgabe anbelangt, ſo verdient deren ſorgfältige Correctheit besonders hervorgehoben zu werden, indem sie von allen übrigen Aus-

gaben die einzige ist, die sich eines fehlerfreien Drukkes zu erfreuen hat. Um einen solchen zu bewerkstelligen, hat der Verleger zur Besorgung der Correctur den Herrn Dr. Flügel gewonnen, welcher durch seine Schriften sich den Ruhm eines höchst gründlichen Gelehrten in der englischen Sprache durch ganz Deutschland erworben hat, und dessen Genauigkeit in allen seinen Werken hervorleuchtet. Auf die äussere Ausstattung ist in Rücksicht des Druckes und Papiers eine solche Eleganz verwendet worden, dass dieselbe den schönsten Drucken, die der Kunstfleiss der Deutschen bisher geliefert hat, an die Seite gestellt werden kann. Bei einem solchen bedeutenden und mit vielen Kosten unternommenen Werke ist gleichwohl der Preis so äusserst niedrig gestellt worden, dass sich diese Ausgabe selbst der Unbemittelte anschaffen kann; der Verleger darf daher wohl hoffen, durch eine so prachtvoll ausgestattete Ausgabe den Beifall des deutschen Publikums zu erlangen.

Die Magyaren.

Erste Abtheilung.

Das

Verlobungsfest

zu

Murany,

von

Alexander Bronikowsky.

4 Theile. 8. 1833. in eleg. Umschlag brosch. 6 Thlr. 12 Gr.

Die zahlreichen Verehrer des schönen Talents dieses Schriftstellers empfangen hier romantische Schilderungen aus dem öffentlichen und Privat-Leben in Ungarn, die sie in eben so hohem Grade unterhalten und ihr Interesse

von Seite zu Seite steigern, als den Verfasser noch mehr lieben lassen werden. Die äußere Ausstattung trägt sehr bei, dem Buche eine günstige Aufnahme zu sichern.

Das Sofa

von

Crebillon.

Deutsch von J. Casanova.

8. 1833. in eleganten Umschl. br. 1 Thlr. 12 Gr.

Crebillon des Jüngern Erzählungen gehören zu Frankreichs classischer Literatur, und wird denn obige, die geistreichste seiner Erzählungen so, wie sie übersetzt ist, und alle Zartheiten der französischen Sprache wiedergiebt, auch in Deutschland sich die volle Gunst der Freunde pikanter und unterhaltender Lectüre erwerben. Druck und Papier sind höchst elegant.

Leben und Treiben

der feinen Welt.

von

A. Glasbrenner.

8. 1834. 1 Thlr.

Inhalt: Das Schmuckkästchen. — Der fatale Frack. — Der glückliche Abend. — Der Wagen als Verräther. — Das seltsame Mädchen. — Abentheuer des Journalisten Brennglas. Alphons und Florentine. Der Unterricht in der Residenz. — Der unschuldige Verräther. — Die glückliche Brünette. — Der goldene Morgen. — Das Reitpferd und die Enveloppe. — Sylvester-Rede. — Säcke und Menschen. — Die 19 Häuser. — Uhren und Frauen. — Scenen aus dem Thierreiche. — Hüte und Männer. — Die 33 Risse aus der Theaterwelt. — Die Interpunktionen des Lebens. — Der neue Capitain.

Der

Geisterseher.

Aus den

Memoiren des Grafen von O***

Herausgegeben

von

Fr. von Schiller.

2ter, 3ter und 4ter Theil.

Auch unter dem Titel.

Der Jesuit.

Histo risch-romantisches Gemälde aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts

nach

den hinterlassenen Papieren des Grafen Orloff.

Bearbeitet

von Dr. Morvell.

3 Thle. 8. 1833. eleg. brosch. 5 Thlr.

Wer kennt nicht des unsterblichen Schiller Meisterstück prosaischer Literatur, „der Geisterseher", und hat schmerzlich empfunden, den Schluß jenes, das Interesse auf's Höchste spannenden Buches entbehren zu müssen? Hat wohl je ein unvollendetes Buch zu so viel Folgerungen und Zweifeln Anlaß gegeben, wie dieses? — Das Publikum wird es uns daher eben so viel Dank wissen, als wir uns freuen, von jenem wunderbaren Buche Schluß und Folge geben zu können. — Für die Nichtbesitzer des 1sten Theiles des Geistersehers erscheint dies Werk unter dem zweiten Titel als ein für sich bestehendes Ganze, was denkende, zurück, um sich und vorwärts blickende Leser gewiß vollkommen befriedigen wird, um so mehr, da sie hier geschichtlicher Wahrheit und historischen Personen begegnen. — Die äußere Ausstattung dieses Buches ist in aller Hinsicht seinem Inhalte und dem hochgebildeten Publikum, welches ihm seine Theilnahme widmet, würdig.

Reisenovellen.

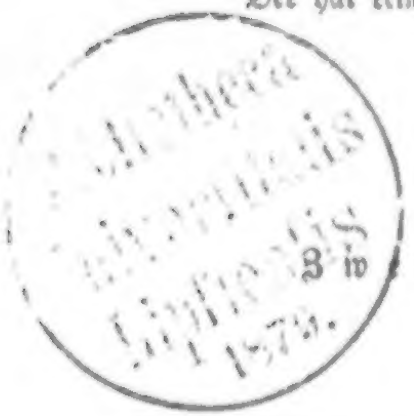
Zweiter Band.

Reiſenovellen

von

Heinrich Laube.

Wer nicht Luſt hat an einem raſchen Pferd,
Und nicht Luſt hat an einem blanken Schwert,
Und nicht Luſt hat an einem ſchönen Weib,
Der hat kein Herz in ſeinem Leib.
Doctor Luther.



833

Zweiter Band.

Leipzig, 1834.
Verlag von Otto Wigand.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
28.	Baiern	5
29.	Die Karliſten	18
30.	Regensburg	40
31.	München	52
32.	Fortſetzung	62
33.	Fortſetzung	71
34.	Salzburg	79
35.	Marc Sittich, der Biſchof	86
36.	Stadt Salzburg	100
37.	Tyrol	109
38.	Eine Tyroler Geſchichte	117
39.	Innsbruck	129
40.	Andreas Hofer	141
41.	Der Brenner	155
42.	Botzen	166
43.	Roveredo	177
44.	Der Garda-See	185
45.	Fortſetzung	195
46.	Fortſetzung	205
47.	Fortſetzung	210
48.	Fortſetzung	221
49.	Malcesini	238
50.	Goethe	246
51.	Bardolini	294

		Seite
52.	Verona	305
53.	Fortsetzung	314
54.	Fortsetzung	327
55.	Fortsetzung	336
56.	Montebello	346
57.	Vicenza	367
58.	Palladio	376
59.	Padua	389
60.	Fortsetzung	407
61.	Fortsetzung	415
62.	Petrarka	423
63.	Venedig	430
64.	Fortsetzung	440
65.	San Marco	449
66.	Der Dogenpallast	455
67.	Die Venetianer	461
68.	Il Rialto	467
69.	Lord Byron	474
70.	Il Campanile	491
71.	Adria	505
72.	Triest	514
73.	Fortsetzung	521
74.	Laybach und Grätz	526
75.	Wien	539
76.	Metternich	544

28.

Baiern.

Ich ſaß ſtumm im Poſtwagen, eine verſchleierte Dame lehnte ſtill in der andern Ecke, der Staroſt mit noch einem Paſſagier ſaß draußen im Kabriolet. Es war ſtumm und ſtill in mir; das leere bunte Leben ohne Halt und Ziel, das frivole Spiel mit Liebe und Liebesdingen, all' das flüchtige Reiſegenießen, wobei die Seele hie und da geſtreichelt, wobei ihr innerſter Kern niemals betheiligt wird, ging wackelnd und kopfſchüttelnd gleich putzigen Karnevalsfiguren an meinem halboffnen Auge vorüber. Vielleicht war Baiern daran Schuld, Baiern macht heutiges Tags viel zu denken, trotz dem, daß in Baiern nach wie vor ſo unglaublich viel Bier getrunken wird, vielleicht auch namentlich darum, daß doch noch immer ſo unglaublich viel Bier getrunken wird.

Grüne Gefilde rannten am ſchnell rollenden Wagen vorüber, und die bairiſche Grenze iſt nicht zu

verkennen: es beginnen die Hopfenstangen, die süße Symbolik des schönen bittern Bieres, und die Hopfenstangen verlassen Einen nicht, sie rennen wie Gespenster mit fliegendem Haar neben dem Wagen her bis hinab an die Salzburgische Grenze. Nur drüben auf der Westseite sollen sie hie und da durch Reben abgelös't werden. Sie sind die stehende Poesie und ein süßer Augentrost des Baiers.

Es war ein gar trüber, melancholischer Tag, graue Wolkennebel lagen auf den niedrigen böhmischen Grenzbergen, überall auf dem grünen Rasen perlten die feinen Wassertropfen. Man vergaß, daß es eine Sonne gebe, und meine jungen schlesischen Gedanken, welche an der Heimath verzweifelt waren, und das Glück und die Schönheit suchen wollten in der Weite, sie schüttelten verneinend ihre Locken in mir, daß es mahnend klang wie die Memnonssäule, wenn die Sonne untergeht hinter der Wüste im unabsehbaren öden Meere.

Die Naturforscher haben uns die Poesie der Memnonssäule genommen, wir wissen jetzt, daß es kein geistiger Ton ist, den sehnende Liebe oder träumerische Geschichte aushaucht, wir wissen, daß er von materiellen Dingen, von Wärme oder Kälte herkommt, welche die Steine afficirt — die Reise hatte auch meine Hoffnungen klüger aber nicht glücklicher gemacht. Die Tage flatterten oder krochen vorüber,

das Auge sah bald dies, bald jenes, das Herz hüpfte wohl einmal hier oder da, aber in all' dem Gebraus sah ich sehnsüchtig zurück nach jener stillen schlesischen Stube, wo einst die tausendjährige Blume der Liebe aufging in meinem Herzen an einem milden Sommerabende, wo ich in häuslicher Beschränktheit alle Reiche der Erde besaß. Ach, was ist die Liebesspielerei gegen die Liebe. Jenes kleine Stübchen mit der kleinen Fußbank, auf welcher ich saß und ihr in die sehnsüchtigen Augen blickte, die auf und niedergingen in unendlicher Liebe zu mir, wo find' ich sie wieder! Ich fürchte, sie sind nicht mehr an der Heerstraße zu finden, wo die Poststationen vorüber gehn.

Es ist gut, die Welt mit tausend Liebesaugen auszuschmücken, aber es ist besser, nur zweier zu bedürfen, zweier Augen, die Himmel und Erde in unser Herz spiegeln. Es ist gut, das Glück zu suchen früh und spät und im Ost und West, aber es ist besser, seiner Herr zu sein in einem kleinen Stübchen, wo nicht Regen noch Wind hinein schlägt, wo ein treuer Ofen und ein treuer Busen wärmt, wo im Wandschrank ruhige Bücher stehn, welche angefüllt sind mit Weisheit.

Solchergestalt strich mir der schlesische Philister mit der Hand über das Antlitz, und ich hielt still auf dem Postwagen zwischen Eger und Amberg, und vor jedem geschlossenen Auge stand mir eine Thräne,

auf meinem Munde aber lächelte etwas, was ich selbst nicht erklären konnte. Ich fühlte etwas von Ironie, von inniger Wehmuth, edel herber Wahrheit, was in diesem Lächeln sich ausprägen müsse, aber ich konnte es leider nicht sehen.

Wenn die Welt so recht groß und lebendig werden wird, dann gehen gewiß recht viel kleine Gefühle verloren, die das Lebensglück so bescheiden, aber so sicher machen. Das fühlt man auf den flüchtigen Reisen unsrer Tage. Ich bin auch mehr für große Dinge, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß die stillen unscheinbaren Güter nicht ganz vergessen würden, es wäre doch schlimm, denn es begiebt sich zuweilen, daß das Herz seine schwachen Stunden hat, und sich nicht mehr recht ausdehnen will für alle die weltgeschichtlichen Forderungen, da thun ihm die kleinen häuslichen Glückseligkeiten so unaussprechlich wohl. Ach, und wenn sie dann einmal gar nicht mehr existiren sollten, da müßte man mit zusammengepreßtem Herzen eines schmerzhaften, liebloſen Todes sterben, und das kann manchem von unsern Aposteln begegnen.

Es ward mir plötzlich sehr kalt, und ich mußte mich dicht in meinen Ueberrock hüllen.

Und wenn ein kühner Seemann Reisen durch tausend und abertausend weite Meere antritt, so sorgt er doch vorher für eine kleine stille Heimath in einem

Winkel des vaterländiſchen Strandes, dort läßt er ſeine Liebe in einem kleinen Häuschen, als könnte er morgen wiederkehren, und ſie iſt, die Liebe im kleinen Häuschen iſt ſein Kompaß in weiter Ferne, und wenn er untergeht, ſo geht er unter in ihrem Anblick. Es iſt gar zu ſchlimm, allein zu ſterben. Die fremden bunten Länder erſetzen nicht das eine ſchlichte Menſchenkind, das um uns weint.

Ich war ſchon lang von der Heimath fort und zwiſchen Eger und Amberg war ich recht reiſemüde.

Est-ce-que vous parlez francais? lispelte die Dame ſchüchtern neben mir. Sie ſchien ſehr verlaſſen zu ſein, und als ſie nach einigen aufmunternden Redensarten von meiner Seite ihren Schleier zurückſchlug, ſah ich juſt ſolch' ein wehmüthig hiſtoriſches Geſicht, als es eben meine Gedanken dargeſtellt hatten. Das that mir wohl, ſehr wohl. Es war ein feines, franzöſiſches Antlitz, deſſen Herrin etwa 25 bis 26 Jahre zählen mochte. Weiche braune Haare ſchloſſen ſich in wenigen, halb aufgelöſ'ten Locken an ein kleines Häubchen, eine leichte, kleine Kummerfalte lief zuweilen flüchtig über eine weiße, hohe Stirn und über gutmüthige braune fränkiſche Augen, denen man anſah, daß ſie früher viel gelacht hatten. Fein und griechiſch war die Naſe, aber die vollen Lippen ſahen ſo ſchmerzlich aus, in den Mundwinkeln lag viel inniger geſchichtlicher Kummer, die feine Röthe

des lieben, wenn auch nicht schönen Angesichts sah auch nach manchen Thränen aus. Ihre Kleidung war aus unscheinbaren Stoffen, aber sehr modisch geschnitten, sie glich einem arm gewordenen Stolze, einzelne Stücke, wie ein prächtiger Reisebeutel kontrastirten arg mit den übrigen, fast weniger als schlichten Dingen. Der Ausdruck ihres Gesichts war so liebsanft-unglücklich. Eine unglückliche Französin ist äußerst angenehm, denn sie verfällt nie in die teutsche Weinerlichkeit, das heitre Naturell lauscht immer hinter den Augen, ob nicht ein Moment zum Hervorspringen kommen wird. An ihrem Accent und ihren ceremoniellen feinen Wendungen bei Frage und Antwort erkannte ich bald den Faubourg St. Germain. Sie kam aus Prag; ich sprach ihr Muth zu; mit ein Paar kleinen schnell weggescheuchten Thränen erfuhr ich, daß sie in der ersten Hälfte des Juli 1830 noch in den Tuilerien gewohnt habe, in der Nähe der Herzogin von Angoulême, später habe sie in Schottland logirt, und jetzt komme sie von Prag. Und sie klagte namentlich darüber, daß man in all' den Gegenden nicht französisch spreche. Also eine schlanke, liebenswürdige Karlistin. Ich hatte das Bourbonenunglück nie in der Nähe gesehen, und ich dachte mir's immer mit den harten, unduldsamen Emigrantenzügen; jetzt erschien mir's plötzlich so weich und sanft. Die kleine hilflose Frau reis'te allein auf der

ordinairen Poſt durch Teutſchland nach Italien, wie ſie ſagte, nach Paris, wie ich bald merkte. Ich hätte die Karliſten bedauern mögen ob dieſer verlaſſenen, hübſchen Stellvertreterin. Dies gutmüthige Weſen ſollte vielleicht intriguiren für ſeine Partei, ach wie zerbrochen, wie altersſchwach kam mir in dieſem Augenblicke der Karlismus vor, wie eine verarmte Familie, welche die jüngſte, mäßig hübſche Tochter in die Reſidenz ſchickt, daß ſie mit ihren anmuthigen verweinten Augen und dem liebenswürdig bittenden Munde alte Freunde erweiche.

Ich ſagte es ihr recht innig, wie ich ſie bedauerte, obwohl ich ihre Partei gar nicht liebte, ich ſagte es ihr ſo ſchonend wie möglich, daß ſchwerlich jemals eine Aenderung eintreten dürfte. Da kamen ihr große Thränen in die Augen, und ſie ſeufzte ſo tief, wie eine Franzöſin nur ſeufzen kann, und meinte, auch ſie hoffe ſehr wenig. Aber in Prag ſchelte man, wenn ſie ſo ſpräche, und in Prag müßte man's doch wohl beſſer verſtehen. Die Hauptſache ſei aber, wenn ſie nur wieder alle offen nach Frankreich dürften, und da fragte und bat ſie mich ſo herzlich, ob ich ihr das nicht verſprechen könnte.

Ich konnte mir nicht helfen, und verſprach's ihr feierlichſt. Nun wurde ſie muntrer, und erzählte Dies und Jenes, vom kleinen Heinrich dem Fünften und von der Dauphine und von ihrer großen Ver-

wunderung, daß ſie in Teutſchland alle armen Leute Kaffee trinken ſähe.

„Und in dem Lande, wo wir jetzt ſind," ſagte ich, „trinken die Leute alle Bier."

Das machte ihr ſehr viel Spaß, und wir waren an's erſte bairiſche Städtchen gekommen, wir wußten ſelbſt nicht wie.

Hier mußten wir ausſteigen, um unſre Päſſe und unſer Aeußeres unterſuchen zu laſſen. Es war in dieſem Jahre zu Frankfurt ein Attentat auf den Bundestag geſchehen, und das mußten die Reiſenden in Teutſchland entgelten, namentlich hatte es Baiern ſehr übel genommen, und verhielt ſich wie in Belagerungsſtand erklärt. Man beſichtigte uns, und vier bis fünf wohlgeſättigte Baiern entſchieden, ob unſre ſonſtigen Geberden dem Charakter angemeſſen ſeien, welcher im Paß verzeichnet ſtand.

Dieſe feierliche Handlung wurde durch einen leidenſchaftlichen Zwiſchenvorfall zerſtört. Wie ſchon bemerkt, hatte noch ein Paſſagier mit dem Staroſt im Kabriolet geſeſſen. Der war noch nicht in der Stube erſchienen, und es lief ein beunruhigendes Geräuſch durch die wachthabenden Baiern, warum der nicht erſcheinen möchte. Das Geräuſch wuchs, als der Reiſende noch länger zögerte, es ward ein Subaltern nach ihm geſendet, der Same des Mißtrauens, den jeder Paſſagier in Baiern erzeugt, ſchoß ſchnell in die

Höhe, wir wurden noch einmal inquirirt, ich mußte noch einmal den Dollmetscher für meine ängstlich drein sehende Französin machen. Sie war sehr liebenswürdig dabei. Glücklicherweise hieß sie Madame le Duc, und kam von Prag; ich raunte einem Beamten die respektvolle Bemerkung zu, es sei gewiß ein wichtiges Inkognito, ich hätte so gewisse verlorne Worte gehört, daß sie den König von Baiern besuchen wolle, Madame le Duc — sei ein verfänglicher Name, wer könne Madame le Duc heißen, der Name schicke sich gar nicht für eine Privatperson; er werde sich aus den Zeitungen erinnern, welch' eine wichtige Person am französischen Hofe die Madame Madame sei, und le Duc heiße der Herzog, man müßte vernagelt sein, wenn man nicht einsehe, daß die Dame die verkleidete Herzogin v. Berry wäre.

Er pralite zurück, und machte der Französin ein tiefes Kompliment. Der Staroſt raunte mir in's Ohr, der noch fehlende Passagier sei ein Vicomte, ein Franc Carliſt, der aus Asien komme, ein Stück mit Lamartine gereis't, und ein sehr unterrichteter Mann sei.

In diesem Augenblicke trat er ein. So wie er seine Landsmännin erblickte, stürzte er vor Freude und Verwunderung strahlend auf sie zu, oh, Madame, rufend, und will ihre Hand küssen. Sie tritt

erschrocken zurück, und flüstert mit unsichrer Stimme — Monsieur le Vicomte — —

Es befand sich aber unter den Beamten ein rücksichtsloser Biertrinker, der weder von den Vermuthungen über Madame, noch von dem Herrn Vicomte die mindeste Notiz nahm, und den letzteren mit unzweifelhafter Grobheit zur Rede stellte, wo er sich herumtreibe, und wo sein Paß wäre. Der Vicomte verstand so ziemlich die teutsche Sprache, ihre Grobheiten aber erst unvollkommen. Er überreichte einen gewaltig großen und sehr zerlesenen Paß, und wendete sich mit dem größten Antheil sogleich wieder zu Madame. Die übrigen Beamten waren durch die vorhergehende Scene, durch „Madame," und „Vicomte" vollkommen überzeugt, daß hier ein legitimes Inkognito auf der ordinairen Post reise, sie schaarten sich um den Rücksichtslosen, der sich nicht beruhigen wollte, und von unverständlichen französischen Pässen murmelte, die nicht nach Teutschland gehörten. Ich sah auf der andern Seite deutlich, daß Madame nur mit großer Mühe ihrer Verlegenheit dem Vicomte gegenüber Herr wurde, ich hörte es, wie sie ihn leise bat, noch nicht in den Wagen zu kommen, sondern im Kabriolet zu bleiben, ich hörte, wie sie's ihm bestimmt untersagte, als er drängte.

Dahinter mußte eine Novelle stecken. Ich betrachtete aufmerksam den karlistischen Vicomte. Aus

jeder Bewegung ſah der adelige Stolz und der Bourbonenhof heraus. Nur wenn er mit der Dame ſprach, nahm er ſeinen ſchäbigen Hut ab, und bückte ſich und ſprach verbindlich. Mit den Beamten verfuhr er kurz, hochfahrend, gebieteriſch. Er trug einen abgetragenen und von Regen und Sonne ausgebleichten Mantel von Merino, wie man die ſogenannten griechiſchen Mäntel in Venedig kauft. An manchen Stellen war der Zeug ſchon gebrochen und zeigte lange Ritze. Darunter hatte er einen vergänglichen braunen Rock bis an die Kravatte zugeknöpft, blau und weiß geſtreifte Vatermörder und Manſchetten beſchatteten kleine von dürftigen Handſchuhen bedeckte Hände, und ein von der Witterung unregelmäßig geröthetes Geſicht. Der Ausdruck dieſes letzteren war nicht ohne Härte, und doch wieder nicht ohne eine gewiſſe glatte Feinheit, die Formen deſſelben waren regelmäßig, um den Mund lag eine wegwerfende Mediſance. Dünne Haare lagen ſchlicht um ſein Haupt, er ſah ärmlich, aber vornehm ſauber aus, und ein gewiſſer ſchweigender Stolz hielt Alles von ihm in Entfernung. Es war nicht eine demokratiſche Linie an ihm zu entdecken.

Der Rückſichtsloſe erhob ſich von ſeinem Schreibtiſche, und ſagte ihm, es fänden ſich Unregelmäßigkeiten in ſeinem Paſſe, er müſſe dableiben. Aber er war noch nicht zu Ende mit ſeiner langſamen Rede,

als auch schon ein stürzender Giesbach französischer Worte des Vicomte ihn betäubte; wie Dolche schleuderte er ihm zwanzig kleine Sätze in's Angesicht, riß ihm den Paß aus der Hand, nahm einen andern Beamten; drängte ihn auf einen Stuhl, und sagte: Schreiben Sie, daß ich will reisen nach Münnich; —

Alles war in Verwirrung, der Rücksichtslose stand wie verwirrt von dieser Dreistigkeit, und wenn er den Mund öffnen wollte, so fuhr ihm stets der Vicomte mit einer neuen Parade tödtlich entschlossener, französischer Worte dazwischen, einige seiner Kollegen suchten ihn zu beschwichtigen, die andern arbeiteten am Passe, mitten in dieser Verwirrung saß Madame le Duc auf dem alten Lehnstuhle, den man ihr präsentirt hatte, und blickte mit unruhig, besorgt forschenden Minen in die stürmische Scene. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, die Wangen hatten sich geröthet, sie sah scharmant aus in der niedern Zollstube unter den dunkeln Biergesichtern.

Der Rücksichtslose rief plötzlich mit einer Löwenstimme nach den Gensdarmes, die Dame fuhr erschrocken vom Stuhle auf, als sie das Wort hörte; ihr Mantel blieb auf dem Stuhle, ich sah, wie fein französisch sie gewachsen war, sie trug ein eng anschließendes, verschossenes seidnes Kleid. Die Gens-

darmes traten ein; des Vicomtes Paß war unterdeß visirt, er ging stolz hinaus, wir folgten ihm; es geschah nichts.

Wie in sichrer Heimath fühlten wir uns, als wir wieder im Postwagen waren, dieses quälende Verdachts- und Inquisitionssystem, welchem man bei jeder Station ausgesetzt ist, peinigt mehr als die Furcht vor Unsicherheit der Straßen. Der Vicomte war gehorsam in's Kabriolet gestiegen, ich war mit meiner liebenswürdigen Dame allein; es fing an dunkel zu werden, und ich hätte gar zu gern jene Novelle gewußt.

29.

Die Karliſten.

Die Herzogin von Angouleme hatte ſich eines jungen Mädchens angenommen, welches aus einer alten, aber verarmten adeligen Familie war. Die Eltern des Mädchens waren geſtorben, und hatten ſich ſammt ihren Vorfahren durch treue Dienſte ausgezeichnet: einer der letzteren war ſogar einmal Ceremonienmeiſter in den Tuilerien geweſen. Das Mädchen hieß Angelique und war ſehr hübſch. Es war indeß nicht eine hervorſtechende Schönheit, welche ſie auszeichnete, ſondern mehr ein unbefangenes einnehmendes Weſen. Sie hatte ein liebes Geſicht, in welchem ſich alle Eindrücke ſchnell und angenehm ja einſchmeichelnd abſpiegelten; die Züge deſſelben waren weich und fein, ſie hatte ein Antlitz wie ein Gedicht, und eine überaus ſchöne ſanfte Stimme. Die Herzogin von Angouleme gab ſie nach St. Cloud zu einer ältlichen Dame, welche mehrere Mäd-

chen zu ihrer Erziehung bei sich hatte. Wegen ihrer angenehmen Stimme ward sie aber oft nach Paris gefahren, um der Herzogin vorzulesen. Es waren immer ernsthafte, moralische Bücher, welche ihr zu diesem Zwecke gegeben wurden, und die tugendhaften Grundsätze, welche darin ausgedrückt waren, prägten sich während des Lesens treu und schön in Angeliques Gesicht aus. Die Herzogin von Angouleme, eine hohe Frau mit einem Gesicht wie von Marmor und Tugend, saß gewöhnlich auf einem Tabouret in einer Ecke des Zimmers, ihre Hände ruhten still auf ihrem Schooße, weit ringsum in allen Gemächern war es todtenstill, und wenn ein Abschnitt zu Ende war, so winkte sie die Leserin zu sich. Angelique knicte vor ihr nieder, die Herzogin küßte sie auf die Stirn, und entließ sie dann wie eine Mutter mit einigen wohlgemeinten guten Lehren.

Wenn Angelique nach Hause fuhr, so machte sie gewöhnlich ein Glasfenster der großen Kutsche auf, obwohl die sie begleitende ältere Dame immer Viel dagegen einzuwenden hatte. Mehrere Male begegnete ihr nicht weit von der Barriere ein Reiter auf einem stolzen, großen Rappen, hinter welchem ein sehr reich gallonirter Bediente ritt. Der Reiter hatte ein sehr vornehmes Ansehn, und sah dreist, und wie es schien sehr aufmerksam in den Wagen hinein; später waren seine Blicke sehr freundlich, und

er grüßte jedesmal. Eine der Hofdamen, welche allmählig die regelmäßige Begleiterin Angeliques geworden war, kannte ihn, und ſagte, es ſei der Vicomte v. B., ein ſehr wohl gelitt'ner Chevalier bei der Suite der Herzogin von Berry.

Eines Nachmittags, als Angelique nach Hauſe fuhr, war er eine Strecke neben dem Wagen hergeritten, und hatte mit ihr geſprochen. Sie kam ein wenig erregt nach Hauſe, und eilte ſchnell nach ihrem Zimmer, um ſich umzukleiden, als Madame Berrault, ihre Erzieherin eintrat, und ihr ankündigt, daß ihr „der Herzog" ſeine Aufwartung machen würde.

„Welcher Herzog?"

Madame Berrault legte den Finger auf den Mund, umarmte Angelique und ſagte ihr, ſie ſei ein glückliches Mädchen. „Der Herzog" war ein lang gewachſener, junger Mann mit einem ſehr gutmüthigen, regelmäßigen Geſicht und einer ſehr liebenswürdigen guten Laune. Er ſchwatzte mit Angelique das drolligſte Zeug, ſie lachte herzlich mit ihm, und er kam alle Tage wieder. Madame Berrault hatte ihr verboten, der Herzogin etwas davon zu ſagen.

Als Angelique eines Tages eben mitten in ihrer Vorleſung war, entſtand Geräuſch in den Nebenzimmern, die Thür flog auf, und die Herzogin von

Berry flog in's Zimmer, küßte die Angouleme flüchtig, ſetzte ſich neben ſie, und winkte Angelique, ruhig fortzufahren. Man habe ihr geſagt, daß ſie ſo ſchön leſe, und ſie wolle ſich davon überzeugen. Angelique las, es dauerte aber nicht lange, ſo ſprang die Berry wieder auf, ſagte: „Schön, charmant," ſtrich dem erröthenden Mädchen die Haare aus der Stirn und küßte ſie auf's Auge. Darauf erbat ſie ſich von der Angouleme die Erlaubniß, Angelique morgen und je zuweilen bei ſich leſen zu laſſen. Die Herzogin von Angouleme zögerte mit der Einwilligung, die Berry aber ſtreichelte ihr die Wangen und verſicherte: wenn wir auch nicht ganz ſo ernſthafte Dinge leſen, ſo ſollen ſie doch nicht viel weniger ernſthaft ſein. Und ſie eilte davon.

Angelique ward mit vielen guten Lehren entlaſſen, die ſie zur Hälfte verſtand, wenn ſie an den nebenher reitenden Vicomte und den ſie erwartenden „Herzog" dachte. Dieſer pflegte ſich nämlich immer einzufinden, wenn der Abend kam.

Heut war er muntrer als je, und ſetzte ſich auf eine Fußbank neben ihre Füße, und nahm zum erſten Mal ihre Hand und küßte ſie, und trommelte ihr leiſe mit den Fingern auf den kleinen Füßen herum. Angelique ſchlug ihn auf die Finger, aber als ſie ſich dabei ein wenig bückte, faßte er ſie mit beiden Händen beim Kopfe, und küßte ſie munter

und herzhaft. Angelique wollte sehr böse werden, aber er setzte sich neben sie, und streichelte ihr die Wangen. —

Am andern Tage war sie bei der Herzogin von Berry. Sie befanden sich in einem sehr großen prächtigen Zimmer, die Herzogin war eben von einem Spazierritt gekommen, und saß noch im Reitanzuge, oder lag vielmehr in einem Divan, den Reithut mit den hohen Federn in die Kissen drückend, so daß er sich ihr vorn tief in die Stirn drängte, und das muntre, neapolitanische Gesicht beschattete.

Man mußte genau hinsehn, ob die schlanke Figur mit den scharfen Gesichtszügen ohne Schönheit ein Männlein oder ein Fräulein sei. Mit der Reitgerte spielte sie auf dem Tische, vor welchem Angelique ihren Platz hatte, und ihr eine bunte, ausgelassene Novelle las. Mehrere Herren und Damen saßen im Zimmer zerstreut, und flüsterten leise mit einander. Nicht weit von ihr in einer Fensterwölbung stand ein einzelner Herr, Angelique wagte nicht, genau hinzusehen, es schien ihr aber, als sei es der Vicomte. Die Herzogin sprach zuweilen einige Worte in italienischer Sprache zu ihm, welche Angelique nicht genau verstand, da sie der Sprache nicht völlig mächtig war. Allmählig ward die Herzogin still, Angelique las und las bis es dunkel ward, da bemerkte sie erst, daß jene eingeschlafen sei. Sie

hielt einen Augenblick inne, die Stimme aus der Fensterwölbung sagte leise „continuez," — da fuhr die Herzogin in die Höhe, und sagte leise in sich hinein: „perche no — si, perche no" — darauf sich ermunternd, rief sie dem Vicomte in der Fensterwölbung, er möge das Fräulein begleiten, reichte ihr die Hand zum Küssen, klopfte sie leis' auf die Wange und ging in ein andres Gemach.

Eh sich Angelique besinnen konnte, hing sie am Arme des Vicomte, fühlte sich sanft gedrückt, hörte sie seidenweiche Worte, war sie in den Wagen gehoben — und der Vicomte saß neben ihr.

Er war ein feiner, aber feuriger Mann, der schnell und eiligst siegen wollte. Das erschreckte Angelique, es erbitterte sie, daß sie umsonst versuchte, ihre Hand aus der seinigen zu befreien, sie drohte ihm, sein Betragen „dem Herzoge" mitzutheilen. Man sagte am andern Tage im Salon der Herzogin von Berry: „der Vicomte reüssirte nicht," und man verwunderte sich.

In der ersten Bestürzung hatte Angelique dem sie erwartenden „Herzog" Alles erzählt; er hatte sie fest in seine Arme geschlossen, und sie hatte sich zum ersten Male wie schutzbedürftig seiner Umarmung hingegeben.

Am andern Tage erschien auf Angeliques Zimmer Madame Berrault, ein Priester, ein ihr unbe-

kannter Mann als Zeuge und „der Herzog.“ Angelique hatte ein schönes weiß seidnes Kleid bekommen, das trug sie heut, und die fliegenden Haare hatte man ihr künstlich in die Höhe und in einen Myrthenzweig hineingeflochten, und sie zeigte zum ersten Male ihre weiße Brust und die weißen Schultern halb entblößt und sah schaamroth aber bezaubernd dazu aus. Der Priester aber hielt eine kurze Rede, und erklärte, daß er berufen sei, das Fräulein mit dem Herrn „Herzog“ zu kopuliren. Er war noch mitten im Sprechen, da hörte man Reiter und Wagen eilig in dem Hofe ankommen, stürmische, klirrende Tritte kamen die Treppe herauf, — der Priester hielt inne. Madame Berrault ging an die Thür und schob den Riegel vor, dann faltete sie von Neuem die Hände und ersuchte den Priester, die heilige Handlung zu vollenden. Der Priester zögerte; es wurde an der Thür gerüttelt, man hörte eine donnernde Stimme: Im Namen des Königs öffnet, es geschieht ein Betrug — Angelique erkannte mit Beben diese Stimme, sie bat mit flehendem Auge den Priester, zu endigen, und in halber Zerstreuung vollendete dieser den Aktus, mit seinen geistweltlichen Augen in den bittenden Angeliques ruhend. Neuer Sturm an der Thür, welche gesprengt wird, Madam Berrault wirft Angelique einen Mantel über, „der Herzog“ nimmt sie bei der Hand und

entweicht mit ihr durch ein Nebenzimmer, was er innen verschließt. Darauf öffnet die Berrault die eben weichende Thür, und fragt den mit Bewaffneten hereinstürmenden Vicomte, was ihm zu Dienst sei.

„„Wo ist der sogenannte Herzog?““

„Mein Herr Vicomte, Sie lästern die Todten: mein erster Gatte liegt auf dem père la Chaise, und hieß vor aller Welt mit seinem rechtmäßigen Namen Msr. le Duc.“

Angelique lebte in der Gegend von Orleans, beinahe ein Jahr lang still und ruhig mit ihrem Gatten auf einem einsamen Landhause. Da fragte sie ihn eines Tages, ob denn der Vicomte noch immer in Paris sei, und ob der Herr Herzog nicht bald nach Hofe zurückkehren werden. Ihr Gatte entgegnete, das solle in nächster Woche geschehen, der Vicomte sei nach Griechenland gegangen, und seine, des Gatten, Mutter habe ihm eine angenehme Stellung im Dienste der Herzogin von Angouleme verschafft.

In den Tuilerien erfuhr die sanfte Angelique, daß sie Madame le Duc, aber nicht Madame la Ducheſſe sei, und da sie gar nicht ehrgeizig war, so wunderte sie sich nicht lange, aber sie fing an, öfters und weniger furchtsam an den Vicomte zu denken, als man ihr erzählte, er habe aus unglücklicher Liebe zu ihr Frankreich verlassen. Wie man Frankreich

verlassen könne, war ihr lange unbegreiflich; je länger sie darüber nachdachte, desto stiller wurde sie.

Einst ging sie gegen Abend mit mehreren Hofdamen spaziren, und eine der Damen erzählte, daß der Vicomte in Athen lebe, und alle Abende zwischen den Säulen eines alten Tempels mit einer wunderschönen Griechin sitze, welche ihm oft die Hand küsse. Der Vicomte stünde zu wiederholten Malen auf, lehnte sein Haupt tief in den Lorbeer, welcher sich an einer hohen Marmorsäule emporranke, sehe nach Norden und seufze. Darauf stehe auch die Griechin auf, streichle ihm liebkosend die Wangen, und führe ihn still in das Oelbaumgehölz, das in der Nähe sei.

Die Herzogin von Angouleme, welcher Angelique jetzt wieder vorlas, fragte sie oft, warum ihre Augen so trüb seien, ihr Herzog mache sie ja doch nicht weinen. Angelique küßte ihr heiß die Hand, und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen.

Um jene Zeit ward es sehr unruhig in den Tuilerien, und ein Paar Tage darauf waren in Paris die drei Farben wieder Mode, Angelique aber floh mit der königlichen Familie aus Frankreich, und erfuhr erst in Schottland, daß ihr stiller „Herzog" im Louvre erschossen worden sei.

Es war auf der Deligence zwischen Eger und Amberg Nacht geworden, und als wir auf die Station kamen, hatte Alles Hunger und Durst; Madame le Duc wollte verschmachten. Der Vicomte war untröstlich, daß im Posthause, einer gewöhnlichen Kneipe, Alles schlief. Eigenhändig weckten wir eine mit bairischem Bier festschlafende Magd, und auf dem Kaminheerde ward ein großes Feuer gemacht. Da saß die liebenswürdige Französin, und wärmte sich, der Staroſt mit dem dunkeln asiatischen Gesicht stand nicht weit von ihr im hellen Scheine des Feuers, der Vicomte stand in ihrem Anschaun verloren vor ihr, und seine ganze wilde Karlistenseele lag in seinem Auge, und mit dem Auge auf den Blicken der holden Angelique, die sinnend in's Feuer sielen. Als ihre Hände warm geworden waren, reichte sie die eine dem Vicomte, und sah ihn mit jenem mädchenhaft, sanft fragenden Blicke aus St. Cloud an, und fragte nach der schönen Griechin. O, wie betheuerte er, — und ich freute mich, endlich daran glauben zu dürfen, daß sie eine Französin sei, denn sie seufzte nicht, sondern gab ihm einen leichten Backenstreich.

Es war gegen Mitternacht; dennoch trat ein Soldat ein, und verlangte unsre Päſſe. Da er nur mit Mühe die teutschen entzifferte, so hatte er nicht übel Luſt, die ihm stockfremden französischen bis zum

Morgen zurückzubehalten, obwohl die Post in einer halben Stunde weiter ging. Mit solider Entschlossenheit nur brachten wir ihn von diesem polizeigemäßen Vorsatze ab; denn er behauptete steif und fest, Teutschland, und besonders Baiern sei nicht recht in Ordnung, und Niemand als die Franzosen seien Schuld daran.

In einem gut bairischen Wirthshause ist nichts als Bier zu haben, die schläfrige Magd kochte uns also brummend ein Warmbier, und wir aßen schwarzes, trocknes Brot dazu.

Jetzt ward der Vicomte in's Innere des Wagens gelassen, und er erzählte und sprach noch mehrere Stunden, es war Niemand schläfrig, und er war artig wie ein seidner Handschuh gegen seine wiedergefundene Herzogin, die glücklich befreite Witwe des Sohns der Madame Berrault.

Er war viel gereis't und erzählte von den fremden Sprachen, wie von wunderlichen fremden Mädchen, aber das Neugriechische mit dem melancholischen i war immer die Favorite. Madame machte ihm das lebhaft zum Vorwurfe. Wer weiß es, wie die Römer und Griechen ihre Worte ausgesprochen haben, und man sollte eigentlich glauben, die romanischen Völker sollten namentlich das Römische am richtigsten aussprechen, aber die Subjectivität der französischen Aussprache geht bis in's Lächerliche.

Wir Teutsche sprechen die klassischen Sprachen zwar auch teutsch, aber unsre Pronunciation ist an und für sich einfacher, ich behauptete darum, wir sprächen am richtigsten Latein und die Engländer am richtigsten Griechisch, denn das th und die Vorliebe für halbe Vokale theilen auch die jetzigen Griechen mit den Britten, und der Engländer wird mit seinem Altgriechischen am Ersten von den jetzigen Hellenen verstanden. Das erhitzte den Vicomte sehr, und ich mußte den Herrn Professor Zumpt in Berlin vielfach gegen ihn zu Hilfe rufen. Es ist aber wirklich nothwendig gewesen, das Verdienst Ludwigs XIV. das Französische zur allgemein verständlichen Weltsprache zu machen, denn das französische und englische Latein und Griechisch ist ein uns völlig unverständliches Idiom. Der Vicomte behauptete übrigens, die europäischen Sprachen wären alle durch eine engere oder weitläufigere Verwandschaft verbunden, nur die Ungarn und Finnen gehörten gar nicht zu dieser Familie. Finnland war meine schwache Seite, ich erwiederte nur, die Franzosen brächten durch ihr leidenschaftliches Klassifiziren viel Uebersicht, aber auch viel Irrthum in die Wissenschaft. Es kommt ihnen auf einen kleinen Fehler nicht an, wenn der Ausspruch nur rund und imposant klingt. Sie sind die Rhetoriker in der Weltgeschichte.

Durch die wechſelvollen Schickſale Frankreichs ſind alle Parteien genöthigt worden, unter fremde Leute zu gehn, und ihrer Vernunft haben ſich viel kosmopolitiſche Begriffe aufgedrängt, aber das Herz eines Karliſten iſt altfranzöſiſch geblieben mit allem äußeren, geſchmeidigen Wohlwollen und aller brutalen Eitelkeit eines Altfranzoſen. Er hält ſeine kurze, fertige Sprache, die einen einzigen, glänzenden, purpurverbrämten Anzug hat, dieſe arme Sprache, welche nicht einmal doppelte Leibwäſche beſitzt, die Jahrzehnd um Jahrzehnd mit demſelben verblichenen Purpur, denſelben abgegriffenen Franzen kokettiren muß, er hält dieſe unglückliche Präſentirteller-Sprache für die ſchönſte, er ſpricht vom Corneille noch heute: **Oh, si noble**, nennt den Shakeſpeare einen trivialen Barbaren, Fenelon und Boſſuet Muſter für Politiker, die Sprache des neuen Frankreich, Victor Hugo's und ſeiner Genoſſen vandaliſch.

Es giebt ſehr viel hergebrachte Begriffe in der Charakteriſtik von Ländern, Völkern, Klaſſen, die wie Buchſtaben von Einem zum Andern übergehen, Schema werden. Sie ändern ſich nicht, auch wenn ſich die Dinge geändert haben. Ich glaubte, dahin gehöre auch die Schilderung eines Karliſten, und ich war überzeugt, die nachläſſige neue Partei übertreibe bei Darſtellung des Alten. Aber der Vicomte, ein noch junger, ſehr erfahrner, unterrichteter Mann,

war bis in's innerste Herz ein alter Karlist, und wenn man ihn reizte und solchergestalt einen seiner schwachen Momente herbeiführte, so kam die ganze, alte frank-royalistische Bestialität zum Vorschein. Er hätte in Paris die Schriften der Romantiker verboten, damit das Altfranzösische nicht darunter litte, er war voll Muth bis auf's Blut zu kämpfen, für seinen Glauben zornig zu sterben, aber er hatte nicht den kleinsten Muth, etwas gründlich Neues zu denken, er war streng aus dem unfruchtbar gewordnen Leibe der gebärmüden trojanischen Hekuba.

In ganz Frankreich haßte er Niemand mehr als Ludwig Philipp, die Republikaner behandelte er wie Engel neben jenem. Wer allen Leuten das Geld abgewinnt, den hassen alle Spieler.

Es ist merkwürdig, welch' ein Faible die Karlisten für den Napoleon-Journalisten, für Armand Carrel, den Redacteur des National, haben. Sie verehren in ihm den gefährlichsten Feind des jetzigen Königs, und den Sprößling einer nobeln Karlistischen Erziehung. Carrel ist nämlich unter der Fürsorge eines Grafen Chasel in der Provence aufgezogen worden, und alle Karlisten nehmen darum ein großes Interesse an ihm. Seine feinen Manieren, seine delicate, edle Schreibart, sein von aller Sanskülotterie entfernter Republikanismus, sein durchdringender, gebietender Seigneur-Verstand, Alles

das, was ihn den Parteien so gefürchtet macht, nennen sie karlistischen Ursprungs, und als ich den Vicomte fragte, ob Carrel vielleicht gar ein versteckter kluger Carlist sei, schwieg er hartnäckig still.

Diese Idee ist ungefähr so geistreich wie die Vermuthung eines Berliner Polizeiraths, daß Caspar Hauser ein Betrüger sei. Ein Herr von Lang hat diese Idee so glänzend ausgebildet, daß er die Meinung drucken ließ, Caspar Hauser habe sich am Ende selbst todtgestochen, um seinen Betrug recht auffallend glaublich zu machen. Es war in diesem Baierlande, wo jener romanhaft unglückliche Knabe an's Licht des Tages kam —; jetzt, da ich dies schreibe, laufen erschreckliche Gerüchte wie heulende, blutdürstige Thiere der Wüste im Lande herum, und je mehr man sie zu unterdrücken trachtet, zu desto wilderen Volksmährchen werden sie ausarten, und ein gut Theil der annoch bestehenden Religion verschlingen. Die Geschichte hat ein Einsehn, und will dem armen Caspar wenigstens einen historischen Namen sichern für sein fabelhaftes Unglück.

Auch Carrel hat sich einen scharfen, kalten Karlistendegen in den Leib stoßen lassen, um seine Rolle wahrscheinlich zu machen, der feine, geistreiche Mann, der nicht nur ein Herz voll Muth, sondern auch einen Kopf voll Muth besitzt, siecht dahin unter einer altfranzösischen Wunde, und wenn sein Leib ver-

kümmern, und am Ende das muthige edle Herz brechen wird von jener karlistischen nackten Zudringlichkeit, so werden sie sein Andenken noch beflecken mit der plumpen Verläumdung, er sei ein versteckter Karlist gewesen.

Denn sie werden es noch lange nicht begreifen, daß man ein demokratisches Herz und doch aristokratische Augen und glatte, reine Hände und Sitte und Grazie in Worten und Gliedmaaßen haben könne. Solche Dinge sagte ich dem Vicomte, und ich sagte ihm, daß sie Frankreichs neuestem Edelmann und der Adelsschönheiten letztem Retter und dem jüngsten Napoleon in Armand Carrel, dem Redacteur des National, den Degen in den Leib gerannt hätten, und daß ihre Heldenthaten dumme Streiche seien.

Er ward sehr heftig trotz Angeliques Beschwichtigungen, denn die Politik geht dem Franzosen auch über die Liebe; aber Angelique war sehr liebenswürdig dabei. Sie war Karlistin, weil sie als solche aufgewachsen sei, der Karlismus war ihr Vater und Mutter, sie liebte ihn, ohne zu fragen, wie er aussähe. Daß ich Recht haben könnte, stellte sie gar nicht in Abrede, sie habe aber auch Recht, obwohl sie nicht wüßte, warum.

Allmählig machte der Schlaf seine Rechte geltend, und all' die Dinge, welche die Menschen tren-

nen, sanken in Staub und Asche vor der Menschlichkeit. Als wir erwachten, hielt der Wagen zu Amberg auf dem Markte, und Alles um uns war Baiern. Es ist unglaublich, wie dieses Völkchen in sich abgeschlossen und fertig und beschränkt ist; wenn sie was sprechen, so betrifft es immer Baiern, und sie sind eigentlich ganz verwundert, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Sie sind eine strengbairische Nation, und ihr Nationalheiligthum, ihr vaterländischer Mittelpunkt ist das Bier. Wenn der Baier in Bengalen das Heimweh empfindet, so ist das nichts als Durst, Durst nach bairischem Biere. Dieses Bier hat allen kosmopolitischen Fortschritt aufgehalten, alle Welt ist ihnen gleichgültig, denn sie sind durstige Materialisten, und der Durst ist ihnen die erste und letzte Aeußerung der Kultur. Wenn die Studenten und mit ihnen die letzten Reste des alten Germanenthums, die Trinkgelage, von denen Tacitus erzählt, zu Grunde gehn, so wird immer noch Baierland die letzte Studentenkneipe repräsentiren, wo man trinkt, absolut trinkt, an sich trinkt, wo man trinkt, bloß um zu trinken ohne störende Nebenzwecke.

Dieser Materialismus liegt wie das Meklenburgische Wappen mit untergestützten Armen faul und feist auf den Gesichtern, er glänzt von den fetten Backen, den wohl genährten Backenbärten, er liegt

wie ein dämmernder Schlaf auf den Bewohnern. Es ist ein gutes, starkes Volk mit starken Knochen und vollen Herzen, aber es hat seine höheren Thätigkeiten abgestumpft, jede Begeisterung ist abgedämpft und äußert sich höchstens noch als Grobheit, die Zunge und die Wünsche sind schwer und träg und schleppend geworden, das Land ist fleischig, und seine Sehnen sind dick und stark, aber die elastische Geschmeidigkeit, welche schnellt und schafft, sie ist nicht mehr zu finden, die Frische, die Jugend, das Grün, der Frühling — Alles ist mit Bier überfluthet. Man ist nicht mehr keusch nüchtern, ein steter Dämmer webt um die gläsernen Augen, und die frischen, thauigen nüchternen Morgenstunden sind's, in denen die Völker ihre historischen Gedanken und Vorsätze empfangen.

Ich bemerke hierbei für viele andre Fälle, daß auf dergleichen Charakteristiken nicht mehr zu geben ist, als man auf Anschauungen zu geben pflegt. Man muß die Einseitigkeit des Individuums dabei nicht vergessen. Es geht in solchen Dingen wie in der Medizin, wo einzelne Fälle leider nur zu oft ein ganzes Verfahren, ein Gesetz erzeugen. Nationen sind reich an Millionen von Richtungen, der Beobachter experimentirt, einen Durchmesser dieser Richtungen zu finden, und er hat doch nur zwei Augen, und er hat doch nur eine Auffassungsgabe, nämlich die seine.

Man muß alſo auf ſolche Worte ſich eben ſo wenig verlaſſen, als man ſich auf den zärtlichen Blick einer Kokette verlaſſen darf, ein Reiſebeſchreiber muß aber mit den Gegenſtänden kokettiren, da er nicht immer und Alles wirklich lieben kann, da einem Liebesblicke ſich mehr öffnet als einem gleichgültigen.

An der Weſtgränze Baierns hinab äußert ſich auch dieſe Nation ſchon ganz anders, da wächſt ſchon die Rebe ſtatt des charakterloſen langgereckten Hopfens, und aus dem Weine ſteigen die Geiſter, aus dem Biere die Gnomen.

Wir ſaßen in einem großen Zimmer am Markte zu Amberg, und frühſtückten. Draußen ritten bairiſche Reiter zum Exerciren vorüber, innen ging Karlismus und Politik im warmen Kaffee unter, wir waren nicht kriegsluſtig, ſondern hungrig und es war Alles ſehr ſchön in der Welt.

Da ſchlug plötzlich die Nachricht wie ein Donnerwetter ein, daß die Tour Angeliques hier von Amberg abginge gen Nürnberg, nun war die Verwirrung der Gefühle groß, keiner wußte, wie viel er davon entfeſſeln ſollte. Auch Angelique hatte die Unbefangenheit verloren, ich glaube, das verwitwete Mädchen wußte es jetzt noch nicht genau, wie ſie geſinnt ſei gegen den Vicomte. Und der Vicomte wußte erſt gar nicht, wohinaus; er faßte haſtig an alle Taſchen, an

Kopf und Hals, an Kragen und Flügel seines Rocks, als suche er das, was Noth thue. Ich sah's ihm an, die karlistische Pflicht rief ihn nach München, und er dachte selbst an keine Rettung. Bei solchen Gelegenheiten beschäftigt man sich in der Angst des Scheidens am ersten mit den unbedeutenderen Personen: Angelique nahm weitläufigen Abschied vom Starost und von mir. Aus ihrem großen Pompadour zog sie eine grün und weiße Karlistenkravatte, die schenkte sie mir zum Andenken, ich zog als Erwiderung ein Buch aus der Manteltasche des Staroſten, und bat sie, selbiges von mir anzunehmen, und es in Paris übersetzen zu lassen, es würde die Bourbonen wieder glücklich machen. Erst später bemerkte der Staroſt, daß ihm ein Band von Börnes Briefen fehlte. Und nun versprachen wir einander noch, nämlich Angelique und ich, wir wollten einander schreiben, aber ganz gewiß und recht Viel. Als sie fort war, fiel mir der Uebelstand ein, daß sie meinen Namen nicht wußte; und daß wir unsre beiderseitigen Reiserouten und die späteren wahrscheinlichen Aufenthaltsorte nicht kannten.

Sie hatte mir die Hand gegeben, und dann hatte sie der Vicomte hinausgeführt an den Nürnberger Postwagen. Zum Sprechen war nicht mehr viel Zeit übrig geblieben, und sie hatten gewiß das Beste ver-

gessen; ich habe nie erfahren, was sie damals mit einander gesprochen haben, ob über auswärtige oder innere Angelegenheiten.

Aber es war mir wehmüthig und leer zu Muthe, als der große Wagen mit Angelique um die Ecke fuhr, und verschwand. Gleich neben dem Gasthause in Amberg ist die Kirche — da ging ich hin, um auf andre Gedanken zu kommen. Es gelang mir wohl auch, denn es beteten lauter alte Weiber, die nicht mehr zum Sündigen taugten, und es hingen die Bilder von lauter geschundenen, gerösteten und gesottenen Heiligen an den Wänden. So kam ich auf andre, wenn auch nicht bessere Gedanken. Für Kunstkenner, welche ihren Kenntnissen zu Liebe reisen, bemerke ich, daß der heilige Sebastian auf dem Altarblatte in den Reisebeschreibungen und bei den Ambergern eine große Renommée hat. Es passirte ihm und mir das Unangenehme, daß wir uns nicht für einander interessirten. In Leipzig und Magdeburg würde übrigens solch' ein nackter Sebastian wegen der Keuschheit und Moralität nicht geduldet: es müßten ihm wenigstens ein Paar Pantalons angezogen werden. Die nackten Bilder in den katholischen Kirchen sind übrigens sehr wichtig geworden für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, solch' ein heiliger Sebastian hat manches illegitime Genie Ambergs zu vertreten. Ich fühle im-

mer ein tiefes Mitleid, wenn ich solche Bilder in Nonnenklöstern sehe und an die unglücklichen Augen der armen Nonnen denke.

Die Bilder in den katholischen Kirchen sind sehr wichtig für die Kultur- und Literaturgeschichte; es gäb' auch viel weniger Romane ohne sie.

30.

Regensburg.

Der Weg geht durch flache Thäler und stumpfe steinige Berge fort; das Land sieht indifferent aus, ohne besondern Fleiß, die Leute geben sich nicht viel damit ab, sondern halten sich mehr in den Bierstuben auf. Auch der niedrige Böhmerwald bildet nur einen matten Seitengrund. Aber man merkt es, daß man mehr nach dem eigentlichen alten teutschen Reiche kommt, hier und da erblickt man ein verfallen Schloß, und die Dörfer werden immer seltner, die Einwohner haben sich zum Schutze vor den straßenräuberischen Edelleuten, hinter die Mauern kleiner Städte gezogen; von da aus treiben sie auch den Ackerbau. Der Trotz gegen das Feudalthum beginnt.

So wie man an den Regen, einen artigen Fluß, kommt, gewinnt das Land ein etwas weicheres Ansehn. Der Regen soll ein alter Bojoarier gewesen sein, welcher sich weit umher das Land unterworfen hat. Als er weiter vorgedrungen ist, hat man ihn

überredet, sich taufen zu lassen, und zum Gedächtniß an diesen Aktus hat er das Städtchen Regenstauf erbauet, durch welches wir passirten. Er ist aber noch weiter hineingezogen in's Land und hat sich eine große Residenz angelegt, und hat sie nach seinem Namen Regensburg genannt. Der Name ist geblieben, aber seine Herrschaft ist verschlungen worden von einem größeren Eroberer, der von Süden her gekommen ist. Dieser hat von des Regens steiler Burg gehört, und ist mit all' seinen Mannen ein Stück nördlich gezogen, obwohl er sonst den Norden nicht geliebt, hat sich den Regen sammt seiner Herrschaft unterworfen, und sich dann stolz wieder nach Süden gewendet. Dieser Herrscher aus Süden hieß aber Danubius. Als die Römer in's Land kamen, gab es in Teutschland sehr viel Regenwetter, und als später der heilige Bonifacius mit dem Christenthume kam, da wurde überall getauft, und das Wasser wurde mächtig, so sind allmählig alle die alten Herrscher in Flüsse verwandelt worden, und man hat ihre Macht durch Ufer und Eisbäcke und Brücken und Wehre gebrochen. Nur wenn der Frühling und der Sommer kommt, da schwillt ihnen in der warmen Sonne gewöhnlich das Herz noch einmal auf von ihrer alten starken Herrlichkeit, und sie sprengen die Ufer und Brücken und versuchen eine Emeute, zu einer Revolution können sie es aber nicht mehr bringen.

Solch' eine Emeute war eben im Beginn, als wir bei Regensburg an den Danubius kamen, dessen Zorn man mit dem weichen Vokalnamen Donau zu beschwichtigen gesucht hat. Grimmig schlug er seine grünen Locken an die Pfeiler der massiven Brücke, aber der alte Held ist der Kinder Spott geworden. Ein bairischer Minister fuhr rasch mit vier Pferden drüber hin, und ignorirte ihn völlig.

Wie ein auf einander gethürmter Haufe von Häusern und Thürmen sieht die alte Reichsstadt aus, und als ich in die engen, winkligen Straßen fuhr, da dacht' ich an die Einzüge der Fürsten und Herren zu den Reichstagen, an ihre Fähnlein und ihre Schnurrbärte, und an die ganze mediatisirte Herrlichkeit, deren breiter Wahlplatz das westliche und südliche Teutschland ist. Da die Reaction vom Jahre 1833 so glücklich von Statten gegangen ist, so haben diese alten Reichsperücken auch wieder zu wackeln angefangen, und sie singen wieder ihre schlecht stilisirten verschollenen reichsfreiherrlichen Unkenlieder in der Allgemeinen Zeitung, und wollen privatim Gesandte zu den Kongressen schicken. Aber sie sind ein kläglich Fahrzeug zwischen der Scylla und Charybdis, nicht das Volk, nicht die Fürsten wollen die Herrschaft mit ihnen theilen. Seit Ludwig XIV. haben die Fürsten jene unbequemen Vasallenrechte in Vergessenheit gebracht, und die Mediatisirung der kleinen Souveraine

auf dem Wiener Kongresse war nicht der kleinste Sieg der größeren Souveraine. Seit der Herrentragischen vierten Augustnacht zu Paris sind sie auch bei der andern Partei mit der Todesstrafe belegt — sie sind der einzige unglückliche Punkt, über dessen Begräbniß die Fürsten und Völker eines Sinnes bleiben.

— Es war schon gegen Abend, als ich nach Regensburg kam, und ich eilte gleich von dem Postwagen nach dem Dome der jetzt die größte Merkwürdigkeit von Regensburg ist. Reell sah er mich an mit seinen hohen steinernen Mauern und Pfeilern. Man kommt sich ärgerlich klein vor im Angesichte eines solchen mittelalterlichen schweigenden Gebäudes. Recht christlich, zur Demuth niederbeugend, ist der Anblick der alten Dome. Sie sind so breit und massiv und ohne alle moderne Renommisterei, daß man ihre lastende, gebieterische Größe und Gewalt erst empfindet, wenn man dicht vor ihnen steht. Lauter kleine Einschnitte und Vertiefungen strecken sich unendlich lang an der Facade in die Höhe, und in kleinen Nischen unter zierlichen gezackten Schutzdächern stehen putzige Könige und Frauen und Bischöfe, die in der Nähe ganz artig groß sein mögen. Krauser als die Wellen des Meeres laufen die mannigfachen steinernen Schnörkel bis an den Giebel hinauf, wie die tausend kleinen Gesetze und Verbote des Christenthums — man sieht solch' einem Dome die ganze Muße des Mittelalters an, wo ein einziger Mensch sein halbes

Leben an solch' einem kleinen steinernen Bischofe, an solch' einer Reihe Schnörkel arbeiten mochte, die man beide niemals in der Nähe sah.

Drinnen im Dome war es schon mittelalterlich dunkel, und ich glaubte die langen und langweiligen Gesichter und Gestalten der alten Reichstage in den Seitengängen hin und herziehn zu sehn. Die blau und roth gemalten Fenster fielen wie matter, romantischer Karfunkel in das hohe Schiff der Kirche, ich dachte an des Osterdingens „blaue Blume" und setzte mich auf eine steinerne Stufe. Es muß doch auch schön gewesen sein damals, wo man nichts zu denken brauchte, sondern so träumerisch vor sich hin lebte, und sanfte Mädchen mit niedergeschlagenen Augen küßte, und schwermüthige, wellenweiche Lieder summte, und wo es keine Polizei und keine Recensenten gab. Wenn Einem die Poesie aufging, da trat er in solch' einen Dom, denn solch' ein hoher Dom ist ein himmelhoher poetischer Gedanke, vor dem man sich beugt, wenn man bedenkt, daß die Menschen oft ein halb Jahrhundert diesen einen, einzigen Gedanken haben mußten, um ihn fertig zu bauen. Welche Erhabenheit in dieser Armuth — und in diesen Worten liegt ein Mittelalter. Neben mir war ein unermeßlich tiefer Brunnen, grundlos tief wie die Gnade; der enthielt lauter heiliges Wasser. Hier konnten, gleich einer ganzen Heerde, die Sünden abgeschwemmt wer-

den. Die guten Schäflein; man möchte lächeln, wenn es die Rührung zuließe. Alles ringsum war Stein — und wenn draußen an der Donau der Eine dem Andern den Schädel eingeschlagen, und wenn er den nun unnützen Körper in's Wasser gestoßen hatte, so ging er hierher in den Dom, und nach einigen steinernen Stoßgebeten war's so gut, als ob nichts geschehen sei. Wahrlich, die katholische Religion ist die größte Künstlerin, ihre Theater, das sind die Dome, sind an Effekt noch unübertroffen.

Ich setzte mich auf eine Altarstufe und stützte mein Haupt in die Hand, und ließ es weben und schweben und träumen und fliegen in mir mit blau roth und gelben Farben in der geheimnißvollen steinernen Stille. Der Starost ging sporenklirrend scheußlich modern an mir vorüber, und warf die entsetzliche Aeußerung hin, es ennüyire ihn, daß er hier keine Cigarre rauchen dürfe. Der Mensch kam mir wie ein Druckfehler vor; es ist ein Vergehen, in einem Dome das Wort „ennüyiren" auszusprechen, es ist ein Verbrechen, nach einer sündhaften Cigarre zu verlangen. Ich verabscheute den Heiden und ging weiter, und versank immer tiefer und tiefer in das Dunkelblau des Ritterthums, aus welchem geheimnißvoll die blanken Rüstungen glänzten, und die langen weißen mysteriösen Frauengewänder schimmerten; ich hörte hoch in der Luft die ernste, heilige Glocke sum-

men — Maria, o lateiniſche Maria, wo bleibſt Du, ſagte ich halb ſingend vor mich hin.

Da fühlte ich wirklich eine weiche Hand auf meinem Haupte, und hörte die Worte: Stehen Sie auf vom Altar, der Vater läutet die Vesperglocke.

Biſt Du's wirklich, Maria — „Ja," ſprach das Echo.

Es war ganz dunkel im Dom, ich faßte ihre Hand, und mein Herz ſegelte im Schiff der Kirche mit Liebesgedanken umher.

„Bitte, ſtehen Sie auf," ſagte Maria, „die Leute kommen zur Vesper." — Warum, entgegnete ich, warum, Maria, ſprichſt Du in ſolch' feierlichem Augenblicke nicht „Du" zu mir?

Ach, darauf erwiderte mir das katholiſche Mädchen, ſie heiße gar nicht Maria, ſondern Veronica, und ſie kenne mich nicht, deshalb dürfe ſie mich nicht duzen.

O, Novalis mit der „blauen Blume;" es war ein ordinaires Mädchen, was ein Trinkgeld dafür haben wollte, daß ſie mich ſtatt des Küſters geweckt hatte, was mich in aller Eile darauf aufmerkſam machte, daß die Orgel von Holz ſei, und die gemalten Fenſter zum Theil ganz neu von München gekommen wären.

Dieſes Mädchen koſtete mich ein Trinkgeld und eine Stunde Mittelalter, und jetzt ſagte ich ſelbſt zum Staroſt: Laſſen Sie uns eine heidniſche Cigarre rauchen, das Mittelalter iſt undankbar.

— Wir ſuchten uns das Rathhaus, wo die Reichstage gehalten worden ſind. Durch ſchiefe, kleine Gaſſen, eng wie Korridore, kommt man hin, und wenn man vor'm Rathhauſe ſteht, ſo fragt man einen Vorübergehenden, wo das Rathhaus ſei, in welchem die großen Reichstage gehalten worden ſind. Es iſt nämlich ein kleines verſchobenes Gebäude mit grämlich verzogenen Fenſtern. Die Alten brauchten wenig Raum zum Reden, ein Wort und drei Thaten, und das nennt man thatſächlich, jetzt heißt's: drei Worte und noch keine That, und das nennt man civiliſirt. Die rohe That tritt allerdings immer mehr zurück bei der Civiliſation. Aber es iſt die Sorge, welche den Schriftſtellern, obliegt, daß die ſchnelle, ſchöne, friſche That nicht vergeſſen werde.

Uebrigens denkt man ſich die Römer und die Ritter und die alten Städte ſo ungeheuer, und irrt ſehr. Weil ſie weit entfernt ſind, vergrößert man ſie ungebührlich, denn die Entfernung der Zeit wirkt entgegengeſetzt von der Entfernung des Raumes: eine entfernte Zeit macht groß, ein entfernter Raum klein. Die großen Rüſtungen, welche man der Rarität halber aufbewahrt hat, die Heldengedichte und die Romanſchreiber haben auch das Ihrige gethan.

Man klagt jetzt darüber, daß wir keine Heldengedichte haben, Heldengedichte hat nur eine unciviliſirte oder halbciviliſirte Nation. Mit den ausgebildeten

Fähigkeiten ſchwinden die Wunder. Eine beginnende Poeſie bedarf aber der großen Maſſen, der koloſſalen Formen, der Uebertreibung; daher haben wir ſo thurmhohe Vorfahren erhalten, und den Romanſchreibern iſt alles Excentriſche willkommen: je größer der Ruprecht, deſto mehr erſchrecken die Kinder. So ſind wir zu der Idee von rieſenhaften Menſchen gekommen, welche vor uns gelebt haben.

Ein breit geharniſchter, koloſſaler Ritter, wie er uns geſchildert wird, kann wahrlich manche Straße Regensburgs gar nicht paſſiren.

Indeß darf das Abläugnen jener großen Körper nicht allzu weit getrieben werden: Wie wir den Geiſt pflegen, ſo pflegten ſie damals den Körper, und Dummheit macht groß und ſtark, der Leib iſt ein Feind des Geiſtes, lehrt ſchon das Chriſtenthum; wer wenig denkt, iſſ't viel.

Ferner lebten die Leute einfacher, und aßen keine komplicirten Speiſen voll Gewürz und Erſchlaffung. Roland wäre nicht Roland geworden, hätte er viel Gänſeledern von Straßburg verſpeiſ't.

Ein altes Hautrelief am Regensburger Rathhauſe wird allen Fremden gewieſen. Ein ungariſcher Ritter und ein verurtheilter Bürger werden dargeſtellt. Der Ritter iſt geharniſcht, und der Bürger nur mit einer Keule bewehrt, ſchlägt aber den Ritter todt. Das

Gebilde verſinnlicht den alten Reichsbürgerſtolz, welcher der erſte Kämpe war gegen den Adel.

In der Regens-Burg ließen wir auch den Regen gefangen zurück, und bei einer ſchimmernd hereinbrechenden Nacht fuhren wir hinauf gen Landshut und München. Die Straße gilt nicht für ganz ſicher, und ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat ſetzte ſich auf den Vorderſitz neben den Kondukteur. Es waren aber im Innern nur zwei ſchmale Plätze, und der Vicomte mußte ſich auf uns ſetzen. Nicht der revolutionairſte Lärm erſchütterte den Kondukteur, einen gleichmüthigen Baier. Es war eine Höllenſtation, und ich betete inbrünſtig den Herrn v. Nagler an. Der Vicomte klapperte vor Grimm und Kälte, und wünſchte nichts als einen franzöſiſchen Degen. Als der Kondukteur bei der nächſten Station abſtieg, nahm der Vicomte ſeinen Platz ein, und ſagte dem opponirenden Kondukteur, er werde ihm den Schädel einſchlagen, ſonſt ſagte er aber nichts, wie viel auch jener ſprach. Nun ward der Soldat oben auf's Verdeck poſtirt, und dort nahm er ſich gut chineſiſch aus. Die knirſchenden Feinde ſaßen aber jetzt nebeneinander, und haßten ſich ſchweigend; ja ſie ſchliefen voll Haß nebeneinander.

Es war ein ſchöner Morgen, als wir nach Landshut kamen, und der mädchenſchlanke, himmelhohe Thurm mit dem pfeilhoch fliegenden Dome unter

sich lachte uns weiß und roth in der Morgensonne entgegen wie eine luftige Himmelsfee. Das ist der Dom einer schönen Religion, schlank wie weiße Mädchenarme streckt er seine hohen, hohen Pfeiler zum Himmel auf, der Tag flog wie ein Freudengedicht im hüpfenden Sonnenscheine von der kühnen, graziösen Kuppel herab auf die Menschengesichter, die ganze freie, luftige Kirche athmete Muth, lustige Kühnheit, fröhlichen Flug nach dem blauen Himmel, wo das Glück und die Schönheit wohnt. Dies auffliegende Haus, diesen himmelan rennenden Thurm hat ein fröhlicher Christ erbaut.

Es ist einer der höchsten Thürme und Dome in Teutschland, und im gegenüberliegenden Gasthofe, wo ich ihn im Auge hatte, schmeckte mir das Frühstück vortrefflich. Solch' eine Baukunst erzeugt Kourage, man sieht's an diesem Wagniß, daß wir kleine Götter sein können, und daß wir mit dieser Kunst dem schaffenden Gotte am nächsten kommen. Mit dem babylonischen Thurme haben die Heiden sicherlich einen Weg in den Himmel erbauen wollen, der Egoismus nur, der Vater des Zanks und des Krieges, hat das Unternehmen gestöret; sonst wären wir vielleicht jetzt schon bis zu einem hohen Sterne vorgedrungen. —

— Der Lärm, der von München herunterkam, als wir weiter fuhren, wurde immer größer und tobender, die Isar war aus ihrem Bett gesprungen,

und ſprang über die Felder und Landſtraßen. Todtes und halbtodtes Wild kam dahergeſchwommen, raſche Hirſche, furchtſame Haſen, ſogar ſchlaue Füchſe in Menge. Es war, als bräche die Sündfluth über die bairiſchen Bierſünden und ſonſtigen Sünden herein. Wir fuhren immer tief im Waſſer, und mußten endlich auf die Augsburger Straße ablenken. Wie das Gericht erwartend erhob ſich hinten am Horizonte München mit ſeinen ſtumpfen, plumpen Thürmen, ein Anblick einfach und reizlos.

Die Straße führte über eine ſtille Ebene, auf welcher bald hier, bald dort ein kleiner Forſt lief. Neugierig ſtand an der Waldecke ein Reh, und ſah ſich um, friedlich weiß leuchtend ſchaute tief aus einem geraden Waldwege Schloß Schleißheim herüber, und lud uns ein zu den ſchönen Gemälden, welche es birgt. Ein kühler Wind ſtrich über die Fläche, München liegt auf einem hohen Plateau, faſt ſo hoch wie der Harz über der Meeresfläche. Mich fror immer mehr, je näher wir kamen.

31.

München.

Diese Residenz ist gegen alles Fremde in fortwährendem Vertheidigungszustande: schon ein weites Stück vor den Thoren harren mit Soldaten gefüllte Wachthäuser der Ankommenden, und beginnen das erste Examen, sobald man aber die Stadt betritt, da wehen Einem mit frischer Kühle die klarsten architektonischen Gedanken entgegen, es empfängt Einen die breite Ludwigsstraße, und wie stumme Götteraugen ruhen links und rechts alle die neuen sauberen Gebäude von klarster Schönheit. Es ist von Augsburg her ein Entrée, was die alten Gedanken an Athen und Florenz aufweckt in der staunenden Brust. Und selbst die Gebäude, welche nicht fertig sind, erfrischen und stärken das Auge durch die Sauberkeit ihres Negligées. Die Ziegel ordnen sich wie gemalt, die Gerüste und Apparate sind mit Delikatesse eingerichtet, es hat Alles ein so appetitliches Ansehn, als wären es lauter Mei-

sterstücke, wo wirkliche Künstler die Steine auf einander gelegt hätten, an welche keines faulen, kalkschmierigen Maurers unreine Hand gekommen wäre.

Es ist nicht zu läugnen: reifer, geläuterter Geschmack baut in München. Nicht jene plumpe antiquarische Kenntniß, welche die Schönheit der Dinge auf Auktorität annimmt, nicht jene plumpe historische Pietät ist's, welche in Baiern eine Residenz Griechenlands baut, es ist ein feiner, gebildeter Schönheitssinn.

Wir fuhren Schritt für Schritt durch diese kühl und vornehm stolze Ludwigsstraße, als würden die indifferenten Postgäule eingeschüchtert durch die still harrenden Paläste und ihre marmornen Augen. Das sauber Thatsächliche lächelt dem raffinirtesten Ideologen in's Gesicht.

Der Max-Pallast, die Ludwigskirche und noch neuere Bauten stehen da in ungeschminkter Grazie wie Statuen mit tadellosem Mantelwurf, und doch so fein, daß man süße Taillen in ihnen zu erblicken meint. Wie eine räthselhafte Sphynx ruht das Theater auf schweren, gewichtigen Säulen, keine seiner schweigsamen, klassischen Mienen verräth, ob Ernst oder Scherz hinter den stolzen Brauen wohne.

Ich mußte sogleich von der Post zurücklaufen, um all' das noch einmal zu sehen; ich glaubte, in einer griechischen Kirche gewesen zu sein, wo ringsum Schön-

heit war, und doch nichts den Himmel und die sonnige Hoffnung verbarg. Still waren die Straßen, ich glaubte, in Pompeji oder Herkulanum, oder sonst einer unterirdischen Stadt zu sein. Die still an den Häusern hinschleichenden Bewohner glichen Fremden, die alle verschiedene Sprachen redeten, und darum keinen Versuch machten, sich miteinander zu verständigen. Oder sie waren aus Irrthum oder Neugier hergerathen, und sie wagten es noch nicht, in der tiefen, todten Stadt laut zu sprechen. Wahrlich, mir war's, als befände ich mich in dem prächtigen Pallaste Belsatzars, und es sei eine Sonnennacht, und Alles schlüge die Augen nieder, weil man in jedem Augenblicke die gespenstische Hand erwartete, welche ein unglücklich Wort an die dunkle Decke schreiben werde. Es ängstigte mich unter all' der Schönheit das unheimliche Gefühl, als sei nicht nur ein großes Unglück geschehen, sondern, als erwartete man mit Bangen jeden Augenblick ein noch größeres.

Es war Krankheit, werden die Objektiven sagen — ja, ja Krankheit, schwere Krankheit, Münchner Krankheit. Ich wollte sie von der Stirn und von den Augen streichen, ich nahm die Mütze ab, und fuhr mit der Hand über die Haare, um die bösen Dämonen in die Luft zu scheuchen, aber es kamen immer nur die Worte der unglücklichen Königin Elisabeth auf meine Lippen: „Man ist sehr ruhig in Madrid."

Mit Mühe erfuhr ich von den gleich Schattenbildern Vorübereilenden, daß im englischen Garten Concert sei. Obwohl hie und da ein Häuflein Menschen hinging, so hörte man doch kaum ein Geräusch, kein Bursche sang, kein Gassenbube pfiff, kein Mädchen lachte, der Hofgarten, welcher an die alte Residenz anstößt, war höchst anständig ruhig, obwohl es ein schöner Sommerabend, und noch dazu ein Sonnabend war, wo die Handwerker am Feierabende die Sorgen der sechs Wochentage abschütteln. Nicht einmal ein Vogel sang, und man hat mir später erzählt, daß nach München keine Nachtigallen kämen, weil es zu kalt sei. Arme Stadt, wo keine Nachtigallen singen! Was helfen dir deine schönen kalten Häuser, was hilft die Schönheit ohne die Liebe, und die Stimme der Nachtigall, das ist die Liebe, sie ist das Herz der Luft und der Bäume. Armer Hofgarten ohne Herz!

An zwei Seiten desselben ziehen sich die sogenannten Arkaden hin, Säulengänge, an deren Wänden Freskogemälde angebracht sind, meist italienische Landschaften. Aber die kalte Münchner Luft grollt den heißen Farben, und Italien wird unter den Arkaden täglich ärmer. Gegen diese arkadische Idee läßt sich nichts einwenden, es kommen Einem so hübsche hesperische Träume, wenn man daneben hinwandelt, auf fremde Bäume sieht, und eine Münch-

nerin mit ihrem goldnen Riegelhäubchen vorüberhuscht.

Wir gingen tiefer in den Park, wir suchten das Concert, die Isar brauſ'te und tobte, und drohte in einer finstern Nacht die ganze Einsamkeit mit Todesvergessen zu überziehn. Schweigsam kam die vornehme schöne Welt von dem Concerte gefahren; man sagt mit Recht die schöne: die Weiber in München sind eben so schön wie die neuen marmornen Häuser. Ja, sie sahen an jenem Abende auch eben so klassisch aus: die Züge stumm und steinern, ich habe keinen Affekt wahrgenommen, und nach vielen Stunden waren die Kleider noch eben so unverändert wohl gefaltet, als ob sie eben aus dem Garderobenzimmer kämen.

Später versicherte man mir indeß, hinter den steinernen Mauern brenne mitunter die heißeste Liebesfreude, und auch die vornehmsten schönen Münchnerinnen hätten heiße Herzen, und es kämen späte Stunden, wo die glatten Gewänder ihre Gewissenhaftigkeit verlören zum Aerger der Kammerzofen, wo der Marmor des Busens und Leibes heiß werde unter Pygmalions Munde. —

— Das hat mich innig getröstet. Und es ist ein sehr schöner Irrthum, den solcher Trost berichtiget.

Ich ging hin, um den „Archivarius des Königs" zu suchen, nicht des Königs Ludwig, sondern sonst

eines Königs. Dieſer Archivarius, ein Doktor der Philoſophie, hatte ein Buch über die Narrheit unſrer Tage geſchrieben, obwohl er ſelbſt aus Berlin war; er las übrigens alle Zeitungen, und war ſomit das beſte Intelligenzblatt; er wollte mich auf meiner weiteren Reiſe begleiten, und hier in München wollten wir einander zum erſten Male ſehen. Ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er noch nicht 24 Jahr, mäßig blond, kurzſichtig und ein leidenſchaftlicher Verehrer Wolfgang Menzels und der griechiſchen Partikeln ſei, ja für letztere einſt ernſthaft und häuslich geſchwärmt habe. Vor jedem halbblonden jungen Manne blieb ich ſtehen, und ſah ihn an, und fragte mit den Augen, ob er der Archivarius ſei, und mich gefälligſt erkennen und umarmen wolle. Es machte aber keiner dazu Anſtalt, der Inſtinkt ſchwieg, und ich kam wirklich auf dem gewöhnlichen Wege, den gewöhnlichen Treppen zur Wohnung und Bekanntſchaft des brieflichen Archivarius.

Wir beſprachen mit einander, was wir für berühmte Leute werden würden, wenn das ſo fortginge mit unſern ſich entfaltenden Geiſtern, und dann gingen wir in's Theater. Hier bewaffnete er ſeine Augen bis an die Brauen, und wies mir in einer kleinen Loge ein ſchönes Mädchen mit glänzend ſchwarzem Haar und einem Freudenauge, was kein Geheimniß machte aus dem Glücke, dem es entge-

genſah. Denn es war alles Uebrige tadellos ſchön an dem Mädchen.

Der Archivarius beklagte ſich bitter, daß er mit dem Mädchen nicht zuſammenkommen könne, eine kurzſichtige Tante beaufſichtige ſie; aber das Mädchen ſei gewiß nicht kalt. Gewiß nicht. — Er ging im zweiten Akte von dannen, um die neu angekommenen Journale eiligſt zu leſen; vor dem Schluſſe verſprach er, wieder einzutreffen. Das Mädchen ſah luſtig wie ein glänzender See herunter, und ich hatte alſo Recht, daß der Doktor nicht bloß ein Doktor, ſondern „der Archivarius des Königs" ſei, dem das Leſen noch wichtiger iſt, als das Lieben. Ich bat ihn um ſein ſelbſt willen, bei dieſer Gelegenheit einen raſenden, liebes- und todesentſchloſſenen Brief an das Mädchen aufzuſetzen, er werde ſie heute ſprechen, aber vielleicht nicht lang genug ſprechen, um des Briefs zu entbehren. Er ging kopfſchüttelnd.

Das Innre des Münchner Theaters iſt weit, hoch, reich, golden, prächtig, überprächtig, überladen. Die raſtlos aufſteigenden Logenreihen überfallen und überfüllen das Auge, die maſſiven Farben ſchüchtern es ein. Aber es iſt ein Vorhang im Münchner Hauſe, wo von einem grünen, überaus grünen Hügel ein ſchönes Frauenzimmer hinabfliegt in's Land mit den Klängen und der Schönheit und ſonſtigen

Dingen, dieſer Vorhang iſt voll wohlthuender poetiſcher Verheißung.

Das Theater-ging zu Ende, der Archivarius kam wieder, der Staroſt ward in's Komplott gezogen, wir warteten an den Thüren. In den weichen Sommermantel gehüllt, kam das ſchöne Kind mit der kurzſichtigen Tante. Der Bediente hob beide in den Wagen, ſchlug den Schlag zu. In dieſem Momente flog auch ſein Hut vom Kopfe, er war von mir und dem Staroſt vom Wagen fort und in's Gedräng gedrückt, dem Archivarius ſaß der Treſſenhut auf dem Kopfe, er ſprang hintenauf, ich rief: „fort", und der Wagen donnerte von dannen.

Der Bediente ſuchte ſeinen Hut; ich ſagte ihm, ein Polizeidiener habe ihn aufgehoben, hierhin, dorthin ſei er gegangen. Ich beneidete übrigens den Archivarius, wenn er das ſchöne Mädchen aus dem Wagen heben werde.

Wir gingen in den „Hirſch", und ſprachen mit Baiern und Fremden, und aßen Fleiſch, und tranken Bier. Es giebt ein altes Lied vom bairiſchen Himmel, das murmelte mir ohne Aufhören zwiſchen den Zähnen. Es verſpricht lauter reelles Vergnügen im Himmel und wohl ausgekochte Klöße und trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier von der erſten Sorte, dies Lied iſt von ergreifender Wahrheit. Der Moslem erwartet die ſchönſten Huris und die ſchnell-

sten, gelenksten Pferde und den kühlsten Schatten, und der Baier erwartet trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier und noch einmal Bier, und wenn er von Allahs eigner Seligkeit träumt, Bocksbier im Himmel.

Was kann ein Volk für solchen bocklebernen Himmel thun, was kann man von solchem Volke erwarten, was so bocklederne Wünsche hat. Oh, sie sehen so wohlgenährt aus, und tragen alle Bärte, wenigstens einen Henri quatre, und sehen höchst energisch hinter dem Glase aus, und sprechen, wenn sie erst anfingen, da schmissen sie die Erde in den Mond und noch weiter, aber sie fangen nicht an. Wie bei den Römern „Brot und circensische Spiele", so heißt's bei den Baiern „Bier und Schnurrbärte". Da ruht ihr Leben; so lange das unangetastet bleibt, so lange hat's gute Wege in Altbaiern. Dies dumpfe theilnahmlose Volk ist allerdings auch in neuerer Zeit reger, frischer geworden, und hat sich um dies und jenes bekümmert; aber man muß ja nicht an die wirbelnden, lang aufgeschossenen romantesken Rheinbaiern mit dem Blute voll Wein und dem Herzen voll moderner Menschenrechte und poetischen, mauthfeindlichen Theorieen dabei denken. Diese Völker sind jetzt so verschieden als Wein und Bier. Der Wein regt die überirdischen verborgnen Kräfte des Menschen auf, das Bier die unterirdischen, der Wein

die roſenrothen Feen und die himmelblauen Zauberer, das Bier die ſpeichelbleichen Gnomen. Nach dem Weine tanzen die Gedanken, nach dem Biere prügeln ſie einander ſo lange, bis der bleierne Schlaf ſie bewältigt. Der Bierrauſch iſt ein Alpdruck, ein Volk, das leidenſchaftlich Bier trinkt, hat keinen energiſchen Willen. Die Renommiſten auf der Univerſität ſind auch immer die beſten Bierſäufer.

Nur in einem Theile Frankens, von wo aus man den alten, würdigen Bürgermeiſter Behr auf die Frohnveſte nach München holte, von wo Schönlein, der geiſtreiche Mediziner, abzog, um nach Zürich zu pilgern, und den Staub Baierns von ſeinen Füßen zu ſchütteln, nur um Würzburg ꝛc., wo wiederum Wein wächſ't, muß man ſtrebende Baiern ſuchen.

„Hurrah, es lebe das bairiſche Bier", rief eine Geſellſchaft tüchtiger Baiern unten im „Hirſch" bei Herrn Havard in der Schwabinger Gaſſe. Ich ging eiligſt ſchlafen.

32

Fortsetzung.

Als ich in München erwachte, lag schon ein heißer, zudringlicher Sommertag über dem Baierlande. Ich ging mit dem Vicomte durch die Straßen, welche sich neu hinausstrecken in die harte Ebene. Er war voll Neid und lachte höhnisch, daß der König von Frankreich nicht so viel Herrlichkeit habe verwenden können, und den vielen Bettelsjungen, die uns begegneten, gab er reichlich, und „Baiern liegt doch noch ziemlich weit von Frankreich," murmelte er, und der Czaar von München hat doch keine Bergwerke.

Wir waren auf's Freie gekommen, aber die Sonnenstrahlen trieben uns zurück. Mit Sehnsucht flogen zwei eilige Blicke nach dem blauen Höhenrauch am südlichen Horizonte, wo die Alpen standen und lockten. Dahinten, hinter jenen Bergen, da wird

die Erde dunkelgrün und der Himmel dunkelblau, und da kommt das eben ſo dunkle mittelländiſche Meer und das fabelhafte Afrika mit den weißen Maurinnen und den glänzenden Negermädchen, dahinten, hinter den Bergen leuchten lauter glühende Liebesblicke, und ſtockfremd ausſehende Häuſer und Städte, da iſt Alles neu und wunderlich, ach, da wird man die alten, quälenden einförmigen Gedanken los über Ariſtokratie und Jakobiner, und Bocksbier und Stallfütterung, und da braucht man keinen Paß.

Heiß von Sehnſucht und Sonne kamen wir vor der Glyptothek an. Sie iſt das Gebäude, in welchem die Denkmäler der alten und neuen plaſtiſchen Kunſt aufgeſtellt ſind. Leo Klenze, der Hauptbaumeiſter in München, hat es gebaut.

Augenlos, ſtumm, aber großartig ruhig wie eine Statue liegt das Gebäude von außen da, man ſieht keine Fenſter, denn dieſe gehen alle nach dem innern Hofe, nur aus Niſchen, den Augenhöhlen ſehen die Statuen des Phidias, Perikles und Andrer. Die ſpätere Geſchwätzigkeit des Tages und der Geſchichte verſtummt vor dieſer ſteinernen Ruhe. Es iſt in Form eines Quadrats gebaut, und enthält zehn Säle, in welchen die plaſtiſchen Kunſtwerke von ihrem ägyptiſchen Anfange auf, die ſchöne griechiſche

Zeit, die verhallende römische vorüber, bis zu der neuen, wieder schön gewordenen Aera Canova's und Thorwaldsen's aufgestellt sind. Nur der Eingang ist ein gleichgültiges, unbewohntes Herz zwischen der altägyptischen und der feinen, schönen, modernen Zeit. Die Bauart der Säle ist bestmöglichst den Statuen und ihrer Entstehungszeit angepaßt. Die Glyptothek ist ein plastischer Auszug der plastischen Kunstgeschichte.

Es war uns beiden, die wir aus den trocken-heißen Sonnenstrahlen Münchens kamen, wie ein Trunk aus frischer Quelle, als wir in die kühlen Säle traten. Es ist ein wollüstiges Kunst-Heiligthum, dieser steinerne Tempel. Die Ruhe der Weltgeschichte, in welcher sie Steine gemeißelt hat, flog mir wie ein erquickender weicher Wind, der aus einem Palmenwalde kommt, um die Schläfe, ich sah die schattige Werkstatt aller Nationen. Alles ist marmorglatt, marmorkühl, frisch, heiter, antik; denn alles ist Marmor.

Das Licht kommt wie bei den römischen Bädern durch hochliegende, halbrunde Fenster, alle einfache Pracht der Bildnerei ist auch bei diesen hohen Decken aufgeboten, und die nach der nordöstlichen Fronte zu liegenden Gesellschaftssäle, welche Cornelius gemalt hat, vollenden den freien, griechischen Eindruck,

den das Ganze macht. Im großartigſten Stile ſchreitet dort das Geſchick der Götter und Helden Griechenlands vorüber. Die großen Leiber, die ehernen Glieder, die ewigen Augen, der unſterbliche Zorn — Alles tritt wie ein nackter, klaſſiſcher Gedanke aus dem Pinſel des griechiſchen Teutſchen mit dem römiſchen Namen Cornelius.

Es ſind große Fibelbilder zu den Büchern des Homer und der griechiſchen Tragiker.

Ein Paar Baiern ſahen ſich das Alles mit an, und als ſie von Geſellſchaftsſälen hörten, da ſtieß einer den andern, und flüſterte ihm zu, daß der nächſte „Bock" hier gefeiert werden ſolle. Der andere aber ſchwieg, und ſein Auge ſah fragend zum alten Priamus hin, auf deſſen Geſicht der ganze troſaniſche Schmerz ſich geflüchtet hatte. Starr und ſteif ſah er ohne Aufhören hin, und ſchüttelte endlich das Haupt: es ward ihm nicht deutlich, was für eine Sorte Bier der alte Mann getrunken haben müſſe, um ſolches Uebelbefinden zu erleiden. Aus den Taſchen der beiden reiſenden Baiern ſahen zwei naive Tabakspfeifen, je eine aus der Taſche eines Jeden.

Das iſt die Lehre von der Ironie. Ein bairiſcher Pfeifenſtummel erhält erſt ſeine Bedeutung in der Glyptothek.

Ein enthusiastischer Fremder rief: Man ist in Hellas! und die hellenischen Pfeifenstummel stießen sich wieder an, und lächelten und strichen sich die Bärte.

Sonst haben sich die Münchner selbst im Allgemeinen schon glatt und fein gesehen: man hört sehr gebildete Urtheile über Kunst und Schönheit. Der Glyptothek machen sie den Vorwurf, daß sie keinen einzigen vollkommenen Saal enthalte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß man diesen Vorwurf bei dem einmal klar ausgeprägten historischen Zwecke machen dürfe.

Ich möchte alle Wochen einmal in diesen marmornen Sälen, unter diesen steinernen Gestalten erwachen. Das würde mein Schönheitsherz erfrischen wie ein blitzend frischer Trunk im Morgenlande. Es bedarf einer Anstrengung, alle die knickrigen Sorgengesichter zu verarbeiten, welche man auf den teutschen Promenaden sieht, man muß das Schönheitsgefühl sogar gegen die täglichen Eindrücke vertheidigen, und ich gehe nur auf Bälle, um geputzte, sorglose Leute zu sehn, und den täglichen ästhetischen Befehdungen einmal einen Ruhetag zu gewähren. Hier aber hat es nicht zu kämpfen, sondern zu empfangen, zu genießen. Die Schönheit fällt wie Tageslicht auf die glücklichen Augen nieder.

Die teutschen schöngeistigen Schriftsteller, welche mit zwei oder drei Ausnahmen alle lyrisch-rhetorisch, formanfänglich sind, sollten die Glyptothek wie einen Gesundbrunnen besuchen, und Gestalten trinken.

Unweit davon ragt höher und mannigfacher das Gemäldehaus, die Pinkothek, dem Auge entgegen. Die bunten Farben künden sich schon durch diese Mannigfaltigkeit, durch die zahlreichen, hohen Fenster an. Noch ist das Innere nicht fertig, und ich habe es nicht gesehen. Eben so habe ich nur wenig schauen können von Schnorr's großen Bildern in der „neuen Residenz," die nach dem Pitti'schen Pallaste in Florenz erbaut ist. Dort weben die langen romantischen Gestalten aus den Nibelungen mit ihren langen Leidenschaften und langen Reden. Wenn in Baiern für Alles so gesorgt würde, wie für diese Theile der Kunst: man fände kein Ende des Lobes. Wenn man aber diese Sachen gesehen hat, muß man abreisen, einen längern Aufenthalt gestattet die Censur nicht.

In der Glyptothek saß ein blasses Mädchen aus England mit unparteiischen großen blauen Augen. Sie trug ein langes, schwarzes Sammtkleid, und nur das Sammtkleid hinderte mich, sie auch für eine Statue zu halten. Man erzählte mir, sie sei sehr reich und sehr unglücklich. Das verwunderte mich sehr, denn wenn man die Schönheit liebt, und viel

Geld hat, so kann man eigentlich nicht unglücklich sein. Der Zorn kann uns entflammen bis zum Wahnsinn, wenn wir die Münchner Zeitung lesen, aber der Zorn ist kein Unglück; Achill hat tödtlich gezürnt, aber unglücklich war er nicht. Des Mädchens Geliebter sei auf einem Dampfschiffe nach Oporto gefahren, und eine Kugel habe ihn bei der Einfahrt in den Duero geworfen. Als das Mädchen eines Morgens dies in den Times gelesen, habe sie lange ganz still geschwiegen, und sich nicht geregt; dann aber stumm das Blatt der Times zusammengefaltet, es in ihren Koffer gepackt und sei auf das erste Schiff gestiegen, was aus der Themse gelaufen.

Man wußte nicht, ob ihr Schmerz darum so groß sei, daß ihr Geliebter für die Freiheit gestorben, oder darum, daß er nur gestorben sei und nicht gekämpft habe. Seit dem Tage, wo sie das erfahren, haßt sie die Freiheit, und will sich so lange in München aufhalten, bis Don Miguel in Portugal gesiegt hat. Dann wird sie hingehen und im Anschaun seiner Thaten leben. In München lies't sie zu ihrem Troste nichts als bairische Zeitungen, und in der Glyptothek sitzt sie immer da, wo ich sie gesehen, nämlich im römischen Saale, wo man fast lauter Kaiser und Tyrannenköpfe sieht. Die Tyrannen haben alle kurze, dicke Hälse, und der römische Saal liegt etwas tiefer als die übrigen, und ist der größte.

Ich kann nicht an die Glyptothek denken, ohne das blasse Mädchen mit dem schwarzen Sammtkleide und dem großen, starren Statuenauge zu sehn, das unter der Büste Nero's saß.

Dies Auge hat mich eigentlich aus München vertrieben, denn es sah aus wie freiheitsmörderischer Marmordespotismus, wie ein überschwelgtes Kunstauge, was die Menschen nicht mehr kennt. Ich will meine abergläubige Furcht offen gestehen: so lange ich in München war, donnerte mir fortwährend Heinrich Kleist's „Erdbeben von Lissabon" im Kopfe herum, ich setzte unsicher die Füße auf die Erde, und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde es losgehen und die groben Thürme der Frauenkirche würden zuerst über uns zusammenstürzen. Der Gedanke verließ mich nicht, ich sei in Lissabon, und noch heute denke ich immer an den Thurm Belem, wenn ich von der Frohnveste in München lese, und noch heute kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es werde in München einmal ein fürchterliches Erdbeben die guten und bösen Menschen verschlingen, und wenn ich meine düstern Bilder wegscheuchen will mit der kühlen, glatten Glyptothek, da seh' ich das unglückliche reiche Mädchen aus England unter dem Nero sitzen mit dem schwarz sammtnen Grabkleide und den todesliederlichen Augen.

Ich athmete tief auf, als der Postwagen aus der Isarvorstadt in's Freie rollte, denn ich meinte, einem Gefängniß entronnen zu sein, und die frische Morgenluft und die Triller der Lerchen, ach ich sog sie so wollüstig ein, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet. Licht und Luft hatte ich wieder; Licht und Luft sind aber die Hauptsache. —

33.

Fortsetzung.

Erst in dieser Freiheit des Postwagens wagte ich nachzuholen, was ich wohl sonst noch gesehen in München. Da gedachte ich dein, unglücklicher sogenannter Intendanzrath, der du berufen bist, von schlechten und guten Witzen zu leben, und an ihnen zu sterben, dein gedacht' ich, o Berliner Saphir, der du jetzt wie Ovid in Tomi zu München Tristia fabricirest!

Es war um die zwölfte Stunde des Mittags, als er in den Saal der philharmonischen Gesellschaft plötzlich eintrat wie ein verdrießlicher, aber entmannter Löwe. Seine Maske paßt gut zu seinen Schriften: man denkt, er verstellt sich, und macht nur einen physiognomischen Witz: es ist viel dreistes Hunnenthum, nutzlose Kourage, sänerliches Vergnügen, was selbst keinen Spaß vom Spaße hat, und — wunderbar genug — eine tiefe liebenswürdige Gutmüthigkeit in dem Gesichte dieses teutschen Schalksnar-

ren. Der Intendanzrath scheint ihm schlecht zu bekommen, oder er hat unruhige Nächte oder zudringliche Besuche — er sah so gewiß jämmerlich malkontent aus. Seine Unzufriedenheit hat keine Kourage, sie ist wie ein kleiner Straßenköter, der auf alles Vorübergehende losfährt, als wollte er's zerreißen; man weiß aber schon, er thut nichts, es ist nur blinder Lärm, man sieht sich kaum noch nach dem Kleinen um.

Saphir ist ein Beispiel, wie ein charmantes Talent ohne Charakter eben so gut Bankerott macht als ein begüterter Kaufmann ohne Ordnung. Zum Eulenspiegel berufen, hat er sich zum Hofnarren oder gar nur zu dessen Intendanz erniedrigt, und ist dann wie jeder besoldete Spaßmacher zum Hanswurst herabgesunken. Saphir wird nie majorenn, er hätte immer einen Vormund neben sich haben sollen, eine Privatcensur; Saphir ist nicht seines Witzes Herr, sondern der Witz ist sein Herr, er muß alle dummen Streiche machen, die seinem Witze einfallen. So wie Lord Byron den Mazeppa auf ein wildes Pferd binden ließ, und dies in die Wälder unter die andern wilden Pferde, unter die hungrigen Wölfe jagte, so hat sich Saphir auf den lüsternen Esel seines Witzes gebunden, und er muß nun all' das Uebel tragen, was dieser anrichtet, wenn er unanständig schreit, ausschlägt und dergleichen Dinge macht.

Saphir ist nicht zurechnungsfähig. Ein guter Freund von mir sagt immer von ihm: er ist ein liebenswürdiger Lump, aber er thut ihm Unrecht; sein Witz ist ein Lump, und zwar ein rachsüchtiger, eitler, vorlauter Lump, aber Saphir selbst ist ein guter, ja ein lieber Narr, dem man nicht zürnen kann. Ich seh' es kommen, daß er noch für eine Kleinigkeit feil ist; denn

„Du fängst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn Dich erst ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt!"

Man wird Pasquille von allen Seiten bei ihm bestellen können. Seine Jungfräulichkeit ist hin, man hat ihn sogar um den Einsatz betrogen, und ein geprellter Narr läuft Karriere — Gott weiß, wo er noch hinkommt. Es that mir in der Seele weh, als ich dies zerbrochne Gesicht sah. Der Mißmuth rauchte schlechten Tabak in seinen Zügen, und das Gelächter, was zuweilen aus den Winkeln seines Gesichts vorüberschob, bedeckte sich mit krampfhaften Händen die Augen. Seine starken semmelblonden Locken liegen wie Erynnienwitze undurchdringlich dicht auf seinem Haupte, und dräuen herab auf die zwickenden schlechten Gewissens-Aeuglein, und auf die ausschweifende Nase und das große Maul, was jeder Skandals-Schriftsteller haben muß. Und

doch liegt der Nebel eines guten, ja poetischen Herzens über diesem unorthographischen Antlitze; ich habe Saphir lieb, wie ich manches gefällige Mädchen lieb habe, das unter bunter, vielfacher, täglicher und nächtlicher Liebe ein gefühlvoll Herz bewahrt; er ist ein guter Mensch, der nicht dafür kann, wenn er schlechte Streiche macht. Ich weiß auch, daß er nicht deshalb weinerlich aussieht: die schlechten Streiche würde er sich vergeben, aber die dummen Streiche nagen ihm am Innersten.

Es liegt tiefe Weisheit in Staberls Worten: „Wann ie nur wos davon hätt!" das weiß Saphir, der Journalisten-Staberl sehr wohl.

Die alten teutschen Hypochondristen, denen er gewiß bei mancher Verdauung beigestanden, sollten sich in portofreien Briefen nach seinem Herzbeutel- oder sonstigem Weh erkundigen, und ihm unter die Arme greifen. Ein witziger Mann ist bei schlechter Zeit ein guter Zeitvertreiber, und einer schlechten Zeit kann man nichts Besseres anthun, als sie vertreiben. Ich habe immer Viel an Saphir herumgeschmählt, und ihn doch eigentlich immer gern gehabt. Nun ich einmal meine früheren Hoffnungen auf ihn verloren gegeben, möchte ich zuweilen gern Witze von ihm lesen; sie erfrischen mir oft das Blut. Er erhält sich in all' seiner Niedergeschlagenheit doch stets in einer Art von Elasticität, und wenn er sich nicht

mitunter so viel witzige Gewalt anthäte, so schriebe er wirklich elegant über Nichts. Und das ist keine Kleinigkeit.

Offenbar waren mir die Glyptothek, das Bier und Saphir die interessantesten Dinge in München gewesen. In jenem Concert, wo Saphirs Gesicht ein Solo spielte, hatte ich zwar auch eine Dame auftreten sehn, die sehr gut geigte, aber ich hatte glücklicherweise ihren Namen vergessen, und denke nicht gern daran zurück, obwohl sie sehr gut spielte. Es wäre ein ästhetisches Malheur, wenn die Damen nicht bloß die Frauen im Hause, sondern auch die Violine spielen wollten. Das Fleisch des Unterkinns wird ungebührlich heraufgequetscht, die Arme sind fast immer in Winkel verschränkt, die Brust, der Sitz der Liebeswünsche, wird mit Holz bedeckt — nein, die Damen sollen nicht Violine spielen. Da lobe ich mir die Passion einer jungen Dame, welche mir bald darauf in Venedig sagte, daß sie von einer verzehrenden Leidenschaft für das Violoncell gefoltert werde. Da ich die Leidenschaft liebe, so hab' ich ihr zugeredet. Hoffentlich interessiren sich die Damen auch nächstens für die Trompete und Posaune; jene Göttin, welche die Flöte wegwarf, als sie ihre verzerrten Gesichtszüge im Wasserspiegel sah, ist schon zu lange todt. Es geht eine große Wehklage über Israel: die Damen wollen nicht mehr hübsch sein.

Aber die Natur trat uns in einem hoffnungsreichen Morgenkleide entgegen, entschloss'ne blaue Berge flogen trotzig an unsern Blicken vorüber, und hoch drüben sah tief aus den Bairischen und Tyroler Alpen in der Sonne glänzend der blendende Schnee in die grüne Ebene herunter. Bald waren wir hineingeschoben in die Salzburgischen Voralpen, neue Bergformen entwickelten sich.

Der Vicomte war mir unter den Residenzen in München verschwunden, er hatte Geschäfte mit dem bairischen Kaiserthume, der Archivarius saß schweigend neben mir, und dachte an das Freudenauge, was er aus dem Wagen gehoben, zwei sanfte Reisende lasen mit stiller Andacht Rinaldo Rinaldini, der Starost saß im Kabriolet und pfiff.

Frisch grün wie junges Gras kam bei Wasserburg der Inn geschossen, immer steiler wurden die Berge, und ihre Wasser von Regen geschwellt, schäumten lärmend durch die Thäler. Es hieß, die Salza habe die Thäler zerrissen, und wir müßten einen weiten Umweg durch die Schluchten machen.

Die Nacht breitete sich früh zwischen diesen hohen Wänden aus, während hoch oben und weit draußen der Tag noch spielte. Auf allen Stationen war große Geschäftigkeit, die langen Bauerboten kamen von allen Seiten herbei und erzählten von den Unthaten der Wasser, und schilderten Gefahren und

warnten vor der Weiterreise. In solchen tiefen Bergen hat die nächtliche Gefahr etwas Unheimliches, sie kann aus jeder Krümmung, aus jedem Hinterhalt thurmhoch herabstürzen, klafterntief mit dem Opfer in die Erde fallen.

Ein Paar katholisch ernsthafte Salzburger ritten mit Laternen bewaffnet vor dem Wagen her, und die Lichter flogen scheu über die schwarzen Bergmassen, und plötzlich über einen schweigsamen mysteriösen See, der still und ruhig schlief. Von der Spannung erschöpft, schlief ich ein; ein dumpfes Donnern weckte mich wieder; der schwere Postwagen rollte durch das hohe Festungsthor von Salzburg, der weiße östreichische Grenadier nahm die Pässe ab, durch abgestorbene Straßen donnerte unheimlich der Wagen, ein großes Thor ging knarrend auf; es war mir, als ging's in die Vorhöfe der heiligen Inquisition.

Einen Gasthof suchend schritten wir über die Salzabrücke: die hohe Festung, die steilen Berge sahen wie alte Verstorbene auf uns herab — der Mond war leise aufgegangen, das ganze wunderliche Salzburg glich einer steilen katholischen Kirche mit hohen und niedrigen Altären von schwarzem Marmor, die einzelnen halb italienischen Häuser am Flusse hin waren die kleinen Betaltäre und der Mond goß Segen und Licht und Musik und den Glanz der bischöflichen Gewänder vom Hochaltare.

Nur die Salza, welche dicht unter der Brücke die vollen hohen Wellen warf, störte die Todtenstille.

Wir waren wieder in Oesterreich. In diesem österreich-katholischen Gebiete ist Alles todt und still, und eine blöde Schlafsucht, eine stupide Pönitenz liegt mit knöchernen Armen über dem Lande. Die moderne Bildung ist unbekannt und verboten, nur Fremde, die damit behaftet sind, betreten die Salzabrücke —

Es bedünkte mich, wir kämen in eine Stadt, welche seit zwei Jahrhunderten vergessen worden sei hinter den hohen Bergen. Der Staroſt donnerte an die Hausthür eines Gasthofes; wir erschraken vor dem Lärmen, den dies Pochen in der hohlen, schlafenden Gebirgsstadt machte. Er pochte wieder und wieder; es regte sich Niemand, man schläft fest und katholisch in Salzburg; leise fing es an zu regnen, wir waren ausgeschüttelt vom Postwagen; es begann ein leises Fluchen. Da öffnete eine blinzelnde Köchin mit Salzburgischen ausgespannten, leeren Zügen und einem Salzburgischen Köpflein.

Wir konnten nichts Besseres thun, als schlafen.

34.

Salzburg.

Diese Stadt steht in dem Rufe exorbitanter Schönheit, und verdient ihn nicht. Als wir aufwachten regnete es so innig und gemüthlich, wie das nur in einem kurzen, gottvergess'nen nordteutschen Städtchen passiren kann. Es giebt Städte und Zeiten, in denen ich es sehr gern mag, wenn ein ununterbrochner Regen „eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier" an die Fenster schlägt, manche Städte gewinnen dabei an düsterem Interesse, zum Beispiel das trocken lutherische Wittenberg, was eigentlich bei Sonnenschein gar nicht existiren sollte. Aber für Salzburg schickte sich das gar nicht, das war ohnedies schon römisch katholisch genug, schwermüthig und düster. — Der Staroſt, der Archivarius des Königs und ich bewohnten zusammen ein Salzburgisches Zimmer, in welchem drei himmelhohe Betten, vier große Tische und einige kleinere, ein Dutzend altfränkische Stühle und viel sonstige Meub-

les aus der Zeit des 30jährigen Krieges ſtanden. Es ſchickte ſich nicht, in dieſem Zimmer zu lachen, oder philoſophiſche Geſpräche zu führen. Wir hatten einen ſehr richtigen Takt, und erzählten einander Vormittags Geſpenſtergeſchichten und katholiſche Legenden.

Wir wohnten dicht an der Brücke, und die umſtehenden hohen Häuſer ließen uns eine Spalte offen, um über die vom Regen gepeitſchte Salza nach einem der bewehrten Berge zu ſehn. Der Archivarius erzählte lauter traurige Dinge vom Herrn Abälard, und ſeinem unnatürlichen, prieſterlichen Unglück, und beſchrieb die ſchöne Heloiſe, und ſagte, ſie hätte glänzend ſchwarzes Haar, und Augen ſo dunkelblau wie Kornblumen gehabt, ihre Hand ſei aber weich und warm und ſchneeweiß geweſen, und dieſe ſchneeweiße Hand hätte eben den Abälard ſo unglücklich gemacht.

Ich lehnte mit der Stirn an der Fenſterſcheibe, und ſah durch die Spalte nach der Feſtung hinüber, auf dem dunklen Hintergrunde ſpielte der geſchäftige Regen, und aus den ſpielenden Tropfen ſah mich das bleiche, verkümmerte Geſicht Abälard's an, das einſt ſo ſchön geweſen ſein mußte, ſeine blaſſen Lippen öffneten, ſeine gebrochenen großen braunen Augen ſchloſſen ſich, und der Regenwind peitſchte ſeine Worte an die Fenſter, welche der Archivarius hinter mir wiederholte: „O, die Salzburgiſchen Pfaffen!“

Nachmittags kam die Sonne einer wärmenden Aufklärung, und wir fuhren aus. Aber die protestantische Aufklärung führte viel unerquickliche Kälte mit sich: schon auf der Brücke überraschte uns ein Prasseln des eiskalten Schlossenwetters voll fataler Vernunft. Aber der Kampf sah schön aus. Wie eine schwarze fliegende Nacht stürzte sich links die Wolke kopfüber in die Salza; und umfing mit den dunkeln kalten Armen einen Theil der Stadt und der Berge, und auf der andern Seite lachte die Sonne auf den weißen italienischen Häusern. Ueber die Burg und die steinigen Berge zuckte ein stolzes Lächeln ob dem Wüthen der Wetter. —

Salzburg liegt an beiden Ufern der Salza an den Bergen in die Höhe. Die Berge selbst stürzen sich in und um die Stadt unordentlich durch die Augen, verrennen sich den Weg und die Aussicht. Es ist vollkommen originell in dieser Unordnung, aber nur aufregend, nirgends wohlthuend, das Auge wird gehetzt, man kommt in ein fremdes Theater, ist noch vom Lampenlicht geblendet, hört Worte, aber keine Rede, sieht Figuren aber keine Charaktere. Der Blick findet manche Schönheiten, keine Harmonie. Die Berge liegen rings um die Stadt, als ob der Herrgott mit einem Sack voll Gebirgen über die Gegend geflogen sei und einzelne Bergstücke hätte fallen lassen. In all' ihrer Lage ist kein nothwendiger Zu-

sammenhang, sie erheben sich nicht allmählig aus der Erde, sondern stehen auf plattem horizontalen Boden, als könnte man sie wegschieben.

Wir fuhren zwischen den Bergen herum und waren ganz verwirrt. Am Untersberge ließ der Führer still halten und erzählte eine lange Geschichte. In diesem Berge sitze der Kaiser Karl, den man auch Barbarossa nenne, und lasse seinen Bart wachsen, und sammle fünf mal hundert tausend Mann. Wenn aber sein rother Bart fünf Mal um die Tafel reichen werde, an welcher er mit seinen Paladinen zecht und täglich zehn Flaschen Johannisberger trinkt, dann kommt er heraus und nach Teutschland. Im Jahre 1830 sei großer Spektakel gewesen, und die Salzburger hätten gefürchtet, der rothbärtige Kaiser werde mit seinen fünf mal hundert tausend Mann zum Vorschein kommen, und das österreichische Militair hätte alle Tage scharfe Patronen gehabt, denn der alte teutsche Kaiser sei ein Demagoge und Jakobiner. Aber der gnädige Herr Barbarossa hätte wohl nur große Revue abgehalten, denn es sei später wieder ganz still geworden. Uebrigens wäre es ein sehr schlimmer Berg, den die Regierung nicht genug im Auge haben könne, ein Bäcker, ein Fleischer und ein Weinhändler seien hintereinander darin verschwunden. Ueberhaupt müsse der Herr Kaiser im Untersberge dergleichen Geschäftsleute brauchen, denn namentlich

ſeit Salzburg wieder an Oeſterreich gekommen ſei, und Handel und Wandel dadurch ſehr gelitten hätten, da wäre es mit dem Untersberge gar nicht mehr auszuhalten, ſeit der Zeit fehlte es ihm gar zu ſehr an Geſchäftsleuten, und wenn dieſe Leute immer ſo verſchwänden, ſo litten doch die Zahlungen, und durch die Zahlungen die Mitbürger.

Merkwürdig genug führet wirklich die Chronik das Jahr 1830 an, in welchem der Kaiſer mit ſeiner groſſen Armee herauskommen werde. Der Archivarius meinte, der Ausgang ſei eng, der Kaiſer könne nur langſam ſeine Kräfte entwickeln, man könne nicht wiſſen — — darauf erwiderte der Führer, das Gouvernement wiſſe Alles.

Der Berg ſelbſt ſieht muskulös und ſtarknervig aus. Neben ihm iſt der Stauffen hingeſtülpt wie eine phrygiſche Mütze, ein Reſt der groſſen jakobiniſchen Erdrevolution, die man ringsum hier ſo deutlich ſieht. Die andern Berge ſind Harniſche und ſonſtige Waffen, und wie eine glänzende Rieſenrüſtung ſteht der 10,000 Fuß hohe Watzmann mit ſeinem ſchneeweißen Haupte über die niedrigen hinweg nach Salzburg herab. Die ganze Gegend iſt ein Bergwirthshaus. Die Feſte zu Salzburg iſt der Wirth. Die tiefe Nachmittagsſonne legte ſich eben golden über ſie hin.

Vorübergehende ſagten uns, eben bei Hallein ſei

eben ein Berg in's Thal gestürzt. Das durften wir nicht versäumen, die stummen Berge handeln so selten, vielleicht war's ein Vorposten von Barbaressa's Heer. Wir fuhren hin, und fanden wirklich ein kleines Erdschlachtfeld. Die Straße nach Hallein war von einem auseinandergefallenen Berge gesperrt, wie verarmte einzelne Personen und Familien steckten hier und da ein Baum, ein umgestülptes Haus Hand und Arm aus dem Erdschutte. Der Sturz war ohne romantischen Eklat langsam und nach vielen vorhergehenden Geseufze und Gestöhne und Auflösungverkündendem Bröckeln eingetreten. Es war kein Mensch verunglückt, aber die armen Leute, welche jetzt bei hereinbrechendem Abend erst merkten, daß sie keine Schlafstelle mehr hätten, sahen recht traurig aus, wie sie mit verstörten Gesichtern die Erde anstarrten. Der Eine hatte eine Axt, die Zweite einen Topf, die Dritte ein Spinnrad gerettet, und sie triefften vom Regen, denn sie hatten schon ein Paar Stunden da gestanden, und warteten, bis die Häuser wieder aufstehen würden.

Dergleichen kann oft in diesen Gegenden verfallen, denn der Typus der Bergformationen ist steil und senkrecht, und an diese Urknochen hat sich das weiche Fleisch der späteren Erdschichten gelegt. Bei einem regnerischen Sommer löst sich leicht solch' eine Schichte von der kompakten Bergmasse.

Durch die ſtillen Dörfer, in denen hohe Maſtbäume in Menge aufgerichtet ſtanden, fuhren wir zurück. An den hohen, glattgeſchälten Bäumen flatterten bunte Bänder, und die Buben und Burſchen klettern daran des Sonntags in die Höhe, und die Mädchen klatſchen bei dem in die Hände, der am höchſten klettert. Jetzt lag das Abendroth auf der Feſte Salzburg, und ſie ſah jetzt umgewandelt, ſtolz und prächtig wie ein Sieger aus, und ſchlug ſich den rothen Himmel wie den Purpur um die Schultern, und ſah höhnend auf das kleine Geſchlecht mit ſeinen kleinen Sorgen herunter, das ſich abquält in Schweiß und Angſt mit den Fragen: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?

Als der letzte Sonnenſtrahl auf der glänzenden Feſtung zuckte, da las ich auf ihrem ſtolzen Antlitze, was ſie dachte über das Menſchenpack tief unten: Ihr habt keinen Geiſt, Ihr braucht keine Freiheit, die Nacht will ich über Euch werfen.

Und die Nacht ſtieg herunter, und wir kamen im Finſtern durch die herzige Stadt bis an unſern Gaſthof, ließen uns Thee kochen, und tranken ihn aus blaugemalten kleinen Taſſen, und ſprachen über Dies und Jenes.

35.

Marc Sittich, der Bischof.

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen, und er ließ sie alle in seine Wirthschaft hineinwachsen. Nur der Eine war ein Tischler geworden, und war des Vaters Liebling, weil er ein stilles, fleißiges und geschicktes Wesen hatte. Der jüngste Bube war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über dessen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burschen. Wenn der kleine blitzäugige Bube am Vater vorüberging, so lachte er immer schelmisch, und knallte mit seiner Peitsche, der Vater aber drohte ihm stets mit dem Finger, konnte sich aber doch auch bei seinem Anblick eines gewissen wohlgefälligen Lächelns nicht verwehren. Die Mutter strich ihm immer, wenn er Abends das Vieh eintrieb, das kurze, krause Haar von der Stirn, trocknete ihm den Schweiß vom kleinen, braunen Gesicht, und steckte ihm ein Paar Aepfel

oder gekochte Eier in die Tasche. Wenn es der Vater sah, so schalt er sehr, und sagte zu seiner Katharina, sie würde den Buben verhätscheln.

Als der Jüngste mußte er bei Tische das Gebet und den Segen sprechen, und da er eine klare, tüchtige Stimme hatte, so that er das selbst zur Zufriedenheit des strengen Vaters. Dies war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Das Gehöfte und die Aecker waren in Ordnung, die Getraidepreise waren in den letzten Jahren ziemlich hoch gewesen, das schwarzbraune Wandschränkchen hinter dem Himmelbette mit den breitblättrigen Schnörkeln war nicht leer, der kleine Marcus durfte nicht ohne Zubuße bleiben. Und wenn der Alte sagte, es würde den andern Söhnen zu Viel entzogen, da erwiderte die Mutter, der Marcus sei ja auch der letzte von ihrer Ehe, und es erfte ja doch im Kloster eigentlich nur hie und da ein hübsch Geschenk aus der Wirthschaft: dafür lerne der Marcus lateinisch und die heiligen Verrichtungen, und es brächte doch auch der ganzen Familie Ehre, und sei am Ende doch die Hauptsache. Man könnte doch nichts Hübscheres und Rührenderes zu Stande bringen, als wenn ein Glied der Familie dem Herrgott diene, es brächte Segen in's ganze Haus, der Marcus habe ein freies, klares Gesicht, er werde besser aussehn als mancher andre im ehrwürdigen Ornate, und er sei ein

anstelliger, aufgeweckter Junge, man könne nicht wissen, wie weit er's bringe.

Der Alte war ein Paar Minuten still, und langte dann den von Fliegen heimgesuchten Kalender von der Wand herunter, sah nach dem Quatember, und trug der Frau auf, sie möge ihn heute Abend an die große braune steirische Kuh erinnern, sie habe heute gekalbt, und Marcus sollte es aufschreiben. Dann zog er sich die Manchesterjacke an, und sagte zu seinem Weibe, ob sie sich einmal die Saat mit ansehn wollte draußen hinter dem Erlenholze, es hätte heute Nacht so hübsch geregnet, und der Marcus hüte das kleine Vieh in der Nähe, man könnte sich Mancherlei dabei überlegen. Und die Alte sagte hurtig „Ja," denn sie kannte ihre Ehehälfte, und sie gingen.

Draußen lag Marcus an der Erde auf einer Hügellehne, und hatte feische, saftige Weidenstöcke um sich liegen, und schnitt sich Pfeifen. Nur hier und da warf er einen schnellen Blick auf das Vieh, und wenn es sich zu weit nach der Saat hin richtete, so jagte er wie ein kleiner Feldherr seinem großen schwarzen Spitz nach der bedrohten Seite, daß er das Vieh herüber belle, und lenkte ihn mit wenigen laut geschrienen Worten. Er selbst aber ließ sich nicht stören, und pfiff und jodelte in die Luft hinein. Vater und Mutter waren unterdeß in seine Nähe gekommen; aber obgleich er sie nicht zu bemerken schien,

ſo ward er doch gar nicht überraſcht, ſondern rief ihnen zu, eh ſie dachten, daß er ſie geſehen.

Der Vater ſagte zur Mutter: wenn ich nur gleich an ſeine Stelle einen Buben für das kleine Vieh hätte, denn der Junge hütet auf's Beſte, ſtört das Vieh nicht unnöthig im Freſſen und läß't's doch nicht aus dem Auge — ſieh nur, wie rund und glatt es ausſieht. Aber die Mutter wußte immer Rath: Nachbars Anton ſei ein geſchickter Junge.

Und ſo kündigte denn der Vater dem Marcus an, er ſollte nach der Kirchweß drüben in's Kloſter kommen, um geiſtlich zu werden. Marcus ſah ihn mit neugierigen Augen an, und als ihm die Mutter ſagte, daß er dort alle Tage Honigſchnitte kriegen würde, da nickte er mit dem Kopfe, und probirte ſeine eben fertig gewordene Pfeife.

Marcus war ſchon mehrere Jahre im Kloſter, als er eines Tags am Kloſtergarten ein friſches, ſchönes Bauermädchen vorübergehen ſah. Sie gefiel ihm ſehr, und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offnes Fenſter, was Wenige kannten, weil es ganz mit Epheu verwachſen war. Dort pflegte Marcus oft zu ſitzen, um Menſchen vorübergehen zu ſehn, denn er liebte Fleiſch und Blut.

Das Mädchen ſtand ſtill, und als ſie mit Mühe

erkundet, woher der Ruf käme, und daß es ein Geistlicher sei, der zu ihr gesprochen, trat sie näher. Sie erkannte Marcus und ward roth. Er erkannte sie auch, denn es war die kleine Clara aus seinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Gespräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Marcus die Clara, ihre Geschäfte so einzurichten, daß sie Abends nach der Vesper verüberginge. Und Clara richtete ihre Geschäfte so ein; denn des Marcus Augen waren noch immer so munter als da er einst das kleine Vieh hütete, und mit ihr beim Brunnen Wasser schöpfte. Sie hatte auch nichts dawider, als er eines Abends die Epheuranken auseinanderschob, den Kopf und einen Arm herausstreckte, und sie küßte; denn das Küssen gefiel ihr.

In müßigen Stunden verfertigte Marcus im Schatten des Klostergartens eine kleine Leiter, und weil das Küssen durch das Fenster hinab so unbequem sei, bat er das Mädchen, heraufzusteigen, im Schatten des Klostergartens sei weicher schöner Rasen, da sitze sich's sehr schön. Und Clara stieg herüber, und sie setzten sich auf den Rasen, und es kamen schöne warme Nächte, deren die Jugend allerwegs sich freut. Marcus und Clara fanden die Klosterstille sehr angenehm. —

Der Prior des Klosters war ein sanfter und gelehrter Mann. Er liebte den Marcus, weil er Al-

les ſehr ſchnell gelernt hatte. Namentlich ſchätzte er an ihm einen unbefangenen Scharfſinn, welcher bei ſchwierigen Stellen der Klaſſiker ſtets ſchnell und leicht ein klares, einfaches Verſtändniß auffand.

In einer der ſchönen Sommernächte las der Prior in den Homilien des heiligen Chryſoſtomus, und ſtieß auf eine ihm dunkle Stelle — im Eifer des Studiums vergaß er die Nachtzeit und eilte über den mondhellen Korridor nach des Bruder Marcus Zelle, um ihn zu befragen. Die Zelle war leer, und nun beſann ſich der Prior, daß es Nacht und ſehr auffallend ſei, wenn Bruder Marcus ſich jetzt nicht in ſeiner Zelle befinde. Er wußte indeß, daß Marcus ein junges friſches Gefallen an der Natur fand, und vermuthete, daß er ſich bei der ſchönen Nacht im Kloſtergarten ergehen werde. Dies denkend ſtieg er in den Garten hinab. Marcus, der mit Clara im Dunkeln ſaß, und deſſen geſunde Hirtenſinne noch ſcharf und aufmerkſam waren, hörte den leiſen Schritt des Priors, und horchte: Da rief dieſer mit lauter Stimme „Bruder Marcus," und Clara, heftigſt erſchreckend, ſtieß einen gellenden Schrei aus.

Marcus hatte es der nachſichtigen Liebe des Priors zu danken, daß er in eine große Stadt verſetzt wurde. Dort machte er viel Glück und war ein geſuchter

Beichtvater: er ſprach ſalbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommirter Geiſtlicher und ſtieg von Stufe zu Stufe. Auf der Kanzel war er der Abgott der Frauen, denn ſein Auge war immer noch friſch und ſchön, ſeine Stimme klang frei wie auf dem Felde, und die Tonſur ſtand ganz vortrefflich zu ſeinem muthigen krauſen Haar.

An einem ſchönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verſchleierte Dame bitten, ihre Beichte anzuhören. Sie ſprach Viel von der Erregbarkeit ihres Herzens, und daß ſie unwiderſtehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Marcus verſicherte ihr natürlich, das ſei ganz in der chriſtlichen Ordnung, und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte ſie, ihre Neigung richte ſich dahin, wo Gott allein Anſprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menſchenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menſchen, Alles zu lieben, und verlange in ſeiner grundloſen Gnade keine Privilegien. Auf dieſe demokratiſche Aeußerung erhob ſich die Dame ſeufzend, und ging. Aus Verſehen ließ ſie ihr Taſchentuch auf dem braunen Brett am Beichtſtuhl liegen. Der Prälat war von der wunderlichen Scene überraſcht, denn er war gar nicht zur eigentlichen Sünde, noch auch zum Abſolviren gekommen, und in Gedanken griff er nach dem Taſchentuche. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schooß, darauf ſtand: „Heiliger Marcus, ich bete dich an allnächt-

lich um die elfte Stunde an der groſsen Pforte des bischöflichen Gartens."

Marcus war ein kluger Mann, und in einen Mantel gehüllt stand er um 11 Uhr an der Gartenpforte, und sagte der verhüllten Gestalt, sie habe ihr Taschentuch heut im Beichtstuhl vergessen, und wenn sie's nicht übel nehme, so möchte er ihr selbiges einhändigen. Sie flüsterte ihm zu, daſs sie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine warme pulsirende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des bischöflichen Pallastes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Theile die Mäntel ab, und lachten sehr. Es war aber unter dem andern Mantel eine weibliche hohe Gestalt gewesen, die groſse Aehnlichkeit mit der Dame hatte, welche denselben Morgen am Beichtstuhle gewesen war.

Der heilige Marcus küſste ihr lächelnd die leitende Hand und sie setzten sich nieder.

Selbige Dame war die Nichte des regierenden Bischofs, und wenn sie Mittags dem Onkel einen Fasanflügel zerlegte, so erzählte sie immer eine rührende gottesfürchtige Geschichte vom Prälat Marcus, wie er die Familie des Bischofs leidenschaftlich verehre, und die christliche Liebe bis auf's Aeuſserste treibe.

Prälat Marcus wurde immer öfterer zu Tische gebeten, und wenn der Bischof, ein alter, schwacher

Mann sich zurückzog, so promenirte er noch mit der menschenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern herum, und erzählte ihr, wie er in seiner Jugend Rohrpfeifen geschnitzt und die Honigschnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Bischofs galt im Stillen für dessen Tochter, und hatte die weißeste bischöfliche Haut, ein römisches Blut und Feuer und zwei große allein selig machende päpstliche Augen, des Prälaten Geschichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer in's Stocken, obwohl er sonst immer gut zu reden wußte. Er sagte immer, sein bischöfliches Beichtkind sei daran schuld, die Kirche habe ihm aber, Gott sei Dank, die Macht gelassen, zu absolviren. Und Marcus war in jener Zeit reich an nachsichtiger Liebe und Absolution.

Durch den guten Onkel der noch besseren Nichte war Marcus Bischof von Salzburg geworden. Der Onkel war todt, und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne sie ihren großen Schmerz besser verbergen. Einen starken Schleuderschuß von Salzburg, in einem der vielen umher liegenden Thäler baute ihr Marcus aus zarter Erkenntlichkeit ein schönes Lustschloß, und erschöpfte sich dabei in den herrlichsten Anlagen, namentlich mußte das Wasser allerlei Kunststücke machen, und das Schloß wurde deshalb Hellbrunn genannt. Bischof Marcus

galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der bischöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn.

Eines Tags trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauermädchen an, als er aus dem Wagen stieg. Man sah es, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein müsse, und der Bischof schien genau zu wissen, wie lange das her sei; er war sehr herablassend, obwohl die Dirne sehr trotzig that. Sie erhielt eine Anstellung in des Bischofs Wirthschaft, und spielte eine ziemlich trotzige Rolle in seinem Hause; ja diese Clara galt bei Vielen für die Hauptperson in der Diöces, und die jungen Geistlichen wendeten sich meist an sie, denn der Bischof war immer sehr verlegen, wenn sie ihn um etwas bat.

Einst hatte er ihr etwas abgeschlagen, und sie polterte Unglück verheißend im Hause herum. Es war schöne, warme Sommerzeit, der Herr Erzbischof befand sich eben zum Besuch in Salzburg, und der sonst so freundliche Mann ward nach einigen Tagen seines Aufenthalts sehr ernst und wortkarg. An der Tafel beim Bischof Marcus sprach er fortwährend von einem enthaltsamen, nüchternen Lebenswandel, wies die besten Schüsseln und Flaschen von sich, und klagte bitterlich, wie das Fleisch in der Kirche immer dreister würde. Bischof Marcus war sehr verstimmt, und fuhr gegen Abend hinaus nach

Hellbrunn, um bei der ſtillen Nichte wieder auf andre Gedanken zu kommen. Bald nach ihm ſtieg der Erzbiſchof auch in ſeinen Wagen, und auch Clara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen ſpannen laſſen, und beide fuhren ebenfalls nach Hellbrunn zu.

Biſchof Marcus pflegte an warmen Sommerabenden mit der ſtillen Nichte in den ſchönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen, ſchwellenden Moosbänken, in welche ſie ſich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergeſſen, die Nichte ging wegen der Wärme nur ſehr leicht angekleidet, und der Biſchof, für ihre Geſundheit beſorgt, ſtreichelte ihr den weißen römiſchen Nacken und Buſen, und legte ihren vollen Arm in ſein Gewand, damit ſie ſich nicht erkälte. Dieſe Beſorgniß ſteigerte ſich, je länger ſie in der Grotte ſaßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden ſie durch ein rauſchendes Waſſerbrauſen aufgeſchreckt. Marcus war von Jugend auf anſtellig und ſchlau geweſen. Er begriff ſchnell, was das Waſſergeräuſch bedeute, warf ſein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder, und drückte ſeine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Waſſerſtrahlen nach allen Seiten am Eingange der Grotte hervorzuſpringen, und den Zugang brauſend zu ſperren, das Geräuſch wurde immer lauter.

Mitten im Garten aber ſtanden der Erzbiſchof und Clara, und aus allen Waſſerſpiegeln, aus dem Munde aller Statüen, aus allen Steinen brauſ'ten die Waſſerſtröme über das Paar, heftig verſuchte es Clara, den Erzbiſchof weiter fortzuziehen, und deutete auf die waſſerſchäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbiſchof verſuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knieenden Biſchofs inne wurde, ſchüttete eine koloſſale Steinfigur eine breite Waſſerfluth über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, ſo ſchnell es ſeine Kräfte erlaubten, zurück, und erhob ein klägliches Geſchrei über Hexen- und Zauberkünſte. Clara, fortwährend hinter ihm, beſchwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umſonſt. Am Eingange des Gartens fiel er halbtodt ſeinen Dienern in die Arme, und konnte kaum noch lallend den Befehl ertheilen, Clara als eine Hexe zu verhaften.

Am andern Tage ſtarb er in Folge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Biſchof Marcus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten, und ſeine Frömmigkeit in Augenblicken der Verſuchung den Anweſenden zu empfehlen.

Clara ward den geiſtlichen Gerichten überantwortet und wegen Verläumdung einer geheiligten Perſon und wegen zauberiſcher Künſte im Inn erſäuft. Der

Bischof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche selbst über teuflische Hexenversuche den Sieg davon trage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den sittigen Marcus.

So hat die Kirchengeschichte seinen Namen als Mark Sittich überkommen.

All' seine Wasserkünste in Hellbrunn, was die Salzburger Hellabrunn nennen, sind noch wohl erhalten, und der Vorfall mit der stillen Nichte kann noch alle Tage passiren.

Unser Führer hat uns all' diese Attrapen gewiesen und erklärt, und er machte sich das schlechte Vergnügen, einige Handwersbursche, von denen kein Trinkgeld zu erwarten war, wie jenen Erzbischof zu taufen, obgleich in der Grotte nichts zu verstecken war, als ein scheußlich steinernes Weibebild.

Für den Novellenschreiber hat es etwas Betrübliches, daß alle die lüsternen Pfaffengeheimnisse jetzt von prosaischen Lohnbedienten für wenige Kreuzer enthüllt werden.

Man fährt durch eine schöne Allee von Hellabrunn nach Salzburg. Die Sonne schien so schön wie damals, als Mark Sittich diesen Weg passirte, und wir waren alle einstimmig betrübt, daß die schönen Gemächer des bischöflichen Freudenschlosses jetzt so leer stünden. Der Starost meinte, etwas Sünde und viel Freude sei doch besser, als verödete Tugend,

und der Archivarius konnte den römischen Nacken und die alleinselig-machenden Augen gar nicht vergessen, und fragte den Lohnbedienten nach manchem Detail.

Der Lohnbediente lächelte, und that, als wüßte er noch Viel. Er war aber ein dummer Teufel, und wußte nichts mehr.

36.

Stadt Salzburg.

Wie einer Schauspielerin, deren Verdienst durch gute Freunde übertrieben wird, so schadet es einer Stadt und Gegend, fortwährend enthusiastisch gepriesen zu werden. Es ist in Teutschland Stil, ein Wenig außer sich zu gerathen, wenn der Name Salzburg genannt wird. Ich fand immer mehr, daß dies gar nicht nöthig sei, ich blieb sehr nüchtern, und fand nur Schönheitsanlagen, aber nirgends jene klare, siegreiche Schönheit, welche sich die Bewunderung und das Entzücken zu Füßen wirft. Es ist ein buntes Durcheinander mit vielen einzelnen Reizen; man rennt, und rennt, und sucht eine Vereinigung dieser Reize, und findet sie nirgends, und bleibt fortwährend durstig, und ist fortwährend durch das stumpfe Oesterreicherthum, durch die Salzburgische Pfaffenwirthschaft, was Beides auf allen Straßen lagert, gestört — der ganze Win-

kel iſt mir fortwährend wie ein unordentliches Bergasyl aller Art von Despotismus erſchienen; es iſt mir nicht wohl geworden darin. Dazu ſind die Leute meiſt garſtig, auch nicht eine weiche Linie der Kultur iſt auf den abergläubiſchen Geſichtern zu finden, und die brutalen Köpfe, eine gewiſſe blödſinnige Raffinerie und Unehrlichkeit macht ſie ganz widerwärtig. Dieſe letztere bleibt aber nicht aus, wenn die plötzlich überſchwellende Fluth von Reiſenden, die ſich ſeit einigen Jahren hierher gewandt hat, den ſchnellen Verdienſt ſo lockend ſteigert. Dazu kommt, daß dieſes Ländchen in den letzten Zeiten aus einer Herrenhand in die andre geſchleudert worden iſt. Wenn es je Charakter und Kopf beſeſſen, ſo hat es ihn dabei eingebüßt; jedes Land iſt eine Perſon, ein ſolches aber wird eine Sache, eine Waare. Salzburg hat offenbar ſchmerzhaft gelitten, daß es wieder an Oeſterreich gekommen iſt, und ſeine Bewohner ſehen traurig nach den geſperrten Märkten Baierns hin, wo man nicht mit Papiergeld zahlt. Aber ſie bringen es nicht einmal zu einer entſchloſſenen Trauer, es iſt gar nichts Dramatiſches in ihnen: ſie wimmern ein Wenig, wenn ſie der Hunger quält, das iſt Alles. Das thut auch das Hausthier, und das Thier des Feldes geht mit Gefahr des Lebens aus, und ſucht ſich Nahrung. —

— Aber als ich den nächsten Morgen wieder auf der Brücke stand, und die alte Sonne mir eben so warm und lachend in die Augen fiel, wie sie mich in der Heimath oft beschienen hatte, als die Salza morgenvergnügt mit ihren Wellen sprang, und von oben herunter die Festung und der Mönchsberg blitzend im Morgenstrahle wie junge Ritter schauten, da gefiel es mir wohl, und wir stiegen voll fröhlicher Hoffnung hinauf zu den Bergen, welche der Stadt über die Schultern sehen.

Der Weg nach dem Kapuzinerkloster geht mitten aus der Stadt steil hinauf. Es stand ein Mönch am Wege, und betete, ein verwahrlos'tes Geschöpf der Gesellschaft. Die braune Kutte stach widrig beschmutzt von der blanken Morgensonne ab, wie das stupide Thier, besaß er keinen Blick, das wüste, menschenleere Auge lag blöde auf dem Rosenkranze, das Gesicht war mager und unkultivirt, die Lippen bewegten sich unheimlich, der rothe, wirre Bart sah garstig aus wie sein fanatischer Glaube. Für ihn war kein junger Sonnenschein da — dieser von der Bildung vergessene Mensch that mir in der Seele weh; und er war nun sicher noch des festen Glaubens, Gott sehe mit Wohlgefallen auf seinen Schmutz und seine blödsinnigen Augen herab.

Oben hinter dem Kloster kommt ein fröhlicher grüner Wald, in dem man immer höher und höher

steigt. In seinem Grün erholte sich mein Herz von der Mönchsfratze. Es ist keine der geringsten Schönheiten Salzburgs, mitten aus der Stadt so schnell in einen flüsternden Bergwald steigen zu können. Auf seiner Höhe steht ein Haus, dort aß der Staroſt Butter, Brot und Käse, und lobte es sehr; aus den Fenstern aber sah man in abgeschlossene Thäler. In dem zur Rechten sah es still und wüst aus, links unten manövrirten die österreichischen Reiter aus Salzburg. Sie sahen aus wie kleine Puppen, an unsichtbaren Fäden gezogen.

Wir stiegen langsam wieder hinunter, und kletterten dann auf die steile Festung. Soldaten in leinenen Kitteln mit gelben, trostlos öden, stumpfen Gesichtern strichen an uns vorüber; die österreichischen Soldaten sehen so lebensmüd, geistlos, apathisch, larvenartig aus, daß ich immer an die Chinesen denke, wenn ich sie sehe. Europäische Sklaven, die meist vierzehn Jahre dem Korporalstocke verfallen sind. Und wer vierzehn Jahre gefesselt war, hat die Freiheit vergessen. —

Hier in diesen Theilen der österreichischen Monarchie sind lauter Polen und Böhmen, eine alte Maxime der Soldatenregierungen, die Länder von ihren bewehrten Söhnen zu entblößen. Die Polen in Italien haben nichts davon gewußt, daß ihr Vaterland

auf Tod und Leben kämpfte, sie kennen heute die Namen Chlopicki und Skrzynecki noch nicht. Es wird Einem unheimlich zu Muthe unter diesen wildfremden, slavischen Völkern: sie verstehn nicht die Sprache dieses Landes, und die Bewohner des Landes verstehen kein Wort von der ihrigen, solche arme Slaven sind nur da, um ein wenig Brot und Fleisch zu essen, sich in Brantwein zu betrinken, nach dem Kommandowort die Gliedmaßen zu bewegen, und todt zu schießen, oder sich todt schießen zu lassen. Ein schauerliches Schattenspiel! Es überlief mich kalt der Gedanke, daß diese Leute plötzlich zur Vernunft kommen und einsehen könnten, daß der Indianer am Missisippi ein Gott ist gegen den Soldaten auf der Salzburger Feste. Das müßte ein schwarzer, fürchterlicher Tag werden.

Sie sehen von hier oben in die sonnenhelle Stadt, in die grün blitzenden Berge hinein, putzen ihr Riemzeug, und denken dabei an nichts weiter, als an das Riemzeug und ob sie auch Prügel bekommen werden, wenn es nicht gut geräth. Sie singen nicht einmal, und laufen wie die Schatten an einander vorüber. Es ist eine stumme Gefangenschaft in Waffen.

Der Weg zu der Festung ist sehr steil, und unter Schweiß und Aechzen wird Brot und Fleisch herauf getragen. Es ist ächt österreichisch, daß man nicht

lange ſchon durch Winden oder ſonſtige Maſchinen das erleichtert hat. Oeſterreich liebt nur die menſchlichen Maſchinen, damit die Leute nicht auf andre Gedanken kommen.

Der Führer ſagte uns, nur der Gouverneur dürfte den ſteilen Weg heraufreiten, hinunterreiten könne er nicht. Der Gouverneur ritte aber auch nie herauf. —

Als Merkwürdigkeit wurden uns unten in der Stadt zwei große Reitbahnen gewieſen. Die eine war von Tribunen umgeben, und bildete einen vollſtändigen Turnierplatz. Ich fingirte mir ein modernes Turnier, der Archivarius vertheilte die Rollen, der Staroſt war Kampfrichter, der Profeſſor Jarke und Armand Carrel brachen die erſte Lanze. Man bedeutete uns aber, wir dürften nicht ſo viel Spektakel machen, und wies uns hinaus.

Dicht dabei iſt das große Felſenthor. Es iſt ganz in Stein gehauen, immer kühl und feucht und von reſpektabler Länge.

Langſam und ermattet vom Schauen und Laufen ſtiegen wir nach dem Markte hin, an welchen die Domkirche ſtößt. Die Straßen ſind ſtill und andächtig, auf dem Markte plätſchert ein Springbrunnen, es iſt ſpaniſch langweilig, und wenn ein armer Reiſender durch ſchlechtes Wetter im „Schiff“ am

Markte festgehalten wird, so kann er Gott den Herrn erkennen lernen, denn in einer gut österreichischen Stadt, sei sie auch so groß wie Salzburg, ist nichts zu haben, als das Biechen Natur.

Die Domkirche war das erste Gebäude dieser Art, das nicht in gothischem Stil erbaut ist, das erste Zeichen des nahenden Südens, von wo der üppige, breitere byzantinische Stil gekommen. Alle Formen daran sind breiter, fleischiger, die Säulen feister, man wird an den üppigen Leo erinnert, an Palladio den Behaglichen. Die ascetischen, langen, schmalbackigen gothischen Kirchenfiguren hören auf, an denen sich der nordische Wind zischend zerschellt, die Gebäude breiten sich aus, um die weichere Luft in größerer Ausdehnung aufzunehmen, die Dächer werden platter und runder, damit die Schatten breiter fallen.

Man hatte uns gesagt, in Salzburg sei eine sehr schöne unbefleckte Maria zu finden; der Starost hat sich angelegentlichst nach ihr erkundigt, es war aber keine zu sehen.

Nun machten wir noch einen Gang durch die tiefer liegenden bischöflichen Gärten, alt französische schattenlose Gänge mit kolossalen Statuen. All' diese groben Bildsäulen deuten auf die Sinnlichkeit des Krummstabs in Salzburg, auf ein lüsternes Pfaffenthum. Lauter plumpe Nacktheit mit halb

bestialischer Aeußerung. Die Geschichte von Marc Sittich, dem Bischofe, ist noch der kultivirteste Ausdruck vom Pfaffenthum in Salzburg. —

— Wenig erbaut setzten wir uns in den Wagen, um hinwegzufahren aus dem Salzburger Grabe, denn die garstigen Menschen kamen uns wie Todte vor, und die Schaar runder Berge, welche ringsumher liegt, wie Grabhügel. Die Natur gleicht einer unaufgeräumten Stube, worin schöne, sehr schöne Sachen herumliegen. Man findet um Salzburg manch' hübsches Genrebild, aber nichts Zusammengedrängtes, nichts Ergreifendes. Es that mir ernstlich leid, daß Mozart hier geboren ist, aber ich weiß auch bestimmt, daß er nie einen Don Juan komponirt hätte, wäre er immer hier geblieben. Poetisch denkt man sich den Teufel hier nicht, aber dumm.

Ich darf jedoch nicht zu bemerken vergessen, daß man unter dem gepriesenen Salzburg meist auch das Salzkammergut und Ischel und die in der Umgegend ruhenden Seen versteht, und daß ich wenig von den letzteren, gar nichts von den ersteren gesehen. Mein Mißbehagen erstreckt sich nur auf Salzburg im engeren Sinne.

Wir freuten uns, als der Wagen hinausrollte aus den Berggefängnissen, aus den Pfaffenhinterhalten, in denen ein unangenehmer Katholizismus kauert.

Wir jauchzten: es ging nach Tyrol, wo die bunten Tyroler wohnen mit den grünen Bändern auf den Hüten, mit den Schnurrbärten und den Stutzen, wo die Berge ein Ganzes werden, wo die Leute jodeln. —

Wir jauchzten: Jo Tyrol!

37.

Tyrol.

Es war eine recht kindiſche Freude, die ich empfand, als der Poſtwagen in's Tyroler Thal hineinfuhr: ich glaubte, noch einmal in ein Stück meiner Kindheit ſelbſt hinein zu rollen, und ich ſang wie ich als Bube geſungen hatte: Jo, io, Tyroler machen's ſo! Die Tyroler hatten mich nämlich in früher Jugend beiſpiellos amüſirt, ſie gingen immer in Sonntagskleidern, ſie waren immer luſtig, ſie ſagten zu allen Leuten „Du," ſie trugen grüne Hüte und wunderſchöne Hoſenträger, ſie hatten ſammtne Jacken, und Blumen und Bänder flatterten an ihnen, und mein Vater ſagte mir, daß ſie alle mit ihrem kurzen Stutz vortrefflich ſchießen könnten. Ich dachte, das Land, wo ſolche Leute wohnen, muß gar zu charmant ſein, da iſt gewiß alle Tage Sonntag, und die Leute haben gar nichts zu thun, ſie verkaufen bloß einander ihre bunten Decken, denn Müßiggang ſchien mir

eine Hauptſache für's Wohlbefinden zu ſein. Und in Tyrol dacht' ich, da iſt's immer grün und warm, und Jeder kann wunderſchön ſingen, und Jedermann lacht und klug ſind ſie alle, denn ſie haben alle ſo große, klare, friſche Augen. Aber entſetzlich weit dacht' ich mir das Land, weit drunten hinter Spanien, und das war eben ſo ſchön, daß es weit entfernt lag.

Ich habe viel Jugendirrthümer berichtigen müſſen im Lande Tyrol, aber meine Freude iſt mir nicht genommen worden, dies merkwürdige Ländchen hat mir gefallen vom Anfang bis zu Ende. Es hat ein klares, zweifelloſes Geſicht, nicht ſo viel Klugheit, als ich erwartet hatte, aber einen Charakter ganz und gar. Das ganze Land iſt ein Menſch, das iſt ein wenig langweilig, aber ſicher und behaglich.

Wenn man das Wort Tyrol hört, ſo muß man an lange ſchmale Thäler denken, die ſich kaum auf einige Stunden Breite erweitern, ſehr oft aber zur Schmale eines Gebirgspaſſes verengen. Ganz Tyrol beſteht aus drei Hauptthälern, und iſt nicht viel größer als die Hälfte der Schweiz. Das Hauptthal läuft von Norden nach Süden in die Lombardei hinein, und iſt der letzte Träger des teutſchen Dialekts, der dort dem ſüdlichſten Tyroler, dem teutſchen Welſchen ausgeliefert wird, welcher ein ſchlechtes Italieniſch ſpricht. Botzen iſt ſein Mittelpunkt.

Dies Hauptthal senkt sich jenseits des Brenners bis Roveredo und den Garda hinab. Die andern beiden laufen von Westen nach Osten, das Etschthal jenseits der Berge, das Innthal diesseits. Außer diesen giebt es freilich noch mehrere kleinere Thäler, wie das Zillerl, das Puster-Thal und andere, sie münden aber alle als Nebenflüsse in diese Hauptströme. Das ganze übrige Land ist steinernes Urgebirge, ein hoher Alpenrücken, nur für Gemsen, Adler und Jäger zugänglich.

Wir fuhren in's Innthal hinein, das sich von Ost nach West über Innsbruck hinaufschlängelt bis Graubündten. Entschlossenheit, Entschiedenheit der Natur trat uns auf beiden Seiten des Weges in stolzen Felsen entgegen, die ihre nackten magern Arme zum Himmel emporstreckten, als forderten sie ihn fragend heraus, warum hast du die Welt nicht weicher und schöner gemacht, da du doch sonst so viel Talent an den Tag gelegt hast, warum Krankheiten und Unfruchtbarkeit und Tugenden aus Unterlassung, warum der am glücklichsten, der am wenigsten thut.

Und da sah ich sie wieder, die bunten Tyroler meiner Jugend mit der melancholischen Heiterkeit, dem Abglanz ihres Landes. Kühn sind die Felsen, aber arm, golden und weich ist der Sonnenschein, aber das Land ist hoch, er wärmt wenig, der Boden ist hart, er zeitigt wenig. Es ist ein armes Land

dies Nordtyrol, kärglich sproßt ein wenig Getraide, aus dem Süden haben sie sich eine demokratische Frucht, den Mais, holen müssen, um sich zu sättigen. Nicht einmal die Schweizer Triften und Matten sind ihnen gewährt, die Berge sind steinig und harter, unersprießlicher Laune, auch die Viehzucht findet keine Nahrung. Das Alles steht von den Urältervätern her auf den Tyroler Gesichtern, sie sind von Haus ein Volk mit gesunder Leber und Milz, sie lächeln aus der Armuth heraus, aber die Armuth lächelt mit, sie sind ein saubres Volk. Es ist unbegreiflich, woher sie ihre hübschen Hüte, ihre glatten Jacken, ihre zierlichen Hosenträger nehmen. Sie sind ordentlich und doch keine Philister, sind munter und doch nicht leichtsinnig, sind beschränkt und doch nicht dumm, listig und doch nicht falsch, stolz und doch nicht übermüthig, ernst und doch nicht traurig, vorsichtig und doch voll Muth — sie sind unverfälschte Kinder ihrer klaren, scharf abgegrenzten Berge, sie haben ihr Land getroffen ganz und gar.

Man darf sich unter solchen Natur- und Lebensumständen auch nicht wundern, daß die sanftere Form und Schönheit des Weibes nicht gedeiht — dafür sind Berge und innere Verhältnisse zu rauh. Die Tyrolerinnen sind gar nicht hübsch; das wissen sie wohl am Ende auch, und das hat sie eingeschüchtert, denn auch ihr Geschmack ist mißrathen. Sie

kleiden sich völlig unschön, verstopfen den Leib hinter dicke Ladungen wollener Röcke, und tragen Hüte wie die Männer. Wenn man bloß Köpfe sieht, so kann man oft die Geschlechter nicht unterscheiden. Das rauhe unsanfte Bergleben hat auch die weiblichen Züge hart gemacht.

Alle diese Nachtheile kommen aber den Männern zu Gute. Ihre Gesichter sind gestählt und gesättigt mit frischer, scharfer Bergluft, aus den Augen springen die wetterscharfen Berge, von Wange und Lippe strotzt die gesunde, unverfälschte Atmosphäre, der ganze Körper ist geschmeidigt durch die Gefahr der schwindelnden, sich um Abgründe windenden Klippen, durch die Thätigkeit, welche der unebne Boden fortwährend in Anspruch nimmt. Der Tyroler gehört zu den schönsten Männern Europas, und ich habe oft bei seinem Anblick an einen spanischen Brigand gedacht, der aus einer Schlucht der Sierra Morena herabsteigt und mit dem kernhaften schwarzen Auge umherspäht nach der dunkeln Ebne, wo die reichen Klöster und Schlösser aus den schwarzgrünen südlichen Bäumen leuchten.

In der Nähe des Loserpasses, wo die Thalwände sich zusammendrängen wie stolze Feinde, die einander das Weiße im Auge suchen, da trat ein Tyroler Schütz plötzlich um die Ecke, und blieb, die Hand

auf seinen Stutz lehnend stehn, um uns vorüberzulassen. Ich meinte, es sei eine fabelhafte Erscheinung, so grünfrisch poetisch sah der Bursche aus, wie ein junger Alpenkönig, der eben aus den fliegenden Wolkenschichten trete; der Reif hing ihm um den bauschigen Knebelbart und die langen Augenwimpern, die Augen blitzten wie menschliche Gemsaugen hervor, an der Seite steckte das Messer, welches jeder Tyroler trägt, wenn er auch nur Brot damit schneidet, im Wetter gebleicht, fahlgrün war sein Hut und sein Wamms, unbefangen und kühl wie ein Giesbach sah er in unsern Wagen.

Am Loserpaß hat es ein fürchterlich Franzosenmetzeln gegeben, nur verwitterte Steintrümmer waren übrig von der frühern Befestigung, der Schütz stand an einem klassischen Punkte, man sah's ihm an, seine Kugeln fehlten selten — er schaute aus wie ein moderner Ritter mit wenig Bildung, aber sichrer Waffe.

In diesen Tyroler Thälern mag die Redensart entstanden sein: die Welt ist mit Bretern vernagelt. Es giebt immer nur einen Weg, auf welchem man vorwärts oder rückwärts muß. Das Volk in diesem Lande muß auch nothwendig todtkapfer oder feig werden, es giebt kein juste oder triste milieu, keinen andern Ausweg, unzugänglich wie Kaufmanns-

herzen stehen links und rechts die himmelhohen kahlen Felsen, und verschließen die übrige Welt.

Solch' eine meilenlange Wand trennt im Innthale Tyrol nach Norden zu von Teutschland. Ganz Nordeuropa ist hier zu Ende, man ist für immer abgeschnitten von der Abendzeitung, vom Hofrath Böttiger und von seinen Recensionen — Teutschlands Stolz ist zu Ende.

Nur nach mehreren Stunden schlüpft einmal ein schmales Thal nach Süden hinein, um eine Flucht nach Italien zu suchen.

Es wurde dunkel, und hie und da kam ein Tyroler, und warnte uns gutmüthig vor den Wassern, welche die Wege sakkerisch zerrissen hätten.

Wenn man dem Tyroler das Wort sakkerisch verbietet, fängt er auch eine Revolution an.

In Kurzem war es undurchdringlich finster. Wir mußten aussteigen und einen Nebenweg suchen, die Straße war zerstört. Nur ein schmaler, für den schweren Wagen gefährlicher Aushilfsweg lief in dem engen Thale an den Felsenlehnen hin. Es wurden Leute mit Kienfackeln herbeigebracht, wir tappten unsicher bei dem flackernden Scheine durch die Nacht und die Berge hin.

Ein todtblasses Tyrolermädchen ging stumm und gespensterhaft mit der Kienfackel neben mir her.

Sie hatte ein wirres, unleserliches Auge, was Niemand ansah, und sprang mit unglaublicher Kraft über die höchsten Felsblöcke. Ich war mit ihr immer der übrigen Karavane voran, und die weit hinter uns einzeln schimmernden Fackeln, und das wüste Gesicht des Mädchens neben mir, regten unheimliche Geschichten meines Busens auf.

38.

Eine Tyroler Geſchichte.

In dieſem Lande müſſen recht traurige Geſchichten paſſiren können, dacht' ich in meinem ſtillen nächtlichen Sinn, und ſah nach den ſchwarzen Felsmaſſen in die Höhe, die bei der Finſterniß kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich ſchmerzhaften Geſichte des Mädchens. Das arme Kind riß ſich das Buſentuch heraus, als ich ſo in die Höhe blickte, und trocknete ſich damit die Augen, obwohl die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wohl ſagen, daß ſie eigentlich weinen ſollte, und ſie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Buſen ſah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, was auf dem Grabe heiliger Todten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tyrolerinnen ſind keuſch und ſchamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen ſein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In diesem Lande passiren wirklich recht traurige Geschichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenschaft in Baumwolle gewickelt, sie äußern sich in baarer, wilder Naturkraft, und frei sind die Tyroler auch nicht, wenn sie sich auch so stellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich gewesen, sie hatte geliebt. War sie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt Ihr es wohl, ihr stumpf glücklichen Menschen, die Ihr gedankenlos in der Fülle Eures Behagens hinlebt, wißt Ihr es wohl, daß diese lachende goldne Sonne Menschen bescheint, welche niemals, ach das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich gewesen sind, niemals nur den Mantelsaum des fliegenden Glücks gesehen haben!

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch Alles rauscht, was da ist, daß es wirklich Menschen giebt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es giebt solche Menschen! Machtest du sie über Nacht klug, sie liefen auf die Thürme, und stürzten sich herab, um die trostlose Brust zu zerschmettern. Und es sind das nicht immer bloß alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur sich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es sind mitunter ganz anständige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf sie herabstürzen,

wenn sie plötzlich ihr Unglück erführen. Es ist eine traurige, entsetzliche Poesie um einen Menschen, der da sieht, wie Alles überwältigend die Liebe bei allen Menschen ist, und der niemals selbst etwas davon erfahren hat.

Ich meine, es sei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elsi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwohl es gar nicht klein war.

Elsi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt, beim Hause war ein Gärtchen, im Stalle stand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meisten Tyroler Häusern angebracht ist, war erst vor sechs Jahren blank und fest ausgebessert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handschuhen nach Teutschland, im Herbste kam er wieder, und den Winter über hatten sie Holz genug, saßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Ersparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleisch zu essen.

Es ging der Elsi wirklich recht sauber, besonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr wenn sie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen saß, die ihr der Sepperl geschenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher sagte: Elsi, guten Abend. Denn der Sepperl

war ein blitzhübscher Bube, er schoß die meisten Gemsen von allen Schützen im Dorfe, und hatte den schwärzesten schönsten Knebelbart. Als der Vater schon einen Monat fort war, hinaus in's Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein in's Haus, und schüttelte Elsi's Mutter die Hand und der Elsi auch und setzte sich.

Elsis Mutter war unten aus Welsch-Tyrol, und hatte stechende schwarze Augen, und Sepperl gefiel ihr, und wenn sie die Tochter hinausschickte, so streichelte sie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elsis Mutter noch eine rüstige, hübsche Frau war — Elsi war erst 15 Jahr — so streichelte er sie wieder, er war jung, sie war aus Welsch-Tyrol, sie wurden warm mit einander.

Die arme Elsi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burschen mit ihren verlobten Dirnen. Es that ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends so Viel zu schicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind schon wieder rauh von Baiern her über die Berge herunterfiel, und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elsis Vater aus dem Reich zurück, und er wunderte sich, daß es noch dunkel in seinem Hause war, machte leise die Stubenthür auf und

blieb stehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräusch, als wenn zwei Leute schön mit einander thäten, und sich küßten. Er schüttelte unwillig den Kopf, daß Elsi solchergestalt die Sitte hintansetze, kehrte flugs um, und ging zum Pfarrer, für seine Tochter die Hochzeit zu bestellen; denn er hatte es schon im Frühjahr gesehen, daß Sepperl ein Auge auf sein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauses aber begegnete ihm Elsi. Sie grüßte ihn schön nnd gab ihm die Hand; er fragte sie aber bloß, wer denn eigentlich daheim in der Stube sei, und als Elsi antwortete: „die Mutter und der Sepperl," da sagte er: Elsi, geh' zum Herrn Pfarr, und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen.

Sie ging, er kehrte um, und trat stumm in seine Stube. Das Weib saß mit entblößter Brust auf dem Bett, Sepperl sprang hastig auf die Seite. Elsis Vater trat an sein Weib heran, und fragte, ob sie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor, und fiel mit seinem blassen Schein über Beider Gesicht. Das Weib war todtenstill; er griff nach seinem Messer an der Seite und stach es ihr tief in die offne Brust. Sepperl schlich langsam aus der Stube; er sah's aber noch, wie das Blut emporsprang und das Weib auf's Bett zurückstürzte.

Es hatte Niemand ein Wort gesprochen, aber Sepperl mußte wohl später geschwatzt haben, denn am andern Tage war die Geschichte ruchbar. Elsi hatte bis spät in den Abend im Pfarrhause auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging sie heim, und da unten Alles finster und still war, dachte sie, die Eltern schliefen schon, und ging hinauf in ihre Kammer, und schlief bis an den frühen Morgen. Im Hause selbst schlief aber Niemand mit ihr als die todte Mutter.

Als Elsi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Messer mit seinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — die Nachbarn erzählten ihr schonungslos, was sie wußten, und was sie nicht wußten.

Elsi war alt genug, ihr Unglück zu übersehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr sagen will: den Geliebten, und was noch mehr ist: die Liebe, und Alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verstand zu verlieren. Elsi verlor ihn auch.

— Aber wer nie geliebt hat in seinem Leben, ist doch noch schlimmer dran.

Von Elsis Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müssen. Elsi saß still in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schooß, und sang die alten glücklichen Lieder; sie putzte sich sorgfältig, weil sie glaubte,

der Mangel an Schönheit sei Schuld gewesen, daß sie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Essen, und sie aß mit großem Appetite, war still und sanft, und that Niemand etwas zu Leide.

Eines Abends saß sie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbetts, in welchem jetzt Niemand schlief; denn sie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrlos'te Dach hereindrang. Sie summte leise ein altes Lied, da ging die Thür auf, und Elsi sprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl." Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war Sepperl, der von Wien desertirt war; sie schien ganz vernünftig zu sein, so lange sie mit ihm redete. Er stellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein andrer Ausweg übrig sei, als auf's Gebirg zu fliehen, denn wenn man seiner habhaft würde, erschösse man ihn. In diesem Augenblicke sei er halbtodt gehetzt, und bedürfe einer stärkenden Ruhe, im Gebirge sei's noch kalt und rauh, Elsi solle ihn vier und zwanzig Stunden beherbergen.

Elsi nickte mit dem Kopfe, er verschlang hungrig ein Stück Brot, was auf dem Fensterbrett lag, dann fiel er todtmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geschehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf sank bleiern auf seine Augen. Elsi ging, und riegelte die Thür zu, dann legte sie

sich angekleidet neben ihn auf's Bett, und schlief nicht, sondern sah den Schläfer an mit offnen Augen, obwohl sie wenig an ihm sah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, sah das Mädchen neben sich halb aufgerichtet sitzen, sah seine Lagerstätte, und fuhr entsetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elsi umklammerte seine Kniee, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elsis Wahnsinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um sich einzurichten für seinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin, und brachte Elsi das Frühstück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elsi schob den kleinen Schieber am Fenster auf, und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl ist wieder da," sagte sie.

Sepperl erschrak des Todes in seinem Versteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt, sie von Sepperl sprechen zu hören, achtete nicht darauf, sondern ging, sich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum ersten Male der Gedanke von ihrem Irrsinn, aber wenn sie sich zu ihm wendete, sprach sie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der schlimmen Stube zu Muthe; er machte sich indeß zu thun, suchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elsis Vater zusammen, putzte das Gewehr, und machte sich

reiſefertig. Der Elſi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, ſeinen Namen zu nennen; als ſie aber kam, ſagte Elſi wiederum: Der Sepperl iſt da, ich darf's aber nicht ſagen.

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre ſchreckliche Lage; er ſah auch, daß ſie nichts that, und ſich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angſtvoll nach dem Abende, er ſchmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück laſtete wie Verdammniß mit der niedrigen Stube auf ſeiner Bruſt.

Elſi war unterdeß lieb und zärtlich gegen ihn, und ſprach kein thöricht Wort.

Es ward Abend, und er machte ſich reiſefertig. Elſi that's auch. Er fragte. Sie wolle ihn bis an's Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abſchlagen wollte, weinte ſie bitterlich.

Sepperl ſuchte ſie zu beruhigen, und ſtreichelte ihr zum erſten Mal die Wangen, und küßte ſie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerſtrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und ſie preßte ihn küſſend und wieder küſſend, ſo heftig an ſich, daß es ihn ſchmerzte.

Er ſteckte ſo viel Brot, als im Hauſe zu finden war, in die Jagdtaſche, und ſie gingen; was er mit ihr beginnen ſollte, wußte er ſelbſt noch nicht.

Es war Abend. Sie schlüpften zwischen Häusern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte, und kauerte sich hinter einen Zaun. Als Elsi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, schon da, und fragten sie, wohin sie bei so später Zeit noch gehe.

„Ich geh mit dem Sepperl auf die Berge, sie wollen ihn todtschießen."

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren österreichische Militairs, die ihn verfolgten. Er huschte so leise als möglich auf der Erde hin, und fiel in eine Grube, duckte sich zusammen nd regte sich nicht.

„Sie ist nicht klug," sagte ein Tyroler, welcher dabei war, aber Elsi setzte hinzu: Hier hinter dem Zaune sitzt er.

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte sich der Grube. Sepperl spannte seinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer."

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüsse knallen hintendrein, man setzt ihm nach, nur der Tyroler und Elsi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elsi ruft ängstlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Bursche und kannte alle Wege und Stege — erst ein Paar Jahre nach diesem Vorfalle ist ihm oben auf dem höchsten

Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat sehr mager und alt ausgesehen, sein Haar ist grau gewesen, nnd auch ein langer Bart, der ihm unterdeß gewachsen. Er lebt nur von Gemsenfleisch, und es sollen noch mehrere solche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Konscription entflohen sind. Sie wagen sich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement ist unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersschwach mit sechzig Jahren herabgekrochen sei, verhoffend, man habe sein vergessen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben gestraft. Wie bei den Türken und Persern existirt auch das Heimfallsrecht bei solchen Personen: jener Mann hat 90,000 Gulden besessen, welche dem Gouvernement verfallen sind. —

— Der Tyroler, welcher mir die Geschichte mit Elsi und Sepperl erzählte, als er mich so betrübt und verwundert über ihren Anblick sah, setzte hinzu, man wisse nicht, ob sie mit dem Sepperl wohl zusammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felsen gesehen, und hasche begierig nach Zunder, Pulver und Blei, womit sie wahrscheinlich den Geliebten versorge. Sie spreche übrigens kein Wort mehr, trockne sich aber immer die trocknen Augen, wenn sie hinauf nach den Bergen sehe.

Der Tyroler erzählte mir Alles in ihrer Gegen-

wart, ſie hörte aber nichts, ſondern leuchtete uns ſchweigſam wie ein Marmorbild über die ſchmalen Balken, welche man in die brauſenden Bergwaſſer geworfen hatte, um die Kommunikation herzuſtellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verſchwand ſie plötzlich auf der Seite, wo die Felſen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu ſuchen.

39.

Innsbruck.

Als wir durch die Waſſer hindurch waren, kehrten wir in einem Wirthshauſe ein, um zur Nacht zu eſſen. Die Leute waren ſo ſtill geſchäftig, melancholiſch freundlich, wie man die Tyroler meiſt in ihrem Lande findet. Auf der Landſtraße und in der Fremde ſind ſie am meiſten geſprächſam und luſtig. Witz und Humor haben ſie niemals, dafür ſind ſie ein zu anfängliches Volk. Sie ſind zufrieden, und dieſe Zufriedenheit gewährt ihnen eine ruhige Laune, in welcher ſie die liebenswürdige Beſchränktheit niemals irr werden läßt.

Nur die Intelligenz macht unzufrieden.

Die Tiſche waren ſauber gedeckt, ein langes, ſanftes Mädchen, das immer roth wurde, wenn ſie Jemand von uns jungem Volke anredete, ſervirte uns ein ärmlich Eſſen. Die „Zeitung für Tyrol und Voralberg" lag auf dem Tiſche, ich freute mich, daß

das kleine Land doch auch seine eigne Zeitung habe. Es war lauter Türkei darin, und der Oesterreichische Beobachter machte französische Blätter herunter, von denen die Tyroler nichts wußten. Die Julirevolution haben sie durch Reisende erfahren, aber immer noch früher als die Spanier, die doch näher an Frankreich wohnen, und erst im Winter 1831 französische Mährchen hörten, weit, weit her, wie die Vorfälle von König Artus Tafelrunde.

Es saßen aber doch ein Paar Tyroler im Winkel, die sich von erschrecklichen Dingen erzählten, welche drüben hinter den Bergen geschehen sein sollten.

Vor der Thür fanden sich Tyroler Musiker ein, und begrüßten uns mit sanften Tänzen. Diese Sitte hat etwas Gastfreundliches und Heimliches, sie kamen auch nicht mit den Notenblatte, um etwas zu haben, sie spielten ihre Weisen aus dem Kopfe, und als wir ihnen etwas schenkten, waren sie dankbar und vergnügt wie die Kinder.

Tyrol ist überhaupt das Land der großen Kinder. —

— Da ich den andern Morgen im Wagen erwachte, war das Thal breiter geworden, und die Sonne lag wie ein jungfräulicher Kuß darauf. Links öffnete sich das Zillerthal, was sich heimlich und traulich in die Berge hineinschleicht. Bei der Umspannung sagte mir ein Tyroler, da drin im Zillerthale sitze in einem einsam gelegenen Häuschen ein

recht armes Mädchen, deren Schatz sei vor mehrern Jahren ausgezogen mit seiner schönen Jodelstimme, und das Mädchen wartete noch immer mit Schmerzen, daß er wiederkommen werde, und an jedem Morgen dächte sie, heute sei der rechte Tag, und sehe in's Thal hinunter. Aber der rechte Tag sei noch immer nicht da.

Als ich ihm sagte, der Schatz möchte wohl ein ander Mädchen und Unterkommen gefunden haben, und käme vielleicht gar nicht wieder, da schüttelte er lächelnd den Kopf, und sagte: das thut kein Tyroler, jeder Tyroler ist treu.

Und wirklich sind sie das wiederum wie die Kinder, und wie ein anfänglich Volk, dem die Treue, auch die dümmste, Religion ist. Man erzählt unglaubliche Beispiele. Erst vor Kurzem war ein Tyroler wieder gekommen, der draußen ein steinreicher Mann geworden war, und die schönsten Mädchen hatte heurathen können. Er war wiedergekommen, um seiner Gretli Wort zu halten, und als er die Gretli abgemagert, elend wiedergefunden, als sie ihm auch gar nicht mehr gefallen hat, so ist er doch seinem Versprechen treu geblieben, und hat sie geheurathet, und lebt jetzt recht freudlos mit ihr.

Ist das nicht eine rührende, beschränkte Treue? —

— Immer breiter wurde das Thal, immer grüner und sonniger, der Wagen rollte durch Hall, das

über und über in Dampf gehüllt ist von den Salzsiedereien, auf breiter, glatter Heerstraße, an welcher strotzende Obstbäume prahlten, tanzten die Pferde im lustigen Sonnenschein, ein bunter Tyroler nach dem andern kam vorüber, die Berge traten höflich, aber hoch und schön immer weiter zurück, immer herrlicher ward das weite Thalbecken, io Tyrol! jauchzten wir alle, es war gar zu schön — Innsbruck lag vor unsern Augen.

Rings ist Alles von den hohen Bergwänden geschlossen, nur zu den befreundeten Tyrolern stehen die Thalwege offen, nach Teutschland schützt die steile Martinswand mit ihren Genossen, nach Italien der stolze hohe Brenner, Raum zum Spielen und Springen ist im breiten Thale genug — hier wollen wir Hütten bauen, riefen wir alle, von nirgends her kann eine Störniß bringen.

Ich weiß keine Stadt, in welcher teutsch gesprochen wird, welche meinem Auge, meinem Herzen so gleich einer Geliebten mit offnen Armen entgegengekommen wäre, als Innsbruck. Nur Wien brachte mir auf der Spinnerin am Kreuz noch mehr, noch raschere Küsse, aber ich wußte es schon, daß in Wien so viel Oesterreicher wohnten, ich wußte es, daß es eine unkeusche Stadt sei.

Daß der Sonnenschein wie blankes Gold zu Innsbruck auf allen Thürmen, allen Dächern lag,

mochte wohl auch Viel dazu beitragen. Ich liebe den Sonnenschein wie die Augen, ich suche ihn wie die Pflanze, ich bete ihn an wie ein Peruaner. Wenn es düster und regnerisch wird, da mögen wohl die Felsen um Innsbruck bedrohlich zusammenrücken und traurige Demonstrationen gegen die Stadt machen, und in der goldnen Sonne zu Innsbruck mag es ein Wenig langweilig werden.

Aber ich frage nicht, wie wird das schöne Mädchen aussehn, wenn es Runzeln hat! Ich ging mit einem wunderlichen Wohlbehagen unter den Arkaden der Stadt hin, wo man Versteckens mit der Sonne spielen kann. Die Tyroler hatt' ich mir eigentlich nie eine bedeutende Stadt bildend denken können. Sie sind auch hier meistens entartet, oder sehen aus, als ob sie nur zum Besuche da seien. Der Tyroler gehört auf's Land, dort ist er eine Notabilität. Es ist merkwürdig, wie edel er auch in Lumpen aussieht, das feierliche, edle Gesicht eines Tyroler Bettlers mit den stillen, regelmäßigen Zügen setzt Einen in Verlegenheit. Sie sahen alle aus, wie hochgeborne Granden, die hinter den verborgenen Thälern einen Karneval aufführen mit grün und rothen Bändern.

Aber fein stolz auf Innsbruck gehen sie umher, fein stolz auf ihre Hauptstadt. Ich glaube, sie ließen sie während der sechs Wochentage leer stehen, und kämen

bloß des Sonntags her, um die Kirchen zu besuchen, auf den Straßen herum zu schlendern, auf der Innbrücke zu stehn, und die Tyroler Berge anzuschaun — das thäten sie, wenn die äußeren Landstraßen nach Innsbruck plötzlich verschüttet würden, und die Bewohner der Stadt nicht mehr bestehen könnten. Sie haben ein Faible für Innsbruck. Botzen ist viel bedeutender in Lage und Wohlhabenheit, die Blüthe Tyrols rankt sich da zusammen, aber Innsbruck ist die alte Jugendgeliebte, sie hat ihre heißesten Thränen, ihre bessern Thaten gesehn, es ist ihr Heiligthum, das Mekka der Tyroler.

Da drüben, einen Büchsenschuß von der Stadt liegt der Berg Isel, wo die Baiern wie die Spatzen erschossen wurden, wo sie sich zuschrien: „ein Hundsfott, der nicht seinen Mann trifft," wo ihre Stutzen an einem Vormittage fünf und sechzig Officiere niederwarfen, diese Innbrücke hat Hofer geheiligt. Hier kreuzte er seine Arme und stürzte durch den Kugelregen auf die Feinde, und rief: „Vorwärts Tyroler! St. Georg und mein Bart werden Euch als Schild dienen."

In und um Innsbruck liegt die Quintessenz des Tyroler Ruhms, sie lieben es wie die Juden Jerusalem, wie die Römer Rom, wie die Franzosen Paris. Wenn man einen Tyroler begegnet, so

frägt er: wo biſt Du her, und haſt Du Innsbruck geſehn?

Die Stadt zieht ſich mit ihren elfhundert Häuſern von Teutſchland nach Italien hin, und hat für mehr als 10,000 Einwohner Platz. Eine lächerliche Merkwürdigkeit iſt das goldne Dach, deſſen Bedeutung ſchon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Taſche hat es angelegt, und es iſt eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln.

Auch der Gedanke ſolch einer goldnen Prahlerei iſt durchaus nicht tyroliſch. Der Tyroler erwirbt gern Geld, und er verſchleudert es auch nicht ſo ſchnell und leichtſinnig wie der habſüchtige Italiener, aber es hat ihm auch keinen ſo todten Werth wie dem geizigen Schweizer. Er liebt das Schmucke, er kauft Viel, und giebt ohne Bedenken zwei Drittheile ſeines Erwerbs für einen ſchönen Hoſenträger, ein feines Hemd und eine weiche Sammtjacke. Er iſt viel zu eitel und zu reinlich, um mehr als ordentzu ſein.

Eins aber beweiſ't dies goldne Dach, was ſchon Jahrhunderte lang unangetaſtet liegt; die Ehrlichkeit der Tyroler. Es hat ſich noch Niemand an einem Ziegel vergriffen. Ich glaub' es gern, daß der Verſuch des Diebſtahls am Zuſammenhange der Maſſe und der ſonſtigen Beſchwerlichkeit ſcheitern würde,

aber englische Industrieritter hätten gewiß schon hundert Versuche gemacht. Ein Diebstahl ist in Tyrol eine arge Seltenheit, und wenn einer vorfällt, so ist der Dieb gewöhnlich aus Italien oder drüben aus Steiermark.

An Kirchen und Heiligenbildern fehlt es in Tyrol, namentlich in Innsbruck nicht: der Tyroler ist nicht nur fromm, er ist noch wacker abergläubisch. Es war kein geringer Grund zum Aufstande, als die bairische Regierung die geistlichen Komödien und Wallfahrten untersagte, welche die Tyroler in großen Schaaren besuchen. Jetzt ist kaum ein Ländchen in Europa, wo der Katholizismus und die patriarchalische Hierarchie noch so üppig, warm und feist gediehen, als Tyrol. Spanien und Portugal sind skeptischer, und in Italien wuchert bekanntlich nur die Sinnlichkeit oder gar die Lüderlichkeit des Katholizismus. Das ist um so auffallender, da man von den vielen Wanderern aus Tyrol, die mit Teppichen und dergleichen in Europa herumziehn, und dann zurückkehren, einen profanirenden Eindruck in der Heimath erwarten sollte. Aber die Tyroler heulen mit den Wölfen, sie hüllen sich in Schaafskleider, doch die Tyroler Stimme, die Tyroler Haut bleibt von allem Aeußeren unberührt. Sie sind für kein Kontagium empfänglich, auch die Cholera hat keiner mitgebracht. —

Nächst Hofer ist der Kaiser Max eine Hauptperson in Innsbruck. Er hat in der Hauptkirche ein eigenthümlich Denkmal. Hinter einem Eisengitter steht eine Art Sarkophag, auf welchem mit der größten Zierlichkeit in lauter kleinen Nürnberger Hautreliefs seine Schlachten abgebildet sind. Es ist sehr bezeichnend, daß man ihn durch solche kleine charmante erhabne Sächelchen verherrlicht hat, diesen letzten teutschen ritterlichen Sanguiniker mit der braven Liebenswürdigkeit. Ein schnurriger Pendant zu seiner Geschichte, dessen Schalkhaftigkeit dadurch erhöht wird, daß es die Tyroler mit den niedlichen kleinen Schlachten ganz ernsthaft meinen. Dieser brave, ein wenig beschränkte, poetische Kaiser Max, was unternahm er für gewaltig ritterliche Dinge, und hatte nie Glück, erreichte nie etwas, gewann nie Einfluß. Er war der schönste teutsche Schauspieler, der noch einmal die Romantik, das persönliche Heldenthum spielen wollte zu einer Zeit, wo die antiromantische Vernunft erfunden wurde. Zu Innsbruck in der Kirche ist sein gar zu treues Denkmal.

Ein entarteter Tyroler, der mir die Martinswand wies, erzählte, eigentlich sei's kein Engel gewesen, der ihn gerettet, sondern ein Gemsjäger, und der Kaiser Max habe ihn dafür geadelt, und seine Familie existire noch. „Aber" — setzte er ächt tyrolisch hinzu — „auf die Martinswand ist noch kein

Tyroler hinaufgekommen, und herunter erſt gar nicht". —

In unſrer Wirthsſtube gab's ſo viel Bilder von Hofer, als Kouverts auf dem Tiſche. Aber der gute Kaiſer Franz hing einſam hinter dem Ofen, von Fliegen verunglimpft. Das iſt nicht bös gemeint, das Schickſal hat's ſo gefügt. Und Hofer hat den Leuten wirklich einen großen Gefallen gethan. Damals gewährte er ihnen eine Art Mittelpunkt, und das thut er heut noch. Für die beſten Gedanken brauchen die Völker Fleiſch und Blut, ſie müſſen ſie wie der Apoſtel Thomas mit Händen greifen können.

Dieſe Inkarnation hat aber Teutſchland immer noch gefehlt. Wir haben gar keinen gemeinſchaftlichen Helden, und das iſt unſer Unglück. Blücher war ein Preuße, Karl der Große ein Franke, Luther ein Proteſtant, Heinrich der Finkler mußte die Wälder ausrotten, und hatte für die Menſchen keine Zeit, die Hohenſtaufen liebten nur Italien, Friedrich der Große nur Frankreich — wir hatten noch keinen Helden und haben keinen. Nur Klopſtock und die vaterländiſchen Myſtiker können am Strohfeuer von Worten warm werden, und ſich mit Herrmann tröſten, mit Herrmann und Thusnelda und mit Thusnelda und Herrmann. Andern vernünftigen Leuten, die gern was Rechtſchaffnes lieben möchten, iſt das zu

lange her, und es geht uns kein Landwehrmann in's Feuer, wenn wir ihm ſagen: Im Namen Herrmanns und Thusneldens, Michel drauf! Was kümmert den Michel Herrmann und Thusnelda!

Es iſt eine Schwäche, das Heldenthum der Perſonen und Namen; durchgebildete Völker entwachſen ihr, aber es iſt eine poetiſche Schwäche, wenn der Name wirklich auf eines Helden Stirn, auf der Stirn des tüchtichſten Mannes ſteht. Nur ein Volk, das keine andere Vereinigung hat, als den Namen und die Sprache, ein ſolch Volk muß einen Helden haben, bei deſſen Namen ihm das Waſſer in die Augen ſchießt. Es iſt leider in Teutſchland zu viel Republik in Kunſt und Wiſſenſchaft: da giebt's ein immerwährendes Guillotiniren, links und rechts fliegen die Köpfe der Herrſcher, Göthe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und zu viel Republik unter den Notabilitäten aller Art. Bin ich nicht ſehr liebenswürdig, daß ich zu viel Republik finde?

Es iſt in Teutſchland zu wenig Außerordentliches, durch Größe Ueberwältigendes. Das Land hat ſein Heroenzeitalter überſprungen, es hat ſich zu früh etablirt, hat die Kinderkrankheiten des Heldenthums nicht durchgemacht, daher ſeine Armuth, ſein Siechthum.

Tyrols Kinderkrankheit war der Aufſtand von 1809, und Andreas Hofer war ſein Arzt, Beichtva-

ter und Todtengräber, das frühere Geſchlecht iſt freilich dabei zu Grund gegangen, aber in einer friſchen, ſchnellen Krankheit, die eine geſunde Trauer zurückläßt, und im Namen Andreas Hofer hat die neue Generation ein Bannerwort bekommen für alle Zeiten. Andreas Hofer iſt ein moderner Schutzpatron Tyrols geworden, und er hängt nicht umſonſt in allen Wirthsſtuben.

40.

Andreas Hofer.

Durch Immermanns „Trauerſpiel in Tyrol" und ähnliche Bücher iſt es Mode geworden, den Hofer immer nur für eine große Puppe anzuſehn, welche die Pfaffen am Draht zogen. Er war eine Puppe, aber eine lebendige, er haßte nicht bloß auf Geheiß, er haßte von Herzen, und liebte von Herzen. Und ſein Haß traf nicht bloß, wie die Pfaffen wollten, die Franken und Baiern, ſein Haß traf auch den Adel, ſeine Liebe umfaßte nicht allein die unantaſtbare Kirche, ſie war eine demokratiſche. Und der ganze Aufſtand war nicht bloß eine blutige Poſſe, zum Vergnügen des Hauſes Habsburg aufgeführt, er ſtammte wirklich von der Freiheit. Das Pfaffen- und Habsburgthum haben ſeinen Glanz getrübt, aber ſein Element nicht verändert. Die „rothen Hoſen" des öſterreichiſchen Kaiſers haben allerdings ihre Rolle dabei geſpielt, aber ſie waren nicht das Motiv des Stücks.

Es war eine verwickelte Geschichte um den Preßburger Frieden und um die Ursachen, daß in der Nacht des zehnten April 1809 der Aufstand losbrach in Tyrol, ich habe hier auf der Reise nicht Zeit genug, sie ausführlich zu erzählen. Oesterreich hat viele seiner kleinen Klugheiten dabei entwickelt, die seinem Verstande immer Ehre machen werden. Ohne viele Umstände gab es Napoleon Tyrol in den Kauf, als er es verlangte, man kannte zu Wien das ehrliche, offne Tyrolerherz auf und nieder, und trat die Provinz viel leichter ab, als jede andre. Mit dem Paragraphen dieser Abtretung ward dem Napoleon der Uriasbrief eingesiegelt in die Friedensdepesche; das wußte man. Es war eine vergiftete Hostie, die den Frieden weihte.

Oesterreich behandelt nämlich seine Provinzen immer wie die Kinder, denen man in kleinen Ungezogenheiten den Willen läßt, damit sie nur sonst artig bleiben. In Tyrol wohnten die kleinsten Kinder, denen man all' die garstigen Angewöhnungen von Nationalität, Privilegien, Selbstbesteuerung und dergleichen durch die Finger gesehen hatte. So waren die Tyroler meist guter Laune gegen Wien.

Napoleon aber und das damalige bairische Gouvernement, welchem Tyrol zugefallen war, verfuhr mit der neuen Provinz wie mit einem erwachsenen Menschen, welcher Härten und Uebelstände zu über-

sehen vermag gegen allgemeine, weitaussehende Vortheile, gegen moderne Verbesserung. Das erzeugte das lebhafteste Mißbehagen gegen die neue Herrschaft. Der Tyroler sieht von einem schmalen Thale bis zum anderen, seine Pupille gewöhnt sich nicht ohne Schmerz plötzlich an weite, breite Weltreformen. Diese total falsche Behandlung war der erste Grund zum Aufstande.

Tyrol ist fromm, man tastete seine Kirchen und Priester an. Die Priester schrieen „Anathema!". Tyrol ist nicht bloß fromm, es ist abergläubisch — die Priester legten einen breiten zweiten Grund zum Aufstande.

Tyrol ist arm; man verlangte höhere Steuern von ihm, das war ein dritter Grund. Aber das waren Alles nur Dinge für Einen, der durchaus Gründe haben wollte. Die Hauptsache waren lauter Empfindungen, für welche sie keine Worte hatten. Das Tyrolerthum war bedroht. Jede Aenderung, jedes Neue ist einem stabilen Volke wie dieses ein Gräuel. Sie ahnten es, daß am Ende auch ihre Hosenträger, ihre grünen Hüte, ihre bunten Bänder bedroht würden, sie ahnten es, daß man ihnen am Ende gar die Stutzen nehmen könnte. Und Alles geschah, ohne daß sie gefragt wurden — die ganze Freiheit mit all' den Freuden, Rechten und Ungezogenheiten, welche in diesem

Worte liegen, war gefährdet. Das lag dem Dümmſten vor Augen, wenn er nicht mehr thun und laſſen durfte, was früher.

Und um die Freiheit handelte ſich's wirklich in dieſem Aufſtande, wenn ſie auch einen andern Rock trug als gewöhnlich, wenn ſie auch verdächtigt wurde durch das Zulächeln Oeſterreichs.

Die Tyroler ſagten untereinander, ſie wollten dieſe Wirthſchaft nicht leiden, und gingen ſtill zu Rathe, wie das zu ändern ſei. Nun wohnte auf dem Sande zu Paſſeyer ein großer, gewaltiger Gaſtwirth, der war in ganz Tyrol bekannt wegen ſeines enormen Appetits, ſeiner herkuliſchen Leibeslänge und wegen ſeines erſchrecklich großen, ſchwarzen Bartes. Dieſer Mann aß und trank mehr, als jeder andre Tyroler, führte ein entſchloſſen Regiment im Hauſe, und auch die Weiber hatten ihm gar nichts an. Man wußte zum Beiſpiel, daß ſein Weib den großen Bart nicht leiden konnte, und daß er ihn nur wachſen ließ, um aller Welt und ſeiner Frau zu zeigen, daß er Herr im Hauſe ſei. Bei dieſem Manne, der von der Natur zu einem Anführer beſtimmt ſchien, verſammelten ſich die unzufriednen Tyroler, und ſchworen, ſie wollten halten zu Tyrol, ja, ſie verſchworen ſich gegen die Franken und Baiern auf Leben und Tod, und tranken dazu

Botzener Wein beim Sandwirth zu Passeyer, und der Sandwirth trank mehr, als alle.

Dieser Sandwirth mit dem großen Appetite, großem Leibe und großem Barte ist aber Andreas Hofer.

Noch ehe sie miteinander einig waren, daß man zum Stutz greifen müsse, war Hofer mit einigen Verschwornen hinabgestiegen nach Grätz, um mit Oesterreich zu unterhandeln. Der Erzherzog Johann nämlich war der Naturforschung wegen bereits längere Zeit in den Kärnthner Gebirgen umhergezogen, um für die Tyroler Natur rasch bei der Hand zu sein. Er empfing den langen und breiten Andreas auf das Vortrefflichste, und als ihm Hofer sagte, sie wollten losschießen in Tyrol, wenn nur Oesterreich hinterdrein schießen wollte, da klopfte ihn der Erzherzog auf die Achsel, und versicherte ihn, die Sache sei ganz in der Ordnung.

Dieser Moment der letzten Zeit ist so überaus interessant, weil Oesterreich eine Revolution angestiftet. Wenn ich den Namen Oesterreich höre, so denke ich an Ollmütz und Munkatsch, wo Lafayette und Ypsilanti, zwei Freiheitshelden, geschmachtet haben, ich denke an den Oesterr. Beobachter, an Mehlspeisen, an das leere Lächeln eines ganzen Volks, das man verwahrlost ꝛc. hat, ich denke an die friedliche Hofburg in Wien, an Wiener Walzer,

an den Staberl, an die langen ungariſchen Grenadiere; aber das Wort Revolution fällt mir nicht ein. Ich ſehe die im Kerker zerſtörten Wangen, die zertrümmerte Bruſt Ypſilantis zum letzten Male ſchmerzhaft Athem holen, und die gequälte Seele aushauchen, aber an eine Revolution denk' ich nicht.

Und dort, dort zu Grätz unterhandelte der öſterreichiſche Erzherzog mit einem Gaſtwirth aus Tyrol um eine Revolution, er ſchloß den Kontrakt ab, und Hofer ging zurück gutes Muths, und trank eine Flaſche Botzener mehr, lud ſeinen Stutzen, und die Geſchichte ging los.

O Oeſterreich, Oeſterreich, haſt du keine nächtlichen Erſcheinungen, wenn du gegen die Freiheit agirſt, ſiehſt du ſie nicht, die ſchönen, wohlgebildeten Tyroler Leiber, die blutbefleckt, von Kugeln zerriſſen, in den Schluchten lagen, oder die der grüne Inn herabſchwemmte bis in die Donau?! Fällt dir's nicht manchmal ein, daß um's Jahr Neun zuweilen bunte durchſchoſſene Bänder an den Wiener Baſtionen auf der Donau vorbeiſchwammen hinab nach Ungarn, und daß die Leute ſagten, die Bänder kämen aus Tyrol herab, und dort gäb's viel Unglück.

Nein, ſolche Dinge fallen dir nicht ein, und ich lobe dich drum, du haſt Recht, es wäre eine Sentimentalität, um derentwillen ich dich auslachen würde. Ein abſoluter Staat muß kein Gewiſſen

haben, sein Vortheil ist sein Gesetz. Daß Oesterreich Tyrol aufreizen und dann im Todesunglück verlassen konnte, das ist ein Beweis seiner absoluten Größe. Ich weiß, daß Kaiser Franz bittre Thränen um seine armen, braven Tyroler geweint haben mag, denn er ist ein natürlicher Mann mit weichem, menschenfreundlichem Herzen, ich seh' ihn mit seinem quälenden Weh in der Hofburg umhereilen, und die Hände ringen um die armen Tyroler, die man zusammenschoß, aber Oesterreich ist mehr als Kaiser Franz; die Götter vermochten nichts gegen das Fatum.

Unter solchen Umständen ist der Tyroler Aufstand ewig merkwürdig.

Und der Sandwirth von Passeyer sagte zu seinen Brüdern: Es ist alles richtig, man wird uns helfen. Geht hinab, und ordnet Alles an. Die Zahl der Verschwornen war aber angewachsen bis auf Sechshundert, und diese Sechshundert bewahrten das Geheimniß mehrere Monate. Das können nur Tyroler, die alle dasselbe wollen.

Am neunten April waren die Bäche, welche von den Bergen kommen, mit Sägspänen bedeckt, und auf dem Inn schwammen Bretter und Balken mit Fähnchen bepflanzt in's Thal hinab, um den tiefer Wohnenden anzuzeigen, daß man im Gebirge fertig sei. Und in der Nacht zum zehnten April blitzten auf den Bergspitzen Fackeln in die Höhe, in den

Dörfern antworteten große Feuer, die Sturmglocken dröhnten, Alles, was eine Waffe führen konnte, griff darnach, und durch die dunkle Nacht strichen die langen Gestalten dahin nach den Sammelplätzen still und verschwiegen, nur die Priester, das Kruzifix in der Hand, predigten. Als die Sonne kam, brachen sie herab auf die fremden Truppen wie die zerschmetternden Bergwasser, „zerreißt die Schurken mit den Zähnen," schrie der lange aus dem dunkeln Haufen ragende Hofer, und wie eine sicilianische Vesper brauf'te die Tyroler Rache durch die Thäler, die Stutzen knallten, die Tyroler johlten mit tödtlicher Stimme, die Getroffenen schrieen nur einmal gellend, die Berge rauchten, der Inn blutete — binnen wenig Tagen war Tyrol gesäubert.

Das war die Frühjahrsarbeit der Tyroler Landleute, denn kein Edelmann hatte sich sehen lassen, auch die Städter hatten nur voll Theilnahme zugeschaut — die Urbewohner, die der harten Muttererde am nächsten, hatten allein den Boden gereinigt. Es war eine legitimirte Bauernrevolution.

Nun schickte Oesterreich ein jämmerlich Häuflein Truppen, das langsam die Ferſen hob, und sich nach dem Rückzuge umsah. Die Tyroler meinten, sie würden abgelöſ't, und gingen heim, der Adel ward nach Baiern zusammenberufen, von Wien kamen ein Paar magere Worte, und Hofer warf sich weinend wie ein

Kind an die Erde — er übersah mit der Wuth eines getäuschten Demokraten das ganze Elend, er fluchte den unnützen Junkern, er fluchte dem trügerischen Wien. „Gulden, Gewehre, Lebensmittel, Kanonen brauchen wir, und da wollen sie uns mit Worten abspeisen," rief er zähneknirschend.

Armer Hofer!

Unterdessen hatte Napoleon die verworrne mörderische Schlacht bei Wagram geschlagen, über Salzburg herein ergossen sich die Franzosenheere, und Lefevre, der Herzog von Danzig, drang gegen Tyrol.

Die Baiern saßen wieder in Innsbruck. Das ertrug Hofer nicht, er kam wieder herunter von den Bergen, der Krieg begann von Neuem und mit noch größerer Wuth. Listig zogen sich die Bergbewohner in die Schluchten zurück und verlockten dahinnein die Feinde, in die Klüfte des Brenner. Dort hatten die Tyroler Felsblöcke und halbe Berge beweglich gemacht, und stürzten sie zerschmetternd auf die Feinde. Das gab eine Niederlage im drückendsten Sinne des Worts.

Hofer nahm von Neuem Innsbruck und ward Dictator von Tyrol. „Ihr könnt als Baiern nicht leben, auf denn, seid Tyroler bis in den Tod!" rief Andreas mit lauter Stimme zu Innsbruck.

Bis in den Tod — Oesterreich schloß den Wiener Frieden und trat Tyrol wiederum an Baiern ab — wer den Krieg noch fortsetzte, war ein Rebell, der er-

ſchoſſen wurde. Und Hofer wollte ſterben als freier Tyroler, und ſetzte trotz allgemeiner Entmuthigung den Krieg fort.

Von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht ward er getrieben, es wurden der Stutzen immer weniger um ihn, die Feinde umarmend, wenn kein Ausweg mehr übrig blieb, ſtürzten ſich die Tyroler in die Abgründe, der langbärtige König von Tyrol mußte ſein Schwert niederlegen, das Stück war zu Ende.

Da ſtieg der unglückliche, zermalmte Hofer auf einen der höchſten Berge, wo kaum ein menſchlicher Fuß hindringen konnte. Hier legte er ſich todtmüde in eine Höhle, in welcher neun Monat des Jahrs der Schnee nicht ſchmolz, und hungerte und betete und fror und ängſtigte ſich für ſein Vaterland. Nur ſein Weib kam zu ihm, und brachte ihm einige Nahrung, er ſah nichts als den hellen, kalten Himmel über ſich und die wüſten Berge unter ſich. Er war ein ausgeſtoßener, geächteter Mann, der König von Tyrol.

Da kam eines Tags ſein Weib und ſagte ihm, ſein Aufenthalt ſei entdeckt, er möge weiter flüchten. Aber Hofer antwortete: Ich will doch ſehen, ob mich ein Tyroler verräth. Sie bat ihn auch von Neuem, den langen Bart abzuſchneiden, aber er liebte ſeinen Bart, er wußte es, daß dieſer ſchwarze Bart welthiſtoriſch geworden ſei, und erklärte: Mein Bart fällt nur mit mir.

So kam der achte Januar des Jahrs 1810 heran, Hofer arbeitete eben, den vielen Schnee zu beseitigen, der ihn zu verschütten drohte — da sah er ringsum blanke Gewehre blitzen, er war umstellt, die Franzosen rückten heran. Rasch griff er nach seinem Stutzen; aber das Unnütze eines Widerstandes einsehend, legte er die Waffe ab, und trat stolz wie ein Bergkönig vor seine Hütte und rief: Ich bin Hofer, schießt Franzosen, schießt schnell, nur schont mein Weib und meine Kinder.

Aber sie legten ihn in Ketten, und führten ihn hinab gen Botzen. Von da sollte er eines Morgens weiter hinunter geführt werden in die Festung Mantua. Er mußte Abschied nehmen von Weib und Kind, die ihn nicht verlassen wollten. Es war ein schlimmer Morgen für Andreas. Sein Bube zerrte an dem lichtgrünen Jägerrocke des Vaters, und klammerte sich an die braunen hohen Kamaschen des Schützen, sein Weib lag ihm an der Brust und weinte die stürzenden Thränen eines Todesabschieds. Andreas Hofer segnete sie, rückte den breiträndrigen Hut mit dem bekannten braunen Federstutz tief in die Augen, stieg auf den Wagen und fuhr bergab durch Welschtyrol in die lombardische Ebene nach Mantua.

Er ward als Rebell vor ein Kriegsgericht gestellt. Das ist ein tödtlich Wort.

Die Franzoſen behandelten ihn wie einen Helden mit Hochachtung; er war ein furchtbarer aber ein menſchlicher Feind geweſen, nie hatte er beſiegten Feinden ein Haar krümmen laſſen. Der Advocat Baſſicot vertheidigte ihn mit Feuer und Geſchick, der Tag des Urtheils war da, man erwartete ſeine Freiſprechung. Da flog raſch wie das Unglück ein telegraphiſcher Todesbefehl nach dem Thurme von Mantua.

Um zehn Uhr des Morgens hörte er den Generalmarſch. „Das iſt mein letzter Gang!“ ſprach er, „Iſrael zu deinen Zelten!“

Es war ein herzzerreiſſender Anblick, als er am Molina-Thor vorüberkam, und die Tyroler Gefangenen an den Gittern ihn erblickten. Laut [illegible]ten ſie auf in krampfhaftem Schmerze. Ihr Vater Hofer, der Mann Gottes, der Alles mit einem Bibelſpruch begann, den ſie verehrten wie einen Engel, Sanctus Andreas Hofer ſollte wie ein Verbrecher erſchoſſen werden. Sie fielen alle auf die Knie und beteten, und die Thränen liefen ſtromweis über ihre Backen.

Andere Tyroler, die frei herum gingen, lärmten toſend und rachelüſtig, aber Hofer beſchwichtigte ſie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch beſaß, ſeine Doſe und einen Roſenkranz von Werth und ſprach: Tyrol ſtirbt nicht mit mir.

So kam er auf die Baſtion von Ceſena. Da

sah er noch einmal nach seinen heimathlichen Bergen, dort oben nach jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforsten so lange gehauſ't hatte, und er breitete zum letzten Male seine Arme aus nach Tyrol, der große, gewaltige, wehrlose Mann, ein Mann des Todes.

Er wies den Tambour zurück, der ihm die Augen verbinden wollte, und als man ihm niederzuknieen befahl, rief er zum letzten Male trotzig: „Nimmermehr! Ich habe stets aufrecht vor Gott gestanden, und so will ich die Seele zurückgeben, die ich ihm verdanke."

„Fehlt nicht," sagte er noch zu einem Soldaten, warf ihm einige Geldstücke hin, und kommandirte mit fester Stimme „Feuer!"

Die Büchsen blitzten auf, die Schüsse knallten, Hofer war schlecht getroffen, stürzte auf die Seite, und wollte sich wieder aufrichten, da rettete ihn ein Gnadenschuß.

Das geschah auf der Bastion zu Cesena in Mantua, welches jetzt wieder eine österreichische Festung ist, an Andreas Hofer, der die Waffen erhoben hatte für sein Vaterland zu Gunsten Oesterreichs, das geschah Angesichts der Berge von Tyrol unter Gottes freiem Himmel.

Andreas Hofer war noch nicht 44 Jahr, und die französischen Grenadier trugen ihn feierlich wie einen

Stabsoffizier in einem großen, großen Sarge zu Grabe, denn man hatte nur gehorcht, indem man ihn erschoß.

Oesterreich hat später seinen Sohn geadelt, ihn zu einem Junker gemacht, weil sein Vater die Junker verwünscht hatte bis in den Abgrund der Erde. In der Kirche zu Innsbruck liegt sein Denkstein bäuerlich an der Seite, und man muß mit Füßen darauf treten. Jetzt erst im Jahre 1834 lassen ihm die Tyroler Stände ein Denkmal setzen.

Aber in allen Hütten Tyrols findet man den fabelhaft groß und starken Mann mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbusch auf dem breiten Hute und mit dem langen Hohenpriesterbarte, den Pistolen im Gürtel, dem langen Schwerte an der Seite, dem Stutzen an der Hand, da findet man Andreas Hofer, den Tell der Tyroler.

41.

Der Brenner.

Ich hatte mir nun so sicher eingebildet, in Innsbruck, in diesem sonnigen Tyroler Thale wohne das Glück. Ach es war wieder nichts. Ich glaube, das Glück ist bloß ein Gedanke. Und weiter, wieder weiter ging's; die Tyroler sind gut, brav, lieb, und ihre Treuherzigkeit ist keine Koketterie, und ist auch in der Fremde nicht affectirt, wie ich immer geglaubt hatte, aber langweilig sind sie sehr. Man müßte geradzu ein Handwerk erlernen, wenn man lange in Innsbruck bleiben wollte.

Ich ging recht traurig hinaus zum südlichen Thore auf den Isel zu, und nahm recht traurig Abschied von meinem lieben langweiligen Innsbruck. Es war mir, als ich mich wendete, und noch einmal über die sonnenhelle Stadt sah — die Thurmknöpfe funkelten, die Bergwände rauchten — als sähe ich zum letzten Male über das glatte, blühende Antlitz

einer einfachen Dirne, die ich oftmals geküßt, die ich zu lieben geglaubt hatte, bis ich erfuhr, daß sie nicht lesen und schreiben konnte und langweilig war. Ade Innsbruck, du hübsches beschränktes Innsbruck.

Auf dem Isel, einem sanft sich nach dem Süden lehnenden Berge, setzte ich mich —, und träumte noch einmal die Tyroler Schlacht, sah nach Schloß Ambras hinüber, wo Wallenstein Page gewesen, und einst hoch vom Fenster hinabgefallen ist. Wer ein großer Mann werden soll, bricht in der Jugend nicht den Ha's.

Immer bergauf, bergauf ging es jetzt, über den Schömberg nach dem Brenner — wie ferne Gedanken lagen bald Teutschland und Tyrol unter uns — ich hatte einmal in meiner Jugend einen Gedanken, aber ich weiß ihn nicht mehr. Juchhe! drüben hinter dem Berge kommen ganz neue Menschen, die verstehen kein Wort teutsch, und ihre Väter waren die alten Römer, und rings um sie findet man lauter Naturmerkwürdigkeiten, z. B. Cypressen, Pommeranzen, die im Freien wachsen, einen Papst und ganz rothe Kardinäle, höllenschwarze Weiberaugen und Kirchen von allen Sorten. Juchhe! hinter jenem Berge, dem fatal hohen Brenner steckt Italien — juchhe! — —

Ich schämte mich über den Spektakel, den ich da oben auf dem stillen Berge machte. Es war

Alles todtenruhig um mich her. Hier gähnte eine schwarze Schlucht, der kein Auge auf den Grund sah, dort hob sich eine magre kleine Hochebene, und der fromme Wahn hatte ein Kirchlein drauf gebaut, das stand einsam und verlassen wie eine abgestorbne Religion. Vielleicht hatte Hofer einmal dort gebetet, wenn die Sonne unterging da in der Tiefe über dem Innthale.

Auf solchen hohen, schweigsamen Bergen lernt man beten, da ist man dem Herrgott wirklich näher, und hofft, er werde ein Paar Worte hören, die man spricht. Ich hab's von Jugend auf für ein unbilliges Verlangen gehalten, daß er sich in all die kleinen, niedrigen Kammern begeben soll, um all die verworrenen Wünsche anzuhören, namentlich, da so viel Leute im Winter unter die Bettdecke kriechen, und ihm dort ihren Jammer vormurmeln.

Auf solch einem hohen stillen Berge, da spürt man's, daß die Naturkräfte ganz in der Nähe sind, und immer attent, denn jede Versäumniß ist hier lebensgefährlich. Wenn solch ein Berg einmal unbedachtsam einschläft, und im Schlafe Schwalben schießt mit dem Kopfe, und gelegentlich das Uebergewicht verliert, so fällt er bis über Innsbruck nach Teutschland hinunter, schlägt sich und andern Leuten Arm und Beine entzwei, macht nichts als Unglück, und die ganze Weltgeschichte wird aufgehalten.

Auf der Reise bin ich nämlich immer der Meinung, die Erde mache eben so ihren Vervollkommnungs-Kursus wie die Menschen durch die Jahrhunderte. Wenn sie einst ganz kultivirt sein wird bis auf die Spitzen des Himmalaya und der Anden, dann ist ihre Lehrzeit überstanden, und sie kommt auch in den Himmel. Dort giebt ihr der Herrgott eine eigne, sehr schöne Wohnung, da hören die Naturgesetze auf, es muß nicht regnen, wenn Wolken kommen, es muß nicht kalt werden, wenn die Winterzeit da ist, sie kann machen, was sie will, sie kann faullenzen, lauter Borsdorfer Aepfel wachsen lassen — kurz, sie kann ein Schlaraffenleben führen. Und da besuchen wir sie manchmal, und sie erzählt uns lauter Geschichten, die hier Niemand gesehn hat als sie, nicht einmal die Sonne. Da werden wir einmal Neuigkeiten hören, und Novellen schreiben können! Darum behandle ich aber auch immer den Erdboden mit vielem Respekt, denn er hat ein Gedächtniß wie wir.

Auf der äußersten Höhe des Berges, welche die Straße erreicht, ist noch eine einsame Poststation. Dort aß ich ein Stück Brot und trank ein Glas Wasser; das war meine letzte teutsche Handlung. Es wurde dunkel, ich setzte mich in den Wagen, und machte die Augen zu. Ade Teutschland! Es ging bergab nach dem Süden, den Weg hinunter, wel-

chen die Teutonen und Ambronen damals gemacht haben sollen. Ich kann das indeß nicht verbürgen, es ist nur eine dunkle Erinnerung von der klösterlichen Schulzeit, in welcher ich immer jämmerlich hungerte. Die Teutonen und Ambronen trugen Wildschuren von Bären- und Wolfsfellen; das ist die beste Erfindung, welche sie gemacht haben. — — — So ging das immer weiter in meinem Kopfe, bis ich plötzlich erwachte, und inne ward, daß ich recht gut geschlafen hatte. Wie lange das geschehen war und was ich verschlafen hatte, war nicht zu ermitteln. Der Wagen hielt, ich stieg aus, es war sehr dunkel, die Pferde wurden gewechselt, kein Mensch sprach, ein sanfter liebenswürdiger Regen träufelte vom Himmel, die Luft war warm wie Mädchenathem, vom Berge sah ich nichts, als zweifelhafte groteske Umrisse — es war sehr wunderlich, aber sehr hübsch.

Das war in der Nacht auf dem Brenner — als der Wagen mit mir weiter rollte, da brach all die schlesische Sehnsucht auf in meinem Herzen, welche seit Breslau still gelegen hatte, jene süße spanische Sehnsucht nach den weißen Armen der maurischen Mädchen und ihren eindringlichen, durchbrennenden schwarzen Augen, die aus Arabien stammen. Ich freute mich herzinnig, daß es schon bergab ginge von den Pyrenäen, hinein in das dunkelbesonnte Land, „und wenn die Morgensonne kommt," sagte ich sehr ver-

gnügt zu meiner Nachbarin, „da fahren wir durch's Thal von Ronceval, wo der Roland gefallen ist, und da singen wir Romanzen von Rolands Horn, von der getreuen Olifante. Kennen Sie die Geschichte von der Olifante?"

Das Mädchen, ein niedlich Bürgerkind aus Botzen, die bei der Muhme in Schwatz gewesen war, das gute Kind mit dem milchrothen Gesichte verstand gewiß nur meinen spanischen Händedruck, womit ich ihr die Halbinsel demonstrirte; sie war schläfrig, und lispelte: „Nein, die Olifante kenne sie nicht; ich möchte es nicht übel nehmen."

Nun sehen Sie, meine Liebe, hub ich an, selbiger Roland war von Jugend auf ein Wunderkind, und die Olifante war ein schönes Horn, womit er seine Krieger zusammenblies, denn er war ein gefährlicher Kriegsheld, der Roland. Als er nun auch einmal in den spanischen Krieg zog, da ward er im Thale Ronceval von den Feinden eingesperrt und überfallen, und da ging es ihm sehr schlecht, die besten seiner Leute wurden todtgeschlagen. Als dies Roland sah, hielt er einen Augenblick inne mit seinem Schwert, und stieß in sein Horn Olifante, daß der Ton weithin schallte durch die Pyrenäen, um die Seinigen zusammenzurufen.

Zu derselbigen Zeit, es war nämlich um die heiße Mittagsstunde, wo Roland so in Noth war, saß der

Kaiser Karl in seinem kühlen Saale zu Aachen, wohl an viele hundert Meilen weit vom Thale Ronceval mit seinen Rittern bei der Tafel, und trank Rheinwein und war guter Dinge. Und sehen Sie, als Roland in der Mittagshitze bei Ronceval in sein Horn stößt, da fährt Kaiser Karl zu Aachen in die Höhe, fragt, was ist das? und wird sehr ernsthaft — denn Karl und Roland, der alte und der junge Held liebten einander sehr. Die Ritter aber sagen, es sei nichts gewesen, und er setzt sich langsam wieder hin.

Unterdeß wird's zu Ronceval immer heißer, Rolands Schwert wird immer kürzer, sein Häuflein immer kleiner, und blut- und schweißtriefend bläs't er zum zweiten Male einen tiefen sehnsüchtigen Ton in seine Olifante. Da springt klirrend zum zweiten Male Kaiser Karl zu Aachen in der kühlen Halle auf, er sieht ängstlich dem Tone nach, wie er an den hohen Bogen des Saals und den bunten Fenstern hinläuft, und ruft viel stärker, als das erstemal: Ihr Freunde, was war das?

Die Freunde aber sehen lächelnd einander an, und ihre großen Humpen und des Kaisers größten, und sagen: Herr Kaiser Karl, es war nichts.

Kaum hat sich der Kaiser aber wieder niedergelassen, da fällt der starke Roland im Thale Ronceval

unter den letzten Streichen, und sterbend haucht er den letzten Athem in seine Olifante, und die Fenster zittern in der Halle zu Aachen, es springt Kaiser Karl in die Höhe, und ruft mit entsetzlicher Stimme:

Um Gott, das ist des Rolands Ton,
Mein Roland ruft in Spanien. — —

Und der Kaiser und all' die Ritter zogen die langen Schwerter und riefen nach den Pferden; es war aber zu spät. — — —

— Als ich erwachte, lag das liebe Mädchen aus Botzen, die in Schwatz bei der Muhme gewesen war, mit dem geneigten Köpfchen an meiner Brust, und schlief sanft mit ihren glühenden rothen Wangen. Meine Hand ruhte fest in der ihrigen, und die ihrige zuckte manchmal leise; wer weiß von welchem Roland sie träumte.

Der Weg ging durch breite Schluchten, unten aus Italien kam grau wallend der Morgen herauf, ich sah das Thal von Roncevал vor mir, sogar die alten Befestigungen Karls des Großen auf beiden Seiten des Passes waren noch sichtbar. Es ist doch schön, daß du nach Spanien fährst — dachte ich — Das Land ist noch so frisch, unberührt, eine blanke, jungfräuliche Reisejungfrau, nicht jeder alte Professor hat daran herum getastet, wie bei Italien, und seine Noten geschrieben, und seine widrigen Liebko-

ſungen genäſelt. O Hispania, ich liebe dich, wie das nie geſehne Bild jener Geliebten, welche ich noch nicht gefunden habe, bei deren Anblick meine Seele ſchmelzen wird in Glückſeligkeit, die ich todt küſſen werde, wenn ich ſie finde, die mich lieben muß, weil ich ſie überwältige durch Liebe. Wenn ich ſie nicht finde, dann werde ich ein großer Dichter; hoffentlich aber werd' ich glücklich, und dabei werd' ich mich beſſer befinden. Auch wenn ich ein Maler wäre, ich könnte das Bild nicht malen, denn es liegt verſchleiert in meiner Seele, und in den beſten Stunden ſeh ich ſeine Augen, und dann möcht' ich weinen vor Entzücken.

O, Hispania, zu Fuße werd' ich dich durchwandern und ſehr glücklich ſein. — —

Ach, es war Brixen und nicht Ronceval, was vor uns lag, und ich hatte gefaſelt. Man iſt recht undankbar: wenn ſich die Arme einer ſchönen Witwe öffnen, bedauert man, daß es nicht die Arme einer Jungfrau ſind. Wie mancher meiner Schulkameraden hätte vor Entzücken den Horaz deklamirt, den rhetoriſchen Gourmand, den die Profeſſoren immer einen Dichter nennen, wie mancher wäre auf einem Beine herumgeſprungen, wenn ſein Wagen ſo hinabgerollt wäre in die alte Lombardei.

Ich ſchlug mir Hispanien aus dem Sinn, und

freute mich auch, meine Schläferin erwachte, und schämte sich trotz meiner Versicherung, daß das nicht nöthig sei. Ein Officier aus Mailand erklärte mir die Befestigungen des Passes. Sie rühren nicht von Karl dem Großen her, dem teutschen Kaiser, sondern von Franz dem ersten, dem Kaiser von Oesterreich. Man baut ein „Zwing-Tyrol," und sperrt den Zugang zum Süden und den Aufgang zum Süden, und die blau und rothen Franzosen sollen nicht wieder hinauf tanzen. Die abschüssige Schlucht ist hier ganz eng, und es sieht aus, als könnte man hinunter schießen bis nach Rom und Neapel.

Von Brixen beginnen die Weinreben; sie laufen an den Bergen hin, und Welsch-Tyrol fällt immer tiefer und tiefer nach der Fläche, die Sonne wird immer geschäftiger, die Wangen der Tyroler werden dunkler, die Augen brauner. Hier saß ich mit dem Starost eine halbe Stunde in einem kleinen Häuschen am Wege. Es war ein andächtiger Vormittag, die Sonne blinzelte warm durch die dichten Reben, welche den Balkon dicht umsponnen hielten. Draußen tanzten sie auf dem raschen grünen Flusse, und den Felswänden, die immer niedriger wurden. Es war fein still draußen, wir tranken harmlosen Tyroler Wein, und aßen weißes Brot, ein Tyroler setzte sich neben uns, sah uns lange schweigend an, und sagte dann langsam, er sei arm, wir hätten

mehr, und möchten ihm was abgeben. Das thaten wir, und es war gut. Es blieb fein still ringsum, wie heimliche Erwartung, Ahnung des Südens.

Ich sah den Staroſt an, und nahm seine Augen mit mir rings umher und sagte: Es ist hübsch. Und er nickte mit dem Kopfe.

42.

Bozen.

Die Cypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil ſie keine Früchte trägt,
Und ruhig ſchwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern ſchlägt.

Die Cypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil ſie trägt ein einfach Kleid;
Der Frühling ſtickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt ſie im Herbſte nicht Leid.

Die Cypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil man ſie dir pflanzt auf's Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Bei Botzen ſah ich die erſte Cypreſſe. Dicht vor der Stadt fliegt ſie wie ein ſüdlicher Freudenſchuß in die Höhe. Da fiel mir Rückert ein mit jenem Liede, denn das Lied iſt ſchön, und Rückert iſt ein Dichter. Noch vor einigen Jahren ward er ärmlich geliebt, und wenig gekannt, und da ſang er wie die Nachtigall ungeſehn im dunkelſten Gebüſch die ſchönſten

Lieder. Jetzt wird er schon geschwätzig; aber die innerlichen Jugendtöne dringen doch oft noch siegreich hervor.

Die Cypresse ist ein hoher, schlankpoetischer Baum ein schöner, lyrischer Vers. Und sie hat solch ein mild ernsthaftes Ansehn, wie süßes Liebesweh, was sich tröstet mit den sanften Lüften und der schönen Sonne; tritt man nah zu ihm hin, so findet man die feinste Bildung — ach, der Süden ist des Erdbodens Kultur, alle Bäume sind fein und sauber ausgebildet, während unsre nordischen wie die gröbsten Frescos nur von Weitem angesehen werden dürfen. Die Cypresse gleicht fast unsern Myrthenstöcken, die so hoch gewachsen sind und höher, als unsre höchsten Pappeln.

Jene Cypresse von Botzen war wie ein romantischer Wegweiser, an ihr sah ich's: es giebt wirklich einen Süden, wovon du so viel gelesen hast, und nun giebt's auch gewiß Palmen, diese liebenswürdigen, vornehmen Gedichte der Natur, und Zedern, die stolzen Fürsten der Bäume. Ich war darüber äußerst glücklich, denn ich muß gestehen, daß ich den Geographien und Reisebeschreibungen immer gemißtraut habe. Gar manchmal dacht' ich, die Leute seien so zu gemeinschaftlichen Lügen übereingekommen, und wenn ich hinkommen würde, so würde man mir eröffnen, ich müßte auch so lügen, wenn ich

nicht todtgeſchlagen ſein wollte. Jetzt aber war ich plötzlich dieſe Sorge los, und ich glaubte nun ſogar an die Cedern auf dem Libanon, und ich ſah jetzt wieder wie in meiner bibliſchen Jugend des Königs Salomo langbärtige Zimmerleute oben auf dem Libanon Cedern fällen für den Tempel zu Jeruſalem, und wenn ein ſo großer Baum geſtürzt iſt, ſich hinlegen in ſeinen Schatten, den er liegend noch wirft, Honig und Datteln genießen und ſchlafen. All' meine ſüdlichen Träume wachten auf, als ich bei Botzen ſah, daß es wirklich Cypreſſen gebe.

Und immer mächtiger drang weich und wollüſtig die italieniſche Luft herauf, ſie quoll wie warme Freude aus dem Süden her. Es war ein heißer Sonnentag, als ich in's Etſchthal hinabfuhr unterhalb Botzen, aber die heiße Luft war leicht, rein, bequem. Wenn es in Teutſchland heiß iſt, da fällt uns die Hitze wie Blei auf Kopf und Rücken, ſo wie Alles iſt auch die Luft dicker und plumper. Die italieniſche Luft iſt voll Feuer, aber ohne Dampf.

Hier fällt das Land immer jäher hinab nach Italien. Die Felſen ſind zu Ende, breit und dunkelgrün geht die Etſch durch das breit gewordene Land, ſie trägt ſchon Schiffe. Der enge Thalcharakter Tyrols iſt verſchwunden, man fährt durch lauter Gärten, Alles iſt mit Wein bedeckt, wie breite Wieſen laufen die Reben hin, nur hie und da verſteckt man noch

ein wenig Getraide darunter vor der Sonne wie das Kindlein unter dem Mantel. Der Mais allein blieb uns treu.

Es war ein üppiger Nachmittag, der Staroſt hatte geſchlafen, als wir auf der Station ausſtiegen, und er ſeine gewöhnlichen Fragen an den nächſten Mann richtete, der an einer Hausthür ſaß. Da begegnete es ihm plötzlich, daß ſein Teutſch nicht mehr verſtanden wurde. Der Sprung nach Italien iſt ziemlich plötzlich. Es war eins von jenen kleinen, unordentlichen Städtchen. Unter jedem ſonnverbrannten Felſen liegt ein ſolches; die eigentlichen Dörfer hören auf. Dieſe kleinen Neſter ſehen aus, wie man ſich aſiatiſche Karavanſereien denkt — lüderliche Dächer, Schmutz in Fülle und braune Geſichter. Die Kaffeehäuſer beginnen, und die Müßiggänger präſentiren ſich. Das kleinſte Loch hat beide. Das Kaffeehaus iſt das moderne Forum der neuen Römer.

Da ſaßen die erſten mit den vornehmen Geſichtern und der malpropern ſchmutzigen Kleidung, und ſahen ſtolz herab auf uns Barbaren. Die Thür nach der Straße iſt immer offen, und theils in dem kleinen offnen Zimmer, was man von außen überſieht, theils vor der Thür ſitzen die rauchenden Nobili, und nur wenige verzehren ein Paar Centeſimi. Der Gaſt und der Wirth macht Spektakel, wenn eine Kleinigkeit verlangt wird.

Das war also Italien? Dies Städtchen sah aus wie eine Zigeunerkolonie. Die Häuser mit ihren hohlen, fensterlosen Oeffnungen glotzten uns an. Alles Volk lebt auf der Straße, und ist unhäuslich; darum vertheidigt es denn auch seinen Heerd so schlecht. Alle Leute sehen plötzlich wie Spitzbuben aus.

Es war schon Abend, als wir nach Trient kamen. Wie hatte ich mir Trient gedacht, wenn der Professor Gesenius von dem großen Koncilium allda erzählte! Da war Gericht gehalten worden über den Himmel, wie er uns beizubringen sei, so viel hundert ehrwürdige, bucherfahrene Gottesgelahrte waren hierhergefahren, waren hier herumgewandelt mit den langen Röcken; so wie Halle, eine Stadt in Teutschland, nach Torf und Schmutz und protestantischer Gelehrsamkeit riecht, so dacht' ich, wird Trient nach katholischer riechen. Ich roch. Schmutzig ist der Katholizismus und der Protestantismus hier und dort, aber jener handelt en gros, und hat vornehme, schöne Manieren dabei; man läßt sich mancherlei gefallen um der schönen Köpfe, Busen und Stimmen willen. Dieser ist ein Viktualienhändler, der sich mit Jedem in einen Handel einläßt; er ist nöthig, aber was Großes richtet er nicht aus.

Wie die Lichter tanzten, wie die Menschen auf den Straßen hin und her summten in Trient, als

kämen sie eben aus dem Koncilium, und wären nur eben fertig geworden mit dem Katholizismus, und besprächen noch im Eifer Dieses und Jenes. Denn Trient ist die Vaterstadt des Katholizismus, hier ist er in seiner heutigen Gestalt zur Welt gekommen, Trient ist eigentlich die heiligste Stadt der Katholiken, das Medinah der Moslemims. Dahin flüchtete sich Muhamed vor den Verfolgern, hierher der katholische Glaube vor den ihn verfolgenden Wittenbergischen Gedanken. Und hier setzten sie fest, was nimmer aufgegeben werden dürfte vom römischen Glauben, was nimmer angetastet werden dürfte an den petrinischen Sagen und Novellen. Santa Triente war der Sitz der Verschwörung.

Ich gedachte unwillkührlich jenes grauen Regentages, als ich zum ersten Male nach Wittenberg kam. Wittenberg ist bekanntlich ein höchst vernünftiger Ort, wo man von Nüchternheit trunken werden kann. Vor dem Thore liegt die märkische Wüste, und ich war bald ein Gegenstand der Bewunderung, als ich täglich einen Spaziergang versuchte; draußen wohnt der schattenlose Sand, innen wohnen die Tuchmacher, die Tugend und der Mark-sächsische Dialekt, auf dem Markte steht der Luther unter einem Regendach, vor dem Elsterthore konnte man alle Tage einige kleine Pappeln sehn, zum Zeichen, daß Luther hier die Bulle verbrannt habe, des Abends

trank man Kuckuckbier, und ſpielte Schaafkopf mit teutſcher Karte — lebhaft erinnerte ich mich dieſer proteſtantiſchen Amüſements. Und jetzt ſprang ich vom Wagen, um katholiſche zu ſuchen.

Hu, war das ein Gewimmel, ein Wogen von geheimnißvollen Menſchen auf den Straßen. Dunkle Mädchen wisperten hierhin, flüſterten, ſchlüpften dorthin. Und die Luft flatterte wie ein ſchalkhafter Schleier lieblich um die Schläfe, und tändelte mit den Sinnen, und fremde, muſikaliſche Klänge, die in Wittenberg kein Menſch verſtand, flatterten wie loſe, holde Vögel um die Ohren: Signore — Tedeschi — buona sera — si, si, si, questa piazza! — —

— — Es war eine ſtolze katholiſche Figur, die vor mir her ging nach dem Platze hin, ein langes, ſchwarzſeidnes Gewand, ein dichter Schleier, aber das Auge erkannt' ich, ächt tridentiniſch war es, es beſtand feurig auf der Verehrung der Madonna. Das war gewiß die Geliebte eines alten Kardinals, der ſie nach dem Koncilium hier gelaſſen hatte zum ewigen Denkmal einer Schönheit des ſechzehnten Jahrhunderts. Sie war mit Weihwaſſer beſprengt, und alterte nicht, ſondern bekehrte des Abends junge lutheriſche Teutſche, die über den Brenner kamen, bekehrte ſie zum allein ſelig machenden Glauben.

Als ich eine Weile neben ihr gegangen war, ſaß ich feſt in den Netzen ihres gefährlichen Auges, räus-

perte mich, und wünschte ihr einen guten Abend. Sie schwieg. Ich sagte ihr, Trient sei eine schöne Stadt, wenn man sie des Abends sehe, und Walch erzähle in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, daß es schon 1545 sehr schöne Mädchen hier gegeben habe. Sie schwieg; blieb aber stehen, wendete sich zu mir, warf den Schleier vom Gesicht, und sagte: No capisco.

Da fiel es mir erst ein, daß ich kein Wort italienisch verstand, die Grammatik mit den Redensarten steckte im Koffer, der Starost, welcher gleich Mithridates und Mezzofanti 99 Sprachen redete, ja, sogar noch mehr, nämlich Sprachen, die zu Mithridats Zeiten noch nicht erfunden waren, der Starost war nicht bei mir, ich war in einer schlimmen Lage, und verließ mich auf die unverkennbare Pantomime. Ich zuckte die Achseln, und sagte: das ist sehr schlimm, Mademoiselle! dabei küßte ich ihr aber die Hand, und sah ihr in's Gesicht. Die Piazza war zu dunkel, ich konnte nicht viel sehen. Sie kam mir wie eine dunkle katholische Kirche vor, es wird Mancherlei getrieben drin: gebetet und geliebt, in weiter Ferne schimmert undeutlich die ewige Lampe. Das waren die selbst im Dunkeln blitzenden Augen. Ihre Stimme war tief, wie die Orgel. Sie hatte noch nicht verstanden, daß nichts zu verstehen sei, und sprach in fragendem Tone Unterschiedliches. Ich versuchte es

mit dem Französischen, ich sprach aus Verzweiflung Lateinisch, und sagte yes und si promiscue, so daß ich mich selbst nicht mehr verstand. Umsonst — sie ward am Ende still, und blieb an einem großen Thore stehen.

Das Lämpchen von einem Muttergottesbilde, was in der Nähe war, fiel über ihr Gesicht — sie sah wahrlich aus wie eine schmerzensreiche Madonna, welche irgend ein berühmter Meister gemacht hat. Sie trägt einen schwarzen Schleier, und ich glaube, unter dem Augenliede steht auf jeder Seite eine große Thräne. Von jeher hatte ich das frevelhafte Verlangen, diese Thränen und das große, galiläische Auge voll menschlichen Schmerzes zu küssen. Da ich Protestant war, und an die Jungfrau Maria nicht zu glauben brauchte, so vergab ich mir diese lästerliche Sünde.

Und diese Madonna stand vor mir, und sah mich mit ihren verliebten doloroſen Augen an, und das Mitgefühl über meine ketzerische Sprache war nicht zu verkennen.

Ich fühlte deutlich, daß Etwas geschehen müsse, und bemächtigte mich nun aller Superlative, deren ich habhaft werden konnte, ich rief: „bellissima, amabilissima, extremementissima", ich seufzte: „Madonna".

Sie lächelte, und trat in den düstern Hof durch mehrere dunkle Kreuzgänge. Ich führte sie am Arme, und ihr warmes katholisches Leben schlug heiß in mein Blut; — ich küßte sie, und vergaß Wittenberg und den Dr. Luther. Das war der erste italienische Kuß — böse Menschen sagen, wir hätten die ganze Reformation nur einer küßlustigen Nonne zu danken, nur die Küsse der Katharina von Bora hätten dem Luther so viel Muth gemacht. Man soll nicht spotten, aber Klosterküsse sind von besondrer Gewalt — meine süße Nonne führte mich im Dunkeln eine steinerne Treppe in die Höhe, links und rechts ging's auf einem Balkon weiter — plötzlich rief von der andern Seite eine gedämpfte Männerstimme einige rasche italienische Worte. Madonna schrack zusammen, riß sich von mir los, verschwand. Es flog eine Thür; ich stand im Dunkeln. Ich stand lange; nirgends ein Laut. Und die Züge der Madonna wurden mir immer schöner, und ihr warmes Leben, das ich gefühlt, ward immer lockender, und die Zeit immer länger.

Resignirend suchte ich den Rückweg. Umsonst; keine Treppe war zu finden, so gern ich die Entdeckung mit einem kleinen Sturz bezahlt hätte. Alles war kalte Mauer, kalter Stein. Wenn ich etwas jünger war, so hätte ich weinen können. Die Aussicht war da, die erste italienische Nacht romantisch

kampiren zu müſſen, und die Poſt ging ab mit meinen Reiſegefährten und meinen Habſeligkeiten. Auch wurde mir ſehr langweilig zu Muthe in dieſer Stockfinſterniß. —

— Als ich mich ſpäter wieder auf dem Poſtwagen fand, der gen Roveredo hinabfuhr, wußte ich gar nicht, wie das zugegangen ſei. Madonna hatte ich leider, ſehr leider nicht wieder geſehn, ihr Bild küßte meine geſchloſſenen Augen, und wenn ich ein Wenig einſchlummerte, ſo war mir's, als führ' ich mit ihr in den Himmel. Liebesgedanken aber und die Strahlen unſrer Augen zogen unſern weichen Wagen.

Wenn ich nur wüßte, wer mich hinunter geführt hat von jenem Balkon; es iſt mir, als erinnerte ich mich dunkel einer warmen Hand, und geſprochen wurde gar nichts, geliebt hab' ich aber das leitende Weſen ſehr, und Trient war ganz ſtill und finſter.

Trient war ganz ſtill und finſter, aber ich denke gern an Trient, obwohl ich nicht Viel davon geſehn habe.

43.

Novercdo.

Es ist einer meiner tröstlichsten Gedanken, daß alle die Gebilde unsrer Phantasie, die Roman- und Novellenfiguren, welche wir uns recht deutlich gestalten, daß all' diese Figuren wirklich geschaffen werden. Mit ihnen zu leben wird unser nächster Himmel sein. Wahrscheinlich sind wir auch nur verkörperte Gedanken von einem andern Planeten, und was wir Sympathie nennen, Interessantes, geheimen Zug des Herzens, das hängt ganz genau damit zusammen. Das ist aber das Geheimniß der Liebe. Jeder hat eine dunkle Erinnerung an die Bilder seines poetischen Herzens von früheren Planeten her, und nun sucht er, und sucht. Oft findet Romeo plötzlich die Julia, das ist der Moment, wo sich die Poesie erfüllt. Mancher sucht aber sein ganzes Leben und findet sein Gebild nicht; es ist vielleicht unter die Mohren gerathen, wo er nicht hin kommt, oder er fährt

mit der Post vorbei. Darum haben die Eilposten etwas Besorgliches für mich. In jenem stolzen Hause kann sie wohnen, der Kondukteur nimmt keine Rücksicht auf vorirdische Poesie, es geht vorüber. Wenn meine Sehnsucht manchmal recht groß wird, da möcht' ich zu Fuß über den ganzen Erdboden wandern, und in jedem Hause nachsehen und nachfragen, ob das Bild meiner Seele etwa da wohne. Ich werde gewiß nicht eher sterben können, als bis ich alle Länder und alle Menschen gesehen habe; ich habe z. B. einen sehr schmerzhaften Verdacht, daß in den Wäldern am Fuß der Cordilleren in Südamerika einer meiner schönsten Träume aus früherer Welt wohnt, als wunderschönes gebräuntes Mädchen auf mich wartet, und ich weiß nicht, wie ich nach den Cordilleren kommen soll. Meine guten Freunde sagen, das sei dummes Zeug. —

Manche aber, die immer an unklaren Begriffen gelitten, und nimmer klare Gestalten in sich ausgebildet haben, empfinden nur eine unklare Sehnsucht, und das sind die sogenannten Suitiers, die nach Allem jagen und nichts Bestimmtes suchen. Solche waren niemals Künstler.

Aber Schleiermacher z. B. wandelt jetzt schon mit Schlegels Lucinde Arm in Arm an einem veilchenblauen Flusse, und setzt sich mit ihr in die Blumen. Die Literaturgeschichte weiß, wie der tugendhafte Pro-

feſſor der Philoſophie, der platoniſche Menſch, welcher zu Stolpe im Lande Pommern den Plato und die Romantik ſtudirte, wie ſelbiger Profeſſor für die wilde Lucinde geſchwärmt hat. Ein ſolcher Liebhaber bekommt ſein Theil an der Dichtung, und der fromme Friedrich Schlegel muß im nächſten Himmel dem Herrn Profeſſor Schleiermacher Zutritt verſtatten zu ſeiner Lucinde, ob auch Lucinde die Schleiermacher nicht liebe.

Wie freu' ich mich wegen ſolcher Ideen auf den Himmel — den gewöhnlichen theologiſchen müßt' ich mir verbitten, der wird ſehr langweilig ſein. Der Herrgott und die Engel und die Seligen ſchweben alle. Das Schweben iſt unbequem; und man ſingt Hymnen und geiſtliche Lieder — das macht Kopfſchmerzen und melancholiſch. Aber dort kommt Leſſing mit der Emilia Galotti und der Gräfin Orſina Arm in Arm. A propos, ich mache die Dichter darauf aufmerkſam, daß ſie in ihren Werken immer etwas exquiſit Schönes unverſorgt, was man ſo ſagt, leer ausgehen laſſen, damit ſie im Himmel keine Schwierigkeiten haben, und gleich ankommen können. Denn ich bin meiner Sache nicht recht gewiß, ob der Dichter auch einen Vorzug vor ſeinen gedichteten Liebhabern hat, oder am Ende den verehrten Onkel ſpielen muß, der das Geld zur Einrichtung hergegeben, und ſich nun am Zuſehn beglückt. Das wäre dann

die Ironie des Himmels, und der Prinz von Guastalla nähme alsdann die Emilia und Orsina beide in den Arm, und Lessing könnte sich mit dem alten Odoardo unterhalten, und seinen Rigorismus mit einigen Prisen beruhigen. Ich kann auch nicht dafür stehn, ob und was für eine Sorte im Himmel geschnupft wird.

Es scheint aber daraus hervorzugehn, daß die tugendhaften Dichter am schlechtesten wegkommen. Aber alle Freitage, wo die Katholiken fasten, ist bei Goethe Soirée, und das wird ohne Zweifel im Himmel die interessanteste Gesellschaft sein. — Mlle. Mariane, Philine, Aurelie — o, ich hoffe, Goethe hat nicht Zeit genug für Alle. —

— Schrecklich wäre es, wenn sich's mit dem Himmel anders verhielte, wenn man mit all' unsern ordentlichen Leuten umgehn, Boston spielen, Thee trinken müßte, wenn sie am Ende von unsereinem sagten: 's war doch och een ordentlicher Mensch — es wäre schrecklich, und eine bewegte Hölle bliebe dann der einzige Trost. —

— Es war nämlich in der Nacht, als ich solche Dinge zwischen Trient und Roveredo dachte. Ich hatte immer geglaubt, am Eingange von Italien würde mich eine sehr heftige Liebe erwarten, und nun hatte ich große Angst, daß ich bei meinem Glück vorbeifahren möchte. Auf jeden Fall nehm' ich mir

vor, bei nächster Gelegenheit einige ganz absonderliche Gestalten zu komponiren, damit man doch etwas für den Himmel zu erwarten hätte. Weiße, rothe und gelbe Turbane von schöner Seide mußten sie tragen, das wußt' ich schon — wir kamen aber eben in Roveredo an, und ich mußte auf mein Gepäck Acht geben, denn die Italiener haben etwas schwankende Grundsätze über die Gütergemeinschaft.

— Ja wahrlich, hier beginnt Ober-Italien, es kamen die Flöhe, der Schmutz und die schöne Luft mit Macht; wir ließen des Nachts die Fenster offen, und die Luft fiel herein in's Zimmer wie weicher Sammt, sie war so verführerisch, daß ich nicht schlafen mochte, sondern mich hinlegte in's Fenster, mit offner Brust Italien genießend. Unten am Hause schlief ein Bettler warm und fest auf offner Straße. So lieb' ich den Himmel, er muß nicht so viel Vorkehrungen nöthig machen zum Leben.

Die italienischen Häuser sind alle durchweg mit Stein gepflastert, und nach hinten zu haben sie steinerne Balkons, von denen man in's Freie sieht, oder in einen geschlossenen Hof, der am Mittag Schatten gewährt und kühles Wasser gegen die Sonne. Auf diesen Balkonen und den weiten kühlen Saal-Fluren, welche zu ihnen führen, spielen die meisten italienischen Liebesgeschichten.

In Roveredo sah man vom Saale hinaus auf die letzten Tyroler Berge. Fern, fern war Teutschland, seine Geschichte, seine Freiheitskriege kamen mir wie ein kalter nordischer Traum vor, neben mir an der Wand hing eine große Tafel, darauf stand geschrieben, wie der Kaiser Alexander und ich weiß nicht mehr, welcher Potentat noch, hier gewohnt hätten, als sie zum Kongreß nach Verona gereis't wären. Ich frühstückte neben der Tafel — was kümmert mich der Welten Lauf, der Archivarius notirte, der Staroſt rauchte, und prahlte mit weiten, weißen Hemdärmeln.

Ich dachte, wir seien Römer, die auf ihrem Landgute lebten und stumm hineinsahen in die Sabiner Berge.

Ruhig, indifferent, still, unthätig, das kann man leicht unter diesem Himmel werden; man muß den Italienern ihren jämmerlichen Volkscharakter nicht so übel nehmen.

Wir wollten von hier seitab nach dem Garda. Die Abfahrt und die Ankunft ist in Italien immer ein Skandal, als wenn in Teutschland Jemand arretirt wird. Den Wagen umlagern zehn bis funfzehn Kerle, jeder macht sich etwas zu thun, jeder verlangt etwas, jeder lärmt, die Italiener sind meistens Poeten, sie haben nur Stegreifbeschäftigung,

ihr eigentliches Geschäft ist Müssiggang, aber mehr spekulativer als kontemplativer. Aus dem kleinsten Ereigniß machen sie ein historisches Factum, um die Leere ihrer Zeit zu täuschen. Sie sind die größten historischen Renommisten, noch größere als die Franzosen.

Italien ist das Wirthshaus Europas, in Bewegung, thätig sind nur die Fremden, auf den Landstraßen lauter Fremde. Das Haus hat keinen Herrn und Alles ist käuflich.

Auch auf dem kurzen Wege nach dem Garda fanden wir kein Dorf. Sie wohnen in lauter kleinen Städten; da kann man besser faullenzen, auf Fremde und Zufälligkeiten lauern.

Es ist gar sonderbar, wenn man mit der Morgensonne durch die kleinen italienischen Flecken kommt, die sich alle für Städte ausgeben und stolze Namen führen. Man denkt, es wohnen lauter Zigeuner und Juden da, gelbbraune Häuser, gelbbraune Gesichter, und doch beginnt das Land erst, und es sind hier eigentlich noch die Zipfel von Wälsch-Tyrol.

Sie sitzen an den schattigen Thüren, und lärmen am frühen Morgen, auch die Handwerker arbeiten aller Welt zur Schau, und die Mädchen und Weiber kokettiren mit jedem Fremden schon am frühen Morgen.

Es lag ein Mädchen vor einem bärtigen Heiligenbilde auf den Knieen, und als der Staroſt vorüberging, und eine polniſche Arie pfiff, da entſchied ſie ſich mitten im Gebet für Fleiſch und Blut und ihre Augen verließen den hölzernen Heiligen.

Die Italiener beten, wie bei uns die Weiber ſtricken: wenn ſie nichts Beſſeres zu thun haben, und aus Gewohnheit glauben ſie, daß es was hilft.

44.

Der Garda-See.

Ich dachte an einen der größten Männer Teutschlands, an Herrn Vulpius, Goethes Schwager, als wir nach dem Garda fuhren. Es ist schrecklich, wie undankbar die Teutschen von Haus aus sind, sie genießen ohne Geschichte: sie wissen nicht, woher sie die Kartoffeln haben, und wenn sie's wissen, so lügen sie dabei. Ich hörte einmal einen Schulmeister seine Weisheit auskramen, daß Franz Drake aus Osterode stamme und einen dicken Kopf und Leib gehabt habe vom vielen Genuß seiner Entdeckung. Ein andrer Schulmeister, der leider keine Anstellung hatte und darum desto eifriger lehrte, setzte einst eine große Damengesellschaft in Kenntniß, daß der Rinaldo Rinaldini das frühste Werk Klopstocks gewesen sei, und daß er sich später nur aus Buße in eine erhabene gottgefällige Richtung geworfen habe. In unbewachten Stunden habe er oft mit einer Art

Heimweh „In des Waldes tiefſten Gründen" geſungen. So verläumdete der Schulmeiſter mit einem Satze Klopſtock und Vulpius.

Vulpius iſt aber ein Genie, und es iſt ſchrecklich, daß er darüber geſtorben und ſchon lange geſtorben iſt, und daß es noch immer Niemand weiß. Er iſt ein Genie, weil ich ſogleich an den Rinaldo Rinaldini dachte, als ich in die rauhen Thäler kam, welche zum Garda führen. Seit meinem achten Jahre hatte ich den Rinaldo nicht mehr geleſen, bis zu meinem vierzehnten Jahre ſehnſüchtig vergeblich gewartet, ob nicht Rinaldo noch einmal erſcheinen werde in ſechs Bänden. Ich hatte den Bibliothekar in meinem kleinen Vaterſtädtchen ſo oft darnach gefragt, daß ich bloß noch den Kopf zur Thür hineinſtrecken durfte, um die Antwort zu hören: „Kein neuer Rinaldo da!" Wenn ich nämlich hineinkam, ſo jagte er mich hinaus, ich war ein kleiner kritiſcher Tauſendſappermenter, und brachte ſeine Bibliothek bei meinen kleinen Genoſſen in Mißkredit, weil ich ſagte, er habe ein einziges Buch — den Rinaldo. Deshalb hatte er früher Verſuche gemacht, mich hinter's Licht zu führen: er hatte mir den Mazarino und Aranzo, den furchtbaren Räuberhauptmann, gegeben, und hinzugeſetzt es ſeien Milchbrüder des Rinaldo, aber ich hatte ihre Unächtheit gar bald erkannt, ſogar des dicken, weitläufigen, großköpfigen

Cramer „Dohmschütz und seine Gesellen" mit den kapitalen teutschen Flüchen und Redensarten hatte mich nicht getäuscht. Es fehlte mir die „Tieckſche Waldeinsamkeit" — ich blieb der kleine Tausendsappermenter und ruinirte dem blassen Herrn Stiller — so hieß der Mann — die braun gelesne Bibliothek.

Alles das fiel mir auf dem Wege zum Garda ein, ich erkannte, welch' große Intuition Vulpius besessen, denn Italien besuchten damals die Romanschreiber nicht, einmal weil es sich nicht schickte, zweitens weil's zu weit war, drittens weil es die Phantasie störte und viertens weil man die Banditen fürchtete. Dieser Treffer des Rinaldoschen Kolorits war also reine Intuition.

Ich ward traurig, daß auch Vulpius sterben mußte, daß Rinaldo verkannt wurde und Herr Stiller nicht mehr hinter dem blechernen Syrupkasten in seinem Materialladen saß, und seine Krücke gegen mich aufhob, wenn ich die Thür ein kleines Stückchen öffnete. Er verbreitete nämlich die Kultur nur nebenbei, und in einer verborgnen Nische seines kleinen Ladens standen die satt gelesenen Klassiker hinter einem grünen Vorhange. Ach dieser Vorhang verdeckte mein Allerheiligstes, dieser grüne Vorhang war das Kolorit meiner schönsten Romantik. Wie oft schlich ich beim schlechtesten Schnee- und Regenwetter an den gläsernen Ladenthüren des Herrn

Stiller vorbei, wenn er eben tief in einem seiner Bücher steckte, und zum Zeichen davon mit seinen blassen Händen das schwarze Sammtkäppchen hin und herschob auf seinem dünnen, dunkeln Haare. Sein blaßgelbes aufgedunsenes Gesicht sah dann wie Marmor aus. Er war ein gewissenhafter braver Bibliothekar, der alle Winter seine ganze Bibliothek durchlas; das that nicht einmal Lessing in Wolfenbüttel, und der ist doch sogar berühmter geworden als Herr Stiller hinterm blechernen Syrupkasten. Er war oft so wacker vertieft in seine Lektüre, daß er gar keinen Syrup verkaufte, wenn auch Leute kamen; daß er sagte, er habe keinen vorräthig, und gar nicht aufsah von seinem Buche. Ich erinnere mich, daß ihm der grobe Gerichtsdiener, der so unverschämt brandenburgisch sprach, einst, als ich wieder auf der Lauer stand, den Laden zumachte, damit er ganz ungestört lesen könne.

Ach, es war ein wollüstiger Tag: der Schnee flog dicht in feuchten weichen Flocken, meine Mutter hatte mir zu Weihnacht einen kleinen Blüchermantel geschenkt, wie ihn die Alliirten an der Katzbach getragen, und womit sie die Franzosen überwunden hatten. Es waren martialische Mäntel, die in einem Stück Tuch von oben bis unten fielen, keinen Absatz machten und eine Art Pyramide aus dem Körper bildeten, meine kleinen Freunde sagten, es seien

Radmäntel. Ich sah komplett wie ein kleiner Bandit aus, Rinaldo's jüngster Sohn; eine Mütze führte ich nie, wofür hatte ich Haare — und so stand ich wollustschauernd in dem scharmanten feuchten Schneewetter an der zurückgelehnten Banditenthür halb im Rücken des Herrn Stiller, meines Sehnsuchts-Stiller, und sah mit unendlicher Sehnsucht und Romantik nach dem grünen Vorhange, und schwelgte in all' den nächtlichen Herrlichkeiten eines neuen Rinaldini, und putzte mir die unromantische Nase, die für Kälte und Schnee empfindlich war, mit den kleinen Händen. Später sah ich mit ähnlicher Sehnsucht nach dem Blumenfenster des ersten Mädchens, in das ich mich verliebte, der Banditenmantel von der Katzbach war längst zu einem unternehmenden Fräcklein zerschnitten, Stillers Laden war geschlossen — aber meine Sehnsucht nach dem grünen Vorhange war romantischer, historischer, mittelalterlicher, duftiger und so weiter. Ach, wenn ich damals den Gebrüdern Schlegel in die Hände gefallen wäre, was hätte für ein ächter Burgmondschein aus mir werden können. Ich kannte keinen beneidenswerthern Menschen als einen kurzen, schmutzigen Bäckermeister, der den ganzen Tag auf seiner warmen Ofenbank lag und las und las in lauter braun gelesenen, klebrigen Stillerschen Büchern. Und auf der Ofenbank schlief er ein, und wenn er

aufwachte, las er weiter, und nur einmal in der Woche schob er Brot in den Ofen, und das Essen setzte man ihm auf einen Schemel an die Ofenbank, und während er seinen Leib sättigte, las er immerfort.

Ich habe später den Napoleon nicht so beneidet, und jetzt fuhr ich zum Gardasee, und machte mir gar nichts aus dem Lesen, und der Zauber des grünen Verhangs war historisch geworden. Da dacht' ich lebhaft an die Bewegung der Welt und warf Vulpius und den Rinaldini und Herrn Stiller aus dem Gedächtnisse und sah mich um. —

Die einfachste Wahrheit sieht so unscheinbar aus. Die Erde bewegt sich und mit ihr die Menschen und die Bildung, und man muß Geist und Herz immer geschnürt haben wie ein Handwerksbursche sein Ränzchen, wenn man nicht zurückbleiben soll. Es ist das harmlose Geheimniß wohl konservirter Frauen, immer jung zu bleiben. Wie man bis zu 24 Jahren fleißig an die Majorennität denkt, welche das Vermögen und die Unabhängigkeit bringt, so muß man von da ab an die Minorennität denken, die uns übereilen könnte, wenn man ihrer vergäße. Die Jugend ist die persönliche Gefälligkeit Gottes, sie ist immer da, wenn man an sie denkt, das Alter ist der feinste Weltmann, es tritt nicht ein, wenn man nicht herein ruft. Man bleibt jung, wenn man

jung bleiben will — man bleibt jung, wenn man fortwährend der Natur treu bleibt, und sich täglich nach ihrem Befinden erkundigt. Man muß die Mode in jeder Art menschlicher Thätigkeit erkennen, ihr in's Auge sehn, jedes Neue ist wichtig, aber man muß sich nie bis zum Todtschießen verlieben, und darüber neue Erscheinungen vergessen. Man muß nie fertig sein und die Bude des Geistes und Herzens zuschließen — die Natur ist nie fertig, und nur wer zuschließt wird alt. Wer immer strebt, dem bleibt die Jugend.

Das liegt Alles in jener Romantik des grünen Vorhanges. Faßte damals, als ich im Blücherman-tel über den Syrupkasten hinweg nach Rinaldo schmachtete, irgend ein jugendverderblicher Lehrer mit einer schnurgeraden Richtung der Bildung meine kindische Romantik beim Schopf, und ließ mich der konsequente Mann einige Jahre lang nicht los, so gehörte ich heut zu der Klique romantischer Faseler, die mit den übernächtigen Mondscheinsentiments lächerlich gemacht werden. Starre Konsequenz schadet der Entdeckung so viel wie schnurgerade Straßen. Man reis't durch das Land dieses Lebens, und hat am Ende nichts als eine Chaussee gesehn. Laßt die Jugend laufen, quält sie nicht in Richtungen, lehrt ihnen Geschichte und kleidet sie modern, damit sie Vergangenheit und Gegenwart verstehen.

Ich sah modern und unbefangen die rauhen, kahlen Felsen an, bei welchen wir vorüberfuhren, und hatte es doch nicht verlernt, uranfänglich, historisch und romantisch mit ihnen zu spielen.

Die Gegend von Roveredo bis zum Gardasee hat einen eigenthümlich grauen räuberartigen Anstrich. Der erste Spitzbub nämlich, den ich in meiner Vaterstadt sah, als er auf's Rathhaus vor „die Herren" geführt wurde, trug einen blaugrauen Blüchermantel und einen breitkrempigen Filz wie die Banditen auf dem Theater; natürlich dacht' ich mir alle Räuber so, weil ich sie für eine organisirte Klasse Romantiker hielt, was sie denn auch eigentlich sind.

So grau räuberhaft sind die trocknen, kahlen Felsen an jenem Wege, die Schluchten und Gründe sind nicht tief, die Berge nicht hoch, aber es ist Alles einsam, unfruchtbar — man sieht's der Gegend an, daß man stehlen muß, um hier zu existiren. Nirgends ein Haus, eine Hütte, hie und da einmal ein kleiner malkontenter See, der grämlich und unzufrieden mit seinem unbedeutenden Loose die feuchten Augen zusammengedrückt hat. Binse und kleines Schilf wächst struppig um sein Haupt. Aber es liegt ein eigner Reiz der Einsamkeit über der Gegend, eine unheimliche Rinaldinische Heimlichkeit — unser kleiner Wagen hielt still, damit sich das Pferdchen verschnaufen könne, es schwieg Alles, als wenn

ein wichtiges Romankapitel anheben ſollte, ich horchte geſpannt, ob kein Bandit pfeifen würde. Der Staroſt ſah mich ſchweigend an, nahm mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde, knöpfte mit der andern die Strippe auf, und ſenkte die Goldbörſe in den Stiefel. Es war ein feierlicher Augenblick, ich dachte auch an Steffens und die Flötzgebirge, und ihr einſames, ſchauerliches Schnarchen, und das eiſerne Kreuz in ſeinem Knopfloche, das Denkmal ſeiner Tapferkeit, was dabei zittert, und gewiß gern ſprechen möchte. Der Archivarius unterbrach mit leiſer Stimme das Schweigen und meldete, daß vorgeſtern bei Trient die Poſt angefallen worden ſei. Nach dieſer topographiſchen Notiz ſchwieg wiederum Alles; der Kutſcher war abhanden gekommen, wahrſcheinlich um das Signal zu geben. Meine Gedanken kehrten von Steffens zum Rinaldini zurück, und ich dachte darüber nach, wie ich ihn anreden ſollte. Ich konnte nicht mit mir einig werden, ob es gerathen ſei „Großer Sterblicher“ oder „Großer Unſterblicher“ zu ſagen. Meine helle Stimme ſchlichtete plötzlich Alles romantiſch, ohne mein Zuthun fing ſie unerwartet an zu ſingen:

„In des Waldes tiefſten Gründen,
Und in Höhlen tief verſteckt.“

In Italien iſt auch das Vieh muſikaliſch, unſer kleines Pferdchen ſpitzte die Ohren, und ging haſtig

den Berg vollends aufwärts. Ich ſang immer ſtärker: „Rinaldini ruft ſie ſchmeichelnd," das Pferdchen arbeitete immer eifriger, ich ſang ſtolz wie Orpheus. Plötzlich ſtockten wir beide: die Höhe des Berges war erreicht, die Schluchten öffneten ſich weithin, ein friſcher Wind flog als Bote über unſer Geſicht — der Gardaſee lag unter uns. —

45.

Fortsetzung.

Ich hatte nie etwas so Schönes gesehen; wie bürgerlich und ordinair erschienen mir daneben unsre Landseen, diese übergetretenen oder zurückgebliebenen Flüsse, von denen jeder eben so gut wo anders, an deren Stelle eben so gut etwas Andres sein könnte. Die steil aufsteigenden Ufer an beiden Seiten des Garda sahen ernst und gebieterisch aus wie stolze Diener eines reichen Herrn, man sah ihnen an, daß der Herr zu Haus in seinem Pallast sei, Signore Garda il primo. In schmalem Bett, ungefähr so breit wie zwei breite Hauptströme geht der See eine Strecke weit hin und her, dann wirft er sich die Locken aus dem Gesicht, schiebt die Zeltvorhänge und seine Dienerschaft beiseite und geht breit und fliegend tief in's Land hinein, und feuriger und fröhlicher senkt sich seine Lippe zum Kusse in das sonnenhelle Antlitz der Lombardei. —

Ein feiner Schleier von blauem Duft hing über

dem Antlitze des Garda; er iſt einer der altitaliſchen Götter, und die Götter erſcheinen dem Menſchen nie unverhüllt, und die großen hiſtoriſchen Ereigniſſe flüchten ſich in ihren Schooß, um ſich dem dreiſten Auge eines frivolen Geſchlechts zu entziehen. Es iſt viel Poeſie in dem Kultus derjenigen Völker, die einen See oder einen einzelnen hohen Berg anbeten, ſie glauben dabei auch das Archiv ihrer Geſchichte zu verehren und die unſterblichen Thaten ihrer Vorfahren, die darin verborgen ruhen. Es wollte mich bedünken, als ich von da oben die blauen Wellen des Garda ſich kräuſeln ſah, die Cimbern und Teutonen tanzten mit klirrenden Waffen unter ihnen, und ihre melancholiſch gewordnen Kriegsgeſänge bewegten die Wellen von unten auf. Ich bedauerte nur, daß ich nicht teutoniſch verſtünde, und zum erſten Male ward mir's leid, daß ich Jahns Volksthum und Merke, und die Akten des Wiener Kongreſſes nicht genauer ſtudirt hätte. — Der Doktor aber belehrte mich, es ſei durchaus nicht erwieſen, ob ſich die Cimbern oder die Ambronen, oder die Tiguriner oder die Teutonen im Garda gebadet hätten — das ſchlug mich ſehr nieder und ich gab meine ganze hiſtoriſche Poeſie auf, mit welcher ich in Geſtalt einer Note bei den teutſchen Univerſitäten mein Glück machen konnte.

Wir ſprangen aus dem Wagen, und ſtiegen auf höchſteignen Füßen abwärts zum Garda, und meine

Gelehrſamkeit ließ ich zurück, mich aber ließ ich gehen, und nun ſah ich mit unverfälſchten Augen, wer der Garda eigentlich ſei. Mit der wichtigſten Entdeckung begann ich: er iſt kein Masculinum ſondern ein Femininum. Er iſt die erſte italiſche Jungfrau, welche dem blöden, blonden Germanen, der von den Alpen herunterſteigt, mit dunklem ſüdlichen Blicke in's Herz hineinſieht, mit jenem Zauberblicke, von dem die Poeten erzählen, man vergäße ihn nimmer wieder, und wenn man in ſpäten Jahren daran denke, ſo wende ſich das Herz noch um vor ſüßem Schmerz. Daher ſtamme die teutſche Sehnſucht nach Italien. Damit man aber den Blick verſteht, denn das teutſche Herz iſt bisweilen etwas hartnäckig, fliege noch jener nordiſche Reif um die Schläfe und Wimpern der Signora Garda, der uns heimathlich befängt und verlockt.

Und wirklich, der Gardaſee iſt das Kompendium Italiens für den Teutſchen, aus dem er die Anfangsgründe italiſcher Schönheit in einem Sommermorgen erlernt. In ſaphirblauen Smaragd iſt es gebunden, und mit ſonnengoldnem Schnitt geziert. Man glaubt in Teutſchland nicht daran, daß Waſſer ſo ſchön ausſehen könne, unſer Waſſer iſt bleich, farblos, charakterlos, höchſtens einmal traurig dunkel, acherontiſch — ſchon in Tirol wird das Waſſer lebendig, und im Gardaſee liegt es vor uns wie eitel Schönheit im

blau glänzenden Seidengewande, was auf und nieder ſchillert, aus dem die Aeuglein locken mit lachenden Thränen. Die Sagen von Waſſernixen ſind mir immer unglaublich geweſen, wer wohnt an der Spree oder Pleiße und traut irgend einem göttlichen Weſen den ſchlechten Geſchmack zu, in dem ſchmutzigen Waſſer zu hauſen! Aber hier am Garda ſieht man den Fiſcherknaben ſitzen, die warme Sonne über ihm, das wollüſtige Waſſer geheimnißvoll plätſchern zu ſeinen Füßen, mit ſeinem erfriſchenden Schmeicheln „kühl bis an's Herz hinan" ſich drängend. Hier oder nirgends glaubt man an Waſſermährchen, denn geheimnißvoll prächtig öffnen die geſchäftigen Wellen ihren blauen Schooß und der Blick drängt ſich haſtig und ſehnſüchtig hinein und verfolgt ſtürmiſch die tiefabgleitende ſchimmernde Schönheit — da ſchließt ſich die neidiſche, kokette Woge, und eine andre kommt, und daſſelbe Spiel beginnt, und Kopf und Herz wird irr und ſchwankend und die phantaſtiſche Welt bedeckt uns mit ihren weichen, dichten Gewändern. —

— Ich hatte die Augen nicht abwenden können von dem verführeriſchen See, wenn mir die Gegend ihn verſteckte, ſchloß ich ſie, und ſo war ich nach Torbole gekommen, und ſtand auf dem Molo, und ſetzte mich auf ſeine Steine, der See ging hoch, die Wellen ſchlugen mir bis an die Füße, meine Augen waren den Wellen anheim gegeben, ich träumte meine

erſte italieniſche Novelle, und ich weiß nicht, wer in mir die Worte hörte: „Laſſen wir ihn, er kann ja ſchwimmen und Waſſer macht wieder nüchtern.“ —

Aus meinen Träumen weckte mich plötzlich ein lautes Freudenſchrei, und der gellende Ruf: „Alphonſo — Alphonſo.“ Ich ſah in die Höhe, ſeitwärts ſtand ein Haus, noch tiefer in den See hinaus gebaut, der Molo lief an ſeinem Grunde weiter. Da ſtand im weit offnen Fenſter des erſten Stocks eine Frauengeſtalt, die rief lauter lebendige Worte zu mir hin und breitete die Arme aus und ihr Taſchentuch flatterte wie Rezia's Flagge. Noch war ich wirr von meinen Träumen, richtete mich auf und eilte auf das Haus zu. Sie kam mir entgegengeflogen, riß mich an ihre Bruſt, küßte, herzte, drückte mich mit wildem Feuer und männlicher Kraft. Ich ließ mir Alles gefallen, es war ja hübſch. Dann drängte ſie mich einen Augenblick von ſich und betrachtete mich von oben bis unten, und als ich lachte, da rief ſie: — si — si — si, und eine Menge anderer Worte; ich konnte aber noch nicht italieniſch und verſtand bloß ihre Augen und ihre Mienen, und freute mich, daß ſie ſich freute. Sie nahm mich beim Arme, und ſtürmiſch ging's in's Haus hinauf in jenes Zimmer, und dabei ſprach ſie fortwährend und liebkoſ'te mich ohne Ende. Ich fand mich allmählig in meine Rolle, und dachte nicht weiter darüber nach, das konnte ja in Italien ſo

Mode sein und zur Schönheit des Gardasees gehören. Umwälzung alter Sitten war nicht der Zweck meiner Reise, namentlich Volksgebräuche acht' ich immer hoch; ich fing an, ihre Liebkosungen lebhafter zu erwidern. Wir standen am Fenster, und sie erzählte mit unglaublichem Eifer eine lange Geschichte, von der ich natürlich nichts verstand, wenn sie zuweilen fragend inne hielt, antwortete ich — si Signora, und küßte sie auf den Mund und wir tanzten einmal in der Stube herum. Das Mädchen hatte ein schmerzhaft edles Gesicht, große thränenweiche Augen und die feinen Mundwinkel waren wie vom Schmerze ein Wenig nach unten gedrängt, selbst die Freude, welche jetzt über das ganze Gesicht verbreitet lag, konnte diesen Ausdruck nicht ganz zerstören, aber sie machte das braungelbe klare Antlitz doppelt reizend. Es war ein warmer Tag, und sie hatte sich auf das Leichteste gekleidet, nur ein dünnes braunes Kleid bedeckte sie, und um die offnen vollen Schultern flog ein leichtsinniges, gelbes Tüchlein. So stand sie vor mir, lehnte sich auf meine Schulter, hatte den Arm um meinen Hals geschlagen, und sah mit mir über den See hinaus. Das war der erste Moment, in welchem sie schwieg, und in welchem ich mein „no capisco" anbringen, und ihr begreiflich machen konnte, daß ich noch gar nicht wisse, was es für eine Bewandniß mit uns Beiden habe. Sie sah mich mit

weiten, verwunderten Augen, und ein Wenig geöffnetem Munde an. —

— Da kamen meine Gefährten aus dem Wirthshause, wahrscheinlich um mich zu suchen. Ihre Blicke schweiften umher, da sie mich nicht am Strande, wo sie mich verlassen, fanden, bald entdeckten sie mich, und machten verwunderte Gesichter. Sie waren auch schon romantisch genug, um keine Konvenienz zu beachten und kamen eiligst zu uns auf's Zimmer. Meine Signora ließ sich nicht im Mindesten befangen, und stellte mich als ihren endlich gefundnen Geliebten vor, den ihr zärtlichst scheidender Alphonso zu senden versprochen, und auf welchen sie nun schon 15 Monate am Gardasee gewartet habe. —

Die Sache wurde nun klar, da der Staroſt ihre Worte überſetzte. Sie war aus Livorno gebürtig, und gehörte dort einer vornehmen Familie an. Eines Abends, als ſie eine Luſtfahrt auf dem Hafen gemacht, ſei das Meer unruhig geworden, und ein junger Mann, der ſich allein in einem kleinen, ſchlechten Nachen gerudert habe, ſei plötzlich in ihr größeres, wohlbemanntes Boot geſtiegen, ſein unſichres Schiffchen den ſtürmiſchen Wogen überlaſſend, und ſich flüchtig bei ihrer Geſellſchaft entſchuldigend: Er ſei der Meerfahrt unkundig, und habe nicht Luſt zu erſaufen. Dieſer Fremde, welcher einen reinen toskaneſiſchen Dialekt geſprochen, ſei von hohem ſchönen

Wuchs gewesen, blonde Haare seien um das erhitzte edle Gesicht geflogen, keck und dreist habe er mit Allen sich bekannt gemacht, vorzüglich mit ihr, unsrer eifrigst erzählenden Hortensia. —

— Es waren zu wenig Stühle im Zimmer, nur der Staroſt saß hoch zu Gericht auf einem stuhlähnlichen Gerüst, Hortensia auf dem Fenstertritt, vor ihr wie die Jünger zu Gamaliels Füßen der Archivarius und ich an der platten Erde. Das Mädchen sah schön aus. Der Eifer des Erzählens hatte ihre dunkle Wange leicht geröthet. —

— Als die Barke gelandet, habe er sie auf den Strand gehoben, und ihr dabei drängend tief in die Augen gesehen. Wie eine bunte neckische Welt sei es in jenem Augenblicke in ihrem Innern aufgesprungen, es sei ein Jubel, ein Sehnen, ein Entzücken in ihrem Wesen laut geworden, wie sie es nie vorher gekannt. — Der blonde Mann habe ihren Arm genommen und sie nach Haus geleitet, weil aber der Regen allzu stark geworden sei, hätten sie in eine Kirche eintreten müssen. Dort wäre in einer dunklen Ecke ein breiter Beichtstuhl, der habe offen gestanden, und sie hätten sich hineingesetzt, und das Ende des Regens abgewartet. Der Regen habe aber lang gedauert, und der fremde, blonde Mann habe sie unterdessen küssen gelehrt, und glühend heiß und glühend wohl sei sie

erſt bei einbrechender Nacht vor ihrer Eltern Hauſe angekommen. —

— Der Staroſt fragte Hortenſien, ob ſich die Eltern ihrer ſpäten Heimkehr nicht gewundert hätten, aber Hortenſia erwiderte ernſthaft: Ich ſagte ihnen, daß ich einen Sturm erlebt, und ſie beruhigten ſich bald, und ich küßte innig meinen Vater und meine Brüder. Des Nachts ſchlief ich nicht, ſondern träumte, und als es Morgen wurde, warf ich meinen Schleier über und eilte nach dem Beichtſtuhle. Meine Mutter begegnete mir, und ſie dachte ſich's alsbald, daß ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, meinem Schutzpatron für das Glück im geſtrigen Sturme zu danken. Bis nach Monte Nero gedachte ſie zu pilgern, denn ſie wollte ein Opfer bringen für meine Rettung, ich ſagte ihr aber, daß ich meinem Heiligen, dem ich geſtern nur flüchtig gedankt, verſprochen habe, heute wieder zu kommen. Darauf ermahnte ſie mich, mein Verſprechen zu halten, wir zogen unſere Schleier über das Geſicht, und ſie ging mit der Dienerin nach Monte Nero, ich aber zu meinem Heiligen. —

— In unſerm breiten Beichtſtuhle ſaß ein alter, magrer Mönch mit ſtrengem apoſtoliſchen Geſichte, der wartete auf Sünden und Sünder. Ich kniete zu ſeinem Ohre hin, und beichtete ihm, daß ich nichts zu beichten wüßte, wenn es nicht eine Sünde ſei, ſich ſehr glücklich zu fühlen. Darauf erzählte ich ihm,

was mir den Tag vorher Fröhliches widerfahren, und daß ich an ſeinem Platze geſeſſen und eine andre Beichte gehört habe. Während ich aber ſo ſprach, ſah mein herumſchweifendes Auge den blonden Fremden an eine nahe Säule treten, und mit den Augen mir lauter Küſſe winken. Da erzählte ich noch eifriger und feuriger, bis mich plötzlich der Pater mit ſtrengſter Stimme unterbrach. Das Glück ſei allerdings eine Sünde, und ich ſei eine tiefe verworfene Kreatur, die er nicht abſolviren könne. Und mehr dergleichen ſprach er, und ſchrieb mir die Bußen vor, ich hing aber an des Fremden Lippen und vor dem Küſſen hört' ich nichts mehr von des Paters Worten. Als er ſeinen Zorn beendigt, ſchloß ich die Falte meines Schleiers, welche ich nach der Säule zu geöffnet hatte, ſtand auf, ging an dem blonden Manne vorüber, hinaus in's Freie bis vor die Stadt an's Meeresufer. Und er folgte mir Schritt für Schritt.

46.

Fortsetzung.

Die Sonne war eben aufgegangen, und es war sehr schön. Wir setzten uns auf einen überhängenden Felsen, und sahen in's Meer hinaus. Aber es dauerte nicht lang, und wir sahen einander nur in die Augen, und die Seligkeit wurde so groß, daß ich auch die Augen schloß. Der Fels schützte uns vor der Mittagshitze, und als es Abend ward, gingen wir über die Gli sparti, wo die Leute spaziren gehen, und setzten uns noch einmal nieder auf dem englischen Gottesacker unter einem Monumente, um Abschied zu nehmen bis zur ersten Stunde der Nacht, wo er durch den Garten über den Balkon in mein Zimmer kommen wollte.

Es war wiederum Nacht, als ich zu Hause ankam. Unsre ganze Familie war im Saale versammelt, und Alle fuhren mir mit den heftigsten Reden entgegen; man hatte ihnen erzählt, ich sei am frühen

Morgen außerhalb der Stadt gesehen worden, und ein Mann sei hinterdrein gegangen, mein jüngster Bruder wollte mich des Abends auf den Gli sparti am Arme eines Mannes promeniren gesehen haben. Meine Mutter weinte, mein Vater fragte, nur mein älterer Bruder schwieg und sah mich zuweilen nachdrücklich an. Ich hatte wenig Aufmerksamkeit für all' die Dinge, und sagte, ich sei von den gestrigen Anstrengungen und der schlaflosen Nacht erschöpft in der Kirche eingeschlafen, und erst spät am Abende erwacht. Man möge mir zu essen geben, denn ich hungerte sehr. Meine Familie verließ den Saal, nur mein älterer Bruder blieb noch eine Zeitlang sitzen und sah mir schweigend zu, wie ich eifrigst aß. Dann stand auch er auf und ging schweigend fort. Er war mir der liebste von meinen Geschwistern. Das Mädchen leuchtete mir auf mein Zimmer und ich legte mich ruhig schlafen, denn ich war müde. Der Blonde kannte genau den Weg zu mir, und ich freute mich, von ihm geweckt zu werden.

— Ein Geräusch auf dem Vorsaal weckte mich auf; ich wußte nicht, wie tief in der Nacht es wäre. Ein Flüstern gedämpfter Stimmen dringt an mein Ohr, ich erkenne meines älteren Bruders Stimme, ich höre die Worte: „schamloser teutscher Ketzer" — aber keine Antwort. Feste, schnelle Fußtritte, die immer heftiger und eiliger werden, sich aber nicht von

der Stelle entfernen, deuten mir an, daß zwei Männer mit einander ringen. Nicht lange dauert's, so fällt etwas zu Boden, und es wird ganz still. Eine Weile darauf wird meine Thür geöffnet, ich fühle die heißen Küsse meines Geliebten. Ihn zu fragen, fand ich keine Zeit. Als die dichte Nacht ein Wenig zu weichen begann, hieß er mich meine Kleider anlegen und ihm folgen, in meiner Eltern Hause könne ich nicht bleiben. Schweigend that ich's, und er führte mich an der Hand zum Balkon. Es schien mir, als läge eine Gestalt am Boden, aber ich sah nicht genauer hin. Mein Geliebter hob mich über den Balkon so tief er konnte hinunter in den Garten — er war stark und gewaltig — so wurde mein Sprung abgekürzt, und ich kam unverletzt unten an. Er sprang mir nach, und wir schlichen uns durch den Garten. Mein Vater schlief den Sommer über im Gartenhause, bei welchem wir vorüber mußten. Es war Frühsommer, ich sah ihn in der Dämmerung schon am offnen Fenster stehen, und mir schien's, als sähe sein ernstes Gesicht noch ernster aus. Wir mußten langsam gehn, um kein Geräusch zu machen, vor dem Anblick schützten uns die Bäume, es schien mir aber doch, als sähe er uns, und winkte mir mit der Hand, zu gehen.

Wir eilten fort durch die Straßen bis an den Hafen. Hier sagte mir mein Geliebter, daß er Al-

phonſo heiße, und mich mitnehmen wolle an den Gardaſee, wo wir uns des Himmels und der Erde freuen würden. So ſind wir über das Meer gefahren und über die Berge geſtiegen, und ich habe den Weg nicht beachtet und fände ihn nicht zurück. Hier in dieſem Zimmer haben wir dann eine Zeitlang gewohnt. Alphonſo ſagte zwar, es ſei eine lange Zeit geweſen, aber er irrte ſich, es war nicht lang. Und eines Morgens trat er zu mir und ſagte: Hortenſia, wir müſſen ſcheiden, in mein Vaterland kann ich dich nicht mit nehmen, dort iſt's zu kalt. Aber ich will dir einen Freund ſchicken, der ſoll dich tröſten und wärmen. Darauf ſagte ich ihm, ich brauche keinen Troſt, aber Liebe, und küßte ihn auf die Augen, und legte mich ſchlafen. Er aber ging. Und es iſt ſchon funfzehn Monde her, daß er gegangen iſt, und Viele ſind gekommen, aber umſonſt hab' ich auf den Freund Alphonſo's gewartet. Wenn nicht die Sonne ſo ſchön geſchienen hätte und der See ſo blau wäre, ſo wären die Tage ſehr traurig geweſen. Aber jetzt iſt er da, und nun iſt die Welt noch einmal ſo ſchön.

Und wenn wir ſie fragten, woran ſie mich erkenne, ſo ſagte ſie: am Herzen. Damit meinte ſie die Augen, und noch einmal: am Herzen! damit meinte ſie die Stimme. Alphonſo habe gerade ſo teutſch geſprochen wie ich.

Ich fand es nicht für nöthig, alle dieſe Angelegenheiten gründlich zu unterſuchen. Wir ließen unſre Mittagstafel aus dem Wirthshauſe bei Hortenſien auffſchlagen, aßen Fiſche aus dem See, und weiße Polenta und tranken dunkeln Rothwein, und ſpielten homeriſche Helden, die kein Geld haben und keine Polizei kennen. Die Sonne ging vorwärts, wir aber ſaßen und ſchwatzten von Dieſem und Jenem.

47.

Fortsetzung.

Am Garda erhält man den ersten Vorschmack von italienischem Volkscharakter. Man sieht schon überall die wohlgebildeten Männergestalten mit den scharf geschnittenen Formen und Zügen, das Stumpfe, Unklare, Verwischte im Aeußeren des teutschen gemeinen Mannes findet man nirgends. Jeder Einzelne hat ein Gesicht, während bei uns oft zehn dazu gehören. Die wärmere Sonne, das mildere Klima zeitigt und reift auch die Gesichtszüge mehr; bei uns werden wenige reif, darum fehlt uns das Ausgebildete. Der Italiener aber wird ausgebrütet bis die Eierschlage trocken an ihm abfällt, er kennt den Ausdruck „Grünnase" gar nicht. Der Italiener hat nicht nöthig, gleich von früh auf seiner Erde ein sorgenvolles, arbeitsames Gesicht zuzuwenden, daß sie ihn ernähre und erhalte, die italienische Erde ist liebevoller und freigebiger, die Furcht vor dem Erhungern nistet sich

nicht in die jungen Geſichter, wie in Teutſchland. Da gehen natürlich auch die Züge muthiger auseinander, und das Geſicht wird klar und klaſſiſch, eine Hebamme der Romantik, die bleiche Sorge, iſt völlig unbekannt. Die natürliche Entwickelung wird in nichts geſtört, und Alles, was wild wächſt, iſt ſchön. Man findet ſchon unter den Schiffern vom Garda ſchöne Köpfe. Die Leute fangen auch nicht ſo früh an zu lernen, ſie ſiedeln nicht die Altklugheit ſo zeitig auf den Lippen an, ſie lernen ſpäter leſen und ſchreiben, aber dafür behalten ſie beſſere Augen und geſchicktere Hände. Mit fünf Jahren geht ja bei uns ſchon der Teufel los, und die Herrſchaft des Herrn Bakel beginnt mit aller Angſt und Haſt des Knaben. Da liegt der italieniſche Bube noch fünf Jahr in der Sonne, und ſein Verſtand übt ſich in eignen Sprüngen, und wenn er dann in die Schule kommt, ſo iſt er in einigen kräftigen Sätzen da, bis wohin wir uns bleich und kränklich gekrochen haben. —

Aber der Körper und die Lebensklugheit ſind das Einzige, was ſie voraus haben. In Allem Anderen ſind ſie ein depravirtes Volk, die chriſtlichen Juden Europa's. Und es wären Beſtien aus ihnen geworden, befänden ſie ſich ſchon ſo lange in einer ſo ſchauderhaften Sklaverei wie dies Volk aus Paläſtina. Die moraliſche Kraft des Italieners iſt bereits gebrochen wie Binſe — er iſt nicht mehr tapfer. Er kann

mitunter noch eine tapfere Hand haben, aber das tapfere Herz ist durchlöchert. Er hat Feuer, Leidenschaft, er haßt mit durchdringender Kraft, aber der edelste dieser Affekte, der Zorn, ist ihm lange schon entwendet, der Stolz ist gebrochen und spreizt sich nur noch als Hochmuth.

Man ist gewohnt, sich den südlichen gemeinen Mann aus edleren Stoffen gebildet zu denken; weiß man auch, daß der teutsche Bauer von Nationalruhm und dergleichen nichts versteht, daß sein Streben nur von der Hand bis zum Munde reicht, so denkt man sich doch immer den Südländer idealischer. Und man hat ein Recht dazu, denn dieser bedarf nicht jenes harten Kampfs mit der Scholle Erde um das magre Brot, die Nahrung fällt ihm in den Schooß.

Die Schiffer von Garda sind nicht viel besser als unsere Bauern: wenn sie von der Herrschaft ihres Landes sprechen, so reden sie auch nur von den Steuern. Die Poeten sind ein trügerisch Volk, wenn sie von fremden Ländern reden, und doch ist's ein Glück, daß sie lügen. Die schöne Lüge und der goldne Traum bleiben das Beste an der Welt, und doch muß etwas Wahres an ihnen sein, wie kämen wir sonst zu Lüge und Traum. Wir erfinden nichts, nicht einmal dies. Wüßten wir nur erst, wer am richtigsten sieht, das Auge oder das Herz. Die kri-

tiſche Philoſophie und die Naturphiloſophie ſind nicht ſo unwichtig mit ihrem Suchen nach Subjekt und Objekt, nur die Philoſophen ſind oft unwichtig. —

— Es war eine Volksſcene, deren ſich die Gracchen, wie Cato geſchämt hätten, als wir die Zeche bezahlen, und uns einſchiffen wollten. Im Hintergrunde des Saales ſtanden wohl zwanzig Schiffer, im Vordergrunde eine unverſchämte italieniſche Wirthin, uns gegenüber am Fenſter ſaß unbekümmert um Alles, was vorging, Hortenſia. Die Wirthin verlangte eine Summe für unſer karges Mahl, als hätten drei Luculle bei ihr gegeſſen. Ich bat den Staroſt, ihr zu ſagen, daß wir keine Engländer ſeien. Das nützte nichts. Er rapportirte, wir ſeien zwei teutſche Doctoren, die von Büchern lebten, und in Teutſchland ſeien die Bücher ſehr mager. Das ginge ſie nichts an, und bei ihr hätten wir von ſchönen Fiſchen gelebt, übrigens habe ſie bei Durchreiſenden ſchon dicke und fette teutſche Bücher geſehen, und Signore — der Staroſt — ſähe ja ſo golden und ſilbern aus, daß es ihm auf ſolch' eine Kleinigkeit nicht ankommen werde.

Dadurch war er aus dem Felde geſchlagen, er drehte ihr lächelnd den Rücken und ſchlug Chamade.

Jetzt kam die Reihe an mich; denn der Archivarius hatte keinen Anstand dazu, den Leuten auf den Leib zu gehn. Er steckte zwar die Hände in die Taschen als mimische Andeutung, dort sei Alles unter Kuratel gelegt, hing den Kopf vor, sah das Banditenvolk unter den Augenlidern hervor spitzfindig an, sprach ein Paar sehr vernünftige Worte; aber er räumte immer nach einigen gelinden Streichen das Schlachtfeld. Ich räusperte mich also, und fragte den Staroſten was auf Italieniſch „niederträchtig und Himmel-tauſend-Donnerwetter" heiße. Das Zweite wußte er nicht, ich gab's alſo teutſch, und ſprach fünf Minuten lang in vermiſchten Sprachen alle Grobheit über eine unverſchämte Rechnung durch. Dabei ging ich der Wirthin mit drohenden Geberden nahe; ſie zog ſich auf das zahlreiche Corps ihrer Landsleute zurück, was eine ſchweigende Sauvegarde bildete. Manch' teutſches Theater hätte was gegeben für zwanzig ſolche Statiſten zur Stummen von Portici. Und doch waren die Kerle nicht einen Centeſimo werth, ſie öffneten der Wirthin eine Rückzugsgaſſe, ließen mich ſogar hineindringen, ohne mich in Beſchlag zu nehmen, duldeten, daß jene ihren Rückzug als vollkommene Niederlage in der Küche ſchließen mußte. Und zu dieſer Landesverrätherei trieb ſie nur die Gewinnſucht. Jeder von ihnen rechnete darauf, zu unſern Fährleuten zu gehören, Keiner wollte ſich durch unnöthigen

Zorn verhaßt machen, die Geſchichte von den dreißig Silberlingen hat einen tiefen Sinn. Ich feierte, wie die ſpäteren römiſchen Imperatoren nach einem unblutigen Siege, wobei ich nur Heldenworte geliefert, einen glänzenden Triumph, und wir zogen ab, dem Dienſtmädchen die uns beliebige Summe einhändigend. Unten vermißte ich den Staroſt, und ich fürchte heute noch, er hat es nicht über's Herz bringen können, daß der Anſtand ſo verletzt und die Rechnung nicht ganz berichtigt wurde. Er war ſehr delikat, und hat wahrſcheinlich mein mühſam erobertes Terrain wieder aufgegeben.

Hortenſia hing an meinem Arme, um ihre Schultern die kleine italieniſche Laute, ſonſtiges Gepäck hatte ſie nicht, unſere Mantelſäcke lagen auf dem Molo in der Sonne. Die Aſſiſenverhandlungen mit den Schiffern begannen. Der Jude verlangt das Doppelte für ſeine Waare, der Italiener das Dreifache. Kann ſolch' ein Volk ſtolz ſein, kann eine Nation ohne Stolz etwas leiſten? Die Licitation ging los. Bei ſolchen Gelegenheiten entwickelt der Italiener ſein ganzes Erbtheil Cicero's und Dante's, er häuft rhetoriſche Figuren, detaillirt den Catilina bis auf alle möglichen Defekte in den Unterbeinkleidern, erfindet Höllen- und Himmelszuſtände. Er iſt der geborne improviſatoriſche Redner und Dichter. Es iſt aber Alles nur Renommiſterei, ſein Argument und ſein

Gedicht, wenn der Teutſche ſein ordinaires Talglicht dran hält, ſo verſchwindet der leichte Spuk. Drum haben die Italiener auch nie anderswo etwas geleiſtet als in der dreiſten Täuſchung des Epos, ſie ſind geſchwätzig wie die Spatze und lügneriſch wie die Gaskogner. Jedes Volk, das lügt, hat einen Grad lebhafter Phantaſie, die auf den Bergen herumſpringt, wenn ſie ſich auch niemals hineinwagt. Nur Dante macht eine Ausnahme, weil er ein welt- und himmelsgeſchichtlicher Epiker war, man ſieht ihn aber auch immer eisgrau unzufrieden mit ſeinen Landsleuten, darum halt' ich ihn auch nie für einen reinen Italiener. Dieſer hat die trefflichſten Anlagen und Anfänge zu allen Dingen in ſich, er iſt vielleicht der reichſte Embryo unter allen europäiſchen Völkern, aber er braucht ein Huhn, um ſeine Enteneier auszubrüten, er allein bringt nichts Großlebendiges zu Stande. Wenn man ſich Mühe giebt, wird man die fremde Zeitigung bei allem großen Italieniſchen finden. Auch der Italiener Napoleone gedieh durch Frankreich. Iſt ſolch' eine Hypotheſe auch wie im Latein die Regel, welche ſo reich an Ausnahmen ſind, ſie hilft doch ordnen und lernen.

Daß ſich nicht öfter ein Taſſo findet, liegt an den neueren Jahrhunderten, welche keine ordentliche neue Religion mit phantaſtiſchen Thaten, alſo auch keinen Glauben, keine Begeiſterung mehr brachten für blau

und rothe Geſchichten. Petrarka iſt mir immer der redendſte Beweis geweſen, daß es mager um die italieniſche Poeſie ſtände, ein ſaubrer Drechslermeiſter kann nirgends anders ſo viel Glück machen, eine Putzblumenmacherin iſt anderswo eine Putzblumenmacherin, aber keine Göttin, die Blumen ſchafft, auch wenn jene geſchickte Perſon neue Blumen erfände. Nur in Italien wird ein Petrarka daraus. Die Italiener machen viel Geſchrei, mitunter auch ein künſtlich Geſchrei, aber von den Urtönen der Menſchheit, von der eigentlichen Poeſie wiſſen ſie nichts. Wenn wir ihnen auf ein Paar Jahre einen unſrer Romantiker, z. B. nur Herrn Novalis leihen — wir werden uns wundern, zu welchem kapitoliniſchen Helden herausſtaffirt wir den wieder bekommen! Sie haben den Zauberborn der berauſchenden chriſtlichen Mythe in der Nähe gehabt, das ganze katholiſche Land war ein romantiſches Gedicht, ſie durften nur abſchreiben — haben ſie's wohl vermocht?! Wie feinfühlend ſind ſtatt ihrer die Teutſchen jenen myſtiſchen chriſtlichen Nerven taſtend nachgegangen, Teutſche, die in der Mark oder Lauſitz wohnten, und auch die Anregung improviſiren mußten. Und da ſie nun den Gefühlen keine Gedanken erfinden konnten, haben ſie denn wenigſtens bei dem Mangel an Romantik plaſtiſche Figuren erfunden, haben ſie Dramen geſchaffen?! Sind die Alfieriſchen Marionetten-Repu-

blikaner, die im Draht auf und niedergehen, ſind dieſe Menuettentänzer der Rede werth?

Was Auge und Ohr kitzelte, was Aufſehn und Lärm machte, war immer ihr Weſen, Töne und Farben haben ſie erfunden, und das iſt Alles. Und weil das ſchöne Dinge ſind, ſo kommt uns noch heutzutag ihre Renommiſterei ſo ſchön vor. Dazu ſehe man Italien an, und frage: wie kommt ihr zu Farben? man höre das Volk ſprechen und ſingen, und frage, wie kommt ihr zu Tönen?! Sie haben ein Land wie gemalt, und haben alle Stimmritzen für's Konſervatoire in Wien. Der Herrgott muß bei Schöpfung Italiens fürtrefflich bei Stimme geweſen ſein — der jämmerlichſte Kerl jenſeits der Alpen hat ein Organ voll Klang und Klarheit.

Aus dem Chaos von Stimmen und Vorſchlägen ſonderten ſich endlich vier rüſtige Ruderer heraus, Hortenſia ſprang in das breite, geräumige Boot, und machte ſich und mir an ſeinem Haupte bequeme Sitze zurecht. Das Geſchrei und Unterhandeln ward immer ſtärker, wir waren taub geworden, und antworteten nicht mehr darauf, die vier Ruder klatſchten in den See, wir fuhren davon, ohne daß wir nach ſo vielem Geſchwätz gewußt hätten, was wir eigentlich zahlen ſollten. Im Zahlen iſt der Italiener romantiſch, dieſe Ungewißheit iſt ſein Element, da ſpintiſirt er nun über die ungewiſſe Forderung oder Schuld.

Eine Art Ambition in Geldangelegenheiten habe ich nirgends gefunden. —

Hortenſia hatte ſich zu meinen Füßen geſetzt, und ſah mit dem ruhigſten Geſicht von der Welt bald mich, bald das ſcheidende Torbole an. Der Archivarius ſaß neben mir, war aber eigentlich ſchon ſeit einer halben Stunde im Fenſter eines Fruchthändlers, wo ein ſehr braunes Mädchen ein Hemd nähte, und von Weitem mit ihm ſchäkerte. Der Spaß wurde ihm ſehr dadurch erſchwert, daß er ein kurzes Auge hat, und ſich einer zerbrochnen, antiken Lorgnette bedienen mußte, zu deren Gebrauch viel Geſchicklichkeit gehörte. Aber durch die ſchlechte Lorgnette wurde ihm das Mädchen wahrſcheinlich intereſſanter — das Boot wendete ſich, es ging an's Abſchiednehmen mit der Fruchthändlerstochter, und nun ging die teutſche Romantik los. Beinahe einen Tag über hatte er ſie in der Nähe gehabt, und ſie war ihm reizlos geweſen, jetzt verlangte er, wir ſollten ein Stück umkehren, er wolle telegraphiſche Geleitsvorſchläge machen. Der Vorſchlag ward mit allgemeinem Murren aufgenommen, und halb verdrießlich, halb lachend legte er ſich auf den Rücken, und ſah in den Himmel. Der Staroſt war durch die Ruderer total von uns abgeſchnitten, und lag im jenſeitigen Ende des Bootes, ſeine Türkenpfeife rauchend, und die Schiffer nach allerlei unnützen Dingen fragend. Der See ging

hoch mit ſeinen blauen, blauen, ach, ſo reizend blauen Wellen, der Archivarius liſpelte mir etwas von möglicher Seekrankheit zu, ich widerſprach nicht. Torbole, das Stürmiſche, verſchwand mehr und mehr, Riva trat ſeitwärts vor die Augen. Die Kerle ruderten, als hätten ſie Schmuggelwaaren. Hortenſia griff leiſe über die Saiten hin. —

48.

Fortsetzung.

Ich bin es nie im Stande gewesen, mehrere Stunden lang ununterbrochen erregt, entzückt, begeistert zu sein — wenn's durchaus sein muß, so wird mir die schönste Sache langweilig oder komisch. Eben weil ich den Napoleon nur einmal als kleiner Bube gesehen, bleibt er mir ewig so interessant und groß. Die Gewohnheit kann lang dehnen, aber nicht groß machen. Sogar die Schönheit kann langweilig werden, drum giebt es immer noch etwas, was für unsre verwöhnten revolutionairen Sinne über die Schönheit geht, das ist die Jugend, ist der Reiz.

Der Eindruck des Garda war mir schon historisch geworden, Hortensiens Augen hatte ich vielfach geküßt — ich schlug die italienische Grammatik auf, und lernte konjugiren, die Beispiele lagen nahe, der Archivarius warf sich eifrigst zum Kollegen auf, es wurde in einer Viertelstunde so viel gelernt, daß wir

einen ganzen Tag davon leben konnten. — Da erhob Hortenſia ihre klare Stimme, und griff voll in die Saiten, und ich war ſo erſchrocken von dem ſchönen Tone, daß mir die Grammatik in den See fiel. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit beginnt die Italienerin ihren Geſang. Das kommt wohl zum Theil von der vollrunden, majeſtätiſchen Stimme, den vollen Vokalworten, mit denen ſie anheben, und dem halbkirchlichen Rhythmus, der ihnen in ſeiner katholiſchen Weichheit eigenthümlich geworden iſt. Sie ſind alle weltliche Nonnen, und eh' ſie heiß und luſtig werden, iſt Auge und Stimme erſt feierlich. Das iſt keine Koketterie, es liegt tiefer. Man könnte allenfalls ſagen: hinter dem üppigen Sonnenſcheinleben liegt eine dunkle Nacht, die aus Auge und Stimme heraus ſchlägt, wenn ſie plötzlich ſich erheben. Die italieniſchen Männer ſind meiſt ſchlechte Männer für die Weiber, es iſt wenig Zärtlichkeit in ihnen, und — ſie ſind Sklaven. Wenn ſie's verſucht haben, die Ketten zu brechen, ſo ſind ſie ausgelacht worden, weil ſie keinen Muth bewieſen. Was finden die Weiber bei ihnen? Und die Weiber ſind römiſcher geblieben, als die Männer; man findet es bei allen Völkern, daß das Grundelement der Nation bei den Männern eher verwittert; die Weiber werden weniger verwirrt durch viele Eindrücke, ihr Schatz iſt kleiner, aber gedrängter.

Es iſt noch heut etwas vom alten Rom, ein Gedanke Cornelia's, der Gracchenmutter, oder ſo etwas in Aug' und Stimme des italieniſchen Weibes. Ich ſah und hörte ſtaunend nach Hortenſien hin. Sie ſang ein Lied von Napoleone, dem imperatore grande, und die bärtigen Schiffer ſtreckten die Rücken gerade, riegelten die Augen auf, und ſtimmten mit tiefen Stimmen ein. Es war ein Lied aus jener fabelhaften Zeit, wo der junge Bonaparte mager, wüſtendürr und trockenbraun im Geſicht aus Aegypten und Syrien zurückkam, und das Auge ruhmeswollüſtig überall herumirrte. Es iſt dies immer die intereſſanteſte Zeit in Napoleons Leben für mich geweſen. Damals brachte er ſich den erſten Araber mit, er glich dem Cäſar auf ein Haar, und er hatte nur mehr Poeſie und weniger Egoismus im Geſicht, als jener. In dem Auge lag noch die ganze Wolluſt des jungen Ruhms, die Züge waren noch durſtig, die Haare noch lang, der Körper bog ſich noch geſchmeidig, ſeine ganze geiſtige Jugend ſtieg wie damals zu Pferde, als er mit den barfüßigen und barhäuptigen Sanskülotten von Montenotte und Milleſimo, die jetzt Schuhe und Narben hatten, wieder nach Italien zog. Die Uniform war ihm weit, es ſollte Alles erſt erfüllt werden, es ſtand erſt Alles auf dem Spiele — und das Fertige iſt groß, das Werdende reizend. Wie ein zweifelhaftes arabiſches Epos brachten ſeine Soldaten

damals die Geschichte von der Pyramidenschlacht nach Europa, man sah in dämmerndem Sonnenlichte auf der unabsehbaren trocknen Fläche das große Schauspiel, Turbane in endlosen Reihen und blinkende Säbel flogen im Galopp vorüber, „Allah, il Allah," der alte fabelhafte Ruf, klang gespensterartig in das moderne: „Vive la republique," augenlos, stumm sahen von fernem Horizonte die mährchenartigen riesenhohen Spitzsäulen zu, wie ein berittner junger indischer Bramine, der nur Geschichte studirt hat am Ganges, sprach der junge Bonaparte zu seinen Soldaten von den vierzig Jahrhunderten, die von jenen Spitzen ihnen zusähen, man schwieg vor Staunen über all' die wunderbaren Dinge. Die Pestkranken in Jaffa mit ihrem fürchterlichen einsamen Tode drängten sich auch in jene befremdlichen Tableaus, wo blaue und rothe Franzosen unter asiatischer und afrikanischer Sonne herumschritten. Wie ein Geist war der junge Held durch den Meeresnebel und Nelsons lauernde Schiffe zurück nach Frankreich geflogen. Man wartete begierig auf den neuen Feldzug, ob denn das Alles wahr sei. Napoleons ganze Herrlichkeit, die man schon zu ahnen anfing, stand auf dem Spiele, und aus Hoffen und Fürchten braut die Welt ihr Interesse.

Von jener glänzendsten Zeit des jungen afrikanischen Napoleon, und von den frühern galloppirenden

Siegen bei Lodi, Arcole, Castiglione und all' den Namen, die wie Goldstücke bei tollem glücklichen Glücksspiele, über einander stürzten, von jenen fliegenden, brausenden, jähen Thaten des jungen Genies, des olympischen Adlers sang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zusammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäsar in den Kahn bei Brindisi steigt, und den Schiffer im Sturme tröstet: „Du trägst Cäsar und sein Glück.“ Und es sang von dem emporgesprungenen Weibe Italia, das sich mit offnem Busen dem willkommen schönen Cäsar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptischen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es sang das Lied wunderbar schöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, schwieg Alles und die Schiffer tauchten die Ruder leise und geräuschlos in den See.

Nach einer Weile fragte ich sie leise, ob sie wohl den Napoleon liebten, und wünschten daß er noch gebiete. Oh si Signore, sagten sie, aber er habe doch zwei große Fehler gehabt, erstlich hätten sie zu viel Steuern zahlen, und zweitens alle Soldaten werden müssen. Dabei reichte mir einer die Grammatik, die er aus dem See gefischt hatte, und erbat sich dafür einige Centesimi.

Wahrlich, es ist eine tief poetische Nation, und die Kerle hatten Köpfe, als kämen sie eben aus dem

Senate in Rom! Sie haben eine viel abscheulichere Prosa, als wir in Teutschland, weil sie umringt sind von schönen Veranlassungen. Wir lieben den Napoleon, obwohl er uns mit Füßen getreten, die Italiener hat er wiedergeboren, und sie fürchten ihn nur. Ich will indeß nicht ungerecht sein, und nicht vergessen, daß meine Helden Gardaschiffer, und daß die meisten Italiener, die ich gesehn, nicht von der vornehmsten Klasse waren. Aber es ist leider Alles, was man in jenem Lande sieht, von niedriger Art, denn offner oder versteckter streckt Jeder die Hand nach Geld aus. Man haßt in jenen Gegenden Oesterreich nur wegen des Kopfgeldes und des Tabaks, man liebt noch am meisten Baiern, weil es am wenigsten Steuern verlangt hat. Unsere honorige, intelligente Mittelklasse, die sich zur guten Stunde doch einmal für etwas interessirt, was über Essen und Trinken hinausgeht, existirt gar nicht. Und die höheren Klassen und die strebende Jugend halten sich den Mund zu, und lassen sich nicht sehen oder dürfen sich nicht sehen lassen. Ein Land der kleinen Konspiration hat viel kleine Menschen. Es ist gar zu viel Täuschung in diesem Lande; nur bei Privatangelegenheiten gilt ihnen das Leben nichts, bei öffentlichen Dingen sind sie feig. Der bessere Teutsche macht es doch umgekehrt, er ist humaner, und der Franzose hat privatim und öffentlich alle Taschen

voll Kourage. Wahrlich, es glaubt's kein Mensch, wenn er diese bedeutungsvollen Gesichter sieht. Wie ein gefallener Herrscher sah der vor mir sitzende Schiffer aus, vornehm schaute er auf die Arbeit, als erniedrige er sich durch sie, stolze Züge, große geheimnißvolle Augen, scharfgeschnittner Mund, die edelste Nase, ein krauser dichter Backenbart, eine starke, hohe und schöne Figur schienen der Einband des schönsten Buches zu sein. Und wenn man die Züge auseinander blätterte, so kauerte hinter den gewaltigen Formen eine jämmerliche, innere Muthlosigkeit.

Nur die Weiber haben alle Muth, wenigstens zur Liebe, keine weicht einem Gefechte dieser Art aus. Die Männer sind die Schauspieler Europas, sie führen um's Geld Komödie auf wie Tragödie, Kulissenreißer sind sie auch ohne Geld von Hause aus. Um nichts den entsetzlichsten Spektakel zu machen, das versteht der Italiener vortrefflich. —

Wir legten am jenseitigen Ufer des Sees an, um den Eselsberg zu besteigen. Man geht neben kleinen malitiösen Eseln aufwärts, und hat sich vor ihnen zu hüten: es giebt eine Sorte dummes Volk, was nicht nur dumm, sondern auch brutal ist: wenn sie sich satt gegessen haben, schlagen si. hinten aus. Oben sieht man nichts als ein unbedeutendes Stück

Wasserfall, und weiter unten Mist in allen Winkeln. Es waren viel Käfer da und das Volk machte viel Wesens; ich hatte nicht Zeit, mich um das eigentliche Wesen dieser Spelunke zu kümmern; nicht einmal zu einem Hause war Platz da, der steile Fels verengte Alles. Sonst kleben aber an jedem Einbug des Sees die kleinen italienischen Städte wie Schwalbennester, und die fremden Spatze finden überall in Italien ein Plätzchen. —

— Hortensia war im Boote zurückgeblieben, und mir schien's, als habe sie geweint. Ich nahm sie um den Hals, und fragte sie, was ihr fehle. Sie machte ein sehr ernsthaftes Antlitz und sagte: Du liebst mich nicht! Ich versicherte sie natürlich des Gegentheils, setzte hinzu, daß ich eben nicht viel Zeit hätte wegen der neuen Gegenstände, und wollte sie eben zärtlichst küssen, da stieß der Starost den Kahn ab, und wir purzelten auseinander, sie in die Arme des Schiffers, ich auf den Schooß des Archivarius, der über die maskuline Zudringlichkeit sehr ungehalten war. Wir lachten und setzten uns an den Boden des Kahns, und sie lehrte mich Guitarre spielen. Jetzt konnten wir nicht mehr fallen. Es war aber doch sehr zart von den vier Schiffern, daß sie mit dem Abstoßen des Kahns gewartet hatten bis unsre Zärtlichkeitsangelegenheiten geordnet wären — ohne Zuthun des Starosts wären sie nicht

abgefahren. Takt für Liebesverhältnisse hat der gemeinste Italiener, er weiß, was sich schickt, wenn man ein Mädchen im Arme hat. —

— Der Tag senkte sich allmählig, und wir steuerten auf hohe, weiße Schlösser zu, die am Ufer des Sees lagen — nach Limone führen sie, sagten die Schiffer. Es waren spanische Schlösser, nämlich terassenförmig abgesetzte weiße Pfeiler, zwischen denen Citronenwäldchen gepflegt wurden, es wohnte Niemand da als ein Gärtner und dichter italienischer Duft der die Sinne befängt. Ich saß mit Hortensia an einem solchen Baume, und wir sahen uns abwechselnd in die Augen, und durch die breiten stillen Blätter auf den See hinaus, auf welchem der Sonnenuntergang mit ausgestreckten Armen sich gelagert hatte. —

— Plötzlich sprang das Mädchen auf, faßte mich krampfhaft bei der Hand, und starrte nach der Seite. Es war mir, als sähe ich eine männliche Gestalt hinter einem entfernten Pfeiler. Mit metalloser Stimme sagte sie: „Es ist mein Bruder," und stürzte wie ein Reh die Stufen hinunter. Ich ihr nach, sie erraffte unterwegs den Staroſt bei der Hand, und riß ihn mit sich in's Boot, ich befolgte diese stumme, praktische Schnelligkeit, und griff nach dem unter Citronen wandelnden Archivarius. Der

Aufseher trat mir in den Weg, eine discrezione erheischend; ich hatte kein kleines Geld und gab ihm, was mir in die Hand kam. Die allzu große Gabe wollte ich aber doch gut haushälterisch ausbeuten, es fehlten mir nur die italienischen Worte. Ich wußte nichts als rückwärts zu deuten, von wo wir Jemand die Treppen heruntereilen hörten und „No — no — no!“ zu sagen. Er nickte mit dem Kopfe und eilte zurück; wir fuhren ab. Bald hörten wir einen heftigen Wortwechsel — oh, questa voce! rief Hortensia und verbarg ihr Haupt in den Schooß. Der pfiffige Italiener hatte mich verstanden und bezeigte sich dankbar, so weit wir ihn hören konnten. Auf längeres Zuthun von seiner Seite war nicht zu rechnen, der Staroſt mußte also unsern Leuten kund thun, daß wir nicht eingeholt werden dürften. In diesem Lande, wo jeder Nachbar den Nachbar betrügt, wo die Intrigue überall zu sehen ist, wie bei uns die Polizei, fällt das nicht auf — sie nickten mit den Köpfen, drückten die Ruder tiefer und flacher in's Wasser, und warfen, ohne ein Wort zu wechseln, den Kahn in eine andere Bahn, als wollten wir gegenüber vor den spanischen Schlössern landen.

Der Abend kam uns zu Hilfe und legte sich sanft wie ein sammtner Mantel über den See. Hortensia war todtenstill und sah scharf nach der

Richtung von Limone hin, der Archivarius ſang leiſe ein teutſches Lied, es ward ſo heimlich und wohnlich in meinem Herzen, daß ich mich nach freundſchaftlichem Beſuche ſehnte. Da kamen aus den Wipfeln der Citronenbäume alle die Weiber, die ich je geliebt, über den See gerauſcht und ſetzten ſich mir auf die Schultern und auf die Weſten und Rockflügel, und jede flüſterte die ſüßen Dinge, welche wir einander geſagt hatten, und jede flüſterte ſie mit dem Anfluge ihres Dialekts, die eine nordteutſch, die andre ſüdteutſch ꝛc. Es war ein Flüſtern und Koſen wie beim Thurmbau zu Babel, und es war mir ſo menſchenfreundlich, ſo mahometsſüß um's Herz, daß ich's nicht anders bezeichnen kann, als mit den Worten: Es war ſehr hübſch.

Unterdeß fiel die Dunkelheit wie ein Nebel in's Waſſer, und die klare Nacht erhob ſich, und öffnete ihre goldſilbernen Augen, und der See ſchloß ſich und ſtreckte die Wellen zum Schlaf wie nach vollbrachtem Tagewerke.

Das ſind die Augenblicke, wo ſich aus nahen und fernen Landen Alles um den Menſchen verſammelt, was je eines ſeiner beſten Gefühle getroffen hat. Die Helden der Geſchichte ziehn vorüber, und das geſchieht immer nur des Nachts, denn nur des Nachts erſcheinen Geiſter. Selbſt die größten Gei-

ſter des Tages werden erſt geſehen, wenn es Nacht wird. Die kleinen menſchlichen Geliebten hatten ſich bis zum Unſichtbaren zuſammengekauert, ſie ſind Kinder des liebenswürdigſten Taktes und wollten das große Tableau, was ſich eben auf dem Waſſer aufſtellte, nicht ſtören. Wie Schattenbilder in der Luft zogen die alten Römer vorüber, kein menſchlicher Ausdruck des Leides oder der Freude war in ihnen zu ſehn, ſie waren nie Menſchen, ſondern ſind immer Soldaten geweſen.

Ich kenne wahrhaftig nur aus der ſchon verfälſchten Zeit des heuchleriſchen Auguſtus, des großen Ahnherrn Ludwig Philipps, einen Römer, der auch ein Menſch war. Dieſer Menſch heißt Properz, und hat ſeine Menſchlichkeit in Elegieen niedergelegt. Auguſt geht nach Kleinaſien und Properz ſoll mitgehn, um unſterbliche Lorbeeren zu ſammeln. Er hat aber eben einen Feldzug mit den ſchönſten römiſchen Mädchen eröffnet, und geht nicht nach Kleinaſien. Als Auguſt zurückkömmt, und einen pomphaften Triumphzug in Rom hält, da ſteht Properz mit ſeinem Mädchen vor der Thür, und lächelt ſehr über den bei ihm vorüberziehenden Imperator mit all' ſeiner aſiatiſchen Pracht und Herrlichkeit, und erzählt ihm ſeine Schlachten und Siege, in denen Rom Rom ſich unterworfen.

Ganz hinten auf dem See lagen die Cimbern und Teutonen und schmauſ'ten, und ich sah es mit an, wie die römische Klugheit unterdeß sie berückte, und die Römer waren eherne Aristokraten, und die Cimbern und Teutonen waren teutsche Stämme. Das Essen und Trinken war von jeher bei den Teutschen die Hauptsache. Ich drückte die Augen zu, und als ich sie wieder öffnete, sah ich die römischen Thier- und Menschenhetzer unter den Kaisern, und die langen germanischen Barbaren, welche den römischen Thron einrissen, und die Langbärte, die Longobarden, die über das Ufer herüberkamen. Und all' diesen Gewinn, dieses Mark sah ich hinschwinden vor der römischen Klugheit. Mit ein wenig wohlriechendem Rauch, einem Bischen Musik und Lirum-Larum-Löffelstiel wurde Alles wieder genommen. Ich lobe mir die Päpste, und ich sah ein, daß die Klugheit das Beste sei für die Völker. Der Archivarius sang den letzten Vers seines teutschen Liedes. Plötzlich sprang Hortensia auf, hielt ihm den Mund zu, schlug den nächsten Schiffer auf die Schulter, und wies nach Limone hin. Der Schiffer schliff seine Augen, legte sich mit dem Ohr über Bord bis dicht an die Wasserfläche, nickte mit dem Kopfe, gab den Gefährten ein Zeichen, und warf den Kahn auf eine andere Seite. Ich sah und hörte nichts. Mit Blitzesschnelle fuhren wir eine

Strecke in andrer Richtung, und hielten plötzlich ganz inne. Kein Mensch regte sich, ich konnt' es hören, wie hinten der Staroſt, der wie ein Corsar ausgestreckt im Boote lag, den Dampf aus seiner Pfeife stieß. Allmählig schien es auch mir, als hörte ich leise Ruderschläge, mit Hilfe des Glases gewahrte ich ein Boot, was in einiger Entfernung von uns ganz in unsrer frühern Richtung mit aufgespanntem Segel vorüberstrich. Wir bückten uns alle, um den Umriß über dem Wasser so unbedeutend als möglich zu machen. Schon glaubten wir den Feind vorüber, Hortensia hielt sich krampfhaft an meinem Arme fest, da verschwand auf einmal das Segel, und unsre Schiffer fingen aus Leibeskräften an zu rudern. Wir waren entdeckt, das uns verfolgende Boot hatte umgelenkt und kam hinter uns drein. Der Verfolger näherte sich trotz unsrer Schnelligkeit, und die Schiffer sagten, er müsse fünf Ruder haben. Nur ein Ruder fand sich noch in unserm Boote, ich ergriff's und arbeitete nach Kräften. Hortensia küßte mich mit kaltem Munde dafür, und nahm meinen Reisestock und half auch rudern. Es war umsonst — das Boot kam immer näher. Ich zog meinen Reiserock aus, Hortensia bekleidete sich damit, und knöpfte ihn bis oben zu, setzte sich meine Mütze auf, legte sich das Gesicht in den Arm, und lagerte sich zum Schlaf zurecht. Alles geschah, ohne daß ein Wort

gesprochen wurde. Bei italienischen Schiffern bedarf's aber keines Worts, sie verstanden Alles und ließen nach mit heftigem Rudern. Ich begann mit dem Archivarius das Duett: „Bei Männern welche Liebe fühlen, fehlt die Kourage nimmermehr," und erwartete den Feind. Ueber die verrätherischen Füße Hortensiens warf der Doctor seinen Schlafrock. Das Boot brauf'te heran. Der Aufseher von Limone, den ich so reichlich beschenkt hatte, war der fünfte Ruderer, ein ächter Italiener, der eine neue discrezione verdienen wollte. Hortensiens Bruder war der sechste Mann, und schon hielt ich unsere Mannschaft triumphirend für überlegen an Zahl, als plötzlich im feindlichen Boote noch ein langer bärtiger Kerl sich aufrichtete. „Machen Sie Ihren Reisesack auf, Herr Staroſt, und setzen sie Kupferhütchen auf ihre Terzerole, antworten Sie so grob, als Ihr Gedächtniß Worte auftreiben kann."

Der Citronenaufseher griff an unser Boot, um zu entern, mein Stock fiel blitzschnell auf seine Hand und heulend zog er sie zurück. Hortensiens Bruder und der bärtige Kerl machten Anstalt in unsern Kahn zu springen. Ich stellte mich jenem, der Doctor diesem entgegen. Das Handgemenge ward allgemein, da der Citronenaufseher jetzt gegen den Staroſt ansetzte; nur die Schiffer hielten sich auf beiden Kähnen völlig neutral, wie bloß weiter leitende Ele-

mente. — Da brannte plötzlich der Staroſt ſeine zwei Schüſſe los, und mit einem Ruck war die Scene geändert, die Schiffer beider Boote duckten ſich, und ſtießen die Kähne auseinander. Hortenſiens Bruder und ich ſchwankten einen Augenblick über den See; — wir ſtürzten beide hinein.

Ich ſank tief, eh ich in meiner halben Sinnenloſigkeit zu den Schwimmoperationen Anſtalt machte. Mit Haſt drückte ich mich an die Luft hinauf, denn ich hatte, kurz vorher nahe am Erſticktwerden, keinen Athem zuzuſetzen. Es war finſter und leer, tohu wabohu, als ich Athem ſchöpfte, nichts zu ſehen, nichts zu hören, und ich war ſo total verworren, daß ich auch keine Richtung unterſchied, ich konnte eben ſo gut den See der Länge nach hinunter ſchwimmen, ſtatt nach einem Ufer hin. Matt und erſchöpft war ich bereits, meine Lage glich der eines Verlorenen. Ich ſah mich nach dem Himmelswagen um, der am weſtlichen Horizonte ſteht, ich horchte, ob Hortenſiens Bruder nicht darin ſchwimme, die entgegengeſetzte Richtung müßte ja die meine ſein. Es ſchien mir, als hörte ich ein fernes, leiſes Plätſchern. Der See war ſehr ſchön, und das Waſſer war lind und lau, aber es war eine gefährliche Schönheit; ich wünſchte in einem ſchmalen teutſchen Teiche zu ſein, die Müllerſtube mit dem warmen Ofen und der pausbäckigen, behäbigen

Wirthin in der Nähe. Was halfen mir jetzt die Citronenwälder! Da kam dem Staroſt der glücklichſte Gedanke, er ſchoß ſein Piſtol ab, und ich warf mich luſtig in die Wellen hinein. Bald hört' ich ſie mir entgegen kommen, bald lag ich wie ein naſſer Robbe in der Barke.

49.

Malcesini.

Glücklicherweise war mein Mantelsack auf dem Boote, ich kleidete mich in Eile um, die Schiffer lachten still, der Archivarius und der Staroſt ſtellten ſich vor Hortenſien und lachten ebenfalls.

Unſere Feinde hatten gar keine Kriegserklärung für nöthig erachtet, man hatte ſich auf gar keine Fragen und Erörterungen eingelaſſen, es war römiſch hergegangen. Wir wußten nicht, ob Hortenſia erkannt worden, ob ihr Bruder erſoffen ſei. Einem lebhaften Angriffe und Widerſtande weicht der Italiener aus. Unſre Schiffer legten bei Malceſini an; dort wollten wir einige Stunden ſchlafen und vor Anbruch des Morgens weiter fahren. Mit einigen Flüchen und Demonſtrationen durch Stock und Fauſt wurde der Schwarm Geſindels vertrieben, der ſich überall wo Fremde ankommen an dieſe hängt und auf das Gepäck ſtürzt. Es war wenig Licht in dem

kleinen Orte zu sehn, und er bot einen unheimlichen italienischen Anblick dar. Hortensia hing sich beim Aussteigen innig an mich, und als ich sie auf's Auge küßte, küßte ich eine thränenfeuchte Wimper. Ich fragte sie, was ihr fehle, sie schüttelte den Kopf „niente, mio Tedesco," und drückte mir einen heißen Kuß auf die Lippen. Da ging sie von mir, und machte sich mit dem Gepäck zu schaffen.

Als wir mit einer geschwätzigen Wirthin, die halb hübsch, halb garstig war, Zimmer, Betten und Speisen behandelt hatten, und uns häuslich einrichten wollten, ward Hortensia vermißt. Wir liefen an den See, wir suchten an allen Ecken und Enden und schickten Boten aus — umsonst, sie war nicht aufzufinden. Ein Boot war nicht gelandet, vom See her konnte ihr nichts begegnet sein; es blieb nichts übrig, als sich in des wunderlichen Mädchens Thun zu ergeben.

Es war Alles so mährchenartig hergegangen, seit ich das Mädchen getroffen, daß ich jetzt nachdenklich an dem großen Tische unsers Zimmers saß, und den Archivarius fragte, ob denn das Alles wirklich passirt sei. Er lächelte und sprach: In Italien kann Alles passiren.

Ich fragte unsre zweifelhafte Wirthin, was sie zur Hortensia meine. Sie lächelte wie eine teutsche Soubrette, machte mir ein Kompliment, warf mir

einen verrätherischen Blick und hüpfte, ohne Antwort zu geben, hinaus.

Der Staroſt öffnete einen kleinen Balkon, der auf den See hinaus führte — es war eine rabenschwarze Nacht draußen, trotz dem, daß die Sterne am Himmel glühten, und es war todtenstill. Ich saß unbeweglich an meinem Tische, und dachte fortwährend: das also ist Italien!

Da erhub sich plötzlich draußen ein Geschrei, was durch seine Regelmäßigkeit den Charakter eines Gesanges annahm. Es war ein Ständchen; in Teutschland hätten wir's anfänglich für Feuerlärm gehalten, und die Ansicht wäre freilich nicht ganz falsch gewesen. Es mußte entsetzlich brennen bei dem Burschen, denn er schrie wie ein Zahnbrecher, und sang wenigstens funfzehn bis zwanzig Strophen in einem Strich, nach ein und derselben Recitiv-Melodie herunter. Sie haben in Italien Alle Stimmen wie die Hähne, und wenn er gegen Ende der Strophe ein Wenig erschöpft war, so fing er doch die neue stets wieder mit einer Vehemenz an, daß ich noch bei der zwanzigsten davor erschrak und mich vor dem nächsten Anfange fürchtete.

Ich habe noch niemals einen sanften Trieb wie die Liebe, so entschlossen um Hilfe rufen hören. Alles war todtenstill, nur der arme verliebte Teufel

schrie seine Litanei; es hätte ein Stern herunter fallen mögen.

Wenn man im September oder Oktober durch einen großen, flüsternden teutschen Wald fährt, da hört man den Hirsch sein Ständchen brüllen, just wie diesen Italiener, und es ist lebensgefährlich, ihm nahe zu kommen.

Wir schlossen den Balkon und kletterten auf das himmelhohe Bett, welches in ununterbrochner Breite ein Drittheil der Wand einnahm, und uns Dreien überflüssigen Raum gewährte.

Aus süßen italienischen Träumen weckten uns die Schiffer. Wir wollten noch in der Morgenfrühe den See entlang fahren, und wenn die Sonne im Mittag stünde, bereits zu Verona im kühlen Schatten ein schönes Mädchen küssen, von dessen liebenswürdigen Zügen wir jetzt noch keine Ahnung hatten.

Malcesini lag noch tief in seinen nächtlichen Decken. Die Engländer machen viel schöne Stahlstiche, und stellen oft einen kleinen Hafen dar mit einigen kecken Häusern und kecken Piraten — so ist mir Malcesini erschienen in seiner Nachtruhe.

Das Wasser des Sees war warm wie ein schlafendes Mädchen, die Sterne waren lebendiger geworden, die Luft schlief regungslos. Das Schifflein flog rasch in den dunkeln See hinaus. Ich dachte sehr ernsthafte und schöne Dinge, habe sie aber ver-

gessen. Eins weiß ich nur noch: ich beschäftigte mich lebhaft mit Erfindung eines neuen Sonnensystems. Der Mittelpunkt desselben sollte aber nicht mehr eine gelbe Sonne sein, welcher man nicht in die Augen sehen könnte, sondern eine weiß und rothe mit zauberischen Augen, um welche alle Planeten und Kometen kreisen und schweifen müßten.

Ich lag meiner ganzen Länge nach auf dem Rükken im Schiffe und sah in die Sterne. Wir sprachen über dies und jenes, das heißt die Sterne und ich, wir machten Gedichte mit einander und sagten uns gegenseitig Schmeicheleien. Die Sterne lassen sich Viel gefallen, sie sind das Volk des Himmels, und das Volk ist überall Volk. Wenn die Sonne, ihre Königin, nicht da ist, da regiert der Vicekönig, Signor Mond, und wenn auch der spaziren geht, da haben sie Freiheit und Gleichgültigkeit, und dabei ist's so dunkel, daß Eins über das Andre fällt. Da spreizen sich die mediatisirten Fürsten des Himmels, der Sirius, die erlauchte Familie des Siebengestirns, die Kassiopeja, der Hund, und wie die willkührlichen Bilder weiter heißen. Die bürgerlichen und schlecht adligen Talente thun sich zusammen als Milchstraße, und sprechen und schimmern allerlei. —

Da flogen graue Blitze über den Himmel; furchtsam traten die Sterne zurück. Und die Blitze wurden heller, und mit ihnen flog der Morgensonnen-

wind über die Berge des Ufers, die Sterne wichen weiter und weiter, und die Schiffer spannten das Segel auf, und brauchten nicht mehr zu rudern — die Kraft des Tags regiert, der Tag kam vor der Sonne hergeflogen.

Freilich wurde es plötzlich kalt, und als ein Schiffer sah, daß ich am meisten dabei fror, warf er mir seinen braunen Mantel zu, und sagte resignirt: er sei's gewohnt.

Der See öffnete sich eben in stolzer Breite nach dem Süden hinunter, und die ernsthaften Rinaldini-Ufer des nördlichen Sees wurden weich und rund, und verloren sich weiter unten in die Fläche der Lombardei, nach Peschiera und Verona hinab. Die Isola bella — denn eine solche hat jeder italienische See — sprang wie ein Garten der Armide aus dem Gewässer, und es leuchtete aus der Ferne von ihr her, wie weiße Schlösser leuchten, hinter deren Säulen schöne Nymphen tanzen. Die Augen Jean Pauls blitzten mir von den Zinnen entgegen, und ich sah den Titan die hohen Treppen auf und niedersteigen und in den wollüstigen Gebüschen verschwinden.

Das Schifflein trieb um das Vorgebirge unsrer guten Hoffnung, die Schiffer nannten es die Spitze des heiligen Vigilio. Der gute steinerne Alte steht hier am Eingange in den engeren Garda, und weiß gewiß nicht weshalb. Ich will nicht dafür einstehn,

aber es war mir, als trüge er einen Henri quatre, ein Schutzpatron der Wachsamkeit, kommt den Italienern sehr ungelegen, und genießt wenig Aestimation, unsere Schiffer nahmen nicht einmal die Mützen vor ihm ab. —

— Aber eine alte verfallende Kirche hinter ihm von gutem Stein, und weiter am Ufer hin, das immer ergiebiger und gefälliger wurde, weiche, sammtne Olivenwäldchen, eine glänzende Morgensonne, ein dampfender See, und in der Fensterblende ein Mensch, der über uns her den See entlang blickt — mußte mir's nicht einfallen, wie das Alles ein Goethesches Gedicht sei; ich hörte die Worte in dem Wellenschlage.

In Teutschland ist Goethe gestorben, aber in Italien saß er vielleicht in der Fensterblende der alten Kirche Vigilio am Vorgebirge des Garda. Es war ein schöner katholischer Sonntag, der mit der schönsten Sonne auf Italien herunterfiel. Der Mann da oben war gewiß — er regte sich nicht, und es war zu weit, um genau zu sehn. Ich ließ die Schiffer halten, und sang mit lauter Stimme:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?"

„Blühn" antwortete das Echo, und der Starost sagte, der Mann ob St. Vigilio habe mit dem Kopfe genickt.

Ich glaub's, ich glaub's, er iſt hier gut bekannt: hier am Garda hat er ſeine Iphigenia geſchrieben, und da ihn die Leute noch immer nicht genug kennen, ſo will ich beim Garda ſein Leben ſchreiben, wie es mir im Sinne ruht. Das Leben Wolfgang Goethes iſt zwar keine Novelle aber ein Roman.

Drüben in Malceſini hat man ihn einmal beim Zeichnen der Landſchaft verhaften wollen, da hat er das einzige Mal in ſeinem Leben das Volk haranguirt, wie Arioſt die Räuber Ich hätt' es wohl ſehen mögen.

30.

Goethe.

Wenn ein Teutſcher nach Italien reiſ't, ſo denkt er an Goethe. Es hat noch kein Schriftſteller das Land ſo treu geſchildert als er, er hat es portraitirt. Goethe war das größte hiſtoriſche Talent was wir beſeſſen haben, ſeine Augen waren ſo unbefangen, wie das Sonnenlicht: er ſah nicht mehr und nicht weniger als da war, und in dieſen Augen beruht ſeine Größe, wenn er Geſchichte oder Reiſe ſchreibt. Die Gelehrten nennen ſolche Augen Objektivität.

Goethe iſt für den Teutſchen ein Stück Italien, und da er hier am Gardaſee geſeſſen, und über ſeine Iphigenia nachgedacht hat, ſo darf ich nicht am San Vigilio vorüberfahren, ohne Goethes Namen in mein Buch zu ſchreiben. Nebenbei glaub' ich wie die Römer an heidniſche Winke und Vorbedeutungen: ich war kaum vom Wagen geſtiegen, welcher mich aus Italien wieder nach Leipzig gebracht hatte, da begeg-

nete mir mein Herr Verleger, und ſagte, es wäre gut, daß ich wieder da wäre, ich müßte ſogleich eine Lebensbeſchreibung Goethes aufſetzen, er brauchte ſie nothwendig, und der Druck warte ſchon vierzehn Tage auf mich. — Das ſchien mir der Finger Gottes, nach Italien ein Kapitel Goethe zu verlegen, zumal meine Reiſenovellen teutſch geſchrieben ſind; denn Goethes Leben iſt die wichtigſte Novelle der teutſchen Literatur.

Ich habe Goethe nie geliebt, ſelbſt dann nicht, als ich es einſah, daß er unſer größter Dichter ſei. Es geht ein egoiſtiſcher Zug durch ſein Geſicht und ſein Leben, welcher für mein Herz die Liebe ausſchließt, mag es auch, wie Heine ſagt, der egoiſtiſche Zug um den Mund des Jupiter ſein. Ich habe auch den Jupiter nie geliebt.

Als die bürgerliche Entrüſtung losbrach über unſre Hofpoeten, als man mit donnernder Stimme all' unſre poetiſchen Schläfer aus ihren faulen Sorgenſtühlen aufſchreckte, und ſie daran erinnerte, über dem feiſten Mittagstiſche nicht die wenigen Intereſſen und Güter der Menſchheit zu vernachläſſigen, Notiz davon zu nehmen, wie es in der wirklichen Welt ausſähe; als Ludwig Börne anfing, die langen Sündenzettel der teutſchen Autoren zu veröffentlichen, da kreiſchte auch ich mit gegen den Geheimenrath Wolfgang von Goethe. Er hat nie etwas von jener humanen, ſchönen Be-

geisterung empfunden, mit welcher die besten Menschen der Weltgeschichte gestorben sind.

Und seine Partei, welche man in der teutschen Geschichte Koraxe nennt, war ganz geeignet, diesen Zorn zu steigern. Oft ausgezeichnet durch feine Bildung, kultivirten Geschmack, war sie doch immer eine thatlose Gesellschaft, arm an energischem Genie, an gewaltiger, überwältigender Kraft. Mit einer Art kleinlicher Sorgfalt und Aengstlichkeit schaarten sie sich um ihn in jenen für sie so drangvollen Jahren, und die kompromittirtesten Bürger unsers Vaterlandes gehörten zu ihnen. Sie gaben der Poesie das Ansehn, als sei sie nur ein Spielzeug des Despotismus.

So geschah's, daß eine förmlich fanatische Verfolgung hereinbrach über alles Goethesche Wesen, daß man lange vor seinem Tode sagte, er sei gestorben; daß man den achtzigjährigen Greis mit unbändigen Schimpfnamen belegte, ja daß man Hälkerling über das Grab des großen Todten warf. Die Nachricht seines Todes, die zehn Jahre früher wie ein Donnerschlag über Teutschland hingerollt wäre, schlich leise durch die Städte, und nur die officiellen Blätter, und die Goetheschen Beamten erhoben eine verworrene Todtenklage. Ich habe damals die fatalen Worte gehört: Wieder ein herzloser Aristokrat weniger! Die wilde Jugend rief sogar den Fluch des Vaterlandes auf seine Asche herab, und klagte ihn

des einem Dichter unnatürlichſten Verbrechens an, die freie Volksentwickelung aufgehalten, die Knechtſchaft beſungen zu haben. —

Dabei bin ich ſchweigend zurückgetreten, und ich proteſtire hiermit feierlichſt gegen ſolche Weltgeſchichte des Augenblicks. Wolfgang Goethe hat einen ſo weiſen Blick in die Dinge zwiſchen Himmel und Erde gehabt, und ſeine Worte über das, was er geſehen, ſind ſo tief in das Innre unſrer Nation gedrungen, daß er das teutſche Weſen mehr als tauſend Andre fortgebildet hat. Seine Poeſie iſt ſo wahr und ächt, wie das unzweifelhafte Gold in der Erde Schooß — laßt uns anhalten, wenn wir auf dem hiſtoriſchen Wege an ſeinen Namen kommen. Nicht von heut zu morgen gehen die wichtigſten Saamenkörner auf — es werden noch Blumen und Bäume ſeines Geiſtes und Herzens aus der Erde wachſen, wenn die Stätte nicht mehr zu finden ſein wird, wo man ſeinen Sterbetag in Stein gegraben hat.

Unſer Zorn war gerecht, ich werde mich ſeiner niemals ſchämen, und er hindert mich heute noch, den weimariſchen Todten zu lieben. Aber man ſoll den Zorn, auch den gerechten Zorn einer Epoche nimmer aufzeichnen als einen welthiſtoriſchen Haß.

Goethe iſt wie eine Geſchichtsperiode nicht nach Einzelheiten zu beurtheilen, ſondern als ein ſich entwickelndes Ganze. Man wird alsdann leicht die innre

Nothwendigkeit seines Wesens erkennen, sein Leben schuf seine Werke, und nicht diese allein, sondern seine Werke und sein Leben bilden seine Geschichte.

Und Goethes Leben ist eine welthistorische Reisenovelle.

Goethe nützte der Menschheit schon als er todt auf die Welt kam. Weil es von Ungeschicklichkeit der Hebamme herrührte, so wurde sogleich ein Hebammenunterricht in Frankfurt eingerichtet. Er ward in Behaglichkeit aufgezogen, und diese ist ihm denn auch nie untreu geworden. Sein Vater, der Schultheiß von Frankfurt, ein sich fühlender, bürgerlich teutscher freier Reichsbürger, ein Mann von lakonisch ernstem Pedantismus mit großer Lern- und Lehrbegierde, sorgte mit großer Gewissenhaftigkeit für alle Studienanfänge des Knaben. Die Mutter, ein höchst liebes Wesen, war die Morgenröthe seines Glücks, sie pflegte ihn mit heitrer Sinnigkeit und poetischer Mutterliebe. Alles Zarte und Weiche, Alles Bestechende seines Wesens ist ihm aus den lieben Augen und Lippen seiner Mutter gekommen. Die Großmutter schenkte ihm ein Puppenspiel, und mit seiner zärtlichen Schwester Cornelia führt er seine ersten knabenhaften dramatischen Einfälle auf. Homer mit den langen Helden erfreut ihn sehr, er opfert seinem Gotte an einem frühen Morgen Räucherkerzen, die er mit seinem Brennglase anzündet, lies't Mährchen

und alte Geschichten, kurz führt ein sinniges träumerisches Knabenleben hinter den heitern Gärten Frankfurts. Bei seiner Tante, die einen Materialladen besitzt, kuckt er neugierig in Kasten und Schübe, und fragt und flüstert in allen Winkeln herum, bis ihn die Schwester an's Fenster ruft und sie neugierig hineinsehn in die bunte, vorüberwogende Menschenmasse, vorzüglich zur Zeit der Messen. Er lies't und lernt die teutschen Poeten und plappert sie her wie ein Vogel, dem man die Zunge gelös't, ja er trägt schon Verlangen, solche zu lesen, die der Vater ausschließt. Dieser liebte zum Beispiele Klopstock nicht, weil er ungereimt geschrieben, aber durch Vermittelung der Mutter kam er dem Wolfgang doch in die Hände, und die zartesten und heftigsten Stellen wurden nun auswendig gelernt. Aber eines Sonnabend Abends, als Goethes Vater sich eben einseifen ließ, um zum morgigen Kirchgange fein rasirt zu sein, saß der kleine Wolfgang mit Cornelien hinter dem Ofen, und sie wisperten mit einander die wilde Scene zwischen Adramelech und dem Satan. Sie werden dramatisch hitzig, lauter, bei einem wilden Wort erschrickt der Barbier und übergießt den Papa Goethe. Aufstand, Untersuchung, neue Verbannung Klopstocks. Da bricht der siebenjährige Krieg aus und bringt neue Beschäftigung, neue Neigungen. Der Graf von Thorane, Lieutenant du Roi, ein großer Freund der

Künſte, wohnt im Goetheſchen Hauſe. Es werden Maler beſchäftigt, der kleine Wolfgang intereſſirt ſich ſehr dafür, gibt vorlaut eigne Sujets an, verräth Geſchmack, lernt franzöſiſch und beginnt viel andre Sprachen mit großer Leichtigkeit. Um ſich dies bequemer zu machen, ſchreibt er ein Stück, worin ſieben Geſchwiſter in ſieben Sprachen mit einander reden. Das franzöſiſche Theater nimmt ſeine Aufmerkſamkeit auf's Lebhafteſte in Anſpruch, er macht Bekanntſchaft mit einem dabei betheiligten Knaben, kriecht hinter den Kuliſſen herum, fängt die erſte, ſehr kurze Liebſchaft mit des Knaben Schweſter an, und erträgt geduldig den Unwillen des Papa, der ſeinen täglichen Beſuch des franzöſiſchen Schauſpiels höchlich mißbilligt. Wolfgang will ihn verſöhnen, und ſchreibt ein franzöſiſch Stückchen, in dem lauter mythologiſche-ovidiſche Figuren aufmarſchiren, und was er dem Vater ſauber abgeſchrieben übergiebt. Die Franzoſen machen es ihm gewaltig herunter, und er ſtudirt deshalb eifrig „Corneille" über die Einheiten, Moliere und Racine. Die Luſt hebräiſch zu lernen führt ihn in die kühle Bibliothek zum Rektor Albrecht im Barfüßerkloſter. Dort ſitzt er in den Sommerabenden bis es dunkel wird über einer engliſch gloſſirten Bibel, Moſes mit dem Morgenlande ziehen ihm durch den kleinen Kopf und er diktirt ſchon ſo früh eine Geſchichte Joſephs. Der Vater erhält damit den erſten Quart-

band. Wolfgang bezeigt ſich auch dadurch artig, daß er Sonntags in die Kirche geht, und die ganze Predigt nachſchreibt. Dieſe Beſchäftigung wird ihm indeſſen bald langweilig. Ein wichtiges Ereigniß ſtört ihn ſpäter auf: die Krönung Joſephs II., aber die Bekanntſchaft mit Gretchen geht ihm bald über Krönung und Kaiſer; ſtürmiſch und völlig dringt die Liebe in den funfzehnjährigen Knaben. Hart trennen ihn die Eltern von dem niedriger gebornen Gretchen, eine ſtürmiſche Verzweiflung bemächtigt ſich ſeiner, er wird krank. Eine traurige Oede dünkt ihm nach halber Geneſung ſeine Vaterſtadt, kaum tröſtet ihn ſeine mitfühlende Schweſter. Auf Drängen ſeines Vaters nimmt er wieder ſeine juriſtiſchen Studien vor, und geht Michaelis 1765 auf die Univerſität Leipzig. Nur halb hergeſtellt betrat er die Stadt, und noch zerrütteter verließ er ſie ſpäter. Aus der Feuerkugel am Neumarkt, wo er wohnte, geht er Anfangs regelmäßig in die Collegien, da ihm Böhme große Angſt vor der Schwierigkeit des juriſtiſchen Studiums beigebracht hatte, bald aber ſieht er den hohlen Pedantismus ein, ſeinen geſunden Sinn ekeln die leeren Förmlichkeiten der akademiſchen Wiſſenſchaftlichkeit an, er geht zu Madame Böhme und lieſ't ihr Gedichte vor. Sie verleidet ihm den Gottſched, und andre weibliche Bekanntſchaften verleiten ihm ſeinen reichsbürgerlichen zierlich ſteifen Frankfurter Anzug. Sein

Vater pflegte zu ſeinen Bedienten nur Schneider zu nehmen, damit ſie die nöthigen Kleidungsſtücke mit anfertigen könnten. Mit dem Werke eines ſolchen Bedienten, mit dem übervollen oberteutſchen Dialekte, den Mund voll Gleichniſſen und ſprichwörtlichen Redensarten ging er denn anfänglich, ein hübſcher kleiner Philiſter, in Leipzig umher. Beim Hofrath Ludwig aß er zu Mittag in Geſellſchaft von Botanikern und Medizinern, dieſe neuen Gegenſtände des Geſprächs gaben ihm eine Art neuer Anregung, da ihm die Poeſie eben nicht die mindeſte gewährte. Der gute leere Gellert war ihm bald fade, das ſteife Allongen-Paradepferd Gottſched, bei dem er eine höchſt burleske Audienz hatte, machte ihn lachen — er verzweifelte an all dieſen Dingen und verbrannte an einem ſchönen Mittage all' ſeinen derartigen Vorrath. Sein Landsmann Schloſſer richtet ihn ein Wenig auf, und es bildet ſich allmählig eine literariſche Mittagstafel. Noch weiß er aber immer nicht, wie Poeſie eigentlich beſchaffen ſein ſolle, der leere Schwulſt, die pomphafte leere Steifheit widern ihn an, nur die eben mehr und mehr aufkommenden engliſchen Muſter führen ihn zu einigen halben Anſichten, daß man konciſer, gedrängter werden müſſe. Der kurſirenden franzöſiſchen Form weiß er ſich aber doch nicht zu entäußern, nur bemerkt man eine gewiſſe feine Ironie, die wie ein unruhiges Kätzchen über den glatten Boden hin und

herfährt in den Sachen, die er damals schrieb. In dem Hause, wo er aß, hatte er nämlich eine kleine Liebesgeschichte mit Annetten begonnen, seine Laune war aber meist so unerquicklich, seine fortwährende Eifersucht so lästig, daß sich das Mädchen von ihm abwendet und trotz vieler Versuche nicht wieder zu gewinnen ist. Bald darauf hatte sich Goethe in ein sehr muntres, rasch wechselndes Leben gestürzt, er war ein Wenig lüderlich geworden, und als Bekenntnisse jener Verhältnisse war „die Laune des Verliebten," waren „die Mitschuldigen" und manche Gedichte entstanden, welche in oben erwähnter Form sich bewegten. Er fand noch keine Regel und schrieb und dichtete Zustände. Mit Berisch, einem seiner Genossen verlegte er sich jetzt auf satirische Possen, verspottet den Professor Clodius und manchen Andern in leichten, muntern Versen, und wird nur plötzlich durch Oesers Zeichenstunden auf ein andres Terrain gebracht. Er studirt viel über bildende Kunst, lies't Lessings Laokoon mit dem größten Interesse, reis't mit der gelben Kutsche nach Dresden und beschäftigt sich lebhaft mit Kunst und Kunstinteressen. Er ätzt Kupferstiche und athmet dabei viel schädliche Dünste ein, lebt unregelmäßig, trinkt viel Kaffee und starkes Merseburger Bier — wird melancholisch, und bekommt eines Nachts den Blutsturz. Nur halb geheilt, an Leib und Seele krank, kommt er nach Frank-

furt, und ſchwankt eine Zeitlang ziemlich elend dort herum. In ſeinem väterlichen Hauſe war ein ſtilles, gottſeliges Leben, die Familie neigt ſich zu den ſogenannten „Stillen im Lande.“ Das wirkte wie Dämmerung auf Goethe, er kränkelt trübſinnig fort und macht in dieſer Stimmung die Bekanntſchaft des myſtiſchen Fräuleins von Klettenberg, der wärmſten Freundin ſeiner Mutter. Auch ſie kränkelte und badete ſich in Frömmigkeit, und aus ihren Unterhaltungen und Briefen ſind „die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ entſtanden. Dieſe ganze Richtung führt ihn auf das Studium chemiſcher, alchymiſtiſcher Werke. Auf ſeinem Giebelzimmer errichtet er ein Laboratorium und liegt über Wellings opus mago-cabalisticum, über dem Paracelſus. Als er ſich zur Kirchen- und Ketzergeſchichte Arnold's wendet, iſt er ſchon ein Wenig geläuterter, die Ketzer intereſſiren ihn ſchon am meiſten. Auf dem myſtiſchen Grunde ſeines jetzigen Weſens baut er ſich ein wunderliches neu-platoniſches Wohngebäude auf, mit Säulen und Schnörkeln der heiligen Kabbala verziert. Der junge Student lebt wie ein ägyptiſcher Prieſter, der ſich für die Wüſte vorbereitet. Beim Verbrennen der Ketzer kommt er auch auf das Verbrennen ſeiner Manuſkripte und außer der „Laune des Verliebten“ und den „Mitſchuldigen“ verkohlt das Meiſte. Aus der Kabbaliſtik windet er ſich aber doch allmählig heraus bis zum rein

wiſſenſchaftlichen Studium des Boerhave. Sein Vater hatte indeß immer den Juriſten im Auge, er will ſeinen Sohn als wohlbeſtallten Rathsherrn ſehn, und Wolfgang Goethe wird nach Straßburg geſendet. Hier erneuert ſich denn wieder die ganze franzöſiſche Einwirkung, welche ſo durchaus an Goethe zu finden iſt. Seine Tiſchnachbarn ſind wiederum Mediziner, er hört Collegien über Chemie und Anatomie, ja beſucht ſogar die Klinik, und verſäumt die Jurisprudenz ganz. Auch für ſeine halbgläubige Richtung findet er in Jung-Stilling einen Repräſentanten. Still ruhen die Künſte in ihm, bis er eines Tages an der Treppe des Gaſthofs zum Geiſt einen ſchwarz gekleideten Mann trifft, den er zu kennen glaubt und anredet. Ein langer ſeidner Mantel war hinten in die Taſchen geſteckt, das Haar war fein gepudert, unter der hohen Stirn und den ſtarken ſchwarzen Braunen ſahen kohlſchwarze Augen weit hervor, über die angenehmen Lippen ſprangen ſcharfe, ſpitze Worte. Goethe hat ſich nicht geirrt, es war Herder, und obwohl ihn dieſer vielfach maltraitirt, ſo iſt er doch von weſentlicher Einwirkung auf ihn geworden, hat viel Pedantiſches aus dem Sohne von Goethes Vater herausgetrieben, und ſein inneres friſches Leben aufgeregt. Herder litt damals ſehr an den Augen, und war überhaupt auch ſonſt ein Mann der Bewegungskultur, der dem betrachtenden jungen Goethe vieles

verleiden mußte. Er hat diesem mancherlei weggespottet, und Goethe hat ihm nie etwas von seiner mystisch, kabbalistischen Chemie erzählt; bei allem Zorn über Herders oft zu herbes Wesen hat ihm dessen Verstand und Bildung doch immer gewaltig imponirt, er bewahrte sogar immer eine gewisse Scheu vor seiner Handschrift. Nie war er frei von einer leisen Furcht seines Innersten vor diesem gewaltigen Geiste des rastlosen Fortschrittes. Durch ihn wird auch Goethe mehr hineingeführt in die Richtungen der teutschen Literatur, er sah aus seiner hebräischen Poesie und aus alle dem, was er über Volkspoesie sagte, daß die Dichtkunst nicht das Ergebniß fein gebildeter Formen einzelner Nationen sei, sondern daß eine Welt- und Völkergabe existire, die man Poesie nenne. Eben so führte ihn Herder in die glänzenden Säle der italienischen Maler, er schloß ihm hohe, weite Gegenden des Geschmacks auf, und er und Shakespeare, den er später auch in Straßburg kennen lernt, geben einem Theile seines Wesens eine völlig andere Richtung. Und zwar ist diese Richtung fast durchweg die erquicklichste seines Wesens geblieben, die uns allein die französische Förmlichkeit genießbar gemacht hat. Nach Herders Weggange fiel ein solcher Abschnitt, wo er sich ausschließlich mit Franzosen, namentlich Diderot und Voltaire beschäftigte. Wie ein milder Regen fällt Goethes Verkehr mit der Pfarrerstochter aus Sesen-

heim, Friderike, dazwiſchen. Das Herz geht ihm langſam, aber völlig auf, und es findet ſich auch in ſeinem „Wahrheit und Dichtung" nicht leicht ein andrer Abſchnitt mit ſo warmer, bewegter Hand ſo herzlich und einfach beſchrieben. Um dieſe Zeit kam Wielands Ueberſetzung von Shakeſpeare, von dem Goethe in Leipzig nur einzelne Bruchſtücke geſehn hatte. All' ſein Streben, das leere, ſteife Zeug, in das ſeine weite und tiefe Naturanſchauung ſich nicht drängen ließ, ward ihm klar und klarer. Er ſah, wie natürlich man ſein kann, und wie gewaltig und groß dabei. Das unermeßliche Feld, was Alles Poeſie ſein könne, ward ihm mit einem plötzlichen Sonnenblicke erleuchtet, er fühlte, ſoweit er die Arme ſtreckte, Raum. Die Wohlgerathenheit ſeiner Fauſt-Empfängniß zwiſchen den Leipziger Wiſſensgittern ward ihm klar. Er überſah den Raum, wo er im Dunkeln nach einem Ausgange herumgetappt war. All' ſeine poetiſchen, religiöſen, natürlichen Beſtrebungen empfingen plötzlich das große Siegel der Wahrheit und Poeſie, der ganze Plunder, der ihn vorher immer noch beängſtigt hatte, purzelte zuſammen. Die Erkenntniß Shakeſpeares war Goethes poetiſcher Geburtstag, an welchem er zum erſtenmale ſein Leben verſtand. Wichtig war es auch, daß er zu gleicher Zeit jenen kleinen, blonden, ſonderlichen Liefländer, Lenz, kennen lernte, der ſeinem Humor die unbändigſten

Dinge erlaubte, und vielleicht Shakespeares bester komischer Uebersetzer ist. Es arbeitete um diese Zeit Alles daran, Goethes Wesen zu befreien. Nothgedrungen muß er nun endlich seine juristische Promotion abmachen. Immer mehr bildet sich das rein Poetische im Gegensatz zum Spekulativen an ihm heraus. Sein Dissertationsthema geht dahin, daß der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen Kultus festzusetzen. Eben so sieht er ein, daß eine rasche Trennung von Frideriken nöthig ist, da sein Abgang von Straßburg naht. Er reicht ihr vom Pferde noch einmal die Hand, und reitet schmerzlich erregt und tief betrübt von dannen. Da kommt einer der wenigen Augenblicke in seinem Leben, wo er sich dem romantischen Versinken völlig hingiebt: es bedünkt ihm, sein Ebenbild in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold komme ihm entgegen. Er hatte nie ein solches Kleid getragen, und ohne daß er wieder darauf geachtet, ertappt er sich bei einer Besuchsreise nach Sesenheim in spätern Jahren in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold. — Er kehrt nun nach Frankfurt zurück; aber schon in Straßburg hat er Götzens Lebensbeschreibung von Frank v. Steigerwald gelesen, und der alte teutsche Ritter hatte sich ihm zwischen Herz und Kopf gelagert. Er begann, an ihm zu bauen. Gesunder, aber aufgeregter, excentrischer, strebender als je kam er in's väterliche Haus zurück, und die Mut-

ter hatte viel zu beschwichtigen beim ordentlichen, reichsbürgerlichen Papa, daß er nicht sehr unwirsch wurde über seinen Sohn. Goethe hat sicher anfänglich vieles geschrieben, wo er den lesenden Vater im Hintergrunde hatte, dem er gefallen wollte. Da wurde Manches pedantischer eingerichtet, und in den besten Werken ist hie und da diese steife Reichsbürgerlichkeit der Form in einzelnen Redewendungen geblieben. Am meisten zeugen seine Briefe davon. — Es findet sich unterdessen in Frankfurt und der Umgegend eine muntre Gesellschaft junger Köpfe zusammen. Sie gründen die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ und gehen wild in's Zeug hinein. Zum Unterschiede von dem Göttinger zarteren Vereine, der sich an Klopstock anschloß, und in welchem Hölty, Bürger, Voß, die Stollberg, Boie ꝛc. webten, werden die Frankfurter die Rheinischen Kraftmänner genannt. Um diese Zeit erhält er einen peinlichen Abschiedsbrief von Frideriken. Das Herz ist ihm schwer, er reitet, fährt Schlittschuh, wird Vertrauter in allerlei Verhältnissen, wandert in der Umgegend umher, sogar oft durch Frankfurt, wo er im Wirthshause auf der Fahrgasse speis't, und von wo er weiter zieht, und Sturm- und Wanderlieder dichtet. Nie aber kann er sich einer Vergangenheit anders bemeistern, als wenn er sie objektiv im Gedicht darstellt. Namentlich seine Gedichte sind Beichten an die Poesie,

und Beichte ſind ſeine wichtigſten Werke: der Werther, Fauſt, Taſſo ſogar, und Meiſter. Von ſeinem Vater gedrängt, tritt er in ein juriſtiſches Geſchäft in Wetzlar, ſchließt ſich an viel neue Bekanntſchaften, verkehrt mit den alten Freunden, namentlich dem galligten Merk, tritt auch mit den Göttingern in Berührung. Ihre nordiſche Mythologie mit den Nebelbildern ihrer Götter, die ohne Fleiſch und Blut ſind, hat ihn aber immer angefröſtelt. Um jene Zeit lieſ't er wieder den Homer, und das iſt die letzte Pforte, durch welche er heraus in die Oeffentlichkeit tritt. Kleiner theologiſcher Kram, pedantiſch wilde Recenſionen, und ähnliche Kleinigkeiten, die er damals geſchrieben, kann man kaum in Anrechnung bringen. Die Zeit naht aber nun mit Rieſenſchritten, wo die Periode ſeiner Vorbildung zu Ende geht, die verſchiedenartigen aufgehäuften Maſſen einen Ausweg finden, und ſeine erſte ſchriftſtelleriſche Epoche anhebt. Merk hat ihm die Angſt vor der Oeffentlichkeit vertrieben, ſeine Schweſter ſtachelt ihn zur Vollendung des Angefangenen, er ſchreibt endlich in ſechs Wochen den Götz. Es war ſonderbar, daß er eben einen Gegenſtand zum erſten Auftreten herausfand, welcher in einer ſchlaffen, ausdruckloſen Zeit das teutſche Volk ſo auf's Aeußerſte anſprechen mußte — es war Glück. Denn von Jugend auf lagen dem Göthe Volksintereſſen immer fernab; aus unerſprieß-

licher, unklarer Bewegung entwickeln ſie ſich zu Tage, und berühren ihn ſchon darum unangenehm. Die Form des Götz gehörte ſeinem geſunden, natürlichen Sinne, ſeiner Einfachheit und den letzten Eindrücken Shakeſpeares und Homers. Auch der Münſter in Straßburg hatte das Seinige beigetragen, das Mittelalter in gewaltigen Formen ſeinem Herzen einzuprägen. Wenn Göthe namentlich in dieſem Götz v. Berlichingen, im Werther, und vor Allem in ſeinen einfachen Gedichten den teutſchen Grundton ſo richtig traf, dann darf man nicht voreilig patriotiſch ſein Weſen grundteutſch nennen — er war es hie und da durch Gewohnheit, aber eine Intention der Art war ſeinem Weſen ganz fremd. Nur kurzſichtige Verehrer beengen ihn mit dieſem Epitheton. Er hat von früh an das größte Talent gezeigt, baar und rein aufzufaſſen, was ihn umgab; ſo hat er auch das teutſche Weſen aufgefaßt, und es natürlich wiedergegeben. Aber all' ſeine Liebe, ſein Dank für ältere Poeſie, die ihn erquickt, drängt ſich in dieſem Götz zuſammen. Es iſt noch eine große Breite, viel vom Hauptgange ablenkendes Nebenwerk in dieſem Stück, aber auch dies bekundet die glücklichſte Hand, und das Ganze war ein gewaltiger Wurf. Alſo ritterlich geharniſcht, die Teutſchen an ihren letzten, gewaltigſten Freien erinnernd, trat Göthe auf, und dieſe unerhörte Art, durch ein Buch zu den Schwächen, Neigungen, und

Wünſchen eines Volks zu ſprechen, ward mit dem größten Jubel aufgenommen. Die unzähligen Nachahmungen, alle die Ritterſchauſpiele, welche von dort datiren, bürgen dafür. Es war im Jahre 1773, als Goethe den Götz auf ſeine Koſten drucken ließ, nachdem er ihn beim Umſchreiben geändert hatte. Dreißig Jahre ſpäter hat er ihn wieder überarbeitet. Während der Senſation, die dieſe Erſcheinung hervorbrachte, litt Goethe ſtark an Geldmangel, und ſeine Leere von Seſenheim her war durch die Weiber im Götz noch immer nicht ausgefüllt. Er hatte nicht Raum genug gehabt, all' jene von ſo vielen Begegniſſen aufgehäufte Sentimentalität auszuſtrömen. In Wetzlar hatte er die verlobte Braut eines Bekannten lieben gelernt, er hatte ſich von dieſer Neigung zu Lotten nur mit großer Aufopferung losmachen können. In Frankfurt überraſcht ihn jene Sophie la Roche, die er auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte, mit einer zärtlichen Zuneigung. Sie war verheirathet, und wollte ſich durchaus nicht in ihr Verhältniß fügen. Dazu war Goethes Gewiſſen wegen Friderikens auch noch nicht beruhigt, er hatte noch keine genügende poetiſche Beichte dafür abgelegt. Er mußte ſich auch bei jener Liebe für Lotte in Wetzlar der Thorheit erinnern, daß er allnächtlich einen Dolch auf ſeinen Nachttiſch gelegt, und verſucht habe, wie tief er ſtechen, und ob er ſich wohl das Leben nehmen

könne. All' dieſe Dinge bedrängten ſeine Seele, der durch ähnliche Leidenſchaft herbeigeführte Selbſtmord des jungen Jeruſalem giebt dem Suchen ſeines Geiſtes nach Form und Geſtalt die Richtung, er ſchließt ſich in ſein Zimmer, und ſchreibt binnen vier Wochen den ſentimentalen Roman „Werthers Leiden". Hatte Götz wie ein überraſchender Donner die Aufmerkſamkeit Aller auf Goethe gelenkt, ſo ſchlug Werther wie ein Blitz in alle Herzen. Die ſchmuckloſeſte und doch feinſte Wahrheit war mit ſichrer Hand aus der tobenden, leidenſchaftlichen Bruſt gezogen. Eine tiefe, hiſtoriſche Richtigkeit liegt all' den Dingen zum Grunde, welche den Ton einer ganzen Epoche angeben, welche Vorbilder, Mode werden. Werther erzeugt die ſentimentalen Romane. Um ein überſchauliches Bild Goethes zu entwerfen, kann man nicht genug darauf dringen, daß ſein Leben einfach erzählt wird; es iſt der beſte Kommentar ſeiner Werke, weil er gegen ſich immer ehrlich war, und ſeine Werke der Ausdruck dieſer Ehrlichkeit ſind. — Nach Vollendung des Werther athmete er wieder auf, ein großes Stück heftiger Vergangenheit war dadurch verarbeitet und abgemacht. Um dieſe Zeit ſchließt ſich ihm der tolle früh verſtorbne Lenz wieder an, er verkehrt mit Wagner und Klinger. Auch Baſedow, der Dreieinigkeithaſſer, der taktloſe, unſaubre Raiſonneur, dem es nicht an Geiſt, aber an Grazie und Schönheit gebrach.

Er macht eine Rheinreise mit Goethe, und quält ihn vielfach durch den Dampf seines schlechten Tabaks, sein Biertrinken und sein Raisonniren am unrechten Orte. Auf dieser Reise kommt er nach Cöln, das einen tiefen Eindruck auf ihn macht, und den „König von Thule" gebiert. Fritz Jacobi lernt er kennen, und wird nach Spinoza und den Philosophen lüstern gemacht. Zu Düsseldorf findet er den feurigen Heinse, welcher sich enthusiastisch an ihn anschließt, und mit Begeisterung den schönen Goethe seinen Freunden schildert. In der nächstfolgenden Zeit producirt er meist kleinere, unbedeutendere Sachen, „das Jahrmarktsfest" — den „Prolog zu Bahrdts neusten Offenbarungen", er beginnt aber bald darauf eine Komposition, die von seinen Biographen immer zu wenig gewürdigt worden ist — den „Mahomet". Wir haben nur eine Hymne und den Hauptplan davon. Mahomet betet unter dem einsamen, arabischen Nachthimmel, und mit dieser Stille wechselt später das laute Treiben einer zu gründenden und zu verbreitenden neuen Religion. Die Furcht, welche aus Goethes Plane schüchtern heraussieht, daß die Handlungen zu gleichförmig, massenhaft werden dürften, würde gerade Goethes bedeutendes Geschick, das Allgemeine im Einzelnen, in der Persönlichkeit bestechend auszudrücken, vernichtet haben. Es konnte das schönste Seitenstück zu seinem späteren westöstlichen

Divan werden, wo er die sinnliche, spielende Behaglichkeit Asiens schildert. Der südlich glühende Sturm, die geheimnißvollen Nächte, die geisterhaft sprechende Natur arabischer Flächen und Sterne — welch' ein Feld gewährte das Alles seiner bewundernswerthen Natur-Intuition. Damals brauſ'te die frischeste Heldenjugend in ihm, die großen Tragödien Mahomet, Prometheus, Faust bestürmten sein Herz, er war jung und liebenswürdig über und über. Es ist [illegible] Vieles bei ihm nur Anfang geblieben, was zu seiner sonstigen Ganzheit gar nicht stimmt. Dieser Mangel an Ausdauer ist aber vielleicht das schönste Stück Dichterei wechselnder Empfänglichkeit an ihm, ein Vermächtniß seiner poetischen Mutter. Um so schneller vollendete er damals den Clavigo. In einer Abendgesellschaft war der Stoff aus Beaumarchais Memoiren mitgetheilt worden, schon auf dem Heimwege ordnete er die Akte, und in wenig Tagen war das Stück fertig. Es hat in seiner baaren Natürlichkeit, mit dem Schwindsuchtstode der Marie, dem plumpen, tollen Beaumarchais, dem mehr denn wankelmüthigen Clavigo den Kunstkritikern viel zu schaffen gemacht, und wird doch immer alle die bestechenden Vorzüge jener einfachsten Richtigkeit jenes meisterhaft unveränderten Lebemanns Carlos, jenes ganzen, täuschend wahren Hergangs der Dinge geltend machen. Wichtig für Goethes Leben wurde die kleine Satire „Göt-

ter, Helden und Wieland", welche er bald darauf schrieb. Sie ging auf das Modernisiren der griechischen Götter, welches sich Wieland namentlich in seiner „Alceste" erlaubt hatte, und machte zuerst den Erbprinzen von Weimar auf Goethe aufmerksam, der ihn, als er bald darauf zur Regierung gekommen war, 1775 nach Weimar einlud. Als er den Clavigo geschaffen, war er liebeluſtig, und liebte alsbald in einem benachbarten Städtchen ein schönes Kind der Natur, Lilli benannt und überfüllt mit den schönsten Götheschen Gedichten. In Offenbach genoß er, und in Frankfurt schuf er Genüsse, wie den letzten Wurf seiner Revolutionsjugend, den Egmont. Doch trennte er sich darauf von Lilli, weil er fürchtete, diese schöne Blume aus ihrem Klima zu tragen, und weil er sich in das ihre nicht einbürgern mochte. Er war reif für Weimar, wohin ihn alsbald Glück oder Unglück trug. Auch zum Egmont hatte ihn sein Vater eingesperrt, Wolfgang lief fortwährend herum. Hinterher war aber der Papa so erbaut von dem Stücke, daß er den wunderlich gerathenen Sohn unter den Arm nahm, mit ihm in Frankfurt herumstrich, und ihm Wein und Naschwerk kaufte: Ganz irreligiöse Dinge für den gewesenen soliden Stadtschultheißen. Zu Weimar lebte Goethe anfänglich ein muntres, bewegtes Leben, die Form nicht eben ängstlich beachtend, der Gesellschaft

sich hingebend, aller früheren, ihn oft beängstigenden Verhältnisse harmlos vergessend, aller Rücksichten los und ledig, der frischen, augenblicklichen Eingebung folgend, liebenswürdig in Wort und Wesen wie zu keiner andern Zeit. Er schreibt leichte, farblose Singspiele, mit denen sich schwer was anfangen läßt, gebiert die wunderliche Stella, deren Unordnung und heiße Leidenschaft deutlich verräth, wie zerstreut der Poet in neuer Gesellschaft und Umgebung herumflatterte. Er durchstreift zu Pferd und zu Fuß den Thüringer Wald und den Harz — „die Harzreise im Winter" zeugt davon, seine jugendlich joviale, muntre Zeit fliegt auf in den „Vögeln", ja, er löst sich plötzlich mit einem lachenden Spott, im „Triumph der Empfindsamkeit", den er gegen die Wertherhelden schreibt, völlig von seiner früheren Sentimentalität los. Somit schließt er selbst die zweite Periode seines Lebens, die erste seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Der neue Abschnitt beginnt mit seiner italienischen Reise 1786, die er über Karlsbad antritt. Allerdings sind die Pläne zu Iphigenia und Tasso nicht erst auf der Reise gefaßt, aber die Werke gehören streng erst dieser Zeit an. Sie sind die Produkte eines befriedigten schön-geistig sinnlichen Wesens, was die Leidenschaft hinter sich hat, und mit klarem, schaulustigem Auge in ein neues Land, eine neue Welt der Kunst und

Schönheit tritt. Auch seine Vorliebe für's Studium der Natur-Einzelnheiten drängt sich immer mehr hervor, schon bei Bologna sucht er Schwerspath. In Rom verkehrt er mit Tischbein, und gewinnt immer lebendigeres Interesse für bildende Künste, ja, der Egmont ist bereits geschrieben, und Goethe ist noch zweifelhaft, ob er nicht mehr für bildende Künste berufen sei. In Rom verkehrt er auch viel mit Moritz, und dieser Umgang ist in metrischer Hinsicht für die Iphigenie wichtig geworden, die er dort vollendete, nachdem er sie am Gardasee überarbeitet hatte. Moritz beschäftigte sich eifrig mit prosodischen Forschungen, und war ein so großer Verehrer von Goethe, daß er nur à la Werther im blauen Frack und gelben Unterkleidern einherging. Die Iphigenia spricht in ihrer Einfachheit die teutschen Freunde nicht recht an, Goethe beharrt aber dabei, den Tasso ähnlich zu schreiben. Er geht nach Neapel und Sicilien; noch halb seekrank überarbeitet er in der Kajüte liegend den Tasso. Er war weichlicher, nebelhafter angelegt und in Prosa geschrieben, Rhythmus und Form rafften ihn zusammen. Auch Tasso soll ganz aus seinem Leben sein. Man erzählt im Stillen, daß Goethe eine Prinzessin geliebt habe, und mit Mühe dieser Leidenschaft Herr geworden sei. An den sicilianischen Küsten befängt ihn Meer und Ufer mit homerischen Armen: er will eine Tragödie Nausikaa

ſchreiben. Der Plan iſt ſehr ſchön, und es iſt ſehr zu bedauern, daß Goethe plötzlich auf andere Gedanken gekommen iſt. Er ſieht, daß Homers Gleichniſſe, ſo poetiſch ſie ſcheinen, natürlich ſind, und er wird von da noch natürlicher im Ausdruck, was freilich beim Mangel ſiciliſcher Umgebungen ſpäter oft Nüchternheit wurde. Goethe ſucht in Sicilien die Urpflanze, und ſammelt Stoff zu ſeiner „Metamorphoſe der Pflanzen.“ Bei ſeiner Rückkehr findet er in Teutſchland eine große kritiſch philoſophiſche Aufregung, durch Kant hervorgebracht. Seine ganze kontemplative Lebensanſicht hatte ſich unterdeß mehr und mehr abgerundet, und wie jede Störniß hält er dieſen Kriticismus eine Zeitlang von ſich ab. Ja Schiller, der wilde, geniale Kantianer, ſtößt ihn lange Zeit ab, Goethe vermeidet ihn abſichtlich. Eines Tags treten ſie zu gleicher Zeit aus einem naturwiſſenſchaftlichen Vortrage in Jena, und Schiller redet ihn an. Sogleich in eine Polemik mit einander gerathend, vertiefen ſie ſich, und Goethe kommt bis auf Schillers Zimmer, ihm ſeinen Realismus demonſtrirend. Allmählig knüpft ſich das Verhältniß enger, und die ſechs Bände Briefwechſel, die wir erhalten haben, bekunden, wie groß ihre gegenſeitige Theilnahme, ihr gegenſeitiger Einfluß auf einander geworden iſt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Goethe's Einfluß auf Schiller außerordentlich war,

jenem idealen hochfliegenden Himmelsstürmer war das mit starker Hand geordnete irdische Element Goethes ein vortrefflicher Boden. Es ist dies nirgends sichtbarer als in den ersten Akten des Tell und im ganzen Wallenstein. Aber auch in Goethe's Seele warf Schillers glänzende Sonne warme Strahlen, und ein gewisser Glanz der Sprache ist an den Produkten damaliger Zeit durchaus nicht zu verkennen. Stürmischen Eindrücken war die Goethesche Natur nie ausgesetzt, denn er war allmählig und tief aus dem Kern des Stammes gewachsen wie ein Baum. Sein ganzes Wesen war das Ergebniß einer historisch entwickelten Nothwendigkeit. Es bleibt darum auch immer thöricht, Einzelnheiten an ihm zu rügen, man muß die kritische Hand an den ganzen Goethe legen, oder ihn gewähren lassen. Daß alle menschheitliche Bewegung aus seiner ganzen Bildung ausgeschlossen wurde, daß früh eine gewisse Reizbarkeit der geistigen Nerven und später eine inhumane Bequemlichkeit ihn alles stürmisch sich Entwickelnde mit harter Hand von sich abhalten ließ — das bleibt zur Aufzeichnung einer unbestechlichen Geschichte vorbehalten. Es bleibt aber auch ihre Aufgabe, den andern Maaßstab für seine Größe, den des tiefen, langsamen Einwirkens getreulich aufzusuchen. — Es erscheint nun auch neben Egmont und Tasso der Faust, das größte Werk

Goethes, der Titanenkampf des Menschen mit Form, Natur und Gottheit. Schon in der frühen Bildungsperiode hat er daran gearbeitet, in der ersten sentimentalen Kraftperiode, die wir von Götz bis zum Triumph der Empfindsamkeit datirt haben, die Arbeit fortgesetzt, und in diesem seinem dritten Abschnitte, der Epoche seiner Schönheit, vollendete er ihn, wenigstens das, was wir bisher immer unter dem Namen des Goethischen Faust verstanden haben. Er hat später noch einen Abschnitt „Helena" hinzugeschrieben, und unter seinen nachgelassenen Schriften hat sich der Schluß dieses Gedichts befunden. Ich komme in der später folgenden allgemeinen Beurtheilung darauf zurück. — 1790 reis't er zum zweiten Male nach Italien, schreibt bald darauf seine Epigramme, und übernimmt dann die Direktion des Weimarschen Theaters. Die Halsbandgeschichte veranlaßt ihn zu der komischen Oper: „Der Großkophta," aus welcher ein prosaisches Lustspiel wurde. Es ist in Intention und Allem verfehlt, eine mystische Spielerei, die nirgends anzufassen, und an welcher noch weniger irgend etwas zu genießen ist. Es ist bereits bemerkt worden, daß er kein Empfangsorgan für historische Entwickelung der politischen Volks- und Privatbildung hatte, er ließ sich aber auch sogar verleiten, sie verspotten zu wollen. Das war etwas, wozu ihm die Musen völlig den

Beistand versagten, sein „Bürgergeneral" fiel total durch und bestand einen traurigen Rückzug. Auch besaß er keineswegs die zu solcher Persifflage nöthige Schärfe. Die neuere Zeit ist jener sogenannten klassischen Periode bei weitem an Witz überlegen. Der Witz bildet sich überhaupt immer erst aus, wenn die Grundelemente alle geordnet sind. Er ist der Duft auf den reifen Früchten, und hat's nie mit der Blüthe zu thun. Weder Schiller noch Goethe waren witzig. Viel Gelungenes dagegen findet sich in den Nachbildungen ausländischer Produkte, „den Unterhaltungen der Ausgewanderten." Um diese Zeit wandert Goethe selbst aus, und zieht mit zur Belagerung von Mainz. Für solch' unerquickliches Geräusch, solch' tobende Bewegung war ihm aber, wie schon gesagt, nicht einmal eine Auffassung gewährt. Während jener Belagerung denkt er über Farbenlehre nach. Von da macht er Besuche bei Jacobi in Pempelfort, der Fürstin Gallizin und in Heidelberg bei Schlosser, der seine Schwester geheurathet hatte. Der Großherzog hat ihm unterdeß ein neues Haus im italienischen Stiel erbauen lassen, und Goethe kommt nur eben noch zurecht, die letzte Hand anzulegen und sich häuslich einzurichten. Das erste, was er darin machte, war die Nachbildung des Reinecke Fuchs nach Heinrich von Alkmans humoristischem Gedichte: Raynecke de Voß. Alsdann

ging er an die Vollendung des schon so lang begonnenen Romans „Wilhelm Meister.“ Er enthält die Begebenheiten eines lernbegierigen jungen Mannes, der unselbstständig, viel raisonnirend, ohne Genie aber mit Enthusiasmus für die Kunst in allen Verhältnissen herumbewegt wird. Nach Goethes eignem Ausdrucke müßte er eigentlich Wilhelm Schüler heißen. Dies ist übrigens dasjenige Buch, worüber er am meisten mit Schiller verkehrt hat, und es ist nicht zu läugnen, daß Schiller durch den großen Eifer, die Feinheit und Intuition, womit er an das Manuscript ging, durch seine ausführlichen Auseinandersetzungen, die er an Goethe durch die Botenfrau schickte, den Wilhelm Meister sehr hat fördern helfen. Aus jenem Wetteifer mit Schiller entspringen auch die schönen Goethischen Balladen „die Braut von Corinth,“ und „der Gott und die Bajadere,“ denen mehr als allen andern Goethischen Sachen Schillersche Gluth und Pracht anzusehen ist. Aber sie gehen auch darin aus dem Goethischen Genie heraus, daß sie noch etwas andres wollen, als Gedichte sein. Sie haben eine zu derbe Art didaktischen Beigeschmacks, namentlich die Braut von Corinth. Das findet sich sonst bei Goethe's Gedichten nicht, und darin unterscheidet er sich von den Meisten. Seine Gedichte sind sich Selbstzweck, sie sind Individuen, die als solche ohne weiteren Bezug

sich geltend machen. Mit ihnen schließt sich aber auch seine zweite schriftstellerische Periode, die Periode der Schönheit, und es beginnt die der bloßen Eleganz, bei welcher der poetische Genius wenig mehr zu thun hat. An diesem Scheidepunkte von seiner schöpferisch poetischen Schönheit bildet sich seine reinste, klarste Prosa, die sich durch große Einfachheit, den Mangel aller Kontraste, durch große Klarheit und Durchsichtigkeit, aber auch durch Mangel allen Glanzes auszeichnet. Sie besteht darin, die trockensten Worte mit höchster Sauberkeit und Eleganz aneinander zu reihen. Darum ist sie auch nur in Goethe's blühendster Zeit schön, in den früheren und späteren Tagen erinnert sie zu deutlich an den Pedantismus seines Vaters, an die gemessenen Wendungen des Frankfurter Patriciersohns und Weimarischen teutschen Großherzoglichen Hofmanns, dem es keineswegs an Geschick, wohl aber an Geschmeidigkeit fehlt, der allen sonstigen französischen Beigeschmack verläugnet. Es stört je zuweilen sogar in seiner besten Schreibart, wo der Stil wie eine klare Welle durchsichtig über den harten Kiesboden rollt, es stört sogar oft da, wenn plötzlich eine pedantische automatische Wendung in die Harmonie hineintritt. Es ist sogar in dem schön geschriebenen „Meister" nicht selten, daß der schönste Gang plötzlich mit den Worten weiter lahmt: „Und sie spra-

chen Folgendes:" — Es ist eine unvorsichtige Forderung, welche man zuweilen an unsere modernen Schriftsteller macht, sie sollten einfache, schmucklose Goethesche Prosa schreiben. Ihre Gedanken bewegen sich in der stürmischen Entwickelung neuer Dinge, und der bunte Sturm gehört zu ihrem Kleide. Sie bilden eine Durchgangsepoche zu neuen Zuständen, und man muß erst reizen, ehe man fesseln kann. Es ist ein schwächlicher Glaube, daß jene Einfachheit der Darstellung verloren gehe: leichter ist's, langsam und schön einherzugehen, als rasch und schön, und es liegt mehr Kunst und ein andrer Zauber in der bewegten Darstellung. Eine der schönsten Erscheinungen aus dieser Epoche ist aber noch zu erwähnen, ein Kind des nordischen Poeten, was er in warmen Nächten mit der schönen Roma erzeugt — das sind seine „Elegieen." Sie sind die Darstellung der heitersten abenteuerlichen Liebe auf antikem Hintergrunde. Sie sind ein Kuß, den der Teutsche mit heißer Lippe dem schönen Alterthume beut.

Zu den Horen, welche Schiller damals herausgab, lieferte Goethe unter Andern auch die Uebersetzung des Benvenuto Cellini, und einen großen Theil der Xenien, welche in damaliger Zeit so wichtig wurden.

Um diese Zeit erschien nun auch vermehrt mit der Bündniß- und Kerkerscene der völlig abgeschlos-

sene erste Theil des Faust. Als er sich an die Uebersetzung des Voltaireschen Mahomet und Tancred machte, mußte man glauben, seine Kraft sei versiegen gegangen. Und doch war es fast dieselbe Zeit, in welcher er, seinen Faustmythus wieder aufnehmend, das Zwischenspiel „Helena" komponirte. Er wollte den Faust von der „bisher kümmerlichen Scene ganz entheben, und einen solchen Mann in höhere Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen." Die alte Legende erzählt nämlich auch davon, daß Faust von Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt, und dieser ihm endlich gewillfahrt habe. Diese Hochzeit des modernen Mannes mit der reizendsten Antike ward von ihm dargestellt und erschien in der damals neuesten Ausgabe seiner Werke ungefähr von 40 Bänden, die Goethe schon 1823 zu ordnen begann. — Jene Xenien nun haben allerdings ein großes historisches Interesse, in sofern sie eigentlich kurze literaturhistorische Expektorationen der beiden größten teutschen Poeten waren. Als solch' ein kritisches Monument müssen sie auch gewürdigt werden. An sich können sie auf keine große Würdigung Anspruch machen, obwohl sie ihnen eigentlich in Teutschland immer Auktoritäts halber gewährt worden zu sein scheint. Sie enthalten einmal zu viel persönliche und zu wenig objective Animosität, leiden ferner an einer größtentheils sehr

mangelhaften, ja holprigen Form, ſind für den Witz nicht ſcharf, für Ironie nicht koncentrirt genug, und ermangeln faſt alle der Grazie. Betrachtet man ſie dagegen nur als Zeichen eines kecken, muthigen Kampfes, ſo bilden ſie trotz ihrer Unbeholfenheit eine wohlthuende Erſcheinung. — Um dieſe Zeit, es war das Jahr 1798, wo Goethes neue Periode mit Herausgabe der „Propyläen," eines Kunſtblattes, anhebt, reicht er noch einmal ſeiner ſchönen Zeit eine Hand hinüber und ſchreibt „Herrmann und Dorothea." Ein homeriſcher Nachhall, das einzige größere Epos, was wir von Goethe haben. Es iſt keine Leidenſchaft, aber ſchöne Wahrheit darin, und der raſche dramatiſche Gang wird mit vollendetem Geſchick durch den kriegsartigen Hintergrund motivirt, welcher Unterlaſſung oder raſche That erheiſcht. Wären die Verhältniſſe größer, ſo hätten wir vielleicht darin das größte dem Homer verwandte Gedicht, ſeit die Odyſſee geſungen worden iſt; denn es exiſtirt kein Kunſtwerk, was ſo volksmäßig einfach gehalten und zugleich ſo künſtleriſch geläutert iſt. Im folgenden Jahre entwirft er den Plan einer Trilogie, zu der ihm ein franzöſiſcher Roman die erſte Veranlaſſung gegeben. Es iſt dies „die natürliche Tochter," welche mit allen Vorzügen ausgerüſtet, dennoch wie ein fremdartig Weſen durch alle Stände ſchreitet, nirgends eine Hütte des Glücks bauen kann, weil ſie

außerhalb der bürgerlichen Ordnung geboren ist. Goethe hat das Stück nicht vollendet, weil es eine kalte Aufnahme fand. Sie ist mit den wenigen Worten eines bekannten Kritikers vollkommen beurtheilt: „marmorschön, aber auch marmorkalt.“ Es sind lauter Begriffe da, aber kein Blut, kein warmes Leben, die reinste Form, aber todt für ein Auge, das auch im Kunstwerke eine Seele sucht, der höchste Ausdruck seiner eleganten Periode. Um diese Zeit fällt auch die Uebersetzung eines nachgelassenen Werks von Diderot, welche Goethe unter dem Titel: Rameau's Neffe“ nach einer Kopie des Originalmanuscripts lieferte. Bald darauf starb Schiller, und mit ihm Goethes anregendster Freund. Dazu kamen die politischen Stürme, der Kampf in den Weimarschen Straßen nach der Schlacht bei Jena, und obwohl Goethe's Haus sogleich von einer französischen Schutzwache besetzt und er selbst überall unangetastet war, so berührte ihn doch das Ganze mit seinem unerquicklichen Lärme auf das Störendste. Dazu war der Fürst, der ihn liebte, das Land, dem er jetzt angehörte, in der bedenklichsten Lage. Damals heurathete er eiligst, und zwar die Schwester des Jenaischen Bibliothekars Vulpius, der den berühmten Rinaldo Rinaldini geschrieben. Goethe war 57 Jahr alt, als er sich auf einmal zu diesem Schritte entschloß. Man erzählte, es sei so

eilig geſchehen, weil Napoleon Goethe's Frau habe ſehen wollen. Indeß iſt es wahrſcheinlicher, daß er es gethan, um ſeinen Sohn vollſtändig zu legitimiren. — Auch als jene Stürme ausgetobt hatten, fehlte ihm alle Elaſticität der Poeſie, er flüchtete ſich wieder zur Natur und ſeinen derartigen Unterſuchungen. Es kamen ſeine „Ideen über organiſche Bildung," und ſein Werk „Zur Farbenlehre," in welchem er Newtons Theorie vom farbigen Lichte beſtritt, die Farben dem Geſetze der Polarität unterwarf, und ſomit den Satz aufſtellte, daß Licht und Nichtlicht einander ſich wechſelſeitig bedingen und einſchränken, und daß dadurch die Farbe entſtünde, die alſo ein verdüſtertes Licht oder ein erhelltes Finſtre ſei. Ueber die Beurtheilung dieſer Theorie appellirt er feierlich an die Nachwelt, und nur an die Nachwelt. Seine naturhiſtoriſchen Bemühungen haben weit mehr in Frankreich, namentlich bei der Pariſer Akademie Anerkennung gefunden. Es ſind in ſeinen letzten Jahren — um 1831 — noch nachträgliche Aufſchlüſſe zu ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Studien erſchienen, ja ein Aufſatz der ſich über den merkwürdigen Principienſtreit zwiſchen Geoffroy de St. Hilaire und Cuvier verbreitet und wo ſich Goethe nach vielfachen Studien der vergleichenden Anatomie dem St. Hilaire anſchließt, iſt wahrſcheinlich die letzte Schrift, welche er geſchrieben

hat. Um jene Zeit kritisirten und kämpften die Gebrüder Schlegel eifrig, ja fanatisch für die romantische Schule, und um Goethe für sich zu gewinnen, der ihnen wenig christliche Veranlassung dazu gegeben hatte, opferten sie ihm wie dem Brahma. Er neigte sich ihnen aber doch wohlgefällig zu, und lächelte friedlich ihrem Bestreben, ihn berühmt machen zu helfen. Ihren Forderungen nachgebend, schrieb er an seinem fortgesetzten Faust. Dergleichen Romantik und Geisterschau drängte sich damals auch mit geheimnißvoller Beziehung in seine Studien, und es entstanden plötzlich „die Wahlverwandtschaften," in denen er ein merkwürdiges Naturgeheimniß magnetischer Korrespondenz enthüllte, aber selbst wie erschreckt davor zurücktrat. Bald darauf fordert ihn ein Freund auf, sein Leben mitzutheilen und er beginnt die Herausgabe seines „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" und „die Italienische Reise." Zwischen Beiden liegt ein langer Zeitraum, welchen erst ein Band seiner nachgelassenen Schriften ausfüllte. Seine eigne lyrische Kraft ruht ermattet, aber er reproducirt in liebenswürdiger, harmloser Unbefangenheit sein eignes Leben, und giebt in einfacher Darstellung ein höchst interessantes Buch, wo die buntesten Interessen in gemessenem Schritt harmonisch mit einander einhertanzen. Hie und da nur, wo ihn die Naturforschermanier überkommt, wo er vor Steinen und Pflanzen keine le-

bendige Natur sieht, wird er in gar zu großer Simplicität zerfließend, abstrus. — Die Schlegel trieben ihm indessen ihr Wesen zu weit. Er schrieb ein „Kunst und Alterthum," einen Artikel „Ueber die christlich patriotische neu-deutsche Kunst." „Mit diesem Artikel" — sagt Heine — „macht Goethe gleichsam seinen 18. Brumaire in der teutschen Literatur, denn indem er so barsch die Schlegel aus dem Tempel jagte, und viele ihrer eifrigsten Jünger an seine eigne Person heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelsche Directorium schon lang ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er seine Alleinherrschaft in der teutschen Literatur." Hiemit schließt er aber auch auf dem Throne seine poetischen Thaten; er ist am Ziele. Nur noch einmal wirft er später einen wollüstigen Sclam „den westöstlichen Divan" herunter, und verschließt sich dann mit seinen ruhigen Weltbetrachtungen in seinen goldnen Pallast. Er tritt in seine vierte und letzte Periode. Man muß bedenken, daß er bereits ein sehr bejahrter Mann war, an dem auch selbst die ununterbrochene reproductive Thätigkeit staunenswerth blieb. Das Didaktische, was, außer den Gedichten, wie ein schmaler Fluß durch sein Leben rauschte, trat jetzt klarer als sonst hervor. Seine Weltbetrachtung und Lebensweisheit fängt an, in seinen Aeußerungen dogmatischer, exclusiver zu werden, und man ist nicht wenig verwundert, als plötzlich

1809 ein so behaglich Buch „der westöstliche Divan" erscheint. Der Osten ist darin zum Spiegel unsrer Dinge gemacht, die schönsten Studien über den Orient flechten sich in stille Annehmlichkeiten und bequeme Gedanken des Lebens. Als er daran geschrieben hatte, war die Welt voll Krieg, Goethe aber voll Ruhe und Befriedigung gewesen, und da hat er es für gut gehalten, den Leuten im Gegensatz zu ihrem Treiben die ewige Heiterkeit solchen Zustandes zu schildern. Es ist dasjenige von den besten Büchern Goethes, das am wenigsten anerkannt worden ist, weil es wenige objektiv hinnehmen und hinnehmen wollten. Der Geist der eben pulsirenden Geschichtsepoche tadelte Goethe hart, daß er zu einer Zeit, wo die wichtigsten Lebensfragen der Völker schwankten, mit orientalischen Spielereien tändelte, statt hineinzutreten, wie er es gekonnt, gleich einem Gott in den Kreis der Fragen, und als Teutschlands größter Dichter ein Lied zu singen, von dem, was ihm die Gottheit eingegeben über Welt und Menschen. Das sind indeß Dinge, die nur Goethe, nicht aber seinen westöstlichen Divan treffen. Es ist das einzige, aber größte Unglück Goethes gewesen, daß er mit seiner ruhenden, forschenden, betrachtenden Sinn- und Denkweise, welche tausend Embryonen streute, aber nicht das schwächste Kind der schnellen That erzeugte, daß er mit dieser Weise in eine Geschichtsperiode gerieth, wo der Gedanke geflügelt, die

That alltäglich, nothwendig war. Er ist wie eine Geistererscheinung vorübergegangen, hat gelebt wie ein Gott unter uns, ohne daß wir noch wußten, er habe Fleisch und Blut. Seine Worte haben nie gehandelt, sie sind nur wie schöne Sternbilder vorübergezogen, und der schöne Eindruck den sie machten, das war allein ihre Handlung. Er hat nicht wie die größten Männer aller Zeiten im Mittelpunkte der Geschichte gestanden, einsam, isolirt, ein Individuum, stand er zu Weimar, ein Jupiter, der Donner und Blitz nur chemisch untersucht, und seinen Adler mit süßem Backwerk füttert. Dies Mißverhältniß zu seiner Zeit hat einen Theil seiner großen Wirksamkeit und seiner eminenten Vorzüge zerstört — die Weisheit seines Worts ist bei dem Lärm nur von den Wenigsten vernommen worden, und nur mit den Produkten seiner Befangenheit hat er allgemeinen, unmittelbaren Einfluß gewonnen, mit Götz, Werther und Faust. Seine bequeme Kontemplation hat ferner außer den feinsten und wahrsten unsrer Leser jenen Troß von thatlosen, unfruchtbaren Gourmands um ihn versammelt, welche ihre Furcht und ihren historischen Egoismus in seinen Schriften verherrlicht fanden, und nun ein unersprießliches Jubelgeschrei anhuben. Sie haben mehr denn Alles Andre beigetragen, ihn während der letzten Zeit in so großen Mißkredit zu bringen, seine Freunde haben ihm mehr geschadet als

seine Feinde. Jener fanatische Haß, den man auf Goethe warf, gehörte nur dieser Goethischen Partei — Goethe und seine unbefangenen Verehrer müssen außerhalb solcher periodischen Wallungen stehen. — Das Buch, worin er sich den untersuchenden Gesellschaftsfragen seiner Zeit näherte, was eine Art socialer Spekulation enthielt, war eins seiner letzten und, wie zu erwarten stand, eines seiner schwächsten — „Wilhelm Meisters Wanderjahre." Ein unerquicklicher Schematismus ohne Frucht und Blüthe, ja ohne Grün. Außer einigen sehr „zahmen Xenien" gestattete er seiner Produktivität ein immer größeres Vertrocknen, beschäftigte sich mit der Natur und ästhetischen Begriffen, und nahm ein großes Interesse an den Dichtern des Auslandes. So verkehrte er brieflich mit Manzoni und Lord Byron. Eine schwere Krankheit geht gefahrlos an ihm vorüber, es ist als ob bald darauf seine alte Kraft noch einmal erwachte, er schreibt den 4. Band seines Lebens. Da trifft den alten glücklichen Mann ein entsetzlicher Schlag — sein einziger Sohn, an dem er mit gewaltiger Liebe hing, stirbt zu Rom. Er bewältigt nach seiner gewöhnlichen Art den ungeheuersten Schmerz, aber all seine innersten Kräfte sind erschüttert. Auch ihm war das Unglück einmal nahe an den Scheitel getreten, und in einer Art von religiöser Erhebung und wie im letzten zuckenden Aufflammen der Poesie schließt er den zwei-

ten Theil seines Faust, legt ihn wie eine Offenbarung unter sieben Siegel, und erwartet heiter wie ein griechischer Weiser auch seinen Tod. Ueber der Lektüre des doktrinairen Salvandy überrascht er ihn sanft und freundlich, ein Bruder des Schlafes, wie er ihn immer geliebt hatte. Nach einem dreitägigen Katarrhalfieber stirbt er am hellen Mittage um halb zwölf Uhr am Stickflusse. Es war der 22. März 1832, wo der große teutsche Weise 82 Jahr 7 Monate alt zu Weimar verstarb. Glücklich wie er lebte, starb er. — Nach dieser Uebersicht seines Lebens und der Entstehung seiner Werke noch einige Worte über Beides. Es grenzt an's Unglaubliche, und ist noch bei keiner Erscheinung in irgend einer Literaturgeschichte da gewesen, daß kein einziges Feld der schriftstellerischen Thätigkeit übrig ist, in welchem Goethe nicht etwas Bedeutendes geleistet hätte. Das Lyrische zieht sich wie ein silberner Strom durch all seine Perioden. Es ist empfindsam spielend — nirgends eigentlich witzig, weil das Trennende des Witzes nicht in seiner schaffenden und erhaltenden Natur lag, aber fröhlich, heiter, durch und durch voll von dem schönen Elemente des Liedes. Darin ist Goethe ein unzerstörbarer Typus geworden, und reizend verliert sich diese Volkspoesie auch in seine kleinern epischen Dichtungsarten wie in den „König von Thule," „den Erlkönig" ꝛc. Die besten dieser Sachen sind Volkssagen entnommen,

und dies wirklich Seiende verklärt ſich auf eine zauberhafte Art in ſeiner klaren Natur. Weil ihm Alles ſchön war, ſind ſeine Idyllen ſo ſchön. Dieſelbe Wahrheit geht geklärter und noch ſchmuckloſer in die Proſa ſeiner epiſchen Schreibart, in den langſamen, geregelten Schritt ſeiner Romane. Die drei, welche wir von ihm beſitzen, ſind völlig von einander verſchieden, und umſpannen die Hauptphaſen ſeines ganzen Lebens. Im Werther giebt er uns ſeine Jugend mit ihrer Leidenſchaftlichkeit. Aber er giebt ſie erſt, als er ihrer Herr wird, und kündigt ſomit gleich in dieſer einfachen Geſchichte ſeine Objektivität an — im Meiſter bringt er uns den Schüler des höheren geſelligen Lebens, er zeigt uns das thörichte Haſchen nach Künſtlerſchaft, daß nur Wenige eine reine Kunſtbildung erlangen können, Alle aber vorzüglich nach praktiſcher Ausbildung trachten ſollen. Es giebt Millionen nützlicher Menſchen, die man ſchätzen muß, ehe man einen ſchönen findet. Wenn auch trocken, wie pſychologiſch fein ſind ſeine „Wahlverwandtſchaften" geſchrieben. Wenn auch ein flaches Beet, aber welche wunderbare geheimnißvolle Blume blüht darauf. Wenn auch ein dürrer, faſt unſchöner Styl, wie klar und durchſichtig iſt er doch. Wie viel Kunſt verbirgt ſich in jenem homeriſchen Bruchſtücke „Achilleis" im naiven Reineke Fuchs, in den Weiſſagungen, den Fragmenten eines romantiſchen Epos, vor Allem

in den „Erzählungen der Ausgewanderten.“ Wahrlich, ſeine wunderbare Ruhe hat ſich erhaben epiſch ausgeprägt. Sie hat ihm eine Einfachheit und Wahrheit bewahrt, mit der es allein möglich war, die bewegten Theile des Dramas ſo mannigfach zu beherrſchen. Außer dem kleinen Luſtſpiele „Erwin und Elmire“ außer den Singſpielen „Lila — Jery und Bätely — Künſtlers Erdenwallen und Apotheoſe — Paläophron und Neoterpe — Was wir bringen — iſt Alles erwähnt. Wie ununterbrochen förderte er ferner ſeine Naturſtudien, welch' tiefen Einfluß gewann er durch ſeine oft erwähnten kritiſchen Sachen. Er iſt die Haupturſache, daß die Aeſthetik der Mittelpunkt des geiſtigen Lebens wird, die weichliche Moral aus Gellerts Zeiten allmählig verſchwindet, und an die Stelle des ſogenannten Guten das Schöne tritt. Schiller hat die Schönheit und den Sinn dafür populariſirt, Goethe hat das Leſſing'ſche Beſtreben aufgenommen und ſie nach allen Richtungen gefördert. Ihm verdanken die Teutſchen den feinen, griechiſchen Schönheitsſinn. Darum haben ſich aber auch die Moraliſten mit aller Schwere auf ihn geworfen, und er iſt in die merkwürdige Stellung gerathen, von zwei Extremen angegriffen zu werden, wegen moraliſcher Principien. Die äußerſte bibliſche Rechte und die junge menſchenrechtliche Linke hat ihn mit gleicher Heftigkeit befeindet. Sie haben gewiß von ihrem

Standpunkte beide recht. Menzel hat ſich eigentlich bei ſeinen Angriffen in der „teutſchen Literatur" auf die Verbindungslinie zwiſchen beiden geſtellt, und darum den tiefſten Eindruck gemacht. Schubarth, der ein ſchlechtes Buch voll tiefgedachter Kombinationen über Goethe geſchrieben hat, wird gemeinhin von der Goethiſchen Partei als Menzelſcher Gegenſatz, als Vertheidiger von Goethes Moralität angeführt. Sie befinden ſich aber dabei in einem wunderlichen Irrthum. Schubarth, der Goethe ſehr innig und ganz aufgefaßt hat, ſagt mit großem Bedauern, Goethes Weg ſei der, daß er das Wahre am Irrthum entwickle, und zuerſt immer recht entſchieden geirrt haben müſſe, um zu erkennen, was Wahrheit ſei, deshalb nennt ihn auch Schubarth einen unſittlichen Charakter; denn nicht das Wiſſen ſei das des Menſchen würdige Ziel, ſondern das Vollbringen, was über alle Kontroverſe des Wiſſens erhaben ſei. Aber dieſe ſogenannte ethiſche Seite iſt ganz von der Hand zu weiſen, ſobald es ſich um den Dichter handelt, denn es ſind immer nur kleine Modifikationen von dem Thema, den Dichter nach dem Katechismus zu richten. Der Dichter producirt die Schönheit, und die Schönheit iſt immer ſittlich, producirt er ſie aber nicht, ſo iſt er kein Dichter. Handelt es ſich von der hiſtoriſchen Erſcheinung überhaupt und von ſeinem Einfluſſe auf die Zeitgenoſſen, dann ſpreche man da-

von, das ist ein weiterer Begriff von Sittlichkeit. Um zu dieser Art Moralität durchzudringen, ist es nöthig, daß ein Mensch sich dem andern füge, und diese Blüthe der Humanität — das Opfer, worin auch die moderne revolutionaire Tugend ruht, diese urchristliche Sittlichkeit kennt Goethes Persönlichkeit gar nicht. In seinen Werken fehlt sie nicht. Darin ruhen aber alle Vorwürfe gegen ihn, die ihm die neue Zeit gemacht, darin ruht der Mangel an Begeisterung in ihm, der Mangel jeder Spur von Hingebung. Darum bleibt es ein historisches Unglück für ihn, daß er in eine Zeit herüber gereicht hat, welche gerade diese Gegend der Menschlichkeit in's Sonnenlicht kehrte und alle andern Phasen in Schatten hüllte. Und die christlichen Moralisten haben eigentlich gar nichts mit ihm zu schaffen: Goethe ist christlicher als sie glauben. Seine Sachen gehen immer auf Beschränkung der Leidenschaften und Wünsche aus, er erweitert nie die Aussicht, sondern verengt, koncentrirt sie — weil er durch und durch unspekulativ ist. Er erfindet nie neue Zustände, er rechtfertigt die alten, da er seine Versuche scheitern läßt. Er ist, seine kleinen Gedichte ausgenommen, durch und durch didaktisch, er lehrt viel mehr, als man von der Poesie verlangt. Die meisten seiner Sachen sind plastische Darlegungen seiner eignen Irrthümer. Es giebt aber noch eine Art von Unsittlichkeit, deren man ihn zei-

hen könnte, die im Wilhelm Meiſter, und am ſtärkſten im Taſſo ausgedrückt iſt. Er mißbraucht die Poeſie zu kleinbürgerlichen Gedanken, er läßt das Schöne vergebens anſtreben gegen hölzerne Mauern, ja er verkauft es im Taſſo an die Etikette. Seinem kleinen Hofleben in Weimar, wo er früher den ungeſtümen Taſſo geſpielt, opfert er in ſeinem Spiegelbilde das rein Menſchliche. Aus lauter Konvenienz zertrümmert er den Taſſo. Aber es iſt im Allgemeinen ein Unrecht, Goethe nach dem Maaßſtabe der Gattung zu beurtheilen, er war ſelbſt eine Gattung. Wenn man die allgemeinen Fehler gerügt hat, daß er ſich nicht human akklimatiſirte, daß er allein blieb, ſo muß man zu den übrigen Konſequenzen ſchweigen. Er gab ſich ganz ſeiner Natur hin wie eine Pflanze, und fügte ſich nur ihrem Gewähren — ein An- und Ablernen, Akkommodiren und dergleichen, was wir zur Bildung rechnen, konnte darum gar nicht bei ihm geſucht werden. Er war ein Ganzes vom Scheitel bis zur Zeh, man muß ein neues Maaß an ihn legen. Er wollte betrachten und die Welt wollte handeln. Daher das Mißverhältniß. Dies Streben nach Ganzheit hat ihn auch zu dem Mißgriffe veranlaßt, den Fauſt, jene ewig blühende Tragödie der unvollkommenen Menſchheit, deren Poeſie dies Unfertige iſt, zu vollenden. Dieſer zweite Theil findet ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Schriften. Außerdem ſind

jetzt noch 6 Bände vertrauten Briefwechsels mit Zelter erschienen. Das Buch von Johannes Falk, was ihn am richtigsten von seinem innigen Verhältnisse zur Natur aus schildert, ist zur klaren Erkenntniß seines Wesens sehr zu empfehlen. Die Döring'sche Biographie enthält zwar einzelne grobe Fehler, ist aber doch mit viel Fleiß und Geschick gesammelt. Goethes Aeußere ist in den meisten Bildern getroffen, er hatte ein freies, edles Göttergesicht, und die Augen des Jupiter. Seine Figur war hoch und schön, die Bewegungen erschienen gebildet. Aber diese, ja fast alle seine Sachen behielten Momente der pretiösen Wendung, die an den Frankfurter Patrizierſohn erinnerten. —

51.

Bardolini.

Wir ließen uns von der Morgenſonne beſcheinen, und dachten nichts und wollten nichts — Alles ringsum war Gold, und geſund waren wir auch, und es war mir, als ginge es direkt nach Rom.

Wir landeten am kleinen ſteinernen Molo von Bardolini, und fochten mit der italieniſchen Gefälligkeit um unſer Gepäck. Es war ein fauler papiſtiſcher Sonntag, das ganze Städtchen war in Putz, und der Wirth des kleinen, ganz kleinen Kaffeehäuschens, bei dem wir eintraten, um zu frühſtücken, ſah aus wie ein alter Römer an einem Feſte des Jupiter. Er trug ein Paar ungewiß gelbe Nankinghoſen, die er unzweifelhaft Tags vorher eigenhändig im See gewaſchen hatte, und jetzt an der Morgenſonne trocknen ließ. Sie waren noch viel länger als ſeine ſehr langen Beine. Ich hielt den Mann für einen Nachkommen der Fabier: mit demſelben altrömiſchen

Ernſte, wie jene zu dreihundert in den Todeskampf zogen, ſchritt er hinter ſeinen kleinen Ladentiſch und bereitete eine Taſſe Kaffee. Ein ächt römiſcher Kaffeewirth, der nach Rom gehörte — er behandelte ſein Geſchäft mit derſelben Feierlichkeit wie ein Prälat in St. Peter das ſeine. Sein blauer Frack war von einem würdigen, klaſſiſchen Alter, man bewunderte die Defekte der Aermel, wenn man in das feierliche Geſicht des Mannes blickte. Seine Naſe war ſchöner und größer als die Veſpaſians, und die moderne Bildung war nicht ſpurlos an ihr vorübergegangen, der Schnupftabak war darin zu Hauſe. Er kochte immer nur für eine Taſſe, und ſeine gläſernen Augen ſahen ſtier hinein in die kleine Flamme, er holte immer nur ein Polentabrötchen vom Nachbar, und jede neue Beſtellung einer Taſſe und eines Brötchens nahm er mit ſolchem Geräuſch und ſolcher Wichtigkeit auf, und er lief ſo weit hin und her, daß Bardolini, was ſich mit Jugend und Alter vor ſeinem Hauſe verſammelte, glauben mußte, es ſei eine Karavane bei ihm eingekehrt. Das iſt italieniſche Geſchicklichkeit, aus Kleinigkeiten hiſtoriſche Fakta zu machen.

Anfänglich war es mir überraſchend, bald aber doch ſehr lächerlich, dieſe Heldenfigur Kaffee kochen, und wie einen kleinen Marqueur „subito — subito, Signore“ ſchreien zu hören, wenn eine Kleinigkeit verlangt wurde. Das geht aber in Italien nicht an-

ders: der Himmel iſt noch jener alte lateiniſche, die Männer wachſen noch lang und groß, aber ſie erfechten keine Siege mehr, ſondern ſie kochen Kaffee. —

Wir ließen uns einen Kutſcher rufen, und es begann wieder eine römiſche Scene, wobei das ſonntägliche Bardolini, was ſich um uns herum gruppirte, ſeine Rolle getreulich mit ſpielte. Der Kutſcher war ein ſchöner Römerkopf mit teutſchen Augen und germaniſchem Haare. Es war eine Freude, ihn anzuſehn, wenn er das hohe Fuhrlohn, was er bis Verona verlangt hatte mit Wort und Geberde, mit Zorn und Lachen vertheidigte. Er that das mit ſolcher Wichtigkeit, und ſprach mit einer Energie, wie der junge Scipio mit Carthagern unterhandelt hat. Ich betrachtete mir den jungen Mann mit vielem Vergnügen, und konnte den Gedanken nicht los werden, was er für Glück machen würde, wenn er nach Berlin käme, namentlich da er nur italieniſch verſtand. Sie würden ſagen — wenn ich ſage „Sie," ſo meine ich immer die Berliner — Ne, det is een geborner Jardeoffecier, und er ſpricht een Ausländſches wie die Heinefetter." —

Ich konnt' es ihm gar nicht verdenken, daß er ſo viel forderte, und ſo viel Spektakel machte: es war Sonntag und er wollte mit ſeinem Mädchen

Sonntag feiern, und sein Mädchen war gewiß das hübscheste in Bardolini. Aber wie schnöde verläugnete auch er die germanische Erinnerung seiner Locken und Augen, das hohe Fuhrlohn lockte ihn mehr als das schöne Auge seines Liebchens, er zürnte fortwährend, daß er uns fahren sollte, aber er fuhr uns und ließ um einige blanke Gulden sein Mädchen im Stich. Ein ächter Italiener!

Brausend ging's hinab von Hügel zu Hügel gen Verona hin. Die Rebengeländer am Wege wurden immer üppiger und zärtlicher, das Land ward immer dunkler grün, immer weicher, immer reicher. Die Pferde trabten lustig, die Sonne lachte dem Sonntagsmorgen in's Gesicht, der Italiener sang, wir streckten uns behaglich in unserm Wagen, wir waren so herrschlustig, als führen wir zum Kongreß nach Verona und als wären wir Hauptpersonen.

Der Archivarius war eigentlich aus Berlin, und als wir Verona unten in der Fläche liegen sahen, da dachte er an Berlin. Das thut nun zwar jeder Berliner bei jeder Stadt, aber hier gab's doch eine Ursache dazu: wir sprachen von Hardenberg. Vor zehn Jahren war er auch herab von den Alpen nach Verona gefahren, und als man ihn zurückfuhr über die Alpen, da war der menschenfreundliche Mund kalt und das zärtliche Auge war geschlossen.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, es war ein sehr kalter, russischer Winter im Jahre 23, ich las damals alle belletristischen Journale, obwohl ich noch sehr jung war, und alle belletristischen Journale schrieben damals mit Enthusiasmus über das Theater, vom Kongreß zu Verona wollten sie nichts wissen. Ich war zu jener Zeit ein Tertianer und schwärmte für die Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen ich in der Abendzeitung gelesen hatte. Als nun der Rector vor Weihnachten unsre Schule schloß, worin er uns ermahnte, während der Ferien tugendhaft zu sein, und worin er uns mittheilte, daß er künftig nicht mehr „Herr Rector," sondern „Herr Director" heiße, da macht' ich mich auf und ging auf der langen Chaussee von Schlesien bis nach Berlin. Das dauerte viele Tage und es war grimmig kalt, die Schneedächer flimmerten wie Krystall; ich schritt aber immer muthig fürbaß, und der Gedanke stärkte mich, bald das berühmte Schauspielhaus, und die berühmten Schauspieler zu sehen. So kam ich gegen Abend nach Berlin und ging sogleich in's Theater. Ich war sehr glücklich, immer einen Helden der Abendzeitung nach dem andern kennen zu lernen. Erst nach vielen Jahren ward ich inne, daß an jenem Abende lauter schlechte Schauspieler spielten, und ich eigentlich gar keine Ursache gehabt hatte, glücklich zu sein. Eins nur

war mir damals sehr unangenehm; ich fand nicht genug Begeisterung im Publikum; namentlich sprach man wo ich hinhorchte, von der Leiche, welche angekommen sei. Ich war ein kleiner beweglicher Bursche und horchte überall hin.

Am andern Morgen erfuhr ich, die Leiche Hardenbergs sei in einem metallnen Sarge aus Italien angekommen. Bei seinem Tode lernte ich ihn also erst kennen; denn die Mad. Seidler war mir damals viel interessanter als Hardenberg. Die Berliner waren gar nicht gut auf ihn zu sprechen, und ich erinnerte mich, daß ich selbst in müßigen Stunden, wenn ich keine Journale zu lesen hatte, sehr unzufrieden mit Hardenberg gewesen war, obwohl ich ihn nicht gekannt hatte. Mein Vater sagte immer, er habe den Franzosen zu Viel nachgegeben, und das fand ich sehr Unrecht, denn die Franzosen waren in meinen Augen alle Spitzbuben.

Als wir jetzt nach Verona fuhren, und mir der Archivarius Liebesgeschichten vom Hardenberg erzählte, dachte ich etwas anders über ihn.

Er ist eine weiche, adelige Erscheinung in der preußischen Geschichte, seine Manieren waren vornehm, verbindlich, voll Grazie und Kultur, seine Diplomatie war artig, und doch voll Würde, sein Herz war poetisch, sein Auge hing voll Geist und

Zärtlichkeit, sein ganzes Wesen war übergossen mit jener bestechenden Humanität, welche den Neid entwaffnet, und den souverainen Stolz des Mannes aussöhnt mit der Nothwendigkeit, beherrscht zu werden. Hardenberg regierte liebenswürdig, und das will Viel sagen, denn jedes Regieren hat etwas Gewaltsames.

Er hatte früher Anspach und Bayreuth verwaltet, und der wunderliche Haugwitz, ein schlesischer Edelmann, war ihm zu Berlin im Wege. Haugwitz leitete damals in Preußen die Geschäfte, und ihm zum Theil verdankt Preußen die geschickte Wendung der Verhältnisse, welche die Schlacht bei Jena erzeugte. Hardenberg nahm eine entschlossenere, würdigere Stellung den Franzosen gegenüber. Auch er war für einen Krieg, aber für den Krieg 1805, vor der Winterschlacht bei Austerlitz. Haugwitz war eine sehr merkwürdige Erscheinung zu Berlin mit dem Hauptportefeuille in der Hand, ein socialer Roué, ein Bildungsroué, ein Roué des Genies. Er hatte ein sehr rasches, edelmännisches Leben geführt, überall oberflächlich nebenbei nach Kultur getrachtet, besaß empfindsame Partieen des Gemüthes, machte, wenn ich nicht irre, sogar Gedichte, war sehr eitel, und bestrebte sich lebhaft, originell zu sein. Friedrich den Großen kopirend, regierte er aus der Mitte seiner Orangerie, trug einen genial schmutzigen

Jabot und ſah ſtets überhäuft, tiefſinnig und aufgelöſ't aus. Plötzlich intereſſirte ihn ein Miſtbeet mehr als ein Friedensſchluß, und er warf die Akten an die Erde. Im Salon aber ſpielte er den alten, weitläufigen Diplomaten, hielt lange Reden, um nichts zu ſagen, manoevrirte mit der Tabacksdoſe, und ſpielte am Ende unzeitig den erzürnten teutſchen Grafen, welcher die neuen Franzoſen mepriſirte. Die damalige romantiſch frankenfeindliche Stimmung kam ihm zu Statten; nur der König ſelbſt, der von jeher verſöhnlich und friedliebend war, blieb in dem damaligen Tumel nüchtern und beſonnen, und wehrte ab, ſo lange es irgend thunlich war. Aber alle Damen glühten von Frankenhaß, ſie theilten Farben an die Ritter aus, vor dem Palais des Prinzen Louis, des jungen preußiſchen Ritters, der weniger beſonnen als tapfer war, wetzten die Helden ihre Schwerter — das altadelige Ritter- und Soldatenthum, verlangte den Krieg 1806, Haugwitz zog ſich eines Tags die Staatsuniform an, und ließ den franzöſiſchen Geſandten abweiſen, der ahnende König gab endlich nach, und der Krieg brach los.

Hardenberg war ganz anders. Es war ein anderer Adel, den er repräſentirte; er war mit Würde vornehm, er war ein wirklicher Weltmann. Seine imponirende Repräſentation ſtellte auf dem Kongreſſe zu Wien Preußen würdig neben den berühm-

ten Vertreter Oesterreichs, den Fürsten Metternich, dessen Persönlichkeit so viel Paragraphen gewann. Man hat es dem Hardenberg vorgeworfen, daß er zu großmüthig gewesen, zu nobel, namentlich zu generös gegen die Franzosen, daß Preußen mehr hätte gewinnen können. Das moralische Gewicht, was ihm Hardenberg verschaffte, war höher anzuschlagen, als einige Quadratmeilen.

Hardenberg ist als Roman- oder Novellenfigur interessant. Er hat sich wie ein Mensch mit den Staatsgeschäften abgegeben, nicht wie ein Geschäftsmann, er behielt ein sensibles Herz, was ihm die besten Streiche spielte. Und gerade seine Schwächen sind so liebenswürdig. Er war von Jugend auf galant gegen die Damen, und er ist mit einer Galanterie gestorben.

Seine letzte Liebe bezeichnet sein leicht bewegliches Gemüth am Besten. Es war um die Zeit, als der Somnambulismus Mode ward. Ein junger Arzt in Berlin, der wunderlich genug, an mehrern Orten auf Augenblicke in die Weltgeschichte heraustritt, der Dr. Koreff erzählt dem Staatskanzler von diesem träumerisch-poetischen Zustande, und Hardenberg, den alles Moderne interessirte, der wie ein Poet dies und jenes romantische Faible hatte, war sehr neugierig, dies zu sehen. Dr. Koreff erzählte

von einem jungen schönen Mädchen, und sie sprachen über das Käthchen von Heilbronn und den Grafen Wetter von Strahl und vom Hollunderbaume, und daß der Somnambulismus dem Mädchen in Hardenbergs Palais viel besser stehen werde als sonstwo. Die Gemahlin des Staatskanzlers war eine kluge Frau, und nahm das Mädchen zu sich, und man träumte und somnambulirte wie Käthchen unter dem Hollunderbaume.

Da erhoben sich die Cortes in Spanien, und die Regenten versammelten sich in Verona. Auch Hardenberg sollte auf die Reise; aber er war krank, sein Interesse für den Somnambulismus hatte seine Nerven angestrengt; der Arzt untersagte die Reise. Aber Hardenberg unternahm sie, und Käthchen blieb weinend in Berlin zurück. Ihr Wetter fuhr über die Alpen.

Zu Verona erfrischten Hardenberg die Staatsgeschäfte wieder, sein Auge ward wieder stark, seine Stimme wieder fest. Der Kongreß ging zu Ende, die Billets zwischen Kaiser Alexander und Chateaubriand, worin sie einander die Berühmtheit garantirten, hörten auf, Hardenberg reis'te an's Mittelländische Meer, um sich durch die Seeluft vollends zu stärken, er kam in Genua an, und heiter und vergnügt stand er eines Tags am Fenster, und sah über das weite grüne Meer, und dachte auch an ein

grünes Leben, was noch vor ihm läge. Da brauſte ein Wagen den Platz herauf, er hält vor ſeinem Hauſe, eine Dame ſpringt heraus, ſie fliegt in's Zimmer. Die Sehnſucht hat Käthchen über die Alpen getrieben.

Aber der bejahrte Edelmann war dem Tumulte ſeines Herzens nicht mehr gewachſen. Nach wenig Tagen fand man ihn todt in ſeinem Lehnſtuhle, die Liebe lag auf ſeinem ſtarren Geſichte, glücklich wie er gelebt hatte, war er auch geſtorben. Der Tod war ihm plötzlich gekommen wie ein Kuß.

— Und damals als ich des Theaters wegen nach Berlin kam, traf eben ſeine Leiche aus Italien ein; denn der König hatte den liebenswürdigen Mann ſehr geliebt.

Das Käthchen von Heilbronn hab' ich niemals in Berlin geſehen.

Ich war ganz traurig über dieſe Geſchichte worden, und vergaß, daß wir dicht bei Verona waren.

52.

Verona.

Es liegt in einer von der Sonne braun gebrannten Ebene. Wenn man nicht besonders neugierig ist, fährt man vorüber. Das Entrée ist ebenfalls nicht lockend. Es ist ein stattlich Dorf, was allmählig zur stattlichen Stadt wird. Wir sahen nichts als Mönche, Soldaten und Schleier. Die Mönche sind noch nicht tief genug aus Italien, und die Soldaten sind Oesterreicher, also beider Gattungen Gesichter stumm und dumm. Aber die Schleier sprachen desto mehr. Es war gegen Mittag, die Kirchen waren aus, unser Don Juan von Bardolini fuhr wie Theseus durch den belebten Corso, die schmale lange Hauptstraße Veronas. Links und rechts flogen die langen weißen Schleier, und in der Schnelligkeit sahen wir dahinter und daneben eitel tödtlich schwarze Augen, und alle schossen und alle trafen.

Ich wußte nur nicht, ob ich rechts oder links gehen sollte, sonst wäre ich gar nicht in den Gasthof

eingetreten. Und die Romanschreiber hatten doch also Recht; ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte vor hübschen Mädchen, und sie machen's nicht so stocktugendhaft wie in Teutschland, wo jedes Auge entweder sagt: ich bin verheurathet oder ich werde heurathen. Sie halten die Liebe nicht für ein Handwerk, wozu man einen Gewerbsschein braucht, sondern für eine freie Kunst.

Mit einem tiefen teutschen Seufzer trat ich in's Haus. Eine dralle hübsche französische Grisette mit hüpfenden Gazellenaugen sprang an uns vorüber, und lachte und rief: „bon jour Messieurs," und als wir nicht rasch genug dankten, flüsterte sie lachend zum Kellner, wir seien sicherlich aus Teutschland. Und als ich aus dem Fenster unsres Zimmers sah, da lag ein breiter eiserner Balkon einen Stock tief unter mir, darauf standen drei Frauengestalten in schwarzseidnen Kleidern, und die eine war immer schöner als die andere. Schwarze schmiegsame Lokken, braune Locken, an den Norden mahnend, fielen auf die vollen weiße Schultern, und große nördliche Augen, in denen man ausruhen kann, sahen herauf nach dem Fremdlinge.

Ich wußte gar nicht, wie ich mein Glück, meine Freude, mein Wohlsein äußern sollte, so vergnügt war ich, ich wußte noch gar nicht, was Alles geschehen würde, aber ich wußte, daß sehr Schönes sich

ereignen müſſe, und ich wußte, daß ich nichts zu wiſſen brauchte.

Die Hauptſache waren aber die nordiſchen Augen — oh, es ſind die Augen der Heimath, und ſie erzählen lange, lange Geſchichten mit liebenswürdiger Schwatzhaftigkeit. Südliche Augen ſind Blitze, ſie treffen eh man ſie völlig ſieht, ſie ſind zwei Leidenſchaften, denen man ſich in die Arme wirft. Aber nördliche Augen ſind ſtill webende Gedichte mit geheimnißvoller Tiefe, dunkle Waſſer mit lockendem endloſem Grunde, ſie ſind kein blendender Feuerſchein der Donnerwolke, ſie ſind ſchönes erquickliches Tageslicht. Sie entzünden nicht die unbändige Leidenſchaft; aber ſie wecken die ſchmerzlichſüße Sehnſucht, ſie erweichen uns ganz und gar, unſre ganze Seele ſtreckt bittend, flehend die Arme aus nach dieſen weichen nördlichen Augen.

Ich kenne zwei graue Mädchenaugen mit geheimnißvoller ſchwarzer Pupille und mit ſchwarzen Schatten, und wenn ich ein Gedicht machen will, und wenn ich auf Augenblicke ein glücklicher und guter Menſch werden will, ſo denk' ich an jene großen grauen Augen mit den geheimnißvollen ſchwarzen Schatten.

Die Weltgeiſter haben die Menſchen geſchaffen; aber die unendliche Gottheit ſelbſt hat uns die Augen gegeben. In den Augen allein wohnt die Un-

sterblichkeit, und ich will's jedem Menschen an seinen Augen ansehn, wie er aussehen wird in einer andern Welt. —

Aber die Augen müssen nicht eintönig schwarz, braun oder blau sein, denn in solchen steht nichts geschrieben.

Lauter solche Gedanken schaukelten mich, als ich auf den Corso in Verona hinabsah nach dem Balkone. Wenn die schwarzseidnen Damen mit den vollen Lockenköpfen und den weißen Schultern heraufsahen, so waren ihre Blicke allerdings sehr ernsthaft, es waren nicht dramatische Blicke Italiens, aber es war jener schöne, sanfte Ernst, der auf ein Lächeln wartet, es war der Ernst eines reichen epischen Gedichtes.

Die kleine Französin hatte mir bald vertraut, daß es unermeßlich reiche, sehr schlecht französisch sprechende Damen, daß es sehr sonderbare, ja verrückte Damen, mit einem Worte, daß es Engländerinnen seien. Die älteste war die Frau eines sehr garstigen Lords gewesen, der Lord hatte sich aber ersäuft, weil er zu viel Geld und zu viel Langeweile gehabt, die Lady halte ihre Trauerzeit in Verona, und habe zu dem Ende den ganzen ersten Stock des Gasthofes gemiethet, und zwar auf drei Monate gemiethet.

Und die andern beiden Damen? Die kannte ſie nicht, ſie ſprächen immer engliſch. Sie ſollten die Schweſtern der Lady ſein.

Dabei lachte das Mädchen immer ſchelmiſch und ſagte, ſie ſei aus Paris. Sie dachte, ich wüßte das nicht, als ſie aber nach einiger Zeit die keifende Stimme der Lady hörte, und mit rothen Wangen von mir ſchied, da ſchien mir's, als zweifelte ſie nicht mehr dergeſtalt an meinen geographiſchen und orthographiſchen Kenntniſſen.

Meine Gefährten waren ausgegangen, um Kirchen und Merkwürdigkeiten Veronas anzuſehen. Ich fand meinen Gottesdienſt auf dem Balkon viel paſſender, und drei ſchwarze ſchöne Damen ſchienen mir eine ſehr wichtige Merkwürdigkeit, die man als gewiſſenhafter Hiſtoriker ſorgfältig betrachten müſſe.

Das Grabmal Juliens ſollte ich mir anſehn — Julia, du weißt es, wie ich dich geliebt von jener Stunde an, da ich zu dir ſprach: „daß ich der Handſchuh wär an deiner Hand, und küßte deine Wange," ich war noch ſehr jung damals, als ich zum erſten Male las von deiner plötzlichen göttlichen Liebe, und ſeit jener Zeit beſuche ich alle Maskenbälle, um dich zu finden. Shakeſpeare weiß es, denn ein groſſer Dichter ſieht tief in die Herzen, daß ich den ganzen Winter unter zärtlichen Küſſen die Julia liebe und den ganzen Sommer unter luſtigen und

schalkhaften Küssen die schöne humoristische Porcia. Ich gedenke deiner in Verona, ich sehe die schwarz und rothen Montagues und die schwarzen Capulets unter meinem Balkon auf dem Korso heranziehen und die Degen entblößen, ich seh es: da drüben an jener tiefen Hausthür fällt mein alter Freund Mercutio, der Tod und der Humor ringen wie Tod und Leben auf seinem bleichen, bärtigen Gesichte. Ich seh es: hier aus der Seitengasse stürzt Romeo mit den langen Locken und großen schwärmerischen Augen, sein Degen ist blank und er schreit laut, daß meine Engländerinnen selbst erschrecken: „Tybalt, Merkutios Mörder, sieh!" Und hier auf dem Trottoir vor dem offnen Kaffeehause beginnt der Kampf. Tybalt fällt, Romeo wirft den Degen weg, und geht in jene enge Nebengasse; dort führt der Weg hinaus nach der Etsch und nach dem Garten der Capulets, wo Julia harrt — — ja, ja, Alles das geschah hier unten und drüben auf jenem Platze. Aber Julia, was soll ich an deinem Grabe, wenn ich den Romeo nicht finde!

Solche alte Stellen seh' ich nicht gern wieder, es ist hohes Gras drüber gewachsen, Schutt und Steine liegen zerbröckelt umher; alte Liebes- und Trauerspiele haben später keine Augen mehr. Ich ließ den Archivarius und den Staroſt hinausgehen, und blieb.

Den Grabstein Juliens hat man fortgekauft für ein Museum — wenn die arme Julia noch lebte, ich glaube, sie setzten auch sie in solch' Antiquitätenkabinet, und zeigten sie als Merkwürdigkeit. Brave Leute, diese Antiquare, brave Leute, aber schlechte Musikanten. — Das stolze Haus der Capuleti, wo der glänzende Maskenball war, jener Maskenball, auf welchem wir unsre Herzen verloren, das stolze Haus ist jetzt eine Fuhrmannskneipe. Und das soll ich mir ansehn — für eine Fuhrmannskneipe den Pallast der Capulets geben, den ich mir seit der ersten Lektüre von Romeo und Julia erbaut habe!? Nicht doch.

Ich blieb still an meinem Fenster stehn und sah hinab auf den schattigen Balkon, wo die schwarzen Engländerinnen mit den weißen Schultern hin und wieder gingen. Es war mir sehr wohl zu Muthe, die Luft war so verführerisch weich, die Mädchen waren so nahe, und besonders die eine mit dem braunen Haare, die so oft heraufsah. Es lag so viel englische Geschichte in dem großen grauen Auge.

Die andern gingen in's Zimmer, sie blieb allein auf dem Balkon. Ich legte mich tief hinab zu ihr und flüsterte: „daß ich der Handschuh wär an deiner Hand: und küßte deine Wange."

Pause. Sie regte sich nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Sie Schlegelsches Teutsch versteht.

Haſtig riß ich ein Blatt aus meiner Brieftaſche, und ſchrieb ihr Romeos Worte darauf, faltete es, ließ es vor ihre Füße fallen. Es glitt über ihre ſchöne Schultern, und fiel an den Boden des Balkons. Sie regte ſich nicht. Ich fürchtete den kleinſten Wind, aber es wehte nicht der kleinſte Wind. Es war eine ſcharmante Windſtille, man wußte nicht, was geſchehen würde.

Und das weiße Taſchentuch fiel ihr aus der Hand. Sie hob es auf, und ging in's Zimmer. Der Himmel ſegne deine unſterbliche Liebe, Romeo!

Ich eilte hinab auf die Straße, denn das Geſetz der Schwere zieht auch die Liebesbriefchen nach dem Boden. Klaſſiſcher Korſo, ein neuer Montague ging auf und ab.

Sie kam wieder, und ſah hinauf und ſah herab, aber der Zettel flog, ohne daß ſie's bemerkte. An der Hausthür, wo Mercutio zum letzten Mal ſaß, erhaſchte ich ihn. Es war mein Zettel, und wenn es nicht ſo ſchön Tag geweſen wäre, ſo hätte ich nicht geſehn, daß unter meiner Schrift zwei kleine Worte ſtanden, zwei kleine unbedeutende Worte: **why not?**

O, du ſcharmantes „Warum denn nicht!" Ich küßte dich „Warum denn nicht?" und mein engliſches Mädchen ging lächelnd in's Zimmer.

So ſagte ja auch Julie zu Romeo, als er ſie das erſte Mal küßte „Warum denn nicht!“ —

„Ihr küßt recht nach der Kunſt“ — ei, und warum denn nicht?!

Wer am Tiſch ſitzt, und nicht ißt
Und nach Italien geht und nicht küßt,
Und die Sonne ſieht und nicht lacht,
Der iſt aus Langerweil gemacht. —

Wenn ich dich wieder ſeh', Julia aus Alt-England, werd' ich noch viel glücklicher ſein, und doch bin ich ſchon ſo glücklich: — Was noch wachſen kann
Iſt eben die Seligkeit —
Wenn ich nur Jemand in der Eil hätte umarmen können, das war meinem Herzen durchaus nothwendig.

53.

Fortsetzung.

Wir knieten in dem dunklen Winkel einer kleinen Kirche neben einander. Die Kirche war sehr klein, und es war nur ein Schleier zu sehen. Das Auditorium bestand nämlich aus eitel Frauenzimmern, und alle Häupter waren gebückt und beschattet von den langen veronesischen Schleiern. Ein junger dicker Prediger sprach von den Höllenstrafen, und hob besonders heraus, daß es in der Hölle gar nichts zu trinken gebe, weder Wein noch Wasser, noch Gefrornes, noch Limonade. Dabei wischte er sich den Schweiß von den heißen Wangen. Wenn ein Baier zugegen gewesen wäre, der hätte sich schön in's Fäustchen gelacht; denn der Herr Kaplan hatte das Bier ausgelassen. Was ist das für eine miserable Hölle, wo noch Bier zu haben ist, solche Especen haben wir genug in teutschen Bierkneipen, und dabei haben wir noch Vergnügen.

Ein gebildeter Mensch trinkt zwar niemals Bier, aber was kümmert das die Hölle?

Außerdem erzählte der junge Prediger noch, wie man mit glühenden Zangen gezwickt, mit spitzen Nadeln gestochen würde, und was man für schlechte Gesellschaft finde, es war zum Erstaunen, wie er in der Hölle zu Hause war, und alle Details zu entwickeln verstand — die weibliche Versammlung regte sich nicht. Nun kam er noch einmal auf den Durst, und ging dann mit einem tiefen Seufzer zu den Freuden des Paradieses über. Er trocknete sich wiederum den Schweiß ab, und schilderte den interessanten Umgang mit den Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, welchen man da genießen würde. Er entwickelte die besondern gesellschaftlichen Vorzüge jedes Einzelnen und jeder Einzelnen, und sprach besonders von den ausgezeichneten Rednertalenten, welche man dort versammelt finde, und von dem vorzüglichen Orchester, welches Madonna Santa Cäcilia dirigire. Das war ein sehr gefährlicher Moment, und mein verderbtes Innre neigte sich sehr zu der schlechten Gesellschaft in der Hölle, denn langweilige, vortrefflich und rein gesetzte Kirchenmusik und schöne Kanzelreden können mir auch das Paradies verleiden. Jetzt schwang er sich aber mit einer oratorischen Wendung zur himmlischen Liebe, und verbreitete sich darüber links und rechts, da entstand

eine Unruhe, ein Flüstern und Räuspern zwischen den Schleiern, daß ich meinte, wir befänden uns im englischen Unterhause, im Hause der Gemeinen, und es flöge „Hört, hört" von Bank zu Bank.

Der Kaplan schilderte auch diese Angelegenheit massiv, und ich darf's nicht läugnen, daß das Paradies mit bedeutender Majorität durchging. Er hielt sich namentlich sehr lange bei den 11000 Jungfrauen auf, und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradiese Gütergemeinschaft herrsche, und Jedermann machen könne, was er wolle.

Darauf entließ er uns mit seinem besten Segen. Ich küßte meiner schwarz verschleierten Engländerin die weiße Hand inbrünstig und andachtsvoll, und reichte ihr meinen Arm. Wie ein Rabe flatterte ich zwischen all' den weißen Schleiern zum Kirchlein hinaus. Hier gab es trotz des Gedränges keine Stöße und Püffe wie in Teutschland, es waren lauter sanfte, schmeichelvolle Arm- und Handbemerkungen, welche mich unterrichteten. Und alle liebten den jungen Kaplan. Bei der Giulietta war er gestern gewesen, bei der Francesca heute, zur Laura wollte er morgen kommen, er schien das ganze Auditorium persönlich zu kennen, um Kraft seines Amtes die Liebe an allen Orten zu verkündigen. Das wird gewiß ein Heiliger, und er bekommt bald eine größere Kirche. —

Das Kirchlein stand schräg über von unserm Easthofe, wir hatten gar nicht weit bis nach Hause, aber wir wollten eben weit mit einander gehen. Es war völlig dunkel auf den Straßen geworden, und um diese Zeit fliegen die italienischen Nachtvögel aus. Nachtvögel sind alle Italiener, die Flügel haben, das heißt: laufen können. Es ist um diese Zeit in den italischen Städten, als begänn' der Ball auf den großen Plätzen: durch alle Straßen fluthen die Menschen, und schwatzen und lachen, die weißen Schleier fliegen wie Sommerwölkchen, und die Trabanten jenes Gestirns hinterdrein. Die steinernen Häuser von allerlei Bauart schließen die müden Tagesaugen, in ihren Korridoren wird geflüstert und geküßt, sie verrathen nie etwas davon, denn sie schlafen, und hören und sehen nichts. Sie sind die Vertrauten aus den teutschen Komödien, die am Tage für die Liebespaare wachen, und des Nachts für sie schlafen.

Wir kamen am Grabmale der Scaliger vorüber — Jenny sagte mir's — und ich sah die großen steinernen Ritter. Was sie aber machten, weiß ich nicht, es war zu finster, und Jenny sagte: was gehen dich die Scaliger an? sie sind von Stein, sehr kalt und lange todt. Man muß den Todten aus dem Wege gehn, denn der Tod ist die widerwärtigste Unregelmäßigkeit des Lebens, der Tod ist

das einzige Unglück der Erde, wenn's keinen Tod gäbe, so wären wir Götter. Die Leute, welche ihn nicht fürchten, sind dumm, sind besoffen an hergebrachtem Muthe, ich fürchte den Tod, und wenn ich ein Mann wäre, so fürchtete ich nichts als den Tod. — Vorüber an den Scaligern! —

Vorüber, Jenny! du bist ein Weib.

Hu, wie schwarz, wie dick, wie breit, wie unfaßlich stieg das alte Gebäude vor uns auf; man läuft, man läuft, und entläuft ihm nicht, es liegt Einem mit den schweren Steinblöcken auf der Ferse. Das ist die Arena, das Amphitheater. Todtenstill war's rings um die Arena, mit verwitterter drohender Kraft stand sie da in der Finsterniß, wie besiegter römischer Trotz, wie ein zürnendes Alterthum. Sie gleicht von außen einer unwirschen römischen Ruine, und mit gerunzelten Augenbrauen sah sie hinüber auf die Piazza-Bra, wo die Oesterreichische Regimentsmusik Strauß'sche Walzer und Bellinische Melodieen spielte, wo die Veroneser zu Hunderten auf den breiten Quadern hin und her tänzelten. Wir traten in die wogende Menge hinein. Ein solcher Abend in der Piazza-Bra ist viel vergnüglicher als ein teutscher Ball; es ist nicht so viel Licht da und doch viel mehr Feuer, man braucht nicht untadelhaft weiße Glacéhandschuhe, man braucht keinen guten Ruf, keine Tugend und

keine Empfehlung, und Mädchen und Musik sind viel lustiger. Eben kam der Mond über die Arena herauf, ein reputirlicher Kronleuchter, und aus den glänzenden Kaffeehäusern, die alle offen stehen, kam vielfacher Lampenschein zu Hülfe. Hundert Stühle harren, ich setzte mich mit Jenny, wir aßen pesce, schönes südliches Eis, und sahen zu, wie die Weiber und die Paare vorüberlachten. Ach, wie viel Intriguen liefen da durcheinander, wer sie alle wüßte! Aus solchen Haufen hat sich Boccacz den Decamerone gestohlen, und Boccacz ist noch heute der hübscheste italienische Spitzbube.

Nachmittag, als Jenny bei Tisch gesessen, war ich in die Arena gegangen; jetzt mußt' ich ihr erzählen, was ich da gesehen.

Wer diese Jenny sei? Ja, das erfahre ich selbst erst später; es war das Mädchen mit den blendend weißen Schultern, und sie war mir allerdings bekannt wegen ihrer Schönheit, denn Schönheit sieht der Schönheit ähnlich, aber ich wollte es lange nicht glauben, daß wir uns aus Teutschland kennten.—

Es war also zur Zeit, wo die Engländerinnen zu Mittag aßen, als ich in die Arena stieg. Ich ging wohl eine halbe Stunde um sie herum, ehe ich den Eingang fand. Von Außen hat sie ein sehr mürrisches Ansehn, wie eine verfallene Stadtmauer dehnt sie sich in weitem Kreise, die schwächliche

Nachwelt hat hie und da schwächliche, ökonomische Holzgestelle in ihre Tiefungen gebaut — die Zeiten purzelten mir so kläglich durch Kopf und Herz, daß ich umkehren und von dannen gehn wollte. Ich meinte auch, es sei nichts Besseres dran zu sehen, als dies braune Lazaroniäußere.

Hätten nur nicht die Engländerinnen gerad bei Tisch gesessen!

Endlich gerieth ich in eine Oeffnung, man verlangte einige Centesimi von mir, man schob mich hinein, und — beim Jupiter Capitolinus — es war mir, als starrte mich an aus weiten steinernen Augen Roma, die ewige, selber. Mein alter zerlesener Livius blätterte sich auf vor meinen Augen, und die vier Weltbuchstaben **S P Q R** standen vor meinen Blicken. Es läuft mir noch heut ein Rieseln über die Schultern, wenn ich sie aussprechen höre von einer tiefen Stimme, die vier Worte: „**Senatus PopulusQue Romanus**“ — da sah ich das braune Numidien, das heiße Syrien, die hohen Lusitanen, die fernen Briten in die Knie sinken, Alles, was groß ist, beugt sich vor diesen vier eisernen Buchstaben. Und diese Buchstaben sahen mir plötzlich in's Gesicht, ich fühlte mich plötzlich in der Römer Gewalt. Rings um mich liefen die hohen steinernen Treppen hinauf bis an den Himmel, bis

zum Jupiter, und Alles war verschlossen, nur dieser hohe, römische Steinweg führte hinauf.

Ich fühlte es, daß ich ein germanischer Barbare sei, denn so hoch und steinern hatte ich mir das Römerthum nimmer gedacht. Wenn man aber in Teutschland, wo ein Paar alte Rathhäuser und ein Paar neue Theater die Macht der Ahnen und der Zeitgenossen bekunden, wenn man da oben von römischen Bauten hört, da poltern die Worte hindurch durch die Vorstellung und das Gedächtniß, und es bleibt nichts zurück. — Aber jene veronesische Arena liegt jetzt wie ein großes römisches Monument in meinem Sinn. Ich begreife es jetzt, wie die Barbaren, welche über die Alpen stiegen, meist in Ober-Italien rasteten, hier in Verona, dem ersten römischen Vorposten still hielten — sie fürchteten sich. Diese Arena hatten die Römer in den wenigen Mußestunden beiläufig aufgethürmt, sie war eine kleine Erholungsstudie — das Volk, welches sich solchergestalt mit Riesenbauten erholt, das sucht man nicht gern in Waffen auf. Und man hört gar keinen nennen von den stolzen römischen Namen, der sich für diesen Riesenbau interessirt hätte, ausdruckslose Namen, wie Schulz und Müller, erfährt man bei genauer Forschung. So alltäglich war solch' ein Werk.

Hu — es springt ein Bild von schauerlicher

Größe Roma's in die Höhe, wenn man zu Verona in die Arena tritt.

Ich stieg langsam die Stufen hinauf, und die Stufen waren so hoch, daß meine preußischen Beine gar nicht zureichten. Hatten denn die Römer auch so lange Beine?

Mit dem einen Beine traten sie tief hinein in's stille Asien, bis an die Zelte der Parther, mit dem andern standen sie auf dem Walle von Eboracum, was heute York heißt im lustigen Alt-England. Sie hatten lange Beine. Für die kleineren Menschen und für die Weiber haben sie aber kleine Fußwege gehauen in die hohen Quadern, welche den langen Schritt theilen. Hie und da läuft solch' ein Fußweg bis hinauf zum Jupiter. Da ich kein Antiquar bin, so hielt ich diese kleinen Schritte für modernes Römerthum.

Es war mir so feierlich, als wenn ich wieder in der lateinischen Klasse zu Groß-Glogau säße, und der Rector mit lateinischer Lippe den römischen Klassiker explicirte. In solch' feierlicher Schweigsamkeit stieg ich hinauf bis auf die breite oberste Stufe. Die Römer schwindelten nicht: die steile Höhe hinab nach der Piazza ist durch nichts beschränkt, und wenn man sich umwendet, und hineinsieht in diesen spitzzulaufenden Trichter von Treppen, da wird Einem das Herz weit demokratisch. Hier könnte sich die

Repräsentantenkammer eines ganzen Erdtheils versammeln, und die Republiken könnten Weib und Kind mitbringen, und es würde noch Platz genug sein zu Intriguen.

Ich dachte mir solch' einen alten römischen Abend, wenn das bärtige Togenvolk lang und breit von oben bis unten auf diesen Quadern gelegen hat, stolz und hochmüthig: Und Alles sprach römisch — wer hat das stolze Latein erfunden mit den vollen, unbeugsamen Konsonanten und den starräugigen Vokalen! Wie vornehm sprach ein römischer Bettler seine unbeugsamen lateinischen Worte und der Jude unter den Tempelgängen in Jerusalem, der Germane in seinen Wäldern mußte die wichtigsten dieser Worte lernen.

Ich habe die Römer nie geliebt, denn ich liebe nimmer das bloße Prügeln und Kriegführen, die Schlagedrein und Haudegen, seien sie noch so groß, ich liebe die Schönheit mehr, als die rohe Kraft. Aber wenn ich in die Nähe der Römer komme, so tret' ich immer scheu wie vor dem Anblick einer imposanten Matrone zurück. Ich will sie nicht küssen, aber ich will sie staunend betrachten. Und die großartige Einheit des engen Gedankens, „Roma, nil nisi Roma", die starre Einheit dieses engen Gedankens, in welchen sie alle Welttheile keilten, befängt mich wie der strenge Blick einer Matrone.

Wie in ein Meer sieht man hinein da oben von der Arena, wie in ein römisches Meer — da unten der enge Schauplatz, das ist der Senat, der Senat aus Gold und Eisen. Dahin laufen alle Stufen; er sitzt wie Neptun mit dem Dreizack im krystallnen, tiefsten Meeresgrunde. Wenn die alten grauen Senatoren ihre Bärte schüttelten, da bebte der Erdkreis.

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verstorbenen Religion, deren Mysterien das Gespött eines Knaben sind. Da unten in der Arena war ein italienisches Theater aufgeschlagen, und man gab ein kläglich Lustspiel nach dem teutschen Signore Gotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber so gräulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern saß. Ein abgerissen, historisch Lachen, was durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Czechen gingen neben mir da oben auf der altrömischen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues österreichisches Tuch genäht, auf ihren schlaffen, struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Oede von Unkultur, auf ihren

schwülstigen Lederlippen krochen kothige, uncivilisirte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Der römische Stolz, die römische Rede, die römische Götterform, die römische Heroen-Freiheit bewacht von ein Paar hunnischen und czechischen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht schon schneidend wie ein furchtsamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derselbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch so hart wie damals — o, die Italiener sind mir nie so klein vorgekommen, als da ich sie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weise Gibbon vor, der auf dem Kolosseum zu Rom seine gigantische Römergeschichte schließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche schließt über das jammervolle christliche Rom. Gibbon war garstig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den schönen Fluch aussprach und seine Gesichtszüge dabei zu einer erschrecklich schönen Häßlichkeit ausspannte.

Wenn man das Christenthum liebt, so muß man nimmer nach Italien ziehn, die christliche kranke Brust hat all' das alte Römermark verzehrt. — —

Ich stieg die kleinen Stufen hinunter, und „bravo, bravo, bravi, bravi", schrie Alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter hiſtoriſcher Scherz, als ſich die nordiſchen Barbaren im vorigen Jahrzehend dieſe Stadt zum Kongreß auserſahen. Ein römiſcher Poſthumus war zerſchlagen, und hier auf klaſſiſchem Boden wollte man die Verlaſſenſchaft theilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauſpiel arrangirt, und alle Sitze ſind voll geweſen — in dieſem einzigen Anblicke konnte der romantiſche Norden ſeinen Sieg über den klaſſiſchen Süden erblicken. Solch' ein Anblick iſt ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier geſeſſen, und die großen Worte haben ſich auf ſeinen Knieen geſchaukelt. Man muß ſo eitel ſein wie Chateaubriand, um auf römiſchen Steinen große Worte zu haben. In römiſchen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Taſche nehmen.

54.

Fortsetzung.

Jenny sagte, ich sei ein Narr, und ich sollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich sei ja aus Teutschland.

Ich hatte beim Hinaufsteigen wirklich eine Zeitlang zugesehn und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arena ein Theater aufgeschlagen, so groß wie eine teutsche Provinzialbühne, einige Logen zogen sich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuschauer saßen nun an die 50 Stufen hoch über einander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchsten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber sie hatten feine Augen und Ohren, wenigstens lachten sie tüchtig mit. Die Schauspieler selbst waren einem Teutschen sehr auffallend: die Dame des Stücks, eine hohe römische Schönheit, erschien in einem mit strahlendem Golde besetzten rothen Sammtkleide, und war bis in's De-

tail prächtig gekleidet. Es war aber ein einfaches Konversationsstück, welches aufgeführt wurde. Als ich immer weiter hinaufstieg, und die Römer sich in meinen Sinn einnisteten, da hüpfte die rothsammtne Prinzessin wie eine kleine Cleopatra vor meinen Augen herum. —

Außer ihr waren noch zwei Herren in dem Stück beschäftigt. Der ältere war ihr Mann, den sie nicht liebte, der andre ihr Freund, den sie sehr liebte. Alle drei sprachen mit einem Aufwande von Kraft und Energie, als wollten sie die Welt erobern. Jenes prächtige, wichtige Sprechen und Agiren ist aber ächt italienisch: sie stammen wirklich meist noch von den alten Römern, und da sie keine Söhne der Scipionen und keine stolzen Thaten mehr haben, so affektiren sie wenigstens Söhne des Cicero und machen stolze Worte. Und Redetalent haben sie wirklich alle. Die Schauspieler sprachen ihr dummes Zeug mit einem Ausdruck, mit einer Klarheit, mit einer stürmischen Eindringlichkeit, als seien's die wichtigsten Dinge. Ich kann den innerlich leidenschaftlichen Ton noch heut nicht vergessen, mit welchem der Liebhaber seiner Geliebten aufzählte, wie rasend er sie liebe, wie unglücklich er sei, und wie die Italiener auf den steinernen Sitzen mit ihm lärmten. Und bei solchen einzelnen Worten und bei plötzlichen schreienden Wendungen ihrer üppigen Opernarien, da ist es Einem, als wende

ſich die italieniſche Freiheit im Grabe um, und ſeufze tief wie eine unglückliche Mutter — und dann glaub' ich einen Augenblick dran, daß die Italiener mit ihrem depravirten Volkscharakter nur eine große Komödie ſpielen, und eigentlich Alles falſch, Alles Maskerade, ja daß Alles in großer Verſchwörung begriffen ſei, und auf den rothen Morgen einer ſicilianiſchen Vesper harre. Es iſt aber nicht ſo — nur die Jugend und Freiheit gehören zuſammen wie Schönheit und Liebe. Aber Alles Andre iſt leider ächt. Oder ſie ſind wie die alten Komödianten, die nicht mehr aus der Koketterie herauskönnen, ſie mögen auf den Brettern ſein, oder nicht.

Ich fürchte wirklich, die Italiener ſind alte Komödianten — bekanntlich das furchtſamſte Geſindel. —

— Es war ein ächt italieniſcher Anblick, wie die feinſten Nüancen der Konverſation geſchrieen werden mußten, damit man auf den ſteinernen Treppen etwas davon merke, und wie man das Plumpſte jubelnd aufnahm. Der betrogene Ehemann ſpielte ſeine Rolle mit einer Volubilität, und einem Leben ohne Gleichen, und Publikus lachte erſchütternd über ſein eheliches Malheur.

Das Sakrament der Ehe iſt auch hier wohl beſtellt — und Niemand kann was Neues erfinden.

Jenny lachte, und zeigte mit dem Finger in das Gedräng. Da ſpazirten die andern Engländerinnen,

und wir ſahen's an den gebeugten Augenlidern, daß ſie das verlorne Kind ſuchten. Jenny rief nach ihnen, ich erſchrak des Todes, und hielt ihr eiligſt den Mund zu. Sie hatten's glücklicherweiſe im Gewühl nicht vernommen.

Aber Jenny, ſprach ich, und all meine Liebeshoffnungen kauerten ſich zuſammenſchrumpfend nieder — aber Jenny — —

Sie hatte mir verſprochen, draußen im Garten, wo Julia ſchläft, mit mir zu ſchwärmen, ſie hatte alle Einleitung in beſter Romanform getroffen, mich zu lieben, wie es einem jungen feurigen Mädchen wohl anſteht, und jetzt wirft ſie alle Knospen und Blüthen unſers Inkognitos den Leuten an den Kopf — Jenny! — Sie lachte kindiſch.

Ja, gewöhnliches Mädchen aus Engelland, rief ich, jetzt kenne ich Dich, jetzt weiß ich's, daß Du jene Halberſtädter Pſeudo-Jerta biſt, von der ich in Halle Abſchied nahm. Du biſt jenes Ungeheuer, was keine Liebesgedanken, ſondern nur Liebeslaunen hat, Du biſt —

Ach, und das Mädchen war ſo ſchön in dieſem Augenblicke, ſie ſtrich ſich lächelnd mit der weißen Hand über die Augen, und die Augen ſprühten Feuer, und ich wußte, daß mir all' mein Peroriren nichts half, daß ich aber ſehr glücklich wäre, wenn ich das engliſche Mädchen in dieſem Augenblicke küſ-

ſen könnte. Ich brach ab bei den Worten „Du biſt — und bat Jenny, mir einen katholiſchen Kuß zu geben, drüben im Schatten der Arena, im breiten, toleranten Schatten.

Sie ſpitzte, mich zu necken, den Mund, nahm mich bei der Hand, und führte mich in's Gedräng, und als ich ihr zärtlich die Hand drückte, lachte ſie, und gab mir eine zarte, liebenswürdige Ohrfeige. Plötzlich aber ließ ſie mich los, und ſtand lachend vor den Ihrigen, den andern ſchwarzen Engländerinnen, erzählte ihnen, daß ſie mit einem Teutſchen ſpaziren geweſen ſei, und ſprach gleich von etwas Anderem. Solche Spazirgänge ſchienen alſo gar nicht an ihr zu befremden. Ich ſtand wie ein Schulbube darneben, und war kein Gegenſtand. Man promenirte weiter auf der Piazza, man kam zurück, ich war ſo teutſch dumm, dergleichen engliſches Weſen nicht begreifen zu können, ich ſtand noch an derſelben Stelle. Jenes engliſche Auge ohne Blick von der Halberſtädter Poſt ging wieder an mir vorüber. Umſonſt ſprach ich drei Worte für Jenny, als ihr Arm mich ſtreifte, unſre Bekanntſchaft war zu Ende. Dumme vornehme Leute machen's in Teutſchland ſo, wenn ſie dem armen Plebejer auf wüſtem Felde oder in bürgerlicher Geſellſchaft begegnet ſind, und ihn dann wieder finden im Schooße ihrer Pairs. Aber Jenny war bloß vornehm und nicht dumm, Jenny war nur engliſch,

und würde es mit ihrem Ehemanne eben ſo machen. Ach, und Jenny war ſo ſchön, ich hätte vor ihr niederknien mögen auf der ſteinernen Piazza.

Sie kam nicht mehr zurück. Der Archivarius ſtrich vorüber mit einer ſchwatzhaften Italienerin, auch er ſah mich nicht, denn er ſah in nächtliche Augen — der Staroſt ging ſporenklirrend neben einer ſtolzen hohen Veroneſerin einher, und ſprach, und ſprach, als gälte es ſein Leben. Nur ich war eine müßige Ariadne — dummes Italien, was half mir deine üppige Nachtluft, in der man ſich nicht erkältet, was halfen mir die ſüdlichen Mädchengedanken, die in mir herumflogen, was halfen Gedanken — Gedanken. Ueberhaupt denk ich nur, wenn ich nichts Beſſeres zu thun habe.

Langſam ging ich nach Hauſe quer über den groſſen Platz. Die Guelfen und Ghibellinen haben hier oft ihre Schwerter gemeſſen, und die Italiener ſagen, auch Romeo's und Juliens Unglück habe darin gelegen, daß die Guelfen und Ghibellinen einander todtſchlugen. Die Menſchen waren immer dumm, und machten ſich das Leben ſauer, und den Tod leicht. Dieſe Guelfen: und Ghibellinenkämpfe ſind mir immer wie die Studentenſkandäler vorgekommen — als es noch teutſche Univerſitäten gab, da befeindeten ſich die Parteien und ſchlugen eventualiter einander

todt, weil die einen ſagten, ſchwarz und roth ſei hübſcher, die andern aber: blau und roth.

Zum Zeitvertreib ſind die ſchlimmſten Dinge geſchehen, und die gründlichſten Hiſtoriker, die überall tiefe Urſachen ſuchen, machen die dümmſten Streiche und verfälſchen die Geſchichte am meiſten. Die ſteigende Civiliſation iſt oft nur darum ein Troſt, weil ſie das Todtſchlagen allmählig ganz und gar abſchafft. In einigen Jahrhunderten wird man Alles ſchriftlich abmachen, und eine Schachpartie wird die Kriege entſcheiden.

Wer lacht da?

Ich ſtand an einem Pallaſte, und ſah durch den Thorweg, tief in einen Garten hinein, über die Etſch hinweg, und in dämmrigen Mondſchein bis hinauf auf ferne ſchwarze Berge mit ſanften Konturen. Es war gar nichts zu lachen — o Jenny, mit der weißen Schulter, es war gar nichts zu lachen. Ich lehnte mich an eine kalte Statue, und aus meinen Augen, die durch die ſchmale Durchſicht über den Fluß flogen, aus meinen Augen liefen warme Thränen.

Warum weinte der teutſche Narr? Stiegen ihm die teutſchen romantiſchen Schriften zu Kopf? — Ach, es fiel mir ein, daß ich wohl nimmermehr das Glück finden würde — das Glück, deſſen Ahnung in meiner Seele liegt. Dieſe wirre Weltgeſchichte un-

ſers durcheinander gebildeten Weſens, dieſe Unruh, die uns von Land zu Land jagt, dieſer weite Himmel, dieſe ſteinerne Erde, dieſe Schönheit des Weibes, welche ein Nachtfroſt zerſtört, dieſes Launenhafte, an dem Alles hängt in dieſer Welt, dieſes Unrecht, das fortwährend herrſcht, und nicht zu beſiegen iſt, dieſe Machtloſigkeit des einzelnen Menſchen — Alles, Alles das peitſchte mir bittre warme Thränen aus den Augen.

Thränen ſind ein kleiner Reſt der alten Gottheit in uns — es giebt Augenblicke, wo man verrückt wird — ſo nennen's die Menſchen — wenn man nicht weinen kann. Die Menſchen, welche ſchwer weinen, werden leicht wahnſinnig. Das heißt: ſie denken leicht anders, als die meiſten übrigen, und man nennt ſie dann wahnſinnig, weil das Geſetz das richtige heißt, an welches die Meiſten glauben.

Julia, Julia Capulet, ich könnte eine ganze Nacht weinen, wenn der todesbleiche Gedanke vor meine Augen tritt, daß Du ſterben mußteſt an dieſer Erde, weil Du eben die ſchöne Julia warſt, weil dieſe Erde zu arm für Dich war.

Als ich dieſe Worte laut geſprochen, trat ein Bettler hinter der Statue hervor, und bat mich im Namen der heiligen Giulietta um eine Gabe. Nein, Julia, ich weiß es, Du biſt keine Heilige, ich hoffe es, Du wirſt nimmer eine, Du biſt Romeo's. Ich

griff in die Tasche und gab dem Bettler ein Geldstück. Es war ein österreichischer Dukaten, aber ich hatte nichts anderes, und mußte in diesem Augenblicke dem Bettler gewähren, hätt' es mein Leben gekostet. Alle Heiligen wünschte er auf mich herab.

Ich kam zum Tode ermattet, in meinen Gasthof zurück, die Zimmer der Engländerinnen glänzten im hellen Lichterschein, in dem meinen war es finster. Ich legte mich auf's Sopha, ein altes Lied, in alter Liebeszeit, tief eben in Teutschland gedichtet, summte mir durch den Kopf:

Thränen fallen hinunter
In eine tiefe Welt,
Wo fromm und schön die Liebe
Des Rechtes Wage hält —

Einst sind sie lauter Küsse,
Denn Liebe ist gerecht,
Drum weint hier lauter Hoffnung
Ein thränenreich Geschlecht.

Und das Lied, was ich einst den lichten Augen eines blonden Mädchens in Schlesien gemacht hatte, sank dunkel in Verona auf meine Augen. Ich schlummerte ein, und ich weiß heut noch nicht, wie spät es damals war.

55.

Fortsetzung.

„Wollen Sie sich ergeben?“
Fragte sie mich heut —
Nimm, sprach ich, das Leben,
Aber nimm es heut!

„Morgen,“ sprach sie mit Lachen,
Und band die Schleife fest —
Sie will mich elend machen,
Durch das, was sie mir läßt.

Yes, Jenny — yes, rief ich und sprang in die Höhe. Der Archivarius hatte mich geweckt, ich sollte mit hinunter gehen, und zur Nacht essen, es seien Teutsche da.

Yes — sagte ich, und wir gingen hinunter.

Der Schlaf ist eins von den Geheimnissen, in welchen die Quintessenz der fünf Bücher Mosis, das heißt die ganze Schöpfung der Welt ruht. Ich hatte Alles rein verschlafen und vergessen.

Wir waren noch kaum aus Teutschland heraus,

und ſchon klang es ſo beruhigend heimathlich: Es ſind Teutſche da. Man darf nur etwas verlieren, um es zu lieben.

Im Speiſeſaale ſaß ein ſchwammiges, aufgeblähtes Brillengeſicht, wie man deren zu hundert im teutſchen Reiche ſieht. In den Zügen kein Charakter, über den Augen Gläſer. Das ſind eben die Leute, aus denen man Alles machen kann, nur nichts Beſonderes. Neben dieſem ordentlichen Manne, der mit Aufmerkſamkeit die neuen italieniſchen Gerichte ſpeiſ'te, ſaß ein trocken blondes Dämchen. Das teutſche Philiſterthum, eine vollkommen originale Eigenſchaft unſers Vaterlandes, ſah ihr mit all ſeiner glücklichen Beſchränktheit aus den indifferenten Zügen und Fingern. Sie war höchſt blond, durch und durch blond. Es giebt eine Sorte blonder Mädchen in Teutſchland, von denen ich ſchon mehrere Jahre argwohne, daß ſie weißes Blut haben: ſie ſind alle bis zur Langenweile dürr tugendhaft, und bilden die Hauptreſerve der alten Jungfern. Dieſe Mädchen halten die Energie des teutſchen Volkes ſehr auf, ſie ſind die Ehrendamen der Gleichgültigkeit.

Solch' teutſches Paar ſaß am Tiſche, und ich war durchaus nicht begierig nach ſeiner Bekanntſchaft, verſchanzte mich hinter unſchmackhaften italieniſchen Speiſen, kümmerte mich um nichts. Aber der Staroſt konnte nie einer Bekanntſchaft aus dem Wege

gehn, und das Pärchen that nach Kräften erfreut, als es Landeleute verspürte.

Der Herr mit der Brille bewieß mir sehr bald, daß ich ganz ohne Nutzen reis'te, er fragte, ob ich dies oder jenes, und das oder dieses gesehen — nein, nein, nein, o mein Gott, nein. Und nun sagte er mir, daß ich nichts gesehen habe. Wie mir der Mensch Angst machte wegen des Nutzens und wegen des Buchs, das ich über die Reise schreiben wollte. Und nun erzählte er, was Alles zu sehen gewesen sei auf unserm Wege, und was wir Alles versäumt hätten. Er stand fortwährend 20 Grad Réaumur und fand Alles höchst, ja höchst interessant.

Ich bezeugte Reue, und hörte auf zuzuhören: das Schlafglöckchen der Langenweile fing an zu klingeln, der Mann sprach von der Aristokratie, und der richtigen Mitte, und das blonde Frauenzimmer sagte immer „Ja," und nach einer Weile „Ja gewiß."

Ich ließ mir in der Stille das Fremdenbuch vom Kellner bringen, und vergewisserte meine schläfrige Muthmaßung, daß der Herr mit der Brille und dem sauber gebürsteteten blauen Rocke ein schlechter teutscher Schriftsteller sei, dem der Buchhändler wenig Honorar zahlt, weil andre Leute die noble Gesinnung des Autors bezahlen. Solche Quinquailleriehändler, die mit ihrer kurzen, unbedeutenden Waare zu wu-

chern verstehn, kann ich in Teutschland genug finden, in Italien geh ich ihnen aus dem Wege.

Der Mann hatte noch einen freiherrlich berühmten Namen, er hieß Rousseau. Ich begreife nicht, wie man Rousseau heißen, und nichts, gar nichts weiter werden kann als ein ordentlicher, gemäßigter Zeitungsschreiber, das ist ein naturwidriges Vergehen.

Der Starost, demokratischer als ich, der sich mit Allem herumgebalgt, was ihm in den Weg kommt, ließ sich mit Herrn Rousseau ein; der Archivarius saß zusammengekauert da, und lachte mit den Augen und mit den Fingerspitzen; ich ging von dannen.

Es war schon spät in der Nacht, das Haus war schweigsam und todt. Als ich über den Saal des ersten Stockwerks schritt, wo die Engländerinnen wohnten, hörte ich leise Musik, Harfentöne und eine melancholische, berauschend süße Altstimme. Es war ein alt altenglisch Lied. Ich liebte einst ein schlankes norddeutsches Mädchen, und sie sang das Lied oft spät des Abends, als unsre Liebe schon zu Ende ging. Es klingt noch viel trauriger als „der König in Thule," und das Herz thut Einem so weh dabei, wenn man es hört.

Ich schlich den Saal entlang den Tönen nach — ein großes Fenster stand offen, was heraus auf den Flur führte. Drinnen im Zimmer am jenseitigen Fenster saß die Sängerin in hellem Mondscheine, die

Harfe schimmerte, das weiße Nachtgewand des Mädchens leuchtete.

Es war Jenny, die verführerische englische Jerta. Das braune Haar fiel in aufgelöst'en Locken über ihre Schultern, die vollen Arme tändelten auf den Saiten, ihre tiefe Romanzenstimme sprach von Diamantengruben ihres Herzens, die Niemand je gesehen. Wie still lehnt' ich mich auf das Fenster und horchte, und dachte der Geschichte dieses Mädchens nach, von der ich nichts wußte. Das mußte eine sehr moderne englische Novelle sein.

Als das Lied zu Ende war, stellte sie die Harfe weg und sah in den Mondschein, eine hohe, weiße Lady Macbeth. Ganz leise fing ich an zu sprechen, und sie zu bitten: Jenny erzähl' mir Deine Geschichte. Ich wußte es, daß sie nicht erschrecken würde. Sie wendete sich langsam um, und kam nach der Tiefe des Zimmers. Dicht vor mir am Fenster blieb sie stehen — „erzähle Jenny!" Ich ergriff ihre Hand und ihren weichen Arm und drückte meinen Mund und meine Augen darauf. „Jenny erzähle."

Darauf schien mir's, als dringe ein leiser Seufzer aus ihrer Brust. Ach, das war mir so unendlich rührend; ich hatte nie geglaubt, daß Jenny seufzen könne. Sie legte ihre flache Hand auf mein Gesicht, und sagte: Meine Geschichte, Henry, ist sehr teu:sch, diese wollüstige veronesische Nachtluft paßt

nicht dazu — Du sollst sie in Teutschland erfahren, reise nach Teutschland. Und ihr Haupt mit dem wallenden Haare sank einen Augenblick auf meine Augen, und es war mir als zucke Jennys Busen wie unter einem schnellen Messerstiche.

Bald darauf war das Fenster geschlossen, und ich wandte mich um heimzugehn — heim? ich wußte selbst nicht wohin. Noch einmal aber mußt' ich an's Fenster klopfen: „Jenny, Du kennst mich nicht, Du wirst mich im breiten Teutschland nicht finden."

Da kam Jenny noch einmal, legte mir mit zwei Fingern noch einen kleinen Kuß auf die Lippen, und sprach: „Ich kenne Dich, Du bist ein kompromittirter Schriftsteller, die Polizei weiß Deine Adresse — geh!"

Ich ging. Die kleine Französin fuhr im Nachtröckchen über die Treppe, und flüsterte „komm mit," aber mein Herz war beschäftigt, ich weckte den Kellner, ließ nach der Post schicken, stieg in den Wagen, und fuhr von dannen.

„Wenn man nicht genau hinsieht, kann man verüberfahren" — welch' ein dummes Wort war das gewesen! Das ganze braunrothe Verona legte sich auf meine Seele für jenes Wort.

Verona ist eine höchst wichtige, poetische Stadt — ich gestand mir's jetzt. Alle Zeitalter sind dort abgedruckt, und das hätte ich wohl wissen können, als ich

die alte braune Mauer, die ernste, melancholische Befestigung, drüben jenseits der Etsch, nach den Barbaren zu erblickte. Hier fand ich die ersten Römer, Auge in Auge sah ich diesen ernsten Jugendbekannten, mit denen ich im Cornelius Nepos so viel umgegangen war. Hier fand ich die Gothen, meine Ahnen — o, es waren tüchtige Ahnen, und alt, alt, langweilig alt. Dort drüben im Mondschein stand die Burg Theodrichs, wie ein bestaubtes Folioexemplar des Nibelungenliedes. Wenn er nun hinauf träte auf die Zinne, dein Ahnherr, der alte lange, in Eisen rasselnde Dietrich von Bern — wie lang müßte sein Bart jetzt sein. Die Italiener nennen heut noch einen rothen Kalenderheiligen zur Sicherheit neben dem rädernden Namen Theoderico.

Hier fand ich die letzten Spuren der langen blondbärtigen Longobarden, in Verona nur giebt's noch hier und da ein wunderlich, gefährlich blondes Mädchen. Ich wollte den Hofrath Böttiger küssen, wenn er mir die Versicherung geben könnte, Julia Capulet sei blond gewesen, für diese Notiz scheute ich kein Opfer.

Da — halt Kutscher — ja, das ist il castello vecchio, und es ist sehr möglich, daß der blutrothe Ezzelino dort gehaus't und seine Kerker bevölkert habe. Sehr möglich. Weiter, Kutscher, mich friert bei diesem Anblick.

So? — draußen, ſagte er, weit draußen ſoll auch ein Grabmal des Königs Pipin ſein. Man wirft die Zeiten hier wie ein Spiel Whiſtkarten durch einander, König Pipin möge mich entſchuldigen, daß ich ihn mit einem „So?“ abſpeiſe, es iſt zu lange her, daß er geſtorben iſt, und ich habe es nie zu einer Illuſion über ihn bringen können, weil er „klein, kurz und dick“ genannt wird. Hätt' ich nicht den Napoleon geſehen, ich hätte mein Lebtag nicht daran geglaubt, daß man zu gleicher Zeit klein, kurz und dick, und groß ſein könne.

Pipin war der erſte franzöſiſche Napoleon, er wird nur nicht gezählt, weil er einen größeren Sohn hatte. Kinder ſind oft ein größeres Unglück, wenn ſie gerathen als wenn ſie mißrathen; 's iſt wie mit ſchönen Eheweibern.

„Man könnte vorüberfahren“ — was iſt doch ſolch' ein launenhafter, moderner Reiſender für ein unzuverläſſiger Menſch. Die Alten hatten gar nicht Unrecht, daß ſie ſich auf Reiſen ex officio Alles anſahen — man hat als Reiſender ein Amt, und ſoll deſſen warten.

Hier ſah ich zum erſten Male die breiten Maſſen einer lombardiſchen Stadt, den ganzen großen Unterſchied zwiſchen ihr und einer teutſchen. Wir ſind

Gothen, Eingewanderte, wir fühlen uns nie sicher auf unserm Boden, wir haben eine Religion, und Häuser gebaut, die zur Hälfte sehnsüchtig im Himmel leben. Das ist hier Alles anders. Klobig, breitgedrückt sind die Paläste, nirgends spitz strebend, nirgends nach dem Himmelreich lüstern wie bei uns. Befriedigt sind die Häuser und Thürme, fertig mit ihrem Dasein — klassisch.

Ein officieller Reisebeschreiber macht's wie die Exegeten mit der Bibel: er nimmt mit wenig Variationen denselben Grundtext an, und macht die gebräuchlichen Glossen. Bis einmal ein gescheidter Mann kommen und diesen und jenen sagen wird: Ihr seid Alle Narren. Ich wollt' er käme bald, eh' man zu alt und ein zäher Narr wird. Denn das Alter unterscheidet sich eben dadurch von der Jugend, daß es an seine Narrheit glaubt.

Der Mond schien klar, ich dachte, Jenny's Augen drin zu sehn, und hätte weinen mögen über die traurige Geschichte Jenny's, die ich nicht kannte. Verona, die Stadt der Montecchi und Capuleti stand so regungslos da, weiß wie ein Todtenhemd fiel der Mondschein in die Gassen, Julia ist todt — Alles todt. Der Wagen rollte weicher auf der breiten weißen Heerstraße, ich drückte mich in die Wagenecke, und weil ich müde war,

dankte ich Gott, daß ich nicht die Welt zu regieren brauchte, sondern schlafen könnte.

Das Geräusch des Wagens wurde immer leiser und leiser, und immer schwächer und schwächer wurden die Worte: Meine Geschichte ist sehr teutsch — die Polizei weiß deine Adresse — nicht doch Jenny — nicht doch — —

56.

Montebello.

Es war immer noch klarer Mondschein, als ich auf der Station ankam. Der Postillon blies ein altes Reiterlied, ich dachte an die Schwadronen Latour-Maubourgs in dem Franzosenkriege, dachte an Reiten, Reiten, ich dachte, ob man nicht aus der Welt reiten könne. Beim Mondscheine fällt mir gar zu oft Bürgers Lenore ein, da reiten sie auch gespenstisch zum Teufel.

Vor dem Posthause hielt ein eleganter Reisewagen. Eben spannte man frischde Pferde davor. Ein Mann stand an der Thür, es schien der Reisende aus jenem Wagen zu sein. Der Mond beschien ihn hell; er hatte jenes wunderbar Anziehende, was wir Poesie nennen. Die schmalen Lippen waren geschlossen, große, sehr schön große graue Augen sahen starr nach dem Monde, und regten sich nicht. Die langen schwarzen Wimpern machten nicht die geringste Be-

wegung, der Mann hatte ein feines Gesicht, dessen Farbe ganz blaß war. Ein schmaler Bart flog leicht über die Oberlippen. Ich hielt ihn für einen Militair, und es lag gewiß nicht bloß am Mondscheine, daß er mir so leidend, romantisch, interessant vorkam.

Wunderlich genug konnte ich den Gedanken nicht los werden: der Mann hat sehr unglücklich geliebt, oder ist öfter am Rande des Todes gewesen, was im Grunde einerlei ist.

Wir bemerkten es Beide nicht, daß ich ihn unverwandt anblickte. Da kam man fragen, ob und wohin ich weiter fahren wollte.

Ja, erwiderte ich, nach Montebello.

Bei diesen Worten sah er mich an, es schien mir, als freue ihn mein Anblick. Ich grüßte ihn; er nahm keine Notiz davon, bot mir aber einen Platz in seinem Wagen an, da er auch nach Montebello reise.

Da mich kein eigner Wagen hinderte, so nahm ich's an.

Lieben Sie den Marschall Lannes? fragte er mich.

Sehr, mein Herr, er war einer der frischesten Paladine Napoleons.

Nicht wahr? sprach er, und drückte mir flüchtig die Hand. Ich fahre eigentlich zu ihm auf's Schlachtfeld, wenn Sie nichts dagegen haben.

Der Bediente des Reisenden sah mich scheu und wunderlich an, als ich in den Wagen stieg.

Die Straße zwischen Verona und Vicenza ist eine breite, sehr breite weiße Chaussée. Es könnten vier Wagen neben einander fahren.

Mein neuer Bekannter sprach nicht; ich glaubte also, Schweigen sei ihm angenehmer, und schwieg auch. Da bat er mich aber sehr liebenswürdig, fast rührend, ich möge sprechen; er habe eine große Sehnsucht nach Menschenstimmen, namentlich nach teutschen Worten.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, wir hatten teutsch mit einander gesprochen.

Der Postillon schlief ein, die Pferde gingen sacht, die Nachtluft flog leise und sanft wie ein müder Vogel an unserm offnen Wagen hin, die weiße Straße leuchtete gespenstisch, es war so still — warm — italienisch, ich dachte an Boccaccio, der in solchen lauschenden Nächten seine schönsten Novellen geschrieben hat. Ich hätte gar zu gern eine Novelle gehört. Wenn es so schweigsam ist, da flechten sich die kleinen Begebenheiten, die Charakterzüge, die Augen und all' die einzelnen Theile so bescheiden und fleißig in einander, sie verschränken ordentlich gegenseitig die Arme, und eh' man sich's versieht, ist die Vorarbeit erfüllt, und die Katastrophe überrascht uns selbst wie kleine Kinder, welche langsam das Grundblatt ihres

Kartenhauses weggezogen haben, und nun erschrecken, daß es plötzlich zusammenstürzt.

Mein Begleiter nickte sehr lebhaft mit dem Kopfe, und als ich ihn fragte, ob er gern Novellen höre, da nickte er noch fort, nahm meine Hand, faßte sie fest, und sagte: ich werde Ihnen selbst eine erzählen. Sagen Sie mir offen, mein Herr, würden Sie sich erschießen, oder besser, könnten Sie sich erschießen, wenn Sie grenzenlos unglücklich wären? Aber, ich bitte Sie recht schön, ganz, ganz offen, als sprächen Sie mit sich selbst? nichts von der falschen Muthpoltronerie, bitte, bitte — —

Ich sagte ein Wenig betroffen über die Querfrage, bei der Leben und Tod auf seinem Gesicht stand, und bei der er in die Wagentasche nach einem Pistol griff — es knackte, er zog den Hahn auf — ich sagte offen und ehrlich, daß ich's schwerlich könnte. Es gehöre gewiß der größte Aufwand von Muth dazu, wenn man nicht Paroxysmen ausgesetzt sei, und das Geschwätz von Feigheit, wenn sich Einer erschieße, sei eben ein Geschwätz der Feigen, die sich nimmer erschießen könnten. Man habe es aus Vorsicht zur religiösen Formel gemacht, den Selbstmord Feigheit zu nennen. Das Leben sei Alles.

Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude, er schoß die Pistole in die Luft, und umarmte mich stürmisch. Der Postillon fuhr hoch in die Höhe, und peitschte

maſchinenmäßig ſogleich in die Pferde hinein, einen Räuberanfall fürchtend, das bedenkliche Geſicht des Bedienten bog ſich in den Wagen.

Mein Begleiter ſagte mir leiſe in's Ohr: Ich kann's auch nicht.

Und als er die Worte geſprochen, ward er wieder ſehr ernſthaft. — Die Pferde gingen wieder langſamer, der Poſtillon ſchlief wieder ein. Ich hatte nichts mehr geſagt, und nach einer langen Weile ſprach mein Nachbar noch einmal leiſe vor ſich hin: Ich kann's auch nicht, und dann fing er unaufgefordert folgende Erzählung an.

Es giebt in Teutſchland ein kleines Herzogthum, das heißt Braunſchweig, und ſeine Hauptſtadt heißt eben ſo. Dort lebte während eines kalten teutſchen Winters ein junger franzöſiſcher Officier. Er war aus dem früheren Burgund, und war wie alle modernen Burgunder von tiefer, melancholiſcher Reizbarkeit, hatte weniger Lebhaftigkeit, aber mehr innere Beſtändigkeit und Ausdauer, als die Franzoſen ſonſt haben. Dieſer Mann war eines Abends auf einem Hofballe im Schloſſe. Weil er nicht viel tanzte, ſtand er in einer Fenſtervertiefung mit übereinandergeſchlagenen Armen, und ſah dem bunten, hüpfenden Treiben zu. Da tanzt eine hohe, ſchlanke Dame vorüber, ihr Auge weilt einen Moment fragend auf ihm. Sie war ſehr ſchön, und Alexandre ſieht ihr

neugierig nach. Die zweite Runde bringt ſie wieder in ſeine Nähe — die Augen begegnen ſich. Es war ein tiefer Himmel in dieſem dunkelblauen Auge — Alexandre ging in den Saal, die Dame zu ſuchen, ſie kennen zu lernen. Ein Bekannter ſagt ihm, es ſei eine reiche Engländerin. Sie tritt eben zum Kontretanz an. Ihre Figur war von jener lyriſchen Weichheit, welche die Engländerinnen ſo reizend macht, von jener luftigen Schlankheit, um welche ein volles, zartes Fleiſch ſpielt von zauberhafter Inkarnation. Viele geſcheidte Leute halten die Engländerinnen für die ſchönſten Weiber.

Sie hatte lichtbraunes Haar, eine feine goldne Kette ſchimmerte darin. Eben fing ſie den Kontretanz an, und die ſchöne, wiegende Figur ſchwebte vor ihm her, ihre ſchönen, entblößten Arme tanzten langſam mit wie ernſthafte Grazien. War es die goldgeſtickte rothe Uniform Alexandres, war es ſein entzücktes, loderndes Auge — die engliſche Dame ſah oft nach ihm hin, aber nicht mehr mit jenem erſten unbefangenen, forſchenden Blicke, ſondern mehr eilig, vorüberfliegend.

Gleich nach dem Kontretanz war ſie verſchwunden, Alexandre ſuchte ſie umſonſt; er harrte, ſie kam nicht wieder. Er warf ſich in den Wagen, er fuhr durch die Straßen, hinter jedem erleuchteten Fenſter vermuthete er ſie, und ſchwelgte mit ihrem Bilde.

Es verging eine Woche; er fand sie in keiner Gesellschaft. Eines Abends glaubte er sie in einer Loge des Theaters zu sehen, und es schien ihm, sie zöge sich zurück, als sie ihn erblickte. Aber warum das? Er warf den Gedanken fort. Othello wurde gegeben. —

— Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch. Darin fragte man ihn, ob er des Mohren Eifersucht übertrieben fände. Den Kopf voll England schrieb er drunter: „yes", und versiegelte den Brief wieder, wie es verlangt worden war, und gab ihn seinem Bedienten, bei dem er abgeholt werden sollte. Er hatte für nichts Sinn; heut war er bei Hofe zur Tafel, und wußte, sie werde auch da sein.

Sie war nicht da. Erst acht Tage darauf begegnete er ihr zu Pferde. Sie war keck genug, ohne einen Geleitsherrn auszureiten, und hatte nur einen Jokey hinter sich; er war dreist genug, sich auf der Landstraße selbst vorzustellen, und zu ihrem Beschützer anzubieten. Die Dame war wirklich ein Wenig verlegen, aber Alexandre war ein gewandter Mann. — Sie ritten auf Nebenwegen nach der Seite des Harzes zu. Er erzählte ihr von Frankreich und von Paris.

Paris, sagte sie, gefiele ihr, und sie werde hinreisen.

„Wann, Milady?“

„Bald — morgen“.

Und ſie beſtellte beim Jokey die Reiſeangelegenheiten, und jagte ihn im Karriere nach der Stadt. Alexandre war in der peinlichſten Unruhe; die Lady ſtumm, aber ſchön, überaus ſchön. Die Sonne flog mit einem leichten Winde über ihr Antlitz, und die fliegenden hellbraunen Locken. Der aufgeſtülpte ſchwarze Sammthut mit der wogenden Feder, das weite Reitkleid gaben ihr etwas Fabelhaftes, das Antlitz war nämlich übergoſſen mit jenem engliſchen Nebelreiz, der gleich dem roſigen Reif eines Pfirſich wie Himmelsſammt auf den ſchneeweißen Wangen liegt.

Alexandre bat ſie dringend, den Vorſatz ihrer ſchnellen Abreiſe aufzugeben. Umſonſt. Er ſchüttete ihr ſein ganzes Herz aus, geſtand ihr ſeine glühende Liebe. Sie hielt ihr Pferd, ſah ihm lange, durchdringend, voll Innigkeit, voll Staunen, voll Freude, voll Zweifel in die Augen. Der Blick war eine ganze Novelle.

Dann wandte ſie plötzlich ihr Pferd und ſagte: „du biſt galant“, und jagte pfeilſchnell nach der Stadt. Alexandre holte ihren engliſchen Renner nicht ein.

In ihrer Wohnung ward er nicht vorgelaſſen — Alles packte an den Reiſewagen.

Am andern Morgen fand er wieder ein Billet auf ſeinem Tiſch, darin ſtand: „Als ich dich zum erſten Male auf dem Balle in der Fenſtertiefung ſtehen ſah,

liebte ich dich. Du haſt jenes Antlitz, was meine Seele ſucht, deine Augen hab' ich von Jugend auf in meinem Herzen geſehn; mit ihnen hab' ich Shakeſpeares Liebesſcenen geleſen. Aber ich liebe wie der Tod bis zur Vernichtung; ich wich dir aus, weil ich dich ausſchließender Liebe nicht fähig hielt, ich vermied dich, als du mir ſchriebſt, Othello's Liebe ſei übertrieben, ich fliehe dich, da ich deine ſüßen Worte gehört. Du biſt zu ſchwach, meine Liebe würde dich unglücklich machen." Jenny.

Alexandre war außer ſich, er flog zu ihrer Wohnung — vor Sonnenaufgang waren die Wagen davon gefahren. Nachreiſen durfte er nicht, es feſſelten ihn Dienſtgeſchäfte. Nach zweien Tagen unterlag er der Laſt der Sehnſucht, eilte zum Herzoge, erzählte ihm ſein unglückliches Glück, bat um einen Brief nach Paris, daß man einen Andern an ſeine Stelle ſchiebe.

Der Herzog lachte und gewährte. Nach endloſen vierzehn Tagen waren die Angelegenheiten in Ordnung, und Alexandre reiſ'te nach Paris.

Er wußte nicht, wo er Jenny finden ſollte, und ließ gleich am Tage ſeiner Ankunft Aufforderungen für ſie, ihm ihre Adreſſe mitzutheilen, in alle Journale rücken. Die Journale brachten keine Antwort. Alexandre flog drei Tage durch alle Salons, durch alle Theater, und fand ſie nicht. Am vierten Tage

wurde in der großen Oper Rossini's Othello gegeben. Da jauchzte er auf, dort mußte er sie finden. Sie saß mit einem schönen jungen Manne allein in einer Loge. Sie war ganz weiß gekleidet, und sah wie der Frühling aus. Ihr Begleiter hing mit den Augen an ihrem Antlitze, und sprach viel und eifrig mit ihr. Neben sich hörte er: „Voyez la belle Anglaise et le duc“ — —

Die Eifersucht Othello's schien ihm heut natürlich, und er eilte voll Glück und Zweifel in ihre Loge. Sie empfing ihn wie einen alten Bekannten, aber kühl und gewöhnlich, und ließ sich in ihrer Theilnahme an der Oper nicht stören. Erst am Schluß derselben brach sie auf, sagte ihm: „bon soir“, und ließ sich vom Herzoge an den Wagen geleiten. Alexandre war bestürzt bis zum Verstummen. Kaum ermannte er sich noch zu rechter Zeit, um den Bedienten nach der Adresse zu fragen. Er fuhr nach ihrer Wohnung, fest entschlossen, sie zu erwarten, und wenn sie erst gegen Morgen aus der Gesellschaft zurückkehre.

Sie war zu Hause, und allein. Unangemeldet drang er in ihr Zimmer. Auf einem kleinen Tabouret saß sie im Winkel eines matt erleuchteten Zimmers, und bemerkte sein Eintreten nicht. Den weißen Hut hatte sie abgelegt, und den Shawl, der ihr

die Schultern bedeckt hatte, die Hände ruhten ihr im Schooße.

Nach einer kleinen Weile trunkenen Anschauens sagte Alexandre mit leiser Stimme: Desdemona, Othello hat Recht!

Ach, rief sie eben so leise, und fragte mit weicher Stimme: „Yes?“

„Yes“, sprach Alexandre, fiel vor ihr nieder, und drängte sein Haupt in ihre warmen Hände, in ihren Schooß.

Darauf hob sie ihm den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voll Thränen, und sie fragte ihn noch einmal ernsthaft, ob er einer solchen nichts duldenden, grenzenlosen Liebe sich hingeben könne. Ob er nichts, aber auch nichts, nichts außer ihr lieben wolle. Und als er bejahte, da stieg ein unendlicher Jubel auf, und ein Küssen und Kosen begann, daß ihr seidnes Atlaskleid völlig zerknittert, und das goldne Kettchen im Haar zerrissen wurde.

Am andern Morgen verband sie der Priester, und sie lebten wie die Engel im Himmel.

Einige Tage darauf reis'ten sie in dem großen, bequemen Reisewagen der Lady nach Italien, zwischen Verona und Vicenza kauften sie eine Villa, die in

der Nähe des Schlachtfeldes von Montebello liegt, und sie waren sehr glücklich.

Eines Tags hatten sie eben gefrühstückt, und sich geküßt, als der Kammerdiener eintrat, um den Service abzuräumen. Er benahm sich ein wenig ungeschickt dabei, und Alexandre schärfte ihm ein, die große goldne Tasse, aus welcher er täglich trinke, ja in Acht zu nehmen, denn er habe sie außerordentlich lieb. Jenny trat zu dem Kammerdiener, um noch etwas auf den Teller zu stellen, der Teller geräth in's Schwanken, die Mundtasse Alexandres fällt an die Erde, und ist zerbrochen.

Er ist verdrießlich, und will ausreiten, um es zu vergessen, was ihn ärgert. Sein Kanarienvogel schmettert ihm ein lustig Abschiedslied, und er bittet Jenny, den Vogel ja in Acht nehmen zu lassen, er habe ihn so gern. Jenny war hoch schwanger, und die kurze Trennung auf einige Stunden war immer sehr zärtlich. Als Alexandre zurückkam, begrüßte ihn sein Vogel nicht mehr, er eilt zum Bauer: man hat ihm die Füße abgeschnitten. Außer sich eilt er nach den Zimmern Jennys, und erzählte ihr die boshafte That, sie ordnen sogleich eine große Untersuchung an, aber es ergiebt sich nichts, Niemand will im Zimmer gewesen sein.

Unmuthig ruft Alexandre bei Tische aus: Es fehlt nur noch, daß man den Hektor, meinen ge-

treuen Jagdhund, und die Zulma, meine schöne Stute, die Du mir aus England kommen ließest, Jenny, daß man diese beiden Thiere noch verstümmelte, dann wär ich doch all' meiner Lieblinge baar. —

Wenige Tage drauf war der Hektor verreckt und die Zulma lahm. Aber Jenny lag in Kindeswehen, Alexandre hatte keine Zeit für seinen Grimm. Sie gebar ein reizendes Mädchen, und Alexandre war unaussprechlich glücklich; er herzte und küßte das Kind ohne Ende —

„Du hast wohl die Kleine sehr lieb, Alexandre," fragte Jenny.

„„Außerordentlich""

„Wohl lieber, als mich, Alexandre?"

„„Wie kannst du so thöricht fragen!""

Alexandre geht auf sein Zimmer. Bald darauf hört er ein kreischendes Geschrei. Es ist die Amme, welche ihm die schreckliche Kunde bringt, die gnädige Frau habe eben das kleine Kind ersticken wollen. Sie habe es mit Mühe gerettet; die gnädige Frau müsse schwer krank sein.

Entsetzt eilt er zu ihr, sie liegt bleich auf dem Bett, und erklärt ihm mit matter Stimme, er möge sie verlassen, wenigstens auf einige Zeit verlassen, sie liebe ihn so grenzenlos, daß sie darüber zu Grunde ginge. Aus Eifersucht habe sie die Tasse zerschlagen, den Vogel verstümmelt, den Hund vergiftet, seinem

Pferde eine Flechse zerschnitten, aus Eifersucht habe sie eben ihr Kind tödten wollen. Sie könne nichts um ihn dulden was er liebe.

Und er reis'te ab von der schönen Villa, ging über die Alpen nach Teutschland, er reis'te ohne Zweck und Plan, es war ihm wüst und traurig zu Muthe, vor seiner schönen Jenny empfand er einen unheimlichen Schauder. Zufällig kam er wieder nach Braunschweig.

Jenny ging von Montebello nach Paris. Sie schrieben einander kurze Briefe, und so verging ein Jahr. Ihr Kind war an der Bräune gestorben. Alexandre konnte sich nicht mehr denken, daß er an Jennys Seite ruhn, daß er ihren Mund küssen könne!

Ein weiches, teutsches Mädchen kam ihm in Braunschweig mit vieler Liebe entgegen, und er entschloß sich, Jenny die Scheidung vorzuschlagen, da ihnen zusammen doch kein Glück blühen könne. Er erzählte ihr, daß er ein Mädchen gefunden, die ihn mit ihrer sanften Liebe beglücken werde. Jenny antwortete ruhig und ganz zufrieden damit. Auch sie habe eine weniger heftige Neigung gefunden, sie sei vollkommen einverstanden mit seinen Gründen. Eins nur erbäte sie sich: Er möge sie Tag und Stunde seiner neuen Hochzeit wissen lassen, damit sie zu gleicher Zeit ihre Vermählung feiern könne.

Das geſchah, und einige Wochen darauf ward Alexandre in der Kirche zu Braunſchweig getraut. Seine neue Frau war nicht aus Braunſchweig, und ſie hatten beſchloſſen, ſogleich am andern Tage zu ihren Eltern zu reiſen.

Es war noch ſehr früh am Tage, man öffnete erſt hie und da die Hausthüren, als Alexandre die Treppe herabſtieg nach dem Flur, um etwas in den Reiſewagen zu legen, der ſchon bereit ſtand.

Da ſieht er mit Staunen Jennys Jockey eintreten, denſelben, der damals ihre Abreiſe nach Paris beſtellt, der ihm in der Oper die Adreſſe geſagt hatte, der mit ihnen bei Montebello geweſen war. Er berichtet dem ahnenden Alexandre, daß ſeine Herrin geſtern Morgen in Braunſchweig angekommen ſei. Geſtern Abend habe ſie ihm den Brief gegeben, und ihm aufgetragen, mit dem Früheſten ihn abzuliefern. Voll trüber Beſorgniß erbrach ihn Alexandre haſtig. Er lautete folgendermaaßen:

„Ich mußte deine neue Frau ſehn, ich war in der Kirche. Meine Heirath war nur ein Vorwand, dich nicht zu ſtören. Die Liebe zu Dir, mein Alexandre, iſt noch ſo unſäglich wie ſonſt. Die heutige Nacht kann ich nicht überleben. Wenn du dieſen Brief erhältſt, iſt dein Liebesgeſpenſt todt. Sieh', das wußte ich Alles damals, als ich dich zum erſten

Male in Braunschweig sah — Gott wollte es aber, daß der Othello noch einmal erfüllt würde.

„Questa è 'la campagna de Montebello“ sprach der Postillon, und hielt die Pferde an.

Der Wagen stand am Ufer eines ausgetrockneten Flusses, in welchem lauter trockne Steine lagen, der Mond sah bleich darauf herunter.

Schweigsam stieg mein Begleiter mit mir aus, er stützte sich auf meine Schulter, und wir gingen in das Flußbett hinab. Ein lauer Wind strich darin entlang. Der Bediente kam, um uns Kissen zum Sitzen unterzulegen. Wir setzten uns aber auf die Steine, und mein Begleiter sagte: das ist der unglückliche Jockey, das Einzige, was mir geblieben.

„Sie haben mich still angehört,“ mein Herr, fuhr er fort, „und am Schluß nichts Unnützes gesprochen. Halten Sie mich nicht für wahnsinnig, wie Manche thun, ich bin's leider nicht, und ich kann mich auch nicht erschießen — nicht wahr, mein Herr, das ist ein Unglück. Wahnsinn ist ein Irrthum, und das Unglück ist ein Kind des Irrthums, und böse Kinder werden immer schlimmer als ihre Eltern; denn sie werden immer größer. — Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“

„Ja.“

Er führte mich eine Strecke in dem Flußbette hinauf, bis an eine dunkle Stelle, wo sich die Bäume neugierig über das Ufer legten. Dort trat er mit mir in's Düstre, zog einen Dolch aus der Tasche, und bat mich, ihn zu erstechen. „Ich schäme mich vor Jenny;" sagte er, „machen Sie meiner Schaam ein Ende."

Der Jockey war uns nachgeschlichen und stand hinter ihm.

Ich sagte ihm aber, das Leben sei die Hauptsache, den Tod könnten wir nicht verantworten, aus Gefälligkeit und hergebrachter Konvention mitsterben, sei nur in veralteten Trauerspielen Mode. Er solle eine Fußreise nach Spanien machen, da würden ihm die Grillen vergehn, er solle die Geschichte alle Tage Jemand erzählen, da würde sie ihm bald gleichgültig vorkommen. Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit hoffte ich ihn am südlichen Thore von Sevilla wiederzufinden.

„Topp!" sagte er —

Topp, sagte ich — trinken Sie viel frisches Brunnenwasser und gehen Sie viel zu Fuß; dabei vergißt sich Alles.

Und er ging. Bald hörte ich den Wagen rollen, immer weiter, weiter auf der harten Heerstraße. Mein schön gestickter Tabacksbeutel steckte in der

Wagentasche, ich hätte ihn gern wieder gehabt, denn ein französisches Mädchen hatte mir ihn gestickt in stillen nächtlichen Stunden. Der arme Alexandre! Er braucht viel Klugheit, um seinen Jammer zu betäuben, und erschießen kann er sich nicht, und ich fürchte, der Jammer wird alle Tage wachsen. Am südlichen Thore von Sevilla werd' ich ihn schwerlich finden, und nach meinem Tabacksbeutel fragen können.

Es war ein schlimmes Omen, daß er sich auf der Campagna von Montebello eine Villa kaufte. Ja, hier schlug er zwar seine schönste Schlacht, der schöne, stattliche Lannes, hier ward er durch sein Schwert ein Herzog von Montebello. Aber jener stattliche Lannes, jener Duc de Montebello war just so unglücklich wie Alexandre. Und auf diesem Boden müssen lauter solche Geschichten spielen. Er liebte die Freiheit wie Brutus, aber er konnte dem göttlichen Auge Napoleons, des fränkischen Jupiter, nicht widerstehen. Er sah die Tyrannei, und den Jammer, und die mörderischen Kugeln, er sah Alles das voraus, aber er stürzte sich ihm in die Arme wie Jenny dem schönen Alexandre mit dem süßen, melancholischen Gesichte.

Napoleon war ein kluger Mann, und er wußte wohl, wie viel der ritterliche Lannes ihm opferte, wie jene Siege, welche er so wild mit erfechten half,

ſein Herz immer mehr zerriſſen. Napoleon wußte es wohl, daß der Duc de Montebello mehr war als ein ritterlicher Soldat, und als bei Eßlingen die Kanonenkugel ſeinen Leib zerſchlug, da beugte ſich jener unbeugſame Kaiſer in bitterm Schmerze über den blutenden Lannes und rief: Es iſt nicht möglich Lannes, daß Du ſtirbſt — denn der ergebne Freund, der unſre Schwächen kennt, iſt mehr werth, als der thöricht ergebne. .

„Il est impossible, Lannes, que tu meurs.“ — —

Lannes aber ſtarb, und ſeinen letzten, brechenden Blick wollte der Kaiſer nicht verſtehen — er ging bloß hinein in ſein Zelt und weinte bitterlich, und ſchrieb an des Lannes Frau, und bat ihr das Unglück ab.

Wenn wir's ſonſt nicht wüßten, daß Napoleon ein großer Mann geweſen ſei, die Männer, jene ehernen Freunde, die rings um ihn fielen, weil ſie ihn anbeteten, würden's uns ſagen. An Rolands Liebe habe ich Karl den Großen erkannt.

Es war ſo mondeinſam auf dem Schlachtfelde, ich ſaß im Flußbett unter einer langhaarigen Weide und dachte an die nächtliche Heerſchau vom Freiherrn von Zedlitz, und an „die blutigen alten Schwadronen,“ die „trapp — trapp — trapp vorüberritten, und an die marmornen bärtigen Garden, welche vor-

übermarschirten, „eins — zwei — eins zwei.“ Regungslos sahen alle Augen links her, da stand Er, und wo eine Bärmütze stürzte, da trat eine andre ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er sie auch sähe. So tanzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite steht, und dem Tanze zusieht, sie sehen nur nach ihm. So tanzten die alten Garden im Paradeschritt zum Tode durch den Kugelregen, und erst dicht vor dem Feinde fällten sie das Bajonett und ohne einen Laut drangen sie tödtlich ein, vor diesem gespenstischen, marmornen Stillschweigen aber liefen die Feinde heulend davon. Denn der schweigsame Muth ist der Heldenmuth. —

— Und all' das hat dir nichts geholfen, unkeusche Italia. —

Mit diesen Worten wachte ich auf unter der Weide am Schlachtfelde von Montebello. Die Sonne schien mir in's Gesicht, der ganze Leib schmerzte mich, ich hatte auf Steinen geschlafen. Ja, man bettet uns hart.

— Ich hinkte nach der Brücke, über welche die Straße führt — da kam ein Einspänner hergetrabt, drin saß mit seinem Tubus der Archivarius, und als ich unter seinem Glase erschien, schlug er die Hände zusammen und rief: Sie werden sich noch einmal schön erkälten.

Ja wohl, sagte ich, und stieg zu ihm in den Wagen.

„Wo sind wir denn jetzt?"

Wir fahren über das Schlachtfeld von Montebello.

„So?"

57.

Vicenza.

Außer in Belgien und in Klein-Asien sitzen sich nirgends die großen Städte so auf der Schulter als in Ober-Italien. Man schläft nicht aus von einer zur andern. Nach Malta und Belgien wohnen auch die meisten Menschen hier zusammengedrängt.

Die Straße nach Vicenza ist noch heut so breit, daß die große Armee 25 Mann hoch marschiren kann; und weiß wie Kreide. Weithin nach Norden und Süden ziehen sich dunkle ausdruckslose Felder von Rankengewächsen, die Morgensonne lag glühend auf der Gegend, als wir uns Vicenza näherten. Es schweigt Alles in ihren Strahlen, das ganze Land hat ein katholisch stilles Kolorit; ich könnte mir keine schwatzhaften, predigenden Protestanten in Italien denken. Schon wegen der Sonne können Luther und Calvin kein Glück hier machen.

Vicenza ist eine Sommerresidenz der Lombardei, ein Mittelpunkt des Lombardischen Adels. Die weite dunkelgrüne Fläche ist erfüllt von Villen und adeligen Häusern, und in der Stadt ist die einzige große Oper, welche im Sommer thätig bleibt. Ich glaube, nur in der Messe wird auch in Bergamo gesungen, in Bergamo, wo Tasso geboren ward. Sonst sind alle die riesengroßen Opernhäuser geschlossen und beschattet von geheimnißvollem Bretterdunkel. Man glaubt es aber kaum, wie wichtig Oper und Theater für den Italiener ist. Puppenspiel und Komödie ist sein Element, die Franzosen sind die Schauspieler der Weltgeschichte, die Italiener die Komödianten der Liebhabertheater. Wie die alten Römer rasen sie noch heut für die vicensischen Spiele. Sie reisen von Venezia nach Milano, von Milano nach Fiorenza, von Fiorenza nach Roma, um eine neue Oper zu hören. Die Opern sind ihre Staatsactionen; eine neue Oper ist der Mittelpunkt einer ganzen Jahreszeit. Daneben fehlt ihnen, wunderlich genug, der Tanz. Dieser ist völlige Nebensache in Italien. Klima, körperliche Faulheit, tiefere Volksgebräuche mögen die Ursache davon sein. Ein unverheurathet Mädchen darf nie tanzen, und diese Sitte ist nicht eben ohne Grund, wie das mancher eifersüchtige Liebhaber zugestehen wird. Wer giebt gern allen frivolen Händen den heißen unerfahrnen

Leib seines Mädchens preis. Ich war einst sehr entzückt, als mich ein teutsches Mädchen nach dem ersten Kusse versicherte, jetzt tanze sie nimmer wieder, Sie kam mir wie eine freiwillige Heilige vor. Solche heilige Feminina giebt's zur Genüge in Italien. Auch die niedrige Klasse tanzt nicht wie bei uns in den Schenken um die Säule herum, sie amüsirt sich stiller.

Die Liebesintriguen sind bekanntlich in Italien an der nächtlichen Ordnung, aber man darf nie vergessen, daß sieben Achtel davon mit Frauen spielen, auf die Mädchen kommt sehr wenig.

Das sind statistische Notizen für Reisende.

Darum heurathen auch die Mädchen blitzgeschwind, sobald ihnen ein Mann nur den kleinen Finger beut. Sie werden erst durch den Ehemann, das heißt durch seinen Namen, Mitglieder der Gesellschaft. Die armen Mädchen, besonders wenn sie nicht aus vornehmen und reichen Betten stammen, sind sehr übel dran. Ein Mädchen kann sich bei der Opera nur in der Loge sehen lassen, in's Parterre gehen nur die, welche keine Mädchen sein oder bleiben wollen. Die Logen sind aber theuer.

Das Land gehört den patricischen Familien; das arme Volk ist nicht so vortrefflich dran, als wir glauben, wenn es auch nicht so leicht hungern muß, wie bei uns; denn der Italiener hat wenig Hunger

und ſtillt ihn ſehr wohlfeil mit einem Stück Polenta und Waſſermelone. Die bekannten Pinienzapfen oder pignoli ſind ſchon eine Delikateſſe. Napoleons Franzoſen ſollen Monate lang davon in Spanien gelebt haben. Man röſtet ſie, und der Kern ſchmeckt wie Mandeln. Was das Vergnügen anbetrifft, ſo entſchädigen ſich die niedrigen Klaſſen in den Kirchen und des Sonntags im Tagstheater und auf dem Korſo, wo ſie ſpazieren gehn.

Jede italieniſche Stadt hat ihren Korſo, da fährt Abends um die ſiebente Stunde die beau monde ſich und die ſchönen Kleider ſpaziren. Das iſt der Eitelkeitsweg der Stadt, wo man mit ſchönen Equipagen, Geſichtern und Toiletten wetteifert. Das ſind die italieniſchen Bälle. Die Patrizier fahren und produciren Pariſer Moden, die Plebejer kommen aus dem Theatro diurno und produciren italieniſche Augen und legère, ungeſchnürte Taillen.

Die alte italieniſche Komödie mit den ſtehenden Figuren iſt übrigens in jenen Theatern längſt verſtorben, die alten Späße, über welche der Großvater ſchon gelacht hat, verfangen nicht mehr, Pantalone mit dem Bocksbart iſt ſchläfrig, Arlechino iſt lahm. Scribe und Kotzebue ſind an der Tagesordnung. Auch das italieniſche Volkselement iſt verwirrt worden, ausländiſche Melodramata werden mit hungrigem Intereſſe angeſehn.

Der Korso von Vicenza zieht sich bis hinaus in's Freie nach dem Campo Marzo, und soll einer der schönsten in Italien sein.

Was die Vicentiner selbst anbetrifft, so kann ich nicht darüber urtheilen, ich habe nichts als Sonnenschein und steinerne Gebäude gesehn. Die Sonne war dreist italienisch an jenem Tage, und nur Geschäftsleute und Gesindel ließen sich in Vicenza sehen. Geschäftsleute sind aber in Leipzig und in Vicenza gleich uninteressant, und das Gesindel gleicht sich überall in Italien: es hat braune, schmutzige, adlige Gesichter und bettelt bis auf's Blut.

Wenn ich Napoleon gewesen wäre, ich hätte mit dem italienischen Gesindel einen großen Prozeß vorgenommen. Ein stumpfes, nordisches, slavisches Element reißt immer mehr ein in die Gesichter der Teutschen. Es werden immer mehr verwischte Novellengesichter producirt, die scharfen, schönen Umrisse hören am Ende einmal ganz auf, es droht uns eine trostlose Flachheit der Gesichter. Ich hätte als Napoleon einige hundert dieser italienischen Bettler in warmen Bädern rein waschen, sie in goldne Kleider nähen lassen und sie als Ducas und Marcheses nach Teutschland geschickt. Sie hätten alle vortreffliche Partieen gemacht, den alten Adel wieder aufgefrischt, und lebten jetzt als sekularisirte und mediatisirte Herrlichkeiten. —

— Ich trat mit dem Archivarius aus dem Wirthshause. Wir hatten zu Mittag gegessen und waren sehr mißvergnügt. Das römische Essen disharmonirte entschieden mit unserm germanischen Magen. Wir zogen so lange grämliche Gesichter, bis wir einander ansahen und lachen mußten. Auch der Speisezettel ist so renommistisch wie Alles in Italien, er ist endlos lang wie Leporellos Register „all' der Damen, die sein Herr geliebt und liebet." Unkundig jener stockitalienischen Namen der Gerichte verlangte ich schulmäßig und einem soliden Studium angemessen von oben herunter eins nach dem andern. Aber ich war bis auf die Hälfte des Zettels gekommen, und noch war nichts erschienen, was nur von Weitem an etwas reell Teutsches, noch weniger Englisches erinnert hätte. Jedes kleine, unbedeutende Beiessen, was man bei uns gar nicht nennt, was sich von selbst versteht, spielte hier eine selbstständige Charakterrolle. Und Alles triefte von Oel — die Olivenwälder sind ganz scharmant, aber die Olivensaucen sind übel. Man verjagt den Hunger an einer italienischen Tafel, aber nur durch Ekel. Schon in Vicenza seufzte ich nach vaterländischem Brote, nach schwarzem, hausbacknem, barbarischem Brote; ich habe mein Vaterland lange nicht so geliebt, als da mir übel war vom Vicentinischen Mittagsessen. Die wackre Gesinnung jener Landsleute, welche den

Börne ſchmähen, den Vaterlandsſchmäher, fiel mir ſchwer auf's Herz. Ich hatte ſie nie genug gewürdigt, und ich glaube, Börne verſchont auch nicht einmal das Sauerkraut, nicht einmal das gemüthliche, teutſche Sauerkraut. Nichts iſt dem Manne heilig, er frevelt an den ſchönſten Gefühlen. —

Dieſe italieniſche Polenta, eine weiße porenloſe Mauer aus Mais zuſammengeknetet, kann einen verſtockten Sünder zum Geſtändniß bringen. Ich habe nie Weinlieder geſchrieben, da mir Eſſen und Trinken niemals poetiſch genug geweſen iſt, aber wenn man mir in Italien bei jedem Mahle jenen verwahrloſ'ten rothen Wein vino nero — vino santo etc. vorſetzte, da hab' ich mit inniger Sehnſucht, mit heißem, poetiſchem Verlangen an unſre ſchlanken, blanken Rheinweinflaſchen gedacht, ich hätte gern den Anblick einiger Cypreſſen für einen tiefen, recht tiefen, teutſchen Zug gegeben. Ach, ich habe in Italien fortwährend gedurſtet.

— Wir ſchlichen wie ein Paar Schüler, die ſchlechte Cenſuren bekommen haben, trübſelig in dem Schatten der großen Häuſer hin. Um ſolches Vergnügens willen ſo weit zu reiſen!

Aber die Schatten waren breit, die Häuſer waren hoch. Wir ſahen hinauf. Stolze, ſchöne Gebäude, und ohne Aufhören ſtolze, ſchöne Gebäude, und wie oft blieben wir ſtehn vor einem merkwürdig

majestätischen Hause — und die majestätischen Häuser glichen alle einander wie die Söhne einer und derselben Mutter. Auf einem Platze standen wir plötzlich selbst steinern vor einem gewaltigen, steinernen Säulenhause — es war ehrwürdig dunkelgrau, und hatte ein volles diktatorisches Gesicht wie ein römisches Richthaus. In den Säulengängen waren die schönsten Melonen, Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Orangen und Limonen aufgehäuft, ihre blendenden Farben hoben das düstre Haus.

Wir sahen uns kopfschüttelnd an, und fragten einander, ob wir uns irrten, ob nicht Er aus Vicenza sei. Drauf erkundigten wir uns bei einem Weibe, das Limonen verkaufte, von wem das Haus erbaut sei. In Teutschland hätten wir einen Antiquar suchen müssen, hier weiß das jedes Hökerweib. Der alte Städtestolz ist noch nicht erloschen, der eine Zeitlang die Kräfte der Lombardei so auf die Spitze getrieben hat. Sie wissen nichts mehr von Guelfen und Ghibellinen, von Päpstlich und Kaiserlich, aber sie sind noch eifersüchtig, noch neidisch auf einander. In solchen Zeiten der Eifersucht haben die Griechen und Lombarden ihren Sturz vorbereitet; aber auch ihre größten Männer erzeugt. Es geht mit Völkern und Staaten wie mit den Früchten des Feldes und Baumes — wenn sie reif sind, werden sie gemäht oder fallen ab.

Und das ist die Tragödie der Weltgeschichte, über welche man eigentlich als ein gebildeter Mensch nicht mehr weinen sollte.

Die Limonenverkäuferin bestätigte mit Feuer und Hast, daß Er aus Vicenza sei, ganz und gar aus Vicenza, und dort drüben sei das Haus, was er bewohnt, und alle Palazzi Italiens habe Er gebaut — si! — —

58.

Palladio.

Im Jahre 1508 wurde des Morgens einem armen Vicentiner, der in einer schmalen Seitenstraße wohnte, ein Söhnlein geboren. Der Bube ward Andrea getauft, und wuchs auf mehr zu seiner Mutter als seines Vaters Freude. Er hatte ein stilles schweigsames Wesen und beschäftigte sich viel mit Spielereien, malte sich Bildchen, knetete Figuren aus Thon, lag in der Sonne und träumte. Der Vater meinte, er sei zum Handwerker verdorben, und die Mutter entgegnete, das freue sie, denn Andrea solle ein Künstler werden. Auf der Piazza vorn wohne ein sehr geschickter Meister in der Bildhauerei, mit dem habe sie gestern Abend gesprochen, und er werde den Andrea zu sich nehmen. Und so geschah's denn auch: der Bildhauer sagte, Andrea habe ein schönes Auge für den Marmor, ein großes weitläufiges Kunstauge, Andrea würde ein tüchtiger Meister werden.

Um jene Zeit war der Bube groß gewachsen und flügge geworden, er strich des Abends auf dem Korso umher, und die Mädchen schalten ihn heftig, weil sie ihn in dem Verdachte hatten, daß er mehr als eine Geliebte küsse. Andrea sah aber sehr ernsthaft dazu aus, wuchs immer größer, ward immer voller und tüchtiger, und die Figuren, die er mit seinem Meister schuf, wurden ihm täglich kleiner und unbedeutender. Es war viel Unruhe und Drang in seiner Brust.

Am Thore von Vicenza liegt noch heut ein kleiner dunkelgrüner Hügel, der heißt seit vielen Jahrhunderten Monte Berico, und darauf stand damals eine ganz kleine Kapelle. Dorthin pilgerte Andrea gewöhnlich gegen Sonnenuntergang, und sah mit Sehnsucht in die Weite. Denn unter dem Monte Berico breitet sich wie ein dunkelgrüner Mantel die Lombardei aus. Das Herz schwoll ihm auf, Größeres zu schaffen als seine kleinen Statuen, und es quälte ihn, daß er nicht wußte, wie das anzufangen sei.

So saß er auf der Treppe der Kapelle, das Land war vom Abende tief roth und blau, drin am Altare kniete ein Weib, Alles war still, und die sinnliche lombardische Andacht schwebte durch die Luft. Es war dem Andrea selig unglücklich, als müßte er eine Welt gebären.

— Da rauschte ein Kleid hinter ihm, er blickte rückwärts, das Weib vom Altare stand hinter ihm,

die letzten rothen Sonnenstrahlen fielen auf ihre hohe Gestalt und ihr hohes Antlitz. Sie war schön und verführerisch wie eine griechische Heilige. Andrea sprang vor Freude erschrocken auf, und seine ausgebreiteten Arme und seine trunknen Augen sagten ihr, daß er sie liebe.

Die griechische Heilige sah ihn mit einem Blicke an, vor dem sein Herz aufsprang wie eine Knospe von der Morgensonne, und ihr weites, schwarz seidnes Gewand rauschte an ihm vorüber, und Andrea seufzte laut auf, und ward sich seiner erst wieder bewußt, als der fliegende schwarze Schleier unten in der Dämmerung verschwand.

Er war in einem wunderlichen Zustande: die Gesichtszüge des schönen Weibes waren wie Sonnenstrahlen nur hindurch geflogen durch sein Gedächtniß, er hätte sie nimmer malen können. Aber stolze Tempel und Paläste stiegen auf vor seinem Geiste, hoch und üppig wie der Wuchs der schwarzseidnen Dame, mit wollüstigen Säulengängen und breiten berauschenden Lichtern wie die Augen, die großen Augen des Weibes. Ihre Augen erschienen ihm so groß wie der Himmel.

Es weiß Niemand genau, wie jene Nacht und jener Tag vergingen, am andern Abende stand er wieder oben auf dem Monte Berico, und das schöne Weib stand neben ihm, und erklärte ihm die Schön-

heit der Welt. Er ſtand eine Stufe tiefer denn ſie, und ſah mit dem ſeligſten Schmerze hinein in das weite Auge der Göttlichen, es war ihm, als könne er immer nicht tief genug hineinblicken, denn die Gebäude der atheniſchen Akropolis, und dahinter die Paläſte von Babylon meinte er zu ſehen, und hinter dieſen Palläſten waren noch ſchönere, ſein Auge reichte nur nicht weiter. So drängte er im Glück des Schauens ſein Haupt nahe an ihren Leib; ſie trat aber zurück und ſprach: Du darfſt mich nimmer berühren Andrea.

So verging ein Abend nach dem andern; ſie fanden ſich immer wieder bei der kleinen Kapelle, und erzählten einander von den Schönheiten der Welt. An einem warmen Abende, als die ſchwarzſeidne Dame ihren ſchönen, entblößten Arm ausſtreckte, und einen Halbkreis zog an dem Horizonte, um einen phantaſtiſchen Pallaſt darzuſtellen, als Schulter und Buſen dem vorgebeugten Arme ſich nachſenkten, hin zu Andrea, ſo daß der warme Hauch ihres Lebens ihn berauſchte, da vergaß er ihres Wortes, drückte ihren ſchönen Arm um ſeinen Hals, bedeckte Buſen und Schulter und Mund mit Küſſen, ſtürmte mit aller Raſerei der Jugend in die weiche volle Schönheit des Mädchens ein, war unbändig wie ein Halbgott.

Und das ſchöne Mädchen wehrte matt der überwältigenden heißen Liebe, und es ward dunkel im

Thal, es ward dunkel auf dem Monte Berico — das unendliche Küſſen fragte nicht nach Sonne und Mond. —

— Leuchtenden, glücklichen Auges ſtieg am andern Abende Andrea wieder den Hügel hinauf, um ſeine Geliebte zu küſſen. Aber es ward dunkel in der Ebene und auf dem Monte Berico, nicht Mond, noch Sonne, noch irgend ein Stern konnten einen Kuß verrathen, Andrea ſaß einſam an der Kapelle. Und es vergingen ſieben Abende einer langen Woche, ſeine Einſamkeit blieb ungeſtört. Er durchfragte alle Palläſte, alle Hütten Vicenzas, er fragte jeden Wagen, jeden Schleier auf dem Korſo, das Blut ſtürzte ihm in die Augen — nirgends, nirgends war die Dame ſeiner Palläſte zu finden.

Nach vielen Wochen erzählte ihm ſeine Mutter, daß man lange Zeit ſein Leben und ſeinen Verſtand aufgegeben habe, ſo ſei er vom hitzigen Fieber geſchüttelt worden. Als er bleich und matt zum erſten Male wieder vor das Thor kam, und die kleine Kapelle auf dem Monte Berico erblickte, da fuhren ihm dunkle, ferne, ferne Mährchen durch den Sinn von ſchwarzſeidnen Tempeln, fleiſchigen, vollen Palläſten mit großen Himmelsaugen, Fenſtern, auf welchen die ganze Sonne ſchlafen könne. Und auf dem Rückwege trat er in's Haus des berühmten Triſſino, zeichnete ihm wunderliche Gebäude auf den Tiſch, und

fragte ihn, ob er's nicht erlernen könne, ſolche Häuſer wirklich zu bauen, er hätte ihrer gar zu viel in Kopf und Herzen, und müſſe einige los werden, ſein Auge lechze nach ihrem Anblick. Auch fühle er, daß er die Geſtalt ſeiner verlornen Geliebten wieder aufbauen könne in ſchönen Palläſten.

Und Triſſino ſtieg mit ihm zu Roſſe, und ſie ritten nach Rom. Dort erklärte er ihm die Schönheit der Architektur, und Andrea ſagte, das ſtimme Alles vollkommen zu dem, was er früher darüber empfunden, was er ſich über volle architektoniſche Formen gedacht habe.

Als ſie zurückkamen, fing Andrea an zu bauen, lauter Palläſte aus dem Auge ſeiner ſchwarzſeidnen Dame, und auf dem Monte Berico erbaute er eine Kapelle in Form eines Maltheſerkreuzes, welche die frühere kleinere einſchloß, und welche heut noch ſteht.

Man erzählte ſich, jene Lehrmeiſterin Andrea's ſei eine ſehr vornehme Dame aus Venezia geweſen, und es dauerte gar nicht lang, ſo ſchickten die Herren vom Markusplatze in Venedig den Titel eines „Baumeiſters der Republik Venedig," und Niemand baute in Oberitalien einen Pallaſt, der nicht dem Andrea den Bau übertrug.

Andrea Palladio hieß aber jener Jüngling mit ſeinem vollen Namen, welchen jene Limonenverkäuferin ſo eiligſt ausſprach. Palladio heißt der Stolz

Vicenzas, und wo man in Oberitalien einen von den vollen, fleischigen Palläſten ſieht, an welchen ſelbſt die üppigen Säulen, Wolluſt der Schönheit zu empfinden ſcheinen, aus welchen gleichſam große, küßluſtige Himmelsaugen blicken, da kann man immer von vornherein wiſſen, das iſt einer von Palladios vollen Liebesgedanken. Und er hat der Gedanken unglaublich viel gehabt, Vicenza wimmelt von Palläſten des Signore Andrea Palladio, und Padua, Venedig hat Kirchen und Häuſer in Fülle von ihm.

Die Eitelkeit der italieniſchen Städte auf ihre Künſtler hat etwas Rührendes. Verona auf Paul Veroneſe, Padua auf Petrarca, obwohl er bloß da geſtorben iſt, Venedig auf Titian, Vicenza auf Palladio. Und jede Stadt kennt ihren Helden bis auf die Fußſpitzen. Man wieß uns das Haus des Palladio, und wir haben ihm zu Ehren vor ſeiner Thür Kaffee getrunken. Damit ich doch Einen beglücke, welcher die Jahrszahlen liebt, ſetze ich ſein Todesjahr her — Andrea Palladio ſtarb im Jahre 1580. Es iſt nicht zu überſehen, daß er das ſinnlich ſchöne, römiſch-katholiſche Zeitalter des zehnten Leo, des weichen, ſchönheitsſchwärmeriſchen Mediziäers, mit durchlebte. Gerade damals legte ſich der Katholizismus recht an die Brüſte der Schönheit und Kunſt, und während die Frivolität ſeines orthodoxen Aberglaubens auf's Höchſte ſtieg, erſtieg auch ſeine Schönheit

den Gipfel. Er glich einem koquetten Frauenzimmer, die immer übermüthiger wird, je mehr sie ihre Schönheit sich entwickeln sieht. —

Damals warfen die ledernen Hände der nüchternen neuen Pfaffen in Nordteutschland die schönen nackten Bilder aus den Kirchen, strichen das Mysterium mit weißem Kalk an, verwandelten den verborgnen Gesang der Himmel in das trocken, irdische Geschrei einer unmusikalischen Menge. Im Süden ras'te man mit Wahnsinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit eine vernünftige Raserei ist die unheimlichste.

— Man hat dem Palladio den schönen Namen des Raphaels unter den Baumeistern gegeben.

Wir brannten vor Begierde, auf den Monte Berico zu kommen. Er ist das Auge Vicenzas: ja er ist für mich das Auge der Lombardei. Sanft aufsteigend geht man hinauf durch einen langen, langen bedeckten Säulengang, durch die Arkaden. Nach der Stadt zu und nach Osten sind sie offen, und die Lombardei wächst immer länger und breiter vor den Blicken, je höher man steigt. Und wenn man ihr Ende, ihren äußersten Höhepunkt erreicht zu haben glaubt, da haben diese liebenswürdigen Arkaden nur ihr Haupt gewendet und in der nämlichen langen, langen Ausdehnung laufen sie nach Südost sich heb-

rend bis zur Madonna del Monte hinauf, jener Kapelle, wo die schwarzseidne Dame gestanden.

Sie sind ein zauberhafter Guckkasten, diese Arkaden. Hier erfährt man die Bedeutung des Wortes „Lombardei.“ Wie ein dunkelgrünes spiegelglattes Meer läuft die Ebene bis an die Tyroler Berge, und auf der andern Seite, endlos, ohne Begrenzung nach Padua hinüber, dessen Thürme wie ferne Segel schwimmen. Gleich kühnen Versen schießen hier und da die kecken Cypressen, die leuchtenden gerad' in die Höhe gehenden Kirchthürme auf; einmal wie das andre, links wie rechts, und diese liebenswürdige, großartige Einförmigkeit berauscht das Auge mit einer klassischen Poesie. Und ein dunkelfarbiger romantischer Friede liegt wie ein Romanzennebel auf der weiten Ebene, die alten römischen Helme, die gothischen Lanzenspitzen, die mittelalterlichen Barettfedern, die französischen Adler, Alles das sieht man abwechselnd zwischen den fernen Cypressen auftauchen und verschwinden.

Dort oben in den Arkaden muß man römische Geschichte schreiben.

Es hat jeder Mensch einen Lichtpunkt in seinem Leben, von wo aus sich die Strahlen über die früheren und späteren Tage verbreiten, dem Einen ist's das Auge der zuerst Geliebten, dem Andern ein freier, fröhlicher Frühlingsmorgen, dem dritten ein Gedanke,

welcher ihm das Weltgeheimniß aufſchließt. Jene Madonna del Monte war mein Lichtpunkt Italiens — dort empfand ich bis in's innerſte Herze die Schönheit Italiens.

Ich ſtand mit verſchränkten Armen auf der Treppe jener Madonnenkapelle wie Polykrates auf ſeines Daches Zinnen zu Samos, und ſah hinüber das flache dunkle Land entlang bis an die Berge Tyrols. Die Ebene geht hügellos gleich einer glatten Tafel bis an das Fußblatt der Berge, wie ſich dieſe Formation ſchon bei Salzburg ankündigte. Feine, durchſichtige Sonnennebel flogen herab von meiner Heimath wie Geiſtergewänder — Geiſter haſt Du wohl, o Heimath, aber keine Farben.

Die Farben ſind es eben, welche wie dunkle verführeriſche Locken auf dieſem Lande ruhen.

Die Pforten der Kapelle ſtanden offen, durch die verhangnen Fenſter fiel ein kühler, dunkelrother Tag in das marmorne Gotteshaus. Die Madonna ſelbſt iſt ſchamhaft wie eine teutſche Jungfrau, ſtets verhüllt ſie ſich mit einem goldnen Schleier, nur wenn der Prieſter das Allerheiligſte zeigt, enthüllt ſie ihr Antlitz auf Augenblicke. Vor ihr lag, wie damals als Palladio eintrat, ein ſchwarz verſchleiert Frauenbild, ſtill und regungslos, ſchlafend oder ſterbend in Andacht.

Leiſe ſchlüpfte ich auf dem glatten Marmor hin:

der Ort ſchien mir durch den Glauben und die Natur, welche durch ſeine Fenſterſpalten ſah, ſo heilig, daß mir jedes Geräuſch verletzend erſchienen wäre.

Wenn ich zum erſten Male ein überaus ſchönes Mädchen ſehe, ſo kann ich ſie nur mit gedämpfter Stimme anreden. Es giebt eine gewiſſe Schönheit, die Stille und Schweigen erheiſcht.

Im Refektorium hängt ein groß Gemälde von Paul Veroneſe, das ſieht Einen plötzlich mit rührenden Augen an. Es iſt La Cena di San Gregorio. Papſt Gregorius hat immer eine reiche Tafel für die Armen bereit gehalten. Einſt fand ſich ein ſehr ſchöner Pilger dabei ein, und ſetzte ſich neben den mitſpeiſenden Papſt, und als das Mahl zu Ende war, verwandelte ſich ſein Teller in Gold. Da erkannte der Herr Gregorius den Herrn Chriſtus ſelber, wie mich dünkt, nur etwas zu ſpät, aber ſehr bezeichnend für einen Papſt, der erſt Gold ſehen muß, eh' er an die Heiligkeit glaubt. Auf heilige Teller verſteht er ſich, aber nicht auf heilige Augen. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich die Gaſtfreundſchaft ſehe und Armenſpeiſung, ſo denke ich immer an Muhamedaner, höchſtens an die Apoſtel, aber an unſre guten Chriſten nimmer. Es mag daher kommen, daß alle die magern Kaufleute mit dürren, langen Fingern, die ich gierig und einſam ihr Mahl verſchlingen ſah,

chriſtliche Kaufleute waren. Aber trotz des realiſtiſchen Papſtes und dieſer ruchloſen Gedanken fiel das Bild wohlthuend auf mein Auge. Es füllt eine ganze Wand, und hat ein verſchwenderiſch reiches ſüdliches Anſehn. In einem hohen Säulengange ſpeiſen die bärtigen Leute, Treppen führen von beiden Seiten hinauf, die bunten Diener mit den breiten Schüſſeln drängen ſich an einander vorüber, Kinder, Affen, Kardinäle, Hunde, Pagen ſitzen durcheinander, inmitten glänzt das egoiſtiſch-heilige Papſtgeſicht — es iſt ein ſchönes Bild.

Man erzählt, Paul Veroneſe habe das Bild auf der Flucht gemalt. In der Nähe von Vicenza liegt nämlich die Villa des Grafen Caldogno, dort habe Paul von Verona und Faſolo Fresken gemalt, und die des Faſolo ſeien dem Paul ſo ſchön vorgekommen, daß er ihn an einem heitern Morgen aus Eiferſucht niedergeſtochen habe. Darauf ſei er nach der Madonna del Monte geflüchtet, und habe hier zur Beſchwichtigung ſeines Gewiſſens und zur Ausfüllung ſeiner Zeit die berühmte Cena gemalt. Die Gewiſſensbiſſe können nicht ſehr heftig geweſen ſein, denn der Pinſel iſt ſtark und kräftig, die Farben ſind friſch und munter, roth und grün. Das kommt von der italieniſch-katholiſchen Civiliſation. —

Als ich wieder durch die Kapelle ging, ſeufzte das ſchwarze Frauenbild tief und laut. Der Ar-

chivarius ſtand in einer Ecke, beobachtete ſie durch ſein Glas, und machte mich aufmerkſam. Sie ſchlug wirklich den Schleier zurück — es war Hortenſia, das wunderliche Mädchen vom Gardaſee. Aber wie verändert, wie tief und ſchwer verändert! Ein ſtrenges, büßendes Römerinnengeſicht ſchaute aus aſcetiſchen Augen, und um den Mund hatte ſich der bekannte griechiſche Tragödienzug unauslöſchlich eingegraben.

Ich trat an ſie heran, ein todter Blick fiel auf mich, todt, lang, kalt — dann winkte ſie mir abwehrend mit der Hand. Ein kleiner Küſter trat an mich heran, und bat, das Mädchen nicht zu ſtören, ſie wolle eine Tochter Gottes werden.

Alſo auch in dir, du unternehmender Katholizismus irrt man ſich, wenn man dauerndes, kühnes Leben ſucht. In Teutſchland werden die Leute moraliſch und gehen in die Betſtunden, wenn ſie ſich vor dem Vergnügen zu fürchten anfangen, in Italien gehen ſie in's Kloſter. Es iſt doch ſchrecklich, daß der Herrgott ſo viel Vergnügen gedeihen läßt auf der Welt, es iſt nicht nur ſchrecklich, es iſt Unrecht. —

59.

Padua.

Wenn ich ein ächt engliſches Geſicht ſehe, da kommt mir immer eine ganze Schaar von hiſtoriſchen Gedanken. Dies helle, klare Geſicht mit dem Reife eines grünen neblichen Landlebens erinnert mich ſtets an die Völkerwandrung. In ſolchen engliſchen langen Geſtalten, die ſo halbblond, vergeiſtigt geſund ausſehen, erblicke ich das große Geſchlecht der Gothen, welche den größten Theil Europa's damals verjüngten. Es iſt mir immer, als exiſtirten nur drei Menſchengattungen in unſerm Welttheile, nämlich Slaven, welche aus dem tiefen Aſien und aus verborgenen aſiatiſchen Thälern ſich zuſammengefunden haben; ferner Gothen, welche bis nach Spanien und Afrika drangen, und noch heut das Hauptelement von Teutſchland, Skandinavien, England, Holland, Belgien, Nordfrankreich ſind; drittens Ueberreſte der alten klaſſiſchen Völker, der Völker, welche einſt alle lateiniſch verſtanden.

Als wir an einem Landhauſe bei Vicenza ſtill hielten, ſah ich drei Männer auf dem Balkon ſtehen, und ſie ſahen aus wie ganz verſchiedene Geſchichtsepochen. Der mittlere war länger als die beiden andern, ſchlanker, mit unbeſtimmteren, aber intereſſanteren Geſichtsformen, mit einem drängenden, tief poetiſchen dunkelblauen Auge. Das war ein Barbar, der von den Gothen abſtammte — es war nicht ein Lateiniſcher Strich an ihm, und die ſanfte gothiſche Liebe lag auf ſeinen Augenbrauen, er mochte finſter oder fröhlich ausſehn. Die andern beiden waren nicht ſo groß, hatten Adlernaſen und diktatoriſche Augen voll Kraft, aber ohne Phantaſie. Alle Formen an ihnen waren feſt, ſcharf, abgemacht, nichts aber blieb unbeſtimmt, zweifellos in ihrem Aeußeren. Und der Zweifel iſt es, welcher die moderne Zeit beginnt: der Zweifel ſchuf neue Religionen, der Zweifel ſtürzte Rom, der Zweifel macht intereſſant, ein Wort, was die klaſſiſchen Völker gar nicht kennen. Sie waren bloß groß oder klein, ſchön oder häßlich.

Und das ſind ſie zum Theil in Italien noch, ſie ſind wirklich noch die fortgepflanzten Leiber und Augen und Naſen der Lateiner, ſie ſind ganz, ganz andre Menſchen als wir Gothen, wir Barbaren. Die lateiniſchen Völker ſind heut noch ſchöner als wir, aber wir ſind reicher, mannigfaltiger und intereſſanter. Das Wort Langeweile iſt ihnen noch unbekannt, und

das iſt ein Zeichen, daß ſie viel langweiliger ſind, als wir. Sie leben in Stößen, und tragen bewußtlos zwiſchen dieſen tödtlich lange Pauſen; wir leben in fortwährender Bewegung und Thätigkeit, wir ſind viel breiter, umfangsreicher gebildet, die lateiniſchen Völker ſind heut noch ſo einſeitig wie Rom es war. Rom's Einſeitigkeit war aber großartig, die jetzige italieniſche iſt putzig. Sie produciren ſtatt der altrömiſchen Triumphe ſcharmante Opern, und ſind ein Vierteljahr lang von einer Tenorarie entzückt, und warten dann ein Vierteljahr auf eine neue. Statt der altrömiſchen Wundergeſchichten erzählen ſie ſich kleine Geſchichten von ihren Komponiſten, und in Ermangelung größerer Gegenſtände bewundern ſie dieſe. Roſſini iſt einmal in Mailand in einen Muſikladen getreten, und hat eine ſehr ſchöne Dame dort gefunden. Er will ihr eine Liebeserklärung machen, die Dame fordert ſie aber muſikaliſch. Und Roſſini geht in's Nebenzimmer, und ſchreibt eine kleine Arie, wo jede Zeile mit einem geſungenen Seufzer ſchließt, und die Dame und Italien ſind entzückt davon.

Dieſe Geſchichte vom Roſſini im Mailänder Muſikladen hab' ich in jeder Stadt zu wiederholten Malen erzählen hören, und ſie erzählten das, wie die alten Römer von Cato's Tode in Utica geſprochen haben mögen.

Die beiden Italiener auf dem Balkon erzählten

ſie eben wieder dem Engländer, der zwiſchen ihnen ſtand, ich hörte ſie bis unten ſeufzen, und wir machten, daß wir fortkamen.

Der Weg nach Padua wird immer teutſcher, man ſieht ſogar hie und da eine Wieſe; es ſtehen Weiden am Wege, italieniſche Pappeln, Rüſtern mit ihren flüſternden Blättern, Platanen mit ihrem dunkelgrünen Walde, ſogar die ſchönen italieniſchen Ochſen werden ſeltner. Solch' ein Paar Ochſen, die mit altrömiſcher Gemüthsruhe vor einem Wagen liegen und käuen, dürfen auf einem richtigen italieniſchen Bilde nicht fehlen. Sie ſind ſehr groß und ſtark, haben edle, noble Ochſengeſichter mit ernſter, klaſſiſcher Ruhe, und ihre Hörner ſind groß und kühn wie das Papſtthum. Alle Ochſen, die ich dort geſehen habe, waren von weißer Farbe, und dieſe gab ihnen ſolch' ein menſchlich melancholiſches Kolorit, daß ich mir Italien gar nicht mehr denken kann, ohne ſeine ſtillen, wiederkäuenden Ochſen, die in ſchweigſamer Schönheit und lautlos ihre Laſten ziehn. Dieſe Ochſen haben auch die vielen tauſend Verwundeten gezogen, welche für die Freiheit oder ſonſt Etwas in die Kugeln gelaufen ſind. Auch die blutenden Räuber ziehen ſie nach den Städten, und wenn ihnen der Prieſter begegnet, ſo halten ſie ſtill, damit der Sterbende die letzte Oelung bekomme, ja ſie knieen ſelbſt dabei nieder — es ſind liebe hiſtoriſche Thiere,

die sich in Alles zu schicken wissen, und gleich allen Ochsen nicht ahnen, welch' eine furchtbare Kraft in ihrem Zorn und ihren Hörnern ruht.

Auf dem Wege nach Paduá findet man sogar eine Art von Dörfern, die wie in Teutschland hinter Bäumen liegen. Es geht der Meeresküste zu, alle Aussicht ist zu Ende, und dennoch wurden wir lebhaft daran erinnert, daß wir noch in Italien seien. Der Tag neigte sich, der Vetturin fuhr mit seinen kleinen dalmatischen Pferden, die hier sehr gewöhnlich sind, auf der breiten Straße frisch trabend dahin, es lag Alles still und glücklich um uns her. Da wies der Vetturin mit der Peitsche auf eine weiße Wolke hin, welche nach dem adriatischen Meere zu langsam vorüberzog. Sie war klein und unbedeutend, und wir begriffen nicht, was er damit wolle. Da sahen wir plötzlich, daß die Wolke in Feuer aufging; alle teutschen Träume und Allegorieen fielen mir ein. Sie schleuderte Blitze nach allen Seiten, und rückte nicht von der Stelle. So klein, so weiß-blond und so voll Feuer. „Auf dem Meere ist ein Gewitter", sagte der Kutscher, und setzte sich auf seinem Sitze fester, und schüttelte mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Weile kehrte er sich wieder um, und sagte uns leise, an unsrer Straße seien so viel Bäume, und es würden häufig Wagen angefallen von Spitzbuben.

In Teutſchland habe ich immer auf die gute Polizei geſchimpft, hier ſchimpfte ich auf die ſchlechte. Mit welchem Vergnügen hätten wir einige preußiſche Gensdarmes umarmt, wenn ſie uns begegnet wären. Jeder von uns verachtete laut die Furcht vor eingebildeten Gefahren, und Jeder ſenkte ſtill die Hauptbörſe in den Stiefel, und rüſtete ſich eine Theaterbörſe für den Banditen. Damit ſelbiger auch meine Delikateſſe erkenne, ſteckte ich einen Dukaten unter das Silbergeld; wir wurden ſtill, und erwarteten unſer Schickſal. Es ward immer dunkler, und „Padua" — „Padua" ſeufzten unſre Herzen.

Plötzlich hörten wir lärmende Stimmen unweit vor uns — der Vetturin ſeufzte den Namen eines Heiligen, und hieb in die Pferde — es ſchien ein Trupp von Landleuten zu ſein, die aus Padua kamen.

Endlich lag eine ſchwarze Maſſe vor uns, und der Vetturin athmete tief auf. Der öſterreichiſche Korporal mit der weißen Jacke und dem gelben Wüſtengeſichte war uns ein höchſt erfreulicher Anblick, und zum erſten Mal in meinem Leben gab ich meinen Paß mit Vergnügen ab.

Das Gewitter vom Meere hatte einen Schauer ſeines Zorns herübergeworfen bis auf's Land, die Straßen waren feucht, und die Regentropfen glänzten hie und da im Laternenſchein. Es war ein end-

los Fahren durch allerlei Straßen, und ich mußte mich immerfort beſinnen, wo ich ſei. Es giebt Städte, bei denen man nicht einen Augenblick vergeſſen kann, wohin ſie gehören; wer kann durch die vornehmen Berliner, durch die ängſtlich ſtillen Caſſeler, durch die wogenden Wiener Straßen fahren, ohne fortwährend Berlin, Caſſel und Wien vor Augen zu haben, wer verkennt eine teutſche Reichsſtadt, eine polniſche Landſtadt!

Aber in dies Padua konnt' ich mich nicht finden, die Doctoren von Padua rauſchten mir mit ihren langen Roben im Kopfe herum, ich konnte die Vorſtellung nicht los werden, daß wir in eine teutſche Univerſität gerathen ſeien. An den Häuſern liefen die ſteinernen Lauben entlang, wie man ſie in den ſchleſiſchen Gebirgsſtädten ſieht. Dort werden ſie „Löben" genannt, und es ſind Schutzdächer, welche fünf, ſechs Schritte breit herüberreichen in die Straße, und lange Bogengänge bilden, wo man vor Sonne und Regen geſchützt iſt. Unter dieſen „Löben" waren die Boutiquen geöffnet, und die Menſchen liefen hin und her wie bei den teutſchen Jahrmärkten.

Dann rollte der Wagen wieder neben finſtern alten Gebäuden vorüber, und die ganze mittelalterliche Gelehrſamkeit Padua's ſah ſchwarz von ihnen herunter. Das gab der Stadt wieder eine düſtre Würde. Auf einer Piazza hielten wir vor der „Stella d'oro."

Alles in dem Hauſe war dunkler, kalter Marmor, der Fußboden, die Wand, der Tiſch, der Fenſterſims, es ward mir am Ende feierlich gelehrt zu Sinne, und ich ging mit gemeſſenen, ernſthaften Schritten aus, um mir die nächtliche Stadt zu beſehen, unter jedem Quaderſteine dacht' ich, ruht das Buch eines Doktors von Padua.

Ein glänzend erleuchtet Gebäude zog meine Blicke und Schritte an. Es kam mir vor wie ein moderner ſalomoniſcher Tempel, auf den Vorplätzen ſaßen Herren und Damen. Wenige Stufen führten hinauf, und da ſaßen wieder Herren und Damen und eine endloſe Reihe von Zimmern lag vor mir, ich mochte mich rechts wenden oder links, und Alles war glänzend hell, und überall ſaßen Herren und Damen. Ich war wie berauſcht, und griff nach der erſten Säule, ob ich träume oder wache. Die Säule war glatter, kühler Marmor — ich rannte ſchnell durch die Säle, überall ſchöne Welt, glänzendes Licht, überall Marmor, Alles Marmor.

Hat denn Taſſo in Padua gelebt, iſt's ein Palaſt aus Armida's Gärten?! — Nein, ſagte der Archivarius, es iſt ein Kaffeehaus, in Berlin würde man's eine Tabagie nennen. Genießen wir ein Glas Eis.

Wir ſetzten uns, und man brachte uns Eis. Abgerundet, abgezirkelt wie ein ſchlanker roſenrother Thurm ſtand das Glas vor mir, ich ſcheute mich,

das Kunſtwerk anzurühren. Eine volle Paduanerin ſaß nicht weit von mir, und ſah mich forſchend und lächelnd an — der gothiſche Barbar mochte mir aus allen Fingerſpitzen kucken.

Und doch war mir Alles, doch war ich mir ſelbſt niemals ſo klaſſiſch vorgekommen, als hier mitten in dieſem Marmor. Ein anſtändiger Menſch kann hier gar nichts Ordinaires ſprechen. Die alten Griechen hatten auch wirklich viel leichter ſchreiben, wenn ſie unter ihren klaren, ſchönen Hallen ſaßen; die Gedanken ſind wie die Kinder im Mutterleibe von den Umgebungen abhängig: die Mutter verſieht ſich, und das Auge verſieht ſich. Das Verdienſt eines Teutſchen iſt noch einmal ſo groß: er ſieht in ſeinem kleinen Landſtädtchen nichts als Miſthaufen und ſorgenvolle Geſichter mit dem unwandelbaren Motto: „Gieb uns unſer täglich Brot!“ und ſoll ſchöne, fröhliche Dinge ſchreiben.

Wenn man aber ſo unter Marmor und Schönheit ſitzt, dann hält man auch das ganze Schreiben für überflüßig — wenn wir befriedigt ſind, brauchen wir keine Feder. Ohne Hunger giebt's keinen Schriftſteller. Es iſt nur zu bedenken, daß es mancherlei Hunger giebt. —

— Ich weiß es ſelbſt nicht, wie lange ich an jenem Abende im neuen Paduaniſchen Caffeehauſe geſeſſen habe. Meine Reiſegefährten waren fortgegan-

gen, ich wußte nicht mehr, wann und wohin — durch die offnen Fenſter drang die abgekühlte, üppige Gewitterluft, rings um mich her erblickte ich Marmor und klaſſiſche, römiſche Köpfe, und ein ſchönes Weib darunter ſpielte mit ihrem Shawl, mit ihren Augen und kleinen Geſchichten, die ſie erzählte.

Nur eine davon hab' ich behalten. Im Jahre 1812, als Napoleone noch Herr der Welt war, kam ein blutjunger franzöſiſcher Volontair durch die Straßen von Padua geritten. Er hat noch keinen Bart, aber große, verliebte Augen, und als dieſe zwei andern verliebten Augen im erſten Stockwerk begegnen, da ſteigt er vom Pferde, tritt in's Haus, und erſucht die Mutter des ſchönen Mädchens, was er am Fenſter geſehen, ihn in's Quartier zu nehmen. Die Mutter frägt nach ſeinem Billet. Der Franzoſe ſagt, er habe es verloren, aber es laute zu ihr — „Madame heißen doch?" —

— Signora Carmagnola —

„Ganz recht, Signora Carmagnola; ich habe den Namen ſchon in Paris gekannt, der Oberſt meines früheren Regiments hat uns oft erzählt, wie er im Kriege gegen die Auſtriaci Padua zum erſten Mal beſetzt habe, damals haben die ſchönſten Damen Padua's auf den Balkonen geſtanden und die Franzoſen „willkommen" geheißen". „Damals — ſo erzählte, Signora, mein Oberſt mit Feuer — damals habe er

vor dem ſchönſten Mädchen Paduas ſeinen Degen geneigt, vor Mademoiſelle Carmagnola" —

Dabei küßte der junge Franzos der Signora mit vieler Galanterie die Hand, öffnete die Thür des Zimmers, und bat ſie, voranzugehn. In ſelbigem Zimmer befand ſich das ſchöne Mädchen, was er am Fenſter geſehen hatte, und der junge Herr verſicherte der Mutter und der Tochter, daß er nie eine ſo frappante Aehnlichkeit geſehen habe.

Am nächſten Abende, als die Signora Carmagnola nach dem Prato della Valle ſpaziren ging, lag der junge Franzos vor der Mademoiſelle Carmagnola auf den Knieen, und beſchwor ſie, ihn zu lieben. Das Mädchen verwirrte ihm mit der kleinen Hand die ſchwarzen Locken, und ſagte, er ſei noch zu jung. Da ſprang der Franzos auf, holte ein Piſtol, und ſchwor dem Mädchen mit bebender Stimme, daß er ſich auf der Stelle erſchießen werde, wenn ſie ihn nicht liebe. Das Mädchen lachte, und beruhigte ihn, was ihr nicht ſo ſchwer wurde, da der Franzos ſehr hübſch war. Er blieb ein halbes Jahr lang in Padua, und ſprach nicht mehr vom Erſchießen. An einem ſchönen Morgen aber erhielt er draußen an der Brenta auf dem Exercierplatze den Befehl, alſogleich zu marſchiren. Er gewann nicht ſo viel Zeit, um Abſchied zu nehmen, und erſt vor einigen Wochen kam er zum erſten Male wieder nach Padua zurück.

Es waren alſo über zwanzig Jahre vergangen, und in zwanzig Jahren ändert ſich viel. Er forſchte umſonſt an allen Orten nach der Signora Carmagnola. Niemand wußte, was aus ihr geworden ſei; im Jahre 1813 ſei ſie aus ihrem Hauſe verſchwunden, die Stadt habe ſieben italieniſche Miglien im Umfange, es habe ſich Niemand die Mühe gegeben, die Frau mit ihrer blaſſen Tochter aufzuſuchen.

Der Franzos ergiebt ſich in ſein Schickſal, und vergißt die Angelegenheit, er war ſeit dem Jahre 1813 weit in der Welt herumgekommen, und hatte Vielerlei erlebt. Geſchäfte hatten ihn nach Padua geführt, Geſchäfte feſſelten ihn eine Zeitlang daſelbſt. —

Eines Tages ſchlendert er in der Kirche der heiligen Juſtina herum, betrachtet das ſchöne Altarblatt Paul Veroneſes und die geſchnitzten Chöre, an denen Riccardo Taurin zwei und zwanzig Jahre gearbeitet hat, und iſt feſtlich geſtimmt durch das hohe, einfache Gebäude — da erhebt ſich an einem Seitenaltar eine Frauengeſtalt. Nur einen Moment ſieht er die Augen, dann fällt der Schleier darüber. Aber jene Augen wecken alle Geſtalten ſeines Herzens auf. Acht Tage lang geht er umſonſt nach Santa Giuſtina, das Mädchen mit den wunderthätigen Augen iſt nicht mehr zu ſehn. Am neunten Tage, als er eben wieder in aller Frühe nach der Kirche ſteuert,

tritt ſie mit einer älteren Frau eben aus der Thür, ihr Schleier iſt zurückgeſchlagen — das Antlitz fällt ihm wie ein Gedicht ſeiner Jugend in die Seele. Er glüht und bebt, er kann ſich nicht faſſen — das Mädchen umarmt die ältere Frau, die nach der andern Seite von dannen geht. Jene kommt auf ihn zu, unverſchleiert, ſchön wie ein Sonnenſtrahl — berauſcht von ihrem Anblick tritt er ihr entgegen, und bittet ſie, ſeine Begleitung anzunehmen. Er bittet ſo heiß wie ein Wüſtenwandrer, der am Verſchmachten iſt, um einen Trunk bittet. Das Mädchen lächelt — er war ein Mann von etwa fünf und dreißig Jahren in voller Mannesſchönheit. Sie ſagt ihm, ihre Mutter ſei eben nach der Brenta gegangen, um nach Venezia zu fahren, ſie wohne allein, und könne keinen Mann bei ſich ſehen. Wenn er ihr was zu ſagen habe, ſo möge er ein Stück mit ihr gehn, nur nicht bis an ihr Haus wegen der Nachbarsleute.

Und der gewandte Franzos war ſo beſtürzt von der Schönheit und Anmuth des Mädchens, daß er nichts zu ſprechen wußte, und ſie nur dringend bat, des andern Tags wieder zur heiligen Giuſtina zu kommen.

Am andern Tage kniete er neben ihr in einer ſtillen Seitenkapelle, und ſein Mund floß über von dem Geſange ſeines Herzens. Er ſagte ihr, ſie ſei die Heilige ſeiner Seele, das Geheimniß ſeines Lebens

ruhe auf ihrem Munde, der Himmel ſeiner Seligkeit in ihren Augen.

Das Mädchen lächelte, und ging heim. In einiger Entfernung ging er ihr nach, und ſah das Haus, in welches ſie eintrat.

Als es dunkel ward, öffnete er die Thür ihres Zimmers, und warf ſich zu ihren Füßen, und beſchwor ſie um Liebe. Das Mädchen machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er ſie ſo in Verlegenheit bringe, die Hausleute hätten ihn gewiß geſehn, und ihre Mutter könne jeden Augenblick von Venezia zurückkommen, und die habe ſie immer auf das Rührendſte gewarnt vor unvorſichtigen Liebſchaften.

Er blieb aber ungeſtört zu ihren Füßen liegen, und beſchwor ſie immer glühender um Liebe. Endlich ſagte ſie ihm, daß er ein hübſcher, angenehmer Mann ſei, daß er aber mehr das Zutrauen weckende Weſen eines Bruders für ſie habe — jezt aber möchte er nach Hauſe gehn, denn die Mutter könne jeden Augenblick kommen.

In dem Augenblicke ging die Thür auf — es war unterdeß ſehr dunkel geworden — eine Frau, vom Regen triefend, kam bis vorn an's Fenſter, wo der Franzos noch vor dem Mädchen knieete, und ſuchte im Dunkeln die Geſtalten zu erforſchen. Als ſie einen Mann und die Situation zu erkennen ſchien, wendete

sie sich zurück in's Zimmer; ihr großes feuchtes Tuch fiel zur Erde; sie ließ es liegen.

Nur dem nahen Ohr des Franzosen vernehmlich flüsterte das Mädchen die schwankenden Worte: 's ist meine Mutter — —

Die Frau stand im Hintergrunde still — Niemand regte sich im Zimmer. —

Unweit von dem Gemache, was die beiden Frauen bewohnten, lebte in einem kleinen Raume ein bejahrter Studiosus, der ein eingezogenes, fleißiges Leben führte, und des Abends immer zu Hause war. Die Mutter des Mädchens war ihm sehr zugethan, weil er ein sanfter, verlässiger Mensch zu sein schien, und die Tochter machte es ihr oft zum Vorwurf, daß sie dem Studiosus mehr von ihrem Leben erzähle, als ihr, der leiblichen Tochter.

Dieser Studiosus trat jetzt mit einem Licht in das schwüle, schweigsame Zimmer, er habe die Signora Carmagnola nach Haus kommen hören, und wolle sich erkundigen, wie es ihr in Venezia ergangen sei. Die Signora aber nahm ihm hastig das Licht aus der Hand, und schritt zu dem fremden Mann und ihrer Tochter. Der Franzose sprang auf, als er jenen Namen hörte — sie standen einander gegenüber, die Augen wühlten einander krampfhaft in den Zügen, das Entsetzen trat immer klarer auf ihre Gesichter —

Mit tonloſer Stimme fragte er nur hinweiſend: „Und das iſt deine Tochter?"

Die Augen drängten ſich der Frau aus den Höhlen, die Lippen bebten, ſie konnte nur wiederholt mit dem Haupte nicken — ſie hatten ſich vollſtändig erkannt.

In dem Momente dieſer unzweifelhaften Klarheit fiel der armen Carmagnola das Licht aus der Hand und verloſch — der Franzos ſtürzte ſchaudernd nach der Thür, hinter ihm drein der Studioſus. — —

Hier hielt die Dame einen Augenblick inne, und legte ihre Hand auf die Schulter des neben ihr ſitzenden Mannes und ihre Finger ſpielten, als komponirten ſie das Ende der Begebenheit. Der ganze Zuhörerkreis war mäuschenſtill, es war ſchon ziemlich ſpät, wie ich glaube, und die Säle waren leer geworden. Nach einer Pauſe ſprach ſie unaufgefordert weiter:

Der Studioſus ſcheint von allem Früheren durch die Signora völlig unterrichtet geweſen zu ſein — er iſt eilig hinter dem Franzoſen hergelaufen; dieſer aber hat nicht eher geraſtet, bis er erſchöpft vor Santa Giuſtina niedergeſunken iſt. Der Studioſus hat ſich neben ihn geſetzt, und ihn nach Dieſem und Jenem gefragt: automatiſch hat der Unglückliche geantwortet. Endlich hat der Studioſus ihm vorgeſtellt, daß er ſeinen Fehler gut machen und Signora Carmagnola die

Aeltere heurathen solle, er, der Studiosus nämlich, werde in nächster Woche Advokat, habe als solcher sein Auskommen, und ersuche ihn im Voraus um die Hand seiner Tochter, die ihm sehr wohl gefalle. Sie könnten dann eine Familie bilden.

Da ist der Franzose aufgesprungen, hat den Studiosus weithin geschleudert an die Erde, und ist von dannen gestürzt. Dieser aber hat sich aufgerafft, und ist ihm nachgeeilt durch alle Straßen, bis hinaus vor's Thor. Das Regenwetter, was schon Signora Carmagnola überfallen hatte, ist ein starkes, vom Meere herkommendes Gewitter gewesen. Als die Beiden draußen an der Brenta umhergeirrt sind, ist das Unwetter immer ärger geworden — nach einem heftigen Blitz und Donnerschlage hat der Studiosus den Franzosen nicht mehr gesehen.

Die Dame hielt noch einmal ein. Es war wieder Alles still, dann schloß sie plötzlich:

Ich habe vor einer halben Stunde den Studiosus gesprochen; er hatte nicht den Muth, nach Hause zu gehn, und den unglücklichen Frauen zu sagen, daß der Franzose tödtlich getroffen sei vom Himmel für sein Liebesglück und Unglück.

Die Sache ist nämlich heut Abend geschehen, und jener heftige Schlag, der um die neunte Stunde fiel, hat den Mann getroffen. —

— O du ſchlimme weiße Wolke, flüſterte ich vor mich hin, die ſo unbefangen ausſah, und wie zum Spaße blitzte, wie wir nach Padua fuhren.

Die Geſellſchaft brach auf — ich blieb allein in Gedanken ſitzen. Nach einigen Minuten kam die Dame allein, eine Opernarie trällernd, zurück. Sie hatte ihren Handſchuh vergeſſen. Ich hatte ihn in der Hand, und tändelte damit, ohne es zu wiſſen. Sie nahm ihn mir, und ſchnippte mich leis dabei an die Finger, und lächelte. Aus meinen Gedanken heraus, ſah ich ſie ſtaunend an.

„Veramente uno Tedesco!“

Si Signora!

Und ſie lächelte wieder, und ging. Ich bin ſpäter allein nach Haus gegangen.

60.

Fortſetzung.

Als wir am andern Morgen in unſern hohen Betten erwachten, fiel uns ein, daß Titus Livius in Padua geboren ſei. Dieſelbe Sonne, welche durch unſre Jalouſieen kroch, iſt zu ihm gekommen, und hat ihm alle die Mythen vom alten Rom gebracht, an welche wir ſo treuherzig geglaubt haben, bis der grämliche Niebuhr das nüchterne Licht ſeines römiſchen Rationalismus anzündete.

Livius muß ein ſehr ernſthafter Mann geweſen ſein; ich kann mich nicht von der Idee trennen, daß er immer eine dunkelbraune Toga getragen, bei Tiſche Waſſer getrunken und zum Nachtiſch Radieschen gegeſſen hat. Aber ich weiß nicht einmal, ob es zur Römerzeit Radieschen gegeben hat, und ob es jetzt welche in Italien giebt. So würde ich nur ſchmerzlichſt den Glauben aufgeben, daß Cornelius Nepos klein und dick und überaus freundlich und gutmüthig

geweſen, den die römiſchen Adolescentes hie und da dupirten. Er hat es wohl gemerkt, aber immer lächelnd verziehen. Daß er ferner zierlich geſalbte Tituslocken getragen, gern gut gegeſſen, graziös und gemeſſen getanzt und einſchmeichelnd die Flöte geblaſen habe, wegen des Epaminondas. Eben ſo ſchwer würde ich den Gedanken opfern, daß Horaz etwas krumme Beine gehabt, und im Eſſen und Trinken dem Herrn v. Rumohr geglichen habe. Wenn der Tabak ſchon erfunden geweſen wäre, ſo hätte er gewiß auch geſchnupft.

Unter ſolchen profanen Geſprächen frühſtückten wir, und gingen dann den berühmten Salone aufſuchen, den größten Salon der Welt. Er iſt größer als die Weſtmünſterhalle, ja als die Guildhall in London, und die Petersburger gedeckte Reitſchule ſoll ihn nicht erreichen an Umfang. Man ſagte mir, er ſei 300 Fuß lang und 100 Fuß breit; ich verbürge aber niemals Zahlen, weil man die ſchlimmſten Schulden damit machen kann, und ich vergeſſe nicht bloß die Schulden, ſondern ſogar ihre Zahlen. Daß er aber, ſelbiger Salone, gar keine Mittelſtütze hat, daß ſein Dach bloß auf den alten Mauern ruht, das hab' ich ſelbſt geſehn und beſcheinige ich hiermit. Man kann alſo die Solidität jener republikaniſchen Mauern berechnen. Er ward 1172 gebaut von Pietro Cozzo. Ganz, ganz hinten, es iſt eine Reiſe bis dahin, ſteht

die Büſte des Livius, ganz ſo trocken und mürriſch, wie man ihn immer konterfeit ſieht. Er hat mit demſelben ernſthaften Geſichte die republikaniſche Gerichtsbarkeit geſehen, die hier mit unerbittlicher Strenge und Kürze gehandhabt wurde, wie er jetzt die leere Oede, die hölzernen Trümmer der alten Richterſtühle, den ſtaubigen Bauſchutt ſieht, welcher im Saale ſich aufhäuft, und bei einem Luftzuge in der Sonne ſpielt. Durch die eine Thür gingen die Gerichteten in die Freiheit, wohin ſie wollten, durch die andre auf das Schaffot. Die lombardiſche Freiheit des Mittelalters hatte rauhe Hände, und war fanatiſch wie ein eiferſüchtiger Liebhaber. Die republikaniſchen Guelfen waren ſo despotiſch wie die monarchiſchen Ghibellinen. Freiheit und Republik ſind eben auch nur Worte, zu denen man Adjektiva ſetzen kann.

Iſt das nicht gut öſterreichiſch, und hab' ich nicht Talent? —

Der Cicerone ſagte uns, der Salon ſei mit dem Aequator parallel gebaut, und die Sonne beſcheine jeden Monat ein andres Zeichen des darin angebrachten Thierkreiſes. Als Padua 1405 an Venedig gefallen, ſei ſie im Waſſermann geſtanden, als Napoleon einzogen, im Löwen; jetzt ſtehe ſie ſchon lange im Widder, es ſei, als ginge die Sonne nicht mehr von der Stelle.

Ich weiß nicht, ob der behende Franzoſe, welcher unſer Führer war, dergleichen Jedermann ſagt. Unten am Salone kommt man auf den ſogenannten Herrenplatz. Hier ſtand während der Franzoſenzeit die Bildſäule der Freiheit. Jetzt ſteht nichts da, ſogar die Bildſäule iſt verſchwunden.

Jeder, der Goethes Fauſt geleſen hat, weiß, daß Padua eine Univerſität beſitzt, denn ein Bekannter Mephiſto's iſt dort promovirt worden. Taſſo hat hier Collegia gehört und der ſüße Petrarca hat, wenn ich nicht irre, welche geleſen. Ich habe irgendwo erfahren, daß der Hohenſtaufe, Kaiſer Friedrich, ſie um's Jahr 1222 geſtiftet hat; es wurde alſo ghibelliniſche Wiſſenſchaft hier getrieben, und Suetonius ward mehr geleſen denn Tacitus.

Unſer franzöſiſcher Cicerone zuckte die Achſeln, als wir zur Academia geführt ſein wollten. Ich ſchreibe dieſes Achſelzucken als Schilderung der Paduenſiſchen Univerſität her. Als nach der franzöſiſchen Julirevolution, wo ſich ſo viel Leute maſſakriren ließen, damit der König nicht mehr König von Frankreich, ſondern König der Franzoſen, und nicht mehr Karl, ſondern Ludwig Philipp heiße, als nach jener Revolution auch Italien etwas Aehnliches machen wollte, verſchworen ſich auch in Padua die Studenten. Es iſt auffallend, daß in Paris, Teutſchland und Padua

meiſt die Studenten Revolutionen anfangen. Das Uebel muß tief liegen, vielleicht im Studium ſelber. In Paris haben ſie dafür Kreuze bekommen, in Padua hat man ſie relegirt, in Teutſchland, dem Lande der Gründlichkeit, geht man dem ganzen Orden an die Wurzel, wie Philipp der Schöne in Frankreich dem Orden der Tempelherrn. Dieſe wurden angeklagt, einen Götzen Baſomet anzubeten, jenen wird daſſelbe Verbrechen zur Laſt gelegt; der Götze ſoll nur einen andern Namen haben.

Die Geſchichte treibt mitunter blutige Scherze. Aus jenem Hauſe der Templer, deren Großmeiſter und wichtigſten Ritter ein franzöſiſcher König verbrennen ließ, ging Ludwig XVI., ein abgeſetzter franzöſiſcher König zur Guillotine. Das Haus hieß damals und heißt heut noch „le temple.“

Und wie gewöhnlich begannen die Paduaner Studenten jene Revolution höchſt unſchuldig romantiſch und liebevoll: ſtreuten blau roth und weiße Kokarden aus. Wegen dieſes bunten Scherzes wurden 200 fortgejagt.

Es ſah ziemlich leer und wüſt in dem ſchwarzen ſteinernen Gebäude aus, hie und da wuchs Gras zwiſchen den Steinen, die meiſten Studioſen, welche ich vorüberhuſchen ſah, hatten eben ſo verblaßte Freitiſchgeſichter wie im teutſchen Oeſterreich. Sie ein-

nerten mich an die schwarzen Kurrendeschüler, welche, wie die Todtenvögel früher in den teutschen Städten herumzogen, und vor den Thüren betrübliche Gesangbuchlieder sangen. Das war ein Institut zur Beförderung der christlichen Hypochondrie und zu Ehren Luthers. Bekanntlich hatte in Erfurt das bedürftige Geschrei des kleinen Martin eine Witwe dahin erweicht, ihm einen Freitisch zu geben.

Indessen standen doch einige in einem fernen Winkel der Kolonaden, die sich im düstern Hofe herumziehn, denen allenfalls die roth, blau und weißen Kokarden aus den Augen sahn. Die Universität in ihrer jetzigen Gestalt ist von den Venetianern erbaut im Jahre 1493. Sie hat durchaus keinen Eindruck auf mich gemacht, so viel man mir von den schönen Säulen Sansorino's sagte, und daß einst 18,000 Studenten hier studirt hätten. Von gewöhnlichen Menschen hätte kaum die Hälfte Platz gefunden, aber von Studenten gehn bekanntlich immer doppelt so viel in einen Stall als von andern geduldigen Schafen, und das Göttinger Testat „N. N. hat sich Studirens halber hier aufgehalten," stammt vielleicht aus Padua. Es ist auch lächerlich, das Wort „Studiren" auf Professorenweisheit zu beschränken, Universität ist eben ein Platz für allgemeine Kultur. Ich bin überzeugt, daß Tasso während der Kollegien schöne Augen studirt hat, weil darin mehr

Weisheit ſteckt, denn in allen Büchern, und doch hat er das Meiſte gelernt in Padua. — Das Kollegium der Jeſuiten in Breslau, was man Univerſität dort nennt, trat immer wie ein ſtolzer ſteinerner Gedanke zwiſchen meine Blicke und Padua's Akademie. Jene Geſellſchaft Jeſu war viel kühner als die ganze Menſchengeſellſchaft Italiens, denn die Jeſuiten waren ſelbſt kühner und klüger als die katholiſche Kirche, die in Italien geboren und erzogen wurde. Sie waren die ſtärkſten Baſtardſöhne Rom's, die ihre Mutter überliſteten und verhöhnten.

Rechts am Eingange ſteht unter dem Portikus der Paduaniſchen Univerſität eine ſteinerne Statue. Sie ſtellt ein thörichtes Weib dar, was ſo viel Gelehrſamkeit beſeſſen hat, daß man ihr den Doktorhut aufgeſetzt hat. Die Perſon ſieht ſehr geckenartig aus, und heißt Lucretia Cornelia Piſtoja.

Einfältiges Weib, konnteſt Du nichts Beſſeres thun, als gelehrt werden? Iſt es nicht tauſendmal ſchöner, zu lieben und ſich lieben zu laſſen? Dieſe Statue iſt ein ſteinernes Pasquill, und die Weiber ſollten ſie niederreißen. —

— Ich hatte ſchon fortwährend gefragt, ob wir nicht bald zur Santa Giuſtina kämen, und zum

Prato della Valle; ich hoffte im Stillen, der jungen Carmagnola zu begegnen. —

— Ich bin auf dem Prato della Valle gewesen, aber das arme Mädchen habe ich nicht gesehen, die Leute sagten, sie sei nach Venedig in's Kloster gefahren. —

61.

Fortsetzung.

Unſer franzöſiſcher Cicerone ſchwur beim heiligen Antonio von Padua, dieſer Prato della Valle ſei das ſchönſte Marsfeld der Welt. Bekanntlich handeln die Ciceroni mit den Merkwürdigkeiten, welche ſie zeigen, und jeder Krämer lobt ſeine Waare.

Der Platz iſt aber wirklich ſchön; man athmet tief auf, wenn man aus den verengten ſchweren paduaniſchen Gaſſen kommt. Er iſt ſehr groß, und wie überall läuft der Korſo an den Seiten her, denn der Korſo iſt der Buſenſtreif der italiſchen Städte. Es iſt viel Blut darauf gefloſſen, ſo ſtill öſterreichiſch er jetzt auch erſcheint. Gegen den langen bärtigen Alarich iſt hier gefochten worden, gegen den kleinen vergelbten und verſchrobenen Attila, der die garſtige Hunnenfauſt nach einem purpurnen römiſchen Kaiſerweibe ausſtreckte, und in den italieniſchen Bürgerkriegen war dieſer Platz ein gewöhnlicher Fechtboden. Damals hatte man weiter keine Beſchäftigung, als ſich gegen-

seitig bei Gelegenheit todt zu schlagen; man nennt diese Art die poetische Rittersitte, und bei einer solchen Gelegenheit blieben denn auch hier auf dem Prato, della Valle die Venetianer Sieger auf dem Platze und zogen mit rothen Schwertern hinein in die Thore.

Inmitten dieses weiten Platzes ist eine grüne Insel, welche der Brentakanal absondert. Es ist eine kleine, aber erquickende Insel des Ruhms, das Pantheon von Padua, drüben staubt der Korso, das gewöhnliche, beschwerliche Leben, hier diesseits der Brücke grünt ein dunkelgrüner Rasen, über welchen breite Bäume ihren Schatten werfen, und in diesem Schatten stehen achtzig berühmte steinerne Männer, und warten auf Fremde, welche sie anstaunen, und im Staunen die alten Thaten erzählen, weshalb sie versteinert worden sind.

Es ist etwas vornehm Langweiliges, solch' eine Statue zu sein, aus kalter Masse Jahr ein, Jahr aus unbeweglich zu stehn. Ich habe schon als kleiner Bube die Statuen bedauert, weil ihnen die Zeit erschrecklich lang werden müsse. In unserm Garten stand ein verwahrlos'ter kleiner Engel aus vaterländischem Sandstein, zu dem ging ich wenigstens immer an langen Sonntag-Nachmittagen, und erzählte ihm Geschichten, und tröstete ihn wegen des Verlustes seiner Finger. Die einsame Langeweile einer einzelnen, besonders ausgezeichneten Statue hat indeß immer

noch etwas Poetiſches, ſo Peters des Großen auf ſeinem Fels bei Petersburg; der große Churfürſt in Berlin, der unverwandt, Jahr aus Jahr ein auf einen Fleck über der ſchmutzigen Spree ſieht, ſteht zu ſehr inmitten des Lärms der Berliner Fiſchweiber, die aus einem Theater in's andre laufen — einſame Berühmtheit entſchädigt wenigſtens durch das Kitzeln des Despotismus. Aber wie hier in Padua mit 80 berühmten Leuten unverwandt auf einem Flecke ſtehn, das iſt tödtlich.

Es iſt übrigens hier eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft, ein teutſches Caſino würde ſolche Verſchiedenartigkeiten nimmer dulden. Zwiſchen berühmten Paduenſern und Päpſten ſteht der Polenkönig Sobieski, ja der evangeliſche Landgeiſtliche Guſtav Adolph und ſein wüſter General Herr Banner, der ſo gern die Mädchen verführte. Mit dieſen beiden ſpricht doch gewiß keiner der übrigen ein Wort, auch wenn Herr Banner vom langen Anhören der Vorübergehenden italieniſch gelernt hätte. Es ſieht wirklich aus, als hätte man den beiden Herrn ein raffinirtes Exil bereiten wollen. Denn angenommen, daß die Statuen in ſtiller Nacht lebhafte Konverſation mit einander führten, wie erſchreckte Liebespaare wirklich gehört haben wollen, ſo iſt doch der General Banner in einer bedauernswerthen Lage. Sein König predigt ohne Aufhören proteſtantiſche Moral und die Verderblichkeit des Fleiſches, und Banner muß zähne-

klappernd all der weiß und rothen, ſanften teutſchen Mädchen gedenken, denen er ganz andre Dinge gepredigt hat. Armer Banner!

Die Franzoſen, welche vor thatloſen Statuen keinen Reſpekt fühlen, haben in der Jakobinerzeit widerwärtig auf dieſer Inſel gewirthſchaftet. Auch die todte, ſteinerne Ariſtokratie war ihnen zuwider, und ſie haben viele alte venetianiſche Nobili geköpft, deren abgeſchmackte Phyſiognomien ihnen nicht behagten.

Die Paduanerinnen kennen die Statuen alle vortrefflich, die hiſtoriſche Wiſſenſchaft blüht hier, die alten ſteinernen Gäſte geben vortreffliche Merkmale zu Rendezvous, und ein Mädchen von funfzehn Jahren würde ſich ſchämen, eine geſchichtliche Schwäche zu verrathen, wenn ihr Liebhaber von Sobieski ſpräche.

Nun gingen wir zur Santa Giuſtina. Armes Mädchen! Die Kirche war ſehr ſchön, beſonders da mich draußen auf dem Prato die Heldengluth der paduaniſchen Sonne gepeinigt und nach kühler Religion lüſtern gemacht hatte. Die Teutſchen wiſſen gar nicht, was Katholizismus iſt? Wenn ein Sachſe dieſes Wort ausſpricht, ſo denkt er dabei an den Tetzel und an den Aberglauben, und ſchüttelt ſich vor Aufklärung, denn zum Aberglauben fehlt ihm die Phantaſie — der italieniſche Katholizismus iſt ein Landesprodukt Italiens wie die Citronen und Melonen, man braucht ihn hier gegen die Witterung. Dieſe kühlen Kirchen

preiſen Gott in der Sonnenhitze vortrefflich. Dieſer italieniſche Herrgott iſt ein freundlicher, wohlthätiger alter Herr, der's ſeinen Kindern bequem macht — der nordteutſche proteſtantiſche Herr Zebaoth iſt nur um einen Grad beſſrer Laune als der iſraelitiſche Jehovah. Ich habe Leute geſehn, die ſich an friſchen Wintertagen die Gliedmaaßen erfroren in den proteſtantiſchen Kirchen — und mehr als die Gliedmaaßen, wie die Fakirs, die ſich officiell gottesfürchtig maltraitiren. Statt die Kirchen zu heizen — denn die Religion ergänzt die Erde — machten ſie noch die Thüren auf und hielten lange Reden.

Ich lobte mir Santa Giuſtina, eine ſchöne, einfache und kühle Kirche. Da ſetzte ich mich auf eine Marmorſtufe, und dachte in erfriſchender Bequemlichkeit über den Ruhm nach. Ob's der Mühe werth iſt, nach Ruhm zu jagen! Ich habe meine ſtillen, kartoffelgenügſamen Stunden, wie dort zu Santa Giuſtina, wo ich nicht mit dem Augenliede zucke, auch wenn mir's allen Ruhm der Erde brächte. Aber man ſitzt freilich nicht immer zu Santa Giuſtina! 's iſt eine feine moraliſche Gourmanderie, die Ruhmſucht und der Ehrgeiz — aber die Faulheit und der Egoismus nehmen wie das Ungeziefer überhand, wenn man ſie ganz vernachläſſigt. Der Nachruhm iſt Senf nach dem Mittagseſſen, wenn man keine Poeſie beſitzt; was ein ordinairer Bürgermeiſter, Miniſter oder Schriftſteller mit dem Nach-

ruhm will, hab' ich nie begreifen können — der ist nur etwas für die Poeten.

Es giebt ein Stadium in jedem Menschenleben, wo man einsieht, daß all' unser Wissen und Glauben, selbst die ältesten Grundsätze, ein zufälliges, kunstliches Gebäude sind, was über Nacht einstürzen kann. Morgen kann den Leuten das Alles blau erscheinen, was uns heute roth ist, morgen verlieben sich die vernünftigsten Leute in veilchenblaue Gesichter und rosenrothe Augen.

In solchem Stadium hält man sich an die Poesie, man schafft. Da ist man denn wohl auch im Stande, den Nachruhm unterzubringen. Wenn ein Mensch mit Ruhm bedeckt stirbt, so entsteht zum Beispiel ein neuer Stern, und die Menschen dieses Sterns erhalten eine Seele des Wohlbefindens, welche eben aus diesem Nachruhm besteht. —

Der Starost störte mich in meinem sublimen Ideengange, und sagte mir, daß wir noch in die Kathedrale gehen müßten. Wir gingen in die Kathedrale, ich setzte mich wieder auf eine Marmorstufe, und der Starost trat nach einer Weile wiederum zu mir und erzählte, daß ich vor dem heiligen Petrarca säße. Er ist im Kalender schlecht bewandert und nannte den Petrarca einen Heiligen, weil er in der Kirche hing, als wenn bloß Heilige gehangen würden, und in der Kirche bloß Heilige hingen.

Ich fühlte einen angenehmen Hunger beim Anblick des Petrarca, so wohlgenährt, feist und behaglich sieht er aus, und so hatte ich mir ihn gedacht. In diesem Gesichte lag ein immer heitrer Appetit, eine bequeme aristokratische Sinnlichkeit, eine liebenswürdige Sinnlichkeit, aber nichts, nichts von Phantasie.

Von meinem niedrigen Sitze aus sah ich ihm so lange in die wohlgenährten Augen, bis ich herzlich lachen mußte. Gewiß, ich hatte Recht gehabt: er war eine Sonetten-Koquette, welche dick und fett wurde beim Liebesweh. Seine Neigung zur Laura störte ihn nicht im Mittagsessen, und wenn er schlaflose Sonette machte, so geschah's des Ruhms und nicht der Liebe wegen. Ich war von frühauf mißtrauisch gewesen gegen diesen Poeten: es waren immer unsre mittelmäßigen Geister, welche so viel Lärm von italienischen Sonettisten, und der Quelle von Vaucluse machten, und alle die Damen welche mit süßer, dünner Stimme so überaus den Petrarca erhoben, konnten gewöhnlich nicht lieben, sondern nur über die Liebe sprechen. Denn es ist mit der Liebe wie mit andern Dingen; wer ernstlich damit beschäftigt ist, spricht nicht Viel davon. Laura und Petrarca heuratheten sich bloß der Sonette wegen nicht. Ich will deshalb die Meinung nicht verbreiten helfen, daß Petrarca nie geküßt habe — so sah dies hübsche, bequeme Gesicht des Paduanischen Dom-

herrn gar nicht aus, was vor mir am Pfeiler hing. Der Literaturgeschichte wegen will ich auch die Worte eines der industriösesten Studenten Petrarcas nicht verschweigen, die Worte des Professor Witte, der als Kind so berühmt war.

Es soll indessen der Schicklichkeit halber über Herrn Petrarca und Herrn Witte ein neues Kapitel anfangen.

62.

Petrarca.

„Im 14. Jahrhunderte wurden die klassischen Wissenschaften wiederhergestellt in Italien, namentlich durch übersiedelte Griechen und Petrarca."

Allgemeine Weltgeschichte.

Es war ein rother teutscher Sommerabend, als der Herr Professor Witte in Schlesien jene Worte sprach, das Resultat seiner Studien über Petrarca. Eigentlich waren's keine Worte, sondern der Herr Professor lächelten nur, aber wie viel Worte lagen in diesem Lächeln!

Ich kam damals aus der Stadt und fand eine Damengesellschaft im Garten zwischen himmelblau und rosenroth blühenden Hortensien sitzend, und mitten drunter den Herrn Professor. Er ist ein schöner langer Mann mit einem italienischen Dichterkopfe, wenn er schweigt gleicht er dem Ariost, und seine poetisch braunen Augen, sein jungfräuliches Heldengesicht machen den angenehmsten Eindruck.

Ich kam von einer zärtlichen Sonettendame, welcher ich nicht begreiflich machen konnte, daß es noch etwas Beſſeres gebe, als ſüße Verſe, ich war entrüſtet über die Zuckerpoeten, ich ſchimpfte auf Petrarca, der ſo viel und ſo lange Jahre geſchmachtet und gegirrt, und die Frauenzimmer verdorben, und ſelber kein ordentliches Vergnügen gehabt habe.

Der Herr Profeſſor ſaß neben einem blonden ſchleſiſchen Fräulein, und lächelte, ſagte, ich möchte mich über dieſen Punkt des verſtorbnen Petrarca beruhigen, und lächelte wieder.

In Padua bei dem feiſten Geſicht Petrarcas fiel mir jenes ſchleſiſche Lächeln ein, und ich verſtand plötzlich die Studien und das Lächeln des Profeſſors. In dieſem geſättigten Antlitze lag keine Sonettenascefe, ſeine durchſichtige Zärtlichkeit für Laura iſt nicht ohne Folie geweſen, er hat gelebt und geliebt.

Die keuſche Laura weiß es, ich gehöre nicht zu den Materialiſten, jenen plumpen Gewürzkrämern, welche an keine fruchtloſe Schwärmerei glauben — ich habe für zwei Augen und zwei Locken, die fern von mir waren und blieben, Jahre lang geſungen, aber es machte mir doch ſehr viel Freude, daß ich von Petrarca jetzt eine beſſere Meinung haben konnte. Das Lächeln des Profeſſors und das Bild in der Cathedrale zu Padua haben mir dargethan, daß je-

ner Dichter manch' andres Mädchen mit reeller Empfindung umarmt hat. Ich hätte mir's wohl auch früher denken können, daß er nicht umsonst zum geistlichen Stande übergetreten sein würde.

Petrarca hatte nämlich Anfangs zu Montpellier und Bologna jura studirt, wie es sein Vater gewollt hatte. Aber es ward ein schlechter Jurist aus ihm, und das ist eine von den wenigen Eigenschaften Petrarca's, welche mir immer poetisch erschienen ist. Er war von Hause aus ein Bücherwurm, und lag so lange über den alten Klassikern, bis sie ihm sein Vater in's Feuer warf. Sein Vater starb indessen zeitig genug, und Francesco Petrarca beeilte sich nun, geistlich zu werden.

Es glaubt Niemand mehr als ich an die Gewalt der Verse, ich habe selbst die erfreulichsten Beispiele neben mir gesehen; wer weiß, ob ich jemals glücklich geworden wäre, hätte ich keine Verse gemacht. Aber es blieb mir doch immer unwahrscheinlich, daß Petrarca das Studium der klassischen Wissenschaften wieder erweckt habe durch seine Sonette an Laura, die so unklassisch enthaltsam sind. Und doch lehrte unser Herr Prorector Jahr aus Jahr ein so. Petrarca und die schöne Laura und die Buchdruckerkunst kamen immer zusammen bei dieser Gelegenheit.

Die Historiker vergessen stets zu erzählen, daß Francesco Petrarca ein fleißiger, stiller Mann gewe-

ſen iſt, der Ciceros Briefe über die Freundſchaft herausgab, Manuſcript ſammelte, philoſophiſche Dialoge ſchrieb, mit vieler Mühe Griechiſch lernte, römiſche Antiquitäten ſtudirte, und nur in Mußeſtunden Sonette an Laura machte. Dieſe Sonette fabricirte er, wenn ihn das Quellenſtudium ermüdet hatte, gegen Abend in der Dunkelſtunde; man erzählt, daß ihm die Augen ſeiner Katze dazu geleuchtet hätten, und daß er all' die zarten Gedichte zuerſt auf ſeinen Schlafrock geſchrieben habe. Der glückliche Schlafrock, eins von den wenigen Stücken, an welchen ſich Francescos Genialität ausließ.

Ich habe einſt eine Lebensgeſchichte Petrarca's geleſen, darin ſagte ſein Biograph: „Nicht minder als Philoſophie und Hiſtorie liebte er die Poeſie." Wackrer Biograph! Wie richtig haſt du Francesco beurtheilt ohne es zu wollen. Er war ein ſehr moraliſcher Menſch und liebte auch nebenbei zuweilen die wunderſchöne Königin.

Das Vorbild ſeiner Poeſie war der ehrenwerthe Herr Virgilius Maro, Dante ſchien ihm zu ausſchweifend.

Die große Renommée des Petrarca war ein Meiſterſtück der Philologen: er ward nämlich berühmt wegen ſeiner fleißigen, ſaubern lateiniſchen Gedichte; poetiſche Briefe und ein großes Heldengedicht „Afrika" hatte er geſchrieben, und deshalb führte

man ihn am Ostertage 1341 unter glänzenden Feierlichkeiten auf's Kapitol in Rom, und setzte ihm den poetischen Lorbeerkranz auf's Haupt.

Nebenbei — erzählen seine Zeitgenossen — machte er auch kleine italienische Gedichte, und diese komische Erscheinung fügte sich auf folgende Weise: Francesco war eben von der Universität Bologna zurückgekommen nach Avignon, und es mochten ihm wohl noch mancherlei lustige Studentendinge im Kopfe herumspringen, obgleich er eigentlich immer ein solider Mensch war. Da ging er einmal während der Charwoche in die Kirche der heiligen Clara, und erblickte Madonna Laura, und verliebte sich sehr. Von da an machte er sieben und zwanzig Jahre lang Sonette auf diese Dame, welche sehr keusch und tugendhaft war, und ihn nur manchmal mit einem kleinen Lächeln belohnte. Diese Passion kostete ihm viel Zeit und er machte sich oft Vorwürfe darüber, „weil er wohl einsah, wie sehr diese Schwärmerei seine geistige Thätigkeit hindere." Er zog sich nach Vaucluse zurück und „kämpfte mit seiner Leidenschaft, zugleich ernstlich studirend." —

In Verona erhielt er am 8. April 1348 die Nachricht von Laura's Tode, und nun machte er noch sechs Jahre Gedichte auf sie. „Nur im Alter äußerte er, daß er seiner Jugendschwärmerei sich schäme,

und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgestimmten gefielen, nicht geschrieben haben möchte." —

Ja, Petrarca war immer ein ordentlicher Mensch, und gehörte nie zu jenen Dichtern, denen die poetischen Gefühle Heiligthümer sind. Er fastete mit der größten Gewissenhaftigkeit, hielt seine große Bibliothek in Ordnung, verehrte die Heiligen, besang später die heilige Jungfrau statt der irdischen Laura, hatte große Ehrfurcht vor den Reliquien, war allen Leuten, die Bücher haben wollten, gefällig und vermachte einen Theil seines Vermögens den Kirchen. —

— Ueber diesen Dingen war ich sitzen geblieben in der Kathedrale zu Padua vor Francesco's Bildnisse. Jetzt kam der Staroſt, und fragte mich, ob wir nach Arqua fahren wollten. Das ist ein Dorf vier Stunden von Padua, wo er in der Nacht des 18. Julius 1374, in einer warmen Sommernacht, gestorben ist. Er starb wie er gelebt: auf seinen Büchern. Des Morgens fand man ihn in seiner Bibliothek, mit dem Haupte auf ein Buch gestützt. Guter Francesco, du warst ein treuer und vortrefflicher Mann, aber warum sollte ich zu dir nach Arqua fahren. Die Sache kostet Geld, und hatte keinen reellen Zweck, deine Bücher sind nach Venedig und von da in alle Welt gewandert — du hättest solch' eine nutzlose Reise selbst übel genommen.

Ich erhob mich langsam und ermüdet von meinem steinernen Sitze, und verließ kopfschüttelnd dein Bild. Wenn ich nur genau gewußt hätte, ob der Professor Witte mit jenem Lächeln auch die Laura gemeint hätte. Sobald ich noch erfahre, daß Francesco eine Nacht in Avignon bei der schönen Laura gewesen ist, streich ich das ganze Kapitel aus.

63.

Venedig.

Zur Zeit des Petrarca trugen die Frauenzimmer breite gestickte Spitzenkleider, und wenn's in Avignon Abend wurde, oder es zog eine Regenwolke über des Papstes Haus, da sah man die schönsten Frauen mit jener bekannten schwarzen Kapuze, welche mancher Maler so reizend dargestellt hat. Das Gesichtchen fiel wie ein Lichtstrahl aus der Finsterniß. Es ist damals ein sehr muntres Leben in Avignon gewesen, so lange der Gouverneur des Herrn Christus da gewohnt hat, und man erzählt charmante Abendgeschichten von den jungen Prälaten und den schönen Provençalinnen. Jene Kapuze war eine theologische Erfindung, damit kein Mysterium profanirt würde.

Dieses Treiben der damaligen Zeit ging mir im Kopfe herum, ich sah die jungen Chorherrn mit den langen Gewändern und den gesunden Gesichtern, ich

ſah die luſtigen Provençalinnen mit den liebesliederlichen Augen, ich hörte die jungen provençaliſchen Lieder, es war gegen Abend, und mitten drunter rauſchte Francesco hin, er war ein faſhionabler junger Geiſtlicher, und ſpielte die Laute mit vieler Geſchicklichkeit — ich fuhr wie ein Träumer aus Padua hinaus.

Die Stadt iſt weitläufig wie jede akademiſche Gelehrſamkeit, wir fanden uns mit Mühe hinaus aus der gelehrten Padova. In der letzten Straße erzählte mir erſt der Archivarius, was für Leute ich vergeſſen hatte in Padua. Belzoni, der Student und nachmalige Profeſſor der Pyramiden ſei hier geboren worden, Galiläi ſei Lektor an der Univerſität geweſen, Arioſt habe hier ſtudirt. Arioſto! Mein Liebling Lodovico! Ich wäre gern ausgeſtiegen, und hätte mich nach Dieſem und Jenem erkundigt, aber der Wagen fuhr zu ſchnell auf dem alten Pflaſter. Das war ein Poet wie ich ſie liebe: auf der Straße ein ſtolzer Mann mit einem ſtolzen Schwerte, unter Räubern vornehm wie ein Gott, auf dem Roſſe ein königlicher Held und daheim ein friſcher Schreiber.

Arioſto war aus Reggio gebürtig, und hatte ſehr viel Geſchwiſter. Mit dieſen führte er frühzeitig Komödien auf, namentlich war „Pyramus und Thisbe" und „der Löwe und der Mondſchein" ſein Lieblings-

stück — er hatte von Jugend auf den Kopf voll toller Geschichten, und alle Straßen von Ferrara, wo er aufwuchs, kannten den kleinen Lodovico. Auch ihn zwang sein Vater, Jurist zu werden; die Juristen waren damals in Italien so Mode, wie heut in Preußen die Referendarien. Und auch heut sind in Preußen die meisten Schriftsteller Referendarien.

Lodovico warf das Corpus juris bald zum Fenster hinaus, und schrieb Komödien und Gedichte, und weil er ein gewandter, feiner Weltmann war, der zu sprechen wußte, so stellte man ihn im Jahre 1503 am Hofe an. Hier hat er viel Novellen erlebt, und der schlanke Lodovico kannte alle Hofdamen, alle Korridore und kleinen Thüren. Man erzählt, daß einmal sein Onkel zu ihm gekommen sei, und ihm die unzweideutigsten Vorwürfe gemacht habe ob seines leichtsinnigen Lebenswandels, Lodovico habe am Tisch gesessen, eifrigst geschrieben, mitunter einmal den Onkel angesehn, dann wieder eifrigst geschrieben, ohne ein Wort zu reden. Der Onkel ist zu Ende, und will gehn, da bittet ihn plötzlich der Neffe, nur noch zwei Minuten fortzuschimpfen, er brauche das gerade zu einer Lustspielscene, und bis jetzt sei's ganz vortrefflich gegangen — „bitte, lieber Onkel, schimpfen Sie noch zwei Minuten lang auf mich!" — Im Jahre 1516

trat er eines Morgens zum Herzog Alphons von Este in's Zimmer, und gab ihm seinen gedruckten Orlando Furioso. Der Herr Herzog muß kein feiner Beobachter gewesen sein, denn er fragte ihn naiv: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?"

Aber Ariost's Landsleute fanden mehr Geschmack an diesen Albernheiten und nannten ihn „den Göttlichen".

Den Ariosto hätt' ich gar zu gern einmal gesehen! Wenn ich aber an die stillen, sonnverbrannten Gegenden Italiens denke, so zieht ein tiefes Mitleid mit dem hypochondrischen Torquato Tasso durch mein Herz, und eine drängende Sehnsucht, mich in solch' eine schweigsame Gegend zu setzen, und einen Roman zu schreiben, Torquato Tasso. Der unglückliche blasse Mann ist ein völliger Romantypus — man hat ein schönes Bild, wo er in einem freien Saale zu St. Onophrio sitzt und mit sterbendem Auge in die dunkle Landschaft hinaussieht. Der Tod zögert nur noch eine Minute über ihm. Das ist ein gemalter Romanschluß, in der offnen Thür sollte nur noch seine geliebte Lenore stehn, die vornehme liebenswürdige Frau.

Petrarca überlass' ich den Philologen. —

Es war ein frischer Nachmittag, als ich mit diesen Gedanken auf der Chaussée gen Venedig fort-

rollte. Immer deutlicher fühlten wir den feuchten Seewind von der Adria herüber. Italien schien verschwunden zu sein, durch ein ebnes Wiesenland schlängelt sich die Straße, teutsche Bäume stehen am Wege. Man nennt den Weg die Vorstadt von Venedig, links und rechts sind Landhäuser, die schmutzige Brenta, auf welcher die Kähne mit Passagieren und Lebensmitteln nach Venedig hinabgleiten, läuft neben der Straße hin, und in wenigen Stunden sieht man links und rechts die Sümpfe, welche die Nähe jener Inselstadt verkündigen. Durch diese Sümpfe wateten einst fliehend die cisalpinischen Römer, um sich vor den hereindringenden Barbaren zu retten, sie flüchteten auf die Inseln, und gründeten Venedig.

Es war uns wunderlich zu Muthe: die feuchten Wiesen waren ringsum todtenstill, das Land lag ruhig da wie eine nordteutsche Bruchgegend, und binnen wenig Minuten sollten wir das völkerwimmelnde Venedig sehen, jenes Venedig, das wie ein Zauberwort in allen Büchern ruht, wo ein Drittheil aller Romane spielt, die geschrieben worden sind.

„Ecco, Venezia!“ rief der Vetturin. Wir sahen hinten am Horizont einen erhabnen Häuserstrich in der Luft schweben — Venedig schwamm auf dem

Waſſer. Ich hatt' es ſo oft gehört, daß Venedig mitten im Meere ſchwimme, ich hatte es ſo oft abgebildet geſehn, ich hatte mir den Eindruck noch viel großartiger gedacht, als ich ihn jetzt empfand, da wir in Fuſine, dem kleinen Strandorte einfuhren. Aber ich konnte mich doch einer wunderbaren Stimmung nicht erwehren: es war gegen Abend, drüben lag die alte, vielbeſungene, weißſchimmernde Venezia, es kam mir Alles fabelhaft, orientaliſch vor. Kleine todtenſchwarze Gondeln lagen am Ufer — das waren jene ſchwarzen Gondeln, welche in allen Romanen herumfahren, auf welchen Othello Nachts unter Desdemona's Fenſter gefahren iſt, um ihr heiße, afrikaniſche Lieder in's Ohr zu ſingen. —

Hier iſt der Strand, wo einſt die Barbaren und ſpäter viele andere Völker thatlos, rathlos ſtanden. Sie wollten Venedig züchtigen, und kamen herangeſprengt mit blitzenden Schwertern, und konnten nicht weiter — es iſt nur eine kleine Stunde bis hinüber, aber kein Feind hat dieſe Stunde beſiegt. Ohnmächtig drohten ſie hier am Strand von Fuſine und Meſtre, drüben auf den Balkonen ſtanden die ſchwarzen Nobili und lachten. Die Lagunen ſind zu flach für größere Schiffe, der fette Thonboden geſtattet nur den kleinen Gondeln die Ueberfahrt. Napoleons Franzoſen haben die Venetianer ſelbſt

geholt — kein Feindesfuß hat je mit Schwert und Spieß Venezias Roſt betreten. —

— Ich ſtrich mir das Haar von den Schläfen, um genauer zu ſehn, aber ich ſtrich ihn nicht hinweg, jenen fabelhaften, orientaliſchen Flor, der vor meinen Augen lag. Da drüben ſchwamm es, es exiſtirte wirklich. Wenn ſolche tolle Dinge kamen, wie die Geſchichte von Venedig, da glaubte ich ſtets in meiner Jugend, die erwachſenen Menſchen hätten ein Uebereinkommen getroffen, konſequente Lügen durchzuſetzen — warum? wußt' ich ſelber nicht. Für eine ſolche konſequente Lüge hielt ich aber namentlich die Geographie, und ich freute mich äußerſt auf den Augenblick, wo ich einmal zum Thore hinauswiſchen und den Königſtein, Venedig, das Meer und ſolche unglaubliche Dinge aufſuchen könnte. Wenn ich ſie dann nicht fand, wie ich beſtimmt vorausſetzte, dann wollt' ich zurückkommen, und vor der Schuljugend eine donnernde katilinariſche Rede halten gegen die große trügeriſche Verſchwörung der Erwachſenen. —

Jetzt war ich nun hinausgewiſcht, und ſtand beſchämt am Meeresſtrande: das Meer und Venedig exiſtirten wirklich, und je länger ich hinſah, deſto mehr wuchs Beides, namentlich lächelte Venezia immer ſtolzer.

Es hat einmal ein Dichter gesagt: „Helden erbaueten Rom, Venezia aber die Götter", mein Herr Verleger sagte aber ich sollte mich nur nicht zu lange bei Venedig aufhalten, das sei ein abgedroschnes Thema. Ich trieb also zur Einschiffung. Hier auf diesem Strande könnten die Berliner Eckensteher ihre Studien machen: eine Elite von Banditengesichtern liegt hier umher; wenn man nicht die österreichischen Soldaten dazwischen sähe, man glaubte, unter eine Räuberbande gerathen zu sein — ringsum walddichte Backenbärte, kieferbraune Gesichter, Augen mit langen Fingern, räuberisch schnelle, unverständliche Reden.

Wir retteten für einige Münze das Gepäck aus ihren Händen, das Lösegeld ist wohlfeil wegen der Konkurrenz, und setzten uns in solch' eine schwarze Gondel. Diese Kähne sehen aus wie Meeressärge, die Kajüte ist auch mit schwarzem, grobem Tuche bedeckt wie ein teutscher Leichenwagen. Die Republik hat es einst so befohlen, weil man einen verschwenderischen Luxus mit den Gondeln getrieben hat — der Befehl dauert fort, obwohl kein Luxus mehr zu fürchten ist. Von der schwarzen stolzen Tracht der einstigen Venetianer sind die kleinen Gondeln übrig geblieben. Die Kajüten sind höchst elegant und üppig, man fällt weich in schwellende Polster, die feinen Glasfenster können verhüllt wer-

den — dieſe Kajüten waren und ſind die Boudoirs der romantiſchen Liebesverhältniſſe. Wenn die unerreichbare Patrizierin in die Meſſe will, beſteigt ſie die Gondel, und die Gondoliere ſind die diskreteſten, erfahrenſten Leute von der Welt, ſie repräſentiren in Venedig das unverletzliche Briefgeheimniß. Sie ſind die wohlgebildeten Domeſtiken des alten Adels von Venedig, und ſpielen auch im Nothfall den cavaliere servante.

Die Fiaker in Wien und die Droſchken in Berlin mit ihren nationalen Führern ſind nur mangelhafte Kopieen der Venetianer — die Gondel iſt ein poetiſches Supplement des häuslichen Lebens, die Hauptergänzung der Ehe.

Zu unſrer Ueberraſchung fanden wir eine verſchleierte Dame in unſrer Kajüte. Es war nichts von ihr herauszubringen, als daß ſie aus Padua komme — „Carmagnola" — flüſterten wir, und der Archivarius wollte bemerkt haben, daß ſie bei dem Namen zuſammengeſchrocken ſei.

Es waren zwei Perſonen zu viel in der Kajüte, und ich ſah deshalb zum Fenſter hinaus. Die Lagunen ſind von dieſer Seite ſeicht, und es gehen lombardiſch-venetianiſch roth und weiß angeſtrichene Holzſäulen als Wegweiſer des Fahrwaſſers durch die Fläche — — das Ganze gleicht einer regelmäßigen Ueberſchwemmung. Die Stadt kam immer

näher, es wurde mehr und mehr Abend, die Glocken von San Miguele, der vorderſten Inſel, begannen ihr Geläut, ihren mittelalterlichen Kirchengeſang, das Takelwerk der Schiffe im Hafen leuchtete durch die beginnende Dämmerung, der Kahn ſchlüpfte weich durch das ſtille Lagunenwaſſer, die Häuſermaſſe entwickelte ihre Geſichtszüge, zerfallende Mauern, mit Brettern verſchlagene Fenſter, lange Stangen mit ärmlicher Wäſche kamen zum Vorſchein, die Glocken in der Stadt vereinigten ihre melancholiſchen, einförmigen Reime mit denen von San Miguele — es war, als führen wir in einen Begräbnißort hinein.

Venezia iſt todt.

64.

Fortsetzung.

Ja, Venezia, die stolze, ist todt, ich habe ihre Leiche gesehn. —

Unsre Gondel hielt vor dem alten Palazzo Giustiniani, dem jetzigen **Hôtel de l'Europe**. Es ist ein stolzes, normales Nobilihaus, in der Mitte mit dem weiten luftigen Saale zur conversazione, und durchweg steinern wie das Herz jedes ächten Nobili. Das war also die erste Grabstätte: allerlei ungebeten Volk stieg aus der Gondel auf die Treppe des alten Palazzo, und sie mußte Jeden gastlich empfangen, das stolze Haus war zu einem Wirthshause gebeugt.

Ich habe später hie und da alte verwitterte Gesichter erblickt, die nicht betteln und nicht sterben können, und wenn ich fragte, so nannte man mir stolze Namen aus dem goldnen Buche. Der Kaiser von Oesterreich zahlt ihnen jetzt für ihre alten Namen täglich zwei Zwanziger, damit sie nicht Hungers sterben.

Und einst war jenes goldne Buch das stolzeste Buch in Europa, ja der Name, der darin stand, sah übermüthig auf einen Fürsten herab, noch Heinrich IV. von Frankreich sandte seine schimmernde Rüstung nach Venedig, um seinem Namen einen Platz im goldnen Buche zu erkaufen.

Venezia ist das fürchterlichste memento mori der Aristokratie und aller irdischen Herrlichkeit. —

Die muthmaßliche Carmagnola entschlüpfte uns beim Aussteigen, mein Aug' und Herz war mit der großen Ruine Venedig beschäftigt, der Archivarius sah auch gedankenvoll auf einen Fleck, und der Starost vermißte seine sämmtlichen Habseligkeiten. Das Lärmen mit dem Gondolier führte zu Nichts, er mußte zurück nach Fusine. Es ist bezeichnend, daß außerhalb der Häuser in Venedig fast niemals gestohlen wird. Die Gelegenheit ist bei den engen Gassen, dem Maskenvergnügen auf allen Straßen, während des Winters so groß, daß man von Alters her jeden Straßendieb schonungslos behandelt hat. Und so haben sich die Leute an die Tugend gewöhnt, denn auch diese ist eine Wissenschaft.

— Der Starost fuhr fluchend wieder zurück, der Archivarius wollte sich den Marcus suchen, ich fühlte mich erschöpft und angegriffen, und ließ mich durch die steinernen Säle, über die kalten Treppen nach unsern Zimmern führen. Auch hier noch standen

die großen italieniſchen Betten mitten in der Stube; ich war ſo matt, daß ich kaum Kraft hatte, mich auf eins derſelben zu werfen.

Es war mir, als wollten alle die Eindrücke der Reiſe plötzlich an die Oberfläche, mein Kopf glühte, meine Nerven bebten, ich ſah mich allein in einem großen, öden Zimmer, ein Theil der Fenſter führte auf einen ſchmalen Kanal, es war dunkel draußen, nur der unverſtändliche Ruf eines Gondoliers, jach herausgeſtoßen, unterbrach bisweilen die Todtenſtille, und ich hörte hinterdrein das Waſſer der Lagunen plätſchern. Ich war ſelbſt das todtkranke Venedig. Ruheſüchtig ſchloß ich die Augen, umſonſt, die ganze Weltgeſchichte galoppirte mit ſchweren Hufen über meinen ſtöhnenden Leib. Juſt als wär ich Venezia — auch ihrer erbarmte ſich das Meer nicht, auch Venedig ward nicht verſchüttet, als ſeine Seele gebrochen ward, ſein gemarterter Leib liegt noch heut aller Welt zur Schau. Die bezwungenen Lagunen werden immer dreiſter mit ihrem Schlamme, langſam, proſaiſch verſanden ſie die Meereskönigin, und die jetzt noch ſtolze Bettlerin wird einſt zu einer Fiſcherruine herabgeſunken ſein.

All' die Geſichter meiner Reiſen, die nordiſche Jerta und Jenny, die goldne Jugendliebe aus der Seriſtei, die blonde Schöne mit dem blauſeidnen Halstüchlein von der Schule, die ſchöne ach, die

ſchöne Maria und noch einmal Jenny hüpften über meine Augen und ſpotteten meines armen Herzens, das kein Glück, kein überwältigendes Glück finden könnte, das an kleinen Gaben verſchmachtete. „Das iſt Eure klägliche Herrlichkeit, Ihr modernen Söhne des Lord Byron — flüſterte es aus allen Winkeln des weiten, todten Gemaches — ſo ſchnauft Ihr von einer halben Freude zur andern, Eure Wünſche ſind unbändig, Euer Herz iſt unſtät, nach dem Glück jagt Ihr in der Welt umher, und in Venedig brechen Eure Herzen, wie das Eures Vaters, nach dem Himmel greift Ihr, und verliert die Erde."

Das Fieber lief heiß und kalt über mich hin. O ſchöne, neugebärdige Zeit, wir ſchaffen dich mit unſerm beſten Blute, unſre alten Leiber vermögen den Reichthum noch nicht zu ertragen, der aus unſern neuen Seelen blüht, wir beſiegeln die neue, lebensübermüthige Romantik mit unſern Qualen und unſerm frühen Tode, aber einſt wird das Glück gefunden werden, das wir ſuchen, das Glück, was die Philiſter in ihren Höhlen verbergen. Es exiſtirt, und nur die Menſchen ſind feig.

Es war ganz finſter geworden, eine Gondel rauſchte unten vorbei — Lord Byron kam aus ſeinem Palazzo im großen Kanale herüber, er trat in mein Zimmer, ſetzte ſich an mein Bett, legte die ſchöne kühle Hand auf meine Stirn. O du ſchönes,

geängſtigtes Geſicht aus Alt-England, wie wohl thaten mir deine unglücklichen, unſterblichen Augen. —

Tief in der Nacht war's, als ich den blonden Archivarius neben mir ſah, und ſeine Erzählungen hörte vom wunderſchönen Marcusplatze und den wunderſchönen Mädchen unter den Procuratien.

Ich ſeufzte tief, und fragte nach dem Staroſten. Er war noch immer nicht zurück, und draußen erhebe ſich ein Gewitter.

O, Venezia, du alte Schöne, was für Verwirrniß brachteſt du über uns.

Am andern Tage mocht es wieder gegen Abend ſein, auf dem nächſten Dache lag eine rothe Sonne, es war wieder todtenſtill in meinem Gemach, als ich von Neuem aus meinem Fieber erwachte. So ſollt' ich denn nichts ſehen von dieſer weltberühmten Stadt, als einen ſchmutzigen Canal, und hohe ſchwarzrothe Häuſer, es erwachte eine unnennbare Sehnſucht in mir nach dem Marcus und den Procuratien. Das leere italieniſche Zimmer mit den altmodiſchen ſchlechten Möbeln ſtierte mich wie ein Kerker an. Die Italiener leben meiſt auf der Straße, und die Zimmer ſind ihnen nur Abſteigequartiere.

Da begann eine dröhnende Glocke ihr eintöniges Geſumm — das war die Veſperglocke von San Marco. Die Glocken ſind die richtigſte Erfindung des Chriſtenthums, lebensfeindliche, erdenhaſſende,

todeslechzende Instrumente — ich habe sie von Jugend auf gehaßt. Ihr Gesumm ist die persönliche Christenthums-Melancholie. So hat dieser Marcus geheult, als man auf den kalten Steinen der Riesentreppe Marino Falieri den Kopf abschlug, als die Gondel Brabantios den erdrosselten schönen Leib Desdemonas hinaustrug auf die Begräbnißinsel.

Schwarz trat der Gedanke in meine Seele. Du mußt vielleicht auch sterben unter diesem Gewimmer des alten Marcus; denn das Fieber knisterte in meinem Gebein. — Du mußt sterben, und hast Spanien nicht gesehn, nicht den San Marco, nicht den größten Dichter unsrer jungen, heidnischen Romantik.—

Alle die alten grauen Geschichten vom Dogenpallaste, von der Seufzerbrücke, den blutigen Säulen, den Bleidächern, dem unterirdischen Gefängnisse gingen in nächtlichen Mänteln an mir vorüber. — So soll einst eine schöne, überaus schöne Königin von Cypern nach Venedig gekommen sein. Sie hat zwei Augenbrauen gehabt von unvergleichlicher Schönheit und darunter zwei blauschwarze, liebesvergeistete Augen, und Lippen fein wie Blumenblätter. Auf Cypern hatte sie einen Vertrag geschlossen mit den Venetianern, der ihr viele und große Rechte garantirte, und jetzt trat sie auf die Piazetta, um die stolze Meereskönigin Venetia zu sehen, von welcher

die Schiffer aller levantiſchen Gewäſſer die wunderbarſten Dinge erzählten. —

Dieſe überaus ſchöne Königin ſoll hineingetreten ſein in den Dogenpallaſt, und kein menſchliches Auge ſoll ſie wieder geſehen haben. Wenn der Wind nordöſtlich hinabweht nach der Levante, da wollen arme Leute in der Nähe des Dogenhauſes griechiſche Seufzer gehört haben — aber, du lieber Gott, was ſind das für Seufzer, griechiſche Seufzer, und was helfen die Seufzer, nicht wahr Italia austriaca!? —

Die Todten der venetianiſchen Republik waren auch nicht ſo übel dran, ſie fanden ein ſchönes, reinliches Grab. Die ſteinernen Herren der Prokuratien waren nur blutig, nicht ſchmutzig: es waren zwei nächtliche Gondoliere angeſtellt, welche um Mitternacht hinabſtiegen in die unterirdiſchen Gefängniſſe, in die kleinen, ſteinernen Höhlen, die ſogenannten Pozzi, die venetianiſchen Brunnen. Die Gefangenen in dieſen Pozzi litten nie an Langeweile: entweder es kam das Meer und beſuchte ſie, und erſäufte ſie vielleicht, oder es kamen gewiß die mitternächtlichen Gondoliere, und luden den Unglücklichen ein, hinaus zu kommen auf den ſchmalen Gang, und ſich zu erholen auf einer kleinen Bank. Sie liebkoſ'ten ihn, und legten ihm bei dieſer Gelegenheit einen Strick um den Hals, der Strick ging

durch zwei Löcher der Thür, die Thür fiel unversehens zu, sie drehten am Knebel als wollten sie den Irrthum wieder gut machen, und so ward der Mann wenigstens mit aller Schnelligkeit erdrosselt, was doch immer besser ist, als wenn man Jemand ein halbes Leben lang todt ängstigt durch Kerker und Drohung, wie's in gebildeten Staaten geschieht.

Darauf nahmen die Gondoliere den warmen Leichnam, legten ihn sogleich in ihren Kahn, rückten ihm das Antlitz aus dem Schein des Mondes, damit der seinen Schlaf nicht störe, und fuhren ihn leise unter der Seufzerbrücke hinweg, durch den Hafen, hinaus in's Meer, und sangen dabei die zärtlichsten, italienischen Kanzonen, wie sie dem poetischen italienischen Volke geläufig sind. Draußen an den Murazzis, wo das hohe Meer seine langsamen hohen Wogen zu werfen beginnt, warfen sie den kalt gewordnen Todten aus dem Kahne in's schönste Grab der Welt, und fuhren singend heim, und stiegen zu ihren Weibern in die hohen Betten.

Von jener überaus schönen Königin von Cypern und den tausend, tausend nächtlichen Besuchen weiß noch heute Niemand die Namen — am Meere verschwinden viele Menschen plötzlich, das Meer wird oft aufgeregt vom drängenden Verlangen nach Menschenleibern, denn das Meer ist eine ewige griechische Königin, ein Weib mit grünen Locken. Es

fehlten oft Männer in Venedig, und es fragte Niemand, nur die nächsten Verwandten sagten einander: sie werden wohl im Meere sein, ihre Herzen waren zu heiß.

Das ist republikanisch-venetianische Poesie.

In meinem großen Zimmer war es wieder ganz finster geworden.

65.

San Marco.

Helft mir aus den engen Gassen,
Wo die Mädchen mich erdrücken,
Seht nur wie die Sterne laufen,
Wie die Häuser sich scheu bücken.

Und nun kommt der Sturm vom Meere —
Ach du schwarzgelockte Kleine
Schütz mich armen blöden Teutschen,
Sprich, und wehast du wohl alleine? —

„Si Signore!“ —

Wenn man irgend kann, soll man unter freiem Himmel sterben, das ist besser.

Ich war sehr blaß, und die Augen und die Kniee bebten mir, aber ich trat aus dem Hôtel de l'Europe, und wankte nach dem Marcusplatze. Zwar wußt' ich auch den Weg nicht, und es war Nacht, aber in Venedig darf man nur hinter den Menschen hergehn, sie gehn alle auf den Markus, und des Nachts zahlreicher als am Tage. Wie hoch waren die Häuser, wie eng die Gassen, wenn sich zwei Liebende

auf beiden Seiten aus den Fenstern legen, so können sie beinahe einander küssen, maulschelliren können einander zwei Nichtliebende ganz gewiß.

Der Himmel ist in den hohen, engen Gassen so hoch, die Paar Sterne sind so weit, daß ich mich lieber unchristlich unten umsah — **buona sera — giovine Tedesco — piccolo, mio piccolo!** klang's von allen Fenstern, aus allen Thüren, und wie geworfene Fackeln kreuzten sich die lodernden Augen, wie süße auf Sicht, zahlbare Wechsel winkten die weißen Arme — zu viel Demokratie für Venedig. Ich wollte zum ersten Male lachen, da war mir's, als zöge Hortensia vom Gardasee und der Madonna del Monte ihr blasses Gesicht zurück — „vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh!"

Allerlei südliche Früchte, allerlei Fleisch und Speise ist aufgehäuft in den engen Straßen, sie sind lauter Durchgänge zum großen Saale — da stand ich an seinem Eingange. Ja, er ist der größe steinerne Saal von Venedig, der heilige Markusplatz, so comfort und abgeglättet ist Alles an ihm, der Kaufmannssaal der mittelalterlichen Edelleute, massiv von Reichthum, stolz von Adel.

Da war er! Es war keine Lüge, der Himmel lag ernsthaft mit dem Sterndache über ihm, die langen ernsthaften Prokuratien standen steinern an der Seite hin, im Hintergrunde lag San Marco selbst

wie ein alter Araber mit goldnem Barte, der ein Kreuz auf ſeine Mütze geſteckt hat; vor ihm flogen die drei ſchlanken Säulen nach den Sternen auf, die Säulen der drei Königreiche Cypern, Kandien und Morea, die venetianiſchen Obelisken verlorner, geſtorbner Königsgeſchlechter. Die ganze Geſchichte Venedigs ſteht auf dem Markusplatze geſchrieben; rechts von den Königreichen ſteht europäiſch dreiſt, abgeſondert von der Kirche, wie überall in Italien, der Glokkenthurm des Marcus, die Campanile. Seine ehernen Zungen haben den ſchlanken griechiſchen Lateinern die venetianiſchen Triumphe in's Ohr geheult, als der blinde, neunzigjährige Doge Dandolo in der Nacht Byzanz erſtürmte, da haben die Glocken der Campanile auf dem Markus auch geſtürmt und ganz Venezia hat chriſtlich gebetet um neues Gold und neue griechiſche Mädchen.

Ich ſetzte mich ermattet nieder auf die marmornen Fließen des großen Saals, ſein Boden iſt glatt wie das Parquet eines Ballſaals. Unter den Prokuratien war es tageshell, ein ſpiegelndes Kaffeehaus am andern, die Menſchen wogten auf und nieder, als ſei die Nachricht vom eroberten Byzanz eben angekommen, als ſei Venezia noch lebendig. Geſang und Saitenſpiel ſchwirrte über das Stimmengebraus, namentlich eine jener mörderiſchen welſchen Sopranſtimmen, welche die Arie aus dem Barbiere di Sevilla

ſang, und wie wahnſinnig „Lindoro, oh Lindoro!“ kreiſchte, als ſchrie Venezia um Hilfe. Ich habe die Inhaberin ſelbiger Stimme ſpäter kennen gelernt, ſie war von altem venetianiſchem Geblüt; von kaufmänniſch adligen Sitten und ohne Vorurtheile, wenn ſie Geld verdienen konnte, wie ihre Ahnen, ſie war noch aus jener aſiatiſch-venetianiſchen Zeit.

Der Markusplatz war früher der levantiſche Bazar Europas; hierher kam Alles zuerſt aus dem Oriente, von hier aus ging Alles nach dem Oriente, auch Marco Polo, einer der frühſten Helden unſerer Geographie.

Langſam ging ich hinab nach der Marcuskirche hin; ich trat leiſe auf, denn ich fühlte mich beſchämt, ich hatte an der Aechtheit dieſer Dinge gezweifelt. Bei den drei Säulen öffnet ſich rechts die Verlängerung der Piazza nach dem Meere hin, die Piazetta, die Vorhalle des Platzes. Hier iſt der Dogenpallaſt, hier ſteht dicht an den Lagunen der geflügelte Löwe Venedigs, und der heilige Theodor, ein verſchollner alter Heiliger mit ſchmaler Taille, hier ſtiegen die Helden zu Schiff, hier landeten ſie, wenn ſie wiederkamen, hier trat der Doge auf den Bucintoro, um die alte Mythe der Meereshochzeit zu feiern — hier iſt die Thür Venezias. Dieſe Piazetta hat Alles geſehen, und doch iſt ſie glatt und naiv wie ein junges Mädchen, und lächelt hier zum grauen Do-

genpallaste hinauf, und hier zu den Fenstern des österreichischen Gouverneurs. Allerlei Blut ist auf ihr geflossen, zwischen ihren beiden Säulen ist manch' edler Kopf vom Richtschwerte in's Meer geflogen, das Meer ist herausgetreten und hat mit ihr gebuhlt — ihre hellen Quadersteine haben kein Gedächtniß, sie ist ein unbeschriebnes Blatt. Drin auf dem eigentlichen Markusplatz, in jenem steinernen, verschwiegenen Archive steht Alles. Auf der Piazetta treiben alle vorlauten Meerwinde ihr Spiel, aber links hinein in's Heiligthum der alten Stadt, in's Boudoir der Meereskönigin, in die Markustiefe wagen sie sich nicht.

Wenn einst Venedig untergeht, so stirbt die Piazetta mit eben dem lächelnden Gleichmuthe, aber der Kampf, welchen der alte Marcus drin erhebt, wird fürchterlich sein, und man wird das Gebrüll seiner alten venetianischen Löwen über ganz Europa hören. Denn dort drin liegen auch die alten aristokratischen Löwensünden, und die Sünden haben das zäheste Leben, namentlich die aristokratischen.

Scheu schlich ich zurück, um die levantischen Säulen, ich hätte es nimmer gewagt, sie anzutasten, eilig schlüpfte ich unter die Procuratien, wo die Menschen wogten; es überkam mich eine kindische Furcht vor dem alten Venedig, was unter den Marmorplatten herauskriechen könnte.

Ich war noch recht krank, und ſetzte mich ſtill in das offne Kaffeehaus, um teutſche Zeitungen zu ſuchen.

Vor mir, den Rücken nach mir wendend, ſaß eine hohe venetianiſche Dame. Ich ſah nichts als einen ſtolzen Nobilinacken und kühne Schultern, kühn wie ich mir die Schultern des Bucintoro denke. Und dies breiſte Fleiſch war weiß, wie man es ſelten ſieht in Italien, und erweckte mir das ſüßeſte Heimweh, ein ſüßeres Heimweh, als die Allgemeine Zeitung, die vor mir lag, und in welcher der Artikel Wien noch immer anfing wie in meiner frühſten Jugend: „5 proz. Metalliques 97½; 4 proz. Met. 88½; Bankaktien 1247½. — Aus Konſtantinopel hat die Poſt nichts Neues gebracht" — —

O liebes Wien, Du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte Dich.

Der ſchöne heimathliche Nacken war verſchwunden, der Archivarius erſchien und ſchalt mich, daß ich ausgegangen, und wir führten einander nach Hauſe. Der Weg war aber weit, weit; Gott weiß, wo wir überall noch geweſen ſind.

66.

Der Dogenpallaſt.

Am andern Tage ſah ich dieſe Herrlichkeiten bei freiem Sonnenſcheine, und all' meine Furcht war verſchwunden, ich erblickte die grauen Haare, und die Runzeln der Machtloſigkeit am Dogenhauſe, die Seufzerbrücke, der berüchtigte ponte dei sospiri iſt vermauert, der alte Stein des ganzen Hauſes, deſſen Stockwerke plump über einander gethürmt ſind, iſt lebensmüde, die Löwenrachen ſind verſchwunden, nur kleine ſchmutzige Oeffnungen ſind geblieben. Sonſt warf man jene lebensgefährlichen Anklagen ſeiner Mitbürger in dieſe Rachen, welche oft das Leben des Angeklagten verwirkten, es waren die Behältniſſe jenes ſchauerlich geheimnißvollen Oſtracismus, dem ſo oft die fürchterliche Antwort wurde „die Republik ſorgt für ihn" — jetzt finden ſich nur noch kleine, bettelhafte Verläumdungen vor.

Und was iſt Venedig ohne ſeine Seufzer, ſeine Löwen und ſeine Schrecken! Der todte Rumpf eines Meeresungethüms, in deſſen Rachen allerlei kleine Fiſche gefahrlos ſpielen.

An jenem Tage dauerte mich Venezia zum erſten Male. Es begegnet uns wohl, daß wir einen reichen, übermüthigen Gecken verwünſchen, der den armen Teufel mit dem Fuße von ſich ſtößt, daß wir im Unmuthe ſogar den Wunſch ausſtoßen, den gefühlloſen Uebermuth ſelbſt am Bettelſtabe zu ſehn. Wenn es ſich aber wirklich ereignet, was in unſerm Jahrhunderte der Rache geſellſchaftlicher Sünden ſo leicht geſchieht, wenn wir den geſtürzten Glanz in Lumpen ſehn, ſo jammert uns ſein — und ſo ging mir's damals mit Venedig. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Sonntag oder einer der vielen Feiertage Italiens war, welche das Land doppelt ſchön machen. Kurz, es war Alles aufgeputzt, als ich nach dem Marcus ging, und auch der Marcus hatte ſeine Sonntagsfähnchen umhängen müſſen, und hierin lag das Tragiſche. Auf das alte, vornehme Geſicht hatte man eine bürgerliche Sonntagsmütze geſtülpt. Auf den drei levantiſchen Säulen flatterten die ſchmutzigen ſchwarz und gelben Fahnen Oeſterreichs — es ſchämte ſich für Venedig mein Auge. Die proſaiſche Fahne jener Ritter der gebacknen Hahnerl auf den poetiſchen Trümmern der alten Venezia

Superba. Oh — — Aber es waren ja auch die verwahrloſeſten unter den barbariſchen Völkern, Gothen, Vandalen und Hunnen, welche zuerſt die klaſſiſchen Reiche ſtürzten, und der roheſte Römer, Mummius hatte einſt Corinth zerſtört.

Das ſind die ironiſchen Späße der Weltgeſchichte, — dreiſt flatterten die Fahnen an den rothen thurmhohen Säulen.

Heut trat ich zum erſten Male in die Marcuskirche, ein Gebäude ſchon im neunten Jahrhunderte begonnen, und von außen und innen mit plumper Pracht beſät. Gold und Edelſteine kriechen träg' an allen Wänden auf und nieder, wo man die Hand, wo man den Fuß hinſtreckt, Alles iſt koſtbar, es iſt eine drückende, ächte Pracht, ohne Schönheit, und auch ohne Chriſtenthum. Es gleicht in allen Formen mehr einer ſinnlichen Moſchee, es iſt nichts als derber Materialismus darin, und keine einzige, nach einem Jenſeits verlangende chriſtliche Idee iſt in dieſer Kirche.

Hier beten ſeit beinahe tauſend Jahren die ſchönen Venetianerinnen in den langen ſchwarzen Sammtröcken mit den offnen Aermeln, die ſo weich, ſchmeichelnd und zutraulich ſind; hier beten ſie für das Gedeihen ihrer Leidenſchaft. Hinter dem Pfeiler ſteht der blutjunge, blaſſe Venetianer und beflügelt ihr

Gebet, — das nennt man katholiſches Chriſtenthum. — Hier in der Marcuskirche haben auch die Ruffiani ihre Herberge, deren Geſchmack durch den ſteten Anblick von Plaſtik und Malerei vortrefflich gebildet iſt. Ein Ruffiano iſt nämlich ein Menſch, welcher den Geſchmack des Fremden leitet, in Teutſchland wird er ſehr plump „Kuppler" genannt: der Italiener iſt aber mit ſeiner Sünde dreiſter, und beſitzt einen gewiſſen Ehrgeiz der Schönheit. Man kränkt ihn auf's Tiefſte, wenn man die Schönheit ſeiner Dame nicht anerkennt.

Nun traten wir unſern Gang in den Dogenpallaſt an. Unten an der Rieſentreppe ſteckten in alten Pulten zwei würdige italieniſche Phyſiognomien mit langen Fingern und langen Naſen. Sie ſahen aus wie vergeſſene Volkstribunen, und ſind auch wirklich welche. Ihr Geſchäft iſt ſo ſüß, daß man es den ernſten Mienen nimmer anſähe: ſie ſchreiben Liebesbriefe für das junge Liebesvolk, das des Schreibens unkundig iſt. Der Platz an der Rieſentreppe iſt merkwürdig genug dazu gewählt, — hier ſoll das Haupt Marino Falieri's, heruntergerollt ſein, und wer die Rieſentreppe hinaufſtieg, mußte ſeine Liebesgeſchichten vergeſſen. Uebrigens iſt dieſe Treppe nicht rieſenmäßig groß, ſondern hat ihren Namen von den Rieſenbildſäulen, welche auf ihr ſtehen.

Hier hinauf geht's in alle die ſchauerlichen Ge-

heimniſſe der Republik, in dieſem grauen Pallaſte liegen alle Regierungsmemoiren Venedigs; es iſt mir unmöglich, nach der Reihe zu erzählen, ich war zu befangen. Ich bin die goldne Treppe hinaufgeſtiegen, auf welcher man die fremden Geſandten einführte, ich habe in all' den Sälen geſtanden, wo die feierlichen, grimmigen Dogengeſichter hängen, wo der erſte Doge mit der Fiſchermütze, wo der ſchwarze Schleier ſtatt des verloren gegangenen Hauptes Marino Falieri's hängt. Der Saal reicht gerade aus bis zu dem letzten Dogen, den Napoleon penſionirte, die Zeit war erfüllt, für einen neuen Verwalter der Republik war kein Platz mehr.

Ich bin im Saal der Zehne geweſen, und obwohl er leer war, ſchnürte er mir die Kehle zu, auf den dunkelbraunen Bänken las ich lauter Todesurtheile. Der Saal iſt nicht groß, und gleicht einer heimlichen, mörderiſchen Familienſtube. Und überall, allüberall ſind die wimmelnden Bilder Tintorettos, dieſes Foliomalers, bei dem die Menſchen wohlfeil ſind wie einſt in Venedig. Dieſer Tintoretto war ein Helfershelfer der venetianiſchen Richter, ſie konnten nicht ſo viel Figuren hinrichten laſſen, als er malte, lange, lange Wände ſind voll von ihm. Walter Scott hat in ſeinen langen Romanen nicht ſo viel Perſonen genannt, als Tintoretto in ſeinen langweiligen Bildern gemalt hat.

Die Sonne fiel über die Lagunen herein in die großen, prächtigen Säle; ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß Venedig unter Sonnenschein regiert worden wäre; die großen, fabelhaften Seeschlachten an den Wänden gewannen bei dem heitern Lichte ein so lustiges Ansehn, als seien all' die Dinge nur zum Zeitvertreib geschehen. —

Der grelle Sonnenschein in dem nächtlichen Hause trieb mich von dannen, und ich gerieth tief in die Stadt hinein — nimmer werd' ich jenes alte Dogenhaus vergessen mit seiner harmlosen Unbefangenheit, hinter welcher die Geschichte so gräßlicher Jahrhunderte grins't.

Es waren jene engen, erdrückenden Gassen Venedigs, in welche ich gerathen war, wo das Elend nackt an den Thüren steht, und bei den Wunden Christi um einen Centesimo fleht. Die nackten Weiber bieten ihren Leib, die Männer ihre Fäuste, ihre Schultern, ihr Gewissen für einen Centesimo. —

O, Moses, war ein weiser Mann: es rächt sich die Sünde bis in's tausendste Glied, vom Dogenhause führte der Weg direkt in den Jammer dieser Gassen.

Es ist das größte Unglück, betteln zu müssen.

67.

Die Venetianer.

Wenn der Lombarde dieſen öſtlichen Winkel ſeines Landes mit allen Vorzügen näher bezeichnen will, ſo nennt er Wein von Vicenza, Brot von Padua, Nudeln von Treviſo und — Maitreſſen von Venedig.

Die venetianiſchen Weiber gelten Vielen für die ſchönſten, wenigſtens für die liebenswürdigſten in Oberitalien. Sie haben von der weichen Lagunenluft eine geſchmeidige Haut, von dem engen, abenteuerlichen Weſen ihrer Stadt ſind ſie von Jugend auf gewandt und abenteuerlich geworden, ſie ſind mit Grazie lüderlich, wie man das in Teutſchland nennt. Und die ausgelaſſene Grazie entwickelt in ihrem freien Weben die keckſte Schönheit. Auch Byron fand hier ſein ſchönſtes „Thier der Schöpfung," die wildſchöne Fornarina, deren zornige Liebesarme ihn entzückten.

Ich habe nicht viel Gelegenheit gehabt, in das innere bürgerliche Leben der Venetianer zu blicken;

sie sind ein Wenig scheu und mißtrauisch, namentlich gegen die Tedesci, unter deren Herrschaft sie jetzt gebeugt sind, obwohl die Venetianer noch für die leichtsinnigsten und weichlichsten Italiener gelten, welche die alte Freiheit Italiens am Besten vergessen haben. Es ist sogar nichts Seltenes, daß man die jungen Nobilis eines sehr langsamen, trägen, zweifelhaften Muthes beschuldigt. Otto von Pirch hat in seinen liebenswürdigen Caragoli viel Interessantes über das jetzige Gesellschaftsleben mitgetheilt. Ich entnehme folgende Stellen seinem Buche. Es war ein fröhlicher Sonnentag, als sie in der guten Stadt Breslau seinen todten Leib unter gedämpftem Trommelschlage hinaustrugen auf den Militairkirchhof vor dem Ohlauer Thore — es hatte mich lange nichts so erschüttert, als die Todtenschüsse, welche sie über seinem Grabe abfeuerten — jene Schüsse fuhren krachend durch meinen Lebensmuth. Otto von Pirch war ein junger, schöner Soldat, mit aller Liebenswürdigkeit höherer Kultur ausgerüstet. Er hatte lustig allerlei Fährlichkeiten seiner Reisen bis hinab an die türkische Grenze bestanden, und war lebenslustig in seine Heimath zurückgekehrt. Da reitet er bei heiterem Sonnenscheine eines Tags um die Breslauer Promenade, sein Auge schweift fröhlich forschend umher, da wird das Pferd plötzlich scheu, springt auf die Seite, wirft den Reiter aus dem Sattel, geht im

ſauſenden Galopp durch, und auf den harten Steinen wird dem im Bügel hängenden Reiter das Haupt zerſchmettert, das freie, gedankenvolle Haupt. Zerſchlagen lag es in jenem Sarge, über welchen die Schüſſe flogen. Von den wilden Bannatsvölkern war er unbeſchädigt heimgekehrt, und in der friedlichen Heimath ſpringt ihm der Tod wie ein tückiſcher Schuft in den Nacken.

Ich werde im nächſten Theile auf ſeine verdienſtlichen Notizen über das Land der Magyaren zurückkommen. Hier Einiges von ihm über die Venetianer:

„Die jungen Nobili treten früh in den Genuß des Lebens; die ſchönen Künſte und Liebesintriguen machen ihre einzige Beſchäftigung. Während ſie die Wiſſenſchaften vernachläſſigen, umfaßt ihr Geiſt mit leidenſchaftlichem Feuer die Gebiete der Plaſtik, der Malerei, und beſonders der Muſik, und ſie legen allen Ernſt und Eifer, deren ſie fähig ſind, in das Studium derſelben. Faſt immer außer dem Hauſe, und inmitten ſo vieler und großer Kunſtgegenſtände, nehmen ſie in dieſem Studium eine rein praktiſche Richtung. — Iſt es ein Wunder, daß all' ihre Sinne nach Genuß verlangen? — Die Eroberung der jungen Frauen iſt völlig verwebt mit jener Richtung. Prüfend und ſchwelgend gehen ſie von einem Gegenſtande zum andern, nicht mit der flatterhaften Kälte, die man den Franzoſen Schuld giebt, ſondern indem

sie sich tief in den Augenblick versenken. So viel Gluth und Lust aber zerstört sie früh, und die Folge solcher Leidenschaftlichkeit ist allen Gesichtern tief eingegraben. Erst spät, ermattet, gewinnen sie die Besinnung. Dann folgt ein Jahrzehend des Ueberdrusses am Wechsel, dem sie ein Ende machen, indem sie sich mit den jüngsten, unerfahrensten Mädchen verheirathen."

„Die jungen Mädchen wachsen im Kloster, oder Hause unter einer Gouvernante auf. Feine Stickereien und Musik sind die Hauptgegenstände des Unterrichts, und fast nur um zur Messe zu gehen, verlassen sie das Haus. Haben sie das sechzehnte Jahr erreicht, so stellen sich jene gealterten Bewerber ein, und die Heirath wird schnell geschlossen. Findet sich keine Parthie, so bleiben sie oft bis zum zwanzigsten Jahre unter der Gouvernante, deren Strenge dann abnimmt und sich wohl in Rath und Hilfe bei den Intriguen verwandelt. Die junge Frau, die vor der Heirath die Welt nur wenig anders, als vom Chor der Klosterkirche, oder vom Terrazzino des Hauses sah, tritt nun in's Leben ein. — Eine Loge in der Fenice ist eben so Bedingung einer guten Parthie wie anderswo eine Equipage. In der ersten Zeit erschöpft sich der Gemal in Aufmerksamkeit, bald aber sind ihm die Fesseln unbequem. Ein gleichbetagter Freund, der Genosse seiner Jugendsünden, entzückt von der

naiven Schönheit der jungen Frau, ſtellt ſich ein, und wird vom Gemal anfangs geduldet, dann, gefahrlos zum Begleiter und Hüter des jungen Weſens beſtellt. Nun iſt der Cavaliere ſervente da, und die junge Frau, der ſchon die Zärtlichkeit ihres Gemals unbehaglich war, wird durch die Annäherung und Süßigkeit ſeines Freundes ſtufenweiſe zur Verzweiflung gebracht. Es erſcheinen junge Männer, und eifern um ihre Gunſt. Sie ſpielt eine Zeitlang mit allen, entſcheidet ſich dann für einen, und erwählt ihn zum Cicisbeo. Die Intriguen beginnen, für die vor Allem der Gondolier gewonnen werden muß. Die junge Frau hat ihre Gondel, der Mann die ſeinige."

„Der Zufall entſcheidet gemeiniglich die Wahl des erſten Cicisbeo. Dann ſucht das Herz, und in die erſte Intrigue tritt die zweite. Nun wird das Herz befriedigt, aber die Neigung zur Intrigue iſt erwacht, und die lange Reiſe iſt begonnen, aus der die Frau mit reicher Erfahrung, erſt dann austritt, wenn keine Eroberung mehr gelingt, und ſelbſt die Jüngſten nicht mehr von ihr belehrt ſein wollen."

„Während deſſen ſind die Kinder herangewachſen. Heirathsſpekulationen, und das nie endende Intereſſe am Theater und an der Converſation füllen die zweite Hälfte des Lebens aus. So höflich und klug iſt die italieniſche Jugend, daß ſie alternden Frauen die größten Rückſichten beweiſ't. Dies erhält die Matrone

liebenswürdig, nun erſt entwickelt ſich ihr Geiſt völlig, ſie ſucht nachzuholen, was jener Taumel verhinderte, ſie lieſ't, und ſo kommt es, daß beſonders in Italien das Geſpräch mit Frauen, die nicht mehr in den erſten Jahren der Anſprüche ſind, ſo vorzugsweiſe anziehend iſt."

„Heirathet einmal ein junger Mann, ſo iſt die Sache noch übler, er ſucht alsbald Wechſel und Luſt außer dem Hauſe, und Rache der Eiferſucht öffnet noch ſchneller den jungen Männern den Zutritt zu der Verlaſſenen, und kein alter Kavalier bewacht ſie."

Die Italiener ſind alle ſehr geſchwätzig, die Converſazione iſt ihnen nach der Muſik das Wichtigſte. Eine Loge im Fenice und eine muntre Converſazione, davon leben ſie Jahr aus, Jahr ein. Die Logen im Theater ſind bekanntlich Geſellſchaftszimmer, dort nehmen ſie auf den Sofas Beſuche an, dort ſchlummert der Gemal, der Cavaliere ſervente macht die Honneurs, der Cicisbeo ſeufzt, die Herrin lacht. Es iſt eine Uebung des jungen Venetianers, den glücklichen Moment zu treffen, wenn er ſeine auserkohrne Dame ziemlich allein findet. Der Eheherr wird nach Hauſe geſchickt, um nach den Kindern zu ſehn, die liebenswürdige Dame zieht die Vorhänge zu, damit ſie kein Geräuſch im Plaudern ſtöre, es wird ſtill in der Loge, ſtill. — —

68.

Il Rialto.

Es war ein ſtiller liebenswürdiger Abend, ich ſaß wieder auf dem Marcusplatze im Kaffeehauſe, vor mir lockte wieder der ſchöne heimathliche Nacken der Venetianerin, draußen ſpielten die Auſtriaci teutſche Walzer, in den Schultern meiner Schönen zuckte hie und da eine lockende Paſſage der ſchwelgeriſchen Militairmuſik. Es waren immer viel junge Venetianer um die Dame her, ſie mochte ſehr ſchön ſein. Ein alter gelber Herr mit einer ehrwürdigen Naſenruine und unbeweglichen Nobiliaugen ſaß ſtets neben ihr. Cavaliere oder Marito? ich wußte es nicht. Es koſtete mich drei Schritte, ſo konnt ich das Antlitz der Schönen erblicken, aber ich wollte die drei proſaiſchen Schritte nicht machen; dieſer ſchöne Nacken war mir genug. Nur das Glück ſollte mir ein Angeſicht bringen, auf welches meine Augen harrten.

Da ſchlug es zwölf; mich rief die Pflicht. In

einer ſchönen Kirche hatte ich die Bekanntſchaft einer Dame gemacht, welche Antonia hieß, la bella Antonia, und welche heut nach zwölf Uhr über den Rialto ging. Zwiſchen den glänzenden Boutiken der Merceria eilt' ich hin, athemlos kam ich auf den Rialto, der ebenfalls von Boutiken bedeckt iſt. Sie waren geſchloſſen, und es war ſtill und todt auf der Brücke. Niemand zu ſehen. Hie und da geſchäftig Vorübergehende. Der Mond lag weiß wie eine Wolke auf dem großen Canale, dem welthiſtoriſchen Canale grande, wo Pallaſt neben Pallaſt ſteht, wo einſt die Könige des Meeres in langer Reihe dicht neben einander wohnten, die Dandoli, Foscari, Peſari, Contarini, lauter Namen, vollwichtig wie goldne Kronen —

Es ſind Palläſte darunter, deren Roſt aus eitel Cederſtämmen beſteht.

Nicht weit von mir lehnte eine ſchwarze Frauengeſtalt an der ſteinernen Brückenlehne, ihr ſchwarzer Schleier flatterte im Nachtwinde. Ich trat nahe an ſie heran. Das konnte Antonia nicht ſein, Antonia war nicht ſo groß.

Wir ſtanden lange neben einander. Starr wie eine Bildſäule ſah ſie den Kanal entlang, auf welchem die weißen Mondesſtrahlen ſehnſüchtig hin- und herwogten. Der Mond iſt das Licht des Unglücks,

alte Liebe und alte Größe muß man im Mondſchein beſuchen.

Wir ſtanden immer noch ſtumm da. Es war mir nie ſo feierlich venetianiſch zu Muthe. Unten legte eine Gondel an, die ſchwarze Dame ergriff mich bei der Hand, wir ſtiegen hinab, ſetzten uns, öffneten die Fenſter der kleinen Kajüte und fuhren langſam den großen Kanal entlang. Sie hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen und ſah mit großen ſtillen ſchwarzen Augen an den Palläſten auf und ab. Antlitz, Schulter und Buſen war weiß wie Mondſchein, und jetzt erhob ſie die Stimme, und nannte mir die Palläſte, und die Schickſale ihrer Herren. Es war eine wollüſtige, berauſchende Stimme.

So kam es, daß mir der große Kanal die eigentliche Romantik Venedigs wurde. Bald hier, bald dort ſieht man eine Dogenmütze an den Palläſten, und darüber ſtiere, glasloſe Fenſter, oder mit Brettern verſchloſſene — alte Dogenſärge. Vor einem der ſtolzeſten Häuſer hielt der Gondolier einen Augenblick — er ſtützte ſich auf ſein Ruder, meine Begleiterin rief lebhafter: ecco! Es war der Palazzo der Peſari. Als die Franzoſen nach Venedig gekommen ſind, da hat der letzte Peſaro ſeinen Pallaſt verlaſſen, und hat Venedig für immer Ade geſagt. „Fiſcher waren wir, Fiſcher werden wir" ſind ſeine letzten

Worte geweſen, vor drei Jahren iſt er im Auslande geſtorben.

Um dieſen ſchönen Stolz ſollt Ihr die Ariſtokraten beneiden, ſagte das Weib.

Sprich, heißeſt Du wirklich Antonia, fragte ich ſie, als wir wieder in der Nähe des Rialto waren.

Und ſie lächelte wunderbar vornehm, und die Schönheit rollte wie fließendes Gold über Antlitz, Buſen und Hüfte. Ich breitete die Arme aus nach dieſer zauberhaft lockenden Schönheit.

Ihr habt alle zu wenig Muth, Ihr Poeten einer neuen Zeit, ſprach ſie, und ich weiß nicht, war es mehr Spott, oder war es mehr Scherz, was um ihre Lippe flog, der Mondſchein glich es aus zur Ungewißheit. Ihr wagt es nur zu vermuthen, was Ihr vermögt. Ihr ſtehlt Eure Freuden, und laßt die Welt glauben, Eure unchriſtlichen Dinge ſeien kleine, frivole Unarten. Ihr wagt es nicht zu bekennen, daß dieſe Unarten Euer Syſtem ſind. Ihr wollt ein chriſtliches Heidenthum, und wagt es nicht zu geſtehn, Ihr wollt das Fleiſch, die Sünde emancipiren, und ſchämt Euch vor der Sünde, kokettirt mit der alten verdorrten Tugend, weil Ihr Autoritätsmenſchen ſeid. Komm, umarme mich, Du furchtſames teutſches Blut, halt ſtill, Andrea, hier iſt Lord Byrons Haus, Venedig iſt ein Grenzſtein der Poeten: hier ſeht Ihr mit einem

Blicke in die katholiſchen Kirchen, aus denen der geheimnißvolle lateiniſche Geſang tönt, mit dem andern in den wollüſtigen Orient, welcher des Leibes Schönheit genießt bis in die feinſte Faſer, hier ſeht Ihr die Trümmer von allerlei Größe, aus welchen die romantiſchen ſehnſüchtigen Worte wachſen, und Ihr ſeht den friſchen Genuß Alles deſſen, was noch lebt, was ſich auf den Trümmern umarmt — Venedig iſt jener Don Juan, der ſich freut, bis ihm die Seele ausfährt, Venedig iſt der luſtige Kirchhof moderner Poeten, komm, piccolo Enrico, in dieſem Hauſe hat Lord Byron ſeinen Don Juan empfangen und geſchrieben, komm.

Weib, wer biſt Du!

Sie legte ſich mit dem weichen Sammtärmel auf meine Schulter, lächelte, und ſprang auf mich geſtützt, behende aus der Gondel auf die Stufen des Pallaſtes. Ich hob eben den Fuß, um ihr nachzueilen, da ſtieß der Gondolier den Kahn ab, umſonſt war mein Rufen und Befehlen.

Das ſchöne Weib ſtand mit ausgebreiteten Armen an der Schwelle des Palazzo, der Sammt fiel zurück von den weißen, lockenden Armen, und die Mondesſtrahlen legten ſich ſchwelgeriſch in die Umarmung.

„Sehne Dich nach mir! ſprach ſie, „das iſt ein

christlicher Rest von Poesie, an dem ich hänge — sehne Dich, und Du wirst dichten."

Ecco Venezia! murmelte der Gondolier in den Bart.

Sie verschwand, und der Kahn rauschte blitzschnell nach dem Rialto hin, ich versucht' es nicht einmal den Gondolier zur Rückkehr zu zwingen. Und wenn ich ihn fragte, wer die Dame gewesen sei, so richtete er sich auf, sah stolz umher im Mondscheine des Canale grande, und sprach: Ecco Venezia.

So kamen wir wieder an den Rialto. Diese Brücke, die in einem Bogen über den breiten Kanal springt, ist ein Bild aus meiner Kindheit. Darum war sie mir jetzt zu klein. Und die ökonomische Benutzung ihres Rückens zu Boutiken war mir ein Gräuel. In den Zeiten des venetianischen Glanzes lag wenigstens Gold und Silber darauf ausgebreitet, jetzt fletscht Einem das rohe Fleisch, es fletschen Einem die blutigen Fleischer entgegen. —

Aber in diesem Augenblicke flog der Rialto still und schweigsam, es lag eine feierliche Geschichtsstunde Venedigs auf den weißen Palläſten und Lagunen, und diese letzteren athmeten seufzend auf, die Palläſte neigten sich, als wären sie todesmüde, und als wollten sie die steinernen Glie-

der endlich, endlich ausſtrecken auf den weichen Lagunen.

Und doch iſt's noch Venezia la dominante — mein ganzes Herz ſehnte ſich nach Byrons Hauſe, aber ich fand keinen Schiffer mehr, ach es war zu ſpät.

69.

Lord Byron.

„Ich habe die Welt verwundet".

— Das Nähere, Umständliche iſt mir entfallen, aber es war wieder tiefe Nacht in Venedig, als ich in einer Gondel vor Lord Byrons Wohnung ſtand. Es iſt immer Nacht, wenn ich an Venedig denke, und die Lichter ſpielen entweder auf den glatten Flieſen des Markusplatzes, oder über die Lagunen herüber von der Piazetta, oder den langen, ſtolzen, öden Canale grande entlang. Ein wenig ſpärlich ſind dort die Lichter, wenn der Mond nicht hilft, die Palläſte ſind, wie geſagt, meiſt todt, vom Rialto ſchimmern einige öſterreichiſche Laternen herunter in die Tiefe.

Die Gondel war feſtgemacht, ihr Führer lag am Ruder hingeſtreckt, und ſchlief, ich lehnte an jenen kleinen Fenſtern, welche dicht über dem Waſſer ſind, und hinter denen der giovine Inglese oft geſeſſen haben ſoll. Dort hört' ich die ſchöne Stimme jener

Nacht wieder, welche sprach: „Ihr habt Alle zu wenig Muth, Ihr Poeten — und — sehne dich nach mir". Wenn ich mich nur recht erinnern könnte, ich glaube, es wären noch süßere Dinge zu erzählen von jenem hochbusigen, freudestolzen, adligen Weibe; Lord Byrons Geschichte, welche ich in jener Nacht erfuhr, hatte sich meines Gedächtnisses bemächtigt, und die andern Dinge waren nicht bloß für das Gedächtniß.

Dieser Lord Byron, bei dessen Namen die tugendhaften Mütter in England heut noch erschrecken, stammte von den Rittern Wilhelms des Eroberers. Es war normännisch Blut in ihm, wie in Robert dem Teufel, und die Normänner waren viele Jahrhunderte die südlichen Teufelsgenies des Nordens. Sie haben auch die vollblütigen normännischen Pferde gezogen, die jeder Philister zu würdigen weiß. Die Irländer sagen, seine schöne, liebe Mutter sei mitunter wahnsinnig gewesen, und es ist etwas Bekanntes, daß sein Großvater Menschen todtgeschlagen, und sein Vater in tollem Strudel sein Vermögen durchgebracht hat.

Es ist eine Naturerscheinung, daß die Hauptbeweger der Menschheit seit mehrern Jahrhunderten immer auf jener stockphilisträsen Insel sich erheben, wo die Religion stets eine platte, lederne Beschränktheit und die Poesie eine gespreizte Schulfuchserei

war. Aus England ist Shakespeare und die Freiheit und Lord Byron gekommen. Lord Byron ist aber der wilde Vater jener modernen Poesie ohne Pietät, welche mit nackten Händen an's Herz greift. Er giebt den Ton zu jener poetischen Politik an, aus welcher wir noch keinen Ausgang gefunden haben, welcher sich die kaufmännische Prosa und die leeren, formellen Konstituirer bemächtigt haben, und für welche wir in die Gefängnisse geworfen werden. Alle die Launen, Ungezogenheiten, Tollheiten, alle die schönen Frevel sind zu sehen an diesem wilden, schönen Lord, welche man dem modernen Dichterthume zum Vorwurfe macht. Ja, es war wirklich nach den laufenden Begriffen ein Koloß von Immoralität. Die Engländer werden es auch am Spätesten lernen, daß die großen Dichter die neue Moral machen, daß die Dichter Gottes ächteste Söhne sind, daß alle Dichtkunst Religion ist, und alle Religion Dichtkunst. Die Moral ist der Lauf des Jahres: im Frühling blüht und grünt sie im Munde der Poeten, im Sommer wird sie durch die Sonnenstrahlen und warmen Lüfte unter der Menge verbreitet, im Herbste trägt sie die tugendhaften Früchte, und im Winter erstarrt sie, und wird alt: die Welt braucht immer neue Dichter.

Und mit großer Qual schaffen diese oft das Neue, was mit Geburtswehen aus ihrem Geiste

bricht, und meiſt werden ſie dafür gekreuzigt. Sie ſehen in ſchönen, göttlichen Augenblicken das neue Weib der Welt am Horizonte vorüberfliegen, aber es wird bald wieder ordinaire Dämmerung um ſie herum, ſie ſtürzen ſich ſchnaufend nach dem Geheimniſſe der Schönheit und Harmonie, was eilig vorüberflog an ihrem Auge, ſie zertreten in jacher Haſt Dieſes und Jenes, ſie werden wirklich unmoraliſch, und gebären nur die Anfänge einer neuen Klaſſik, aber noch keine Klaſſik.

Lord Byron iſt durch ſeinen launiſchen Stolz zu wirklichen Unfläthereien verleitet worden. Er war im Stande, Leuten, die ihm begegneten, deren Phyſiognomie ihm mißfiel, und die ſich nicht mit ihm ſchießen wollten, mit der Reitgerte in's Geſicht zu hauen. Solche Menſchen ſind die quälenden Ahnungen einer reicheren Welt, ſo wie der Teufel nach den meiſten Mythen aus dem Paradieſe ſtammt. Sie gehören aber eben ſo wenig wie der Teufel in die Hände alltäglicher Menſchen, denn ſelbige machen eben die dummen Teufel daraus.

Still und klöſterlich wuchs dieſer junge Normann in einem alten Kloſtergebäude auf, in einer jener ſtillen, kirchlichen engliſchen Provinzen zwiſchen dichtem grauen Nebel und ſammtgrünem Raſen. Von Haus aus lahm und ſchwächlich, darf er draußen in der friſchen Luft herumſpringen, um

sich zu stärken, und so verbrüdert er sich früh mit der Erde, und lauscht ihren geheimnißvollen Athemzügen. Besorglich streichelt ihm die süße Mutter das feine, interessante Gesicht, und sie entschließt sich mit Mühe, ihn auf eine lateinische Schule zu geben. Störrig gegen den Schulzwang geht er hier umher. Mit 16 Jahren bezieht er die Universität Cambridge, ist faul, verabscheut die Mathematik, verspottet die langweiligen Klassiker, lies't englische Dichter, und macht Liebesgedichte. Sein Stubenbursche ist ein junger Bär, und als er abgeht, läßt er ihn in seinem Zimmer, damit er bei der nächsten Wahl eines Fellow als Kandidat auftrete, eine Verhöhnung der akademischen Würden, welche ihm die Engländer nie vergeben haben. Aus Grimm machten sie ihm die Originalität der Bärengeschichte streitig, und publizirten eine Anekdote von Philipp, dem ausschweifenden Herzoge von Wharton. Dieser sei in Genf plötzlich seinem Hofmeister durchgegangen, und habe ihm folgendes Billet auf den Tisch gelegt: „Ich bin fort, damit de Ihnen aber nicht an Gesellschaft fehle, habe ich Ihnen meinen jungen Bären zurückgelassen, als den passendsten Gefährten, der irgendwo für Sie aufgefunden werden kann."

Mit 19 Jahren kommt Byron wieder nach der alten Abtei Newstead in die hohen Zimmer, unter die breiten, schattigen Bäume, und hier giebt er

zuerſt ſeine „hours of Idleness“, Stunden des Müſſiggangs heraus, hier erkürt er ſich in einem Neufundländiſchen Hunde einen neuen Gefährten, hier iſt er vielleicht über die Zäune geſprungen, um jenem ſtillen, engliſchen Mädchen zu begegnen und die Hand zu drücken, die wie ein ſanfter Geiſt durch ſeine Jugend ſchreitet.

Aber bald geht der Teufel los. Im Edinburgh Review werden ſeine Gedichte auf das Raffinirteſte heruntergeriſſen — Henry Brougham hat ſich ſpäter zu der Kritik bekannt — und Byron ſchreibt ſeine berühmte Satire „Engliſche Barden und ſchottiſche Kritiker“, er iſt ein geſperntes, Normänniſches Schlachtroß, er ſtampft und ſchäumt. Nun kommen die tollen Tage in Newſtead, die wildeſten, geiſtreichſten Burſche aus London, die hübſcheſten Aktricen vom Kingstheater lärmen und ſchlüpfen in den Kreuzgängen Newſteads herum; mit Entſetzen ſagen die Engländer: „Dieſer junge Mann hat mehr Geliebte als Muſen“, mit Grauen erzählen ſie ſich's, daß er aus den Schädeln ſeiner Ahnen einen zu ſeinem Mundpokal habe machen laſſen, daß er ſeinem neufoundländiſchen Hunde ein Monument im Parke geſetzt, und ihm ein Epitaphium gedichtet habe, daß er die Menſchen nicht brauchen könne, und der Hund ſein einz'ger Freund geweſen ſei.

Es war eine wüſte Zeit zu Sanct Newſtead —

blaß und überdrüßig kam er von da als junger Lord in's Oberhaus, und da er keine Stellung fand, setzte er sich mit dem wilden Hobhouse zu Schiffe, und fuhr nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm durch den Bosporus, strich mit dem Homer auf den Lippen in der trojanischen Ebene umher, und ließ sich endlich still und einsam in Griechenland nieder. Hobhouse kehrte heim.

— Wunderliche Welt! Jetzt ist Hobhouse englischer Kriegsminister, und tritt zurück, weil er nicht alle Forderungen seines liberalen Herzens realisiren kann, er ist bleich wie immer, aber auch betagt — der schöne Byron ist schon lange, lange todt, und hat nichts mehr von den neuen Tagen gesehn.

Damals blieb er unter den Oelbäumen in Griechenland sitzen, küßte schöne hellenische Mädchen, trank Cyperwein, und schrieb die Pilgerfahrt seines „Childe Harold", das Gedicht seines Lebens, erzählte den „Giaur" jene bunte, türkische Geschichte, und seine rundeste, „die Braut von Abydos", dichtete den „Korsar", den Medora liebt, das wunderbar schöne Weib, jenen Korsar Konrad, den „Mann von Einer Tugend und Tausend Verbrechen."

Dann kam er müde nach England, in das ihm lästige Vaterland zurück. Ich weiß nicht, ob er jene Gedichte schon fertig mitbrachte, aber sie erschienen bald darauf, und es folgten schnell „Lara", eine Art

Supplement des Korsaren, und seine berühmte Ode an Napoleon, die ihm jene plumpen Engländer nie vergaben.

Und Byron war in jener Zeit ruhebedürftig, und Napoleon war zum ersten Male gestürzt — da trat der gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar, und wollte ein Hausvater werden, und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird ordentlich, bezahlt seine Schulden, wird solid — ach, welch' ein Irrthum! Dieser Erste der modernen Elementargeister muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt seines Herzens und die Welt um sein Haus herum sind in schreiender Disharmonie, es besteht kein Frühling mit frostigen Nächten.

Diese Ehe krönt seine bürgerliche Zerrüttung, ein zipp-englisches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schlossen auf sein Herz, und die englischen Philister heulen ihr Bravo. „Besonders ist es in London der Fall, — sagt ein Franzose — daß von allen thörichten Dingen die Verheurathung als die ernstlichste betrachtet wird". — Wie paßte Byron in eine englische Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaaß? Sie folterten ihn mit Nadelstichen, sie hätten ihn getödtet, wenn er nicht wieder auf's Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, was er dort auf dem Verdeck sang, das ist deine unauslöschliche Anklage, du aberwitziges, prosaisch moralisches England, mit

deinen Pfaffen und alten Weibern gotteslästerlicher Frömmigkeit.

Während seiner Verheurathung hat er die „hebräischen Melodieen“ herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen jenseits des Kanals übelnahmen, daß er die Bibel als ein historisches Buch behandelte. Darin ist jener große Untergang von Sanheribs Heer, wie die Assyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpesteten Himmel dahinsterben. Und „die Belagerung von Corinth“ und „die Parisina“ hat er damals geschrieben.

Voll bittern Grolls, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderischen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte sein Geliebter, der wildschöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch“ noch, Walter Scott schrieb Romane, Canning Satiren, Wordsworth, der melancholische, Coldridge, der kecke, und Shelley, Shelley, sein Liebling, der skeptische Held, Alle diese sammelten sich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der seine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieser Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er sich mit Rousseau und Abälard und Heloise, schreibt den „Gefangnen in Chillon“ und den dritten Gesang des „Childe Harold“ und

„Manfred", den Sprößling Goethes, den Stiefbruder von der ersten Hälfte des Faust.

Es ist einer der wenigen rührenden Momente in Goethes Leben, wo seine Liebe zu diesem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus seinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byronschen Leidenschaften war ihm bekannt, denn er ist der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut, und machte ein Liedchen draus, wenn dort zwei Welten an einander prallten. Es ist eine der weichsten Stunden im langen Leben des Geheimenraths der Poesie gewesen, als die Nachricht nach Weimar keuchte, zu Triest sei ein schwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf dessen Verdecke habe die Trauerbotschaft gelegen, daß er in Griechenland gestorben sei, der schöne Lord aus dem garstigen England. —

— All' seine tollen Zweifel waren im „Manfred" an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödtliche Sehnsucht nach Kenntniß der jenseitigen Dinge, die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod schüttelt, jene menschgöttliche Sehnsucht hatte er ausgestreut in jenem Gedichte; er hatte den starren Kopf an die Felsen gestoßen, die heiße Brust an die Gletscher gelegt, und nun stieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all' seinen Kräften die wirkliche schöne Welt, die uns Gott

frei gegeben hat zu unsers Herzens und unsres Leibes Freude. Abgeschüttelt war im Manfred jene subtile, christliche Ueberschwänglichkeit, welche die Erde über dem leeren, unerreichbaren Himmel vergißt, der Don Juan irdischer Schönheit, stieg er herunter von den Alpen.

Manfred war wohl von Shelley angeregt. Auf einem Ausfluge nach Genua trifft er seines Geistes und seines Lebens unglücklichen Doppelgänger, den lieben, armen Shelley. Eine innige Freundschaft verbindet sie bald. Sie hofften einer so wenig wie der andre von der unnatürlich gearteten Welt, und Shelley hoffte auch noch weniger von Gott, und die thörichten Engländer nannten ihn deshalb einen Atheisten. Das Unglück hing wie ein Skorpion an seiner Ferse, und jagte ihn durch die Welt, er war eben so unglücklich wie Byron, nur noch unglücklicher, und darum liebten sie einander so sehr. In Oxford war Shelley relegirt worden wegen irreligiöser Gedichte, deshalb verstößt ihn sein Vater, es verläßt ihn die Geliebte, er flieht wie Byron aus England. Die englische Dummheit bedroht sogar sein Leben, und am Pesthause zu Pisa fällt ihn ein moralischer Plumpudding mörderisch an, als er Shelleys Namen hört.

Er kommt wie Byron zurück, heurathet wie dieser, um nur etwas Liebes zu haben, findet wie dieser kein Glück, verläßt Weib und Vaterland wieder, und kommt nach Italien in Byrons Arme. Das Meer

erbarmt ſich des Verſtoßenen, die Wellen bedecken ſein Leben, und ſie bringen dem ſuchenden Byron den gequälten Leib plätſchernd an's Ufer. Lord Byron errichtete einen Scheiterhaufen, um die Erdmaſſe des Freundes, welche ſo ſchwer auf ihm gelegen, zu verflüchtigen. Es war einer der ſchlimmſten Tage des Lords.

Shelley war's, der ihm zuerſt den „Fauſt" in die Hände gab und verteutſchte. Armer Shelley! Wie Viel haſt du für uns gelitten! —

Italien iſt Byrons zweites Vaterland, Venedig die Geburtsſtadt ſeines Don Juan. Hier traf er ſeinen Freund Hobhouſe wieder, hier fuhr er Nachts in den Kanälen umher, und träumte von Welten und Menſchen, frei wie die Schönheit und ſchön wie die Freiheit. Nur im Süden gedeihen die ſchönen Bäume, Byron wäre in jenem kühlen England vor Gram geſtorben, hätte es keinen Süden gegeben, wie die Singvögel, wenn ſie unſern Winter überdauern müßten. Lord Byron wäre auch nicht ſo unglücklich geweſen, hätte er von Jugend auf unter dieſen ſüdlichen Menſchen gelebt, die von ihrem Vater her wiſſen, daß die Schönheit der Erde und der Weiber keine Theaterdekoration ſei.

Auf dieſem wunderbaren, unbefriedigten Venedig liegt Byrons Antlitz mit ſeinem Zauber, und ſeinem tödtlichen Verdruß. Wie Byron mit der Sinnlichkeit,

buhlt Venezia mit dem weichen Meere — zwei schöne Sterbende, eine historische Stadt besitzt nur ein gröſseres Herz, und stirbt länger. Er nannte sie auch nur „die frischeste Insel seiner Träume", und hier kam ihm auch als Todeskuß der Humor, hier schrieb er seine erste humoristische Erzählung, den „Beppo", die Geschichte jenes muntern Seefahrers „Giuseppe", hier vollendete er den „Childe Harold", und ersann den genialen „Mazeppa".

Ich hatte nie etwas von Byron gelesen, meine Freunde hatten mir nur seine Schriften beschrieben, da sah ich eines Tag's das Bild Mazeppa's: ein schöner, nackter Mann ist auf ein wildes Pferd geschnürt, das Pferd stürzt durch den Wald über einen schroffen Abgrund, Todesangst bricht aus seinen Augen und Nüstern, Wölfe stürzen aus allen Winkeln — auf dem zweiten Blatte ist es todt zusammengestürzt, Mazeppa's halber Leib ist unter dem Leichname begraben, seine Augen lechzen nach dem Tode, wilde Pferde schreien und schlagen ringsumher nach dem Unglücklichen, eben flattert ein Rabe nach dem Aase lüstern. Damals sagt' ich: dieser Mazeppa ist Lord Byron, der schöne Unglückliche, der in England lebt unter den Wölfen und rohen Pferden der Kosacken, und festgebunden ist auf das geängstigte Pferd einer alten, verlornen Moral. Das Bild machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, und ich habe von da

an niemals einen Augenblick gezweifelt, daß der Dichter des Mazeppa voll Poesie sei. In meinen Träumen sah ich das gehetzte Pferd fliegen, sah die offnen Rachen der Wölfe, und den entsetzlichen Schmerz im Aug' und in jeder Muskel des schönen nackten Mazeppa.

Armer Lord Byron!

Seine bunte Wohnung am Canale grande war eine tragische Maske seines Geschicks. Unter Bären, Affen, Papagaien und eben so scheckigen Bedienten saß er da, der feine, eitle, verführerische Form-Aristokrat, schrieb den „Marino Fallieri", die „Foſſari", den „Sardanapal", besang, wie früher den Tasso, jetzt auch den Dante, bedauerte lebhaft den Tod eines einzigen Engländers, des Zahnarztes Wathe, verschrieb sich Zahnpulver aus London, zerstampfte die Feder, daß er nicht so groß werden könne, wie Shakespeare, spielte mit seinen Hunden, umarmte die schönen Weiber, und schrie auf zum Himmel über die Armuth dieser Erde.

O, die Griechen wußten es wohl, wie unglücklich die Titanen auf dieser Erde seien.

Gegen Abend fuhr er mit seinen Hunden an's Land, ritt seine schnellen Pferde, schoß Pistolen, und kam in der Nacht wieder, um in den Lagunen sich schaukeln zu lassen und zu träumen von Gottes Rathschlägen.

Wenn es nicht erzählt würde, ich hätte es erfunden, daß er eitel gewesen sei auf seinen schönen Kopf, eitel wie Napoleon und jeder große Mann auf seine schöne Hand, daß er sogar beim Schwimmen Handschuhe getragen, daß er stolzer gewesen sei auf seine Person, als auf seinen Geist. Das war seiner launischen Schönheitslust nothwendig, und folgende Aeußerung zu seinem Hausarzte ist gewiß wörtlich wahr: „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach: ich habe ein Gedicht geschrieben, wovon in einem Tage 10,000 Exemplare verkauft worden sind, ich puhe eine brennende Kerze auf dreißig Schritt mit der Pistole, und ich bin durch den Bosporus geschwommen". —

Hier in Venedig war's, in diesem Palaste, wo einst Thomas Moore mit ihm speis'te, und wo er beim Desert hereintrat und ihm seine Memoiren übergab. Dieser mittelmäßige Poet, dessen glatter Wortreichthum die Mittelmäßigkeit besticht, hat es gewagt, den Auftrag jenes Sterbenden zu veruntreuen, er hat die Memoiren verfälscht herausgegeben. Dies prüde Krämervolk hat die beiden ersten Poeten unsrer Tage, den Napoleon und Lord Byron zu Tode gemartert, und hinterher durch seine Poeten, die Edlen Scott und Moore, verläumden lassen. Pfui über sie! Wenn das Volk nicht sonst so groß, so konsistent tüchtig wäre, ich könnte es hassen ob dieser historischen Geschwüre. Dieser wohlgenährte Thomas

Moore bildet ſich ein, das beſte Freundſchaftsſtückchen geübt zu haben, um Byrons Ruf bei der engliſchen Prüderie — der Wicht weiß nicht einmal, daß er die Geſchichte beſtohlen hat, und daß ſolches eine Sünde iſt gegen den heiligen Geiſt.

Von Venedig geht es raſch mit Byron zu Ende. Er ſchreibt noch den „Kain". Hier ſollte der Teufel wie ein Geiſtlicher ſprechen, aber Byron meint, es ſei nicht angegangen, der Teufel müßte höflicher reden.

Seines gequälten Herzens erbarmt ſich noch einmal die Liebe, die ſchönſte ſeines Lebens, die innige, ſiegreiche Liebe zur ſchönen Gräfin Guiccioli in Piſa. Es war ein Weib ſo ſüß und weich wie der ſchönſte Liebesvers aus Romeo und Julia — und dieſe ächte, alte, moraliſtiſche Liebe, die er umſonſt geſucht, dies Ein und All des Lebens fällt noch wie eine milde Sternennacht über ſein Aug' und Herz. Sie beſchämt ſein ganzes Leben, und gießt ihm den göttlichen Tod in die Bruſt. Er weint wieder Thränen, die ihm ſeit der Kindheit gefehlt, küßt keuſch ihre Augen, beſteigt den Herkules, und ſegelt gen Griechenland, um für die Freiheit zu fallen. Und der Himmel liebte ſeinen Sohn, der ſterbende Fechter moderner Poeſie verſchied bald und ſanft in den Armen ſeines getreuen Lechter, 33 Jahre alt. So

ſchloß im Jahre 1823 dieſes gewaltige, moderne Epos. —

— Sie reichte mir noch die weiße Hand zum Fenſter heraus, ich küßte ſie, und ruderte mich heim. — Ich mochte Niemand ſtören, und weckte den Schiffer nicht. —

70.

Il Campanile.

Es war kaum Tag geworden, da lag ich ſchon wieder in der Gondel, und ließ mich hinabſchaukeln nach Byrons Hauſe. Unterwegs lockte mich indeß die ſchöne Kirche della Salute in ihre rothe Morgenfrühe. Sie ſteht in ihrem ſchönen einfachen Gewande, ich glaube ein kleines Spiegelbild der Peterskirche, dicht am Baſſin. Die Sonne legte ſich lächelnd in die rothen Vorhänge der Fenſter, und es wogte ein bräutliches Dämmerlicht durch das ſchöne Haus. Es iſt dies einer der wenigen Tempel, wo man mit Freuden an Gott denkt.

Wenn ich meine Landsleute in Teutſchland recht kenne, dacht' ich damals, ſo wird es nicht an ſolchen fehlen, welche ſich bekreuzigen bei deinem Namen. Ich ſaß wieder vor einem ſchönen Bilde, und es war mir, als hört' ich von Norden her die beſorglichen Worte: Aber was iſt denn dieſem Menſchen

heilig? O, du schönes Mädchenauge, in das ich eben blickte, und du morgenrothe Sonne antworte für mich! Das Auge Gottes ist mir heilig, und das Auge Gottes ist groß wie die Welt, und es strahlt mit jenem unendlichen Zauber in jeder kleinen Freude, in jeder poetischen Regung.

Ich war sehr andächtig in der Kirche della Salute.

„Aberst erloben Sie mich, es muß doch Alles een Maaß und Ziel haben" — klang es hinter mir — „det is doch eene unmoralische Relijon mit die nackten Frauenzimmer; und Handel und Wandel leidet och natürlicherweise, wenn det Volk an soliden Wochendagen schon am frühen Morgen in de Kirchen liegt und nichts duht, und das fülle Wasser bei Venedig is doch och een Luxus, und keene Kultur natürlicherweise; denn warum? es können keene Droschken bestehn und keene jute Polizei, nur de kostspieligen Kirchengebäude nehmen det Bischen Platz noch wej, und det Volk sieht aus wie de Intriguants uf der Königsstadt."

„Te barbarum praebes" — alleweile sprechen Se wieder preußsch — antwortete eine Tenorstimme.

Süße vaterländische Klänge! Ein malkontenter Berliner Muthwilliger und ein lateinischer Sachse, welche zusammen eine Bildungsreise unternommen hatten, standen hinter mir.

Der Berliner ſchwitzte verdrüßlich, der Sachſe war ſehr fidel, und erzählte mir, Neapel ſei eenzig, und Rom, na Rom! —

Na, du jroßer Jott, fiel der Berliner ein, det können Sie Alles in Berlin viel kommoder haben, et is eene unnatürliche Hitze, und deuer is och Alles, weil det Volk nicht nach Silberjroſchen rechnet. —

Ich mußte mit ihnen fahren, Kunſtwerke anzuſehn, „det kompenirt ſich beſſer," ſagte der Muthwillige von 1813, „und man muß die Jeſchichten doch jeſehn haben, wenn man eenmal dajeweſen iſt, man weeß denn in der Reſource was zu erzählen. — —

Hierauf ging's in den großen Kanal — o, wie ſchlug mein Herz, als die Gondel an Lord Byrons Hauſe vorüberrauſchte. An einem vergitterten Fenſter ſah ich eine weiße Hand, vielleicht die Hand Venezias, aber der Kahn brauſ'te vorüber, und der fürchterliche Berliner ſprach vom Fürſten Blücher, und vom fünften oder von Gott weiß welchem Armeekorps, von den Referendars und von Wiſotzky. — Das klingt Alles in Venedig wie der ordinairſte Zapfenſtreich neben alt romantiſcher Muſik. Ein juter Berliner aus dem Jahre Dreizehn iſt außerhalb Berlins ein Malheur; das Wetter mag noch ſo ſchön ſein, er trägt ſeine Juchten-Stiefeln, das heißt: er ſpricht von den Preußen, er überſetzt erſt Alles in's Preußiſche. Der lateiniſche Sachſe erzählte von ihm,

daß er in Neapel nur einmal vergnügt gewesen sei, als er die Lazaronis gesehen, da habe er entzückt ausgerufen: „Jott sei Dank, hier giebt's och Eckensteh'rs, Schade man, daß de Kultur noch so zurück is, und se keene Nummern haben, hier könnte man die Nummer zweeunzwanzig unterbringen, die in Berlin keener mehr nimmt, seit der Nante mit Nummer zweeunzwanzig ufjekommen is — 's wär' doch schade um diese ganz anjenehme Nummer, wenn sie man so brache liegen müßte".

An jenem Tage wurde ich genöthigt, fortwährend zu genießen, wie es der Muthwillige nannte. Von Manfrinis ging's zu Pesanis, und dann in die Napoleonische Tabagie — so nannte er die Gärten, welche der Kaiser angelegt hat. Zu dem Ende ist ein ganzer Kanal ausgefüllt, und man tritt mit Erstaunen auf eine breite Straße, auf einen jener kekken Kaisergedanken, die auch die Elemente wie Unterthanen behandelten, und kommt von da in Gartenanlagen.

„Was ist das jejen den Dierjarten," sagte der Berliner lächelnd, „überhaupt, dieser Napoleon! Wir hatten uns man zu lange den Spaß jefallen lassen, ick habe mir immer jewundert, daß der alte Blücher nicht früher seinen ordentlichen Baß loslegte." — —

Die Berliner Manfrinis und Pesanis sind die berühmten Paläße der Manfrini und Pesani, welche

treffliche Kunstsammlungen enthalten. Ich erinnere mich aus dem Berliner Getümmel, welches dieser einzige Muthwillige machte, nur eines gefährlich schönen Weibes von Giorgione und des Arioſtſchen Kopfes von Tizian. Giorgione und Tizian ſind die venetianiſchen Dioskuren der Malerei; jener war der Meiſter, dieſer der Schüler. Aber das blühende Fleiſch Tizians hat dieſen noch berühmter werden laſſen, und vor einigen Jahren kannten unſre undankbaren Converſationslexica nicht einmal den Namen Giorgione. Giorgione iſt aber ein ſehr rühmenswerther Maler, die Sinnlichkeit ſeiner Köpfe iſt geiſtreich, und ſeine Zeichnung iſt faſt überall beſſer als die ſeines Schülers.

Titiano Vercelli überwältigt durch die Schönheit ſeines Materialismus, durch ſein verführeriſches Fleiſch und Blut. Er iſt einer der glücklichſten Maler geweſen, und mehr denn 90 Jahre alt geworden, dieſer Alpenſohn aus dem Friaul. Zu Ferrara hat er mit Arioſto muntre Tage verlebt, als er auf ſeinen großen Portraitreiſen auch in der Romagna einſprach, und daher ſtammt das ſchöne Bild Lodovicos. Es hat nicht leicht ein Künſtler jenes romantiſche Zeitalter der Kunſt ſo mit vollen Zügen genoſſen wie dieſer venetianiſche Maler Tiziano. Alle berühmten Köpfe des damaligen Europa waren ihm unterthan, er hat die ganze Hiſtorie jener Tage portraitirt.

Obenan den großen Kaiser Karl, den man den Fünften nennt, und welcher der Gewaltige heißen sollte.

Er fiel mitten in jene Zeit, wo die Kunst die Religion der Bildung war, und die Venetianer verehrten seine Bilder wie Heiligthümer. Man erzählt, daß eine verarmte Familie nichts mehr besaß als den letzten Juwelenschmuck und ein Bild von Tizian, und daß sie die letzten Juwelen verkaufte, um das Bild den Nachkommen zu sichern.

Damals ist auch in Teutschland das Wort Bildung entstanden aus den Bildern.

In der prächtigen Kirche Santa Maria dei Frari ist Titians Grab unter einem einfachen Steine. Als er starb, beschäftigte die Pest in Venedig alle Herzen und Hände, und man konnte dem Meister in Eile nicht mehr anthun, als ihn in jene prachtvolle Kirche legen. Jetzt hat Canova ein Denkmal für ihn gearbeitet, und Europa hat's bezahlt. Canova hat zu viel kleine Postpapiergedanken gehabt, und die stolzen Pesari mit ihren kolossalen Monumenten daneben sehen stolz auf ihn herab. Eine venetianische Familie neben den Beiträgen Europas! Man muß nie vergessen, daß der Stolz und die Liebe die größten Dinge machen. —

— Es war später Nachmittag geworden, und ich fand Sinn und Auge erst wieder oben auf dem Campanile, welchen Manche Markusthurm nennen.

Der Berliner puhſtete — Jott wat koſtet das Vergnügen für Unannehmlichketen! — Noch eh ich mich umſehen konnte, faßte er mich beim Arme und ſprach: Apropos, eenen Moment, bevor wir uns hier zerſtreuen. Ich liebe die Ordnung, und een ufjeräumtes Zimmer — wat ſagen Se zu den korinthiſchen Pferden? Sie kennen de Siejesjöttin uf'm Brannenburjer Dohre — na, wat ſajen Se — nu, habe ick nich Recht: een Berliner braucht keen Poſtjeld auszugeben. Die Linden, det is de Natur, de noble Natur, der Dierjarten des is de andre Natur, und das Brannenburjer Dohr, det is de Kunſt — was, hab' ick nich Recht, Landsmann! Korinthiſch, korinthiſch! was ſie damit ſagen wollen, det is ſo eene blaue Renommage — lächerlich, höchſt lächerlich mit dem Korinthiſch. Des Korinthiſche is och in Berlin nich deuer — Jott, de Uffſchneiderei, wenn's nur man keene Uffſchneiderei jäbe! —

Die Glocken fingen ihr donnerndes Gebrumm an, und erlöſ'ten mich, der Wind erhob ſich, die Reiſemütze des Berliners flog hinab nach dem Marcusplatze und ſeine Verzweiflung konnte ſich wegen der betäubenden Glocke über unſern Köpfen nur pantomimiſch äußern.

Aber man kennt Venedig nicht, wenn man nicht auf dem Campanile war — hier iſt das Regiſter des großen Meerbuchs. Wie Kriegesſchaaren von

ihrem Feinde, dem Meere gedrängt, stürzen sich die Häuser zusammen. Padua steht hinten auf, und von den andern Seiten eilt die Adria in hohen Wogen herbei. Der Wind flog wie ein übermüthiger Bube draußen im Meere umher, ich sah zum ersten Male einen Sturm. Die tollen Beschreibungen der Romantiker, welche ich immer kopfschüttelnd gelesen hatte, waren vor meinen Augen, wie die Berge wälzten sich die Wogen herein nach dem dunkeln Hafen, eine falbe Wolke flog vor die Sonne, die Glocke donnerte unausgesetzt, meine Nerven bebten und ich schrie aus Leibeskräften, die Republik sei in Gefahr.

Kein Mensch hörte mich, unten auf dem Marcus gingen die Menschen still und friedlich spazieren.

„Det sind unanjenehme Affekte," sagte der Berliner, als er sich unten eine neue Mütze gekauft hatte. Aber trotz dem mußten wir ihm noch in's Arsenal folgen. Mit beispielloser Gefälligkeit führte uns ein österreichischer Offizier umher. Man findet nirgends eine so scharmante, humane Dummheit als in Oesterreich. Die Beschränktheit ist da so naiv, ja man möchte sagen, so liebenswürdig, daß man ihr nicht bös werden kann. Die österreichische Beschränktheit ist sogar immer bereit, zu lernen und sich zu erweitern, der ächte Oesterreicher ist so durchdrungen von seiner Einfalt, daß man ihr nimmer bös werden kann. Der Preuße geberdet sich so überaus

verſtändig, daß man ihm aus dem Wege geht, der Oeſterreicher iſt beſcheiden, auch wenn er den in Rede ſtehenden Gegenſtand genau kennt und weiß, der Preuße iſt unverſchämt auch wenn er nichts davon weiß.

So ſtand der Berliner neben dem öſterreichiſchen Officier, welcher uns im Arſenal herumführte. Der Officier war ſeit ſeinem ſechzehnten Jahre Unterlieutenant, und das war über ein Jünglingsalter her, aber er war doch ſehr zufrieden mit ſeiner Karriere. Ich habe mit Erſtaunen dieſen Mann betrachtet. Uebrigens darf man hieraus keinen voreiligen Schluß auf das öſterreichiſche Officierkorps im Allgemeinen machen. Ich habe an vielen Orten Leute aus ſeiner Mitte kennen gelernt, ich bin mit ihnen über die Gebirge gefahren, wo man von dem einſamen Adler kein Geheimniß hat; ſie kennen die Bewegungen der Welt, ſie ſtudiren den Krieg; ſie ſind nicht nur humaner dumm, ſondern auch humaner klug als viele andere Truppen Europas. Alle indeſſen, die Dummen und die Klugen, ſtimmen darin überein, daß die öſterreichiſchen Soldaten wiederum bewußtlos wie eine Mauer ſtehen würden, es möge einem rothen oder einem ſchwarzen Feinde gelten.

Aus dem Venetianiſchen Arſenale wird nicht viel Tapferkeit hervorgehen, es iſt ein zwar endlos großes, aber leeres unmächtiges Ding. Schrecken und

Krieg macht munter, ich wurde schläfrig und langweilig unter jenen kriegerischen Umgebungen. Der kleine Bucintoro wird wie ein Aff gewiesen, und sie arbeiten hie und da an Schiffen; ich glaube aber, es wird nie ein's fertig. Linienschiffe dürfen sie nicht bauen. Das Interessanteste waren mir die Waffen der letzten Romagnolen, welche unter Zucchi nach der Juliusrevolution einen Aufstand versuchten. Die neuen Italiener stehen in dem Rufe, gut laufen zu können, und jene Vorfälle haben sie um den letzten Rest von Kriegsvertrauen gebracht. Sogar die bescheidnen Oesterreicher erlaubten sich's, witzig zu sein, als sie zu ihrer Bekämpfung auszogen, und riefen den besorgten Zurückbleibenden zu: Wir ziehen ja in's Land der Feigen! Ich wiederhole es, daß auch ich sie für eine depravirte Nation erachte, aber über die Action der Zucchianer bin ich etwas andrer Meinung geworden, als ich ihre Waffen im Arsenal zu Venedig sah, und die Erklärung des Unterlieutenants hörte.

Klein und groß lagen sie durcheinander, wie sie ihnen im Augenblick der Noth in die Hände gefallen waren. Der größte Theil war altes verrostetes Geräth, wie es in den Winkeln unsrer Bodenkammern zu finden ist, und zerschlagne Vogelflinten, zerbrochne alte Haudegen und Messer erzählten mehr von einem verzweifelten Handgemenge, als voreiliger

Flucht. Dieſer Triumph im Arſenal ſah eher darnach aus, als hätten ſich die Leute mit leeren Händen geſchlagen, und als ſei mehr ihre Anzahl als Tapferkeit jämmerlich geweſen. Mit großer Unſchuld zeigte man uns rohe, ungeſchlachte Piken, welche in aller Eil zu Rimini gemacht worden waren, um das Volk zu bewehren, und fand nichts daran als ſoldatiſche Unkultur. Hinter dieſen volksſouverainen Piken lag aber mehr, als ich in Italien erwartet hatte.

Zucchi ward bekanntlich auf dem Meere von einem Landsmanne gefangen, und der ungeſtüme Greis von 76 Jahren harrt jetzt auf der Feſtung ſeines Todes. Den Namen ſeines wackern Landsmanns hab' ich nicht aufgeſchrieben.

Italien und Teutſchland ſind Genitivſtaaten Europas, ſie ſind wie der Anfang eines Wortes, und ihre Revolutionen werden nur in Paris gemacht, vor den Tuilerien und in den Tuilerien. Ludwig Philipp war für die revolutionairen Parteien beider Länder eine größere Niederlage als die Treffen bei Forli und in den Straßen von Frankfurt.

Im Hafen von Venedig liegt eine öſterreichiſche Fregatte, das Wachtſchiff, der italieniſch-öſterreichiſche Beobachter. Er ſpricht alle Tage nur ein Wort, des Abends um halb Neun löſ't er einen donnernden Kanonenſchuß, und der ganze Norden von Ita-

lien muß dieſe Sprache verſtehen. So lange man darauf keine paſſende Antwort weiß, ſo lange wird die Ordnung von 1813 nicht geſtört werden. —

Jott — ſagte der Berliner, als wir auf dem Marcus ankamen — det war een lehrreicher Amüſementsdag, aber och des Verjnigen wird eenem ſauer. Was duh ich mit der Jeſchichte! Es is war, de Jeſchichte is nitzlich, det ſehen wer an de Jeſchichte von Friedrich dem Jroßen un an de Jeſchichte von de Pompadours, wo die Damens den Kuchen rinner ſteckten — aber de Jeſchichte bleibt doch immer bloß eene Jeſchichte, was man ſo ſajt, eene Wiſſenſchaft, eene Idee — eene, nu ja, eene Idee; — ſehn Se, für de Begebenheten un Ideen hier uf'm Marcus, jiebt mich, ſall mir Jott ſtrafen, keen vernünftiger Berliner etwas Warmes in'n Leib, und wenn ick daran denke, denn bin ick gleich wieder unjlücklich. Wahrhaftigen Jott, ich bin een ehrlicher Mann un een Patriot obendrin, aber des italieniſche Freſſen ruinirt mir. Jotte, Jotte, nich eene Karbonade, eene unſchuldige Karbonade können ſe machen ohne det jottvergeſſene Bohnöhl, et grault mir im Magen, wenn ick man dran denke — und nun kompenſiren Se, Herr Landsmann, wat duh ick mit der Jeſchichte? —

Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich eigentlich das Zeug gehört hatte, denn die Dame mit dem ſchönen Nak-

ken saß wieder vor mir. Heut trug sie ein grauseid-nes Kleid, und ihr schönes Fleisch war sonntäglicher, menschenfreundlicher denn je. Der Berliner meinte, es sei ein Vorurtheil, das Jesicht nicht anzusehn, und trat die dazu nöthige Bewegung an. Ich sprang auch hinzu, um seine Beschreibung zu ver-meiden. Da kam der Archivarius hastig, und theilte uns mit, daß der Vapore heut Abend abgehe, der Wind habe sich gelegt, wir hätten die größte Eile.

Der Archivarius war sehr blaß in Venedig, er war auf süße Geschichtquellen gestoßen: in einer klei-nen Straße hatte er eine ungebundne Livia, die jüngste Ausgabe des Livius gefunden, und Tag und Nacht hatte er studirt; davon war er so blaß. Er sagte, es sei jener Schatz aus Fez, welchen ein Dok-tor aus Leipzig schon Jahrelang suche, und diese Li-via gleiche auf's Haar einem barbarischen Racegaule mit blitzenden Augen und verlangenden Nüstern, sie sei mehr werth als alle Philologie, selbst die Par-tikeln nicht ausgenommen, deren Studium des Man-nes Energie erwecke. Kurz, der Archivarius war ganz besessen und umgetauscht, und er reis'te nur fort, weil ihn das Studium zu blaß machte, und weil er sonst nicht fortkäme. —

Jetzt trachtete ich lebhaftest, meine Dame mit dem schönen Nacken zu erblicken — da erhob sie sich

und ging von dannen, ich wollte ihr nach, der Berliner Muthwillige umklammerte mich. „Herr Landsmann — rief er — keene Leidenschaft, det Dampfboot wartet nich, jeben Sie sich keene Blöße!“

Da verschwand sie im Getümmel, und sie hatte vielleicht das schönste Gesicht in der Welt! —

71.

Adria.

Ich habe mich immer umgesehn in Venedig nach den Banditen, von denen die Leute so viel geschrieben haben, aber umsonst. Die Bildung zerstört all' solche interessante Klassen, die Bildung und die Polizei. Es ist in Ober-Italien auf das Strengste verboten, Waffen bei sich zu führen — es mag noch Bravo's in Venedig geben, aber sie haben keine Dolche mehr.

In der Merceria hab' ich einmal einen jungen Mann gesehn in ächt venetianischer Dolchwuth. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich sah jeden Augenblick aus jeder Tasche, aus jedem Finger zehn Dolche springen. Es war ein Zustand, dem ich selbst einen Ausweg wünschte, die Wuth hob den kleinen Mann vom Fußboden auf. Der Teutsche zürnt oft schnell und donnernd, aber der Italiener haßt plötzlich und lebensgefährlich.

Fast alle neueren Erfindungen der Kultur gehen dahin, die Individualität zu vernichten, nur die moderne teutsche Poesie der Prosaisten und hie und da auch die neue französische Schule sucht sie zu retten: sie kokettirt, um durchzudringen, mit der Dreistigkeit des Individuums. In Italien kann sie ihre Studien machen. Es ist der liebenswürdigste Zug der Italiener, daß sie jede Persönlichkeit gewähren lassen — der gewöhnlichste Bursch in Italien ist ein Selbst, und auf der Riva der Slavonier in Venedig findet man heut noch die trefflichsten Shakespearschen Gestalten. — Der Schiffer, welcher uns zum Dampfboote fuhr, besaß eine sehr fatale Individualität: er spielte mit uns das tollste Hazardspiel. Es war der äußerste Termin, die letzte Viertelstunde, um aufgenommmen zu werden am Vapore. Das wußte der Gondolier vortrefflich, und mitten im Bassin legte er das Ruder hin, und erklärte, nicht weiter zu fahren, falls ihm nicht das besprochene Fährlohn doppelt ausgezahlt würde. Zugestanden. Nach einer Minute verlangte er das Dreifache, nach zwei Minuten das Vierfache. Wir konnten nichts thun, als ihn in's Meer werfen, und dann kamen wir zu spät. Er verzog keine Miene dazu, als ich über das Gondelhäuschen klettern, und die Exekution beginnen wollte. Es war ein schwarzer Abend, die Lichter schimmerten unheimlich von der Piazetta und

der Riva der Slavonier herüber und glitzerten gespenstisch hie und da über das Wasser in's Banditenantlitz des Gondoliers. Die Machtlosigkeit gegen jene Willkühr der Marcusherrn war mir nie so schmerzhaft eingedrungen, als in diesem Augenblicke, wo solch' ein schuftiger Fährmann Fangball mit uns spielte.

Wir versprachen ihm Alles, und als die Gondel im letzten Momente der noch erlaubten Frist an den Vapore anlegte, und der Schuft nicht mehr entrinnen konnte, da gab ich ihm den vom Haus aus bedungenen Lohn, und zog ihm für das Uebrige einen Hieb über den Buckel. Und er? — er lachte und bettelte um eine Kleinigkeit, und fuhr singend von dannen. So wunderlich sind diese Käuze.

Das Dampfboot war sehr voll, und wir fanden mit Mühe auf einigen Tauen ein Plätzchen. Es begann das Räderwerk seinen Lärm unten am Bauche des Schiffs, wo die Schaufeln vom Dampfe gedrängt schlürfend in die Wellen greifen, und immer weiter zurück flog das nächtlich flimmernde Venedig, was des Nachts aussieht, wie eine fabelhafte Lufterscheinung mit hin und her fliegenden Sternen. Das Meer ist noch weit hinaus ruhig, und wirft nur die kleinen Hafenwellen, so groß ist der Einfluß der Murazzi. Diese Murazzi sind die kolossalste Erscheinung Venedigs, riesenhafte Steindämme, welche

tief in's Meer hinein errichtet sind. Sie sollen schon zu Zeiten der Römer begonnen sein, und schützen die Stadt vor dem Eindringen des Meeres, sie sind die Garantie Venezias.

Plötzlich flog der Vapore hinab, hinauf — die Murazzis sind zu Ende, hieß es auf dem Schiffe, die eigentliche Meeresfahrt begann mit allen ihren tragikomischen Zuständen. Ich war zum ersten Male auf dem hohen Meere, wo bei friedlichster Ruhe die Wogen fortwährend geschäftig auf- und niederrollen, jene stille Schwermuth des Magens, jene lebensmörderische Sehnsucht der Seekrankheit kam denn auch alsbald über mich, indessen hatten die Meeresgötter ein Einsehn, da sie meine Bereitwilligkeit erkannten. Ich habe nie eine Tapferkeit so bewundert, als in jener Nacht die Tapferkeit der Seehelden — man erzählt, daß Nelson immer seekrank gewesen sei. Der Mann muß eine geistige Kourage besessen haben ohne Gleichen, denn es giebt keinen ähnlichen, eben so niederschlagenden, entmuthigenden Zustand des Körpers als den der Seekrankheit. Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Gesellschaft, auf dem Verdeck und in der Kajüte. So müßten sich die Alten den Orkus und den Zustand der Verdammten gedacht haben, wenn sie Humor besessen

hätten. — Die entschieden Unglücklichen, zu denen ich gleich von vornherein gehörte, sind allerdings nicht komisch, aber jene Menge, die wie Tantalus zwischen Furcht und Hoffnung qualvoll schwebt. So saßen meine alten Reisegefährten, der Archivarius und Staroſt wie gequälte Schlachtopfer auf den Tauen, mit zusammengekrümmten Leibern, schmerzhaft dubiösen Gesichtern, gefalteten Händen, mitten in jenem entsetzlichen juste milieu der Seekrankheit. — Die Matrosen spannten die Segel auf und eine Stange riß dem Staroſten die Mütze vom Haupte in's schäumende Meer, der Unglückliche sprang in die Höhe, wollte ihr nach, spottend murmelte das Meer in seiner Finsterniß, und der Nachtwind flog drohend über des Beraubten Haupt.

Wenn ich nur gewußt hätte, wer vorn im äußersten Winkel des Schiffes leiden mochte; unter einer breiten Decke bewegte sich's krampfhaft hin und her, und ein alter Matrose stand immer so theilnehmend dabei, und brachte Mancherlei herzu, und sah unter die Decke, und war gar nicht Matrose. — Diese bewegliche Decke hatte etwas Rührendes für mich. Bei all' dem Jammer rings um mich her war ich neugierig. Ich stolperte indessen in die Kajüte hinab, und legte mich auf den Boden, da alle Bänke von Leidenden in Beschlag genommen waren. Solch' eine Kajüte ist ein kleines Cholerahospital, die Spuck-

näpfe gehen herum wie Tabacksdoſen. Ein volles, ſchön gebildetes Weib wälzte ſich neben mir am Boden, ſie litt unausſprechlich, hatte ſich in der Angſt des Herzens die Haare und den Buſen aufgeriſſen, und ſtreckte die Hände flehend nach mir aus, als könnt' ich ihr helfen. Ich hatte ſelbſt alle mögliche Charakterſtärke nöthig, um nicht in die ſchlechten Manieren meiner Umgebung verwickelt zu werden. Das horizontale Liegen am Boden unterſtützt hierbei den Umſtand auf's Beſte.

Es war eine recht ſchlechte Situation. Das ſollte nun jenes geprieſ'ne Meer ſein: der Himmel, in den ich ſah, war eine hölzerne Kajütendecke, das Unendliche um mich war jenes Krachen der Leiber mit dem fatalen revolutionairen Tone, meine poetiſchen Gefühle glichen jenen unvergeßlichen Empfindungen meiner Kindheit, wenn mir zu beſſerer Leibesöffnung Sennesblätter eingeflößt worden waren. Ich erinnere mich nur, daß die Namen „Täuſchung — Kickebuſch — Schweinigel — Schöpfung in mir herumwirthſchafteten, daß die Räder unter mir im Meere brauſ'ten, und daß ich endlich wieder aufwachte. Die Lampen brannten düſter in der Kajüte, die kleine Treppe herab kroch ein grauer Tagesſchein, Alles ſchlief ringsum mit jenen leichenartigen, ſchmutzigen Geſichtern, und der ganze Raum hatte auch das Anſehn jener wüſten Studentenſtuben, wo

man die Nacht vorher glücklich gewesen ist. Die Leute mit fünf Sinnen nennen es wenigstens so. Solche Räume sind mir Kirchhöfe der menschlichen Schönheit — ich raffte mich auf; das arme, schöne Weib lag noch neben mir, ihre aufgelöst'ten Haare waren auf meine Hand gefallen, ihre Augen und Lippen zuckten noch, als könne sie auch der Schlaf nicht schützen.

Oben auf dem Verdeck war's noch mäuschenstill, selbst die Matrosen kauerten in den Winkeln, und schoben nur ein Augenlid in die Höhe bei meinem Geräusch. Der Wind lag tief in den Segeln, der frische, kalte Morgenwind, und fern an den grauen Himmelsrändern kletterte unsicher die Dämmerung über das Meer herauf. Zusammengerollt wie Mantelsäcke lagen der Staroſt und der Archivarius neben den Tauen, ein buntes Tuch ersetzte jenem die verlorne Mütze, der Berliner bildete den Hintergrund der Gruppe — es flog ein Wüstenbild durch meinen Sinn: die Araber schlafen an das Kameel sich lehnend auf dem Wege von Damaskus nach Aleppo. — —

Ich lehnte mich an den Mast, der Tag klomm immer höher, zum ersten Male trank mein Auge rings Meer, nichts als Meer, wornach es so lange gedürstet hatte von Jugend auf. So wie die Ewigkeit, ein Ding ohne Anfang und Ende, konnt' ich immer das Meer nicht für möglich halten. Und

beide sind da, ich weiß es, aber ich denke nicht gern darüber nach, weil man dabei verrückt werden kann; ach wir kleinen komischen Menschen, — es ist der ächte Humor Gottes, daß er uns so große Leidenschaften gegeben hat.

Mein Magen war damals noch zu sentimental, als daß ich mich hätte auf absonderliche Meeresgedanken einlassen können, obwohl ich mich sehr darauf gefreut hatte. Das fühlt' ich aber: es ist wunderbar schön auf dem Meere, und wenn Einem nicht eben übel wird, so sind die Heldenthaten natürlich, die Schwingungen des Herzens sind auf der See viel weiter, weiter, gewaltiger. Alle Landpoesie ist putzig neben den Meeresgedanken.

Welch' ein Stolz gleitet auf den häuserbreiten Wellen einher, und das Wasser der Adria ist wirklich blau, rein-blau, zauberhaft blau wie strotzender blauer Taffet, aus welchem die Brautkleider geschnitten werden. — O, du geheimnißvolle blaue Adria, du Römersee, wie großartig flutheteſt du mir den Abschied Italiens, wie ganz gehörst du zu Italien! Auf dir ist Cäsar geschwommen und Diocletian und Lord Byron!

Bald nach der Morgensonne stiegen die illyrischen Küsten aus dem Meere. Es war ein purpurgoldner Morgen, die Poesie flog an dem fernen steilen Gestade mit leuchtenden Kleidern hin und her.

Ade, Italien, ich werde wiederkommen, du dunkles, schönes Weib, um deine nackte Brust zu küssen, und nur Hispania werd' ich mehr lieben.

Es ist so viel Einzelnes und so wenig Ganzes über das Land geschrieben worden. Ich hoffe sehr auf den Professor Witte. Er kennt vielleicht die Literatur des Landes am Genauesten, er hat sich im Wesen, Charakter und in der Sprache jener singenden Römer lange und aufmerksam herumbewegt, er hat mir im Angesichte des von — und aller Schönheit verlassenen Städtchens Schkeuditz, versprochen, seine Studien und Skizzen zu verarbeiten und herauszugeben. Nur möge er sie diktiren, denn er gehört zu den interessant sprechenden Schriftstellern, die uninteressant schreiben. —

An einer Bergesbucht lief Triest in die Höhe, pfeilschnell schoß der Vapore darauf los. Es war ein heißer Morgen, als wir landeten, ich ließ meinen alten Matrosen nicht aus den Augen, er hatte fortwährend Kaffee unter jene geheimnißvolle Decke praktizirt, jetzt erst hob er sie — ein garstiges altes Weib kam zum Vorschein, deren schwarze Haare wüst über das braune Antlitz hingen. Erschreckt sprang ich an's Ufer — Triest, das war ein schlimmes Omen.

72.

Triest.

In Triest hab' ich eigentlich nichts gesehn als Steine, Geld, noch einmal Steine, Geld und Kaufleute und Wassermelonen. Das sind meine herben Erinnerungen aus dieser Stadt, der prosaischen Ueberwinderin Venedigs. Diese beiden Städte repräsentiren unsre heutigen Lebensverhältnisse: dort drüben steht der stolze Nobili mit einem magernden vornehmen Gesichte, sein Rock ist nach der vorletzten Mode, und die Farbe verschießt, hier aber neben uns steht der übermüthige Kaufmann mit dem fetter und fetter anschwellenden Gesichte, seine modernen, feinen Tuchkleider dehnen sich aus, seine Uhrgehänge quellen strotzend über den Unterleib hervor. Venedig ist die magre ägyptische Zeit, Triest die fette. Umsonst ist jenes endlich auch zum Freihafen gemacht worden, es war zu spät; die junge vom Berge herabrollende steinerne Stadt hat Besitz genommen von der Adria, die Levante steigt

jetzt in Triest an's Land, man verhöhnt den venetianischen Hafen neben dem weiten, tiefen Triestiner.

Es werden nicht zehn Jahre in's Land gegangen sein, und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels sehnen, wir werden nach den vergessenen adeligen Lächerlichkeiten schmachten. Sie affektirten doch ein höheres Kriterium, sie kokettirten doch mit Poesie und nobler Gesinnung, es war doch eine Art Anstand in der Maskerade. Die Industrie überfluthet Alles, und in Kurzem muß jeder Mensch eine Art von Kaufmann sein. Es konkurrirt Alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisd'or mehr hat, ist einen Louisd'or mehr werth. Das Geld siegt vollständig — wir müssen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Kours zu erhalten.

Das ist mir Alles mit der steinernen Stadt Triest auf's Herz gefallen — ich hätte zwar noch einige andre grüne Erinnerungen aus einem stolzen glatten Hause am Hafen, ich muß mich aber erst besinnen, ob ich Alles verrathen darf. Ich kam aus dem Meere, salzgestärkt und erfrischt wie ein Seeprinz, da bewegte sich oben im zweiten Stock jene lichtgrüne Jalousie, und es flogen griechische Locken und Augen herunter — — ich werde mich besinnen.

Es giebt viel griechisches und türkisches Wesen in Triest, und das Volk redet ein so korruptes Patois, daß

Einem türkisch zu Muthe wird. Zwischen italienischen Brocken wälzen sich stockfremde Sprachfiguren einher, die Gott weiß in welcher asiatischen Wüste groß geworden sind. Die ganze Stadt ist mir wie ein Jahrmarkt erschienen an der Grenze eines fremden Welttheils. Die Geschäfte werden aber alle in Gold gemacht, und die pauvren Illyrier, welche die wohlfeilen Wassermelonen ausschreien, erinnern an das Treiben bei einer Farobank, wo Einer nach verlornen Goldstücken ein Glas Zuckerwasser kommandirt. Alle Häuser sind von kaltem, zweifellosem Stein, alle Straßen sind mit solchen Quadern gepflastert, es sieht Alles so trocken, aufgeräumt kaufmännisch aus, als wäre die ganze Stadt ein Waarenspeicher, und die Straßenräume seien nur eben zufällig leer. Eine tödtlich solide Kaufmannsstadt, ich habe nicht eine einzige Blume gesehn.

Ich ging in stiller Mittagshitze die langen weißen Straßen hinauf nach der Post — an jeder Ecke fühlt' ich nach meinem Geldbeutel, denn Triest sieht ganz so aus, als müßte man gleich Galeerensklave werden, wenn man seinen Geldbeutel verliert. Man spricht nicht, man zahlt bloß.

Die alte Stadt mit einem illyrischen Bettelgesicht, kriecht höher nach dem Berge hinauf um das Kastell her, ignorirt von den neuen steinernen Fremdlingen. Hier kauert auf einem Kirchhofe das Denk-

mal Winkelmanns, der in Trieſt geſtorben iſt. Bis 1833 hat man herumbetteln müſſen in Teutſchland, eh' es zu Stand gekommen — Trieſt mit ſeinen reichen teutſchen Kaufleuten, Teutſchland mit ſeinen reichen Verehrern von Literatur und ſchöner Kunſt verläugnen ſich nirgends. Schon Scume hat für dies Denkmal geſammelt. —

Das jetzige Trieſt iſt das Werk des Kaiſers Caroli VI. Auf der Piazza della Borſa ſteht ſein Bild. Es hat mich erquickt, weil es das einzige Zeichen iſt, daß dieſer kalte Reichthum doch nicht völlig iſolirt ſei von aller menſchlichen Geſchichte. Stolz lächelt daneben die weiße Borſa, natürlich das beſte Gebäude der Stadt, nach dem kleinen Kaiſer hin.

Ich fühlte mich ſo dürr und ausgetrocknet in dieſem lautloſen Reichthume, ich brauchte jenen guten alten Gott, welcher die grünen Wälder und ſchwatzhaften Flüſſe geſchaffen hat, und nirgends, nirgends war er zu ſehen. In ſolch' einer Handelsſtadt müßte man von vornherein ein Spitzbube werden, um die Proſa auszubeuten, und etwas unberechenbare Poeſie zu erzeugen. Ich ging nicht, ich ſtürzte hinaus nach dem Meere, und in den weichen Armen der Adria fühlt' ich erſt wieder, daß ich noch in derſelben alten Schöpfung Gottes ſei, wo es Gefühle und Freuden giebt.

Als ich zurückkam, und an den hohen, ſtolzen

Hafenhäusern vorüber ging, da bewegte sich eben jene grüne Jalouſie, und toll gemacht durch das Unromantiſche des Orts trat ich keck in's Haus, und ſtieg dreiſt zwei Treppen hinauf. Es war Alles ſtill und glänzend; nur die letzte Thür am Saalfenſter ſchien mir ein Wenig geöffnet, und ich glaubte ganz, ganz leiſes Geſumme eines Liedchens zu hören.

Aber ich habe wirklich nichts zu erzählen, denn da ein griechiſches Mädchen nicht zu verſtehen iſt, wenn man nicht neugriechiſch verſteht, ſo wird Alles pantomimiſch abgemacht. Man verſucht's mit einigen Erinnerungen aus dem Anakreon, aber da giebt's ein immerwährendes Kopfſchütteln und wunderliches Lächeln. Es läßt ſich nichts Beſſeres thun, als dem Mädchen den Kopf ſtill und den Mund verſchloſſen zu halten. Meine griechiſchen Erinnerungen waren ohnedies lauter kriegeriſche aus dem Thukydides und Homer, wir waren aber Beide viel mehr zum Frieden geneigt und umgingen die Präliminarien.

Ein griechiſches Mädchen hat große Kelchaugen, aus denen cypriſcher Wein ſtrahlt. Die feinen Bogen der Augenbrauen, die Schläfe, die ſchöne Naſe wie aus Blumenblättern gebaut, und der ſchmale verſchwiegene Mund ſind heut noch ſo ſchön als damals, wie Alkibiades die leichten Athenienſerinnen in ſeine Bruſt hineindrückte. Etwas wilder mag ihre

fehlige Schönheit sein, aber ein barbarischer Ungestüm erhöht die Kräfte, spannt die Muskeln straffer.

Ich wollte das Alles mit einem Türken besprechen, der etwas später neben mir auf der Bank lag vor unserm Wirthshause, aber wir verstanden einander nicht und er sprach auch kein Wort. Vor unserm Gasthofe am Hafen war ein bretternes Zelt aufgeschlagen, der Abend fiel auf's Meer und auf die Berge, welche sich hoch über Triest thürmen, und hinter denen die Wege nach der Türkei, zu den Kroaten, den Ungarn und nach Wien führen, die Berge liefen dunkelblau mit rothen Rändern rings um die Hafenaussicht weiter nach dem Friaul hin, es war wie eine Theaterverwandlung Triests; und wir beide lagen einander gegenüber und schmauchten unsere Pfeifen, und bliesen den blauen Rauch so lang und so behaglich als möglich. Ich sah den Mann in seiner türkischen Tracht zuweilen an, er schenkte mir keinen Blick. Ich glaube, jene Völker haben für dieses asiatische Vegetiren gar kein Wort: ein sichres Zeichen, daß ihnen die Sache so natürlich ist wie das Athmen. Wahrlich, nur dort unten, wo die Sonne scheint, kann die Klassicität gedeihen, die Kunst der Ruhe, wir jache, hastige, fahrige Wesen mögen froh sein, daß wir uns solch' eine Art von Romantik erfunden haben.

Wenn ich nur gewußt hätte, ob sich der Albanese

was dächte, sein Augapfel regte sich nicht. Und doch ist das Volk im Grunde immer klüger als wir; wir machen nur so viel Wesen und haben einen großen Apparat.

Ich kennt's nicht erfahren; man rief mich ab; umsonst sagt ich „Leben Sie wohl Herr Türke," umsonst „Ich empfehle mich Ihnen," umsonst winkte ich ihm Ade mit der Hand, sein Augapfel regte sich nicht, und der blaue Rauch stieg ununterbrochen auf aus seinem Munde.

Das Christenthum paßt wirklich nicht für das Volk; es ist eine zu delikate, höfliche Religion und verbietet genau genommen auch das Tabakrauchen als einen sträflichen Sinnenkitzel. Es ist eine Religion für den Norden, wo man auf der Erde blutwenig Vergnügen hat, und sich mit der Idee entschädigt.

73.

Fortsetzung.

Es war tiefſinſtrer Abend, als ich im Eilwagen am ſteilen Gebirge hinauffuhr, woran Trieſt ſich lehnt. Ich war nicht mehr begleitet vom Staroſt und Archivarius, erſt in Wien wollten wir uns wieder treffen, es ſaßen drei Menſchen mit mir im Wagen, von denen ich keinen Begriff hatte, ich hatte noch keinen Zipfel von ihnen geſehn, und ſie regten ſich auch nicht.

Der Wagen fuhr langſam, weil es ſteil aufwärts ging, und ich legte mich bequem in's Thürfenſter, um in friſcher Abendluft zu träumen von den wunderlichen Dingen auf dieſer Erde, wie ich wiederum über ein Gebirg führe, um das Glück dahinter zu ſuchen, nach welchem ich ausgefahren von Jäſchkowitz im Lande Schleſien. Ach, es waren auch noch immer nicht die Pyrenäen, es waren unbekannte illyriſche

Berge, und man hatte mir sogar erzählt, zwischen diesen Gebirgen bis Laybach hinunter wimmelt es von illyrischen Räubern. Sie saßen am Ende schon bei mir im Wagen und ließen mir nur noch ein Wenig Muße zum Schwärmen in der schönen Nachtluft. Gott weiß, was sie für eine Sprache reden, und auf welche Weise man ihnen einige menschliche Vorstellungen machen könnte.

Es war so heilig räuberisch still auf der hohen illyrischen Gebirgsstraße, ich war wirklich todeseinsam, und dachte an meine Mutter, die immer fürchtete, es würde was Besondres aus mir werden. Wenn man mich hier todtschlug und in eine Schlucht warf, so erfuhr sie nie, was aus mir geworden sei, und das beunruhigte mich — da öffnete sich ein wunderbares Schauspiel meinen Blicken: Weit, weit unten in der schwarzen Nacht sprangen tausend Lichter in die Höhe, und plötzlich erschien ein dichter kompakter Feuerschein, als thue sich die Geisterwelt da unten auf. Neugierig kam auch der Mond dazu, und da sah ich's auf einmal, da erkannt' ich's an seinen im blassen Licht zitternden Wellenspitzen, das Dunkle in der Nacht ruhende adriatische Meer. Es ist eine alte Sage von den Liebschaften des Mondes mit den Meereswellen; sie mochten nicht glauben, daß ihnen da hoch oben Jemand zusehen könnte, ich hab' sie belauscht und weiß Dinge zu erzählen, Dinge, die

manchem ſtillen, meerestiefen Mädchen den Schlaf ſtören könnten.

„Schaun's, do is Trieſt noch 'mal, und Leichtthurm und die ganze Geſchicht“ rief mein Vis à vis.

Dadurch erfuhr ich zugleich, daß ich ruhig ſchlafen könnte, denn einen Spitzbuben mit öſterreichiſchem Dialekte weiß ich mir nicht zu denken. Ich erfuhr auch noch mehr von Trieſt: da unten, wo einſame Lichter brannten, ſeitwärts von der Stadt, wohnte jetzt noch ein Weib von jenem berühmten Geſchlechte der Pelopiden aus Corſika, eine Schweſter des ſeligen Kaiſers Napoleon, jene Carolina, die Gemahlin Murats, des berühmten Reitergenerals, welcher auch König von Neapel war. Es iſt bekannt genug, daß jener romantiſche Reiter, deſſen Straußfedern wir bei Dresden und Leipzig geſehen haben, einen unhiſtoriſchen Tod fand: er ward privatim erſchoſſen. Seine Frau, des Kaiſers Schweſter, ſtützte ſich auf Oeſterreich, und lebte zuerſt in der Nähe von Wien. Das ward aber nicht lange geduldet und ſie mußte nach Venedig gehn. Und auch von hier vertrieb man ſie wieder; jetzt beſitzt ſie die Villa Marzo in der Nähe von Trieſt, man nennt ſie in ihren Zirkeln majesté, man ſpricht mit ihr von ihrem Bruder — auf der illyriſchen Küſte klingen die Dinge fabelhaft wie ein Shakespear'ſches Luſtſpiel — eine

Schweſter Napoleons! Das iſt doch wirklich was Beſonderes, der beſte Adel in Europa, da 's eine Schweſter iſt. Denn Napoleons Bruder zu ſein iſt unbequem — —

Da war ich nun tief in Gedanken über das Unglück dieſer Pelopiden; das Haus des Tantalus iſt verwüſtet bis auf den Letzten: der Kaiſer ſtirbt jenſeits des Aequators an einer langweiligen Krankheit, an der ſchon ſein Vater geſtorben iſt, ſein ſchöner ſchlanker Sohn mit der ſchmalen lotharingiſchen Bruſt des Hauſes Oeſterreich ſtirbt unnapoleoniſch an der Schwindſucht, ſeine Brüder ſterben an der Vergeſſenheit, ſeine Schweſtern ſterben an dem kleinen, einſamen Privatleben, ſein Weib gebiert Kind auf Kind, nachdem ſie einen Napoleon geboren, ſein Schwager Mürat, den nie eine Kugel traf, fällt unter ordinairen Delinquentenkugeln, und ſeine alte Mutter mit dem geſpenſtiſchen Namen Lätitia kann nicht ſterben, ſie ſitzt zuſammengekauert da wie Hecuba im verbrannten Pallaſte von Ilium. —

— Die Lichter wurden immer kleiner, der Leuchtthurm mit dem Meere verſchwand, es verſchwand auch Trieſt. Es war mir mit dieſer Stadt wie mit einer Theaterdekoration gegangen: in der Nähe hatten mich die plumpen groben

Striche angewidert, und in der Entfernung war mir der Reiz gekommen. Handelsstädte und groſse Gelehrte muſs man nur aus der Ferne ansehn, in der Nähe stören der Schmutz und die Tintenflecke.

Carolina lebt jetzt in Florenz.

74.

Laybach und Grätz.

Der Mond hatte mich bei seinem flüchtigen Vorübergehn belehrt, daß eine Dame neben mir säße, übrigens regnete es sanft, es war eine charmante Spitzbubennacht. Die Anwesenheit der Dame tröstete mich aber in etwas, ich rechnete doch auf einige Kourtoisie der illyrischen Spitzbuben. Auf den Stationen hörte ich einzelne galgenfremde Redensarten, ich hoffte, mich des andern Tages in meinem Reisebuche zu unterrichten, in welcher Sprache die Leute hier fluchten.

Die berühmten Höhlen am Adelsberg liegen nicht weit vom Wege ab zwischen Triest und Laybach. Es giebt aber viele absonderliche Naturmerkwürdigkeiten, die ich nur in der Geographie und Naturgeschichte angestellt wissen will: dahin gehören die kuriosen Höhlen, die pontinischen Sümpfe, die Mißgeburten, die Redaktion der Abendzeitung, die ordentlichen Professoren der Philosophie, und die Rattengeschlechter mit

all' ihren Verwandtſchaften. Ich war froh, daß ich nicht in jene Höhlen kriechen konnte, wußt' ich doch nun wenigſtens genau, wo ſie liegen. Des Nachts iſt's in jener Gegend finſter, der Kondukteur unterſucht dort ſeine Piſtolen, und die Sprache der Leute, welche Einem etwa begegnen, verſteht — wie ſchon geſagt — kein Menſch von klaſſiſcher Bildung — ein gebildeter Reiſender wird ſich nach dieſen Notizen leicht zurecht finden. Der Profeſſor Gerlach zu Halle ſagte immer in ſeinen Vorleſungen über Logik: Meine Herrn, die Logik läßt ſich nicht lehren. Das war offenherzig, wir ſchrieben's auf, und es war gut.

Am andern Mittage waren wir in Laybach. Dieſer Ort iſt bekanntlich berühmt durch ſeinen Kongreß und ſeine großen Krebſe. Ich wollte mich dort auch barbiren laſſen, und ſuchte eine Barbierſtube. Zwei Naſeurs hatten einen armen Bauer unter dem Meſſer, deſſen paſſiven Heldenmuth ich lebhaft bewundert habe. Er war eingeſeift bis an die Wimpern, und man raſirte ihn, daß das Waſſer aus ſeinen Augen drang, und nur einigemale fiel er den Künſtlern in die Klingen, um einmal auszuſpucken und aufathmen zu können, dazu ſprachen die beiden Akteurs ein kauderwelſches Illyriſch, ein diplomatiſches Rothwelſch — die Aktion ſah mir ſo bedenklich aus, daß ich flugs umkehrte. Beſſer ein langer Bart und ein gut Gewiſſen — —

Die Menſchen und die Gegend paſſen nicht recht zu einander; dieſe iſt ziemlich gewöhnlich: ein Paar Waldberge ſind da, ein Flüßchen, das nöthige Grün und was etwa ſonſt zur einfachen Hausmannskoſt einer teutſchen Gegend gehört, und jene, die Bewohner, ſehen wie halbe Türken aus, oder wie Ungläubiger, um mich beſſer auszudrücken. Dieſes Ausſehn hatten ſie aber gewiß ſchon vor dem Kongreß. Die Weiber tragen nämlich einen großen Türkenbund aus Handtüchern um den Kopf, und wenn ich im Oeſterreichiſchen von Menſchen ſpreche, ſo meine ich immer nur die Weiber, die Männer ſind Oeſterreicher. Aber das Frauenzimmer, was man in der Wiſſenſchaft ſo nennt, das Frauenzimmer erhält eigentlich das öſtliche Kaiſerthum; die Frauen ſind immer konſervativ.

Wenn man vom Süden nach Oeſterreich kommt, da ſcheint es Einem, als ſei recht viel Türkiſches in dieſem Lande. Die Abſtufung vom Türkiſchen zum Albaneſiſchen, von da zum Iſtriſchen, Illyriſchen, Steiriſchen, Wieneriſchen iſt ganz niedlich und kommt einem Nordteutſchen manchmal ganz unbedeutend vor. Es ſind nämlich nur kleine Modifikationen jenes bequemen Materialismus, der aus den Zelten der Osmanlis ſtammt und zu Wien auf den Kaffeehäuſern wiederzufinden iſt. Die chriſtliche Stadt Wien hat viel Muhamedanismus im Kaffeetrinken, Tabakrau-

chen und sonstigen islamitischen Vergnügungen und St. Stephan ist im Punkt der Liebe ein erfahrnerer Heiliger als die Sophienmoschee zu Stambul. Ich denke das später in Fabeln und Beispielen nach Fürchtegott Gellerts Manier darzuthun. Seine frivole „schwedische Gräfin" werde ich freilich nicht erreichen. —

Schwer ist es, den Mann in Teutschland zu finden, welcher mit eben jenem unsäglichen Behagen wie der Wiener sich vor dem Kaffeehause niederläßt, er streckt die Beine von sich, die Augen gehen langsam auf in stiller Wohligkeit, die Nasenflügel bewegen sich träg lächelnd in tiefdringender gesunder Naturkraft — dieses wollüstige vegetative Wesen versteht man erst, wenn man aus dem Süden heraufkommt.

Zwei solche Wienerische Wesen saßen mit mir im Postwagen, es war ein Männlein und ein Fräulein, wie Moses ungalant sagt. Das Männlein war ein reicher Bäckermeister aus Wien, jung von Jahren, glatt und schön von Antlitz, gesund wie ein Krebs. Er saß den ganzen Tag still und rauchte so lange bis er was zu essen hatte, und aß so lange bis er wieder rauchte. Dieser Mann strotzte vor Wohlbefinden, und war viel zu schwer für eine Eilpost. Seine Schwester war eine komplette Schönheit, wie man sie auf vielen berühmten Heiligenbildern sieht — nicht

die kleinste Störung fand sich an der ganzen Person. Alles war schön und regelmäßig und ohne Leidenschaft. Man konnte darauf schwören, es sei eine aufgenudelte Heilige, welche den Mund bloß zum Essen und Beten, und die großen himmelblauen Augen nur zum Schlafen hatte. Sie war ein Typus jener langweiligen Heiligenbilder, die nur zum Ansehn auf der Welt sind, und nur zu Bildsäulen und Ehefrauen taugen, nicht aber zu Gemälden.

So groß ist aber die Macht der bloßen Formenschöne, daß ich dies leblose Mädchen siebenzig Meilen lang immer mit Vergnügen angesehen habe. Sie sprach nur zuweilen, wenn sie gefragt wurde Ja oder Nein, ihr Bruder sagte auf der Tour von Triest nach Wien nur dreimal: „'s regnet halt wieder", einige Befehle in den Wirthshäusern abgerechnet, die er den Kellnern gab. Der dritte Begleiter, ein alter Gouverneur irgend einer Dalmazischen Festung, unterhielt sich immer des Vormittags eine Stunde mit mir, während der übrigen Zeit schlief er. Täglich behauptete er des Morgens, eine sehr große Aehnlichkeit mit Napoleon zu haben, „sehr eine fotole Aehnlichkeit", pflegte er zu sagen. Man habe ihn schon einmal deshalb absetzen wollen. Die Aehnlichkeit bestand darin, daß e. nicht groß war, schlecht Schach spielte, und seit vierzig Jahren an einem unersättlichen Magenkrebse litt. Eigentlich war er ein sehr gebildeter Mann, er hatte sich nur mit ganz andern Dingen beschäftigt, als die gewöhnlichen Leute von Bildung. So erkundigte er sich bei mir, ob ich ihm nicht Aufschluß über den „Harz" geben könne, und was man sich eigentlich darunter zu denken habe. Ursprünglich hielt er ihn für einen großen Berg in Kurland, wußte aber nicht gewiß, ob er noch existire. Seine zweite Erkundigung ging nach dem Herrn Marquis von Lafayette; von diesem Herrn Marquis habe er sprechen hören, so lange er lebe, und er habe nie etwas „G'wisses über ihn zu seiner Wissenschoft mochen können". — „Es muß sehr ein sonderborer Mensch sein".

Aber er hatte viele hundert Male bei der Frau Generalin Neiperg gespeis't, die einst die Gattin Napoleons war, und den König von Rom geboren hat, und viel tausend Male beim Kaiser Franz, die fatale Aehnlichkeit mit Napoleon war ihm nur immer im Wege gewesen. Den Napoleon nannte er immer einen unruhigen Mann, den jetzigen Gemahl der Marie Luise aber stets einen „feinen Cavalier".

Neiperg soll wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann sein., obwohl er kränklich, und, wenn ich mich recht erinnere, lahm oder gelähmt ist.

Ich werde mich immer eines Abends in Cilli erinnern, weil er diese Gegend auf's Beste charakterisirt. Wir saßen beim Nachtessen in einem reinlichen, behaglichen Wirthshause, einige Notabilitäten der Stadt reihten sich um den Gouverneur, und hofirten ihm auf das Unterthänigste, das Gespräch kam auf Karl X. und die Berry, welche sich in Steyermark niederlassen würden, und die ganze Gesellschaft zerbrach sich den Kopf darüber, warum der König von Frankreich sich so lange außer Landes aufhalte, ja sich gar außer Landes niederlassen wolle. Pause. Eine Gerichtsperson aus Cilli würde sich erlauben, es Unrecht zu finden, wenn man so etwas über hohe Personen sagen dürfte; es sei eigentlich richtiger, wenn der König in seinem Lande bliebe. Da erhebt sich unten am Ende der Tafel ein kleiner Cillicier, und murmelt ziemlich unverständlich, daß er dieser Sache schon lange nachspüre, und es müßte da irgend was vorgefallen sein. Der König von Frankreich hätte Unannehmlichkeiten gehabt, und da sei er verdrießlich geworden, und eine Zeitlang außer Landes gegangen, die Regierung hätte unterdessen ein Verwandter übernommen —

Diese Meinung wurde aber mit allgemeinem Unwillen verworfen, und der Redner wurde einer naseweisen Zeitungslieferei beschuldigt. Der Gouverneur sagte: „solche G'schichten gehn uns nix an", der Bäckermeister trat in's Zimmer, und sprach: 's regnet holt wieder."

Wir brachen auf. Die Cillicier wünschten dem alten Gouverneur alles mögliche Glück zu seiner grossen Karriere, und empfahlen sich ihm namentlich, einer nach dem andern, der Gouverneur aber sprach: „Schon recht, schon recht, wann ie nur nich die unong'nehme Aehnlichkeit hätt'". — —

— Durch das Saar- und Muhrthal in Steyermark ging's immer weiter und weiter. Ich las, die schöne Heilige schwieg, der Bäckermeister rauchte, der Gouverneur schlief. Man spricht sehr viel vom schönen Steyermark: es ist eine gewöhnliche halb gebirgige Gegend, die ewige Wiederholung einer halb reifen Natur. Aber es gedeiht hier ein schöner Menschenschlag, namentlich in Grätz. Dort im Theater hab' ich jene Claurenschen Mädchen gefunden, welche mit all' den kleinen materiellen Schönheiten mit Grübchen und Rosen und allem sonstigen Detail versehen sind. Und Grätz ist wirklich der Ort, wo man das Vergißmeinnicht noch einmal lesen könnte, die Romantik ist noch in arger, plumper Kindheit, und die Mädchen sind kurios verführerisch.

Auch ist ein altes Schloß da, worauf sich die Leute sehr viel zu Gute thun; es sieht so ignobel aus wie armer Leute Bettelwohnung, aber man hat eine gerühmte Aussicht über die Stadt und die kleinen Thäler in der Nähe. Mir war es viel wichtiger, daß der Weg hinauf bei sehr hübschen Häusern vorüberführt, das heißt bei Häusern, in welchen sehr hübsche Mädchen waren. Diese Mädchen hatten jenes Kolorit der Schönheit, was der Gegend fehlt. Es genügen Einem wenig teutsche Gegenden, wenn man aus Italien kommt, weil sie alle keine Farbe haben — grau, matt, blaß ist Alles, und das Auge ist noch verwöhnt von jenen tiefen, ernsthaften Färbungen, auf welchen sich alle Formen so entschlossen erheben. Die Schönheit der gerühmten Grätzer Gegend ist mir so ordinair und ärmlich vorgekommen, wie die Romantik der Musik in Webers Euryanthe. Daß es den Tag

vorher ſtark geregnet hatte, und der Himmel noch verdrießlich trüb war, mochte wohl allerdings das Seine dazu beitragen.

Dicht am Schloßberge ſteht ein hohes, ſchönes Haus, aber das Claurenſche Mädchen, was am Fenſter ſaß, war noch viel ſchöner. Ich verſuchte einen kleinen Roman in Claurenſcher Manier, aber ich ſtrich ihn aus, um ſchnell nach Wien zu kommen.

Ich wüßte ſonſt von Grätz nichts Characteriſtiſches mehr zu erzählen, als daß der Adel der Provinz, der ſogenannte Kavalier, hier noch ſeine erſte Heldenrolle ſpielt, daß man viel Krucifixe ſieht, und daß ich des Nachts auf dem Heimwege die Stadt wo anders ſuchte, als wo ſie war. Durch dieſen Irrthum gerieth ich in's Freie; im Oeſterreichiſchen iſt alle Freiheit ein Irrthum, nur die Liebe iſt frei, ſehr frei. Irgendwo muß dieſe göttliche Krankheit der Menſchen herausfahren.

Trotz dem, daß ich mich ſo ſpät noch verirrte, und alſo noch ſpäter nach Hauſe kam, fand ich die Wirthsſtube meines Gaſthauſes noch belebt. Es wurden noch „Hohnerl" verſpeiſ't, und Seidel getrunken. Die gebacknen Hohnerl ſind bekanntlich der Mittelpunkt der öſterreichiſchen Nationalität, und es iſt ein hiſtoriſcher Fehler, daß ſie nicht ein gebacknes Hohnerl im Wappen haben. Der Franzoſe liebt die Freiheit, der Engländer die Unabhängigkeit, der Italiener die Schönheit, der Teutſche die Bücher und der Oeſterreicher die „Hohnerl, wenn ſe gebocken ſind".

An einem Tiſche war beſonders viel „Spektokel", da wurde die Reſi am Meiſten beklätſchelt, da ſchien's die beſten „Schnoken" zu geben. Der Hauptredner war ein magrer Gerichtsſchreiber mit einem unorthographiſchen Ausdruck im Geſicht, welcher die Geſellſchaft damit ſo vortrefflich unterhielt, daß er ſich hochteutſch zu ſprechen bemühte. Das urſprünglich Komiſche für dieſe Leute war das Berliniſche. Unter

dieser Firma nahmen sie aber Alles hin, was von ihrer Mundart abwich, und besonders komisch war ihnen die volle, richtige Aussprache der Doppelvokale und Diphthongen. Der Berliner ist ihnen eine komplet lächerliche Figur, und ich habe auf allen österreichischen Bühnen bemerkt, daß der Aufschneider, der Poltron, der Hasenfuß stets sich bestrebte, hochteutsch zu sprechen. Denn das heißt bei Ihnen berlinisch, die lächerlichen Nüancen des scharfen, giftigen Jargons der Märker können sie mit ihren verweichten Organen nicht zu Stande bringen.

Der Berliner heißt dort so viel, als bei uns der Staberl.

So wie sie indeß bemerkten, daß ich aus Teutschland sei — so heißt Ihnen das Land, wo nicht österreichisch gesprochen wird — wurden sie verlegen. Die Kinder machen sich über den Schulmeister nur lustig, wenn er nicht in der Nähe ist. Die Beschränktesten fühlen es, daß sie durch die Institutionen zurückgehalten sind in der Kultur, und um das drückende Gefühl los zu sein, machen sie sich zuweilen über die Kultur lustig. Bald aber kehren sie zu jener übertriebenen, entwaffnenden Bescheidenheit zurück, welche ein Theil ihres liebenswürdigen Wesens ist, und dann erniedrigen sie sich selbst tiefer als sie nöthig hätten.

Nur die freigegebene Kultur findet den richtigen und würdigen Weg der Schätzung. —

— Resi leuchtete mir zu Bett, und fragte, ob ich noch was zu „schoffen" hätte, und bei frühem Morgenstrahle flog ich zum Thor hinaus. Die erste Person, die uns begegnete, war ein Ligorianer. Dieser Orden steht in dem Rufe, die ausgezeichnetsten Hausfreunde zu liefern, und ist darum noch sehr in Aufnahme.

Wir flogen mit der goldnen Sonne durch die stillen Waldberge. Ich bemerke hierbei, daß die Lobpreisungen der Steyrischen Natur mehr die Alpen Ober-

ſteyermarks angehen mögen, wohin die beſſeren Wiener ihre Sommerausflüge machen. Zu meiner ſtummen Reiſegeſellſchaft kam eine Nonne, ich hatte ſolch' eine antiquariſche Naturſeltenheit niemals in der Nähe geſehen, wurde aber jetzt durch fromme Intriguen in's Kabriolet verwieſen, weil ich mich gottlos aufgeführt hatte. Wir ſaßen nämlich bald nach Ankunft jenes geiſtlichen Möbels in einem kleinen Städtchen bei Tiſch, es wurde in allerlei Sprachen gebetet, das Eſſen blieb aber ſchlecht, und einige unchriſtliche Aeußerungen, ja, ich glaube der Gottſeibeiuns ſelber, entfuhren mir zu wiederholten Malen. Man bekreuzigte ſich, und rückte weiter von mir. Die Nonne mit ihrem Faſtengeſichte redete der ſchönen Wienerin zu, Gott die Ehre zu erweiſen, und in's Kloſter zu gehn, und die Wienerin nickte mit dem Kopfe. Es ſchnitt mir durch's Herz, daß dieſer ſchöne, gottgefällige Leib niemals zur Freude geweckt werden ſollte, ich lief hinaus, und trieb den Kondukteur zur Abfahrt. Es iſt entſetzlich, du großer Gott der Liebe, Freude und Schönheit, wie ſie deine ſchöne Welt mißhandeln. Früher hatte ich immer gedacht, nur die abgeliebten und abgelebten Weiber ſeien Nonnen geworden, nur wenn ſie keinen Mann bekommen, hätten ſie den Herrgott geheurathet. Denn die ſogenannte Religion iſt bei den meiſten Weibern das Surrogat der Liebe, und hinter dem Gott der Liebe — ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller — ſteht immer der liebe Gott. Aber die unerfahrnen Blumen abreißen und zum Verdorren auf den kalten Altar ſtellen zu ſehn, das bewegte mein Herz zur ſchmerzlichſten Trauer.

Die Religionen ſind leider nöthig wie die Kinderkrankheiten, aber die beſten Kinder gehen dabei zu Grunde.

Mit den Leuten da drin im Wagen mocht' ich nichts zu ſchaffen haben, wir gehörten in ganz verſchied'ne Kirchſpiele, waren aus ganz verſchiedenen Jahrhunderten, der Kondukteur neben mir ſchlief, der

rothjäckige sterrische Postillon mit dem kernigen, hohen Körper knallte auf seinem breiten, hohen Pferde, ich wußte nichts Besseres anzufangen, als über die Unsterblichkeit der Seele nachzudenken. Mit diesem Thema beschäftigen wir uns schon seit vielen Jahrtausenden, ach, und „mer weiß halt nix G'wiss'es!"

Die Leute im Wagen und die meisten Oesterreicher brauchen doch halt einen ganz andern Himmel: für einen Himmel mit diesem Geschlechte würde ich mich gehorsamst bedanken, und nach den gewöhnlichen Vorstellungen ist die Hölle wirklich bei Weitem interessanter. Da ist doch Raffinement zu erwarten. Ich bin immer noch dafür, daß wir nach verschiednen Sternen weiter vorwärts rücken; mit dem eigentlichen Staberl möcht' ich aber doch gern wieder zusammen kommen, das ist ein gar zu netter, pudelnärr'scher Kerl. Ich wollte mir's in Wien zum Geschäft machen, die Kultur des Staberl ein Wenig in unsre Richtung zu bringen, damit man mit einiger Gewißheit auf seine einstige Gesellschaft rechnen könne.

Gegen Abend ging es fortwährend bergauf, wir waren am Fuß des Sömmering, auf dessen Gipfel das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich beginnt. Dort steht ein steinerner Obelisk, ein einsames Wirthshaus und dunkles Nadelholz, und von hier fällt der Weg steil ab durch dunkle Thalschlünde in die österreichische Fläche hinunter. Es war dunkler Abend geworden, und einzelne Lichter blinkten hie und da aus den schwarzen Tiefen. Einst sind hier die französischen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau. Jetzt war mir's in der schweigsamen Abendruhe, als säßen unten in den verborgenen Schluchten des Sömmering, von wo die schüchternen Lichtlein heraufblitzten, jene künstlichen alten Teutschen, die nach dem Freiheitskriege in Teutschland zum Vorschein kamen, als hörte ich wieder jene mystischen, dunkelkräftigen Vaterlandslieder Follens, Schenkendorfs und Theodor Körners, wie wir sie zu Passendorf bei

Halle gesungen hatten, als spräche mich wieder jener bärtige Bruder Studio in Lauchstädt um eine Pfeife Tabak an, als sei wieder jener fabelhaft teutsche Kaiser der Mittelpunkt unsers Lebens. Ich gab ihm damals die Pfeife Tabak unter der Bedingung, daß er meinem Kandidaten, dem Könige von Preußen, seine Stimme ertheile — er winkt mit den Augen, drückt mir die Hand und schweigt und stopft. Ich hatte Teutschland ein schönes Opfer gebracht, und war zufrieden; es war abgemacht, und ich schrieb's meiner Geliebten. Wo war sie hin, jene in Begeisterung gepferchte Jugend? mit welchen andern Gedanken fuhr ich den Sömmering hinunter? und in den Herzen meiner Begleiter war weder von jenen verstorbnen Ideen, noch von den neuen eine Ahnung. Wunderliche Welt! Und ich selbst dachte mir's gespensterhaft, wenn sich da unten in kleinen Hütten die alten Teutschthümler ihre langen Haare mit den Fingern kämmten, die struppigen Bärte streichelten, mit alten Morgensternen das Kaminfeuer schürten, oder im Nibelungenbuche läsen, und zuweilen hinaushorchten in die todte Nacht, ob des alten Odins Geschrei über Teutschland halle, und zum Aufbruch mahne.

Da war es plötzlich, als bewegten sich die Lichter, und wahrlich, sie kommen näher und näher das Thal herauf; es befiel mich eine Angst, als bräche die Völkerwanderung herein — es waren aber brennende Laternen, die langsam den Berg herauffuhren, und auf den offnen kleinen Wagen saßen gefangene Polen mit verwilderten Schnurrbärten, die nach Triest und von da nach Amerika gefahren wurden. Drinnen in unserm Wagen bekreuzigte man sich vor diesen Bösewichtern, die gleichgültig aus ihren kurzen Pfeifen rauchten. Weiter unten auf dem letzten Wagen sangen sie ein altes polnisches Nationallied, was fremd und wunderlich in die Tannenzweige des Sömmering flatterte. Unheimlich blitzten die Bayonette der österreichischen Soldaten, welche neben den Gefangenen saßen.

Rasch und unempfindlich rollte der Postwagen vorüber wie ein Jahrhundert neben dem andern. Als ich mitten in der Nacht erwachte, waren wir im flachen Lande, und hinter mir hörte ich den Bäckermeister zum dritten Mal sprechen: „'s regnet holt wieder".

Zum zweitenmale weckte mich die Morgenfrühe auf der Spinnerin am Kreuz, vor meinem Blicke lag ein glänzender Häuserſee, und der Postillon knallte, der Kondukteur sagte mit befriedigendem Lächeln: „Schaun's, Euer Gnoden, dos is Wi:en".

75.

Wien.

Die Stadt sah schön, sehr schön aus, wie das Vergnügen selbst. Und wenn man bereits einen Begriff von Wien hat, so ruft man gewiß aus: diese Stadt gehört in diese Gegend, es paßt Alles zusammen, Wien kann nirgends anders stehn, es ist an seinem Orte, und hier ist gut sein, hier muß man sich amüsiren.

Dies Wort ist für Wien erfunden. Die Wiener selbst sagen „unterholten — nu ie hoff', daß Sie sich gut unterholten."

Ja, ja, so mußte Wien aussehen, ich hatte mir's so vorgestellt — ein weites behagliches Thalbecken, rings mäßige, grüne Berge, überall frischer, lichtgrüner Rasen, frisches lichtgrünes Laub, inmitten die bequem hinschlendernde Donau, blitzende weiße Häuserreihen, Bäume dazwischen, und wieder Häuser und Bäume bis in die Berge hinein. Man knöpft sich die Weste auf, um die behagliche Wiener Luft an die Brust zu lassen. Und es paßte Alles so vortrefflich: es war ein frischer, üppiger Septembermorgen, die Sonne schien vortrefflich, ein warmer Nachtregen hatte Alles erquickt, und da unten blitzten die tausend Fenster. Na, dacht' ich, hier wird's einmal Vergnügen geben, und tausend Fenster, in die ich hineinkucken will, sind viel zu wenig, und, und — ja ich

wußte nicht, was ich sagen sollte, aber es war mir ganz charmant zu Muthe.

Die Hausknechte fegten die Straßen, es war noch früh am Tage, die Stubenmadl schlüpften an den Häusern hin: und gaben sich nicht viel unnütze Mühe, die blanken Schultern zu bedecken, das Tüchlein war doch zu schmal, die Backen waren roth geschlafen, die Pantoffeln klapperten unter den weißen, glatten Strümpfen, und wenn man sie ansah, da lachten sie. Es war Alles richtig, die ganze Atmosphäre war amüsant, man sah's den Häusern an: hier giebt's lauter Vergnügen, sie haben so etwas onkelartiges, so etwas von einem guten alten Hausfreunde, der immer nur Vergnügen zu machen trachtet, der niemals über schlechte Zeiten klagt.

Die Städte haben wirklich ausdrucksvolle Physiognomien: wer könnte z. B. nach Berlin hineinfahren und den vornehmen Straßen die hochteutsche Sprache, das vornehme, verständige Wesen, die protestantische Abgeschmacktheit nicht ansehen, wer kommt nach Hanover, und sieht nicht in den leeren, glatten Gassen das leere, förmliche Adelthum mit den blanken gescheuerten Spuckkästchen und den blank gescheuerten Hirnkästchen — jedes Haus in Wien sieht fidel aus, Alles lächelt. Es ist allerdings jenes Lächeln bei ältlichen Personen, die sich noch gern amüsiren, es ist kein junges, modernes Lächeln, aber es ist ein behagliches Lächeln. Sogar die versteckten Regierungsgebäude imponiren nicht etwa, sie zucken ein Wenig die Achseln und sprechen „'s muß holt a Ordnung sein," aber sie lächeln auch. Kurz, man sieht's den Häusern und Menschen an, daß sie sich nur des Tags über „a Bisserl" beschäftigen, daß aber das Vergnügen die Hauptsache ist, der Zweck, auf welchen Alles hinausläuft, man sieht's, daß der Handwerker drauf wartet, das Werkzeug, der Soldat, die Flinte wegzustellen, damit 's losgehe. Ich zappelte in meinem Kabriolet, mich unter die hin und her trippelnden Leute zu begeben, und mit zu fragen: „wie unter-

halten wir uns heute?" Denn bis der Wagen in die Mitte der Stadt kam, war Alles lebendig geworden, und die alten schmalen Gassen wimmelten immer lauter von Menschheit." —

Ich war noch nicht in meinem Gasthofe angekommen, und ich wußte es schon wie das hier gehen würde. Ganz Wien drückt sich beim ersten Anblicke aus. Die ganze Lage der Stadt, nicht glänzend schön, aber pittoresk, aber reizend, üppig, weich, der wärmere Himmel, die kugelrunde Sprache, die fleischigen, saftigen Körper der Wiener, die Sitten und Gebräuche, Alles liegt sich so materiell selig in den Armen, daß man selbst die Arme öffnet. Und in Wien öffnet sie Niemand umsonst. Wien ist sehr menschenfreundlich und liberal.

Und hier sollt' ich ja auch Maria finden, Maria, das blanke, schöne Mädchen! Und wie paßte sie hierher.

Ich werde nimmer jenes Wiener Morgens vergessen. Wie wunderlich, wie thöricht kam mir das ganze Leben vor, das hinter mir lag mit all' seinen Wissenschaften, seinen Theorieen, seinen rastlosen Gedanken, seinen Freiheitsbestrebungen. Mein Gott, dacht' ich damals, wozu all' diese verworrenen Dinge, hier ist Griechenland, hier ist Klassik, der Augenblick gilt, die Sachen sind das, wornach sie aussehen, sie sollen und wollen weiter nichts bedeuten, sie wollen genossen sein, hier ist das ächte Erdenglück, zieh dir den Sammtrock und die weißen Beinkleider an, und geh hinaus auf die Straße, und küsse die Menschen und iß gebackne Hohnerl — was geht mich denn der Weltlauf an.

Von gelebt ist wohl gethan!

Die Bücher ruiniren den Unterleib, die Gedanken stören den Schlaf und die Karrière, ich stieg in's Bad, um den alten Menschen abzuwaschen, dann setzt' ich mich zum Frühstück, und nun, dacht' ich, bist du wie Alexander in Babylon angekommen, jetzt beginnt das Leben mit seinen Freuden.

Das Frühstück in Wien ist die Vorrede zu einem jener schönen Romane, deren wir so viele in der Jugend genossen haben, z. B. zu den zwölf schlafenden Jungfrauen: man freut sich kindisch auf all die Dinge, welche der Tag bringen wird. Dann kommt der Barbier, eine wichtige Person in Oesterreich — dies Geschäft wird in Nordteutschland mit sträflicher Oberflächlichkeit getrieben, der Wiener Barbier verrichtet es mit Andacht und niemals ohne Supplementstriche. Wie manches gute Alte ist hier auch das epische Talent dieser Leute noch in Uebung, sie erzählen noch, was sich begeben hat und sich begeben könnte, welche homeridische Tugend in den sogenannten feinen Städten leider immer mehr verschwindet. In Wien helfen die Barbiere den Staat konserviren.

Nach hinausgeworfenem Barbier, um mit dem versiegelten Bürgermeister zu reden, verfügte ich mich an die nächste Straßenecke, um den Catalog des laufenden Tages einzusehen. Dort schreien und jubeln die rothen, blauen und grünen Zettel, und verkünden wie die alten lieben Marktschreier, was den Tag über in Wien geschieht. Denn in Wien geschieht nichts als Vergnügen, es ist die Schlaraffenstadt der Kindermährchen. Wo Kinder sind, fehlen auch die Mährchen nicht, und in Wien sind ihrer so viele hunderttausend.

Ich war ein Glückspilz: in feuerrothen Buchstaben brannte es an der Rothenthurm-Bastei. „Sperl in floribus — Sperl in floribus“ murmelte jeder Vorübergehende, und das Vergnügen sprang wie ein Gassenbube über sein Gesicht — „Sperl in floribus“ lief es von Mund zu Mund, von Gasse zu Gasse, wo zwei Leute mit einander sprachen, da drückten sie sich die Hände, und sagten: „Heut ist der Sperl in floribus, es war eine Vergnügungsemeute, welche mit den Worten „Sperl in floribus neben mir herlief von der Ferdinandsbrücke bis hinaus auf die

„Wieden," es war eine Gesichterillumination durch ganz Wien.

Und ich lief hinter her über den Stephansplatz, die Kärthnerstraße hinauf bis draußen in den Volksgarten, und von da wieder hereinwärts auf die Bastion. Es ist hier im Volksgarten und auf dem nahen Walle ungemein sauber, weiß, schön und glatt. Ein eben so saubres, großes Gebäude steht dicht am Walle, es sieht aus wie glänzendes Kanzleipapier mit zierlichen Buchstaben beschrieben.

Das ist Metternichs Haus.

Eine kleine Brücke führt auf den Wall, zehn Schritte davon ist die Burg, und über diese Brücke und jene zehn Schritte sieht man oft den Fürsten kommen mit dem Portefeuille der europäischen Konservation in der Hand.

Der Volksgarten ist wunderlich genug sehr nahe dabei. Ich mußte mir aber zugestehen, daß ich mit vielem Glück sogleich die Hauptpersonen einer Stadt zu finden wußte: nach Metternich ist der Sperl die wichtigste Person in Wien. Jener ist Minister des Auswärtigen, dieser Minister des Innern.

Ich werde mich später eines Breitern über Sperls System erklären.

76.

Metternich.

Bei den meisten teutschen Schriftstellern, die ihre Bücher nicht eben in der Kanzlei anfertigen, ist es eine hergebrachte Mode, bei dem Namen Metternich einige Verwünschungen auszustoßen, und von Freiheit und Tyrannei zu sprechen. Metternich ist für mich von Seiten der Gewalthaber neuerer Zeit nach Napoleon der größte Mann. Ich mäkle nie an der Größe, ich bin ein Historiker, und Historie ohne Poesie ist ein Unding, und Poesie von einerlei Farbe ist die Langeweile.

Metternich ist ein Held und ein Erdengott so gut wie Achilleus und Cäsar, und Gregor und Napoleon Bonaparte. Die Historie wägt nicht blos die Prinzipien, sondern auch die Thaten nach ihrer specifischen Schwere. Metternich hat den alten, schwer bedrohten Absolutismus des Regierens unter allen Stürmen erhalten, er hat ihn gegen die unbändige Republik Frankreich, gegen den unwiderstehlichen, glänzenden Usurpator Napoleon, gegen die melancholischen Freiheitshelden von 13 und 14 gewahrt, er hat ihm den Sieg erfochten gegen die modernen Freiheitsmänner und gegen ihre gefährlicheren Ideen. Er ist der jetzige Gott des Absolutismus, und vor Göttern muß man sich beugen, auch wenn man sie nicht liebt.

Wo man sein Bild in Wien erblickt, da wird man genöthigt, stehen zu bleiben: es ist der Kopf des olympischen Zeus, wie ihn Phidias geformt hat, und die Besorgniß jenes griechischen Kritikers hat mich dabei nicht einen Augenblick verlassen, daß er die Decke des Hauses wie eine Eierschale zerstoßen würde, wenn er sich einmal in seiner ganzen Länge aufrichtete. Es ist sehr möglich, daß Metternich einst das blaue Sternendach des Absolutismus zertrümmert, wenn er seine Glieder im Tode streckt. —

Ich habe nach Napoleon keinen so schönen Götterkopf gesehen, als den Metternich. Wer es nicht weiß, daß er Oesterreich und halb Europa regiert, der darf nur in einen Wiener Kurstladen oder auf dem Josephsplatze in die Porzellanniederlage treten, er wird es erfahren. Dort hab' auch ich's erfahren, was ich von diesem Manne zu halten habe. Und diese schönen Zeusköpfe sind ächt, die hohe, weiche Stirn, die stolz gewölbten Augen und der vornehme Zug über die edle Nase und den schmalen, feinen Mund hinweg, alle diese Kennzeichen des Olympiers sind wirklich sein — es war in dem glänzend erleuchteten Theater der alten Stadt Prag, wo ich ihn in die Loge treten sah, wo ich jene Bilder mit ihm vergleichen konnte.

Er stammt aus einem alten Geschlecht am Rheine und ist 1773 geboren. Vorfahren von ihm haben auf den rheinischen Kurstühlen gesessen. Sein Vater war wie er österreichischer Minister, und regierte 1791 die Niederlande, welche damals noch österreichisch waren. Jener Georg Metternich, der auf dem berüchtigt gewordenen Rastadter Kongresse Oesterreichs Kommissarius war, ist der Vater dieses Clemens Metternich. Er begann seine große Karriere mit den verschiedenen Gesandtschaftsposten, erst bescheiden in Dresden, dann in Berlin um die wichtige Zeit, als sich Napoleon die Krone aufsetzte, Hannover okkupiren und den Herzog von Enghien er-

schießen ließ, endlich Aug' in Auge jenem Chronos, der seine Kinder verschlang, in Paris selbst.

Man erzählt mehre Witzworte Napoleons über Metternich, der schön gewachsene, Damen suchende österreichische Kavalier schien ihm nicht gefährlich. Und Napoleon hat außer dem Winter und der Freiheitslust keinen gefährlicheren Feind in Europa gehabt, als den Fürsten Clemens Metternich, selbst Pitt in England hat ihm nicht so viel geschadet. Vom Jahre 1805 an waren alle Kontinentalkriege gegen Napoleon Gedanken aus Metternichs Herzen, und nicht die Brautmusik bei der Hochzeit von der Tochter seines Kaisers, nicht der schöne König von Rom, welchen die Habsburgerin dem Napoleon gebar, nicht die natürlichsten Gefühle hielten ihn ab, seinem größern Plane treu zu bleiben, wie die Kreuzritter jenem Schwure, das heilige Grab zu befreien.

Jenes heilige Grab war aber das alte historische Bett der Legitimität, auf welches sich der korsische Abenteurer mit Stiefel und Sporn geworfen, was er mit Koth besudelt hatte, mocht' es auch Siegeskoth der wunderbarsten Schlachten sein. Je mehr er Verdienste besaß, um so eher mußte er herunter vom Sitz des heiligen Ludwig, denn nicht die rohe Jakobinerfaust, sondern die weiße, schöne Hand Napoleons war dem Prinzip des unwandelbaren legitimen Rechts gefährlich. Nicht die Gemeinheit fürchtet der Vater eines jungfräulichen Mädchens, sondern die Größe.

Und so erschien er denn, jener Clemens Metternich, den Napoleon als junger Kaiser verspottet hatte, das Gespenst von Napoleons Legitimität, das Gespenst, was ihn daran erinnerte, er sei noch lange nicht sein Enkel, so erschien er dann zum letzten Male vor ihm in Dresden 1813 am Schlusse jenes bedrohlichen Waffenstillstandes. Es war derselbe Damen suchende Kavalier aus Oesterreich, welcher vor sieben Jahren nach Paris gekommen war, aber diesmal ließ er bekanntlich jenen kleinen Hut liegen, wel-

cher dem Kaiser aus der Hand fiel beim heftigen Auf- und Niedergehen.

Wenige Monate darauf, als der nächste Frühling kam, war Metternichs Schwur erfüllt und das heilige Grab erlöst vom Renegaten. Es kamen die Jahre, wo kleine englische Mädchen den gelähmten Riesen auf St. Helena Whist spielen lehrten; und wo die siegreichen Schlachten Metternichs begannen, die Schlachten zu Wien, Aachen, Troppau, Laybach, Verona, Münchengrätz und wiederum zu Wien, die Schlachten für das Staatsprinzip vor Luthers Zeit. Metternich ist vielleicht der einzige Mann in Europa, der es weiß, daß das Christenthum und jeder alte Glaube mit Luther zu Ende ging — Oesterreich und Metternich haben darum jede Art von Lutherthum bekämpft bis auf das Blut. Denn er hält mit Recht eine halbe Religion und einen halben Absolutismus für eben so schlimm, als Irreligiosität und Republik, er fürchtet eine chronische Krankheit eben so wie eine akute.

Und diese Ganzheit ist das Imponirende jenes Systems. Wer weiß übrigens, wie viel Systematisches man ihm unterlegt, es ist das schöne Geschick großer Männer und der historische Ausdruck ihrer Größe, daß die Hauptgedanken des Zeitalters zu den ihrigen gemacht werden, sie mögen Ansprüche darauf haben oder nicht. Uebrigens ist Metternich aufmerksam auf alles Geschriebene, er läßt sich jedes wichtige Buch aus der Buchhandlung holen, er belauscht jedes Flüstern des Zeitstromes. Ich weiß nicht, ob er den absoluten Glauben, den er verlangt, selbst theile, ob er fähig ist, ein System zu erfinden, seine Fähigkeit, für ein System zu erfinden, betrachte ich mit Bewunderung, ob ich auch dies System niemals geliebt habe.

Dies System ist übrigens nicht so künstlich als es die Leute machen, aber es ist ganz, und dies ist sein Vorzug. Die Dinge sind nicht das Resultat tiefer gelehrter Studien, sondern das Resultat der

Tage und Wochen, die man ungestört kommen und gehen läßt, und die einfache Sorge, alle Aenderung in diesen Tagen und Wochen zu vermeiden.

Mit dem ersten Gedanken der Reformation ward das ganze frühere Menschensystem erschüttert, die unmittelbare Verbindung mit dem Himmel ward aufgehoben, der Glaube und jede unbezweifelte Autorität hörten auf. Seit jener Zeit behelfen wir uns in Staat und Religion mit Surrogaten, welche bald Protestantismus, bald Konstitution heißen. Das hat Oesterreich von jeher geahnt, und Metternich weiß es vielleicht. Um diesen Glauben jealicher Hinsicht, nicht bloß um den an die Jungfrau Maria, hat es so viel Tausende von Menschen und Gulden in den dreißigjährigen Krieg, in die Kriege mit Napoleon geworfen. Dieser Glaube, der älteste und umfassendste Restaurationsglaube ist jetzt noch am Stolzesten verkörpert in Clemens Metternich, er ist der moderne Philopömen, jener gewaltige Grieche, welcher die alten Götter und Reiche vor den neuen Römern schützen wollte.

Ich glaube nicht an seinen Sieg, denn er ist auf einen bloßen Vertheidigungskampf beschränkt, ich glaube aber auch nicht an einen dauernden Sieg seiner Gegner, wenn sie nicht tiefere Staatsformen erfinden, wenn ihnen nicht ein neuer Messias kommt. Ist es vorbei, daß der Staat an den Himmel geknüpft werde, oder ist der Himmel immer nöthig zur Dauer menschlicher Institutionen? Seit die direkte Verbindung des Staats mit den Göttern durch Zweifel und Thatsache gelöst worden ist, seit man den Absolutismus zertrümmert hat, ist nur eine Gleichgewichtstheorie erfunden worden, die wir repräsentative Verfassung nennen. Alle Staatsverhältnisse erreichen ihre Endschaft mit der Quadratmeile, das sogenannte natürliche Recht ist ihre sublimste Erweiterung, ihre höchste Transcendenz — und dabei schwören wir Eide, und berufen uns auf Dinge, deren Gewichte nur an einer Verbindung mit dem Himmel, an einer Religion hängen, und werfen's einander vor, wenn diese Eide weggeworfen

werden wie abgenutzte Handschuhe. Von dem System einer Nützlichkeitsübereinkunft erwarten wir Treue, Glauben, Gewissen, lauter Dinge, die nur in religiöser Athmosphäre bestehen können, mit einem Balancirsysteme begnügen wir uns.

Es mag unpassend scheinen, in Zeiten der Gefangenschaft zu spekuliren, und von Reisen zu sprechen bei verschlossenen Pforten, Börne kann und soll es nicht billigen, denn er hat ein andres Geschäft, das Geschäft für Heut und Morgen — aber wenn ich von Metternich rede, das heißt, von der ganzen Restauration, so muß ich auch von einem ganzen Fortschritt reden.

Erfindet jenen Mittelpunkt der Nothwendigkeit, welcher Glück und Harmonie auf Jahrhunderte sichert, zeugt einen Messias, wir brauchen ihn. Ich kann mich oft der Furcht und Hoffnung nicht entschlagen, wir seien erst im Stadium Johannes des Täufers, und die Weihnacht werde noch kommen, und während des bedenklichen Zwielichts jetziger Tage, lasse ich den poetischen Gelüsten ihren Willen, und ergötze mich zu Wien an der Heldenfigur Metternichs, deren Umgebung mich zum Dank dafür erdrücken würde, käm' ich in ihre Nähe. Man muß übrigens Metternich niemals verantwortlich machen für die berüchtigten Polizeihandthierungen, für das, was man kurzweg „österreichisch" zu nennen pflegt: er steht am Steuer, und sieht über das Meer, und der Matrosenlärm im Schiff'sraume kümmert ihn nicht, er vertritt das österreichische System aber nicht Oesterreichs Verwaltung, er ist kein Polizist. —

Aber im Allgemeinen — bin ich nicht schon ein scharmanter Oesterreicher geworden, ein Oesterreicher mit aufgeklärten Ideen? Sollte nichts aus mir werden können? — Ich saß auf einer Bank jener schönen Terrasse unweit Metternichs Hause, die Morgensonne schien warm und liebenswürdig, und ich ging ernstlich mit mir zu Rathe, ob ich denn ganz verderbt, ob nicht eine Richtung in mir aufzufinden sei, mit

welcher ich einige Wochen in Wien exiſtiren könne. Und wenn ich auch alle Tage daſſelbe ſprechen müßte. Man ſagt, eine gute Natur hilft ſich immer ſelbſt, auch die meine hat ſich geholfen; ich will nur aufhören, ſonſt bring' ich's am Ende gar noch zu einem Orden, und das Buch wird gar zu dick.

Ich bin ſehr neugierig darauf, was ich über Wien ſagen werde, über dieſe Stadt eines Paradieſes, eines Paradieſes ohne Feigenblatt, Schlange und ohne Baum der Erkenntniß. Es iſt zu befürchten, daß ich mich durchweg günſtig darüber vernehmen laſſe, denn mein Magen war zu jener Zeit in ganz vortrefflichem Zuſtande; und da geh' ich einem Märtyrerthume entgegen ohne Gleichen; ich ſetze Geiſt, Liberalismus, Geſchmack und Havannahcigarren auf's Spiel, die in Wien nicht zu kaufen ſind. Ich meine nämlich die Havannahcigarren, welcher Umſtand allerdings unangenehm. Fremder Tabak iſt nicht erlaubt, das iſt ja aber eben Wien, daß man nach einigen Wochen nichts Fremdes mehr braucht, nichts Ausländiſches.

Iſt das Kultur oder ſonſt Etwas? Auf die Beantwortung dieſer Frage kommt's allein an. Darin ruht die Schilderung Wiens und unſrer Zeit. Ich und der Staberl, wir woll'n unſer Mögliches thun.

Reisenovellen.

Dritter Band.

Verlagsartikel

von

Heinrich Hoff in Mannheim,

welche

durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Heinrich Laube's Reisenovellen. 1r und 2r Band. 4 Thlr.

Ausgabe auf Velinpapier. 4 Thlr. 12 gr.

— — Reisenovellen. 3r und 4r Band. 3 Thlr.

— — Poeten. 1 Thlr. 12 gr.

— — Liebesbriefe. 1 Thlr.

— — Schauspielerin. 1 Thlr. 4 gr.

— — Moderne Charakteristiken. 2 Thle. 3 Thlr.

Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts. Herausgeg. von Freiherrn v. Erlach. 5 Bde. in gr. 8. 8 Thlr. 8 gr.

Aquarelle aus dem Leben, von August Lewald. 2 Theile. 3 Thlr.

Reisenovellen

von

Heinrich Laube.

833

Dritter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.

1836.

Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert,
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.

Doktor Luther.

Inhalt des dritten Bandes.

		Seite
1.	Die Leopoldstadt	1
2.	St. Stephan	17
3.	Sperl in Floribus	30
4.	Johanna	44
5.	Nationales	56
6.	Fortsetzung	70
7.	Soldaten und Mädchen	79
8.	Die Künstler	87
9.	Essen und Moden	95
10.	Baden	106
11.	Fortsetzung	117
12.	Der Wiener Accent	127
13.	Grillparzer	135
14.	Beethoven und Kanne	148
15.	Die Donauberge	159
16.	Fortsetzung	171
17.	Ungarn	184
18.	Fortsetzung	196
19.	Széchenyi und Kagy	210
20.	Der ungrische Adel	219

1.

Die Leopoldsſtadt.

Die alte, gute Zeit! Das iſt eine Redensart, die von Jahrhundert zu Jahrhundert klingt, alles Vergangene iſt uns Auktorität, iſt uns umkleidet mit ep'ſchem Reize. Es mag eine Entſchädigung der Gottheit für uns darin ruhen, daß wir Dahingeſchiedenes zum Genuß verarbeiten können, und zwar das Dahingeſchiedene jeder Art, auch das Kläglichſte; eine Entſchädigung für unſere mangelhaften Organe zu gegenwärtigem reellen Genuſſe.

Die alte gute Zeit und das alte gute Wien gehören zu einander wie ein Paar Eheleute. Bei dem Einen denkt man an das Andere. Es hat etwas

Rührendes, mit welcher ängſtlichen Emſigkeit ſich die Wiener den Glauben zu erhalten trachten, es ſei bei ihnen noch die alte gute Zeit und Wien ſei und bleibe ewig unverändert Wien, wie es Wien geweſen vor fünfzig Jahren. Sie mögen ſich's kaum geſtehen, daß es hie und da an Geld fehle, daß ihr Leopoldſtädter Theater nicht mehr ſo beſucht ſei.

Es war ein ſonnenheller Nachmittag, als ich die Jägerzeil entlang ſtrich, um den Prater zu ſuchen. Dieß iſt der Weg der großen Praterfahrten, bekannt und berühmt durch Bilder und Erzählungen. Die Straße iſt ſo breit, ſtattlich und gerade wie keine andere in Wien, hier fährt der Kaiſer am Oſtertage mit ſechs Schimmeln, und die reichen Kavaliere aus Oeſterreich, Ungarn und Böhmen ſuchen und ſtudiren ein Jahrlang nach ſchönen Pferden und Wagen, nach glänzendem Riemzeug und blitzenden Livreen, um ſich auszuzeichnen auf der Praterfahrt am Oſtertage. Erinnert das nicht an unſere kindliche Jugendzeit, wo wir keine größere Sorge kannten, als die für Frack und Hoſe, welche wir an

einem Festtage spaziren tragen, für die Busenkrause und die grüne Tuchnadel, mit welchen wir prahlen wollten! Harmlose Jägerzeil! Von einem Ostertage zum andern erzählt sie, was die Esterhazy'schen Stuten für Sielenzeug getragen — homerisches Wien!

Die Fahrt nach **Longchamps** von Paris ist etwas Aehnliches, man fährt im Londner **Hydepark** und **Regentpark**, zu Berlin unter den Linden auch mit schönen Equipagen spaziren, aber wo ist an diesen Orten solch kindliches Interesse an Busenkrause und Riemzeug! Die Leute mit ihren Gedanken sind dort Hauptsache, nicht mehr die Pferde mit ihren ungarischen Trodbeln.

Homerisches Wien! Die Pferde vor Achills Wagen gelten auch für beneidenswerth, weil sie historisch geworden sind.

Vielleicht geht es mir nicht allein so, daß ich mich bei aller Schönheit, die entgegentritt, in der Iliade doch immer wie in einer verstorbenen Stadt befinde — so damals, wo ich in den Prater hinauswandelte. Man muß solche Orte nur in ihrem Lüstre

ſehen, ſie gleichen Theatern, die man nicht am Tage betrachten darf, um nicht aller Illuſion baar zu werden. Ein ſtiller, öder Park mit einer verwirrenden Straßenmenge lag vor mir, als ich aus der Stadt hinauskam. Ein dünnes Harfengeklimper drang aus einer der vielen Boutiken, die zerſtreut unter den Bäumen umherliegen; ich ging ihm nach, an einzelnen pauvren Spazirgängern vorüber, die mehr des Bettelns als des Spazirens wegen promenirten. Würſtchen, eine vergelbte, wie altes Pergament verwiſchte Harfeniſtin, eine unbehagliche Sommerkneipe und was dazu gehört, fand ich auf — ach, fragte ich ärgerlich, wo iſt denn eigentlich der Prater?

Ew. Gnoden ſein's recht ſpoßig — war die Antwort; — Se ſein's jo im Proter!

So trockne Sonne, ſo unerſprießlichen Schatten, ſo magre Welt hatte ich freilich nicht erwartet — der Wiener geht nur an den großen Pratertagen hinaus; für gewöhnlich iſt nicht viel mehr als aufgekratzte Miſére im Prater zu finden. Und ich mußte nun den

weiten Sonnenweg durch die Jägerzeil zurück machen ohne Eſterhazy'ſche Pferde. Wahrlich, der berühmte Prater hatte ſich mir ſchlecht empfohlen.

Um den Anfang des Leopoldſtädter Theaters abzuwarten, machte ich eine Station im erſten beſten Kaffeehauſe — was man Kaffeehaus nennt, das iſt in Wien zu Hauſe. Sie nennen's Caffèhhaus. Kaffeetrinken, Billardſpielen, Tabakrauchen iſt nationale Beſchäftigung, und 's iſt ein wahres Glück, daß Herr v. Cotta ein ſo gewandter Mann war, für die Allgemeine Zeitung Erlaubniß zu bewahren, ſonſt verſtopfte man in dieſer Nationalität. Sie iſt aber überall zu finden, dieſe Zeitung mit ihrem koloſſalen Abſtande als bedeutendſtes deutſches Journal neben den unbedeutendſten öſterreich'ſchen Blättern, die auf der weiten Welt nichts zu thun haben, als Anekdoten zu erzählen und Schauſpieler, und Gott und die Welt zu loben. Glückliche Leute, dieſe öſterreich'ſchen Journaliſten, ſie dürfen ſich durchaus nicht ärgern, leben im Stande der Unſchuld, und glauben an die Intereſſen ihres Lebens.

Man treibt jener ſtatiſtiſchen Wichtigkeit halber auch vielfachen Luxus mit den Caffèhhäuſern, und es giebt unter Andern ein ſogenannt „ſilbernes.“ Indeſſen iſt nicht das Haus von Silber, ſondern nur das Kaffeegeſchirr.

Als es Abend ward, machte ich mich auf, das berühmte Leopoldſtädter Theater zu ſuchen. Was hatte ich nicht Alles davon gehört! Einen Saal des unauslöſchlichen Gelächters, der unerſchöpflichen Volksluſt, der behaglichſten Wiener Lieder und Geſichter und Mädchen dachte ich zu finden, denn das Wort „Leopoldſtädter Theater“ bedeutete immer ſo viel als „Vergnügen ohn' Ende!“.

Die Leute wieſen mich immer nach einem kleinen hervorſtehenden Gebäude hin, wenn ich nach dem Wege fragte, ich ſteuerte darauf los, und obwohl mich die Stille des Eingangs frappirte, ſo trat ich doch hinein. Den bejahrten Mann, welcher mir hinter der Schwelle begegnete, würde ich ohne Leopoldſtädter Trunkenheit überall für einen Küſter gehalten haben, dießmal fragte ich ihn aber, ob ich hier

in's Theater käme. Mit einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Lächeln ſagte er, dieß ſei die Kirche, aber das Theater ſei dicht daneben. Ich bat erröthend um Entſchuldigung, er verſicherte mich aber, es ſei ſchon Manchem ſo gegangen, und zu einem guten Staate ſei Kirche und Theater nothwendig, der Spektakel in Europa rühre jetzt eben daher, daß man in dieſem Lande nur das Eine, in dem andern nur das Andre haben wolle, oder die richtige Nachbarſchaft nicht treffen könne. „Iſt Ew. Gnaden eine gute Priſe gefällig?" ſetzte er hinzu, und ich kann wahrhaftig nicht ſagen, ob der Mann mehr oder weniger als ein Küſter geweſen iſt.

Das Leopoldſtädter Theater iſt wirklich ein kleines, fideles Häuschen, bürgerlich, ordinair, ein Häuschen, wo Einem die Frage einfällt, ob nicht das ganze Ding nur zum Spaß errichtet ſei, zu einem Modell für ein wirkliches Theater, was man nur einſtweilen benutzen, und ſpäter dem Zufall, den großen Kindern und ſeinem Geſchick überlaſſen will. Ein beliebtes Singſpiel war angekündigt, ich glaube:

„Die Liebe auf der Alm," aber der kleine Raum war dürftig besetzt, und das dünne Völkchen war still und artig; ein dicker Mann, der neben mir stand, sprach von Steuern und Abgaben. Pfui! das alte Wien, das ächte alte Wien, Wien aus der alten guten Zeit weiß nichts von Steuern und Abgaben; am wenigsten im Leopoldstädter Theater. Wirklich, mit der Diskussion kommt auch das graue Mißbehagen unter die Völker; wenn's irgend anginge, sollte man sie ihnen ersparen; die Liebe weiß nicht von Liebe zu sprechen; das Glück definirt sich nicht; die Unschuld spricht nicht — ja, lieber Gott! kann denn aber noch von Unschuld die Rede sein nach Muhameds, nach Voltaire's Tode, nach dem höchsten Wesen in Paris, nach den Staatsbanquerotten, nach Erfindung des Simonismus und des Börsenspiels?

Kurz, der Wiener sprach auch von Steuern und Abgaben, und es war mir überraschend genug, als er sagte: Schaun's, da kommt der Wenzel Müller, der ist noch aus der alten guten Zeit. —

Wenzel Müller, der die Schwestern von Prag komponirt, den Schneider Kakadu, diesen Liebling meiner Schuljugend in Noten gesetzt hat, dieser alte Wenzel lebt noch!

Jo, schaun's nur, wie er sich umschaut!

Es war ein freundliches altes Gesicht mit freundschaftlichen, alltäglichen Gedanken; das Haupt war mit der Würde eines liebenswürdigen Alters, mit weißem Haar umflossen, und der Kleine nahm seinen niedrigen, demokratischen Präsidentenplatz ein, ergriff sein kleines, bürgerliches Taktirstöckchen, lächelte links, lächelte rechts zu seinen Musikanten, als bäte er sie um Erlaubniß, anfangen zu dürfen, und begann endlich seine Leopoldstädter Ouvertüre, als wenn er seinen Kollegen, den Wiener Vorstädtern, ein kleines Geschichtchen erzählen wollte von „gspoßigen Leuten, die a recht gutes Herze hoben."

Unter solchen Auspicien gewährte die überaus einfache Musik, Musik mit kindlichen, anfänglichen Melodieen, ohne Duft, Zauber und Romantik, mit gutmüthiger Trivialität und frischem anspruchslosem

Herzen verſetzt, einen ganz angenehmen Eindruck, und es ward mir ganz behaglich, zumal ich hinter mir merkte, wie ſich das Häuschen mehr und mehr fülle und ſeine naive Zufriedenheit ausſpreche über Wenzel Müllers unſchuldige Melodien.

Sie ſind wirklich noch aus der Zeit der Unſchuld und des alten Wien. Guter Wenzel, heute, im Herbſte 1835, leſe ich, daß Du geſtorben biſt! — Wie öde mag's in der Leopoldſtadt ſein, wo Dein weißer Kopf, Deine bewegliche Hand, Dein glückliches Lächeln fehlen. Ich weiß nichts von Dir als jenen Abend und einige Melodieen, aber ich will Dein ganzes Leben erzählen, wie Du Dein Seidel Wein getrunken, einem hübſchen „Maderl" die Backen geſtreichelt, Mittag beſten Appetits gegeſſen, kleine Nelkenſtöcke gepflegt, einen geblümten, warmen Schlafrock getragen und jeden Menſchen freundlich behandelt haſt, ſelbſt den gelben, leberkranken Nachbar, der die Muſik nicht leiden konnte.

Auch die Leopoldſtadt liegt im Sterben; man könnte ſagen: vielleicht nur darum, weil es an Ta-

lenten fehlt, aber es mag wohl tiefer liegen. Auch die Leopoldstädter fangen an, über den Stand der Unschuld hinauszublicken. Ihr bester Komiker, der bekannte Schuster, ist unbeschäftigt. Die Krones ist freilich gestorben, jenes wunderbare Talent der Gemeinheit, welches das Unanständige mit Grazie und Zauber producirte, jenes schöne Mädchen mit schönen Augen und schöner Stimme, mit der ärgsten Wiener Liederlichkeit und der größten Wiener Liebenswürdigkeit, die Krones ist todt; sie ist geblieben; ein Soldat der rüstig focht bis auf den letzten Mann. Keine historische Person wird in Wien so betrauert wie dieß Weib, die Leopoldstädter berufen sich bei etwaigen Anklagen auf dieß Mädchen, wie die Bonapartisten auf Napoleon. Wien ist diejenige Stadt, wo es noch Zeit und Raum genug giebt, historische Erscheinungen aller Art breit und sattsam zu würdigen.

Und sie ist freilich nicht ersetzt worden: Mlle. Jäger giebt sich Mühe, mit Fleisch, Dreistigkeit und Talent etwas Aehnliches darzustellen, und sie

reuſſirt auch ſehr; die Wiener wiſſen dergleichen zu würdigen; aber es fehlt der Funke, und es gehört zu nichts mehr größere Genialität, als zu einer Frivolität, die allgemein gefallen ſoll. Ihr Weg geht ſchmal, ganz ſchmal zwiſchen tiefen Wolfsgruben.

So blieb denn auch dieß Singſpiel matt und trivial. Ein ſolches Volkstheater ohne belebende Genie's wird ein abgeſtandnes Glas Pfennigbier. Die Naivetät ohne Folie iſt als künſtleriſche Erſcheinung ein lähmender Anblick. Man kann das Alltägliche produciren, aber man darf dabei nicht ſelbſt alltäglich ſein.

Wie gewöhnlich fehlte es nicht an einigen norddeutſchen Dandy's, welche ſich hochdeutſch zu ſprechen bemühten und das meiſte Lachen erregten, je beſſer es ihnen gelang. Ein richtig ausgeſprochner Doppelvokal iſt dort in Wien die Loſung zum Gelächter; ſie halten das für Ziererei, die Leopoldſtädter, und die Leute aus „Deutſchland" ſind ihnen ſehr komiſch. So wie es in England noch genug Engländer giebt, welche glauben, die Franzoſen hät-

ten nichts zu eſſen als gebratene Froſchkeulen, ſo giebt's Leopoldſtädter, die uns nicht viel mehr zutrauen als Kaldaunen.

Ein wunderliches Geſpräch hinter meinem Rücken nahm meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ein Mann ſprach franzöſiſch-deutſch, ein zweiter ungariſch-deutſch, eine Dame wieneriſch-deutſch, das gab ein Trio, an welchem Jahn und der Profeſſor Zumpt geſtorben wären. Die franzöſiſch-deutſche Stimme glaubte ich zu kennen — richtig, es war der Staroſt, der ſich induſtriös mit einer ſtattlichen Dame unterhielt.

Das Leopoldſtädter Theater iſt in jeder Rückſicht Volksverſammlung, man hegt dort die liberalſten, menſchenfreundlichſten Geſinnungen, die Damen ſind emancipirt, man iſt ohne Vorurtheil. Dieſe ſtatiſtiſche Rückſicht hatte den Staroſten hingeführt. Die ſtattliche Dame verließ am Schluſſe der Vorſtellung das Haus am Arme des Ungarn, ihres Liebhabers, der viel Liebe, aber wenig Verdienſt haben mochte. Im Gedränge blieb der Staroſt zur andern Seite

der Dame, und während der Ungar mit ſeinem Ellenbogen den Weg bahnte, wurden neben ihm verrätheriſche Unterhandlungen gepflogen mit drei leiſen, ſchnellen Worten.

„O Mädchen, das in meinem Arm
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet!“ —

Auf den Straßen lag eine warme, „buſenwarme“ Nacht, die Sterne funkelten, die Lüfte buhlten, und aus dem Hauſe quollen die weißen Gewänder und die jodelnden Melodieen der Lieb' auf der Alm.

Neben mir entwickelte der Staroſt franzöſiſche, unintereſſante, unwürdige Anſichten über die Mehrzahl der Weiber, die mein Herz nicht glaubt, ſo lange die Sterne ſcheinen. Denn es giebt einen Stern, von welchem aufopfernde, weltengewaltige, unſterbliche Mädchenliebe ſchimmert, ſchimmert und ſtrahlt bis mein ganzes Auge und Herz erfüllt iſt vom Glanze unergründlicher Mädchenliebe. Es ſchieden zwei Liebesleute in ſtiller Nacht, und ſie konnten ſich nimmer wiederſehen, ſie durften ſich nicht

einmal ſchreiben, kein Gruß war ihnen geſtattet, den ein gleichgültiger Menſch von einer Station zur andern trägt, kein einzig Wort und Zeichen für das lange, lange Leben. Und wie lang iſt das Leben, wenn man liebt und ſcheidet und verliert, denn es liegt öde, unabſehbar wie Meer, wie Wüſte vor den thränendüſtern Augen. — Da wies das Mädchen auf den Himmel, und ſprach: Den können ſie uns nicht nehmen!

Wenn Dir recht bang, recht elend wird,
Dann blick' nach jenem Sterne —
Es küßt mein Aug' Dich tauſendmal
Dort oben in der Ferne.

Prater und Leopoldſtadt waren mir ohne Eindruck geblieben, umſonſt ſprach der Staroſt; — es ſind viele Dinge nur da, um einen Raum auszufüllen, der uns aufnimmt, ohne uns weiter zu berühren, Stationen zum Ausruhen für das Intereſſe. Dahin gehören: die Jägerzeil, der ſtille Prater, die Lieb' auf der Alm und die ledernen Grundſätze, daß die Weiber nichts taugten. —

Ich hab' wohl nach dem Stern geſchaut
Gar manche Nacht und Stunde,
Er brachte Thränen, ſüß wie Glück,
Vom Himmel bracht' er Kunde.

Es war Mitternacht, als ich heim kam, und Staroſt ſprach noch und die Sterne ſchienen noch.

2.

St. Stephan.

Heiliger Schutzpatron, den wir rufen,
Der über unser Kinder Schicksal wacht;
Bitte für den Strassen
Und für das sündhafte Mädchen;
Die Dich gekrönt am hellen, lichten Tag. —

Stimme von Perlich.

Es war einer jener goldnen Morgen in Wien, wo die Sonne wie ein muthwilliges Mädchen über die Dächer der hohen Häuser läuft, was stündlich größer, wärmer, gefährlicher, süßer wird. O Wien, ich werde Dich mit Deinen hohen Häusern und engen Straßen, welche manteldichten, heimatlichen Schatten warfen, wie die Stadt meiner Jugend, das alte hochgeschürzte Breslau, Wien ich werde Dich und Wiens Morgen nimmer vergessen: die Donau dampft, auf den Bastionen liegt weiß wie eine Jungfrau die

Frühsonne, blauer Dichtungsnebel fällt wie Schmelz und Illusion auf die hereinragenden Berge, durch die Straßen, durch die Thore, über die Brücken strömt die Menschheit, lächelnd geschäftig, Freude erwartend, an den Straßenecken werden die großen Vergnügungszettel angeklebt — das Thor der Welt öffnet sich knarrend, alle Herrlichkeiten können über den Fremden kommen, der aus dem Fenster seines Gasthofes in diese lachende Tageszukunft blickt.

Ich wohnte in der Vorstadt und übersah das Alles: Wasser und Stadt, Berge und Brücken, Zettelträger und Mädchen. Unter mir floß die Donau mit goldnen Sonnentellern bedeckt hinab nach Ungarn, das einzige Gold, was sie hinabführt in dieß heiße, pelzverbrämte, schnurrbärtige Königreich. Neben mir arbeitete die Leopoldstadt mit ihren Riemern und Sattlern und Wagenbauern.

Aus den vielen Worten des Staroſten hatte ich behalten, daß ihm die schöne Dame von gestern für diesen Morgen ein Rendez-vous im Stephan zugesagt. Das und den Stephan selbst wollte ich sehen.

Der Thurm dieſer Kathedrale gilt, wenn ich nicht irre, nächſt dem ſchlank auffliegenden zu Landshut in Bayern für den höchſten Deutſchlands, ſeit Straßburg uns geraubt worden iſt. Dieſer Stephansthurm iſt eine Arbeit, vor welcher man den Hut abnehmen muß: einmal, weil ſie ſo hoch hinauf in den Himmel geht, daß man ſie mit dem Hute nicht wohl betrachten kann und zweitens, weil ſie außerordentlich iſt. Eine ſteinerne Pyramide, die ohne abzuſetzen, ohne zu ruhen in die Wolken ſteigt, und zwar leicht und ohne Beſchwerniß wie man die Hand aufhebt. Aus Stein ciſelirt, wie der Metallarbeiter ein zierliches Modell ausfeilt für ſeinen Meiſter, der zugleich Vater und Verheirather einer ſchönen Tochter iſt. Heiliger Stephan, wodurch haſt Du ſolch eine Arbeit, ſolch einen Menſchenſieg über Stoff und Steine verdient, was haſt Du gethan? Ich weiß es nicht, und brauch es nicht zu wiſſen; ſicherlich biſt Du über Verdienſt belohnt, denn ſolch ein Werk ziemt den Göttern, nicht den Heiligen. Heilige ſind Parvenüs, Götter und Helden ſtammen aus Jovis Lenden.

Der Stephan ist die deutsche Warte für das Ungarland, seine Spitze reicht über die magyarische Grenze hinein, und Stephan ist ein ungarischer Heiliger, ein heiliger Ungar-Name, König Stephan hat die Magyaren zum Christenthume bezähmt, sie mit Roß und Säbel getauft. Roß und Säbel sind noch heute eben so christlich wie der Ungar selbst; das bezeugen die armen Bauern von der Raab bis hinter die Theiß.

Steinerner, gemeißelter, prachtvoller Stephan, Du hast mich oft an die Sage von unterirdischen Riesen erinnert, die unter uns arbeiten im Schooß der Erde, die Nachkommen der alten, bezwungenen Titanen. Die kleinen Titanenbuben haben Krieg gespielt und sich dazu Thürme aus Felsen gehauen, und einer ihrer übermüthigsten hat sein Thürmchen zu weit in die Höhe geworfen, da ist es bei der Gerold'schen Buchhandlung in Wien aus der Erde gefahren.

In jener Buchhandlung am Stephansplatze hab ich mir diesen Thurm am Fleißigsten betrachtet. Wenn man ihn lange unverrückt ansieht, so hüpfen

am Ende die vielen Schnörkel, die ſich regelmäßig pyramidenförmig aufbau'n zu einem luſtigen Tanze durcheinander, die Welt bedünkt Einen der luſtige Spaß eines Kanditors, St. Stephan eine Baumtorte von Marzipan — aber das kann nur paſſiren, wenn man bereits vom Büchertreiben im Gerold'ſchen Laden verwirrt iſt.

Dort giebt's nämlich eine ganz andere Literatur als bei uns: die ſämmtlichen Werke der Caroline Pichler, des Herrn von Kotzebue und Iffland's Schauſpiele werden einmal über das andere verlangt, und Herr Gerold mit ſeinem leutſeligen, ſchalkhaften Lächeln giebt links und rechts Befehle, die unſterblichen Werke dieſer Heroen in dauerhaftes Packpapier zu emballiren. Ich habe nirgends ſo viel kaufen ſehen als dort, und der Schriftſtellermuth hätte mir wachſen können, wenn die in Leinen und Seide grün und braun gebundenen langen Reihen andere Deviſen und Wappen getragen hätten.

Die allgemeine Lektüre in Oeſterreich iſt noch ganz altmodiſch, trotz dem, daß nirgends häufiger

nach Börne und Heine gefragt, ja trotz dem, daß nirgends dieß gefürchtete Paar häufiger beſeſſen wird als dort. Man lebt noch im Zeitalter der deutſchen Klaſſiker und Caroline Pichler, der Hofſchauſpieler Lembert, der nebenbei ein liebenswürdig höflicher Mann iſt, Braun von Braunthal, der Ritter, gehören alle zu den Klaſſikern. Holde Zeit der Klaſſiker, wo der Dichter noch zerſtreut und ungezogen ſein darf!

An jenem Morgen ging es ſehr ſtürmiſch her bei Gerold: Alles wollte Caroline Pichler beſitzen und es war ſtark davon die Rede, der Dichter Herzenskron werde eine Geſammtausgabe ſeiner Werke veranſtalten. Ich ſaß über Bonaparte's Briefen an Joſephine, die eben angekommen waren, aber neben Herzenskron ignorirt wurden, und über dem Lärmen und Napoleons Liebesverſicherungen hätte ich's beinahe überhört, wie der Stephan Elf ſchlug, die Stunde des **Rendez-vous.**

Der Staroſt lehnte mit ſeiner Lorgnette an einem Pfeiler, als ich in die Kirche trat. Die großen, ge-

räumigen, kühlen Kirchen der katholiſchen Chriſtenheit ſcheinen wirklich nicht bloß zu kirchlichen Zwecken erbaut zu ſein. Dieſer härtige Slave war leider auch nicht ihretwegen gekommen. Gott weiß, was er für eine Religion hatte; wegen ſeiner großen Inklination für den Talmud fragte ich ihn öfters, ob er den Moſaismus liebe. Er lächelte dann ausdruckslos. Im Allgemeinen gehörte er zu der franzöſiſchen, halbdeiſtiſchen Anſicht, zum Syſtem der Aufklärung, das wirklich von Proſa und Unerquicklichkeit ſtarrt. Die Geſetze des A B C, des Einmaleins, der Trivialität ſind dieſem Genre Ein und Alles, der Herrgott wird berechnet wie der Tranſito; Ahnung und Poeſie ſind Spielereien. Und obwohl der Talmud und die ſonſtigen Traditionen des Judaismus die Glaubenspartikelchen bis zur Gewürzkrämerei in's Detail trieben, ſo herrſcht doch zwiſchen ihnen und der bloß verſtändigen Aufklärung eine merkwürdige Wahlverwandtſchaft. In beiden iſt ein fanatiſcher Mißbrauch einzelner Geiſtesthätigkeiten, der Verſtand iſt dort in knebelnden Schlüſſen

eben ſo naſeweis wie hier in auflöſenden Folgerungen. Die meiſten Juden, welche keine Juden mehr ſind, gehören zur Partei der dünnen Aufklärung. Ihre unteren Verſtandeskräfte ſind tüchtig routinirt, und ihre höheren Anknüpfungen ſind durch die Widerwärtigkeiten ihrer Poſition für immer durchhauen.

Wir Proteſtanten haben von Jugend auf viel mehr Reſpekt vor einer Kirche, ſie iſt uns mehr eine alte, ſtrenge Tante, deren Scheltworte wir fürchten, die wir beerben wollen; in Norddeutſchland wählt man nicht leicht die Kirche zu einem Rendez-vous. Das iſt bei den Katholiken was anders. Ihnen iſt die Kirche eine Mutter, die Alles verzeiht, auf deren unerſchöpfliche Liebe geſündigt werden darf. Wie der Katholik ſich ſelbſt ganz und gar in Vernunft, Verſtand und Willen an ſeine Religion hingegeben hat, nimmt er es nicht ſo genau mit ihr; ſie muß ihm aber deshalb auch für Alles ſorgen, ſelbſt für ſein Vergnügen. Wenn man glaubt, daß junge Mädchen, oder Damen überhaupt, nicht ſo raiſon-

nirten und kombinirend dächten, so irrt man sich — alle Gedanken haben ihre Atmosphäre, deren auch der Gedankenlose theilhaftig wird.

Manch' Männlein und Fräulein war zu sehen im hohen Dome des heiligen Stephan, die fröhliche, skrupulose Sonne des Spätmorgens quoll lachend durch die schmalen hohen Fenster, und beschien den heitern Katholizismus. Ich wandelte von einem kleinen Altare zum andern. Diese kleinen Altäre sind eine prächtige Erfindung, ein liebenswürdiges Zugeständniß für die Welt, welche Einsamkeit zu Zweien sucht. Der Protestantismus ist für die Ehe, der Katholizismus für die Liebe.

Eine hohe Dame im seid'nen Gewande rauschte an mir vorüber nach dem Hochaltare hin. Sie war's, die Ungar-Dame von gestern. Eine herausfordernde, imponirende Gestalt. Blaßer war sie als den Abend vorher, aber das Auge war voller Freiheit und Leidenschaft, und diese Leidenschaft war nicht gedankenlos. Kennen wir nicht jene großen, festschießenden Augen, die zuweilen plötzlich irre werden in ihrer

ſtolzen Sicherheit, erweichen, fragend und voll Gedanken ſtille ſteh'n, und die runde blaße Wange zu betrauern ſcheinen?

Bei'm Vorübergeh'n hatte ſie mich mit ihrem herausfordernden Blicke gemeſſen, mich gezwungen, ihr vorauszugeh'n, nach ihr umzublicken. Und da ſah ich, wie ihr Auge zuſammenbrach, als ſie in die Kniee ſank ohnweit des Hochaltars.

Sie hatte für nichts mehr Blicke, als für den fungirenden Prieſter und ihren Roſenkranz, den ſie leider mit Glacéhandſchuhe betete. Glacéhandſchuhen ſind ſo arg modern, daß man nicht damit beten ſehen mag. Iſt das nicht abſcheulich! Als ob der Herrgott bloß für die armen Leute und ſonnverbrannten Hände da wäre — man muß aber wirklich nicht in Handſchuhen beten. Das Falten der Hände iſt uns von Kindheit an Symbol, und die Empfindung des Handberührens gilt unſrer Pietät für einen elektriſchen Leiter zum Himmel. Der Glacéhandſchuh iſt aber iſolirend durch ſeine kalte Glätte. Hab' ich Recht?

Wie oft glaubt man bei'm Kartenſpiel und in der Liebe, es lebte ein Verräther in der Luft, welcher unſre innerſten Gedanken dem Nachbar ſagte, ein kleiner Gott der Klatſcherei, vor welchem kein Geheimniß beſteht, ein Bürge, daß alle Atome der Welt geiſtig belebt ſeien — d'rum ſind die Menſchen ſo lächerlich, welche ihre Weſenheit in Bewahrung von Geheimniſſen ſetzen, es exiſtirt kein's, man ſieht's uns an den Fingerſpitzen an, was wir verbergen wollen. —

Die Dame zog nämlich einen Handſchuh aus, um unter die ſchwarzen Locken zu fahren, welche über die Schläfe hervorquollen. Die Hand war etwas zu groß, um für ſchön gelten zu können, aber ſie war intereſſant.

Es giebt wirklich intereſſante Hände; aber ich irre mich: die hier zu beſchreibende war verführeriſch, und das iſt wieder etwas ganz Anderes. Ihre geſättigten Formen waren mit jenem leichten Gelb überflogen, was zuweilen eine Kraft des Südens anzeigt, eine männliche Tüchtigkeit der Empfindung.

Farben sind ja überhaupt Verräther, und gehören in die oben erwähnte große Verschwörung, welche kein Geheimniß duldet.

Der Staroſt kam mit seinen Sporenſtiefeln herangeschlürft, so leiſe, als es sein schwerer Tritt gestattete, aber Frauen erkennen am Tritt ihren Liebhaber, auch wenn sie ihn niemals gehen sahen. Sie blickte von Rosenkranz und Andacht auf, nickte mit dem Augenliede und betete weiter.

Katholiſche Mädchen haben Liebhaber und Herrgott einträchtig neben einander, und sie sind nicht so thöricht, diesem eine Eiferſucht zuzutrauen.

Sie erhob sich, lenkte den Staroſten mit dem Blicke, und schritt durch die Kirche.

Draußen auf dem Platze blieben sie Beide stehen, und warteten zu meiner Verwunderung auf mich. Ein Dritter iſt doch sonſt sehr überflüſſig. Oder hatte sich der Staroſt in diesem Weibe geirrt?

Von grünen Ziegeln ein koloſſaler Doppeladler sieht vom Kirchendache herunter — was iſt das für

ein Symbol: ein Raubvogel auf der Kirche? Und noch obenein mit zwei Köpfen.

Dies ſehend und denkend trat ich hinan, und ſagte „bon jour!“

Sie lächelte und ſagte auch „bon jour!“

3.

Sperl in Floribus.

Die Dame hat uns an jenem Tage viel zu schaffen gemacht, denn was wir nicht in die gewöhnlichen Kategorieen unſrer Anſchauungsweiſe einordnen können, das macht uns zu ſchaffen. Wenn wir's auch noch ſo ſehr läugnen, wenn wir auch noch ſo häufig das Gegentheil verſichern, und zwar ehrlich und treu verſichern — unſer arroganter Verſtand glaubt im Grunde nicht daran, daß ihm etwas ganz Neues, Fremdartiges vorkommen könne. Dieß macht die dreiſt verſtändigen Leute oft ſo unangenehm. Unſer ordinairer, großſtädtiſcher Verſtand ward ſolchergeſtalt durch die Dame ſehr blamirt.

Sie war ernſthaft, und lächelte höchſtens. Als wir in der Singerſtraße waren, ſagte ſie zum Sta-

roſten: „Geben Sie mir den Arm, Sie ſind mein Bruder, und heißen Caſimir.“

Kaum war dieß geſprochen, ſo ſtand auch wirklich ihr Begleiter von geſtern Abend, der Ungar, vor uns; ſämmtliche ungariſche Kreuzdonnerwetter lagen auf ſeinem Antlitze, und er ſtrich den Knebelbart, wie man einen Fuchsſchwanz peitſcht, der elektriſiren ſoll. Verſtellung in angekündigter Weiſe; ich war ein beiläufiger, unintereſſanter Reiſebegleiter; ein wenig verwandt, wenn ich mich recht erinnere, ſonſt nichts, ein Mitläufer.

Die Donnerwetter entluden ſich in unſchädlichem Wetterleuchten, das heißt: der Ungar wollte Licht in der Sache haben, und gab, wie billig Mißtrauen und gelegentliches Losſchlagen keineswegs auf. Das war auch ganz recht, nur hätte er kein Ungar ſein müſſen. Bekanntlich ſind die Ungarn ſehr geſcheidte Leute, nur das Schießpulver und die Intrigue haben ſie nicht erfunden; und ſie glauben Manches, was andere geſcheidte Leute nicht glauben. Vorſtehender Ungar war keine Ausnahme, ſondern ſtand unter der Regel.

Nachdem wir uns darüber vereinigt hatten, aus welchem Lande unsere Verwandtschaft stammte, was einer gemeinschaftlichen fremden Sprache wegen nicht ganz leicht war, schlugen wir dem Ungar vor, unsere Ankunft in vaterländischem Getränke zu feiern; er fluchte „Ja."

Allem Anscheine nach waren wir in Johanna's Wohnung. — Wir hatten im Laufe des Gespräches diesen Namen unserer schönen Cousine erobert. Es waren so gewiß verschwiegene Gemächer eines halben ersten Stockes, wie man sie an einigen Orten in Wien findet, nicht hoch genug, um vornehm zu sein, nicht niedrig genug, um auf den Kopf und die Behaglichkeit zu drücken. Gardinen und Meubles waren dunkelfarbig und nicht ohne Solidität und Wohlthätigkeit. Ein alter Diener und eine dito Kammerfrau waren zur Hand und servirten auf wenig pantomimische Handdeutungen ein Frühstück, dessen Hauptperspektive in den Winkel gestellt wurde. Das war ein Korb mit Flaschen.

Um nicht gefragt zu werden, fragten wir den Ungar nach ſeinem Vaterlande. Der Ungar liebt es kaum weniger als der Pole, oder richtiger: er iſt darein verliebt, und erzählt davon mit Fanatismus. Da er zudem nicht gern trocken erzählt, ſo wurden wir nach einigen Stunden aller Beſorgniß enthoben.

Es war an jenem wichtigen Tage, wo „Sperl in Floribus" an allen Straßenecken glänzte in roth und blauen Buchſtaben. Durch alle Gaſſen, von Mund zu Munde rennt die freudige Sage: „heut' Abend iſt Sperl in Floribus." Das heißt mit andern Worten: der ganze Garten Sperl's draußen in der Leopoldſtadt brennt in tauſend Lampen, alle Säle ſind geöffnet, Strauß dirigirt die Tanzmuſik, Leuchtkugeln fliegen, alle Sträucher werden lebendig, was ein Wieneriſch Herz hat, ſteuert des Abends hinaus über die Ferdinandsbrücke, bei'm Lampel vorüber, links um die Ecke. —

Es verſammelt ſich dort allerdings keine **haute société**, es iſt eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft, aber die Ingredienzien ſind nicht zu verachten, und das

Gebräu iſt klaſſiſch-wieneriſch. Ein Abend und eine halbe Nacht bei'm Sperl, wenn er blüht in aller Ueppigkeit, iſt der Schlüſſel zum Wiener ſinnlichen Leben, das heißt: zum Wiener Leben. Unter erleuchteten Bäumen und offnen Arkaden, welche an den Seiten herumlaufen, ſitzt Männlein bei Weiblein an zahlloſen Tiſchen, und ißt und trinkt und ſchwätzt und lacht und horcht. In der Mitte des Gartens nämlich iſt das Orcheſter, von welchem jene verführeriſchen Sirenentöne kommen, die neuen Walzer, der Aerger unſ'rer gelehrten Muſiker, die neuen Walzer, welche gleich dem Tarantelſtich das junge Blut in Aufruhr bringen. In der Mitte des Gartens auf jenem Orcheſter ſteht der moderne Held Oeſterreichs, **Napoléon autrichien** — der Muſikdirektor Johannes Strauß. Was den Franzoſen die Napoleon'ſchen Siege waren, das ſind den Wienern die Strauß'ſchen Walzer, und wenn ſie nur Kanonen hätten, ſie errichteten ihm bei'm Sperl eine Vendomeſäule. Der Vater weiſ't ihn ſeinem Kinde, die geliebte Wienerin ihrem fremden Geliebten, der

Gaſtfreund dem Reiſenden — „das iſt Er!“ — Wer? — „Er!“ Wie die Franzoſen ſagen: **voici l'homme.**

Es iſt ein heiter ſinnlich Volk in Oeſterreich — Napoleon koſtete den Franzoſen viel Söhne und Brüder und Väter, ehe ſie ſagen konnten: „**voici l'homme!**“ — Die Oeſterreicher haben nur einige Gulden und Nächte gezahlt, und dafür haben ſie einen ausländiſchen Vogel mit bunten Lockfedern für die Damen, und wenn auch nicht mit Hochgefühl, denn damit gaben ſie ſich nicht ab; doch mit Entzücken ſagen ſie: „das iſt der Strauß!“

Nach abgefertigtem Ungar ſchlug uns Johanna vor, in's Theater und von da zum Sperl zu gehen.

Ich war ſehr begierig auf den öſterreich'ſchen Napoleon, und es freute mich, daß ich ihn mitten auf dem Schlachtfelde finden ſollte.

Er ſchlug gerade die Kaiſerſchlacht von Auſterlitz, als wir ankamen, mit dem Fidelbogen wies er hinaus in den Himmel, und die Geigen ſchrieen: „die

Sonn' geht auf" — er dirigirte juſt ſeinen neueſten Deutſchen.

Da ſtand er vor mir, der Dritte aus dem italieniſchen Triumvirate der Zauberer — **Napoleone, Paganini — Straussio**, wie dieſer die Geige in der Hand haltend, taktirend wie beſeſſen, von unſichtbaren Mächten geſchleudert, aber eben ſo orakulös wie die Pythia.

Alle Geſichter waren auf ihn gerichtet, es war ein Moment der Andacht. Man wird dich fragen, ſagte ich mir, beſonders die Tänzer und Mädchen, die Generation der Zukunft, werden fragen: Wie ſieht er aus, der Strauß? Ich betrachtete ſehr; man dichtet immer, wenn man vor einer hiſtoriſchen Perſon ſteht: — war das Ausſehen Napoleons griechiſch — oder römiſch-klaſſiſch, ruhig antik, war das Paganini's Hofmann — romantiſch, kloſterbrüderlich romanteſk, Grab- und Mondſcheinintereſſant, ſo iſt das jenes **Maëstro Straussio** afrikaniſch-heißblütig, Leben- und Sonnenſcheintoll, modern verwegen, zappelnd unruhig, unſchön lei-

denſchaftlich. Nun, da ſind Adjektiva zum Auswählen.

Der Mann iſt ganz ſchwarz wie ein Mohr; das Haar kraus; der Mund melodiös, unternehmend, aufgeworfen; die Naſe abgeſtumpft; man hat nur zu bedauern, daß er ein weißes Geſicht hat, was wenigſtens mit größerem Rechte weiß genannt werden darf, ſonſt wäre er der komplette Mohrenkönig aus Morgenland, Balthaſarius genannt, der am großen Neujahr in katholiſchen Ländern herumgeht, und auf die Thüren ſchreiben hilft: „C. M. B.“ und die Jahreszahl, um die Macht des Teufels und Antichriſten zu bannen. Unter dem höchſt unſeligen Herodes brachte ſelbiger Balthaſar den dampfenden Weihrauch, womit man die Sinne befängt, und ſo iſt es auch mit Strauß: er treibt ebenfalls die böſen Teufel aus unſern Leibern, und zwar mit Walzern, was moderner Exorcismus iſt, und er befängt auch unſ're Sinne mit ſüßem Taumel.

Aecht afrikaniſch leitet er auch ſeine Tänze: die eig'nen Gliedmaßen gehören ihm nicht mehr, wenn

ſein Walzer-Donnerwetter losgegangen iſt, der Fiedelbogen tanzt mit dem Arme und iſt der leitende Chapeau ſeiner Dame, der Takt ſpringt mit dem Fuße herum, die Melodie ſchwenkt die Champagner-Gläſer in ſeinem Geſichte, der ganze Vogel Strauß nimmt ſeinen ſtürmiſchen Anlauf zum Fliegen — der Teufel iſt los.

Und dieſe leidenſchaftliche Prozedur nehmen die Wiener mit beiſpielloſem Enthuſiasmus auf, und ſie haben eine Aufmerkſamkeit, ein Gedächtniß für ihren Helden und ſeine Thaten, das heißt: ſeine muſikaliſchen Gedanken, wie es dem deutſchen Publikum zu wünſchen wäre für manche andere Dinge. In einem Potpourri, was er aufführt, waren einzelne ſeiner Walzergedanken zerſtreut, und das größte gemiſchte Publikum kannte das kleinſte Strauß'ſche Wort heraus, und begrüßte jeden Walzer-Rhythmus mit donnerndem Jubel.

Es iſt eine bedenkliche Macht in dieſes ſchwarzen Mannes Hand gegeben; ſein beſonderes Glück mag er es nennen, daß man ſich unter Muſik alles

Mögliche denken, daß die Cenſur mit den Walzern nichts zu ſchaffen haben kann, daß die Muſik auf unmittelbarem Wege, nicht durch den Kanal des Gedankens, die Empfindung anregt. Dieß wunderliche Wort: man kann ein muſikaliſches Genie und ein Dummkopf in einer Perſon ſein, kommt ihm zu ſtatten. Hiermit ſoll ihm keine Beleidigung, ſondern eine Gratulation geſagt werden: ich weiß nicht, was er außer Noten verſteht, aber dieß weiß ich, daß der Mann ſehr viel Unheil anrichten könnte, wenn er Rouſſeau'ſche Ideen geigte; die Wiener machten in einem Abende den ganzen Contrat social mit ihm durch.

Gewiſſermaßen thun ſie dieß freilich bei'm Sperl, denn eine Rehabilitation der Sinne geigt er wirklich, und iſt Repräſentant des jungen Oeſterreich, was gerade ſo gerne tanzt und küßt, wie es das Alte gethan. Wenn man's nicht glaubt, ſo muß man hinaufſteigen in die Sperl'ſchen Säle, wo die bacchantiſche Luſt ihren Ausdruck, ihre babyloniſche Völkerſprache findet. Ein Evan-evoë begrüßt ihn, wenn

er dort auf der muſikaliſchen Tribüne erſcheint, der moderne Mohrenkönig mit dem Weihrauchkeſſel, ſeiner Geige, in der Hand.

Ich war an eine Säule gelehnt, und ſah voll Staunen dem Treiben zu: die Sperl'ſchen Säle verwandelten ſich mir in ein indiſches Bajaderenhaus, und die nach Freuden ſchreienden Becken wurden zuſammengeſchlagen, die Cymbeln lockten ſehnſuchtsvoll, die großen Hörner ſtürmten frohlockend drein, und die Mädchen drehten ſich und lachten Küſſe, und hüpften umher wie heiße Sonnenſtrahlen mit ihrem blühenden Leben.

Es iſt bemerkenswerth, daß die öſterreich'ſche Sinnlichkeit nie gemein ausſieht, ſie iſt naiv und keine Sünderin. Die dortige Luſt iſt die Sünde vor dem Sündenfalle, der Baum der Erkenntniß hat noch keine Definition, kein Raffinement nöthig gemacht.

Bunt wogt die Menge durch einander, die Mädchen drängen ſich warm und lachend durch die muntern Burſche, ihr heißer Athem ſpielte mir, dem

fremden Säulenheiligen, wie ein südlicher Blumenstrauß um die Nase, die Arme drängten mich mitten in's Getümmel — um Verzeihung bittet Niemand; bei'm Sperl will man keinen Pardon und giebt keinen.

Nun werden die Anstalten zum wirklichen Tanze gemacht. Um die zügellose Menge in Schranken zu weisen, wird ein großes Seil hergenommen, und Alles, was in der Mitte des Saales bleibt, wird von den eigentlichen Geschäftsleuten, den Tänzern, getrennt. Die Grenze ist aber schwankend und nachgiebig, nur an den gleichmäßig wirbelnden Mädchenköpfen unterscheidet man den Tanzstrom. Bacchantisch wälzen sich die Paare durch alle die zufälligen oder absichtlichen Hindernisse, die wilde Lust ist losgelassen, kein Gott hemmt sie, nicht einmal die Gluth, welche still und eindringlich hin- und herwogt, wie ein vom Afrikaner herabgesendetes Wüstenmeer.

Charakteristisch ist der Anfang jedes Tanzes. Strauß beginnt seine zitternden, nach vollem Aus-

strömen lechzenden Präludien, sie klingen tragisch wie eine noch vom Schmerz der Geburt umklammerte Glückseligkeit; der Wiener legt sich sein Mädchen tief in den Arm, sie wiegen sich auf das Wunderlichste in den Takt. Man hört noch eine ganze Weile diese langgehaltenen Brusttöne der Nachtigall, mit denen sie ihr Lied anhebt und die Nerven bestrickt, bis plötzlich der schmetternde Triller hervorsprudelt; der eigentliche Tanz beginnt mit seiner ganzen tosenden Geschwindigkeit, und hinein in den Strudel stürzt sich das Paar.

— All' diese Manieren, jener Strick und Aehnliches können den Leser leicht zu dem Glauben verführen, er befinde sich in einer Kneipe. Dem ist keineswegs so. Bei glänzender Beleuchtung, in einem schönen, hohen Saale begiebt sich das Alles; daneben laufen offene, freie Speisesäle hin, wo die noble Bürgerklasse ihr Nachtmahl verzehrt, und harmlos dem Treiben zusieht.

— Ich habe nie Excesse dort erlebt; das fatale Zauberwort des Nordens, Branntwein, fehlt, dieß

Feuerwaſſer der Indianer, es fehlen die dumpf Trunkenen, die Sinnloſen. Der leichte öſterreich'ſche Wein macht nur der Sinne bewußt — und die Wiener haben große Magen aber kleine Kehlen.

Dieſe Orgieen dauern bis gegen den Morgen, da nimmt Oeſterreichs muſikaliſcher Held, Johannes Strauß ſeine Geige und geht heim, um einige Stunden zu ſchlafen, um von neuen Schlachtplänen und Walzermotiven zu träumen für den nächſten Nachmittag in Hietzing. Die heißen Paare ſtürzen ſich in die warme Wiener Nachtluft hinaus, und das Koſen und Kichern verſchwindet nach allen Straßen.

Das iſt Sperl in Floribus.

Wir begleiteten Johanna über die Ferdinandsbrücke zurück, und der Staroſt machte dreiſte, einſeitige Bemerkungen, Johanna aber war ſtill, und blickte in den Mond, der auf der Donau geſchwommen kam.

4.

Johanna.

Es war eine so verlockend milde Luft, daß wir uns nicht entschließen mochten, nach Hause zu gehen. Die Sterne glänzten wie Liebesaugen einer fernen Welt; Nachtwinde, weich wie Sammt, spielten in den Lüften, üppiges, verführerisches Schweigen lag wie ein Seidenmantel über der Erde.

Johanna, bis zum Abende ernst und zurückhaltend, war bei'm Sperl munter geworden, jetzt sang sie ein ungarisches Liedchen in die Luft hinaus:

Lüftchen kommst Du aus dem Morgen,
Wo die hohen Zedern stehen,
Hast Du dort mein weißes Häuschen,
Meinen dunklen Herrn gesehen?

Augen hat er schwarz wie Kohlen,
Und sein Bart ist dicht und lang,

Spielend wie der Baum am Waſſer,
Kräftig iſt ſein Leib und ſchlank.

Und ſein Roß iſt ſo behende,
So beweglich wie der Wind;
Gürte Dich, mein Lüftchen, ſchwebe,
Eile heimwärts, flieg' geſchwind!

Sind Sie denn aus Aſien, Johanna?

Ich bin aus dem Himmel, und bin ein verſtoßenes Kind. Ach, daß ich nicht ſprechen kann, Niemand hab' ich es ſagen können, und doch müßt' ich ſo leicht werden, wenn ich es einmal erzählen könnte — und ich will's, hier auf der ſtillen Baſtion will ich's. Setzen wir uns.

Sie erzählte.

Von der ungariſch-polniſchen Grenze war ſie her. Dort lebte vor manchen Jahren ein junger Hirt, welcher ſeines Herrn Ochſen hütete draußen in den weiten, endloſen Feldern. Er ſchlief da des Nachts mit ſeinen Thieren, und ſo lange ein grüner Halm zu ſehen war, ſah er keinen Menſchen, als den Verwalter, welcher zuweilen geritten kam, um einige Ochſen auszuwählen und ihn, den Hirten, mit der

Peitſche zu ſchlagen. Im Winter aber ſah er im Dorfe die ſchöne Veronica, ein Mädchen von 15 Jahren mit zwei Augen voller Muſik. Veronica war ihm gewogen, und er traf ſie manchmal des Abends hinter dem Ochſenſtalle.

Es war ein ſehr glücklicher Winter geweſen, obwohl der Hirt mehr Prügel gekriegt hatte, als ſonſt — in einer lichten Nacht ſtanden ſie wieder am Stalle, und genoſſen ſchweigend ihr Glück; da ſtieg eine Lerche neben ihnen in die Höhe.

O heilige Jungfrau, klagte der Hirt, hörſt Du Veronika, die Lerche iſt da, nun muß ich hinaus auf die Wieſen, und der Sommer iſt lang!

Sie faßten ſich ein Herz, und gingen des Morgens zum Herrn, und baten ihn, ſich heirathen zu dürfen. Der Herr war ein junger, ſchöner Herr, und lachte, und ließ den Prieſter rufen. Als dieſer ſie kopulirt hatte, trat der Verwalter ein, und ſagte: Allergnädigſter Herr, heut' Morgen hat die Lerche geſungen, das Vieh muß auf die Weiden. Der

Hirt behielt nicht ſo viel Zeit, Veronica zu küſſen, und mußte hinaus.

Es ſoll Deinem Weibe gut gehen, ſagte der Herr, ſie kann im Schloſſe wohnen.

Der Sommer war ſehr lang, und da Veronica ſehr ſchön war, ſo hatte der Hirt viel zu weinen; denn er wußte es ſchon im Frühjahr, daß es einen ſchlechten Winter geben würde dieſes Jahr, der junge Herr war zu hübſch und hatte zu ſchnell gelacht. Was kann man aber weinen vom Georgen- bis zum Michaelistage!

Er hat auch den nächſten Winter geweint, und hat ſich nicht einmal freuen können als er hörte, Veronica habe im Schloſſe ein Mädchen geboren, und zwar ein ſchönes Mädchen.

Das Mädchen wuchs auf, Veronica aber und der Hirt gingen zu Grunde; denn Schönheit währt nicht ewig und die Gunſt iſt wechſelnd wie der Wind auf den Feldern.

Nur die kleine Johanna wurde im Schloſſe behalten, weil ſie gar zu hübſch war, und der Herr

ſie leiden mochte; der Hauskaplan gab ihr Unterricht mit dem Sohne des Herrn, und ſie lernte Mancherlei, auch eine große Zärtlichkeit für Stephan, den jungen Erben. Stephan, erwiderte ſie, und Beide wären ſehr glücklich geweſen, wenn die gnädige Frau, die Mutter Stephans, gnädiger zugeſehen hatte. Die war aber eine ſtolze Dame aus der Trentsyner Geſpannſchaft vom Matynſchfelde, welche die Johanna nicht leiden mochte, und öfters auf die rothen Backen ſchlug.

Eines Tages brachten ſie den Herrn, Stephans Vater, aus dem Walde, wo man ihn an der Erde gefunden hatte; ſein ſchöner rother Hengſt ging traurig neben dem kleinen Fuhrwerke her. Der alte Herr war nämlich erſchlagen, obwohl er eigentlich noch kein alter Herr war, und Stephans Mutter übernahm die Herrſchaft unterdeß, weil Stephan erſt fünfzehn Jahre zählte.

Am Begräbnißtage nahm die Dame vom Matynſchfelde Johanna bei der Schulter, und ſagte, ſie ſolle machen, daß ſie fortkomme, und ſich nie

wieder auf dem Hofe ſehen laſſen, wenn ſie nicht die Peitſche fühlen wolle.

Johanna ging weinend hinaus auf's Feld; Abends kam ihr Stephan nach, machte ihr eine Hütte zurecht, und brachte ihr Eſſen und Trinken. Johanna lachte wieder, und es ging mehrere Monate ganz vortrefflich.

Der Wind wehte, die Nächte wurden kalt, über die blauen Berge am Horizonte her kam das wilde Geflügel hoch in der Luft, die Wieſen wurden trocken und wüſt, Stephan kam nicht wieder, Johanna hatte kein Waſſer in den Augen mehr, und wanderte der Sonne nach, fort-, fort von der Heimath, die ſie ſchmerzte bis in die innerſte Seele. Strümpfe und Schuhe, die ſie noch aus dem Edelhauſe mitgenommen hatte auf's Feld, waren zerriſſen, die nackten Füße bluteten auf dem harten Boden, des Nachts fiel eiskalter Reif, und erſtarrt, vom Hunger entkräftet, aber ohne Gedanken an Froſt und Hunger kam Johanna in mondheller Nacht an einen großen See. Sie ging gerade d'rauf los, und wäre

hineingegangen, ohne es zu wiſſen und zu wollen, wenn ſie nicht von einer Stimme angerufen worden wäre. Der rufende war ein Reiter, welcher dicht neben ihr hielt, der Mond ſchien glänzend, und ſpiegelte ſich tauſendfach von der breiten Waſſerfläche, die Hand des Reiters legte ſich auf des Mädchens Haar und bog ihr den Kopf in die Mondesſtrahlen. Dann lehnte er das kalte Kind an die Weiche des Pferdes, und ſprach: Wärme Dich, aber ſei ſtill, der Wolf iſt nahe.

Johanna ſtand, und ſchwieg, der Dampf des Pferdes that ihr wohl — nach einer Weile drang ein wunderliches Geräuſch aus der Ferne, ein Geräuſch wie heiſeres Hundegebell. Der Reiter ſpannte den Hahn ſeiner langen Büchſe, das Pferd zitterte und ſtöhnte, ein dunkler Schatten zeigte ſich in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten. Es war der Wolf.

Die Büchſe knallte, der Schatten verſchwand, aber ein lautes Geheul ward in der Ferne hörbar, das Pferd wurde immer ängſtlicher, ſtöhnte immer heftiger.

Spring auf, Mädchen, rief haſtig der Reiter, es kommt ein ganzer Trupp — greif' aus, Selim!

Mit dieſen Worten hatte er ſie zu ſich auf den Sattel gehoben, und am Rande des See's hin jagte keuchend, in Todesangſt das Roß, das Geheul der Wölfe hintendrein. . So ging's wohl eine halbe Stunde, da wurden die Tritte des Pferdes unſicher, ſein Kreuz ſchwankte, das Geheul der Wälfe kam näher — Selim, noch einen Acker lang halte aus, ſonſt ſind wir Alle verloren, rief der Reiter, und drückte dem Thiere die Sporen ein. Jach flog es noch eine kurze Strecke hin, dann ſtürzte es zuſammen. Der Reiter raffte ſich und das Mädchen auf, und riß ſie ſchnellen Laufes am Arme fort. Sie waren aber kaum tauſend Schritte weit gekommen, da brachen Johanna's Kniee, und ſie ſank kraftlos zur Erde. Immer näher kam das Geheul der Wölfe. Der athemloſe Reiter ſetzte ein Horn an den Mund, und preßte einzelne, grelle Töne heraus, dann nahm er das Mädchen auf die Arme, und ſprang weiter — ein breiter Schatten zeigte ſich, es war ſein Ge-

höfte, aber die Wölfe waren ihm dicht auf der Ferse — in diesem gefährlichsten Augenblicke dröhnte der Hufschlag einer Reiterschaar den Bedrängten entgegen. Der Hilferuf des Herrn war gehört worden, seine Knechte sprengten herbei mit Knütteln auf nackten Pferden. Ihre Menge vertrieb die hungrigen Bestien. —

— Der Graf, welcher Johanna gerettet hatte, war ein hoher, straffer Herr von vierzig Jahren, dem viele Aecker und Bauern gehörten. Er behielt Johanna bei sich, gab ihr zu essen, ein weiches Bett und zog ihr am Morgen schöne Strümpfe und Schuhe an.

Im nächsten Frühjahre nahm er sie mit nach Preßburg, und von dort entlief das Mädchen, und kam an einem warmen Abende nach Wien. Auf der Singerstraße begegnete ihr ein Nachbar ihres Grafen, er war indessen ein guter Kauz, und versprach ihr, jenem nicht nur nichts mitzutheilen, sondern ihn sogar auf falsche Fährte zu leiten, der gutmüthige Ungar ward ihr ein Trost, er war nicht

ungeſtümm, und gewährte ihr einen erwünſchten Anhalt. Außer der Heimath beſinnt ſich wohl der Magyar, daß er mit dem Mädchen nicht ſo kurz angebunden ſein könne.

Geſundheit, Jugend, Frühling waren wieder aufgewacht in Johanna, und Wien hatte das Seinige gethan. Es iſt dieſe Stadt ein wirklicher Letheſtrom, wenn man hineintaucht, tüchtig untertaucht, ſo vergißt man Gutes, wie Schlimmes.

Es lag Alles wie ein ferner Traum hinter Johanna, Fleiſch und Blut gewährten ihr die ſüße Behaglichkeit des täglichen Lebens, ſie ſah, daß Niemand mehr wollte, ſie fuhr nach Hütteldorf, nach Hietzing, ſie ging zum Sperl und in die Theater, ſie ließ ſich Bänder kaufen und Kleider, ſie promenirte auf dem Graben und Kohlmarkte, ſie fand die Luft warm und das Eis vortrefflich, ſie lebte, war Wienerin geworden.

Nirgends anders als dort, wäre ihr dieß geglückt.

So weit war ſie in ihrer Erzählung gekommen, als ein weißer Duft über den Himmel flog wie ein

Schuß — es war der Morgen, ein Lerchentriller drang leiſe aus dem Felde herein bis auf die Baſtion.

Ach, die Lerche hör' ich nicht gern, ſagte ſie aufſtehend, dabei denk' ich an meine Mutter, und die Fremden, die nicht wieneriſch reden, thun mir auch weh; ihre Sprache klingt mir wie ein Vorwurf meiner hieſigen Bequemlichkeit, wie eine traurige Mahnung, daß es lebhaftere, tiefere Freuden giebt draußen in der Welt, als ſie mein artig Leben bietet dahier in Wien.

Sie, Herr Staroſt, haben mir eine ſchlimme Nacht bereitet, ich glaubte, Stephan zu ſehen, als ich Sie im Leopoldſtädter erblickte, Stephan den Treuloſen. Warum liebt man das am Meiſten, was uns verläßt?

Weil der Reiz alle Kräfte des Herzens anſpannt, ſtraffer ſelbſt als ächte Liebe, und weil der Reiz von Hinderniſſen lebt.

Was iſt Reiz? — Schönheit?

Nein, Reiz iſt weniger als Schönheit, aber für den Augenblick mächtiger, darum mehr als Schönheit.

O pfui, das iſt mir zu ſchwer — nun guten Morgen, ich will ſchlafen geh'n, ach, Schlafen iſt ſüß, das hab' ich erſt in Wien erfahren, — da kommen ſchon die Karren mit Milch, — nun Adieu, holen Sie mich um Sechs zum Theater ab; bis Viere ſchlaf' ich und dann mach' ich Toilette — bin ich bequem? Ja, ſeit ich in Wien bin. Adieu!

5.

Nationales.

In der Erſcheinungswelt ſtrebt Alles nach einer gewiſſen Harmonie, darin beruht der künſtleriſche Odem dieſer großen Schöpfung. Man erſtaunt über die Großartigkeit, wie ſich dieſer purzelnde, ſommermüde, wollüſtige Dialekt dem ganzen bequemen, wollüſtigen Leben und Treiben angeſchloſſen hat. Er gehört nach Wien, und ſo viel man auch an dieſer merkwürdigen Stadt auszuſetzen habe, das muß man zugeſtehen: ſie iſt aus dem Ganzen, iſt eine runde, erfüllte Form. Die ganze Lage der Stadt, nicht glänzend ſchön oder pittoresk, aber reizend, üppig, weich; der wärmere Himmel, die kugelrunde Sprache, die fleiſchigen, wohligen Körper der Wiener, die Sitten und Gebräuche, Alles

liegt ſich ſo materiellſelig in den Armen, daß man ſelbſt die Arme öffnet. Und in Wien öffnet ſie nicht leicht Jemand umſonſt; Wien hat auch ſeinen Liberalismus.

Im Volksgarten wollte mir ein vernachläſſigter Beamter durchaus einen verkappten Brutus zeigen; aber man darf's nicht glauben, Brutus iſt gar kein öſterreich'ſcher Name, und wird nie einer, weil er ſich nicht abkürzen läßt, ja, wenn ſich auch ein Brutus fände, was könnte das ſchaden, eine Lucretia findet ſich nicht ſo leicht.

Ueberhaupt ſind das ſehr bornirte Leute, welche die Entwickelung der verſchiedenartigſten Staaten in derſelben Weiſe erwarten, und ſich in Oeſterreich zum Beiſpiel auch nach Revolutionskeimen umſehen. Revolutionen ſind die ſchlechteſten Entwickelungsmittel, weil ſie die heftigſten ſind, und dazu hat Oeſterreich ſo wenig Anlage, wie ein phlegmatiſcher Mann zu entzündlichen Krankheiten. Es iſt ein ſehr gründlicher Irrthum, vom Wiener und vom Pariſer gleiche Aeußerungen der Wünſche zu erwarten.

Alles Uebrige bei Seit' gestellt, die Wiener haben auch zu viel Fleisch, und haben zu gute Unterleiber. Der Menschenschlag ist ein gesunder, feister Form, ein schönes angenehmes Fleisch ist hervorstechend, Taille und eleganter Wuchs tritt dadurch etwas in den Hintergrund, nicht aber hoher, stattlicher Wuchs. So ist ein schöner Männerschlag der halben Elegants in Wien zu finden.

Der vorherrschende Ausdruck des Gesichts ist eine gewisse saubere Fröhlichkeit, der allgemeine Anstrich heiter; es ist absolut unmöglich, sich des Eindruckes vollkommener Behaglichkeit in Wien zu erwehren. Nur ein völlig verstocktes Menschenkind schließt dort ein fröhliches Herzenskämmerchen nicht auf. —

Freilich, wenn man eine Zeit lang in die muntern, fidelen Gesichter hineingeschaut hat, und findet dann am Ende Tag für Tag, denselben leeren, fröhlichen Ausdruck, dasselbe sorglose, beschränkte Lächeln, wenn man immer umsonst die Augen hineindrängt in die glatten Gesichter, um höhere, geistige

Menschheit zu entdecken, da giebt's ein wunderlich bängliches Gefühl.

Die Wiener können nicht dafür; sie sind auf andere Fähigkeiten zugestutzt, ich glaub' es gern, aber manchmal ist mir's in jenem Geräusch todteinsam vorgekommen, als sei ich in einer verzauberten Feenwelt — eine Menge Herrlichkeiten sind ausgelegt, und die Menschen kichern und lachen und springen, und die munterste Musik klingt drein, aber wenn man Jemand bei Seite nimmt, so wird man die Verzauberung inne. Gar Viele sehen nur aus wie gebildete Menschen, jenes Höhere, was die Menschen mitunter auch so nachdenklich und unglücklich macht, all' das Geistmenschliche, was im tiefsten Jammer unsern Stolz erhebt, das hat die böse Fee in die vier Winde gestreut. Diese Winde haben die Wiener Gegend mit der eben empfangenen Seele und Poesie durchstrichen, und so ist die duftige, schöne Umgegend entstanden; jene Menschen sind aber Wiener geworden.

Dennoch mag sie Mancher beneiden; ihnen ist die Harmlosigkeit, das kugelrunde Lachen, die fröhliche Leber geblieben.

Wenn auch jene Entdeckung niederschlägt, Wien heilt seine Wunden. Jener Feenzauber von Gegend und Luft ist noch heute in alle Wege wirksam; wie man in alten Ritterzeiten von einem Lüftchen erzählte, was alle Wunden schloß, sobald es nur flüchtig darüber hinstrich, so kann man jetzt von der Wiener Atmosphäre und Gegend erzählen. Ueber den schmerzlich erregten Geist streicht sie dahin mit weicher, weicher Hand, und seine Wunde schließt sich, es wächst blumiges Gras darüber, alle die Spekulationen, Forschungen und kecken Civilisationsgedanken sind binnen wenig Wochen unter einem dichten Vasen verschwunden, man weiß kaum noch, daß es ein blühendes Grab ist.

Wahrhaftig, Wien ist in vieler Weise die Insel der Circe, und man muß gewarnt und stark wie Ulysses sein, um kein Verwandlungsunglück zu erleben. Und wie instinktsmäßig halten sich die Wie-

ner in jener glücklichen Mitte, die vor der Zauberin schützt; ihre Freuden sind stark und derb, aber man sieht sie nimmer gemein.

— Der Leser wird es empfinden, wie man hin- und hergeworfen wird mit seinen Anschauungen, wenn man nicht nach einer leitenden, starren Idee das Ganze beurtheilen will. Dieß Letztere muß aber meines Erachtens am Sorgfältigsten vermieden werden, es bringt nur eine irrthümliche Einheit in die Betrachtung, das Objekt selbst wird überritten, und man konstruirt eine Stadt aus Forderungen, Möglichkeiten und Antipathieen zusammen, wie sie nicht existirt.

Das Recht der einmal wirklichen Existenz muß vor allen Dingen geachtet werden, und es kommt weniger darauf an, ob dieselbe vom Darsteller als harmonisches Ganze aufgenommen und verarbeitet, als vielmehr, ob sie ehrlich, unbefangen, auch mit allen scheinbaren Widersprüchen aufgefaßt worden ist.

Die Wahrheit darf hierbei der Kunst nicht einmal untergeordnet, vielweniger geopfert werden,

und man hat nur zuzuſehen, daß auch die gemiſchten Eindrücke ein zuſammengefügtes, darſtellbares Ganze bilden. —

Die Völker ſind mit all' ihren Sitten und Eigenſchaften immer mehr oder weniger das Ergebniß ihres Bodens; ſie ſind nur etwas verfeinerte Bäume. Ein Volk was ſich ſeinem Boden am Natürlichſten anſchmiegt, iſt das glücklichſte. Dieß iſt den Ahnen der Oeſterreicher durchaus nicht abzuſprechen: ſie haben die unterirdiſchen Stimmen ihres Landes verſtanden, ihr urſprüngliches Weſen iſt homogen mit ihm, und daher ihre Behaglichkeit.

Selbſt die Franzoſen haben ihr Land nicht ſo begriffen, ſonſt wäre ihre Majorität einer materiellen Richtung kompakter, als ſie es iſt, nur die Engländer übertreffen vielleicht die Oeſterreicher, denn ſie haben neben ihrem Comfort noch tauſend Anderes erſtrebt. Hätten die Oeſterreicher eben ſo Schritt gehalten mit dieſen, ſie wären ihnen an Humanität überlegen; denn es hat kein Volk ſo viel natürliche Anlage dazu als ſie, es iſt kein anderes von

Hauſe aus ſo befähigt, menſchheitlich liebenswürdig zu ſein, als das öſterreich'ſche.

Wegen jener Naturkorreſpondenz mit der Kultur der Bewohner ſoll man die Volksentwickelung nicht nach einem Schema verlangen, nicht bei allen dieſelben Inſtitutionen begehren. Es giebt zuverläſſig allgemeine, von begleitenden Umſtänden ewig unabhängige Forderungen, aber die feine, rechte Linie zu treffen iſt die höchſte Aufgabe der Staatskultur, nach welcher wir trachten müſſen, da jenes ſchematiſirende Experiment offenbar geſcheitert iſt.

Dieſe Einſicht macht die Beurtheilung Oeſterreichs ſo ſchwer, da ſie mit der zu löſenden neueſten Kulturaufgabe zuſammenfällt.

Man kann ſich nichts Behaglicheres denken als das Donauthal, in welchem Wien gelegen iſt. Der Kalenberg und ſeine Genoſſen ſchützen es vor dem Nordweſt; die Donau, der raſche Kriegsſtrom deutſcher Flüſſe, bringt dem Bedürfniſſe ſeine raſchen, friſchen Wellen; in dem dunkleren Himmel ſieht man ſchon die tiefere Sehnſucht nach dem Süden;

der Boden iſt freundlich und ergiebig, die ganze Stimmung der Gegend liebenswürdig. Es giebt, wie ſchon angedeutet iſt, viele Städte, die pittoresker, intereſſanter liegen, aber man ſucht umſonſt eine, die ſo behaglich, wohnlich an den Boden ſich ſchmiegt, wo man augenblicks erkennt: die Stadt gehört in dieſe Gegend.

Wien iſt an ſeinem Orte. Die Stadt ſelbſt iſt nur ein Mittel- und Sammelpunkt, die 32 Vorſtädte bilden Wien wie Strahlen die Sonne. Und all' dieſe Vorſtädte ſind frei für Luft und Ausſicht; ſelbſt die Berge ſehen in beſcheidener Entfernung gehorſam wie Domeſtiken mit niedergeſenkten Augen hinein. Wien iſt eine groſsartige Winter- und Sommerwohnung, wo man nur das Zimmer wechſelt, und ſich dadurch alle Bequemlichkeiten verſchafft.

Die Zahl der Vergnügungsorte um Wien iſt Legion; denn das Vergnügen iſt ein Geſchäft, was jeder Wiener mit Leidenſchaft betreibt. In den nahe gelegenen Dörfern wohnt während des Sommers der begüterte Hochbürger, der Schauſpieler, der Rentier.

Der Zusammenfluß von Fremden ist während des Sommers groß, man besucht Wien wie eine merkwürdige ausländische Stadt, eine Reise dahin ist das gewöhnliche Asyl der überladenen Geschäftsleute, welche ihrem Unterleibe auf einige Wochen gütlich thun wollen. Es ist in keiner Stadt so leicht, nichts zu thun und zu denken als dort. — Trotz dem kommen die Wiener Gasthäuser nicht aus dem Schlendrian heraus. Es giebt in ganz Wien deren Zwei oder Drei, die nach Art guter Gasthöfe eingerichtet sind, alle Uebrigen sind mehr oder weniger alltägliche Kneipen, wo man nichts hat als ein mittelmäßig Nachtlager und schlechte Bedienung. Das ist aber von jeher so gewesen, und darum muß es auch immer so bleiben; und wenn man ihnen erzählt, wie ganz anders und besser das im Auslande ist, so lächeln sie, schwappen sich auf den Bauch und sagen ungestört: dos is holt anders bei uns in Wi-en. —

Und sie sind in dieser Bornirtheit so schnurrig und liebenswürdig, daß ich mitlachen, und am Ende

gar eingeſtehen mußte, die Einrichtung mit den mittelmäßigen Gaſthöfen ſei gar nicht unpaſſend. Das Wiener Leben iſt nämlich ganz und gar draußen, an zwanzig Orten, die Dimenſionen ſind groß, man kommt gewöhnlich erſt bei einbrechender Nacht in ſeinen Gaſthof zurück, und braucht nichts als ein Nachtlager, und der Gaſtwirth findet es eben auch in der Ordnung, daß man ſonſt nicht viel mehr verzehrt.

Alſo hat der Wiener auch darin recht, wenn er ſagt: 's is holt anders bei uns in Wi-en.

Große Ehrlichkeit und viel Bettelei herrſcht natürlich in Oeſterreich, wie in jedem alſo abgeſchloſſenen Staate, wo der Fond des Volkes brav und gutmüthig iſt wie hier. Die Poeſie der Bettelei — das Verbieten einer jeglichen iſt die proſaiſchſte Grauſamkeit — ſteigt freilich hier bis zum Unerträglichen; der Reiſende iſt in einem fortwährenden Belagerungszuſtande. Eben ſo wird jene Ehrlichkeit oder der daraus fließende Kredit bis in's Ungeheuere getrieben. Man bezahlt in einem öffentlichen Hauſe nichts

bei'm Empfange, das Haus sei noch so groß, die Gesellschaft noch so zahlreich, die Verwirrung noch so betäubend. Der Fremde kann für viele Gulden verzehren, und mehrmals umsonst fragen, was er zu zahlen habe, und ungehindert von dannen gehen, ohne einen Kreuzer gezahlt zu haben. Diese Art von Kredit ist sogar lästig. Es giebt nämlich bestimmte Zahlkellner, und nur dann zwei oder drei, wenn die Gesellschaft außerordentlich groß ist; dieser Zahlkellner macht dem Gaste die Rechnung und nimmt allein Geld. Dieser eine Mensch ist nun gewöhnlich so in Beschlag genommen, daß man um einiger Kreuzer willen meisthin unerträglich lang warten muß.

Table-d'hôte wird nirgends gespeis't, der Oesterreicher spielt wie der Engländer bei'm Essen den Individuellen — und wunderbar genug haben diese Nationen gerade dabei gar nichts Persönliches, sondern essen wie eine Gattung Alle dasselbe, dieser sein Rindfleisch und den Plumppudding, jener „a gebocknes Hohnerl, a Mehlspeis und a Rostbraterl."

Im Weintrinken sind sie mäßig, ich weiß nicht, ob dieß am Weine oder an ihnen liegt; Verläumder sagen, man kriegte eher Leibweh als Laune von großer Quantität. Und doch kommt er der Masse trefflich zu statten, weil seine schlechteren Sorten wohlfeil und allen Klassen zugänglich sind. So entgehen sie dem garstigen, dem nordischen Schnapstrinken, man sieht nirgends jene dumpfe, bestialische Schnapsbesoffenheit, die den Geist nicht aufregt, sondern verwirrt, verdummt, das Hirn nicht locker macht, sondern zusammenquetscht.

Die Oesterreicher sind wirklich auch im Allgemeinen mäßig, und selbst ihre ausgelassenste Fröhlichkeit, die man halb irrthümlich zu ihrem stehenden Charakter rechnet, ist immer polizeigemäß. Zahme, lustige Füllen, die den Hafer nicht kennen, und von ihm nicht gestochen werden.

Auf der Brigittenau z. B. feiert man alljährlich ein großes Volksfest, bei welchem sich an **30,000** Menschen einfinden, die in Lust und Freude herum-

ſpringen wie die Böcklein — und nicht ein einziges von dieſen Böcklein ſtößt das andere.

Ich geſtehe, daß dieſe Art von Wohlgezogenheit etwas Philiſtermäßiges hat, und daß ich, ſelbſt als Regent, ein Volk mehr lieben würde, was zuweilen durch eine Kaprice ſeines Herzens Spannkraft bekundete, natürlich durch eine unſchuldige und kleine, die nichts koſtet. Ein Roß, was nicht einmal auf den Zügel beißt, iſt langweilig, und von 14 Tagen zu 14 Tagen kann Einem ſolch' eine Empfindung wohl arriviren im Lande Oeſterreich.

Beſonders ſind die Ultraliberalen in einem großen Irrthum, welche in Oeſterreich einen mit ſtarker Hand verſtopften Vulkan ſehen — nichts von Verſtopfung, nichts ein Vulkan; höchſtens ein ſolcher, bei dem gekocht und gebraten wird; das Volk iſt ſo unvulkaniſch wie nur möglich.

6.

Fortsetzung.

Ich habe schon früher einmal darauf hingedeutet, wie ein Rest des italienischen Straßenlebens, und manche halbitalienische Sitten in Wien zu finden seien. Die alltäglichen Freuden sind auch hier meist auf der Straße und in öffentlichen Häusern zu suchen — da sitzen sie mit ihren großen Backenbärten und kurzen Meerschaumpfeifen, und trinken Kaffee oder Zuckerwasser und sehen der Zeit nach, die rastlos geht.

Nur die Fiaker, der tüchtigste Schlag in Wien, weil er einen Willen hat und im Nothfalle grob ist, sind in steter Bewegung. Sie fahren so schnell und geschickt, wie die Berliner schlecht und langsam. Sie verstehen ihr Handwerk, lesen in den Stunden

des Wartens ihren Roman wie Einer und sind daneben betriebsame, ganze Kerle. Ich habe eines Abends mit Gutzkow ein ganzes Fiaker-Literaturblatt durchgesprochen, wir fuhren von Hietzing nach der Stadt und fanden in allen Taschen des Wagens Romane — in unserer nordischen Voreiligkeit glaubten wir, sie seien von Passagieren vergessen worden, und machten unsern Kutscher d'rauf aufmerksam. Er lächelte aber sehr, und deutete mit dem Finger auf seinen eignen Schädel — die Fiaker in Wien sind eine Stütze der Literatur.

Nicht darum, sondern aus andern Gründen glaube ich, daß sie nächst Staberl den meisten Witz in Wien haben, und das will etwas sagen, denn ihre Zahl hört erst in der Nähe von Tausend auf. Vom Staberl, den Ungarn und den Fiakern hat man die meisten Bonmot's. Die Fiaker sind auch der Stolz Wiens, den es gegen alle Nationen- und Hauptstädte geltend machen kann. Es glauben Gelehrte, sie seien — nicht die Gelehrten, sondern die Fiaker — die eigentlich gesunden Urbewohner,

die Autochthonen Wiens, die urſprüngliche Kriegerkaſte — ihr Fahren iſt eine Kunſt, welche die lebhafteſte Anerkennung verdiente: im ſtärkſten Trabe jagen ſie durch die engen, von Menſchen und Wagen angefüllten Straßen, oft nur eine Linie breit an den Gegenſtänden vorüber, und es iſt ein höchſt ſeltener Fall, daß ſie anſtoßen oder gar ein Unglück anrichteten, ſie fahren, wie man ſich ausdrückt, den Schwanz vom Buchſtaben herunter. —

— Die Vergleichung Wiens mit Berlin und umgekehrt iſt oft da geweſen, es iſt aber wirklich intereſſant, welch' ſtrenge Gegenſätze ſich bei dieſen beiden Städten herausbilden. Der Spott über ſolch' große Verſchiedenheit iſt in Wien noch ſehr lebhaft; wenn die Wiener haſſen könnten, die Berliner würden einem lebhaften Haſſe nicht entgehen. Ueberlegenheit drückt. Aus den immer wiederkehrenden Verſuchen, Berlin zu perſifliren, ſieht man deutlich, wie unbequem ihnen Berlin iſt.

Aber wo hätten ſie das Zeug zu ſolcher Perſiflage her! Die Schärfe der Zunge, der Uebermuth,

die Unverſchämtheit, die abgeſchmackte Prahlerei, die ganze Hochnäſigkeit, welche ſie darthun wollen, ſteht ihnen auf keine Weiſe zu Gebote. Schwer und dick lallt ihre Zunge, wenn ſelbſt in ſchwarzer Stunde der Geiſt des Wieners ein ſcharfes, verwundendes Wort zuſammenſchweißen könnte, Mund und Sprache, erſchlafft durch Eſſen und Lachen, würden es mit Löſchpapier oder Baumwolle umhüllen, und es kugelte weich heraus, wie eben ein Anderes auch.

Zur Perſiflage iſt der Berliner eben ſo geſchickter, wie ſie dem dreiſten, gehärteten Manne beſſer anſteht, als der ſanften Frau. Der Berliner Accent hat in ſeiner Reinheit etwas entſchieden Vornehmes, und in ſeiner ohrenzerſchneidendſten Gemeinheit immer noch eine ſtraffe Figur, ein herausfordernd Unverſchämtes; der Accent hat immer Kourage. Und ſie iſt das Blut des Spottes, ohne ſie perſiflirt Niemand, wenigſtens glaubt Niemand an den Spott, wenn ihn nicht der Muth des Spottes zwingt.

Es kann hinter dem Berliner hochaufgerichteten ſpitzen Worte eben ſo viel Dummheit lagern wie hinter dem platten Wieneriſchen, aber der Wiener weiß um ſeine Beſchränktheit, und denkt, es ſieht ſie Jeder — und darum ſehen ſie die Meiſten; der Berliner aber iſt himmelweit entfernt davon, an ſich nur einen Augenblick zu zweifeln; „und wenn Ihr nur Euch ſelber glaubt, ſo glauben Euch die andern Seelen.“

Der Wiener hat nur den Vortheil, welchen jeder beſcheidene Menſch dem Poltron, dem Aufſchneider gegenüber hat; aber er weiß dieſen Vortheil nicht genügend geltend zu machen. Des Berliners Rede iſt immer kriegeriſch, des Wieners aber ſpaßig — was vermag der Spaß gegen den Krieg? Ja, wäre es der Witz! Der Witz tödtet Alles, er iſt der Deſpot der Sprache, der Gedanken und Gefühle, er tödtet ſchonungslos auch das Schönſte, ſeine eigenen Verwandten, weil er keine alten Geſetze reſpectirt, ſondern immer ſelbſt ein neu Geſetz iſt; er iſt die genialſte Erfindung der Sprache, der einzige

Teufel, welcher zugleich ſchafft, indem er zerſtört. Es iſt Verläumdung witzloſer Leute, wenn ſie den Witz niedrig anſchlagen; ſie ſind wie die Weiber, die nicht an den Sieg glauben, weil ſie ſelbſt nicht fechten können, oder ſie haben nur die Saphir'ſche Handwerksart vor Augen, welche ſich an keinen Hintergrund lehnt, und Seiltänzerkünſte mit der Sprache vornimmt. Wenn der Witz, wie oben angedeutet iſt, jenem Aeon gleicht, der mit demſelben Hauche eine Welt hervorbringen und vernichten konnte, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß jener Aeon auch wie unſer Witz nur der Ausfluß einer höheren Macht war. Das Gewaltige des Witzes liegt eben darin, daß er ein Symptom iſt. — Könnten die Wiener ihre Späße als ſolche Symptome verborgener Gewalten anſehen, ſie bändigten mit leichter Mühe die dreiſte, kritiſche Rede des Berliners.

Aber, heißt es, haben nicht die Wiener Humor? Und iſt nicht Humor eine der ſchönſten, weichſten Grundlagen des Witzes?

Es muß etwas dahinter ſein, ſagt der einfache Mann, wenn's Humor geben ſoll; der Humor iſt nichts Urſprüngliches, er iſt das Ergebniß eines Verhältniſſes; es müſſen Zuſtände gegeneinander wirken oder gewirkt haben, wenn er entſtehen ſoll; aber die Zuſtände der Wiener Maſſe haben juſt darin ihr Bezeichnendes, daß ſie von jeher zweifellos und wechſellos geweſen ſind. Wer nicht bis in's tiefſte Herz Schmerzen empfinden kann, vermag's auch nicht, Humor auszuſtrömen. — Wo hat der Wiener ſeine Schmerzen? Wenn ihm der Appetit ausgeht, iſt er traurig aber nicht humoriſtiſch.

Der Wiener hat Laune, weil er ſich wohl befindet; die Laune iſt nur der Laufburſche des Humors; ſie iſt nur das Lachen, Humor aber iſt der Sieg durch das Lächerliche.

Unter den öffentlichen Geſtalten iſt nur Raymund in Wien humoriſtiſch, denn er allein mahlt ſeine komiſchen Geſtalten auf einen ernſt bewegten Hintergrund; und die gebildetſten Wiener können's neben ihm mehr als alle andern Völker ſein, weil

ſie durch ihre Stellung in mannigfache Gegenſätze gebannt ſind, und den Hang zur gutmüthigen Ausgleichung der Differenzen, zum Lachen unter Thränen vom nationalen Herkommen aus beſitzen.

Es iſt eine nicht unwichtige Betrachtung, wie die Nationen einander auslachen, ſobald es der Haß zum Lachen kommen läßt. Schweden und Dänen hätten früher über einander gelacht, wenn ſie ſich nicht gehaßt hätten; der Engländer wird von den meiſten Völkern ausgelacht, weil er eigenſinnig ſeine Manieren beibehält, obwohl er in die mannigfachſte Berührung mit allen Völkern kommt. Der Engländer lachte Jahrhunderte lang über den Franzoſen, weil dieſer mager war, kein Rindfleiſch aß, und allenfalls Froſchkeulen verzehrte; der Spanier würde über den Portugieſen lachen, wenn er lachte, der Römer verlacht den Venetianer, der Franzoſe lachte über Alle, wenn er nicht zu eitel und zu höflich wäre. Der Deutſche lacht über den Schwaben, obwohl er weiß, daß Schwaben die größten Deutſchen geboren hat; der Norddeutſche lacht über den Wie-

ner, damit ihm doch auch etwas übrig bleibe, lacht über den Ungar, und wenn er sehr übermüthig ist, auch über den Böhmen. Wenn man über Jemand lacht, so stellt man sich in dem Augenblicke über ihn; bei Völkern ist es immer Glaube an eigene Ueberlegenheit. Der Wiener ist am wenigsten angenehm, wenn er ungarische Bären erzählt und sich über den unerfahrnen, naiven Magyar lustig macht; denn in mancher Hinsicht ist's doch er, der sich zwischen den Ungar und die Sonne gestellt hat, und es kleidet nicht gut, wenn er nun den Ungar darüber verhöhnt, daß er tappe.

Und der Böhme ist dem Wiener an Allem, nur nicht an Gutmüthigkeit, an dem gefälligen Herzen des Umgangs überlegen. Wie der Türke den Perser, sieht der Wiener den Böhmen an; dafür erholt er sich am Ungar, und rüttelt sich schon zum Lachen bei der bloßen Ankündigung: „Bin ich ein Ungar?" —

7.

Soldaten und Mädchen.

Die engliſchen Tories waren Napoleons unverſöhnliche Feinde, die preußiſche Jugend brachte ſeine ungeſtümſten, die öſterreich'ſchen Soldaten aber waren ſeine mauerfeſten, ausdauerndſten Gegner.

Ungarn liefert die beſten und ſtattlichſten Soldaten, ſie ſind von der Heimat her in Luft, Sonne und Regen gehärtet. Sie haben **ésprit de corps** als Ungarn, und mögen zum Theil darum die gewandten, mehr vereinzelten Galizier übertreffen. Die ungariſchen Grenadiere ſehen aus, wie man ſich bei der Xenophonlektüre die „Unſterblichen" des Artaxerxes denkt. Es iſt eine Cyklopenlänge, welche durch

die Bärmütze in's Ungeheuere gesteigert wird. Wenn man diese langen Leiber in leichnamartigen weißen Jacken, mit grabschwarzen Kamaschen und Thurmmützen, mit jenen fahlgelben Gesichtern von der mongolischen Hocheb ne, mit den zerdunsenen, matten Augen, dem struppigen, dünnen, schmutzigen Barte, den braungelb ledernen Händen in Masse einhermarschiren sieht, so glaubt man wahrhaftig, es komme Pluto's Garde, die er sich in neuerer Zeit angeschafft habe. Ich habe nie einen Laut von solch einem ungarischen Grenadier gehört; er hat zwar da, wo wir Augen haben, auch so etwas; aber ich habe nie einen Blick von ihm gesehen, ich bin immer scheu an ihm vorübergegangen wie bei einem Waldmenschen, dem plötzlich seines Waldes Wildheit kommen könnte — und dann wäre kein civilisirter Unterleib sicher vor der langen Muskete mit dem langen Bayonnet.

Ich habe die Truppenmassen des Kaiserthums fast in allen Provinzen gesehen: eiserne Unbekümm-

mertheit lagert auf dem Erſten wie auf dem Letzten; man muß vollkommen überzeugt werden, daß ſich in einem neuen Franzoſenkriege wiederum kein Heer ſo ehern und zweifellos ſchlagen würde als das öſterreich'ſche. Nur eine fanatiſche Begeiſterung und überwältigendes Feldherrngenie könnte ſie überwinden, eine bloß gebildete Armee, die da weiß, was Leben iſt, überläßt ihr ſicherlich das Schlachtfeld. Sie kommen daher marſchirt, dieſe geſchmacklos aber praktiſch gekleideten Maſſen, wie eine Reihe metallner Figuren, in der ganzen Fronte nur der ein und einzige Gedanke auf das nächſte Kommandowort, „eins zwei, eins zwei, aufg'ſchaut!“ und ſo marſchiren ſie in den Höllenrachen hinein, wenn der Offizier nicht Halt ruft. Sie thun's nicht aus Subordination, ſie haben zumeiſt in ihrem Leben nicht gehört, was Subordination ſei, ſie thun's, weil ſie ſelbſt ſubordinirt ſind, einexercirt, inſtinktmäßig. Sie dienen dem Staate vierzehn Jahre, ſie ſind Soldaten ganz und gar, eine rieſenſtarke Armee, ſtark wie ein unwandelbarer Begriff.

Jene vierzehnjährige Dienstzeit trifft namentlich die österreich'schen Erblande, die meisten andern Provinzen dienen kürzere Zeit — die eigentliche Soldatenspielerei findet man nirgends; man sieht ihnen das ruhige, arbeitsvolle, todesernsthafte Geschäft an. Die Offiziere sind fast durchgängig bescheiden, ohne Poltronerie, äußerst gefällig, ja liebenswürdig.

Wenn die Bestialität der Massen nicht geweckt wird, müssen sie ein ganz angenehmer Feind sein, weil sie im Innern eine unüberwindliche Ueberzeugung von der geistigen Superiorität anderer Völker tragen. —

— Die Wiener Polizei hält sehr auf den äußeren Anstand, und so sehr auch das Vergnügen in Wien gepflegt wird, so wenig darf ein Theil desselben dreist auftreten. Alle derartigen öffentlichen Anstalten sind streng verboten, und am hellen Mittage werden die Kupplerinnen auf dem hohen Markte an den Pranger gestellt. Ihre Klientinnen gehen mißvergnügt unter der Volksmenge umher, und murmeln von Vorurtheilen und beschränkten Ansichten.

Dieß war die einzige Andeutung zu einer kleinen Emeute, die ich dort gesehen habe, und sie saß nur auf den Lippen einiger unternehmenden Frauenzimmer, welche andere Ansichten über die Liebe hegten, als das Gubernium.

Von den leichtfüßigen Kindern, die sonst am späten Abende durch's **Palais-royal** tänzelten — sonst, denn dieß Orleanistische Palais ist jetzt auch tugendhaft geworden — und manchen schüchternen Jüngling aufmunterten, manchen ernsteren abschreckten, von denen, die in Hamburg an der Alster bei den Laternen vorüberschäkern oder seufzen, von diesen leichten Nymphen sieht man in Wien Abends nach dem Theater nichts auf der Straße, die Polizei hält das nächtliche Bekanntschaftsuchen für unschicklich. Und doch giebt es in Deutschland keinen Ort, der im Verhältniß zu Größe und Einwohnerzahl so viel lustige Mädchen darböte als Wien. Ich habe es schon erwähnt: die Mädchen gedeihen nun überhaupt in Wien vortrefflich, denn ihr Aufwachsen wird durch kein frühzeitig Denken, Lesen, durch

keine Romantik und Sentimentalität gestört, sie haben alle von Hause aus guten Appetit und runde, volle Formen, sie werden in einem halben Katholizismus aufgezogen, der die bequemste Religion unter der Sonne ist, weil er Alles vergiebt, ein lustiger Weltgeistlicher — sie sehen von Jugend auf alle Welt nach sinnlichen Genüssen jagen, die Hauptfrage hören sie ewig, ob etwas gut schmeckt, und „wie haben sich Euer Gnaden unterhalten?", die stets wandelnde Woge von Fremden erhält sie fortwährend in Athem, sie haben ein weiches, üppiges Klima, warme Nächte, die Niemand erkälten — was Wunder, daß die Sensibilität größer als sonstwo ist. Da der Abend ihnen zum Kennenlernen verschlossen ist, so werden sie an's Sonnenlicht und zur Dreistigkeit genöthigt, sie wandeln um die Mittagsstunde den Kohlmarkt und Graben entlang inmitten der **par excellence** anständigen **beau monde**, und es gehört das Auge eines Linné dazu, um diese verschiedenen Pflanzenarten zu unterscheiden, da das lustige Mädchen so freudig und elegant gekleidet geht,

wie die Fürſtin, und die Fürſtin auf der Straße ſo einfach wie dieſe. Indeſſen ſind die Oeſterreicher in der Naturgeſchichte zu Hauſe, und leiſten darin das Unglaubliche. Erſt vor wenigen Jahren hat wieder ein Oeſterreicher aus Mähren das Kreoſot erfunden, was gegen Zahnſchmerzen hilft, und ich habe ſie auf dem Kohlmarkte und Graben nie in Verlegenheit geſehen.

Seit einiger Zeit hat nun auch Wien das literariſche Freudenmädchen Deutſchlands acquirirt, Mamſell Saphir.

Die Partie der Fremden iſt übrigens in Wien ſehr intereſſant, und nicht in Vergleich zu ſetzen mit der in den Norddeutſchen Städten, wo die meiſten Fremden nur des Geſchäfts und Handels wegen hinkommen. Das öſterreich'ſche Prohibitivſyſtem läßt nicht viel Geſchäftsfremde zu, einige Orientalen etwa, die unten am Eingange der Leopoldſtadt rauchen, und ſo faul ſind, daß man ihnen kein Geſchäft abmerkt, das ſchmierige Publikum der Muſterreiter fehlt aber ganz. Die große Menge von Fremden, die man in Wien erblickt, iſt meiſt

lediglich da, um ſich zu amüſiren. Wien iſt die deutſche Villa, wo der norddeutſche Römer ausruht von des Regierens Mühen, unſer Tusculum und Liternum. Dieſe Muſe wird befördert durch den Anblick der wohlgeölten Staatsmaſchine, der fröhlichen Menſchen und Mädchen — man wundert ſich, daß in Wien auch gearbeitet wird, daß nicht Manna vom Himmel fällt und ſüßer Wein aus den Dachrinnen ſprudelt.

8.

Die Künſtler.

Man iſt in Wien viel auf den Beinen, und wenn ich frage, worin eigentlich das große Vergnügen beſteht, was Einen fortwährend in Athem erhalte, ſo ſtockt man mit der Antwort. Es iſt wie mit mancher Poeſie: man weiß ihr Daſein nicht alsbald zu definiren. Und meiſthin ſind dieſe undefinirbaren Freuden größer als ſonſtige, denn ſie liegen weniger in der Berechnung, dem Urſprünglichen und Natürlichen näher, und Gott bleibt ſchon einmal größer als die Menſchen.

Indeſſen hat's mit den Wiener Freuden keine gar ſo bloß göttliche Bewandniß, man braucht doch recht viel irdiſche Dinge dazu: einen guten Appetit, einen Beutel voll Geld, gutes Wetter, Schönbrunn,

Tivoli, Hietzing, Laxenburg, die Theater, die Fiaker und Manches, was man zu verschweigen pflegt. —

— Das Wort Künstler grassirt sehr in Wien, und man muß immer genau hinhören, was die Leute darunter verstehen. Jedes Volk fühlt ein Bedürfniß nach Darlegung gewisser geistiger Regsamkeit, und so berufen sich denn auch die Wiener auf die schönen Künste, die bei ihnen auf's Trefflichste gediehen. Sie fragen mit sehr wichtiger Miene, ob man bei'm Theseus, im Belvedere und in der Porzellanausstellung gewesen sei, und ob man den Kaiser Joseph habe reiten sehen.

Es ist wirklich auffallend, daß Wien in Malerei, Bildhauerei und Skulptur nicht mehr leistet, da hierin aller Ausdruck, alle Konkurrenz freigegeben sind — vielleicht fehlt es an Ermunterungs-Instituten? Was leistet das kleine Düsseldorf, was leistet München, Dresden, Berlin daneben. Ein Herr Professor Höfer schneidet recht hübsch in Holz, und ein Anderer zeichnet scharmante Modekupfer in die Zeitung, auch werden die Haus- und Laden-

ſchilder ſehr artig gemalt, wie wir das bald eines Breiteren ſehen werden; aber das iſt Alles und wahrhaftig doch nicht genug für Wien. Kunſtfertig iſt es überaus, aber wo iſt die Kunſt, wo ihre Thaten? Das Belvedere enthält ſchöne Sachen von alten Meiſtern, was können dafür die Wiener? Die Porzellainniederlage mit ihren Malereien iſt artig, ſehr artig, aber es bleibt doch nur ein ſpielendes Genre, der Kaiſer Joſeph hat ein ſchönes Pferd. — Ich muß geſtehen, daß mich die Entdeckung ſelbſt im höchſten Grade überraſcht, warum man nicht in Wien eine komplette Künſtlerſchule zu Stande bringe. Das ruhige, von keinerlei ſtaatlichen Dingen geſtörte Leben, das heitere, ſinnliche Auge des grünen ſaftigen Landes, der reiche Adel, die leichte Verbindung mit Italien, die ſchönen Menſchen, dazu Miniſter an der Spitze, voll Geſchmack und Schönheitsſinn, wie Metternich — wahrlich, es iſt ein Räthſel, daß wir nicht ſchon eine glänzende Wienerſchule haben, welche ſich an Natürlichkeit

der niederländiſchen anſchlöſſe und an Farbenreiz und irdiſcher Schönheit der venetianiſchen.

Jetzt, während ich dieſe Blätter für den Druck ordne, höre ich, daß man in Wien eine großartige Akademie errichten wolle, welche Wiſſenſchaften und Künſte aller Art umfaſſen werde.

Der Theſeus im Volksgarten zu Wien ſtammt bekanntlich von Napoleon her, dieſe Ueberwältigung des Minotaurus war vielleicht ein Sinnbild, wie er ſelbſt die Revolution mit ihren Ausſchweifungen erwürgt habe. Er wußte es auch, wohin des Theſeus Kampf zu ſtellen ſey: auf den Alpen ſollte er ſtehen, wenn ich nicht irre, auf dem Simplon; die Straße und der Theſeus ſollten die Gewalt des menſchlichen Halbgottes über die ungeheuerſten Maſſen der Natur darſtellen. Dort oben, wo ſich Deutſchland, Italien und Frankreich begegnen, ſollte die koloſſalſte Macht und Kunſt dem harmloſen Wanderer in die Augen leuchten.

Und wirklich; für den Titanenkampf mit ſolchem Ungeheuer muß man Raum ſehen — zu Wien

im Volksgarten hat man ihn in ein kleines Tempelchen gesteckt, und es steht zu fürchten, daß Theseus die nahen Wände wie Kartenwände einbricht, so bald er mit der Arbeit fertig ist und sich nach Art der alten Helden reckt und dehnt, um die Glieder in Ordnung zu bringen. Es ist ein drückender Gedanke, Großes und Gewaltiges in eine kleine Schachtel gepackt zu sehen. Wollte man seinen Teint durchaus vor Wind und Wetter schützen, nun so hätte man ein hohes luftiges Dach bauen können, was auf hohen schlanken Säulen schwebte, die Säulenreihen, weit auseinander, konnten den Raum offen lassen für Riesenschritte, ihn vervielfältigen durch die verschiedenen Richtungen, und dem Ganzen auf diese Weise das Ursprüngliche, Weitausgreifende eines Titanenbildes gewähren.

Man erzählt oft von einem feinen Kritiker, welcher bei'm Anblick des olympischen Zeus, den Phidias geschaffen, in die Worte ausgebrochen sei: Wenn Zeus von seinem Throne aufsteht, so stößt er die Decke des Tempels entzwei wie eine Eierschale.

Kurzsichtige Leute nehmen das nur immer für ein Lob des Phidias und der gewaltigen Augenbraue Zeus Kronions; es ruhte auch der witzigste Tadel des Tempels darin.

— Man malt wirklich schöne Schilder in Wien, und es besteht eine scharmante Art von Rivalität unter den Kaufleuten, das schönste Schild zu haben. Die Hälfte dieser Schilder stellt fürstliche Personen dar: der Kaiser von Oesterreich in allen Trachten, der König von Preußen in ungarischem Nationalkostüm, der König von Ungarn, der Primas von Ungarn, fürstliche Damen von der verschiedensten Schönheit, ein Amor, der Bänder verkauft, eine Jungfrau von Orleans, die mit Seidenzeugen handelt, ein Bischof, der Luxusartikel feil bietet; nur ein Pabst fehlt.

Die sogenannte schöne Wienerin, eine Wachsfigur, welche immer nach der neuesten Mode angekleidet ist, repräsentirt wegen steten Wechsels die Revolution und steht unter Glas.

Im Allgemeinen aber heißt in Wien Künſtler ſo viel als Schauſpieler. Das Schauſpiel iſt Mittelpunkt des Wiener Lebens, des Wieners Stolz und Sehnſucht und Vergnügen. Was dem Pariſer die Journale, das ſind dem Wiener die Theaterzettel: er ſtudirt, gloſſirt, memorirt ſie. Bart und Spiele war für die Römer nothwendig, Mehlſpeiſ' und Spiele für die Wiener. Für den Schauſpieler iſt Oeſterreich noch das Land der Mährchen, ſie ſind noch wichtige hiſtoriſche Perſonen, dürfen noch ſagen: „Tiſchlein deck Dich," dürfen nicht getadelt werden; ihre künſtleriſche Unbeflecktheit ſchützt die Cenſur.

Wäre das Theater noch nicht erfunden, die Oeſterreicher erfänden es.

Der Kaiſer unterhält zwei Hoftheater, das Schauſpiel an der Burg, in ſeinen Darſtellungen das beſte Deutſchlands, und die Oper am Kärnthnerthore. Außerdem exiſtirt ein Theater an der Wien, in der Joſephſtadt und Leopoldsſtadt.

In all' dieſen Häuſern wird täglich geſpielt, und kein's derſelben iſt in den ſchönſten Sommertagen leer.

Als Sonderbarkeit iſt noch anzuführen, daß der Unternehmer des Poſſentheaters in der Leopoldſtadt den Namen führt: Franz, Edler von Marinelli.

„So lachen Sie doch, Marinelli!"

„Gleich, gnädige Gräfin, gleich!"

V.

Essen und Moden.

Aufmerksame Leser werden es leicht herauslesen, daß ich mich eigentlich in Wien sehr wohl befunden habe.

Eines Nachmittags fuhr ich mit einem jungen Franzosen hinaus nach der Donau, um das Schlachtfeld von Wagram aufzusuchen. Dieser lebhafte Mann war ganz in jener glänzenden Einseitigkeit ausgebildet worden; welche alle Tugend und Bildung in Staats- und Freiheitsinteressen findet, einen Staat wie Oesterreich unbedingt verwirft, und jeden Oesterreicher, der die Unzufriedenheit nicht auf der Stirne trägt, in den Abgrund verdammt.

Solche Gesellschaft ist in Wien bedenklich; ein bloßer Ideengang, den man des Experiments hal-

ber in ſich vornimmt, läßt deutliche Spuren zurück in unſrer Schrift und Rede, wie vielmehr ein Umgang, mit Blut und Jugend gerüſtet. Zudem war meine öſterreichiſche Unſchuld auch ſo ganz und gar nicht erwieſen, daß mir oft der Boden zu wanken ſchien. Man denke ſich die fatale Situation, als **Monsieur Français** in deutſcher Sprache, die er durchaus erlernen wollte, noch mitten in der Leopoldsſtadt ſeinem Freiheitstaumel Luft machte, und nicht aufhörte, als der weichere Boden den aufmerkſamen Kutſcher Alles verſtehen ließ. Es war ein ſchlaues, böhmiſches Geſicht, dieſer Wagenlenker, und er kuckte ſich öfters um — vergeblich machte ich den Franzoſen aufmerkſam, er ſchrie nur um ſo ärger: Blicken Sie **retour, Monsieur**, wie **Seigneur Jugurtha** gethan, als er fuhr aus Rom, und rufen Sie **avec lui**: „Alles iſt käuflich in **Dio**, es fehlt nur noch der Käufer! Eine Griſette unter den großen Städten iſt ſie, dieß Wien, eitel auf Prater, auf Stephan, **quelques** Schauſpieler, die Spinner am Kreuz, Hütteldorf, **les grénadiers**

de Hongarie, und auf die ſüßen Torten zu Mittag, mon dieu, wie eine Griſette auf eine ſeidene Schürz und eine Corsage von Gros de Naples — ma foi, wer hier nicht eſſen und trinken kann, ſtirbt vor Langeweil — ah dieu, nicht mal eine junge Griſette von 60 Jahren — comment?

Wer beſchreiben will, darf keine Partei vor Augen haben; er täuſcht über den wirklichen Thatbeſtand beim beſten Willen; ich war froh, als wir heimfuhren, daß er ſich in Napoleon vertiefte, denn das hübſcheſte Mädchen wird Einem durch Tadler verleidet, die Illuſion iſt das feinſte, geiſtige Nervengeflecht. Einige Tage darauf fuhr ich zufällig wieder mit demſelben Kutſcher, und hörte dann auch wirklich, daß man dem Herrn Franzoſen ſeinen Paß bis an die franzöſiſche Grenze viſirt in's Haus geſchickt, und daß er dieſe öſterreichiſche Artigkeit ſehr wohl begriffen habe und abgereiſ't ſei. Man kann die öffentlichen Raiſonneurs nicht humaner behandeln; bei etwaiger Erkundigung und Weigerung

wird noch hinzugeſetzt: Es ſcheine dem Herrn in Wien nicht zu gefallen.

Dieß iſt eine Mode, welche gewiß dem Einſperren ohne Weiteres vorzuziehen iſt. Ueberhaupt, was die Mode anbetrifft in Wien, da iſt eitel Löbliches zu ſagen. Die große Simplicität der Wiener hat ſich vor dem ſchlimmen Zuviel frei gehalten, was der Geſchmack nicht verträgt. Man kann nichts Einfacheres ſehen, als die Kleidung einer Wiener Dame, und die vornehmſten gehen am Einfachſten. Eine allgemeine Naturgabe kommt ihnen hierbei trefflich zu ſtatten: ſie ſind meiſt von jenem vollen fleiſchigen Bau, der jedes Gewand entgegenkommend umfängt, der eine volle runde Form ſchön ausprägt. Darum bemerkt man bei allen Wienerinnen viel weniger von den Toilettenrüſtungen, welche zwar die Form heben, aber auch den Zweifel rege machen. Die Wienerinnen ſind ehrlicher, vielleicht darum hie und da weniger auffallend ſchön, aber immer reizender.

Der Ruf von der Liebenswürdigkeit der Wiener Damen iſt eben ſo allgemein bekannt, und wird

ſo ohne Widerſpruch aufgenommen, wie der von der Gemüthlichkeit der Oeſterreicher im Allgemeinen. Und man kommt in Verlegenheit, wenn es ſich um eine Definition der äußern Schönheit handelt; das Enſemble thut wie bei der Komödie Alles, und Komödien ſind ſie alle, ſchon darum, weil ihnen das Tragiſche zu unnatürlich dünkt. Man findet nicht ſo häufig glänzend elegante Figuren, wie es deren im nördlichen Deutſchland, beſonders in Berlin ſo viele giebt, wie ſie das Eigenthum Frankreichs und Englands ſind. Jene in leichten, feinen Bogen geſchweiften Figuren, die durch ihre zierlichen hüpfenden Formen ſo beſtechen, durch den ſchwankenden Hals, auf dem der Kopf ſich ſchaukelt, durch die ſich tief hinein ſchmeichelnde Taille, welche den fein geformten Schulterkörper trägt, durch den kleinen, hoch geſpannten Fuß, der in bunter Laune mit dem ganzen Körper ſpielt — jene Figuren ſind nicht zu Hauſe in Wien. Körper und Wuchs iſt ſchon ein wenig mit dem italieniſchen verwandt in der Fülle; franzöſiſches iſt nichts an ihm. Die

Italiener sind bekanntlich ein Volk, was nur außerhalb seines Landes Anstrengungen verträgt, in der Heimath aber bequem, weichlich und faul ist; — die Italienerin schnürt sich selten oder gar nicht, weil es ihr lästig ist; eine schöne Taille sucht man in Italien vergebens, sie entschädigen durch ihre Büsten. Eben so sind in Wien die feinen Figuren nicht das Hervorstechende, wenn auch der Körper hier schon straff und fest zusammengehalten wird. — Luft und Fleisch bildet einen Uebergang zu Deutschland, Wien ist ein Grenzort, Venedig die erste Station. Das Fleisch der Wienerin ist aber frischer und blühender, wie es im Allgemeinen bei den nördlichen Völkern lebhaftere Farben hat. Wenn man die vielen Titians in Oberitalien sieht, so glaubt man, es haben ihm Wienerinnen gesessen, denen er südliche Augen gemalt, denn in diesen betet der Katholicismus die Schönheit an, knieend begehrlich.

Auch den lebendigen Wienerinnen selbst, glaube ich, muß man nicht zu tief in die Augen sehen;

zum Verlieben gehören sie wahrscheinlich unter die ersten Weiber der Welt; ich weiß nicht, ob es ihnen die Römerin und Französin darin zuvorthut; für romantische Liebe sind sie zu harmlos, zu lebenslustig, zu natürlich, denn eine gewisse blinde Treue und Romantik ist nicht Sache der Natur, sondern einer Civilisationsrichtung.

Fällt indessen ein glücklicher Keim in solch' ein Wienerisch Frauenherz, so mag es auf der Welt nichts Weicheres, Einschmiegenderes, Weiblicheres geben.

Außer der feinen Figur fehlt auch der feine Fuß; aber sie ersetzen Beides durch Fülle; auch ihr Fuß ist fleischig, und wenn auch nicht zierlich, doch voll und rund geformt. Die ganze übrige Bildung des Körpers ist weich und doch frisch und kräftig, ein gesundes Verlangen hüpft auf jeder Linie, ihre Schönheit ist jene sanftschimmernde des duftigen Obstes, das noch am Baume hängt und vom Reife der Luft überhaucht ist.

Was ihnen an Geist und tiefer Empfindung abgehen sollte, ersetzen sie durch Schalkhaftigkeit und

Laune. Außer Französinnen kenne ich keine Damen, die so liebenswürdig für den bewegten geselligen Umgang wären, als die Damen von Wien. In ihrer natürlichen Unbefangenheit sind sie bei Weitem angenehmer, als viele unserer nördlichen sentimentalen Prinzessinnen; die jeden freien, fröhlichen Scherz unanständig finden, und außer sich geraten, wenn man ihren Glauben in Zweifel zöge, daß die Kinder von den Bäumen geschüttelt würden.

Eben weil den Oesterreichern vielleicht mancherlei Bildung mangelt, fehlt ihnen auch glücklicherweise die Verbildung; sie sind ein unbeflecktes Völkchen, dem nicht Tugend, nicht Laster viel zu schaffen macht.

Die hübschen Damen lesen französische und englische Schriften, daß man erschrecken möchte, aber das ist gar nicht nöthig: die Lektüre bringt ihnen weder Nutzen noch Schaden. Ich wollte indessen doch, sie läsen mehr deutsch, es könnte ihnen zu statten kommen.

Seit einiger Zeit lernen die Wienerinnen ſchwimmen, und beweiſen ſich dabei gar nicht blöde; die Lehrer z. B. ſind masculina, und am Badeplatze der Männer hat man folgenden Anſchlag für nöthig befunden: Alles Zuſehen von Seiten der Damen wird höflich verbeten. — Das iſt Unbefangenheit, welche man bei uns nicht faſſen kann.

Im Allgemeinen hat das öſterreichiſche Volk ſehr viel Anlage zur Jugend, es iſt reich an Blut, und aus Blut und friſcher Luft macht man Jugend und Geiſt. Man ſieht's, wenn man ihre Moden betrachtet, daß ſie auch erfinden können. Das Gebiet des Bequemen, was ſie mannigfach kultiviren, bekundet ihre induſtriöſe Fähigkeit.

Dabei komme ich auf's Eſſen; darin hat bekanntlich auch jedes Land ſeine Moden, und kann nicht begreifen, wie man anders beſtehen könne. Es iſt ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, man eſſe außerordentlich gut in Wien; man iſ't aber im ſüdweſtlichen Deutſchland beſſer; Wien iſt ein Gymnaſium neben der glänzenden Akademie Frankfurt,

wo die Kellner promeviren, neben der glänzenden Hochschulen am Rheine und in der Schweiz; der Hamburger vermißt in Wien seine kräftige Speise; das Beefsteak ist in Wien ein vernachlässigtes, vertrocknetes Fischenbrödel, und die berühmten Mehlspeisen, worauf sie stolz sind, wie Albion auf sein Parlament, werden anderswo auch erreicht. Man hat mich auf solche Bemerkungen hin in Privathäuser gewiesen, ich habe in solchen allerdings recht gut gegessen, neben Mittel- und Ostdeutschland sogar vortrefflich, aber im süddeutschen Gasthause ißt man noch besser. Es thut mir leid, über diesen empfindlichen Punkt so rücksichtslos referiren zu müssen, aber ich will daneben auch das lebhafte Streben in Tischreformen anerkennen: an allen Straßenecken, ja an den Kirchthüren habe ich die Ankündigung von Kochbüchern gelesen, kühne, spekulationsreiche Theorie über den „Strudel" und den „Kalbsfuß" habe ich entwickeln hören.

Ueber Kleidermoden ist noch ein Streit nachzutragen, der mehrere Sommer lebhafte Diskussionen

mit ſich brachte; Wolfgang Menzel hat erzählt, daß man allenfalls in anſtändiger Geſellſchaft, in Gegenwart von Damen den Rock ausziehen dürfe, wenn es warm ſei. Ein Edelmann, der zuweilen Leute vom Hofe bei ſich ſieht, war ſo entrüſtet über dieſe Mittheilung, daß er mir hoch und theuer zuſchwor, man thue das höchſtens in einer Kneipe, und das müſſe eine ſchön anſtändige Geſellſchaft geweſen ſein, wo die Hausfrau Herrn Dr. Menzel zu dieſer Procedur aufgefordert habe.

Das Verhältniß iſt ungefähr folgendes: Im eigentlichen Salon der höheren Klaſſen wird der Rock nicht ausgezogen, auch wenn es warm iſt, in guten bürgerlichen Häuſern aber, wo der innerliche Wiener Stil beibehalten iſt, der ſehr natürlich und in Wahrheit vielfach liebenswürdig heißen darf, geſchieht es wohl, in Kaffeegärten und ähnlichen Orten unbedingt. Dieß mag ein Grund ſein, daß der Wiener trotz dem Engländer und Holländer vortreffliche Leibwäſche trägt; er hält vor Allem auf ein feines Hemd.

10.

Baden.

Man hat tägliche, kleine Schnellposten, die nach Baden hinausgehen; außerdem wechseln die stehenden Gelegenheiten zu dreien Malen des Tages; denn der Verkehr zwischen Wien und diesem Lustbade ist sehr lebhaft, zumal da der Kaiser einen Theil des Sommers dort zubringt. Wir gingen bei frühester Morgenzeit auf die Post, und wurden in einen unangenehmen Alternativen gestreckt: in einem kurzen Kasten laufen an beiden Seiten der Länge nach zwei Bänke hin, und so sitzt man sich gegenüber, als wenn man zur Hochzeit fäße. Wildfremde Gesichter, die weder am Wege, noch am Morgen, noch an irgend was Interesse zu nehmen schienen, saßen uns gegenüber, sie stierten in die untergeschlagenen Arme hin-

ein, und regten ſich nicht. Wenn ſie nur wenigſtens geſchlafen hätten, das bekundet doch eine menſchliche Regung, nein, ſie ſtierten unverwandt; unſer gezwungenes Gegenüberſitzen bekam etwas grauenhaftes. Ich fragte leiſe den Staroſten, wofür er die Leute hielte, denn laut zu ſprechen, war bei der ſtillſchweigenden Uebereinkunft unſeres Kaſtens nicht rathſam — er machte mir ein Zeichen; wahrhaftig, es war ein Kouvertzettel, der aus der Bruſttaſche des einen Schweigſamen lugte, es waren Banquiers; —

„ſie hören nicht, ſie ſehen nicht, ſie ſprechen nicht — ſie ſpielen!“

Der alte Lichtwer hat mit ſeiner Fabel noch immer Recht, wie denn überhaupt einzelne Worte etwas Magiſches, über die täglichen Geſetze Hinausgreifendes haben. Whist, L'hombre, Faſs, ſind Kinderreim geworden, wobei man jetzt hört und ſieht und ſpricht, das moderne Spiel iſt die Börſe, da kann man auf Millionen rechnen in Gewinnſt und Verluſt, da iſt eines ganzen Landes Wohl oder Wehe Begleiter des Spiels, der moderne Spieler

ist der Banquier. Es ist angenehm, Banquier zu sein, wenn man sonst weiter nichts ist: man muß als solcher rechnen können, und die Wechselkunde verstehen; etwas Geographie, gut Zeitungen lesen und ein Paar Louisdor gehören auch dazu, und dann ist man Banquier und kann Millionen kommandiren. Salomon Heine, der Onkel des Dichters, ist der Schriftsteller aller Banquiers, er hat ihnen das Motto, den Familienspruch erfunden. Als man ihn nämlich gefragt hat, ob er sich nicht freue über die Erfolge seines Neffen, da ist ihm jene klassische Banquiererwiderung entschlüpft. „Wenn er doch was gelernt hätte, so braucht' er keine Bücher zu schreiben."

Ein ganzes Molièresches Lustspiel liegt in diesen Worten!

Wenn die Leute Dir gegenüber wüßten, dächte ich, daß Du ein Schriftsteller seiest, sie würden sich zwei Minuten Zeit nehmen, Dich gründlich zu verachten. Still! die Börse ist der goldpapierene Mittelpunkt moderner Welt: der Schriftsteller kann durch

einen Artikel à propos auf die Fonds wirken, er kann dem Geldbeutel ſchaden, oder nützen, er iſt nicht mehr überflüſſig; — wie viel? ſagte der Eine, als der Andere die Uhre aus der Taſche zog — 93¾ war die Antwort. Und der Fragende hatte auch ſchon wieder vergeſſen, daß er nicht nach den Konſol's, ſondern nach der Zeit gefragt, und wiederholte langſam und nachdenklich 93¾.

Dieſes große Wort war das einzige, was ich von meiner Reiſegeſellſchaft bis Baden vernommen habe, welches Baden vier Wegſtunden entfernt iſt von Wien.

Der Weg führt über die Spinnerin am Kreuz auf der Heerſtraße nach dem Sömmering, und wendet ſich dann ein wenig ſeitwärts nach kleinen blauen Bergen hin.

Es war ein kalter Morgen mit den Herren Banquiers, und ich kam ein wenig erfroren nach Baden. Ob wirklicher Jahrmarkt in dem Städtchen war, kann ich nicht ſagen, aber ein jahrmärktliches Treiben empfing mich in den Gaſſen. Ich hatte

mir den Ort großartiger gedacht; indeſſen iſt er doch ganz artig, und der Verfolg ſeiner Promenaden nach dem Helenenthale hinab, iſt ſehr angenehm. Am Eingange dieſes Helenenthales ſteht ſtolz und ſtattlich Weilburg, ein Luſtſchloß des Erzherzogs Karl. Das Gebäude hat eben ſo wenig Glück, als ſein Herr; man ſagt, der Boden wiche unter ihm, und es drohe, gelegentlich zuſammen zu brechen. Und der Herr, der ſchlanke Archidux mit dem langen, nachdenklichen Geſichte, wie viel vergebliche, ſchön komponirte Schlachten hat er gegen Napoleon geſchlagen! — Man kann das Genie und das induſtriöſe Talent nicht deutlicher einander gegenüber ſehen, die immer daraus erwachſenden Reſultate nicht auffallender erblicken. Götter beſiegen ewig die Menſchen, wären dieſe auch Titanen und häuften mühſam Gebirg auf Gebirg. Das Genie iſt ein eroberter, unmittelbarer Gedanke Gottes, das Talent ein mühſam, in einzelnen Theilen errungener. Im Kriege erkennt man gewöhnlich die Talente von kombinirten Plänen und ſchönen Rückzügen: Xenophon,

Moreau, Erzherzog Karl sind solche Namen. Das Genie braucht keinen Rückzug — dergleichen denkend, stand ich in fröhlichem Glanze der Mittagssonne vor Schloß Weilburg, und hörte mit Betrübniß, wie krankend und zurückgezogen dieser talent- und würdevolle Erzherzog lebe. Es war eine der vielen Krisen in Napoleons Leben, als der Kaisersohn, der in Deutschland die französische Rheinarmee so glücklich bekämpft hatte, nach Italien geschickt wurde, um den ungestümen jungen Bonaparte zurückzuwerfen; am Tagliamento begegneten sie sich; rasch, als ob ihm die Windsbraut entgegen käme, ward er in die fliegenden, kleinen Schlachten verwickelt und zurückgedrängt bis in das Herz vom eigentlichen Oesterreich, bis zum Präliminarfrieden von Leoben. Napoleon legte sehr viel Gewicht auf die Vorfälle am Tagliamento — die besonnene, geschickte Leitung des Erzherzogs ließ die Erfolge einen Augenblick sehr zweifelhaft, bis das Glück eben so durchschlug, wie es ihm während des italienischen Feldzuges in den wichtigen Momenten stets

gekommen war. Denn man iſt ſehr ſchlecht unterrichtet, wenn man jene ſchnellen Succeſſe auf bloße Ungeſchicklichkeit der Melas, Alvinzy's ꝛc. ſchieben will — gar Mannigfaches wirkte zuſammen, was hier nicht ſpecialiſirt werden kann.

In Oeſterreich iſt übrigens der Haß gegen Napoleon keineswegs ſo zähelebig als im übrigen Deutſchland; es iſt, als ob die Verwandſchaftsbande auch in die Maſſen übergegangen wären, nirgends iſt die ſtruppige, fanatiſche Animoſität zu finden, welche nicht ſterben will beim Gedächtniß dieſes Namens. Auch der tägliche Anblick ſeines blühenden, liebenswürdigen Sohnes und der frühe Tod deſſelben mag lindernd und beſänftigend eingewirkt haben, denn an Leiden hat er's dieſem Volke, ſeinem unermüdlichen Feinde, wahrlich auch nicht fehlen laſſen, die großen kupfernen Kreuzer, welche ſo wenig gelten, und das dünne Papiergeld erinnern noch täglich an ſeine Geißel.

Du bürgſt eine der ſchönſten Geſtalten deutſcher Herren. Es ſoll überaus rührend ſein, jenen viel-

erfahrenen Kriegsfürſten Karl ſanft und mild ſprechen zu hören, wie ſehr die Erhaltung des Friedens zu wünſchen ſei, um ohne heftige Störniß das gegenſeitig Störende ausgleichen zu können. Freundlich empfängt er die alten Kriegskameraden und trägt geduldig das Hemmende eines kränklichen Körpers. Schloß Weilburg, ſchlafe wohl. Ein anderes Intereſſe begegnete mir auf den Badener Promenaden. Im Schatten einer Ruhebank ſah ich einen alten Freund aus Schleſien ſitzen, der Gedanke an die Heimath verſchlang alles Andere, und wir ſprachen von dem Lande jenſeits der blauen Rieſenberge, vom Anblicke des Zobten, von den Wäldern der Oder.

Mein Freund zeichnete Figuren in den Sand, und aus allen Kreuzungen ſeines Stockes entſtand immer wieder eine große Lyra — was willſt du damit?

Ach, dieſer Platz iſt ſchuld daran, ſagte er. Vor zwölf Jahren führte mich auch ein friſcher, ſonniger Tag wie heute nach Baden heraus, und

hier auf dieſer Bank ſaß die gebeugte, dunkle Geſtalt eines Ligorianers, und zog mit dem Stocke Figuren in den Sand. Ich blieb ſtehen, die Erſcheinung, die dunkle Geſtalt, welche ſich nach der Erde beugte, die ſcharfen Umriſſe des magern Geſichtes, die lange, ſpitze Naſe, das Ueberhängende der Augenknochen hatten etwas Magiſches für mich. Er blickte auf, wir ſahen uns an; eine grundloſe, verwirrte Traurigkeit lag in den eingefallenen Augen, es dauerte wohl eine Minute, ehe ich den alten Bekannten wieder herausfinden konnte aus den Irrgängen dieſer Augen — Zacharias! rief ich. —

Pater Zacharias heiß ich jetzt. — Es war Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thales," der Verherrlicher Luthers, der ſpäter dieſe „Weihe der Kraft" widerrief und die „Weihe der Unkraft" publizirte, der unglückliche Werner!

Er iſt lange aus den literariſchen Beſprechungen verſchwunden, und wir haben aus Deppings Pariſer Erinnerungen ein garſtiges Bild von ihm als letzten Eindruck. Dort lauft er, der bejahrte, halb blinde

Mann lüſtern im Palais Royal herum, geneckt von den frivolen Freudenmädchen, die von allen Seiten rufen: Papa, Papa! Der Kurzſichtigkeit halber geht ſein Diener mit ihm, um die gröbſten Mißgriffe der Wahl zu verhüten.

Dort in Baden traf ihn mein Freund, als jene Periode bereuet und abgebüßt wurde. Werner war katholiſch geworden, und in den Orden der Ligorianer getreten — er hatte wenig geſprochen auf jener Bank, aber unabläſſig eine große Lyra in den Sand gezeichnet mit zerriſſenen Saiten.

Was machſt Du da, Pater Zacharias? — ſo hörte er ſich am Liebſten nennen. —

Ach, ich denke an den Tod — ſolch eine Lyra mit zerriſſenen Saiten würde ſich auf mein Grab ſchicken. — Freund, es war doch eine ſchöne Zeit, als ſie noch ganz waren! —

In dem Klange, womit er dieß ſprach, lag ein erſchütternder Schmerz, er ſtand auf, drückte mir die Hand mit ſeinen magern, trocknen Fingern und ſchlich langſam von dannen, eine dunkle traurige Geſtalt.

Drunten in Wien steht eine kleine Kirche im Winkel, dort hat er oft gepredigt, ich habe ihn nicht wiedergesehen, und nicht lange Zeit darauf hörte ich, er sei gestorben, und in geweihter Erde begraben worden. Er hatte kein Maaß gefunden für ein starkes Herz und einen starken Kopf — die Erde sei ihm leicht!

II.

Fortsetzung.

In der Gegend des Brunnens — Baden hat Schwefelquellen — ist eine kleine, besondere Promenade, wo man die Elite der Badegäste im Anzuge findet. Vornehme und reiche Leute, daß Einem die Börse in der Tasche zusammenschrumpft. — Die Leute sind meistens affabler, als in Deutschland, wenigstens im nördlichen.

Wir gingen in's Bad, ließen uns in weiße Bramingewänder hüllen und stiegen hinab in das warme Schwefelbassin, wo Männlein neben Fräulein herumstrudelt. Das Wasser bricht die Lichtstrahlen so häßlich, die Figuren sehen alle so verzwergt und ungestaltet aus, daß von Liebesillusion nicht wohl die Rede sein kann, so lange man nicht in jener

Lebensepoche begriffen ist, wo man liebt quand même. Für solche Leute sind aber die modernen Novellen nicht erfunden.

Und es passirte mir wirklich das Unglück, eine alte Flamme in diesem Schwefeldampfe wieder zu sehen, Maria aus Karlsbad plätscherte in jenem schönheitsfeindlichen Schwefelpfuhle umher. Sie erkannte mich — Maria, wie lang ist es her, daß ich ein Faible für Dich hatte, und wie hast Du Dich verändert. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht in den „Erzherzog Karl" gekommen wäre, und ich betheuerte ihr, daß ich mich so eben mit ihm beschäftigt habe.

Ihre Haut sei spröde geworden, klagte sie; und deshalb müsse sie baden. Unser Herz ist doch kindisch wie ein Mädchen, was hatte es sich darum zu kümmern, ob Maria's Haut ein bischen mehr oder weniger spröde sei, aber es flüsterte fortwährend, und verläumdete das Mädchen.

Wie hätte mich vor wenigen Monaten diese Situation mit Maria entzückt: wir konnten uns

die Hände drücken und mit einander herumschwimmen!

Wenn wir blos ein sogenanntes Faible für ein Mädchen gehabt haben, und das Stückchen Leidenschaft aufgehört hat, zu spornen, die spannenden Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, dann sind wir schlecht oder gut genug, das Mädchen zu unserer Freundin, zu unserer Vertrauten zu wünschen, mit der wir schwatzen und Confessions austauschen.

Eine Ariadne macht kein Glück; — es ist in unsern Sympathieen zu wenig tragische Größe; Humor, Lachen, gar Ausgelachtwerden lauern im Hintergrunde. Widerstand, Neid, Eifersucht in größerem oder geringerem Maaße reizen größtentheils zu Intriguen der sogenannten Liebschaften, jenen Spielereien des Herzens. Diese Verführung überfüllt Manchen dergestalt, daß er gar nicht zu einer wirklichen, tiefen, uneigennützigen Neigung gelangen kann. Mancher freilich geräth über diese Brücke der Herzensintrigue zur wirklichen Leidenschaft. Denn

auch die Liebe gewöhnt ſich an, ſicherlich die Leidenſchaft derſelben.

Unter den oben angeführten Umſtänden wollte ich Maria zur Freundin haben, zu einer Freundin, welcher man die Hand küßt, der man ohne Rückhalt erzählt, was Einem Alles begegnet ſei am vergangenen Abend. Maria, der Schalk, lächelte, und machte mich geſprächig. —

Als wir aus den Ankleidezimmern in's Freie traten an den vollen, klaren Tag, war ich nicht wenig erſtaunt, ſie ſchöner als je, umringt von Anbetern zu finden. Wie mit einem Zauberſchlage war die alte Illuſion wieder da, dieſe koquette Illuſion — leben Sie wohl, Herr Doktor, rief der Scheim, grüßen Sie Madame Pichler, machen Sie ihr mein Kompliment über die „Frauenwürde," die ich vor zwei Jahren geleſen habe, und Ihnen anempfehle.

Fort war ſie — das war eine ganz andere Stimme als im Baſſin, wo ihr Ton ſo ergeben, ſo reſignirt war! Wie übermüthig hatte ſie jetzt

gesprochen, wie herausfordernd lachte sie da in der Ferne. Sie hat Dich gefoppt — nur Vertrauen auf Sieg erringt den Sieg, Muth ist in allen Verhältnissen der Schöpfer — verwirrt und nachdenklich ging ich zur Frau Caroline Pichler, gebornen von Greiner, um ihr meine Aufwartung zu machen. Diesen eben erlebten Fall wollt' ich ihr vortragen.

Eine bejahrte Köchin hielt mir auf dem Vorsaale das Ohr hin, damit ich meinen Namen hineinpfropfe, langsam ward ich angemeldet, Herr von Kurländer hatte mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben, langsam wurde ich angenommen.

Ja, nun fragen die Damen, wie sieht es aus? was hat sie für Augen, was für eine Taille, wie alt, wie stehts um Hand und Fuß.

Das hab' ich, Gott weiß es, so ziemlich vergessen, und nur daß ich vergessen konnte, mag mir schildern helfen. Es war eine nicht eben große, ältliche Frau, die mich ein wenig zurückhaltend empfing — war gegen Mittag, und es schien, als hätte ich sie im Hauswesen gestört.

Dieß ſcheint jetzt ein Tic der Schriftſtellerinnen geworden zu ſein, ſich vor allen Dingen des Kochens zu rühmen — Fallſchirme für die gewöhnlichen Männerkritiken. Fräulein Fanny Tarnow, eine lebhafte, ſtrebſame Schriftſtellerin, der ich ſpäter in Deutſchland zu begegnen das Vergnügen hatte, ſprach zuerſt ſehr lange und ſehr verführeriſch über Mehlſpeiſenrecepte. —

Frau Caroline Pichler, geborne von Greiner, fühlte ſich und war ſich ihrer ſechsunddreißig Romanbände wohl bewußt; — damit ſoll indeſſen nicht geſagt ſein, ſie habe ſich geſpreizt und gebrüſtet, o nein, ſie hat ganz das Anſehn einer beſonnenen, klaren Frau, die mit Recht darauf fußt, die Herzen vieler Menſchen beſchäftigt zu haben. Im Ganzen gleicht ſie wohl ihren Schriften, die ſich in einem kleinen Gedanken — und Gefühlskreiſe bewegen, darin etwas breit, aber gehaltlos werden — es intereſſirte mich, zu wiſſen, wie ſie ſich der Studien bemächtigt habe, die zum „Agathokles" nöthig ſind, einem Romane, der zur Zeit Diocletians

ſpielt, und große hiſtoriſche Intereſſen berührt. Es waren nicht wenige Hülfsmittel, die ſie mir aufführte, jedenfalls bedingten ſie aber noch große Geiſtesbehendigkeit einer Dame, und das geſtand ſie lächelnd zu.

Von jetzt an ward ſie munterer. Ich fragte, ob Herr Menzel bei ſeinem Beſuche in Wien nicht zu ihr gekommen wäre. — Nein, ſagte ſie witzig, wie einſt Stolberg von Jacobi: Er kann mir's nicht vergeben, daß er mich herunter geriſſen hat.

Dieſer Mann ſtört mit ſeiner Kantſchuhkritik manch ſchüchternes Talent, was den grollenden Hausvater fürchtet, der ſeine Senatorſtimme erhebt: Frauenzimmer, laß die Bücher und nimm den Kochlöffel in die Hand! — Es giebt viele Dinge, die nur Frauenzimmer wiſſen, und abgeſehen von dieſem Egoismus der Bildung, welcher die Frauen aufmuntern müßte, abgeſehen von Tauſend andern Rückſichten bleibt es eine brutale Anmaßung, ſie von der Gedankenmittheilung mit Peitſchenhieben wegzudrängen, ein trüber Reſt alter Rohheit.

Solche Aeußerungen behagten Madame Pichler, und ſie erzählte mir, was ſie jetzt ſchreiben wolle. Maria Thereſia ſoll verherrlicht werden auf Koſten Friedrichs des Großen; — die ſchöne Kaiſerin mag ſich allerdings in einem Romane beſſer ausnehmen, als der magere König mit der Taſche voll Spaniol, und der Gleichgültigkeit gegen Frauenzimmer; aber, unter uns geſagt, ich leſe den Roman auch nicht. unter drei Bänden thut ſie's auch nicht leicht. Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig ſchneller und ſtraffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geſchieht, und die Preußen kennt und liebt ſie auch nicht genug, um ſie richtig zu ſchildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz iſt freilich kein Thema für Frauenzimmer.

Ich empfahl mich, und nahm im Ganzen einen recht angenehmen Eindruck mit hinweg; ſelbſt die ein wenig harten Formen der alten Dame ſtörten mich nicht, zumal gegen das Ende meines Beſuchs Tochter und Enkelkinder der Schriftſtellerin erſchie-

nen, und ſie in einem muntern, behaglichen Familienkreiſe zeigten.

Die Familie bildet ſtets einen ſanften, wohlthätigen Rahmen; Cölibatairs behalten immer ein ſchrofferes Anſehen.

Auf dem Rückwege nach Wien ſtieg ich in einem Gaſthauſe ab, welches am Wege liegt; — da gab's ein munteres, luſtiges Treiben, Hin- und Zurückfahrende begegnen ſich dort, und eine emſige Wieneriſche Fröhlichkeit ſpringt vom Platze in's Haus, vom Hauſe in den Hof; — Maria ſpielte Billard mit einem Wiener Saudy. Sie war im Reitkleide, nahm ſehr wenig Notiz von mir, und ſetzte ſich nach beendigter Partie zu Pferde. Es war eine große Kavalkade, aus mehrern Damen, und vielen Herren beſtehend, in brauſendem Galopp ging es nach Wien hinab, Maria mit fliegenden Locken voran.

Mädchen, abſcheuliches Mädchen, Du ſtürzeſt mich ins Malheur! Mein Kutſcher mit ſeinen ſteifen Gäulen mußte nachhumpeln ſo ſchnell als mög-

lich. Als wir an den Abhang der Spinnerin am Kreuz kamen, gab ich es auf; — weit, weit unten sprengten sie in den goldenen Funken der untergehenden Sonne dahin, die stundenlange Stadt glänzte mit tausend Fenstern wie ein Tagesfeuerwerk; sie empfängt Dich Maria.

12.

Der Wiener Accent.

Es iſt unglaublich, mit welcher Neugier die Wiener Alles aufnehmen, was über Wien geſchrieben wird; ſie ſind darin wie die Kleinſtädter und wie die Pariſer. In London kümmert man ſich bei ſolchen Dingen nur darum, wenn der redende Schriftſteller in das Geheimniß der Familien und der vornehmen Zirkel gedrungen iſt, weil es dort ein ganz geſchiedenes öffentliches und privates Leben giebt. Nicht alſo in Wien. Manier und Lebensart iſt zwar bei den äußerſten Gegenſätzen der Stände modificirt, aber im Grunde doch von gleichem Stoffe und Kolorit. Das rückſichtsloſe öffentliche Urtheil iſt ferner nach den beſtehenden Staatsverhältniſſen nicht geſtattet, und ſo kommt ihnen dem Fremden

gegenüber die Frage, ob ſie auch ihren beſten Schönheiten trauen dürfen. Sie haben auch wohl erfahren, daß die Welt jenſeits der Grenzen eine vielfach andere iſt; ſie ſprechen, wie ſchon erwähnt, von dem, was draußen in Deutſchland geſchieht, und daraus erklärt es ſich, daß ſie jedes in Deutſchland geſchriebene Buch über Wien mit großer Neugier betrachten. Da ihnen nun keins recht gefällt, ſo iſt es eine ſtereotype Behauptung geworden, wir verſtünden es nicht, ihr Leben richtig aufzufaſſen; auf der andern Seite ſind ſie aber auch ehrlich genug, die ſchattenloſe Lobrednerei nicht ohne Weiteres zu goutiren. Deßhalb waren ſie mit Menzels „Reiſe durch Oeſterreich" keineswegs zufrieden. Sie hatten ſein Literaturblatt geleſen, und erwarteten mit Recht die Darſtellung mannigfacher Kontraſte ihres Lebens mit der Anſchauungsweiſe des Verfaſſers, nicht aber ein ausweichendes Beſprechen ganz allgemeiner oder ganz partikularer Gegenſtände.

Ihre Sonderung vom ſogenannten „Deutſchland" iſt nicht bloße Redensart; man muß wirklich zuwei-

len glauben, es exiſtire nur eine Verwandtſchaft zwiſchen den Nationalitäten. Ihre Sprache hat nicht nur Abweichungen in der Mundart, ſie erſcheint oft wie ein vollkommen anderes Idiom, ſie enthält eine Menge Worte, Formen, Beugungen, die uns entweder ganz fremd oder ganz ſprachwidrig ſind. Das ließe ſich vielleicht Alles noch auf einen Reichthum an Provinzialismen zurückführen — aber dieſe Abweichungen und neuen Formen ſind ſchriftlich emancipirt, man wohnt „am Eck," man lebt auf der „Straßen" ꝛc., wie dieß gedruckt und geſchrieben in Wien zu ſehen iſt.

So viel man auch in den deutſchen Ländern, wo platt und wo nicht platt geſprochen wird, Abweichungen von der Schriftſprache finden mag, ſcharf ausgeprägte Provinzialgeſichter der Sprache — in der Schriftſprache kommen wir doch bis auf kleine Modificationen völlig überein. Daß der Süd- und Weſtdeutſche Samſtag, und der Nord- und Oſtdeutſche Sonnabend ſagt, daß jener die Intranſitiva „ſitzen, liegen, ſtehen" richtiger mit dem Zeit-

worte „ſein," konſtruirt, dieſer aber mit „haben," das bringt keine große Störung hervor. Höchſtens hält einmal ein vorlauter Norddeutſcher jenen, der geſeſſen iſt, für einen Juden. Aber in Oeſterreich verſinkt das Deutſche immer mehr zu einer unkenntlichen Abart, welche allmählig die feineren Kennzeichen einer zur ſtolzen Erſcheinung und Schönheit ausgebildeten Sprache verliert.

Die Ausſprache anlangend, ſo iſt ein reiner Vokal „a" in ganz Oeſterreich nicht mehr aufzufinden.

Läßt man übrigens die höheren Geſichtspunkte der Sprache aus den Augen, beſchränkt man ſich auf den dortigen Höhenmeſſer, auf die Bequemlichkeit, dann wird das Idiom allerdings vortrefflich. Es iſt voll Zuſammenziehungen, Auslaſſungen, Abkürzungen, eine Sprache für den Sommer, den Mücken zum Trotz. Man öffnet kaum den Mund, und in den ungelecktesten Tönen läßt man die Worte herauspurzeln. Jedes Wort kann im tiefſten Negligée, wie es eben in der Kehle aufſteht, zum

Vorſchein kommen, ungewaſchen und ungekämmt. Die Leute ſind ſo fern von dem Gedanken, die Sprache ſei in ihrer ſchöneren Erſcheinung ein Produkt der Kunſt und Bildung, daß ſie jeden Verſuch auslachen, welcher die ſchleppende Faulheit des Wortes abwerfen, und daſſelbe ſtraffer aufrichten will. So geht's in den kleinen Provinzialſtädten, namentlich Schleſiens und Thüringens, wenn Einer ſich über den Jargon erheben will, — man lacht ihn aus, und ſagt, er ziere ſich. Und es iſt nicht wahr, daß alle gebildeten Wiener ſich davon frei erhielten, es wienert der Eine etwas weniger als der Andere, aber ſie wienern Alle; die feinſte Dame wienert nur ein wenig beſſer als das Obſtweib an der Straße. Daß es im Munde einer hübſchen Dame hübſch klingt, iſt richtig und natürlich: im Munde einer hübſchen Dame klingt alles Fremdartige hübſch, und reizt. Zudem iſt dieſes weiche Idiom ſo vertraulich, daß es uns ſchon darum bei'm Begrüßen einer uns unbekannten Dame ſehr angenehm dünken muß.

Es ist übrigens hierbei zu erinnern, daß diese Mißbilligung eines abweichenden Idioms nicht so zu verstehen ist, als ob aller Provinzialdialekt auszurotten sei. Es enthält ein solcher oft die ganze Geschichte eines Landes und seines Verhältnisses zu den Nachbarn, alle Gewohnheiten, Sympathieen, Vorzüge und Fehler des Landes sind darin zu finden, und diese Accente bleiben eine unerschöpfliche Fundgrube für die Vervollkommnung der Nationalsprache. Jeder Schriftsteller sollte einige gute Provinzialismen zur Emancipation vorschlagen; die Sprache würde an den feinsten Schattirungen, an Bezeichnung der delikatesten Zustände gewinnen, welche jetzt oft mit vielen Worten ungenügend umschrieben werden müssen. In seinem Hauswesen ist man am Prägnantesten, und der Provinzialdialekt ist das Negligée einer Nationalsprache.

Dieß nur ist zu bekämpfen, daß bei der wichtigsten Kulturaufgabe, bei der Sprache, nur Negligée gelten soll, wie in Oesterreich, und dagegen war das Vorstehende gerichtet.

Man hat dem öſterreichiſchen Dialekte immer die Ehre angethan, ihn „gemüthlich" zu nennen, und es ruht viel Bezeichnendes darin. Ein Volk, was weniger im großen Weltverkehr ſich bewegt, erfährt weniger Täuſchungen, bleibt zutraulicher; ein Volk, was zum Theil jenes Grundes wegen ſeiner Kultur nicht dreiſt vertrauen mag, bemüht ſich, für andere Gewährleiſtungen durch Gutmüthigkeit und Herzlichkeit zu entſchädigen; es will ſicher etwas bieten, und bietet deshalb das ganze Herz. Je iſolirter ein Menſch lebt, deſto weniger hat er Beziehungen, Bedürfniſſe, Ueberſicht; ſein Herz iſt voreiliger, weil ſein Kopf in der Operation weniger geübt iſt.

Das hat gewiß viel Angenehmes und man mag wünſchen, daß dieſe Bereitwilligkeit des Herzens in jede Civiliſation übergehe; nur dürfte nicht anzurathen ſein, dieſen Vortheil überall durch gänzliche Abſonderung zu erkaufen. Vielleicht läßt er ſich auch auf andere Weiſe zu Wege bringen.

Der Dialekt in ſeiner Bequemlichkeit und Gutmüthigkeit iſt aber auch nicht bloß für den Klang

und Ton der Unterhaltung wichtig: das Gehör jeder Sprache wirkt auch auf Stoff und Gegenstand. Jeder Accent trägt in sich eine Vorausbestimmung seines Inhalts. Auf diese Seite hin entwickeln sich hierbei mehrere Nachtheile: es ist vollkommen gleichgültig, worüber man österreichisch redet, die Sprache klingt über Freiheit und Unsterblichkeit eben so wollig und mollig und trivial, wie über „Mehlspeis" und „Fioker." Somit mangelt jede Anreizung, das Gespräch zu erheben, somit wächst aus dem Accente selbst eine harmlose Trivialität in das Leben hinein, die man nicht völlig wegläugnen kann, wenn man sich eine Zeitlang in demselben herumbewegt hat.

Der Mensch muß fortwährend auf der Hut sein, sagt die christliche Kultur, sonst überwältigt ihn die plumpe, irdische Materie einmal völlig über Nacht.

Mitten in einem so bequemen Accente, wie der Wienerische, vergißt man solche Kulturmacht gar zu leicht.

13.

Grillparzer.

Es iſt in Wien ſehr ſchwer, Leute zu finden. Man darf dort nicht etwa an jene Viertelabtheilung, an die bequemen Hausnummern, an den ſtets hilfreichen Adreßkalender, an das ganze zum Nachſchlagen ſo bequeme Büreauweſen Berlins denken; nein, durch eitel Romantik hindurch geht der Weg. Grillparzer, wo bin ich überall hingerathen, um Dich zu finden! — erſter Hof, zweite Stiege, dritter Stock, vierte Thür! Es wirbeln mir noch die Beſchreibungen im Kopfe. Nach einer vormittäglichen Suchjagd ſtand ich endlich in einer ſchmalen, öden Gaſſe vor einem großen ſchweigſamen Hauſe; meine Tritte hallten wieder auf der ſteinernen Treppe, an der gewölbten Decke. Kloſterſtille und Kühle

umgab mich, draußen lag ein heißer Tag, ich dachte an das Schloß des alten Borotin in der Ahnfrau; an die ganze schauerliche Einsamkeit dieses Stückes. Es trat auch so schauerlich einsam in der Literatur auf, nur in den sterbenden Augen trug es etwas von jener poetischen Lebenswärme, die es noch eine Zeitlang vor dem Vergessen schützen wird; sonst war es kalt wie eine Leiche.

Ein eisernes Gitter hemmte meine Schritte, die Thüre war verschlossen, nirgends ein Mensch zu sehen oder zu hören; — der alte Borotin liegt im Sterben, dachte ich. Eine schwere, rostige Klingel gab einen schrillen, gespenstigen Ton. — Niemand regte sich, noch einmal schellte ich; wieder umsonst.

So stand ich wohl eine Viertelstunde, und hatte Zeit zu überlegen, was Grillparzer für ein Dichter sei. Vor der Klingel fürchtete ich mich, machte aber doch einen letzten Versuch. Nach einer Weile hörte ich einen langsamen Frauentritt schlürfen, eine Gestalt mit fast ganz verhülltem Kopfe näherte sich

— die Ahnfrau, wie ſie leibt' und lebte, fragte nach meinem Begehre und Namen.

Jaromir von Eſchen, heiß ich, und wünſchte Herrn Grillparzer zu ſprechen.

Er iſt nicht zu Hauſe. — Ich mache hier keine Geſchichte, ſondern es fügte ſich wunderlich genug in der That ſo, wie ich erzähle, die arme Ahnfrau mochte Zahnſchmerzen haben.

Kaum hatte ich den Muth, dieſer mittelalterlichen Wehgeſtalt eine moderne Karte anzubieten.

Nun blieb noch der „Stern" übrig, eine tief in den Winkel gekauerte Wiener Kneipe, wo ſich die Poeten des Abends zuſammenfinden ſollten. Früher geſchah dieß in der ſogenannten „Ludlamshöhle," aber die poetiſchen Poſſen und das Bundesartige, was ſich dort herausgeſtellt hat, ſind dem Gubernio mißfällig geworden, und man hat die Höhle verſchüttet. Freie Künſte, Bund und Höhle ſind bedenkliche Ingredienzien, und „hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele," man darf den Teufel nicht an die Wand malen ꝛc. kurz, man hat

Gründe gehabt, die uns nichts angehen, und ich mußte nach dem „Stern" fragen, einem kleinen Filial der untergegangenen Ludlamshöhle.

Nach einigen unerschrockenen Versuchen fanden wir ihn, Gutzkow und der Staroſt waren mit auf dieſer Expedition. Eine einfache Wiener Speiſekneipe ſtellte ſich dar; an einem gedeckten Tiſche, wo etwa Zehn ſitzen konnten, ſaßen drei Perſonen; — dort wollten wir uns anſiedeln. Einer der drei Herren bedeutete uns aber ſehr artig, daß der Tiſch einer beſtimmten Geſellſchaft angehöre, — es war Grillparzer, und er hieß uns freundlich willkommen, als wir unſern Gewerbsſpruch anbrachten, und uns als Leute vom Handwerk legitimirten. Zu der Erzählung meines Beſuchs in ſeinem Hauſe lächelte er; aber er lächelt höchſtens. Er iſt ein ſanfter, ernſter, tragiſcher Mann, ein zerſchlagener Baum, der ſich traurig umſieht nach ſeinen Aeſten, nach ſeiner Krone, die zerſplittert ſeitab liegen. Dieſe fragenden blauen Augen waren mir rührend —

„er hatte weder Glück noch Stern," ist nie zum Lachen kommen. —

Manche Leute werden sagen: Grillparzer ist an Oesterreich gestorben, — sie haben Unrecht; Grillparzer hatte von Hause aus den Tod im Herzen; auf der Sonnenseite war es verschlossen. Von jeher hat er mit Hingebung Royalist sein wollen; er hat den rechten Weg nicht gefunden; man hat ihn verkannt; den Bankbanus hat er geschrieben, „den treuen Diener seines Herrn," der sich treten läßt wie ein Hund im zweifellosen Eifer, in unergründlicher Treue für seinen Herrn, umsonst; er hat Gedichte producirt, sie sind mißdeutet worden.

Darin liegt etwas wirklich Tragisches, ein ehrlicher, bürgerlicher Liebhaber zu sein, der für einen Widersacher angesehen wird. Ich kann mir jenen Abend und den Anblick Grillparzers nicht zurückrufen, ohne still vor mich hin zu sagen: Armer Grillparzer! Er präsidirte an dem bescheidenen Tische, trug ein grünes Röcklein, war sehr einfach und

ein wenig preſſirt höflich. Sein Geſicht wäre nicht leicht aus der Menge herauszufinden, wenn man nicht den Namen dazu wüßte. Er iſt übrigens wohl geformt, hat eine tadellos gut gerathene Naſe, eine Andeutung der öſterreichiſchen Unterlippe, welche man noch ſpecieller die Leopoldslippe nennt, und einen ſtillen, ſanften Ausdruck der Züge, der, wie geſagt, nicht frei von Melancholie iſt. Um die äußeren Augenwinkel ruht nämlich manch' herbe Beſorgniß. Er ſpricht mit einem weichen, geſchmeidigen Organe. Es wurde über die Europe littéraire geſprochen, welche ein junger Mann mit ältlichem, verdrießlichem Geſichte vor ſich hatte, und aus welcher er von Zeit zu Zeit einzelne Paſſagen mittheilte. Dieſer junge Mann mit einer großen Brille war Bauernfeld, der Schriftſteller, aus dem er vorlas, Heine, und zwar enthielt das Heft den zweiten Abſchnitt von deſſen Raiſonnements und Erzählungen über die deutſche Literatur vorletzter Zeit.

Das Geſpräch haftete, wo Racine und Euripides in Schutz genommen werden gegen die Schlegel

Grillparzer nahm sehr lebhaft Partei für Euripides und beklagte sich wie die Schrift, welche vorlag, über Vernachlässigung und Hintansetzung desselben. Gutzkow stimmte mit ein, und Bauernfeld bildete eine unbedeutende, nergelnde Opposition, die mehr den Racine vorschob, und das Lob desselben mißbilligte.

Grillparzers Vorliebe für Euripides ist äußerst natürlich. Jene Rhetorik der Gedanken, ich möchte selbst sagen Rhetorik der Empfindung, welche namentlich auf die Franzosen übergegangen ist, und welche das Herz Grillparzer'scher Muse ist, stammt vom Euripides. Ich bin während jenes Gespräches die im Schnürleib bacchantisch tanzenden Worte der Ahnfrau nicht los geworden:

Ja, ich bin's, Du Unglückselige!
Ja, ich bin's, den Du genannt,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's ꝛc.
Bin's ꝛc.
Bin's ꝛc.

Das Gespräch war aber auch bedeutungsvoll, da man Euripides von einer andern Seite beziehungsreich für unsere Gegenwart anschauen konnte. Mit Aeschylus und Sophokles war ebenfalls eine Schiller- und Göthezeit in Griechenland vorüber, alte Sitten und Formen waren in Gährung, die Auktorität der Götter war in Frage gestellt, das Volk war auf einem Höhepunkte, von welchem eine neue glänzende Zeit oder ein Ende beginnt.

Das sind Attribute, womit wir jetzt eine moderne Epoche bezeichnen; Mangel an Pietät gegen die alten Götter, die er herabzog, war wie jetzt eine Hauptanklage des Euripides, Vermischung des herkömmlich Poetischen mit dem kecken Neuen, — und so finden sich Berührungen in Fülle; vor der Hand fehlt uns noch der derbe Parodist Aristophanes, und es wird uns hoffentlich die Nachkommenschaft des Euripides fehlen, welche nichts taugte und ihn zum letzten griechischen Dichter machte.

Wahrhaftig, er war ein Dichter, sagte Grillparzer ganz im Feuer, — Bauernfeld konnte es

den ganzen Abend nicht verschnupfen, daß Heine den Racine gelobt habe.

Abgesehen von den politischen Ansichten, deren Diskussion hier nicht am Orte war, und die er natürlich nicht theilen mochte, sprach Grillparzer ein sehr großes Interesse für Heine aus, und bei Gelegenheit Tiecks, welchen Heine auch zur Sprache bringt, bezeigte er sich in vielen Dingen erfreut über die Urtheile. Namentlich über dasjenige, welches den meisten neueren Novellen Tiecks Triviales und Ordinaires, Mangel an Poesie zum Vorwurfe macht.

Es ist nun freilich eine andere Frage, ob Grillparzers rhetorischer Richtung darüber ein kompetentes Wort zugestanden werden darf.

Im Allgemeinen erschien Grillparzer bei allen Urtheilen sehr liebenswürdig. Im Kontraste zu den meisten älteren Dichtern sprach er sich mild, schonend und mit mancherlei Hoffnungsgedanken über die junge Generation aus.

Bauernfeld gehört im Grunde zu dieser, und seine Komödien hatten mir weit besser gefallen, als er selbst mir gefiel. Er hatte in seinem langen Philisterkittel, in seiner ganzen abschmackenden Weise viel Störendes. Das soll indeß nicht mit Nachdruck gesagt sein; ich habe ihn nur an jenem Abende gesehen und gesprochen. Der liebenswürdigste Mensch kann aber manchen langen Abend unausstehlich sein, wenn ihm ein Rendez-vous fehlgegangen, ein Mittagessen im Magen sitzen geblieben, ein Produktionsversuch mißlungen ist.

Damals war Bauernfelds „Helene" an der Reihe; ein Schauspiel à la Kotzebue, aber voll Reiz. Die Lebenszustände und Verhältnisse sind nicht einseitig, bornirt, leidenschaftlich gestempelt, sondern alle die kleinen Schattirungen des Gefühls, der schüchterne Anfang, der halbe Wille, selbst die Indifferenz sind geschickt und treu verbraucht, wie sie sich finden. Hieraus erwächst die Anziehungskraft der Aechtheit, welche die Dramatiker immer

verlieren, ſo lange ſie nur aus vollem Halſe zu ſchreien wiſſen.

Dazu kommt, daß Bauernfeld die reizende und erlaubte Koketterie des Roman's verſteht; die Leute glauben nicht, daß ſie ſich nöthig ſind, der Zuſchauer aber weiß es, weil er ſie beſſer kennt, ſie machen Anſtalt, für immer von einander zu gehen, und der Zuſchauer bebt, die Nachtwandler zu wecken. So gedeiht eine Spannung voll Intereſſe, und bricht das Geheimniß endlich durch; ſo geſchieht es mit einer kräftigen Kindlichkeit, welche den Antheil nicht endigt, ſondern nur erfüllt. Dieß Alles iſt mit einem feinen, geſchmackvollen Kolorit übergoſſen; es iſt ein artiger, raſcher, feſſelnder Styl, welcher über etwaige Dehnungen täuſcht und hinweghebt. Die franzöſiſche Sprache hat ein prägnantes Beiwort für ſolche Erſcheinung, ſie nennt ſie souple.

Durch ſpätere Produktionen hat Bauernfeld zu unſerer Freude unverkennbar bewieſen, daß er unſer talentvollſter moderner Komödiendichter iſt.

Es waren noch andere Literaten aus Wien zugegen, ich habe außer dem Witthauer's, der ein redliches, tüchtiges Trachten bekundet, aber ihre Namen vergessen. Es waren gute, freundliche Leute, wie denn meist die Schriftsteller am liebenswürdigsten sind, so lange sie noch keinen Namen haben. Sie kämpfen dann für die Existenz, bieten alle Fähigkeiten auf, bewerben sich, — und wenn man nicht gar zu viel Essig und Galle in sich hat, so ist man in solchen Bräutigamsschuhen am brauchbarsten für den Umgang. Freilich giebt es auch Gemüther, welche erst nach dem Durchbruch zu genießen sind, welche Anerkennung nöthig haben, um zu existiren.

Ungefähr Mitternacht mochte es sein, als wir den Stern verließen und in Begleitung Grillparzers und eines solchen Kandidaten der Literatur noch eine Strecke durch die Straßen gingen. Jener war still geworden; sein Haupt neigte sich sinnend nach der Brust, das Abschiednehmen und seine natürliche Höflichkeit schreckten ihn noch einmal auf — dann

ſah ich ihn leiſe fortſchreiten im Mondſchein. Sitzend im Sterne war er mir ziemlich lang gewachſen erſchienen, jetzt bewies er ſich aber nur von mittlerer Größe. Ich hörte in der ſtillen Nacht noch eine lange Weile ſein ſanftes Organ; wie ein Schatten verſchwand er in den engen Gaſſen, im unſichern Lichte des Mondes. — Dichter der Ahnfrau, mondbeſchienener Poet, ſchlaf wohl, die Nacht und der Schmerz intereſſiren Dich am meiſten, es iſt Dir ſchwer zu helfen, ſchlafe wohl!

14.

Beethoven und Kanne.

Operndirektoren pflegen alle Sänger für ſchlecht zu halten, die nicht in Wien ſingen gelernt haben. Die genaue Korreſpondenz dieſer Stadt mit Italien, ihre Muſe, die unbewegte Stille des Gemüths haben ſie zur muſikaliſchen Hauptſtadt gemacht. Die italieniſche Oper mit den klingenden Namen Tamburin's, Santini, Lablache, Fodor iſt zwar zerſtreut, die ſtolzen Componiſten ſind todt, aber dennoch iſt Wien noch der Hauptplatz für Muſik. Ich glaube, man wendet in Berlin noch mehr Geld daran, jedenfalls iſt die dortige Oper die prächtigſte in Deutſchland, ihr Ballet übertrifft in manchen Dingen das Pariſer, aber es fehlt die muſikaliſche Einheit, das Publikum Wiens. Die Berliner haben Muſik er-

lernt, aber die Wiener ſind muſikaliſch. Um einen Begriff von ſeinem Operngeſchmacke zu erhalten oder richtiger von Geſangsgeſchmack — beiläufig ein abſcheulich Wort — vom Ideal eines muſikaliſchen Publikums, dazu muß man in die Oper am Kärnthnerthore gehen. Hier ſind die Gourmands der Muſik zu finden, und — was nicht zu überſehen — ſie geben den Ton an. Nicht das Tototo und Trumtrumtrum unſerer Schreihälſe wird beklatſcht, nichts von dem viven Remontenſpektakel gewöhnlicher Sänger wird ausgezeichnet; — ein Ton, eine Wendung, eine Nuance, ein ganzer, anſpruchsloſer Vortrag, jedes, wenn auch unſcheinbare, aber ächte künſtleriſche Verdienſt. Es herrſcht Todtenſtille, man kennt jede Note, ein leiſes Ziſchen weiſet die auftauchende Unart zur Ruhe, einzelnes Klatſchen aus den entfernteſten, verborgenſten Theilen des Hauſes empfängt jedes Lobenswerthe, und wächst wie eine Lawine zum donnernden Beifall, wenn die ganze Piece beendet und die lobende Unterbrechung nicht mehr ſtörend iſt.

Hier in Wien haben ſie aber auch gewaltet, unſere Herrſcher des Tons; Mozart und Beethoven. Ich bin mehrmals hinausgegangen auf den ſogenannten „Spittelberg," wo Mozart täglich Kegel geſchoben hat, und hab' mir erzählen laſſen von dem muntern Geſellen. Mein Referent war ein alter Knabe, der tüchtig mit ihm gelacht hatte. — „Glaben's nich etwa, daß er a Kopfhänger war, der Mozart, o je, do ſein's links."

Und nun ging's an die einzelnen Schnurren und Geſchichten, die ſie mit einander durchgemacht hatten, und der Refrain war immer, daß er ihn nochmal wiederſehen möchte, wie er in Hemdsärmeln und rother Weſte, auf beide Backen kauend und mit den Augen lachend alle Neun geſchoben habe, der Tauſendſaſa. —

Wirklich iſt er nach all' den kleinen Zügen, die ich von ihm vernommen habe, ein geſunder Burſch geweſen, welcher die irdiſchen Freuden der Erde mit Induſtrie und Laune genoſſen hat. Am wenigſten hat er ein ſüßes, vergehendes Beſprechen ſeiner Kom-

positionen leiden mögen, dafür existirt noch eine sehr derbe Tradition. Eine empfindsame Stimme fragte ihn, woran er gedacht habe bei Komposition des Duetts in der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen," und Mozart antwortete: „an meine alte Katz." —

Mozart hat die schöne, klare Sinnlichkeit der italienischen Musik, die Sinnlichkeit der Melodie in unsere Musik gebracht, und weil er dabei seine kräftige Individualität nicht aufopferte, sondern auf das Nachdrücklichste geltend machte, ist er national geblieben und populär geworden. Er ist noch immerdar der Einzige, welcher den höchsten Gesetzesanforderungen der Kunst entspricht und zugleich dem einfachsten Vermögen faßlich und beglückend bleibt. Dieß ewige Merkmal des Genie's ist sein.

Musik! Es wird ein Hauptwort neueren Zeit, und die Untersuchungen darüber können zu neuen, unbekannten Wäldern des Gedankens und Empfindens führen; auch unsere Poesie schwärmt schon darin umher. Läge nur das Faseln darüber nicht so

nahe in den unklaren inneren Geſetzen derſelben; möchten wir nur einerſeits dieß, und andererſeits die Plattheit derer ſchnell durcheilen, welche nichts daran kennen, als die techniſchen Geſetze.

Muſik iſt wirklich eine unſichtbare Brücke in den Himmel, welche die moderne Welt aufgefunden hat, als der Gedanke nicht zureichte, und der Glaube außer Kredit war. Des Menſchen Verlangen ſtrebt nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit, darum klammert er ſich um ſo feſter an die Muſik, je mehr im übrigen Leben die hergebrachten Anknüpfungen verdächtigt, verſchwunden ſind. Dieſer Senſualismus ohne beſtimmte Worte iſt ihm eine willkommene Rettung vor dem verbindungsloſen Materialismus. — Die Hauptfurcht jetziger Bildung iſt diejenige: Grenzen abzuwehren, weil man das Unglück feſter Abſchließung in dem zähen Leben alter Kultur vor Augen zu haben meint; und darum iſt die Muſik ſo populair geworden, weil ſie eine neue Jugend des Geiſtes

und Herzens verſpricht, und bis jetzt noch nirgends ein Ende vor Augen ſtellt.

Aus ſolchen Gründen iſt Beethoven der König unſerer Muſiker geworden. Die tiefſten Kräfte des inneren Menſchen glauben wir in ſeinen Kompoſitionen zu ahnen. Er war ein entſchloſſener, tüchtiger Geiſt, wie man ſchlagend aus ſeinen Worten in Bellina's Briefen erſehen kann, und es giebt alſo vielleicht doch Organe, dieſen in der Muſik geltend zu machen; aus ſeinen koloſſalen Symphonieen ſtrömt eine Fülle gewaltiger Seele in uns über, und hier und da fällt ein großer glänzender Stern vom Himmel.

In Wien konnte man ihn nur beſchreiben, wie er in ſeiner letzten, unglücklichen Zeit geweſen ſei, als er das Gehör ſo weit verloren hatte, daß man ſich nur mit Mühe ihm verſtändlich machen konnte. Ein harter Gedanke der Natur, demjenigen das Ohr zu ſchließen, dem es die Pforte in beſſere Welten war. Die Liebe ohne Augen.

Er kehrte täglich in einem Gasthause ein, draußen auf der Josephstadt, setzte sich schweigsam an den Tisch, kümmerte sich um Niemand, ging schweigsam wieder von dannen. Seine Gesichtszüge waren hart und streng; das große graue Auge ward von dicken Brauen überbuscht; unordentlich fielen die graugemischten Haare um die stolzen Schläfe, die stolze Stirn. Schwer zugänglich sprach er nur, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte und dadurch animirt war; — nur wenn Kanne zu ihm trat, flog ein Strahl von Heiterkeit über sein Gesicht.

Es ist wohl nicht nöthig, der dreisten Erfindung Jules Janin's zu widersprechen, der ihn hungern läßt und mit einer Portion Kalbsbraten zu Thränen und Mittheilungen rührt. Diesem muntern Füllen kommt es auf eine Frivolität mehr nicht an, wenn sie auch das Historische betrifft, und hoffentlich sind die Franzosen klug genug, sich an seinen geistreichen Wendungen zu ergötzen, seinen geschichtlichen Daten aber kein Gedächtniß zu leihen.

Kanne und Beethoven gehörten zuſammen. Kanne's Haar war noch ſtruppiger und wilder; ſein knochiges Antlitz noch härter, ſeine Geſtalt noch breiter, klobiger. Aber er hatte dieſelben großen, grauen Augen. Ein Atlas von Gelehrſamkeit lief in ſeinem ſchmutzigen, grünen Flauſchrocke umher. Ich glaube, am bekannteſten iſt er durch ſeine Studien über Sittengeſchichte; ſeine Studien über Muſik waren aber vielleicht das Größte und Originellſte, was er producirt hatte, und ſie ſind uns verloren; er hat ſie zerriſſen. Diſſolut, unordentlich wie er war, machte er nie etwas fertig, hatte niemals Geld. Die erſten Bände ſeiner „Aeſthetik der Muſik" ſind fertig, er bietet das Manuſkript dem Muſikalienhändler Steiner an, und verlangt Honorar dafür. Steiner weiß, daß er Alles liegen läßt, und verlangt erſt die Vollendung des Werkes, dann werde es ihm willkommen ſein. Erzürnt verläßt ihn Kanne, geht heim in ſeine ſchmutzige, jämmerliche Wohnung, und zerſtört das unerſetzliche Manuſkript.

So ſind wir um ein wahrſcheinlich vortreffliches Buch gekommen. — Kanne war ein heftiger, halsſtarriger Mann mit den wunderlichſten Eigenheiten. Wehe dem, der ihn auf der Straße von hinten anſprach: „Guten Tag, lieber Kanne!“ und mit der Hand auf ſeine Schulter klopfte. — „Bandit infamer!“ ſchrie Kanne, und hob ſeinen großen Stock in die Höhe, „ich dulde es nicht, daß mich Jemand von hinten anfällt, hol' Sie der Teufel!“

Es mochte ein noch ſo wackerer Genoſſe ſein, es erging ihm ſicherlich immer ſo. Ich erinnere mich nicht deutlich, ob es Kanne oder Werner war, welcher das Waſchen für ein Vorurtheil erklärte; jedenfalls war Kanne dieſem Grundſatze nicht ganz fremd; er war ein Nomade, der zufällig in dem Kreiſe vom Prater bis zur Wieden, von der Wieden bis zur Joſephsſtadt oder Landwehr ſich bewegte. Er arbeitete auch nur auf der Straße; an ſeinem großen Stocke war eine Vorrichtung getroffen, daß er eine kleine Schreibtafel darauf etabliren konnte;

fiel ihm nun etwas ein, so stieß er ihn in die Erde, wo er eben war, — gewöhnlich im Prater, — und fing an zu schreiben, Noten, Verse, Gedanken, wie es kam. Wehe dem, der ihm über die Schultern gucken wollte, er knurrte ihn an, schüttelte seine verworrene Mähne wie ein zorniger Löwe.

Eben so wunderlich ist er auch gestorben. Man wollte nach einem Arzte schicken, als er sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, aber in altem, ungeschwächtem Zorne fuhr er in die Höhe, als er das vernahm, und rief: „Ich werfe den Quacksalber, den Ihr mir bringt, kopfüber die Treppe hinunter."

Als man sah, daß es völlig zu Ende ging, wollte man nach einem Geistlichen senden. Dieselbe energische Erklärung. Und so verschied er grollend.

Es muß ein tragischer Anblick gewesen sein, diese beiden unglücklichen Titanen, welche einander liebten, durch das Burgthor wandern zu sehen, stumm

nebeneinander, denn Beethoven hörte im Geräuſch der Straße nichts, und Kanne führte Niemand am Arme, auch ſeinen Freund nicht.

Unerklärlich iſt es, daß Kanne aus Leipzig ſtammte, aus einer ſo manierlichen, artigen Stadt.

15.

Die Donauberge.

Herr von Kurländer fragte mich eines Tages, ob ich ſchon in der wieneriſchen Schweiz geweſen ſei, und ſchlug mir den nächſten Sonntag dazu vor. Für ſolch' eine kleine Luſtpartie über Land, wo man nicht gerade Ackersleute finden kann, iſt der Sonntag am beſten. Die Leute ſtreichen dann nicht beladen, keuchend, gebeugt von des Tages Laſt und Hitze an uns Müſſiggängern vorüber, ſie ſind geputzt und luſtbefliſſen. An Wochentagen verſöhnt nur der Ackersmann mit dem ſchweren Geſchicke, im Schweiß des Angeſichts keuchen zu müſſen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergäng. Das Pflügen und Säen iſt ein ſchönes poetiſches Geſchäft, man verkehrt mit den verſchloſſenen Gedanken der Erde;

ihr innerſter Athem geht uns auf, das Anvertrauen des Saamens erzeugt eine ſo ſchöne Unmittelbarkeit mit ihr, und eine ſo trauliche Unmittelbarkeit mit Gott. Der Ackersmann iſt für mich die religiöſeſte Perſon; er verkehrt mit Gott in ächter That. —

Herr von Kurländer lächelte dazu, und führte mich in's weiße Zimmerchen, um mir neu bearbeitete Luſtſpiele zu zeigen. Er iſt nämlich der bekannte Herausgeber des dramatiſchen Almanachs, und das weiße Zimmerchen iſt ein glattes, ſcharmantes Ding mit glänzenden weißgrauen Wänden und Meubeln, ganz ein Zimmerchen, um Luſtſpiele zu ſchreiben.

Ich bin nämlich immer ſehr für Umgebungen, und geſtatte jedem Aeußerlichen eine Einwirkung auf den Geiſt, weil ich den Geiſt zuweilen für einen zuſammengeſetzten Mechanismus anſehe mit unerklärten Stahlfedern des Himmels. So würde ich nicht begreifen, wie Grillparzer ſeine dunkeln Poeſieen in Kurländers lichtem Boudoir empfangen könnte, wie ein moderner Schriftſteller in einem

Zimmer ohne Sonnenblicke, an einem Tische, wo Alles kreuzweis durcheinander liegt, auf einem Papiere arbeiten kann, das nicht glatt und schön die Feder behaglich schaukelt.

Nicht bloß das Herz, auch der Geist hat seine Illusionen, oder richtiger: Geist und Herz sind ein wirkliches Ehepaar, man kann dem Einen nichts anthun, ohne das Andere mit zu treffen. — Herr von Kurländer ist ein Garçon von dem Alter, wo die Pferde keine jungen Zähne mehr haben, er ist ein Wiener Kavalier, hat einen komfortablen, zierlichen Salon, wo artig musicirt, deklamirt und konservirt wird, und wo man nicht selten den Fürsten Metternich selber findet, — giebt es für solchen Garçon eine passendere Beschäftigung, als französische Lustspiele für's Burgtheater zu bearbeiten? Der munteren Caroline Müller, der romantischen Peche hat er dann Visiten zu machen wegen der oder jener Scene, ob blaues Band oder rosenfarbenes an der Haube besser stehen würde, und wie kurz oder wie lang das Schürzchen werden müsse. Es ist uns

raſtloſen, weit kreiſenden Geſellen des jungen Schriftthums überaus heilſam, zuweilen mit ſolch' einem Garçon im weißen Zimmerchen zuſammen zu kommen, das kleine Intereſſe zu ſehen, an einem Gärtnerburſchen oder podagriſtiſchen Alten des Luſtſpiels, was ſolcher Schriftſteller Tage lang abſorbirt, die ſchüchterne, geſellige Rückſicht einmal wieder zu finden, mit welcher er über einen Schriftſteller derſelben Stadt ſpricht, mit „vielleicht" und „dürfte" unſer dreiſtes Urtheilen in den Zug bringt, und uns verſichert, juſt ſo denke er auch. Die freundlichen Gemächer und das freundliche Weſen Herrn von Kurländers haben mir den beſten Eindruck gemacht, und ich befolgte gleich am nächſten Sonntage ſeinen Rath, die wieneriſche Schweiz zu beſuchen.

Es hatten ſich einige Wiener zu mir geſellt, und am friſchen, dampfenden Morgen ſtrichen wir über die Baſtion hinaus nach dem äußeren Thore. Dort harren die Linienſchiffe der Paſſagiere. — Die Douane bei'm Eingange in die Stadt wird nämlich

die Linie genannt, und mit Tabak und Politik passiren sie nicht Alle gefahrlos; die Linienschiffe selbst aber heißen aber auch im gewöhnlichen edlen wienerischen „Zeiselwagen," und können allen Hypochondristen empfohlen werden. Keine ausländische Feder hindert den nationalen Skoß auf's Gangliensystem, meine Leber war umgewendet, als wir das nächste Dorf erreichten. Aber Dornbach, dieß Dörfchen, ist so nahe, und die Linienschiffe haben so trefflichen Wind, daß ich keine Zeit zu Betrachtungen gewonnen hatte, und mich in's Theater versetzt glaubte. Denn wie man eine Hand umkehrt, war ich in's Gebirge versetzt, bergauf, bergab zwischen den Landhäusern der Wiener ging der Weg dahin; vor einer Viertelstunde etwa war ich noch in der breiten ebenen Hauptstadt gewesen, jetzt war keine Spur davon zu erblicken, durch einsamen, romantischen Bergwald zogen wir singend und lachend. Die Sonne spielte mit uns durch die Baumzweige; es war die alte zutrauliche Sonne des Landlebens, wie ich sie kannte aus früher Jugend; denn

in der Stadt iſt ſie vornehmer, macht Komplimente um Dächer und Ecken, iſt ernſthafter und älter. Die Wiener erzählten Witze vom Staberl, von den Ungarn, vom Kaiſer und wieder vom Theater; — überall erſchien der Kaiſer; man glaubt es nicht, wenn man ſich die einfache, harmloſe Perſönlichkeit dieſes Herrn in's Gedächtniß ruft, daß er eine ſo wichtige Figur habe ſein können im Unterhaltungsleben. Er war aber wirklich auch darin der Mittelpunkt in Wien. Damals, wo ich mit den Wienern in einem ſtillen Schweizerhauſe auf dem Waldberge ſaß, und zum frugalen Frühſtücke ihre Erzählungen anhörte, damals lebte er noch, und hatte ſeine letzte Reiſe nach Böhmen angetreten, Franz der Erſte.

Die Jugend unſerer Zeit verwirft die Pietät, und will keine Illuſionen geſtatten, ſie findet eine Armuth darin, alles Intereſſe an eine einzelne Perſon zu verwenden, ſie mag den Staat nicht als Familie ſtatuiren, — wenn man ſich aber in dieſem letzteren Gedanken einheimiſch machen kann, ſo wird

man jener warmen öſterreichiſchen Behaglichkeit theilhaftig, begreift, empfindet die Sympathieen dieſes Volks, tritt mitten in ihr Verhältniß zum Kaiſer. Dann findet man es nicht mehr auffallend, daß ihnen das Wort „Kaiſer" eben ſo viel bedeutet, als einſt den Franzoſen der Name l'empereur, ja daß ſie am Ende für Franz den Erſten größerer Opfer fähig waren, als die Franzoſen für Napoleon, obwohl jener kein Held der Geſchichte war; denn die Familienliebe kittet feſter als der Ruhm. In dieſem, als einem Berauſchenden, aus dem Gewöhnlichen Heraustretenden liegt ſchon deshalb ein flüchtigeres, vorübergehendes Element, er reizt mehr zu Außerordentlichem, als daß er zu Dauerndem feſtigte. Daß iſt zu erwägen, wenn man Oeſterreich's Zuſtände betrachtet, und das ward von meinen damaligen Gefährten wohl empfunden. Kaiſer Franz iſt mit den Wienern aufgewachſen, er hat in ihren Sitten gelebt und gewebt, er hat die ungeheuerſte Zeit mit ihnen durchgemacht, iſt der letzte deutſche Kaiſer geweſen, er iſt mitten unter den Wienern

einhergegangen, allen Unterthanen immer zugänglich, ein Familienvater gewesen ganz und gar. Dazu war er unbefangen, und darin ruht ein unschätzbares Gut des Herrschers.

Wenn ihnen Alles fehl geht, wenn sie Unrecht zu leiden glauben, so bleibt ihrer Hoffnung in Oesterreich und Preußen immer noch der Kaiser und König und der gerechte Sinn beider, auf welchen sie unwandelbar vertrauen.

Dieß Alles darf keinen Augenblick vergessen werden, wenn man den monarchischen Sympathieen dieser Völker begegnet. In den Ausdrücken: „ich gehe an den Kaiser, ich gehe an den König" liegt eine unendlich breite Basis dieses Staatslebens und dieser Volkswünsche.

Einer unsrer Gefährten war vor zwei Jahren, Anno 31, bei unsrer Schweizerhütte dem Herzoge von Reichstadt begegnet, und auch dieß führte sie wieder auf den Kaiser. Im Gegentheile zu den thörichten Gerichten von der schlimmen Stellung dieses Prinzen zum österreichischen Hofe wissen näm-

lich die Wiener eine Menge intereſſanter Geſchichten, wie Napoleons Sohn geliebt worden ſei, namentlich vom Kaiſer ſelbſt. Er hat Stunden lang mit ihm geſpielt, ihm bleierne Soldaten und Trommeln gekauft, und herzlich gelacht, wenn ihn der kleine Napoleon mit unabläſſigem Trommeln zur Thüre hinaus genöthigt hat. Als der Enkelſohn größer geworden iſt, da haben die ſchönen Mädchen ihm viel zu ſchaffen gemacht, und das Taſchengeld hat nicht immer reichen wollen für die freigebigen Geſchenke. Wenn er auch dem Großvater nichts weiter als den leeren Beutel gezeigt und das Uebrige verſchwiegen haben mag, ſo weiß man doch, daß dieſer ihm ſtets wieder ausgeholfen hat. Einigemale hat ihm der Kaiſer eine ganz beſondere Freude mit neuen Dukaten machen wollen, die erſt aus der Münze gekommen und noch nicht in Umlauf geſetzt waren; der junge Napoleon aber hat ſie ohne numismatiſche Bedenklichkeiten ausgegeben, und dadurch die größte Beſorgniß und Unterſuchung erregt, bis man zur ſchönen Dame, von der ſie ausge-

gangen waren, und zum leichtsinnigen Geber durchgedrungen ist. Die ältere Elsler soll lange Zeit Gegenstand seiner zärtlichen Neigung gewesen sein; übrigens waren alle Mädchen in ihn verliebt; der schlanke Kaisersohn, der kühnste Reiter mit dem schmalen, schönen Gesichte hat alle Wienerinnen an die Fenster gelockt, und ist unsäglich betrauert worden bei seinem frühen Tode. An der schmalen, lotharingischen Brust und jugendlichen Unbedachtsamkeit ist er gestorben, bei den Kapuzinern schläft er jetzt neben den Habsburgern, viele tausend Meilen weit vom Grabe seines gewaltigen Vaters, der auf der Welt nichts heißer liebte als ihn.

Wunderbare Verhältnisse um diesen Reichstadt! Sohn eines Kaisers aus dem Stegreife und einer gebornen Kaiserstochter; aufwachsend unter denen, geliebt von denen, die seinen Vater gestürzt; sterbend in der Fremde, ohne Frankreich gesehen zu haben; begraben unter den legitimen Helden und Kaisern Deutschlands; eine schöne Leiche, die drei Jahre lang König von Rom gewesen. Als ob er

mit diesem vermoderten Namen den Todeskeim erhalten hätte!

Und wie freundlich hat die Poesie dieß Haus Napoleons bedacht mit Lorbeer erst, dann mit Cypressen! Der verbannte Vater wagt keine zweifelhafte Flucht aus seiner Meereseinsamkeit, und bewahrt sich so die klassische Ruhe des Leidens; kein Kreuzer erhält die Möglichkeit, seines Falles Größe in der Donnerschlacht von Waterloo durch eine Gefangennehmung zu zersplittern, schweigsam erduldet der Titan die Niedrigkeiten eines gemeinen Engländers, schweigsam stirbt er mit einem Kusse auf seines Sohnes Bild. Und dieser Sohn wird nicht in Versuchung geführt, die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen, der mit einigen Anhängern von Land zu Lande flüchten und auf Konspirationen hoffen muß, ein blühender, unbescholtener Jüngling stirbt er in der legitimen alten Kaiserburg, unberührt, unbefleckt von Politik — der letzte deutsche Kaiser mit schneeweißem Haar weint schmerzliche Thränen an seinem Sarge.

Als wir aufbrachen, um weiter hinein zu steigen in die Berge und Thäler, setzte der Erzähler noch hinzu: Sie wissen es da draußen gar nicht, wie sehr unser Kaiser dem Napoleon zugethan war, ich meine dem Vater, und was es sein Herz bedrängt hat, ihn stürzen zu helfen.

16.

Fortsetzung.

Es ist mir noch mit keiner Gegend so gegangen, wie mit diesen Bergen an der Donau: ich bin nämlich in Geschwätz und Sommerträumerei so gedankenlos durch die grünen Wälder gestrichen, daß mir nur ein einziger großer Blick davon im Gedächtniß geblieben ist. Die Vögel sangen aus Leibeskräften, die Gräser dufteten, der Tag, ein halb bedeckter, zärtlicher Sommertag, blinzelte so zufrieden an den sanften Berglehnen, die geputzten Leute, deren uns nur etwa zwei oder drei in dieser Dichtungseinsamkeit begegneten, gingen so still sonntäglich an uns vorüber, daß nichts mich wecken konnte aus dem Halbschlummer meines Geistes und Herzens.

Welcher Reiz einer großen Stadt liegt darin, binnen einer Stunde aus dem Tosen eines modernen Mittelpunktes in berauschende Bergeinsamkeit treten, sich sammeln zu können mit den ursprünglichsten, einfachsten Empfindungen und Gedanken, aus welchen der Gottheit Bild uns anblickt mit großen Kindesaugen. Der muntere Vogel mit dem arglosen schwarzen Auge auf dem nächsten Aste sieht uns die Jugend wieder in's Herz hinein, seine alte Melodie bringt alle die kleinen einfachen Lieder zurück, die wir gesungen haben mit der schwarzäugigen Nachbarstochter, wir werden wieder unschuldig und können wieder beten und naiv uns besprechen mit der ewig wechselnden, immer gleichen Ewigkeit Gottes.

Da quellen Lieder von den Lippen, man weiß kaum, wie sie werden, man ahnt nur, was sie bedeuten, ihr innerstes Wort zieht wie ein Duft über sie hin, der sich nicht greifen läßt mit irdischen Händen:

Die Bäume rauſchen,
Es flüſtert der Wind,
Ich ſtehe lauſchen,
Bin wieder Kind. —

Was werd' ich ſehen:
Der Himmel geht auf,
Was wird geſchehen:
Der Berg ſteht auf. —

Von allen Seiten
Tritt es mir nah',
Gedanken ſchreiten,
Die Welt iſt da.

In ſolchem Dämmer erreichte ich die Höhe eines langen Waldberges und eine dunkelgrüne Hügelfläche dehnte ſich aus vor meinen Blicken, unbeſtimmt, ohne Abwechſelung, wiegend und wogend über den dunklen Schein der Donau hinweg, die ſtill in der Mitte lag, wie ein ſchweres Metall. Es war der wunderliche Anblick einer grünen Wüſte, die unwiderſtehlich lockte mit einem nie ergründeten, niemals berührten Leben. Das Auge legte ſich voller Befriedigung in dieſe weite Einförmigkeit hinein. Auf der einen Seite wieſen ſich meine Gefährten einan-

der die Berge in Ungarn, auf der andern die steirischen Alpen, mich fesselte nichts als die grüne Donauwüste, eine Landschaft, wie ich sie nie gesehen. Malt einen Adler oben in die Wolken dieses Bildes, und Jedermann wird es verstehen, daß ein großer Mann zwischen diesen Hügeln leben muß, der abgetreten ist vom Regieren der Welt, etwa Napoleon.

Ich wollte, sein Sohn läge hier begraben. —

— Wir stiegen mit einen sonndurchwirkten, feinen Staubregen die Berglehnen wieder abwärts nach Wien zu, und kamen in ein heimliches Thal, aus welchem alte Gemäuer mit verwitterten Stirnen uns entgegentraten. Ein verlassenes Karthäuserkloster stand vor uns.

Wie viel Poesie liegt in einzelnen Klostergedanken, wie viel Poesie ist hinter den unbeugsamen Mauern verschrumpft und vermodert. Zufluchtsstätten sollten sie sein ohne Schwur und Gelübde, und wurden Kasernen.

Der redseligste meiner Gefährten wußte lange zu erzählen von den klugen Karthäusern, die sich

dieß friedliche, abgeſchiedene ſchöne Thal erwählt hatten, wie denn auch in der Ortswahl überall bekundet wurde, daß damals Geſchmack und Bildung nur bei den Männern der Religion zu finden geweſen. Ich habe nur einzelne Striche ſeiner Rhapſodie behalten:

Ein reicher Graf hat eine Tochter gehabt, die einen reichen Nachbar heirathen ſollte. Sie war nicht allzu ſchön, aber ſie war ſehr gut, und hatte zwei große, blaue Augen, die wie eitel Troſt und Freundſchaft ſprachen. Der Nachbar war ein roher Geſell und ſie mochte ihn nicht. Den Tag vor der Hochzeit ritt ſie mit ihrem jungen, blonden Vetter in den Wald hinaus, um einen Fuchs zu jagen; ſie kam aber nicht wieder, denn ſie liebte den blonden Vetter. Der alte Graf ſchickte wohl an die hundert Boten, es wußte aber keiner etwas zu ſagen. So vergingen mehrere Jahre und der alte Graf ſtarb im Kummer dahin; die nächſten Erben, die Tochter und der Vetter fehlten, das alte Schloß ſtand leer. Dieß dauerte indeß nur vierundzwanzig

Stunden, da erſchien der blonde Vetter, und nahm Beſitz davon. Man fragte ihn, wo er denn ſeine Muhme gelaſſen habe, die in den Wald mit ihm geritten ſei, er ſagte aber, die Muhme wäre ihm ſchon damals im Walde abhanden gekommen.

Sein neues Regiment ging eine Zeitlang ungeſtört, da erſchien eines Tages im Schloßhofe ein zerlumptes Mädchen, und der Anblick desſelben erregte großen Lärm. Die Leute ſagten nämlich, ſie habe eine wunderbare Aehnlichkeit mit der verlornen Tochter des alten Herrn, freilich ſo blaß und zerlumpt ſei jene nicht geweſen, auch habe ſie nicht das Haar um den Kopf fliegen laſſen. Des Herrn Grafen Tochter hatte wohl auch ſanft und freundlich gelächelt, aber nicht immerwährend wie dieß zerlumpte Mädchen, ſonſt lachte ſie gerade ſo wie jene, aber man müſſe weinen über dieß Lächeln und die großen, blauen Augen, die da leuchteten wie der Mond am Tage, wenn die Sonne in ſchwarze Wolken eingepackt iſt.

Der blonde Vetter erſchrack ſehr, als er das Mädchen ſah, und befahl, ihr Kleider und Geld, Pferd und Begleiter zu geben, damit ſie weiter ziehen könne, — ſie lief haſtig auf ihn los, und ehe er ſich deſſen erwehren konnte, küßte ſie ihm die Hand.

— Dreimal war ſie neu ausgerüſtet und fortgeſchickt worden, dreimal kam ſie in Lumpen wieder, und wo der Vetter ging und ſtand, da begleitete ihn jenes wunderbare Lächeln; — er verzehrte ſich in Angſt und Weh, Niemand begriff es, was dem reichen Herrn abgehen könne. — Eines Tages nahm er den Baumeiſter mit ſich, und ſie ritten in die Berge hinein, die nach der Donau zu liegen; in einem ſtillen, heimlichen Thale hielt er ſein Roß an, und ſagte leiſe vor ſich hin: Hier war's, wo ſie mir nicht mehr gefiel, wo ich ſie verlaſſen habe. Meiſter Urban, ſprach er dann, baut mir ein ſteinern Kloſter an die Stelle, ein Kloſter für Karthäuſer, die nichts Unnützes ſprechen, und niemal lachen oder lächeln. Das Lachen iſt viel ſchrecklicher als das Weinen.

Das Kloſter wuchs, der Vetter aber ſank darin zuſammen, und war in wenig Tagen ein alter Mann, ein zerbrochener Karthäuſermönch, der den Tod im Herzen und auf den Lippen trug, aber nicht ſterben konnte.

Das zerlumpte Mädchen blieb auf ſeinem Schloſſe, und obwohl ſie kein Zimmer betrat, und in der Halle ſchlief, die nach dem Walde ſah, wurde ſie doch wie die Herrin betrachtet.

Als der Vetter in's Kloſter gegangen war, verlor ſich allmählig ihr Lächeln, und eines Morgens fand man ſie todt, das Haupt ſtützte ſich an einen Pfeiler, und das ſtarre, blaue Auge ſah nach dem Walde zu, in welchem das neue Kloſter lag.

Als der Vetter dieß erfuhr, ſtarb er auch, und alle Welt hielt ihn für einen frommen Herrn, es war lange die Rede davon, ihn heilig zu ſprechen.

Von alle dem iſt nichts übrig geblieben, ſelbſt von den Kloſterſteinen wenig; im Wirthshauſe wird eine vortreffliche Mehlſpeiſe gebacken, und die Wiener beſuchen es wie einen Wallfahrtsort.

Es war auch nicht möglich, auf unſerem Rückwege noch an die Geſchichte zu denken: mehrere Stunden lang gingen wir im ſaftigen Thale dahin, es war ein ununterbrochener Garten, unter allen Bäumen kamen geputzte, ſpazirende Wiener zum Vorſchein. Ueber Hadersdorf und Hütteldorf ging unſer Pfad an Laudon's Denkmal vorüber, welchen man jetzt Loudon ſchreibt. Wem der ſiebenjährige Krieg nicht gegenwärtig iſt, dieſes energiſche Verſtandesepos, der wird den Namen kennen aus dem rührenden Volksliede: „Feldmarſchall Laudon iſt da, da, da.“ —

Er war der beſte Reitergeneral unter Friedrichs Feinden, und dieſer bewies immer einen großen Reſpekt vor dem raſchen Talente desſelben. Still ruht ſein ſteinernes, lichtes Monument unter Bäumen, vielleicht wäre es für den ungariſchen Reiter bezeichnender, wenn es mehr Bewegung ausdrückte — ein moderner, humoriſtiſcher Geſchmack würde eine Pferdeweide darum her legen, auf welcher friſche, ſüdliche Roſſe umherſprängen. Es fehlt nur an

Platz dazu; er iſt todt der alte Degen, es ſtirbt Alles, die Wiener ſpaziren vorüber, und denken an Küſſen, Eſſen und Trinken; man braucht wirklich ein ſehr bornirtes oder ein ſehr weites Herz, um etwas auf den Ruhm bei der Nachwelt zu geben.

In Hütteldorf wimmelte es von Wagen und Leuten; man ſaß im Freien, ſah die Wiener Straße hinab, lachte in Gottes goldner Sonne, und fand die Welt vortrefflich. Ich wollte noch in's Theater und beſtieg allein den merkwürdigſten Zeiſelwagen, der zu finden war. Dürr war der Kutſcher, war das Pferd, war der Wagen, mein blanker Frack und meine blühende Weſte nahmen ſich höchſt unpaſſend aus, ich mußte das Anſehen eines Flüchtlings haben, den der Feind auf einem Balle überraſcht hatte, wie die Nachricht von der Schlacht bei Ligny Wellington zu Brüſſel. Das wurde immer ärger, als ich in die Nähe von Schönbrunn kam mitten unter die ſtrahlenden und blitzenden Equipagen des Adels, der ſauſend hin und zurückfuhr

Wie ein Feenſchloß lockte Schönbrunn auf der rechten Seite an der Berglehne, dieß Abſteigequartier Napoleons, wenn er mit Oeſterreich Krieg führte. Entſchloſſen kommandirte ich meinen Zeiſelkutſcher mitten hinein unter die glänzenden Equipagen der Kavaliere. Kavalier iſt bekanntlich der techniſche Ausdruck in Oeſterreich; vielleicht ſtammt er noch aus der ſpaniſchen Zeit, aus den Tagen der Caballeros.

Mein Zeiſel flatterte unſicher wie ein Spatz unter edlem Geflügel umher, und wäre ich mir nicht eines ſtockfremden Geſichts bewußt geweſen, ich hätte mich ſehr geſchämt. War es Schönheits-, war es Schamgefühl? Iſt es eine Schwäche, für ſolchen Cynismus unbrauchbar zu ſeyn; ich habe ſie: dieſe unpaſſenden Gegenſätze, mein Frack, der Zeiſel und die Kavaliere peinigten mich, und ich hatte keine Ruhe, die ſchönen, vorüberfliegenden adlichen Damen zu betrachten, am wenigſten für dieſen Behuf die Lorgnette herauszunehmen. Lorgnette und Zeiſel waren nicht mehr unpaſſend, ſondern lächerlich;

Unglück selbst ist aber kein so großes Unglück als: lächerlich zu sein.

Ich mußte aussteigen, um eine Illusion von Schönbrunn zu gewinnen. Zwei große goldene Adler sitzen auf dem schlanken Thore, und geben dem überaus schönen Lustschlosse so etwas vornehm Kaiserliches. Weiter weiß ich nichts zu beschreiben, ich hatte den Tag kein Gedächtniß, ich weiß nur noch, daß sich die verschiedenen stolzen Gebäude terrassenförmig aufstellten, und daß ganz oben auf der Höhe ein Pavillon mit vielen Fenstern golden brannte in der Abendsonne.

In Schönbrunn auf dem großen Platze vor dem Schlosse war's, wo der junge Staps aus Thüringen Napoleon erstechen wollte und von Rapp verhaftet wurde. In den französischen Stücken, wo der deutsche Student zum Fortleben genöthigt wird, heißt er gewöhnlich **Monsieur Burskenschaft**, und trinkt sehr viel Bier.

Reich und vornehm erscheint Wien dem Reisenden besonders, wenn er im Sommerabendscheine

unter den goldenen Adlern Schönbrunn's hindurch, neben den unzähligen Equipagen, in die breite Vorstadt fährt, direkt zur Burg, und dort im Theater Alles besetzt findet trotz des warmen Abends. Da weiß man nicht, wohin mit Menschen, Wohlstand und Vergnügen.

17.

Ungarn.

Es bleibt immer etwas sehr Mißliches, Allgemeinheiten über ein Volk oder Land zu sagen, mit einigen kurzen Gedankenformeln eine solche millionenfache Existenz zu definiren.

Je bestimmter, ausschließlicher das Wort, desto größer ist der Irrthum, auch wenn das Wort von Wahrheit überfließt; so lange unser Wissen nicht um und um erfüllt ist, oder mit andern Worten, so lange wir Menschen bleiben, werden wir die Mannigfaltigkeit der Welt nicht in ein Urtheil zusammendrängen, es ist unser Geschick, immer auch gute Pflanzen mit dem Unkraute auszureißen.

Dieß soll hierbei in Bezug auf das Vorhergehende eingeschaltet werden, und auch den folgenden

Strichen über Ungarn zu Gute kommen. Es ruft zugleich eine bereits oben erwähnte Lieblingsmeinung der Wiener zurück, und ſchattirt ſelbige, die Meinung nämlich, daß nur derjenige richtig über Oeſterreich ſchreibe, der allen Oeſterreichern gefalle; denn ſie ſetzen voll guten Muthes voraus, daß nur das richtig ſei, was äußerſt gefällig erſcheine. Es charakteriſirt ihre nationale Eigenthümlichkeit, daß ſie immer und ewig des einfachen Glaubens bleiben, eine Nationalität ließe ſich portraitiren wie ein Baum.

Mehr als eine Intuition kann und ſoll nicht gegeben werden.

Als ich auf den Donaukahn ſtieg, um mich von den ſchnellen Strömungen dieſes Fluſſes hinabtragen zu laſſen in das ſonnengelbe Land, da war mir's um nichts mehr und nichts minder, als um einen ſolchen Einblick zu thun; ich ſah mich vorübergleiten an den ſtolzen Uferfeſtungen, ſah unſer Schifflein todesbedroht dahinpfeifen zwiſchen den engen Felswänden der ſüdungariſchen Donauthore, ſah

mich hinabſchwimmen auf dem wieder breit und ruhig gewordenen Strome in's ſchwarze Meer.

Das iſt mir nicht gelungen, und ich muß mit unvollſtändigeren Erfahrungsmitteln verſuchen, eine Anſchauung dieſes Landes zu erſchaffen.

Die Geſchichte eines Menſchen erklärt ſein Geſicht und umgekehrt — vielleicht führt uns der halbe Reim dieſer Worte auf die Bemerkung, daß überhaupt alle Reime eine gegenſeitige innere Beziehung und Verwandtſchaft ausdrücken.

Die ungariſche Geſchichte ſtrotzt eben ſo von Kontraſten wie das Land heutigen Tages.

Das Land wurde früher von Daciern, Jazygen, Pannoniern bewohnt. Wie überall hin, ſo kam auch an die Donau das Römervolk; ein grelles Bild ſener Völker und Kriege gewähren beſonders die Kämpfe an der Oberdonau. Marc Aurél lieferte einmal im Marcomannenkriege den Jazygen eine Schlacht auf dem gefrorenen Fluſſe, deren glücklicher Ausgang ihm 100,000 römiſche Gefangene zurückgab. — In einem früheren Kriege ließ er

zwei Löwen als Vorpoſten und Schreckmittel durch die Donau ſchwimmen — ſie wurden als groſſe Hunde todt geſchlagen. — Dauernd wurde die Wildheit dieſer Völker und Länder auch von den Römern nicht bezwungen, und als die Völkerwanderung losbrach, wurde Ungarn der eigentliche Markt, die Schenke dieſer aſiatiſchen Völkerſchaften. Der Arm der Gothen reichte von hier aus ſüdlich bis Byzanz und weſtlich bis Rom. Hier von Ungarn aus rüſtete Attila ſeine ungeheueren Reiterzüge nach Gallien und Italien; hier hielt er ſeinen hölzernen Hofſtaat, hierhin zog der Nibelungenſiegfried; hier ſoff ſich der garſtige, charaktergewaltige Etzel in einer kühlen Nacht zu Tode. Es folgten die Longobarden, und als dieſe nach Oberitalien gingen, die Avaren. Von den Letzteren ſtammen die groſſen „Ringe," die meilenweiten Erdfeſtungen, von denen jetzt noch Spuren, in welchen ganze Stämme wohnten und ſich gegen die ſtolzen Franken vertheidigten.

Im neunten Jahrhunderte kamen aus dem mittlern Aſien, die eigentlichen Ungarn, nahmen das

Land in Beſitz, und nannten es Magyar Ország. Dieſe Magyaren ſcheinen wie die Polen eine glänzende Heroenvölkerſchaft in Aſien geweſen zu ſein — Gott weiß unter welchem Palmen- oder Zedernwalde ihre Zelte geſtanden ſind, die Hiſtoriker wiſſen's nicht — es iſt ein ſchöner Menſchenſchlag von der cirkaſſiſchen Raçe. Man ſtößt noch auf hundert neue Volkszuſätze in dieſem Lande, aber noch heute iſt der reine Magyar zu erkennen am dreiſten aſiatiſchen Blick, an der ſaftigen Geſtalt.

Auf den Grenzen ſiedelten ſich nach und nach allerlei Völker an, die immer tiefer eingedrungen ſind, und auf dieſe Weiſe ein beiſpielloſes Gemiſch hervorgebracht haben. Es kamen Slaven, Deutſche, Italiener, Kroaten, Bulgaren, Walachen. Vier Hauptſtämme umfaſſen jetzt die meiſten Spielarten, zuerſt: wirkliche Ungarn, deren man ungefähr vierthalb Millionen annimmt. Unvermiſchte Exemplare giebt es freilich viel weniger, obwohl ſich der Magyar immer als Herrn und Sultan gerirt, und nur den Magyar ſich ebenbürtig gehalten hat. Der

Gute iſt zu ſehr den Leidenſchaften unterworfen, um nicht über den Stamm hinaus zu lieben. Die ſinnliche Liebe iſt ihm ſo national, daß er bei'm Gaſtmahle, ſüßen Tokayers trunken, für den Gaſt keinen beſſern Wunſch weiß als: Wünſch' ich Ihnen noch mit 80 Jahren eine kräftige Liebe zu ſchönem Mädchen!

Der Magyar wohnt in der Ebene, er iſt ein Reiter, das Gebirg iſt ihm zuwider, die Stadt fremde, er ſucht ſie nur etwa, um mit „gutem Freunde" ein Glas zu trinken, und ſich Zeitungen erzählen zu laſſen.

Zweitens: Slaven, die zahlreicher ſind als die Ungarn, und in zahlreiche Nebenzweige ſich zerſplittern.

Drittens: Deutſche, Sachſen und Schwaben genannt, Städtebewohner, im ganzen Reiche zu finden. Vor 900 Jahren hatten die Ungarn einen ſo gewaltigen und für uns unangenehmen Zug nach unſern Gegenden und Fleiſchtöpfen, daß wir ſie

todtſchlagen oder fortjagen mußten; ſeit neunhundert Jahren aber belohnen wir dieſe Zuneigung mit Einwanderungen in Ungarn, mit Unterwerfung und Beherrſchung des Landes. Ein hiſtoriſches Viſitenverhältniß.

Von den Deutſchen werden die ſogenannten „Schwaben" am Erſten Ungarn, oft ſchon in der zweiten Generation, nur die Schnurrbärte bleiben noch eine Zeitlang blond, und die Energie ſteigt noch nicht ſo ſchnell zu Pferde.

Der vierte Hauptſtamm, der Walachiſche, wohnt im Süden, und leitet ſeinen Urſprung direkt von den daciſchen Römern her, ſeine Sprache iſt noch halb lateiniſch, und ſie nennen ſich ſelbſt Rumunyi. Es iſt ein tüchtiges, durch Sklaverei verdorbenes Volk.

Zigeuner giebt es zu **30,000** zerſtreut im Lande. Sie ziehen mit der Geige und ihrer verſchmitzten Galanterie auf Hochzeiten umher und machen die Muſikanten, Rathgeber und Wahrſager. — Was

hat man ſich für Mühe gegeben, dieſer Völkerſchaft eine urſprüngliche Heimath zu ſuchen! Am Ende hat man's bei Egypten beruhen laſſen, weil denn einmal das Dunkelbraune, Geheimnißvolle, Halbgarſtige dort zu Hauſe iſt. Der Franzoſe, der bekanntlich erſt durch Napoleons Kriege Geographie gelernt hat, beſitzt noch aus der früheren Zeit eine hübſche Abwechſelung für die Zigeunerin: wenn nicht **Egyptienne**, ſo nennt er ſie **Bohémienne**. Als ob Böhmen und Egypten ſo von einerlei Kaliber wären. Das europäiſche Heimatsland der Zigeuner anlangend, könnte er ſie gewiß richtiger **Hongarienne** benennen; hier haben dieſe unmoſaiſchen Juden ihr europäiſches Abſteigequartier. Unglücklich Volk! Es mag irgend ein verirrter Stamm ſeyn, der bei den letzten Zuckungen der Völkerwanderung hereingeſchleudert worden iſt in unſern Welttheil, den nomadiſchen Jugendtik, die bequemen Anſchauungen über Eigenthum mag er nicht laſſen, und ſo bleibt er mit dem ſchwarzbraunen Geſichte, den ſüdlichen Ringen um die Kohlenbrand-Augen, mit

der wilden Geschmeidigkeit seiner Gliedmaaßen ein einsamer, geflohener Fremdling unter uns.

So mannigfache Reste finden sich in diesem Ungarlande, das einer alten Speisekammer gleicht, in welcher von den großen Völkergelagen Allerlei übrig geblieben ist.

Wir jammern mit Recht, eine ausgestoßene Klasse unter uns zu sehen, ein Geschlecht der Parias, die Juden; Ungarn hat deren vier: Juden, Zigeuner, Walachen und Ruthenen; Letztere sind ein verwahrlos'ter slavischer Stamm. —

— Der Magyar ist von seiner Einwanderung an der Herr geblieben. Sein Herzog Stephan hat im Jahre **1000** das Land zum Königreiche arrondirt, Siebenbürgen, was bis dahin einem besonderen ungarischen Stammhaupte Juhutum gehörte, unterworfen. Sein tüchtiges Regiment hat den Namen Stephan geheiligt, und Mantel, Strümpfe und Schuhe von ihm sind noch heute Reichskleinodien. Ich kann nicht verbürgen, ob diese Klei-

dungsstücke seit 800 Jahren ohne weiteres Zuthun konservirt sind, bekanntlich hatten ja aber alle Heiligen eine sehr dauerhafte Garderobe.

Unter Ladislaus und Colomann ward Slavonien und Kroatien, endlich auch Dalmatien unterworfen, ja Servien und Bosnien, eine Zeitlang auch Galizien gehörten dazu, und in jene Zeit gingen die Rechtsansprüche auf die Grafschaft Zips zurück, welche Maria Theresia bei der Theilung Polens zum Vorschein brachte. Der geldbedürftige Kaiser Siegmund hatte 1412 die 16 Zipser Städte an Polen verpfändet.

Mit Andreas III. stirbt der Arpadische Stamm aus, und von 1301 — 1526 werden Könige aus mehreren Häusern gewählt. Zu Anfang dieses Zeitraums sind die Ungarn sogar einmal Herrscher von Alexanders Reiche, von Macedonien; aber 1300 schwimmt der Türke durch den Hellespont, betritt Europa, und es beginnt die blutige Epoche der Türkenkriege, die Epoche der abgeschnittenen Ohren und abgeschlagenen Köpfe.

Ungarn's Größe bleibt indeſſen noch im Steigen, Ludwig I. wird 1370 auch König von Polen, und die ungariſche Herrſchaft geht alſo vom baltiſchen bis zum adriatiſchen Meere.

Von da beginnen Theilungen, und nur Mathias I. vereinigt noch einmal Alles, und bringt das Reich auf den höchſten Gipfel der Blüthe. Unter ihm war die Moldau und Walachei, war Mähren, Schleſien, die Lauſitz und ein großer Theil Oeſterreichs den Ungarn mehr oder weniger unterthan, es hieß im 14ten und 15ten Jahrhunderte „das große Reich," und umfaßte 12000 Quadratmeilen, ſo viel, wie das jetzige öſterreichiſche Kaiſerthum. Mit Mathias Tode 1490 ſank es zuſammen. Der blutige Türkenſieg bei Mohács 1526 knickte ſeine letzte Kraft, und von da an hauſ'te der Moslem 160 Jahre in größerer oder geringerer Ausdehnung. In keiner Nacht war man vor den türkiſchen Reiterſchwärmen ſicher, welche den Männern die Köpfe abſchnitten, die Weiber raubten. Dieſe Periode hat ſich mit noch ſicht-

baren Fußtapfen dem Lande eingedrückt, wüſte, verlaſſene Ebenen, das Fugitive, Wilde des Landmannes zeugt noch von der Türkenzeit. —

Inſurrektion, Losreißung Siebenbürgens, die Herrſchaft Oeſterreichs folgen einander.

18.

Fortsetzung.

Ich habe Ungarn das Land der Kontraste genannt, betrachten wir sein Aeußeres.

Wenn man von meiner Heimath Schlesien, oder von Mähren hinein reis't, so geräth man in die rauhe Karpathennatur, der Boden ist steinig, und erweicht sich erst weiter südlich zu lehmiger Substanz. Die Luft ist kalt, die Vegetation äußerst spärlich, der arme slavische Bewohner bringt es kaum zu Haferbrod, vom Krivan, von der Komnitzer und Käsmarker Spitze dräut ein ewiger Schnee, tiefer in den Karpathen hauf't noch der Bär.

Kommt man dagegen von der Türkei herauf durch das Bannat, die sogenannte Militärgrenze, eine Mauer von **800,000** Menschen, so wandelt

man in der Gluth des Südens, mitten durch Reisfelder.

Diese Militairgrenze ist eine Kriegskolonie gegen die Türken, von Laudon, oder wie man ihn modern schreibt, Loudon, angelegt, wenn ich mich recht erinnere. Die Bewohner lebten fortwährend im Lagerzustande, ein häusliches Kriegerleben; jetzt ist der Türke matt und zerbrochen, und die Büchsen rosten im Banat.

Neben den hohen Bergen des Nordostens und den Höhenzügen im Lande hat Ungarn zwei ungeheure Ebenen. Die eine, worin der Plattensee, umfaßt **1000** Quadratmeilen, die andere, weiter im Norden, **200**. Das sind die Meere von Ungarn, so weit das Auge trägt, sieht man platte, ungestörte Fläche, kein Baum tritt in den Weg; aus Mangel an Holz muß trockner Mist gebrannt werden; denn Bäume anzupflanzen, ist unerhört, hat's doch weder der Vater, noch der Großvater gethan.

Dagegen findet man in anderen Theilen den ſchönen Eibenbaum, die ſo ſeltene, weiße Linde, dunkle, duftige Ahornwälder. Man findet Wälder, durch die man Tag und Nacht fährt, ohne einen Ausgang zu ſehen, wie den Bakonyer Wald, der 12 Meilen lang und 2 bis 5 Meilen breit iſt.

Ein drittes Ungewöhnliches ſind die endloſen Haiden, die nicht verwechſelt werden dürfen mit den Ebenen und den Wäldern, Haiden von weißem, Augen tödtendem, Sandboden ohne Grashalm, die mehrere hundert Quadratmeilen des Landes bedecken. Dahin gehören die Ketskemeter Haide und große Strecken im Bannat. Als ob die alten Magyaren Wüſten aus Aſien mitgebracht hätten. Hier und in den Ebenen begegnet es Einem noch oft, daß fern vom Horizonte ſich in gleichmäßiger, ſchneller Langſamkeit etwas herbewegt, dem man gern ausweichen möchte: das iſt der Wolf mit ſeinem ſteten Hunger und ſeinen immer bereiten Zähnen.

Ein Viertes iſt jene bewegliche, ſchwimmende Gegend zwiſchen der Wieſelburger und Oedenburger

Geſpannſchaft, ſechs Quadratmeilen groß, und der Hanſág genannt. Aufgeſtautes Waſſer aus dem Neuſiedlerſee hat ihn geſchaffen, trügeriſch wachſen auf dem nachgiebigen Moraſte Erlen-, Birken- und Fichtenwäldchen, welche den Wanderer verlocken. Der Boden weicht unter den Füßen, und der Getäuſchte ſinkt in bodenloſen Schlamm. Umſonſt ſind bisher vereinzelte Beſtrebungen gegen dieſe Moräſte geblieben; während ich dieß ſchrieb, beginnt man wieder neue Verſuche.

Wenn auch nicht von dieſer ärgſten Beſchaffenheit, ſo finden ſich doch außerdem noch gewaltige Moraſtſtrecken vor; ſie nehmen noch gegen 100 Quadratmeilen ein, auf welcher eine halbe Million Menſchen wohnen könnte. Dazu kömmt die arge Hitze, welche ungeſtört in dieſen Flächen ruht und glüht, die abſcheulichſten Ausdünſtungen erzeugt und von eiskalten Nächten abgelöſ't wird. Deßhalb heißen viele Theile von Ungarn noch heutiges Tags das Grab der Deutſchen.

Hier ſind wir bei einem ſicheren Zeichen mangelhafter Kultur; — der Menſch erzieht auch rückwärts die Erde, Deutſchland war zur Zeit des Druſus ein Waldſumpf ohne Ende.

Und aller Vorzug, alle Ausbeute des Landes iſt in Maſſen vorhanden: man producirt jährlich über **300.000** Zentner Tabak, der fünf Millionen Gulden bringt. — Die deutſchen Raucher, an Varinas und Juſtus gewöhnt, mögen darüber nicht die Naſe rümpfen, es iſt ein feiner, origineller Tabak, dieſer ungariſche, und wenn man ihn eine Zeitlang nach öſterreichiſcher, ungariſcher und türkiſcher Sitte aus kleinen irdenen Köpfen geraucht hat, dann will der ſtark gebeizte, gröber materielle Tabak unſers Geſchmacks gar nicht mehr behagen; es iſt in jener ſüdlichen Rauchmethode mehr Duft, Aether und Geiſt.

Ungarn — um in der Maſſenaufzählung fortzufahren — producirt neben Frankreich den meiſten Wein der Welt, es führt an **100.000** Ochſen aus, es beſitzt Heerden von Truthühnern, hat die fiſch-

reichſten Flüße. Das Sprichwort ſagt zum Beiſpiele von jenem mäandriſch gewundenen Fluſſe, der Theis: Der dritte Theil der Theis ſind Fiſche. Auch Schwärme ſpaniſcher Fliegen finden ſich zum Troſt für Allopathen, Zahnſchmerzen und Apotheker. Sogar Büffel giebt es noch, und wer zählt die Heerden Schweine, die in den Wäldern umherſchnobbern! Ein weiß geweſenes Stück Zeug hat der Walache um die Glieder geſchlagen, welcher mitten unter ihnen liegt, und ohne Traum ſchläft, oder ohne Gedanken mit ödem, fragloſem Blicke in den Himmel ſieht; — er hat nichts zu hoffen auf der Welt, und Prügel zu fürchten, wenn eins ſeiner unreinlichen Thiere verunglückt.

Die Schweine kommen aus dem Süden, wo ſie wie Pilze aufwachſen; ich glaube, der Islam iſt ihnen aus diätetiſchen Rückſichten auch nicht günſtig, und ſpedirt ſie wohlfeil zum Chriſtenthume herüber. Ich wollte, wir thäten ſie auch in den Bann, und ließen höchſtens einige rohe Schinken gedeihen, denn ſie haben ein grünes, unreifes Fleiſch, was ſelbſt

für die zehrende Nordluft noch zu dreist ist. Ein gebildeter Mensch muß kein Schweinfleisch essen; das wäre nun freilich vor der Hand ein Unglück für die Ungarn.

Wahrlich, keines Landes äußere Gestalt wird solcherweise durch die Geschichte desselben erklärt, als Ungarn's, man sieht die Leidenschaften über das Antlitz laufen und die tiefen Furchen hinter sich zurück lassen. Ich will nur in wenigen Strichen das Historische dieses Landes weiter skizziren, und alle Steppen und Wüsten des Landes werden dem Leser erklärt sein; denn er wird nicht viel mehr sehen als Partei gegen Partei, Reiterhaufen gegen Reiterhaufen.

Als Ludwig II. 1526 bei Mohács mit der ungarischen Blüthe in den Tod gesunken war, stand der Thron leer, das Reich offen. Jener gebührte nach dem Erbrechte dem Habsburger Ferdinand I., denn des gefallenen Ludwigs Gemahlin Anna war Ferdinands Schwester. Aber es müssen alte Sagen und Erinnerungen vom Wahlrechte der Nation in

den asiatischen Völkerschaften schlummern, diese Sagen und Erinnerungen haben die Polen vernichtet, die Ungarn zerbrochen. Mit den Habsburgern beginnen unter jenem Vorwande die Gegenkönige und Insurrektionen; gleich dem ersten, Ferdinand, tritt der dreiste Zápolya gegenüber, läßt sich krönen, und beginnt den Faktionskampf, welcher hundertundsechzig Jahre im Lande herumtobt. Am 3. Februar 1528 verließ Ferdinand Ofen, und 223 Jahre hindurch bis auf Maria Theresia herab sah kein habsburgischer König die Hauptstadt Ungarns wieder.

Zwei Hauptmomente sind herauszuheben, wo Alles im Umsturze begraben zu werden schien: der erste ist Ferdinand's II. Regierungsantritt 1619. Der dreißigjährige Krieg war ausgebrochen, alle Staaten waren in Aufruhr und zum Theil, wie Böhmen und Mähren, völlig abgefallen, aus der Tiefe von Ungarn zog Bethlen Gabor herauf bis Preßburg, wenige Meilen von Wien, wo er zum Könige von Ungarn ausgerufen wurde. Aber der unbeugsame Charakter Ferdinands, den Bethlen eben

so fürchtete, wie Gustav Adolph, jener Charakter, aus welchem die Worte kamen: ich will lieber mit meiner Familie vor den Thüren betteln, mit Brod und Wasser ein elendes Leben fristen, oder unter Martern und Qualen es aushauchen, als eine der wahren Kirche von Ketzern zugefügte Beleidigung in meinen Staaten dulden; jener stahlfeste Charakter überdauerte alle Stöße, der gewaltige Bethlen starb, der unerfahrne Georg Rákóczy, welcher dessen Rolle aufnehmen wollte, ward zum Frieden getrieben.

Aber auch Ferdinand starb; Lobkowitzens Eingriffe in die ungarischen Herkömmlichkeiten begannen, die große Verschwörung bildete sich, zu welcher selbst Weselényi, Nadasdy, Zrinyi, Franz Rakoczyi gehörten, und welche geradezu das Reich den Türken unterwerfen wollte. Sie wird entdeckt, unterdrückt, drei junge ungarische Magnaten werden von österreichischen Richtern zum Tode verurtheilt und zu Wien und Neustadt hingerichtet, die standschaftliche Verfassung wird für aufgehoben erklärt, und

es entstehen nun die ununterbrochenen Insurrektionen der sogenannten Kuruczen, unter denen sich die renommirtesten Familien, die Esterházy, Pálffy, Bathyányi befinden, an deren Spitze Teleky und Tököly treten. Ludwig XIV. und die Pforte unterstützen, der Krieg mit den Türken bricht aus, und Kara Mustapha dringt bis unter die Thore Wiens im Jahre 1683.

Dieß ist jener zweite Hauptmoment, der Alles bedroht.

Der Polenkönig Sobieski erscheint, der Türke wird zurückgeworfen; aber eine der schwersten Zeiten bricht für Ungarn herein, die Zeit der Denunciationen und Hinrichtungen unter Leopold I. Caraffa, genannt der Alba von Ungarn, zeigt Verschwörung über Verschörung an, läßt zu Eperies ein stehendes Blutgerüst auf dem Markte aufschlagen, und nimmt dreißig Henkersknechte in Sold zum Köpfen, Rädern, Spießen und Viertheilen. Der unglückliche Kaiser wurde in steter Täuschung und Spannung über seine Völker erhalten, er war im Leben und

Tode das Opfer eines Syſtems, das wie ein Netz über ihn geworfen wurde. Bekanntlich ſuchte man ihn mit Wachskerzen zu vergiften, deren Dochte in Arſenik getränkt waren, und er war nicht einmal im Stande, den Ritter Borri, welcher es entdeckte, vor ewigem Gefängniſſe in der Engelsburg zu retten.

Nur einen Augenblick wurde es verſucht, die Gräuelthat den Ungarn aufzubürden. — Der Ungar iſt zu einfach für ſolche Kultur. — Prinz Eugen von Savoyen berichtet darüber, daß der Pater Prokurator der Jeſuiten zu Wien die Lieferung der Wachskerzen beſorgt habe.

Leopold hatte um jene Zeit — er war im dreißigſten Jahre — keinen männlichen Leibeserben, das franzöſiſche Kabinet Ludwig's XIV. wünſchte einen ſolchen Succeſſionskrieg 30 Jahre früher.

Kurz vor Leopolds Tod entzündete ſich der letzte und für das Haus Oeſterreich gefährlichſte Krieg mit Ungarn, deſſen Hauptheld Franz Rákóczy II. war. Er wurde geſchürt durch die tyranniſchen Maaßregeln des Grafen Sigbert Heiſter, welchen

die Ungarn ihren letzten Peiniger nennen, zog sich durch die ganze Regierung Josephs I., eines überaus wackern und nach Versöhnung trachtenden Regenten, und konnte nicht beendigt werden, obwohl auch Rákóczy, voll Sehnsucht nach Frieden, ohne Ehrgeiz und ein ganz und gar edler Charakter war. So übermächtig werden die äußeren Umstände, wenn der innere Sanitätsverband einmal gelöst ist.

Dieser Krieg stand mitunter für Oesterreich so bedenklich, daß der Kaiser in der Nähe von Wien nicht wagen konnte, auf die Jagd zu gehen, weil die Ungarn unter dem blinden Botyani und Ocskay bis an die Vorstädte Wiens streiften.

Rákóczy, Herzog und Führer der Konföderation, konnte sich die ungarische Krone aufsetzen, man huldigte ihm als Fürsten von Siebenbürgen, man bietet ihm die polnische Krone an; aber er weist Alles ab, dringt fortwährend auf Ausgleichung, und stirbt am Ende still und einsam in Bessarabien.

Der Charakter dieses Insurrektionschefs darf nicht mit dem des ehrgeizigen Emerich Tökölyi verwechselt

werden, welcher nach viel unrühmlichen Schicksalen um jene Zeit in Kleinasien starb. Diese asiatischen Völkerschaften haben so viele Insurrektionschefs, wie Frankreich Marschälle oder Journalisten.

Unter Karl III. vernichtete Johann Pálffy endlich die völlige Ausgleichung. 1715 wurde das stehende Heer eingeführt, und somit die Adelsinsurrektion gebrochen, da der Bauer jetzt Waffen erhält, und 1723 wurde die Verfassung modificirt; wie sie jetzt noch besteht. Mit dem Auftritt Marien Theresiens ist die alte stürmische Ungarnzeit zu Ende, die Bewaffnung zu ihrem Gunsten, als die schöne Frau den 11. September 1741 auf dem Reichstage erscheint, und den Beistand der Magnaten aufruft für den kleinen Joseph, den sie auf den Armen trägt, diese Bewaffnung war das letzte Aufflackern des ungrischen Adels.

Von hier an datirt in Oesterreich der Begriff magyarischer Treue. — Der ungarische Adel ist nicht mehr in Masse zu Pferde gestiegen.

Aufgeregt wurde Ungarn noch einmal durch Josephs II. jäh angekündigte Reformen, besonders dadurch, daß er die Reichskrone aus dem Preßburger Schlosse nach Wien fahren ließ und in alle Geschäfte die deutsche Sprache einzuführen befahl. Aber die Aufregung war nur ein Fieber, das zu keiner Krisis, zu keinem Ausbruche kam.

19.

Széchenyi und Nagy.

Wenn ich zu diesen beiden Namen noch die Ladislaus Pyrkers, Kisfaludi's, Himly's genannt, wenn ich des Reichskanzlers Reviczky gedacht, von den thätigsten Patrioten Georg Andrásy, Georg Karolyi, Bathyányi, Bezevédj, Csapó, Esterházy, Festetits, Keglevics, Somsich, Vay, Wesselényi namentlich aufgeführt, und als überaus erfahrenen, sanften, liebevollen Steuermann den Palatin, Erzherzog Joseph erwähnt habe, so steht das moderne Ungarn in seinen Hauptäußerungen vor uns.

Es hat seine neuen Interessen, seine neuen Zustände, seine neue Politik, neue Poesie wie das übrige Europa, aber das Mißverständniß wird unlösbar, wenn man dies Alles so ohne Weiteres

mit gleichen Voraussetzungen und Folgerungen dem übrigen sogenannten Modernen paralleliſiren will. Was wir veraltet, was wir neu, was wir Beſtehendes, was wir Oppoſition nennen, das wirrt und kreuzt ſich in Ungarn auf eine ganz andere Weiſe. — Jahrhunderte lang war die Oppoſition in Ungarn für das Alte, Unwandelbare, und Oeſterreich trat als Repräſentant des Modernen auf, die Oppoſition focht für eine vergelbte, lateiniſche Freiheit oder Herrſchaft, Oeſterreich für zeitgemäßere Form. Daß Letzteres nicht irgend einem humaniſtiſchen Naturrechte zu Gefallen ſich ereignete, ſondern aus geſunden, dynaſtiſchen Intereſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Um ſo merkwürdiger iſt die Erſcheinung, um ſo intereſſanter die Ironie der Situation, daß dieſe Zuſtände ihren Höhepunkt erreichten unter Joſeph, welcher nach raſchen Herzenstheorieen den Staat organiſiren wollte, ein Vorläufer der Conſtituante. Er ignorirte die ungariſche Verfaſſung und Nationalität im Intereſſe der Freiheit und einſeitiger Emancipation; aber das entſetzte die Ungarn

eben ſo. — Heutiges Tags ſagt der Magyar über Joſeph II.: Sein Daſein war drückend, ſein Dageweſenſein iſt gut.

Auch in Ungarn hat die franzöſiſche Revolution moderne Intereſſen, Wünſche, Beziehungen geweckt, nicht plötzlich, nicht äußerlich. Eine gewöhnliche Parallele fand gar nicht ſtatt: in Frankreich ſtand man gegen Adel und Geiſtlichkeit und gegen die hohen Steuern auf; in Ungarn war der Adel das Land, er und die Geiſtlichkeit zahlt keine Steuern, was nicht Adel iſt, iſt auch faktiſch kein Moment des Landes. In Frankreich war ein verhaßter Hof, in der Burg zu Wien aber wohnte Kaiſer Franz, den der Ungar beſuchte und liebte, wie ſeinen Vater.

Der Abt Martinovics mit einigen ſtiefelloſen Edelleuten, wie man die **pauvre Gentry** in Ungarn nennt, traten zwar 1795 zu einer Verſchwörung zuſammen, aber das war eine vereinzelte Erſcheinung, die erſt dadurch wichtig wurde, daß man die geſetzlichen Formalitäten überging, und hierdurch

dem Tode dieſer Menſchen einige Theilnahme erweckte.

Während der Franzoſenkriege hielt Ungarn treu zu Oeſterreich, Napoleon geſtattete keine Zeit, über Konſtitution und Operate zu verhandeln, die ſogenannte Inſurrektion des Adels, dieß iſt das ſtehende Aufgebot, in welchem bis dahin aller Stolz und Trotz des Ungarns gelegen hatte, wurde in dem Getümmel ebenfalls über den Haufen geworfen: in der Schlacht bei Raab nämlich erlitt es eine ſchmähliche Niederlage.

So wurden allmählig die wichtigſten, inneren Inſtitute einzelnen Ungarn fraglich, die Konſtitutionszeit Europa's vom Jahre 1815 an hatte wohl auch ihren Einfluß geäußert, kurz, auf dem Reichstage der Jahre 25 — 27 ſehen wir eine moderne Oppoſition in Ungarn, an deren Spitze Paul Nagy und Graf Széchenyi ſtehen, welche die geſchichtliche Nothwendigkeit nicht bevorzugt ſehen will neben den Vernunftanforderungen des Zeitbedürfniſſes. Nur die Weisheit des Palatin leitete den Ungeſtüm des

erſten Angriffes ab, und brachte eine erfreuliche Ausgleichung zu Stande.

Hier findet ſich nun einige Aehnlichkeit mit den Intereſſen unſerer Staaten, aber auch von hier an iſt ein Schematiſiren noch immer ſehr ſchwer, und die Reformen, welche auf dem Reichstage von 25 bis 27 beantragt wurden, und um welche ſich noch der jetzige Reichstag bewegt, ſind keineswegs ohne Weiteres der ſonſtigen Oppoſition in Europa an die Seite zu ſtellen.

Die Hauptpunkte betreffen Folgendes: Ein Theil Dalmatiens und der dalmatiniſchen Inſeln ſoll Ungarn einverleibt werden, eben ſo ein Grenzdiſtrikt Siebenbürgens; ſogar Galizien und Lodomerien wird gleicher Weiſe beanſprucht. Der Salzpreis ſoll verändert, die ungriſche Hofkammer faktiſch unabhängig gemacht werden von der kaiſerlichen; die ungriſche Sprache ſoll mehr begünſtigt werden, ein Punkt, wo Oeſterreich mit der größten Liberalität entgegenkommt.

Ferner: Die Verleihung der Fiskalgüter weniger dem Meistbietenden als dem Verdienteren zu gewähren, gegen anonyme Angeberei strenge Gesetze zu erlassen, vor Allem aber — und dieß ist ein Lebenspunkt — das Mauth- und Handelssystem auf strenge Reciprocität mit den übrigen Erbstaaten zu basiren.

Die Ungarn wollen auch Schlagbäume gegen Oesterreich haben; es ist ihnen der Wahrheit gemäß erwidert worden, daß dieß mit dem Systeme der Monarchie nicht übereinstimme — **monarchiae systemati haec non congruere** — und dieß hiermit angezeigte Verhältniß, was alles Bisherige in Frage und auf die Spitze stellt, erheischt die größte Umsicht und Billigkeit von beiden Theilen.

Nur die exaltirten Ungarn verlangen übrigens eine unbeschränkte Handelsfreiheit, welche bei den sonstigen Zuständen für die übrigen Erbländer lebensgefährlich wäre, die besonnenen erklären bereits: Ungarn ist nicht mehr **garçon**, unsere politische Ehe mit den Erbstaaten ist ein Sakrament.

Es ist zu verhoffen, daß sich Auswege öffnen werden.

Paul Nagy gilt für den beredtesten Deputirten der Opposition.

Der thätigste Ungar in Sachen moderner Industrie und sonstiger Anregungen ist seit mehreren Jahren der Graf Széchenyi, — sein ganzes Leben ist auf Erweckung von Nationalität, Thatkraft und Einigkeit unter den Ungarn gerichtet. Dieß versuchte er besonders durch Schriftstellerei: zum ersten Male ist durch ihn die ungarische Sprache zu Witz, Sarkasmus, geschmeidiger Prosa gebraucht worden; er ist als vorzüglichster Stifter der „sprachbildenden Gesellschaft" zu betrachten; für die Ausbildung der ungarischen Sprache hat er eine Stiftung von 60,000 Gulden Conventionsmünze gemacht, was zu irgend einer ungrischen Thätigkeit erweckt werden kann, das erweckt er, er ist jetzt das bewegende Element des Landes.

Ein gewisses sanguinisches Zuviel ist oft bei ihm zu finden, er schreibt über juridische Gegenstände,

und gesteht, daß er darin Dilettant sei, er versichert bei jeder Gelegenheit: wenn Ihr dieß oder dieß thut, so werdet Ihr steinreich, sein Calcul ist nicht immer sehr streng, — aber er wirkt rastlos. Das Wettrennen, das Casino in Pesth, die Dampfschifffahrt auf der Donau sind von ihm gegründete Einrichtungen; er ist es, welcher den endlichen Bau einer stehenden Brücke bei Pesth betreibt, der jetzt mit Sprengung der Felsen beim schwarzen Thore beschäftigt ist. Das Gelingen dieser beiden Unternehmungen ist von unberechenbarer Folge: wegen Mangels jener Brücke ist die Kommunikation zwischen West- und Ostungarn im Wesentlichen oft Monate lang gehemmt, sobald der Winter die Existenz der Schiffbrücke nicht gestattet; Ofen und Pesth sehen sich über den breiten Strom wie getrennte Welttheile an, die Zahl derer, welche von Nothwendigkeit gedrängt, sich mit dem Kahne übersetzen lassen, und welche verunglücken, ist betrübend groß, und jene schwarzen Thore machten die Beschiffung der Donau bis ins schwarze Meer äußerst bedenklich.

Aus dieſen geringen Andeutungen iſt zu erkennen, von welcher unſchätzbaren Wichtigkeit der Graf Széchenyi für ſein Vaterland iſt. Er hat in der Jugend mit Auszeichnung im kaiſerlichen Heere gedient, und dann auf Reiſen, beſonders in England mannigfache Bildung erſtrebt; — der Name Széchenyi iſt übrigens alt in der ungriſchen Geſchichte durch Patriotismus und Opfer: der Primas Georg Széchenyi verwendete unter Leopold I. drei Millionen auf geiſtliche, literariſche und militäriſche Stiftungen, ſein Neffe Paul war Friedensvermittler mit Rákóczy, Franz, der Vater des jetzigen, iſt der Stifter des ungriſchen Muſeums, das er mit ſeiner unſchätzbaren Bibliothek, Münzen- und Antikenſammlung dotirte; — wenn ſich alſo der Adel einer Familie forterbt und äußert, dann iſt allerdings wie hierbei zu ſagen: der Name Széchenyi iſt ein Kulturmoment des Landes.

20.

Der ungriſche Adel.

Das eigentliche Ungarn iſt ganz und gar von Adel: wenn der Reichstag alſo auf Reformen denken wollte, ſo mußte er dieſes ſein Hauptelement in's Auge faſſen, ſonſt werden ſeine Beſtrebungen Einzelnheiten bleiben wie in Polen. Dort hat man's verſucht, und hier verſucht man's, den Bauer anders zu ſtellen; mit dem Herrn aber muß begonnen werden.

Ungarn wie Polen, Reitervölker aus Aſien, rückten in leere Wohnſitze ein, jeder Reiter, der ein Pferd und ein Schwert hatte, war ein Herr. In dieſer Weiſe beſetzten die Magyaren Pannonien, nur der Magyar wurde Grundbeſitzer; als man ſpäter Slaven, Deutſche, Kumanen, Walachen auf-

nahm, so geschah dieß, weil man Arbeiter, Ausfüllung brauchte, wenn die Könige den Ankömmlingen Schenkungen machten, so wurden die Gäste nur dadurch frei, aber Herren, Adel blieben die Magyaren allein. Der reichste Mann, der nicht adelig ist, kann in Ungarn kein unbeweglich Eigenthum haben, das ganze Land ist für alle Zukunft nur dem Magyar gehörig. Selbst die freien Städte nehmen nur Antheil an der Staatsverwaltung, in so fern sie zur Aristokratie gehören.

Der ungrische Adel zahlt keine Steuer für seinen Besitz, welcher gering angeschlagen, drei Viertheile des Landes beträgt; — um diese Exemption starr zu behaupten, läßt er sich indirekt besteuern, und das kostet ihm mehr, als wenn die Belastung direkt und gleichförmig geschähe.

Er zerfällt in zwei sehr verschiedene Hälften: der große, reiche Adel besitzt Alles, die zehn reichsten Familien, zu denen die Esterházy, Bathyányi, und Pálffy gehören, haben den sechsten Theil des Landes eigen. Der unendlich zahlreiche kleine Adel

hat nichts, er wird bocskoros nemesség genannt, weil er sich zum Theil nicht einmal Stiefel anschaffen kann. Er entspricht den Slachtcritzen in Polen bildet die magyarischen Lazzaronis, und war nur ein eigentlicher Bestandtheil des Staates, als die adelige Insurrektion noch bestand, und der Kern des Heeres in ihm lag. Jetzt muß der Bauer Soldat werden, und zwar auf Lebenszeit.

Man erkennt, wie viel diese wenigen Sätze zu denken geben; — auch diejenige Ausschließlichkeit liegt darin, deren ich gedenken muß, wenn ich einzelne neuere Bestrebungen der Nation erwähne, die zum Theil schon im Vorübergehen genannt wurden.

Dahin gehört die sprachbildende Gesellschaft, welche sich jetzt die gelehrte nennt, obwohl die literarischen Aeußerungen, welche sie befördert hat, noch sehr unbedeutend sind. Außer den Poeten Pyrker, Kisfaludi und Himly ist kaum Jemand zu nennen; sie haben aber in jenem ungrischen Eigendünkel, welcher durch das abgeschlossene Magyarthum so befördert wird, den Vater Adam zum Ungar, den

alten Homer zum Slavaken gemacht, und ſind ſo außerordentlich zufrieden mit ihrer anfänglichen Literatur, daß man kaum etwas für die Folge erwarten darf.

Hoffen wir indeſſen auf die Unverwüſtlichkeit der Bildungselemente, — gegen Ende des vorigen Jahres erſchien ein Band Mittheilungen über Ungarn unter dem Titel „terra incognita," herausgegeben von J. Drosz, welche mitten aus jenem Lande eine Stimme der Unbefangenheit und Bildung bekundeten, wie man ſie nimmermehr hätte erwarten können. Ich habe ſie zu der hiſtoriſchen Anſchauung faſt durchgängig als Führerin benutzt.

Kultur iſt eine Atmoſphäre, die einzelne Wahrnehmungen täuſcht, und oft auf das Unerwarteſte überraſcht.

Reisenovellen.

Vierter Band.

Verlagsartikel

von

Heinrich Hoff in Mannheim,

welche

durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Heinrich Laube's Reisenovellen. 1r und 2r Band. 4 Thlr.

Ausgabe auf Velinpapier. 4 Thlr. 12 gr.

— — Reisenovellen. 3r und 4r Band. 3 Thlr.

— — Poeten. 1 Thlr. 12 gr.

— — Liebesbriefe. 1 Thlr.

— — Schauspielerin. 1 Thlr. 4 gr.

— — Moderne Charakteristiken. 2 Thle. 3 Thlr.

Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts. Herausgeg. von Freiherrn v. Erlach. 5 Bde. in gr. 8. 8 Thlr. 8 gr.

Aquarelle aus dem Leben, von August Lewald. 2 Theile. 3 Thlr.

Reisenovellen

von

Heinrich Laube.

833

Vierter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.

1836.

Wer nicht Lust hat an einem reinen Lied,
Und nicht Lust hat an einem klaren Schwert,
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.

Doctor Luther.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite.
21. Personen	3
22. Die närrische Gesellschaft	38
23. Mähren	49
24. Florentin	55
25. Fortsetzung	67
26. Prag	78
27. Das böhmische Mädchen	91
28. Dresden	103
29. Die sächsische Schweiz	115
30. Fortsetzung	126
31. Fortsetzung	133
32. Die Heimath	141
33. Das Pfingstschießen	157
34. Der Marsch	168
35. Weisflog	180
36. Die Ader	191
37. Die deutsche Provence	198
38. Fortsetzung	209
39. Die Saison in Gräfenberg	220
40. Die Gebirgsnovelle	251
41. Die Flucht durch's Gebirge	265

21.

Perſonen.

Ein Land wie Oeſterreich iſt nur halb erklärt ohne ſeine einzelnen Perſönlichkeiten — die Perſönlichkeiten ſind Witterung dieſes Staates, Regen oder Sonnenſchein.

Nur wenn hiervon die Rede iſt, ſo kommen wir ſtets wieder als auf den Mittelpunkt, auf den ſchon früher genannten Fürſten Metternich zurück.

Man hat geſagt, was mich berechtige, dieſem Manne die größten hiſtoriſchen Motive unterzulegen; was mich zu der Meinung nöthige, er ſei nicht bloß das Produkt einer Poſition, ſondern ein Schöpfer dieſer Stellung ſelbſt.

Bald nach dem Erſcheinen jenes beregten Artikels hätte ich keine andere Antwort geben können,

als folgende: Hinter der politischen Leitung eines Staates, besonders nach außen hin, über der ganzen historischen Figur eines Staatsmannes, die mehrere Jahrzehende unter den wechselvollen und bedeutendsten Vorgängen aufgewachsen ist, bildet sich für den aufmerksamen und ein wenig poetischen Beschauer eine Physiognomie, welche die eine Seite der laufenden Geschichte wie im Mikrokosmus aufgeprägt enthält. Ein Irrthum hierbei, wenn die Phantasie zu sanguinisch ist, bedeutet und stört wenig: was dem Manne fehlt, ergänzt die Stellung; auch der Leiter einer historischen Richtung wird von dieser getragen, verändert, gebildet; solch eine Richtung wird Atmosphäre, der historische Gedanke erzieht, täuscht und gestaltet wie die Liebe. Geschichte gleicht darin mineralischen Quellen, welche alle Stoffe, die in lange Berührung mit ihnen treten, gleichförmig überkrusten; — aus gleichen Gründen sind Umgangs-Ausdrucksformen, ja sogar Uniformen von so großer Wichtigkeit, um eine gleichmäßig wirkende Macht zu erhalten.

Nach historischer Combination mußte Fürst Metternich eine größte historische Figur und eine gedankenreiche historische Person sein, auch wenn ein Gegensatz bekannt gewesen wäre.

Die Geschichte hat Wunder und Heilmittel in derselben Hand: wenn Zufälligkeiten eingreifen und wichtig werden, so bemächtigt sie sich ihrer auf eine solche Weise, daß sie ihren Charakter, oder hierbei ihre Charakterlosigkeit verlieren, sie ist immer die stärkere Natur, welcher die geringere einverleibt wird, wie wir dieß bei Ehegatten sehen: die mächtigere Individualität geht auf das Kind über, wenigstens auf den Körper.

Solch Gegentheiliges war aber in keiner Weise vom Fürsten Metternich bekannt, und die Kombinationen bleiben ganz ungehindert; — seitdem hab' ich nun auch durch Leute, welche mit der Person des Fürsten in nähere Berührung gekommen sind, vollkommene Bestätigung meiner theoretischen Definition dieses Staatsmannes erhalten, und könnte dieß

mit mannichfachen Details belegen, wenn es nothwendig und angemessen wäre.

Fürst Metternich ist wirklich der deutsche Kavalier, welcher sich, bewußt und entschlossen, der revolutionären Richtung Europa's entgegengestellt hat. Faseleien sind die Gerüchte, als hätte er irgendwie und wo mit Napoleon harmonirt, weil dieser dem deutschen Grafen geschmeichelt habe — Metternich ist Napoleons Todfeind gewesen von Marengo bis Waterloo.

Es versteht sich von selbst, daß die Todfeindschaft eines Staatsmannes allerlei Höflichkeit zuläßt.

Nach Napoleons Sturze hat die Verlassenschaft des Diktators, der Liberalismus und der Orient seine größte Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Was wir jetzt vergessen haben, ist, daß der Liberalismus in den Jahren **23 — 27** für die Regierungen am Bedrohlichsten war: die Kongresse waren vorüber, die Spanier durch Frankreich Ferdinand **VII.** wieder unterworfen, ein Staatssystem war festgestellt, was den Ansichten der Revolu-

tionssöhne nicht zustimmte, der Liberalismus war damals in voller Kraft unentweihter Jugend, viel mehr mit Staatskapacitäten ausgerüstet, als später, der akute Zustand von Anno 30 mag in Wahrheit nicht so schwierig gewesen sein.

Von diesem Standpunkt aus betrachte man des Fürsten Metternich Wirksamkeit in den zwanziger Jahren.

Sein Verhältniß zu Gentz ist ferner ein sehr verschieden angesehenes und besprochenes: die Leute fühlen sich immer erleichtert, wenn sie für ungewöhnliche Erscheinungen recht nahe liegende, triviale Erklärungsweisen aufraffen können, die eigne Schwäche und Unbedeutendheit fühlt sich beruhigt, wenn sie kein Geheimniß, kein Unerklärtes im Weltleben anzunehmen braucht. Was war bequemer, als die geistige Welt Metternich's durch einen Hintermann zu erklären, für dessen Posten Gentz so passend war. Von diesem lag es schwarz und weiß in Schriften zu Tage, daß er die in Rede kommenden Staats-Interessen geistig beherrsche, dieß war

den Leuten hinreichend, welche sich von einer noch anderen, inneren Welt gedrückt fühlten, so lange sie nicht den Vorder- und Nachsatz derselben gedruckt vor sich hatten.

Ganz anders war in Wirklichkeit das Verhältniß dieser beiden Erscheinungen. Es ist bekannt, daß Gentz, in Breslau geboren, in Berlin aufwachsend, in Königsberg studirend und später wieder in Berlin lebend, langsam und unsicher zu einer Position kam. Von Hause aus, wunderlich genug, allem Anscheine nach, sehr dürftig begabt, entwikkelte er, als sich die inneren Kräfte entfalteten, in gleicher Zeit die glänzendsten äußeren Fähigkeiten, ungeregelt, verschwenderisch zu leben. Solch' eine gewisse Ungesetztheit ist ihm treu geblieben, und man möge ermessen, wie bedenklich sie just an seiner späteren Stellung war, wo er ein Hauptrepräsentant des gesetzten, geordneten Conservatismus wurde. Als er seine anfängliche Schwärmerei für die Revolution durch die Erscheinungen in Frankreich, durch die Reden Burke's in England zusammen-

stürzen und einem Streben nach zweckmäßiger Erhaltung weichen sah, als er in England von Pitt wie ein verbündeter Feldherr empfangen, und wie ein großer Alliirter vom Kontinente entlassen war, als er sich in der neuen Position zu Wien als kaiserlicher Rath wieder fand, da ist es ihm dem Fürsten gegenüber keinen Augenblick entgangen, daß sie nicht zwei Streiter seien, aus ein und demselben Fleisch und Blute.

Charakter, Axiome und Geschichte der Ansichten, Mittel und Wege, Zweck und Zukunft sind verschieden gewesen und verschieden geblieben. Mochten sie bei den drängenden Aeußerlichkeiten in den jederzeitigen Maaßregeln oft zusammentreffen, es ist ein Zeichen historiographischer Armuth, sie sonst miteinander zu identificiren.

Der Konservatismus des Ritter von Gentz war eine Ergänzung im Drange der Umstände, war eine Spekulation, die nur einem politischen und historischen Verhältnisse gemäß nach Oesterreich kam; der Konservatismus des Fürsten Metternich ist eine

Position, welche mit der österreichischen Existenz bis ins innerste Leben verwachsen ist, welche, ganz ungleich jener modernern Form, keine Schattirungen, sondern wie eine antike Figur nur Leben oder Tod kennt.

Diese Ansicht wird selbst durch manches Detail aus dem Privatleben und der Arbeitsweise dieser Staatsmänner bestätigt: es ist bekannt, daß Fürst Metternich, der alles Wichtige selbst arbeitet, schnell, rasch, scheinbar unvorbereitet, fast zu jeder Tageszeit, wo der Kourier die Anregung bringt, an das Geschäft geht; die Verhältnisse, Beziehungen, Perspektiven, das Hoffens- und Fürchtenswerthe liegen fest, gegliedert, zweifellos in seiner Anschauung der Zustände, jeder neue Fall findet alles Frühere an sicherer Stelle. Es soll nicht leicht eine Kanzlei geben, welche so leicht und rasch erledigt, als die des Fürsten Metternich.

Hierher gehört die Bemerkung, daß der Fürst über sprachlichen Ausdruck, feine, gebildete Form, eine überaus reife, in Goetheſcher Kunst gestählte Macht und Ansicht besitzt.

Abgesehen von diesem Letzteren, — denn die Sprache beherrschte auch Gentz mit leidenschaftlicher Kraft und Tüchtigkeit, — war dessen Produciren von ganz anderer Art. Seine Forderungen bewegten sich in ungemessenen, welthistorischen Kreisen, er stand nicht inmitten eines unabänderlichen Conservatismus sondern nur auf der Peripherie desselben, sein System war schwerer und verwobener, Möglichkeiten und weite Zukunft bedrängten ihn, — er ging langsam, schwer an die Aufgaben, brauchte Zeit zur Arbeit, verwarf sie öfter, Charakter und Stellung waren mehr von Sanguinität durchströmt, die Geburt seiner Arbeiten war oft, besonders in der letzten Zeit schmerzhaft und peinigend.

Wer in dem Allen noch keine Veranlassung findet, diese historischen Figuren auf keine Weise in Eins zu schmelzen, der möge sich des Ritters von Gentz erinnern, als das Wetter der Julirevolution krachend einschlug. Er war wie Talleyrand 1815, da Napoleon von Elba zurückkam, zerschmettert und hielt Alles für verloren.

Ganz anders Fürſt Metternich, der die zwanziger Jahre für ſo gefährlich erachtete.

Folgende Anſchauungsweiſe gibt vielleicht eine erklärende Einſicht: des Fürſten Metternich Politik beruht mehr auf einer praktiſchen Realität, ſie fürchtet in ſicherem und feſtem Takte weniger die geiſtige und moraliſche Wirkung in's Weite, iſt das Nächſte beſeitigt, ſo iſt auch das Fernere abzuwehren, ſie hat Menſchen und Völker mit ihren ganzen, mannigfachen Individualitäten vor Augen, vermöge deren ſie niemals wie ungeſtörte Begriffe ſchnurſtracks ein logiſch nothwendiges Ziel erreichen, ſondern tauſend Störniſſen und Wendungen ausgeſetzt bleiben, für deren Benutzung der richtige Moment immer eintritt.

Gentzens Politik war ein Idealismus, ein reines Produkt des Gedankens, in welches die Wechſelfälle der Perſönlichkeiten nicht eingerechnet waren; zum Beweiſe, wie ihn die Realität überraſchen konnte, dient ſein Weſen als Göthe geſtorben war. Es entſetzte ihn, es riß ihn aus allen Fugen, daß dieſer Todesfall nicht einen erſchütternden, vielfach

gestaltenden oder zerstörenden Eindruck machte — Ritter Gentz war ein deutscher Poet und Gelehrter, dessen großer Verstand ihn mit zur Leitung Europa's gehoben hatte, der aber mitten in der derbsten Wirklichkeit, die künstlichen Ideenschlüsse der Wissenschaft, die träumerische Stimmung eines Professors nicht verläugnen konnte.

Wenden wir uns nun von dieser Hauptfigur zur übrigen haute société Wiens. Sie blickt vornehm auf Alles herab, was über Wien geschrieben wird, denn sie ist exklusiv, und hat noch keinen Fürsten Pückler gefunden, der in ihre Boudoirs gedrungen wäre, und das beschrieben hätte, wie es jener zum ersten Male über die eigentlich aristokratische Gesellschaft Englands gethan. — Die deutschen Schriftsteller haben es mit der populace zu thun, mit Allgemeinheiten, Prinzipien, sie konstruiren nach Formeln, — was kümmert das die Exklusiven! Weiß er nichts von unsern Specialitäten, so weiß er nichts. Und sie haben gar nicht so Unrecht. Die höhere Gesellschaft Wien's hat eine ganz an-

dere Geſchichte, ein ganz ander Leben, gäbe einen ganz neuen Roman, wenn Jemand des Stoffs inne werden könnte. Eine Salon- und Boudoirgeſchichte des Wiener Kongreſſes zum Beiſpiele nähme es vielleicht an Intereſſe und Wichtigkeit mit Flaßan auf. Welch' reizende, welch' intereſſante Weiber ſind dagewesen! Was hat es für pikante kleine Nachteſſen, Quiproquo's, Intriguen gegeben! Bei Quiproquo's fällt mir unter der Menge deſſen, was ich verſchweigen muß, die Kühnheit eines ſüddeutſchen Herren ein, welcher dem Publikum als ſehr redſelig, auswärtige Politik um jeden Preis an den Mann bringend, bekannt iſt. Die ſchöne, freundliche Dame, von welcher hier die Rede, ſitzt eines Abends mit einem Preußen am Theetiſche, und erzählt ihm, daß ſie noch den Beſuch eines Mannes erwarte, welcher ihn ſehr frappiren würde, nämlich des Miniſters Stein.

Das iſt nicht möglich, ruft der Preuße, abſolut nicht möglich. Stein, dieſer ſtrenge, ernſte Mann hat nichts mit Rendezvous zu ſchaffen.

Nous verrons, Msr. — in diesem Augenblicke meldet der Bediente Se. Excellenz, den Herrn Minister von Stein — treten Sie dort hinter die spanische Wand, und erkennen Sie, wie artig und galant auch ein strenger, finsterer Minister sein mag.

Dieß geschieht — in's Zimmer tritt, nicht Herr von Stein, sondern Herr von — jener redselige Deputirte, welcher es für gut befunden, zu schnellerer Karrière den Namen des Ministers zu benutzen.

In deutscher Geschichte fände die Novelle schwerlich irgend reichere Nahrung als in Wien während der Kongreßzeit; — es war Alles Novelle innen und außen und um und um: ein totaler Sieg, an welchen man kaum geglaubt hatte, ein neu zu vertheilender Besitz, überall Spannung und Interesse, das Stehendste, Stabilste auf Wechsel und Veränderung angewiesen, die lebhaftesten, entschlossensten Figuren aller Nationen im Zusammenfluß, die lebendigsten, geistreichsten Frauen daneben, eine Welt mit tausend Stellungen feil und im Aufstriche — was mußte dieß Alles für Zustände wecken.

In der **haute societé** derjenigen Zeit, von welcher in dieſem Buche zumeiſt die Rede, iſt mir nur die Herzogin von Sagan bemerkbar worden, als eine von denen, welche ſchon zur Zeit des Kongreſſes geglänzt hat. Außer ihr bildeten während meines Aufenthaltes die Herzogin von Cöthen, die Fürſtin Metternich und deren Mutter, die damals noch lebende Frau von Tatitſchef, Gemahlin des ruſſiſchen Geſandten, den erſten Zirkel. Sogar jener Salon der berühmt ſchönen Gräfin Fuchs war nicht mehr ganz ausgezeichnet, weil er es ſchon ein wenig zu lange geweſen war. Die Bekanntſchaft mit einem Kavalier, den wir kurzweg Xavier nannten, hat mir eine Menge Details verſchafft, womit ich mein Glück machen könnte, wenn es mir nicht zu langweilig vorkäme, Klatſchereien zu erzählen, die keine weitere Anknüpfung an ſonſtige Intereſſen haben. Ein Calembourg, auf jene Exkluſiven bezüglich, iſt mir noch im Gedächtniß, der ſich geſprochen nicht übel producirt. In einem jener excluſiven Salons, dem der Gräfin Fuchs nämlich, war

es sehr schwer, unter die wirklich Eingeweihten aufgenommen zu werden, Anciennität, Zufall, Stand machten Alles, — wenn ich von Stand spreche, so versteht sich's von selbst, daß nur die Schattirungen unter dem hohen Adel gemeint sind, Anderes kommt nicht in Frage. Ein junger, schöner geistreicher Kavalier, der nicht zu den Exclusiven gehört, fragt einen häßlichen, welcher eine superfeine, auserlesene Gesellschaft bei der Gräfin den Tag vorher mitgemacht hat, wer Alles da gewesen sei, und bedauert, nichts davon gewußt zu haben — **oh, — Monsieur** — sagt der Häßliche und wirft sich in die Brust, **il n'y avait absolument que la crème.**

Mais — erwidert der Andere — **le petit lait (d) y était donc** —

Xavier, Xavier, wie wird es dir ergehen, daß du solche Dinge erzählt hast, der du selbst nur durch Nebenumstände begünstigt Zutritt haben mochtest. Er kannte die Gräfin Fuchs sehr genau, desgleichen die Herzogin von Sagan und deren Schwestern, die Fürstin Paul Esterhazy, die Generalin

Kißeleff und faſt alle Damen ſolchen Ranges, die durch ihre Stellung in der Welt Aufſehen erregen, und deren Verhältniſſe und Leben in vielem Betrachte intereſſant ſind. Er berichtete manches Unterhaltende und Pikante aus dieſem Kreiſe, was anderen Orts einmal beſprochen werden kann, wenn mir die Erkluſiven nicht den lebhaften Wunſch nach dem Gegentheile ausdrücken.

Man findet es ſonſt häufig, daß die höchſte und beſte Geſellſchaft einer großen Reſidenz der nationalen Sphäre weit entrückt iſt, ſie hat nichts ſo individuelles; mit einigen Ausnahmen, natürlich beſonders derjenigen, welche aus der Fremde hingekommen ſind, iſt dies in Wien nicht der Fall. Der vornehmſte Oeſterreicher iſt ein Oeſterreicher.

Es wird Niemand ſo thöricht ſeyn zu behaupten, daß die vornehmen Cerkles geiſtlos ſeien — ein gewiſſer Mutterwitz, mitunter eine einzelne, ſehr ſolide, anſpruchsloſe Bildung finden ſich nirgends ſo häufig als in Wien, aber, wenn dies vorausgeſchickt iſt, darf man zugeben, daß viele

Leere zu finden ſei, welche nur zum Theil durch große Friſche des Naturels erträglich wird.

Ueberraſchungen in dieſem Betracht ereignen ſich mannigfach; ſolch ein gewiſſes Niveau der Kultur, wie es ſich im Norden vorfindet, exiſtirt eigentlich in Wien nicht. Ich verſtehe darunter jene gewiſſe Beleſenheit, kourante Kenntniß geläufiger Intereſſen, eine Konvenienz des Antheils an beſtimmten Dingen. In Wien findet man dieſer Weiſe oft das Außerordentliche: Die größte Verbildung, und den Mangel jeder, auch der kleinſten.

Eh' ich dies Terrain verlaſſe, muß ich noch zweier Frauen gedenken, die eine ſehr eigenthümliche Poſition eingenommen haben; ſie ſind jener erſten Geſellſchaft nicht beizuzählen, obwohl ſie in der Wiener Societät von großer Bedeutſamkeit geworden ſind. Es iſt Frau von Arnſtein und Frau von Geymüller. Die Letztere wird vielfach Semiramis genannt, und ihre Beziehungen ſind darum ſo intereſſant, weil ſie aus geringem Stande plötzlich in die glänzendſte Sphäre gehoben wurde, und ſich von

vornherein ſo ſicher und zuverſichtlich darin bewegte, als ob ſie von Jugend auf dafür erzogen und beſtimmt geweſen ſei. So überwiegt ein ſtarkes Naturel Alles, was beigebracht und gelernt werden kann; die Herren werden geboren, auch in den vornehmſten Ständen. Vom einfachen Mädchen ging ſie ohne Weiteres zur vornehmen Dame über, die einen Palaſt in der Stadt, einen andern vor dem Thore, ein Landhaus und Schmuck und Geld hatte, ſo viel ſie brauchen wollte. Und ohne überraſcht zu werden handhabte ſie dies, als müßte es ſo ſein; den genialen Menſchen gehört die Welt, es iſt ihnen eine Zufälligkeit, ob ſie ihnen zu eigen wird oder nicht. Aus dieſem Grunde erklärt ſich's, daß die alltäglichen Leute es oft durchaus nicht zu erklären wiſſen, wie Der oder Jener ſo rückſichtslos handeln, Geld verbrauchen, im Großen zuſchneiden könne — ſie haben allerdings keinen Maaßſtab dafür, Der oder Jener hat den ſeiner unverſiegbar im Innern quellenden Kraft, er fragt nicht, was er hat, ſondern nur was er will; wofür iſt ihm die Welt da, als um

zu gewähren was sie anregt. In kleinen Verhältnissen, bei ungünstigen Umständen werden hieraus die Verschwender, welche für den letzten Thaler einen Spazierritt machen, welche mit der Polizei kollidiren; bei günstigen Umständen und großen Verhältnissen entspringen aus diesem Fond die Herren der Welt.

In Blüthe der Schönheit und des Glanzes stand diese Semiramis während des Wiener Kongresses, und die hohen Herrschaften wetteiferten um ihre Gunst; Kaiser Alexander, der allem weiblichen Reize ritterlich huldigte, ward zum Oefteren neben ihr gesehn.

Das wunderliche Schicksal nahm denn auch die ungewöhnliche Energie dieser außerordentlichen Dame auf das Strengste in Anspruch: der schöne, stolze Leib ward mit einem unheilbaren Uebel geschlagen, und sie trug das schwere Geschick ungebeugt, ohne Klage, wie ein Kaiser, der um jeden Preis Kaiser sein will, eine glühende Krone trägt. — Dies stolze Ergeben in eine unabwendbare Nothwendigkeit

gehörte ebenfalls zur Größe ihres Charakters. Und so ſtarb ſie dahin. — Haben wir Dichter für ſolche Urkraft, haben wir deren? Die mögen dieſe Wieneriſche Semiramis beſingen.

Die Gelegenheit benutzend, reihe ich die Schilderung einer anderen ausgezeichneten Dame aus Wien hier an, wie ich ſie dem Berichte eines feinen Beobachters verdanke, es iſt die der Frau von Arnſtein.

„Wer in dem Zeitraume von einigen und dreißig Jahren, die theils aus dem Ablaufe des achtzehnten und theils aus dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts ſich zuſammenreihen, der wird unfehlbar den Namen Arnſtein unter die bedeutendſten und werthvollſten rechnen, welche der Aufenthalt in jener großen Hauptſtadt ſeinen dankbaren Erinnerungen eindrücken mochte. Die vornehmſten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Geſandte, hohe Militärperſonen, Geiſtliche, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, alle Klaſſen der Geſellſchaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geſelligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche

minder begünſtigt durch ihre Stellung in der Welt, nicht ſowohl Genuß, als vielmehr Schutz und Anhalt in dieſem Kreiſe ſuchten, und hier mit großer Theilnahme und Freigebigkeit gefördert wurden. Wir laſſen hier den Werth und die Wirkſamkeit des großen Banquierhauſes natürlich außer Betracht, und ſprechen zunächſt nur von den Beziehungen, die ſich der geſelligen Erſcheinung anſchließen, und für welche die Frau vom Hauſe ſo ſehr der wahre und einzige Mittelpunkt iſt, daß ohne ihre perſönliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar ſind. Und in der That war dies auch hier der Fall. Die Frau des Hauſes war durch ihre ſeltnen Eigenſchaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit die Schöpferin einer Fülle von Leben um ſich her, die Fürſtin einer großartigen, weitgreifenden Geſelligkeit geworden, welche eben ſo wohlthätig als reich und glänzend ſich den Zeitgenoſſen darbot. Uebrigens hat dieſer Name Arnſtein auch ſchon eine literariſche Exiſtenz, nicht nur widmet das Converſations-Lexikon ihm

einen eignen, wiewohl sehr kurzen und daher ungenügenden Artikel, sondern auch in manchen Büchern und Aufsätzen, z. B. vom Kapellmeister Reichardt, von Bartholdy, in den Briefen der Frau von Varnhagen ꝛc., wird dessen vielfältig ehrenvoll gedacht.

Die Baronin Fanny von Arnstein war in Berlin geboren. Seltsam, wie der Austausch zwischen verschiedenen Ländern oft den Talenten und Wirksamkeiten nützlich ist! Manche Fähigkeiten entwickeln sich im Auslande, die in der Heimath nicht so gedeihen konnten, eine andere stillere Bahn durchschritten seyn würden. So empfing Preußen seinen Dorfflinger und seinen Gneisenau aus Oesterreich, so dieses seinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verschiedenheit in diesen Beispielen sei es uns erlaubt, die Frau von Arnstein im Allgemeinen dem Gewinn beizurechnen, den in dieser Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und klugen Banquier Itzig, der die große Zahl von elf oder zwölf Kindern in solchem

Wohlſtande und ſolcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geſchwiſter für reich gelten konnte, und perſönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umſtänden bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnſtein in Wien glänzen konnte, ſie fand in jedem Betracht größeren vor, ſowohl in den eigenen als in den umgebenden Verhältniſſen. Allein die frühe Gewohnheit, ſich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hilfsmittel jedem perſönlichen Daſtehn und Benehmen ertheilen, geben ihrem Eintritte in den neuen Lebenskreis unſtreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieſes Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, ſcharfen Verſtand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Beleſenheit, und fremder Sprachen wie der eigenen mit Meiſterſchaft kundig, war ſie in Wien eine höchſt auffallende und merkwürdige Er-

ſcheinung; die Eigenſchaften, welche nur wenigen Frauen der höchſten Stände anzugehören pflegen, ſah man ſtaunend in einer Jüdin glänzen, deren unter der ſegensreichen Regierung Friedrichs des Großen gediehene Geiſteskraft und Bildung nur um ſo ſtärker in einer Stadt wirken mußten, wo man dieſe letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu ſchätzen und zu begehren bereits angefangen hatte. Das Wirken Kaiſer Joſeph's des Zweiten trug in Wien ſchon Früchte und drang in alle Verhältniſſe noch immer tiefer ein. Eine günſtigere Zeit konnte ſich nicht darbieten! Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gäſten aus allen Klaſſen offenes Haus, die reichſte Bewirthung, der Zuſammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adliger Anſprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher ſondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrſchaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die Alles um ſich her belebt und entzündet, dies Alles in einer üppigen Hauptſtadt, dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker,

wo die höchſte Ueppigkeit, das behaglichſte Wohlleben, mit ſtolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfriſcher Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke ſich dieſe Elemente in täglicher Berührung, in unausgeſetzter Wechſelwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnſtein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Miſſionsanſtalt gewirkt, und die Vorſteherin habe das Verdienſt einer Vermittelung, die ohne ſie nicht zu Stande gekommen wäre, und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen ſind!

Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnſtein in Wien ſchlechthin das einzige ſeiner Art, und wenn ſpäter viele andere, ſicher kein gleiches, entſtanden ſind, ſo iſt gerade das auch ein Verdienſt der ausgezeichneten Frau, durch welche dieſe Bahn erſt eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden iſt. Die freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung, deren ſpäter und

jetzt die mosaischen Glaubensgenossen in Wien sich erfreuen, ist ganz unläugbar erst mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnstein gewonnen worden.

Ein tragisches Ereigniß, was zu jener Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen worden, drohte den Gang dieser vielfachen Lebensentwicklung zu stören, gab ihnen aber nur neuen Schwung. Ein Fürst Karl von Liechtenstein befand sich unter den Anbetern der schönen, glänzenden Frau; seine Neigung steigerte sich zur Leidenschaft, und diese war mit solcher Verehrung verknüpft, daß er mehrmals heftig in sie drang, eine Christin zu werden und seine Hand anzunehmen, welches sie aber, wie jede zu heftige Bewerbung mit kluger Festigkeit ablehnte. Ein Domherr, Freiherr von Weichs, brachte ihr gleichzeitig seine eifrigen Huldigungen, und da er in seinem geringen Erfolge die Begünstigung seines Nebenbuhlers sehen wollte, warf er den tödtlichsten Haß auf diesen; er nöthigte ihn zum Zweikampfe, in welchem der Fürst tödtlich getroffen fiel. Dieser

Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmſten und mächtigſten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tief erſchütterte Frau, die ganz ohne ihre Schuld der Anlaß dieſes Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die ſtärkendſte Theilnahme und Tröſtung, der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden ſich die unzweideutigſten Zeugniſſe der Großmuth, des Edelſinns und der Selbſtverläugnung, mit der ſie das ganze Verhältniß behandelt hatte. Daher konnte ſie auch getroſt mit ganzem Herzen ſich dem tragiſchen Eindrucke hingeben, den ſie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, ſagt man, nie ganz wieder verwunden habe. Jedermann fand ihre Trauer gerecht und ſchön, und ſie durfte ohne Scheu den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte. Wir erinnern uns, in der Reiſe eines Engländers, deſſen Buch uns aber nicht zur Hand iſt, geleſen zu haben, daß Frau von Arnſtein den Todestag des Fürſten von Liechtenſtein ſtets mit ſtiller Trauer gefeiert, und ſich in ein ſchwarzes Kabinet

verſchloſſen habe, was ganz dem Andenken des Verſtorbenen geweiht war, und worin ſie auch zu andern Zeiten manche Stunden in andächtiger Stimmung und Abgeſchiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat ſich jemals rühmen können, dieſes Kabinet geſehen zu haben; die Sage war aber allerdings ſehr verbreitet, und galt allgemein für gegründet.

Um die Wirkungen eines Lebens zu ſchildern, das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leiſten beſteht, bedürfte es der Umſtändlichkeit von Memoiren und bis in's Kleinſte gehender Darſtellungen. Wir können uns hierzu weder Zeit nehmen, noch liegt uns genugſamer Stoff beglaubigt vor. Wir faſſen aber einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnſtein bündig zuſammen, wenn wir ihre unbegränzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter erwähnen, die durch Schönheit, Geiſtesbildung und Lieblichkeit ganz einer ſolchen Mutter würdig heranwuchs, und wenn wir ihre für Oeſterreich leidenſchaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bei der gleichwohl auch die

zärtlichste Anhänglichkeit an Berlin und Preußen sich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hilfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche sie in die Nähe und Ferne ausströmte, mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einsicht und unverdrossener Thätigkeit. Sie hat vielen Menschen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen solche Summe geschenkt, die für ein selbstständiges Vermögen gelten konnte.

Während des Konsulats von Bonaparte machte sie eine Reise nach Paris. Sie kehrte mit sehr ungünstigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die späteren Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oesterreich erlitt, erfüllten sie mit glühendem Hasse gegen Napoleon und die Franzosen; sie sprach diesen Haß leidenschaftlich selbst in Gegenwart der Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger schmeicheln, als wenn man ähnliche Gesinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, dessen Ausgang ihr wie ein persönliches Leid auf dem Herzen lastete, wandte sie ihre thätigste Mithilfe auf's Neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und seine Nachwehen sehr vermehrt war. Eine Gesellschaft adeliger Damen trat in Wien zusammen, um Nothleidende zu unterstützen; es waren die vornehmsten und angesehensten des Kaiserstaats, aber sie glaubten sich unvollständig und der besten Einsicht und Thätigkeit beraubt, wenn sie nicht Frau von Arnstein als Mitglied zählten. Dies war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil sank vor der Macht der ächten Gesinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter diesen Fürstinnen und Gräfinnen ersten Ranges, sondern auch die einzige Frau nicht so hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gastfreiheit in schönster Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maaßen übte sie diese herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt (am hohen Markte), ihr Landhaus

auf dem Wege nach Schönbrunn (bei den drei Häusern genannt), ihr Landhaus in Baden, alles war zur Aufnahme zahlreicher Gäste eingerichtet, ganze Familien wohnten dort, und genossen der wechselvollen, stets angeregten Geselligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreiungskriege von **1813** und **14** erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beiderlei Vaterland, dem angebornen und dem angelobten, an Preußen und Oesterreich, konnte sie dasselbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beiträge und andere Hilfsmittel für die Verwundeten und sonstige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Kongreß, der auf den Sturz Napoleons folgte, der Winter **1814** und **15**, war der höchste Gipfel von Freude und Ruhm für Frau von Arnstein, die reichste Blüthenzeit ihres geselligen Ansehens und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngeren Verwandten und Freundinnen, die sie ihrem Hause schon früher angeeignet hatte. Alle Personen höchsten Ranges und

ausgezeichnetſter Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimiſche, fanden ſich in ihren Sälen ein. Man konnte an demſelben Abende den Herzog von Wellington, den Kardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Capodiſtrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Heſſen-Homburg, die Grafen von Bernſtorff, von Münſter und von Neipperg, und viele Andere ſolchen Anſehens aus der gedrängten Menge ausleſen. Beſonders hatten die Preußen hier die angenehmſte Stätte, wo ſie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um ſo leichter dort eingeführt, als der nachherige preußiſche Generalkonſul und Geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnſtein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweiten Sturze Napoleons entſchloß ſich Frau von Arnſtein zu einer Reiſe nach dem Rhein und darauf nach Italien. Sie kehrte krän-

keind zurück, und leider allzubald hatten die Ihrigen den Verluſt der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, in ſofern die Umſtände ſchwerlich einer ſolchen Perſönlichkeit, auch wenn ſie je wiederkehrte, in ſolchem Maaße entſprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Name ſo leicht zu vergeſſen wäre; aber auch dieſer iſt Tauſenden zu dankbarer Erinnerung eingeſchrieben! Ihrer hilfreichen Geſinnung und Thätigkeit, ſo wie dem geſelligen Glanze, den ſie verbreitete, begegnet man noch immer in dem fortgeſetzten Walten einer edlen Tochter, ſo wie zweier ihrer geliebten Schweſtern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenoſſin war, die andere, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreiſe mit Geſchmack und Einſicht vorſteht, und die Alle in den Tugenden, welche ſie ausübte, ſie von jeher unterſtützten und mit ihr wetteiferten.

Wir würden uns freuen, durch dieſe Mittheilung andere ergiebigere aus jenem reichhaltigen Wie-

ner Leben hervorzurufen. Wir möchten besonders wünschen, daß eine lebhafte Schilderung, welche der verstorbene Ober-Präsident zu Cöln, Graf von Solms-Laubach, ehemaliger Reichshofrath in Wien, von seiner vieljährigen verehrten Freundin, der Frau von Arnstein, schon in früherer Zeit entworfen, unter seinen Papieren aufgefunden, und an geeignetem Orte bekannt gemacht würde."

Zum Zeichen, wie sehr man irren kann, wenn man die Personen einer Völkerschaft unter eiserne Allgemeinheiten zwängt, erwähne ich noch eines Censors in Wien, den man Nachmittags in seinem Garten vor dem Thore besucht, und in welchem übrigens der Stockösterreicher keinen Augenblick zu verkennen ist. Dieser Mann ist so leidenschaftlicher Verehrer von Rahel, dieser Vertreterin kühnster Spekulation, daß er des Preisens kein Ende finden kann; sein Name ist „Rupprecht, Kaiserlicher Censor;" in seinem schönen Garten hat er zweiundsechzig Varietäten und viele Abarten der herrlichen Blume **Chrysanthemum Indicum**, und er liebt diese

Blume ſo, daß er ein Buch über Geſchichte, Beſtimmung und Pflege derſelben in 211 Seiten geſchrieben hat. In dieſes Buch, was ſeine ſonſtige Liebe enthält, hat er dem Gatten Raheis, Herrn Varnhagen von Enſe, folgende Verſe geſchrieben:

Die Hohe, der ich lebend nie genaht,
Wie heiß muß ich ſie noch im Tode lieben!
Goldblumen pflegte Sie auf Deinem Pfad,
Gold war's, was ſie gedacht, empfand, geſchrieben;
Drum ſchmücke, wie Deinen Wanderſtab,
Die edelſte Blume das edelſte Grab!

Es ſollte mir leid thun, wenn der Kaiſerliche Cenſor, Herr Rupprecht, erſchrecken ſollte, daß öffentlich von ſeinen ſtillen Neigungen geſprochen wird; er charakteriſirt auch.

22.

Die närriſche Geſellſchaft.

Es war eines Nachmittags und wir ſaßen zu Hietzing im Saale, wo Strauß dirigirte. Unter der Menge ſchöner Damen entdeckte ich Maria. Sie ſah bezaubernd aus und ließ ſich den Hof machen von zwei jungen ſchönen Herren mit vortrefflichen Wiener Backenbärten. Zuweilen wendete ſie ſich auch behend gegen einen andern Nachbar, das war ein feiſter, alter Herr mit einem klugen, jovialen Geſichte, deſſen ich mich dunkel aus Karlsbad erinnerte. Es war eines von den Geſichtern, die ſo viel Behagen über der Schlauheit einzelne Züge verbreitet haben, daß man Zutrauen für ſie faßt und nur in ſeltenen Augenblicken daran denkt, es ſtünde Einem große Ueberlegenheit gegenüber. Marie,

der ich mein Kompliment machte, ſtellte mich ihm vor, und nannte ihn Onkel. Er war ſehr artig, und lud mich ein, den Abend in Hietzing zu bleiben, er wohne mit ſeiner Nichte da, und ſähe viel Geſellſchaft.

Ich nahm es an, und als die Hauptaktion der Muſik vorüber war, brachen wir auf; Herren und Damen folgten uns nach und nach, und als wir eine Viertelſtunde in dem Landhauſe waren, das er bewohnte, beſtand die Geſellſchaft wohl aus zehn Perſonen, die ſich im großen, ganz artigen Salon um den Theetiſch gruppirte.

Man ſprach von Strauß, von Muſik, von den Wienern. Es wurde dunkel, der luſtige Oheim, welcher eben allein ſprach, ſchwieg mitten im Satze, ſein heiteres Geſicht wurde ernſt, ſteinern ernſt, mit der Hand winkte er den Bedienten, dieſe verließen den Saal, und ſchloſſen die Thüren.

Meine Herrſchaften, ſagte der Onkel mit feſter Stimme, der Augenblick iſt da, die Maske abzuwerfen: ich bin ein alter Arzt, ſie ſind mir über-

geben, um von einem partiellen Wahnſinne geheilt zu werden, der Sie in der verſchiedenſten Weiſe befangen hält. Sie, mein Herr Graf, haben übergeſchnappt aus Hochmuth, Sie machen Verſe und komponiren, und halten Jeden für einen Unwürdigen, der nicht auch Graf iſt, Verſe macht und komponirt. Sie wollen dort das gnädige Fräulein im grünſeidenen Kleide heirathen, haben aber nie daran gedacht, ſie glücklich zu machen, die Dame ihrerſeits hat in ihrer großen Schönheit ſich eben ſo wenig darum gekümmert, ſie wollen repräſentiren Eins mit dem Andern, **c'est tout.**

Das iſt moderner Ehewahnſinn; ich bitte, Herr Graf, gnädiges Fräulein, ſich von der Geſellſchaft abzuſondern, und das eben beregte Kapitel gegenſeitig mit Ernſt durchzuſprechen.

Die Geſellſchaft war Anfangs einen Moment lang geneigt, zu lachen, und die Farce für einen dreiſten Spaß anzuſehen, der gebieteriſche Ernſt des Onkels aber, den man niemals ſo geſehen, ließ dergleichen nicht aufkommen, man war vielleicht hier

und da der Meinung, seinem eignen Verstande sei etwas begegnet, und so fügte man sich der Reihe nach, theils aus Ueberraschung, theils, um den Alten zu schonen. Der Graf und das Fräulein standen auf, und die später Angeredeten und Beorderten gehorchten ebenfalls pünktlich.

Sie, mit der schwarzen Brille und dem zuversichtlichen | Antlitze, Sie sind amtsverrückt. Weil Sie ein geschickter Jurist sind, so meinen Sie, damit sei es abgethan, und überheben sich der Welt und ihrer Bildung, halten Alles Uebrige höchstens für geduldet, sich selbst für eine fertige Hauptperson. — Sie blasser, dreister Mann, wissen Sie, wo Sie sind? In einen staubigen Winkel der Welt haben Sie sich gestellt, wo es keine Aussicht, keine Umsicht gibt — wissen Sie, was Bildung ist? Nichts Einzelnes. Und wenn Sie einmal in ein Buch kucken, was nicht juristisch ist, so sehen Sie stolz um, und wollen es angerechnet wissen, daß Sie sich aus Gefälligkeit ein **hors d'oeuvre** aufgebürdet. Dort im Bücherschrank steht Göthe's Wil-

helm Meiſter, leſen Sie ſo lange, bis Sie eingeſehen haben, die Welt ſei tauſendfältig.

Sie, mein Fräulein mit dem glatten Scheitel, haben ſich erziehen laſſen nach Prinzipien, haben geleſen und gedacht Morgens und Abends, und nun iſt Ihnen kein Mann wichtig und ſchwer genug, Sie theilen Körbe über Körbe aus, weil Ihnen die Freier nicht genügen, weil Sie nicht vom Morgen bis zum Abende über Aeſthetik ſprechen; Sie haben die Unbefangenheit des Herzens verleſen, die abſichtloſe, kindliche Liebe verloren, ſind bildungstoll — ſehen Sie ſich mit dieſem krausblonden Junker dort in den Winkel. Dieſer rothbackige Nimrod iſt Einfaltstoll, findet nirgends Bezug, Anknüpfung, nimmt Eſſen, Trinken, Jagdpferd, Nachbar ohne Gedanken hin — Sie können und müſſen ſich gegenſeitig kuriren.

Sie, mein Herr Kapellmeiſter, der Sie ſich drüben im Saale die Ohren zuhielten, um keinen Strauß'ſchen Walzer zu hören, weil er die Kunſt entweihe, Sie ſind kunſtverrückt, verletzen durch

einen gemachten Eſoterismus die freie Herrlichkeit der Erfindung, Sie werden dort am Pianoforte den Venetianer ſpielen, bis Ihnen die Finger erlahmen.

Sie, mein Herr, mit dem ſüßen Lächeln, der Sie Außerordentliches für die Menſchheit zu leiſten glauben, wenn Sie immer am Erſten und am Tiefſten den Hut abnehmen, immer voll Attention und Artigkeit ſcheinen, Sie ſind ein Höflichkeitsnarr, denn Sie haben keinen Begriff von jenem außerordentlichen Bildungstheile, den wir Höflichkeit nennen, welcher auf unerſchütterlicher Liebe und Nachſicht beruht, ein ſchönes chriſtliches Element, eine Verläugnung des Egoismus iſt in den feinſten Konſequenzen desſelben. Unterhalten Sie ſich mit unſerm ſchriftſtellernden Doctor, welcher trotz allen ſchönredneriſchen Bildungsſtrebens die Grobheit nicht verlernen kann. Sie dürften ſich gegenſeitig ausgleichen.

Und Sie Narr des Enthuſiasmus mit den fliegenden Locken, Ihr Herz iſt auch nicht aus den

Kinderſchuhen zu bringen, an alle Oppoſition, die mit gewaltiger, zerſtörender Kraft vorgetragen wird, ſchließen Sie ſich an, alles Einzelne, wenn es flackernd auftaucht, befängt Sie, es iſt keine gegliederte, im Gleichmaaß ſich bewegende Kultur in Ihnen, drum können Sie nie etwas Dauerndes, Umfaſſendes wirken, Sie leben in Stückchen, wirken in Stückchen, zerſtören aber dadurch im Ganzen, ſchwärmen für einen ſchlagenden Ausdruck, ſind ohne Nutzen für organiſches Bilden — aſſociiren Sie ſich hier mit dieſem magern Herrn, der ſeit Jahren mit der Welt und ihren Beſtrebungen fertig iſt, und nur höhniſch lächelt. Er iſt Konſequenztoll und läßt hinrichten, wenn er die Macht erhält, er läßt guillotiniren, wenn Jemand einen kleinen Stift ſeines Syſtems bezweifelt. Er kennt alle Philoſophieen, alle Geſchichte, alle Dinge, er iſt ein ausgezeichnetes Buch, aber er ſoll ein Menſch ſein, welcher der ewigen Wandelbarkeit der Welt nachgehen, ſich modificiren kann, denn die Welt mit ihrer laufenden Geſchichte iſt klüger, als der Menſch.

Sie, Madame, mit dem ſchwarzen Anzuge, Sie ſind jung und hübſch und geſcheidt, und glauben gewiß, irrthümlich in dieſe Geſellſchaft der Narren eingetreten zu ſein. Das ſind Sie nicht. Warum verſchmähen Sie eine neue Heirath? Weil Sie Ihr jetziges Leben ganz bequem und artig finden, ſich keinen neuen Chancen ausſetzen wollen, Sie ſind eigennutznärriſch — die Menſchen bedürfen der Verbindung, Sie bedürfen dazu der Geſelligkeitsopfer; wer ſich davon ausſchließen will, iſt laſterhaft gegen die Societät — beſprechen Sie ſich mit meiner Nichte Maria, die in der entgegengeſetzten Narrheit befangen iſt. Sie will nur den Leuten gefallen, kokettirt drum mit aller Welt, bildet ſich alle Augenblicke ein, zu lieben, und bringt ſich ſo am Ende ganz um die Fähigkeiten der Liebe, zerſplittert ſich in Atome. Der junge Herr da neben Ihnen Beiden mag der Konverſation zuhören, er glaubt, meine Nichte zu lieben und iſt rückſichtentoll: vor lauter Beziehung kommt er nicht zu ſich, Alles will er beachten und verliert ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt.

Ich glaube, er liebt Marien auch bloß aus Rückſicht, weil ſie ihn liebevoll anſieht.

Und nun, meine verrückten Herrſchaften, noch die Betheurung, daß Sie alle keine Oeſterreicher ſind, denn ſolche Spielarten kommen hier nicht vor; — morgen müſſen Sie alle über die Grenze, und zwar unter meiner Anführung, denn ich bin ſelbſt toll, naſeweistoll, ich überhebe mich in Einſicht über Sie Alle, und ſchnappe ſomit ſelber über. Da ich aber am Längſten toll bin, ſo habe ich die meiſte Routine und Methode, und deshalb ſchicke ich mich am Beſten zum Anführer, wenn auch in dieſer Behauptung wiederum der klarſte Beweis meiner Verrücktheit ruht.

Still! kein Einziger laſſe ſich in der ihm angewieſenen Beſchäftigung ſtören — Herr Kapellmeiſter! keine falſche Pauſe im Venetianer, Sie mein Herr kein leeres Kompliment!

Johann! den Thee!

Maria mit der ihr zugetheilten Gruppe, der ſchwarzen, ſchönen Wittwe und dem rückſichtstollen

Liebhaber machte den Thee, die Bedienten reichten ihn umher, alle Uebrigen blieben in der beorderten Lage und ſchienen faſt wie durch eine magiſche Kraft hineingebannt. Alles Neue, Unerklärte überraſcht und feſſelt, auch im Gehorſam — der Kapellmeiſter nahm ſich gar nicht die Zeit, ſeinem Venetianer nur einen Augenblick zu rauben für die dampfende Taſſe, er ſpielte immer raſcher und raſcher, man ward an die Pferde erinnert, welche den Koller kriegen und ſich zu Tode laufen. Der Höflichkeitsnarr lief komplimentirend neben mir im Saale auf und nieder, und prallte öfters ſcheu nach der Seite mit klappernder Taſſe und zitterndem Löffel, wenn mich eine Derbheit überraſchte; der Juriſt ſah verdrießlich in den Winkel und trank Thee in leidenſchaftlichen Zügen; er beſchäftigte den Bedienten ununterbrochen; um Terrain für Grimm und Zähne zu gewinnen, verſchmähte er Backwerk und fiel verheerend ein in's Butterbrod. Der Enthuſiaſt hüpfte neben dem Conſequenztollen her, und ließ die Taſſe fallen, als dieſer einen großen Gedanken, einen er-

ſchütternden Fluch über die thörichte Welt entwickelte. Mitten durch dieſe und die übrigen Gruppen ſchritt majeſtätiſch der Onkel, ebenfalls Thee trinkend.

Wir wollen uns zu der Gruppe am Theetiſche zurückbegeben, da ſie allein für uns von Zukunft iſt. Florentin heißt Mariens Liebhaber, die ſchöne Wittwe Diana. Sie ſprechen von dem wunderlichen Onkel, Marie iſt ungewöhnlich ſcheu geworden, Diana ernſt und nachdenklich, Florentin allein ſpricht viel.

23.

Mähren.

Es kam der friſche, ſonnenrothe Morgen, wo ich hinausfuhr über die Donau, und Wien verlaſſen mußte. Durch Mähren ging die Reiſe. Czechiſch fremdartig ſind dieſe Länder — Mähren und Böhmen ſind nämlich im Ganzen ein und derſelbe Begriff. Die Leiber der Mähren ſind mir etwas fleiſchiger vorgekommen. Es iſt ein fruchtbares, tüchtiges Land, was ſich in der Sonne hinausdehnt an die Sudeten — es hieß einſtens „das große Reich" nnd rang mit den Ungarn; aber die czechiſchen Völkerſchaften haben kein Glück in der Weltgeſchichte, ſie ſind alle untergeordnet worden. So ſind vor allen die lang aufgeſchoſſenen Wenden verunglückt: in Illyrien finden ſich Spuren von ihnen,

Namen wie Windischgrätz künden eine Schädelstätte derselben an, in Sachsen begegnet man noch wendischen Dörfern (dieß ganze Häuflein Namen: Wenden, Sorben, Obotriten, Wilsen, Lusaten, und so fünf Minuten lang), die Geschichte hat sie zerrieben, und die Polen, Mähren und Böhmen haben allein noch Provinzen gerettet. Man wird hierbei an die letzten Helden Coopers erinnert, welche die Delawaren, die Mohikans, die Sious untergehen sehen, — ja die Erde selbst ist ein Hazardspiel.

Es kann nicht leicht vermuthet werden, daß diese czechischen Völker je wieder aufkommen werden, so lebhaft auch Drang und Sehnsucht derselben ist. Bleiern ist die Geschichte ein für allemal auf die Häupter dieser Völkerschaften gefallen.

Der Dialekt dieser czechischen Länder steht bekanntlich dem polnischen äußerst nahe, und das Verständniß mit den Sarmaten ist sehr schnell hergestellt. Ein Anflug von Wildheit ist ihnen geblieben, obwohl sie eine Zeitlang die Avantgarde der Weltgeschichte waren: die Hussiten waren die Jako-

biner des 15ten Jahrhunderts, einſame Ruinen auf dieſen Harlekinsſitzen ſprechen mit zahnloſem Munde von Ziska, die böhmiſchen Wälder waren allen Romantikern der Sitz unbändiger Menſchen, die ungeographiſchen Franzoſen nennen heute noch Zigeuner, Zauberer, fabelhafte Weſen des Bohémiennes, eine gewiſſe Unſicherheit befängt Einen bei dieſem Lande. Wenn wir als fahrende Schüler aus der eingeengten öſtlichſten Landzunge Deutſchlands durch die Berge ſtrichen und bald hier, bald dort ſtockfremder Sprache, düſter blitzenden Augen begegneten, da haben wir uns oft gefürchtet, und dieſer Eindruck des Unheimlichen läßt ſich nicht mehr verwiſchen, wenn auch die Völkerſchaften nicht dafür können, und ihn vielleicht nur dadurch erzeugten, daß ſie uns fremd waren.

In mannichfachen Zweigen greifen ſie in einander über, namentlich auf dem Wege durch Oberſchleſien nach Polen hinein. Der Name Ziska lebt in den Gegenden von Ratibor und Leobſchütz heute noch in mehreren Familien fort; ein wilder,

ſchwarzhaariger Sproß derſelben ſtudirte mit uns in Breslau, und ſein ſehniger Arm, ſeine ſchonungsloſe Klinge machte den blonden Deutſchen viel zu ſchaffen.

Dieſe zurückgebliebenen, fremdartigen Völkerreſte mitten unter breiten Nationalitäten erwecken doch überall ein befremdendes, tragiſches Gefühl. Sie erſcheinen uns wie vergeſſen von der ausgleichenden Liebe allgemeiner Weltgeſchichte. Aber die Walliſer in England, die Waldenſer in Piemont ſcheinen weniger getrennt zu ſein, als der Stockczeche in Deutſchland. Die haben ſich neuerdings in vielfachen Beſtrebungen geregt, die ſpecialen Nationalitäten durch Sprache und Literatur geltend zu machen, namentlich hat man in Prag manchen tüchtigen und lobenswerthen Eifer darauf verwendet. Dagegen iſt die plumpe Frage aufgeworfen worden, was dieß nützen, wohin es führen ſolle, man hat die Phantaſieen über ein ſlaviſches Geſammtkhalifat dabei in Rede gebracht, man hat viel gefaſelt. Leicht möglich, daß die Völker des Oſtens noch

eine große Zukunft haben, leicht möglich, daß ſie noch einmal in unſere blaſirte Kultur und Geſundheit hineinreiten wie einſt die Horden der Völkerwanderung in die römiſche — die Beſtrebungen der Philoczechen und Grammatiker in Prag werden dazu kein Moment bilden, die laſſe man doch im Sinne einer konſervirenden Bildung ihre kleinen Denkmäler ſammeln. Wozu die Fragen unnütz auf die Spitze ſtellen, ob eine ſolche halbtodte Nationalität völlig getödtet werden ſolle oder nicht, weil ſolche zukunftsloſe Beſtrebungen nur Anderes hemmten, und die aufgeweckte Literatur dieſer Sprache keine Ausbeute gewähren könnte! Jedes ernſte Streben weckt in der Geſchichte, wenn auch nicht immer das Beabſichtigte, in jeder Sprache liegen eigenthümliche Civiliſationselemente, wie in jedem Individuum, nur der Vandalismus tödtet, um zu vereinfachen — folgt nicht vorſchnell dem radikalen Glauben, die Sprachen müßten auf wenige allgemeine reduzirt werden. Taugt er etwas, ſo wird er ſich nach erſchöpfter Ausbeute ohne direktes Zu-

thun erfüllen. Nationalitäten pronirt heutiges Tags nur die Beſchränktheit; aber auch nur die Allgemeinheitshaft übereilt die Abſchaffung derſelben.

Sollte man mich in Folge dieſes Paſſus zum korreſpondirenden Mitgliede ſolch einer czechiſchen Sprachgeſellſchaft erwählen, ſo könnte ſich ein Unglück ereignen.

Prag iſt ihr Stolz, ihr heiliges Mekka. Es war gegen Abend, als ich dort ankam, ein regneriſcher Nebel hing über der Bergſtadt, über den ſtolzen Schlöſſern, wo die prächtigen Ottokare, die nüchtern-wilden Huſſiten gehauſ't haben, und, da der Regen in Strömen herunterfiel, mußte ich eingeſperrt im Zimmer bleiben.

Das iſt ein paſſender Zeitpunkt, um über die närriſche Geſellſchaft und ihre Folgen aufzuklären.

24.

Florentin.

Florentin war bei einem österreichischen Beamten auferzogen worden; das ist von Wichtigkeit. Die Beamtenwelt eines Staates hat allgemeine Bezüge zur Nationalität, aber auch sehr bestimmte Abweichungen von dieser. Der Erzieher Florentins sah sich nur mit einem Komplimente nach einem Kollegen um, mit einem tiefen Bückling nach einem Vorgesetzten, er erstarb in Demuth, wenn er in die Nähe einer bedeutenden Staatsfigur gerieth.

Die Atmosphäre theilt sich mit: Florentin, ein fein organisirter, empfänglicher Knabe, ward der höflichste und verbindlichste junge Mann, er schlug sich sogar mit dieser Höflichkeit und Verbindlichkeit durch die Studentenjahre auf einer norddeutschen

Universität, was ungefähr so viel sagen will, als der glückliche Rückzug Xenophons durch viele hundert Meilen feindlichen Landes.

Der Erzieher hatte ihn nämlich entlassen, und Florentin begann seine Carriere in Norddeutschland. In kurzer Zeit war er der allgemeine Liebling seines neues Aufenthaltsortes, Niemand entging seiner Aufmerksamkeit, Jedermann fand sich mit besonders zuvorkommendem Wohlwollen behandelt, Florentin war Mittelpunkt, Liebling, Musterbild. Auf das Günstigste unterstützte ihn sein Aeußeres hierbei; er war schlank, hoch und geschmeidig aufgeschossen, fein und zierlich geschweift in Taille und Schulter, und doch stark und kräftig genug dabei, um den vollkommen behaglichen Eindruck einer schönen Figur zu erwecken. Sein Gesicht war ausdrucksreich, das Auge voll Gutmüthigkeit, das braune Haar dicht und reich.

So lebte er eine Zeitlang in der angenehmsten Lage hin, die reichsten, gefälligsten Eindrücke kamen ihm von allen Seiten entgegen, denn das Befinden

in der Gesellschaft ist eben ein nach den Gesetzen der Schwere und Bewegung sich regelndes Verhältniß — sogar eine natürliche Anlage zu Zweifel und Schwermuth schien von ihm gewichen zu sein.

Woran lag es, daß dies Leben plötzlich in's Stocken gerieth, ganz und gar in's Stocken gerieth? Er behandelte die Menschen wie Schemata, wie Begriffe, nicht wie gesonderte Individuen, und das bemerkten sie nach und nach, seine Höflichkeit und Artigkeit hatte nur eine allgemeine Physiognomie, das genügt aber den Leuten nicht, jeder Einzelne will der einzelne, eigene Erzeuger solchen Entgegenkommens seyn, er will ausgezeichnet werden, nicht aber eine gewöhnliche Nummer in der allgemeinen Bildungsziffer sein. Florentin war gegen Herrn Schmidt eben so artig wie gegen Herrn Schulz, und gegen Herrn Schulz ebenso wie gegen Herrn Huffmann, er fragte die Frau Kriegsräthin mit demselben verbindlichen Lächeln nach der Krankheit des Mopses, wie er sich bei der Frau Regierungsräthin nach dem Papagei erkundigte, er tanzte mit Rendantens Malchen eben so oft wie

mit Hofrath's Thusneldchen, es konnte ſich Niemand über ihn beſchweren, und darum wurde er zuerſt Vielen gleichgültig. Es blieb ihm gegenüber nichts zu hoffen, nichts zu fürchten übrig, und dieſer Zuſtand iſt der Tod alles Intereſſes, das heißt hier: alles Intereſſantſeins.

Dieſe Wahrnehmung ging indeſſen eine Zeitlang an ihm vorüber, weil ſein Herz von einem ungewöhnlichen Wohlwollen für eine Dame bewegt wurde. Sie war die einzige Tochter hochgeſtellter Eltern, und beſaß Alles, um ein Gemüth wie Florentin's zur lebhaften Theilnahme anzuregen: ſie war ſchlank und hoch gewachſen, das Antlitz war von fein begrenzter griechiſcher Form, alle ihre Bewegungen waren leicht, klein, in lockendes Maaß, in reizende Grenze gedrängt. Sie gab wenig aus in Wort oder Blick, aber das Ganze war in den Duft einer decenten, einſchmeichelnden Weiblichkeit gehüllt, Alles an ihr ſchien geſchaffen zu ſein für die Gewohnheiten und Neigungen Florentin's; er war entzückt von Aurelien.

Aber hierbei trat ihm sein ganzer Mensch störend in den Weg; es war gegen seine Innerlichkeit, einem Wesen ausschließend zu huldigen, es verletzte ihn, irgend Jemand zu vernachlässigen. Auch das in Liebe bewegte Herz glaubte er seinen Forderungen an Bildung unterwerfen zu müssen.

So gestattete er seiner zärtlichen Theilnahme keine bestimmte Färbung, und Aurelie gewöhnte sich daran, nicht mehr als einen theilnehmenden Freund in ihm zu erblicken.

Die Stellung ihrer Eltern in der Gesellschaft war ihm auch ein zurückdrängendes Hemmniß, sie waren höher situirt, als er es jemals zu werden hoffte. Vor jeder Inkonvenienz bebte er aber zurück, Leute einen Augenblick in bedenkliche, schwierige und prekäre Wahl zu versetzen, war ihm ein Aeußerstes, zu dem er sich nicht entschließen mochte.

So standen die Sachen: Alles hing an einem kleinen Anstoße, es bedurfte nichts als einiger Herzenskourage von seiner Seite, und Aurelie, die unberührte Blume, welcher noch kein drängender Son-

nenſtrahl nahe gekommen war, hätte ſich über Nacht entfaltet zur duftenden Blume, zur hingebenden Liebe. Er fühlte auch genau den wichtigen Moment der Situation, aber ſein Weſen geſtattete es nicht, ſo viel Rückſicht von Seite der Eltern, ſo viel Affekt von Seiten Amaliens in Anſpruch zu nehmen für ſich allein. Er zögerte, es kam ein anderer kühnerer Bewerber, an einem ſchönen Morgen gab der gallonirte Bediente aus Aureliens Hauſe eine Verlobungskarte bei ihm ab —

Von dieſem Augenblicke an brach Alles um ihn zuſammen, oder vielmehr gewahrte er es völlig, daß bereits Alles zuſammengebrochen ſei. Sein von Liebe gehobenes Herz hatte es nicht bemerkt, wie gleichgültig die Menſchen gegen ihn geworden ſeien, wie ſie ſeine Höflichkeiten aufnahmen gleich einer Schuldigkeit, welcher er ſich zu entledigen, und die man nach Belieben zu erwidern oder unerwidert zu laſſen habe.

Das ganze Gebäude ſeiner Exiſtenz ſtürzte über ihm ein, er ſah nirgends Wirkungen ſeiner geſell-

ſchaftlichen Schritte, er mißtraute nicht den Menſchen, ſondern ſich, glaubte, die Welt durchaus nicht verſtanden, eine durchaus unpaſſende Stellung eingenommen zu haben, kurz es überkamen ihn alle die Qualen eines gewiſſenhaften Menſchen, welcher plötzlich inne zu werden meint, daß er ein ſtörendes, jedenfalls unpaſſendes Mitglied der Geſellſchaft ſei, was nothwendig zu Grunde gehen müſſe.

Die körperliche Anlage zur Schwermuth bildete ſich mit Rieſenſchritten aus, denn Körper und Seele ſind ein Leib; er machte unter der ärgſten Pein, die er ſich aber um keinen Preis erſpart hätte, überall Abſchiedsviſiten, und kam der Verzweiflung nahe in Carlsbad an.

Es iſt hier, wo er ohne Verkehr mit der Welt, einſam im Zimmer lebt, die Bemerkung einzuſchalten, daß die bisherige Skizze Florentin's nicht etwa flüchtige Leſer verleiten ſolle, dieſen für einen unbedeutenden Schwachkopf zu halten. Er war nichts weniger als dies. Sein ganzes Weſen war aus einem breiten, mannigfachen Syſteme zuſammen

konstruirt. Eben so darf man seine Höflichkeit nicht ohne Weiteres für Schwäche, für kindisch-eingelerntes Treiben ansehn — ein innerer, tiefer Zusammenhang wurde nicht vergeblich in ihm gesucht.

Von vorn herein lebte und webte durch sein Herz wie durch seinen Geist der Grundsatz einer unendlichen Pietät; alles, was einmal war, hatte drei Viertheil Richtigkeit bei ihm voraus, weil es die Fähigkeit besessen hatte, sich zur Existenz zu machen, die Fähigkeit sich zu behaupten. Alles Historische im weitesten Sinne des Worts war ihm Auktorität, dahin gehörte nicht bloß die wichtigste Staatseinrichtung, sondern auch der kleinste Bezug zwischen Leuten, die Gewohnheit im Alltäglichen.

Er liebte keineswegs die Kriecherei, aber von dem einmal abgewogenen Verhältnisse wollte er nicht einen Gran verloren sehn.

Sich zu isoliren hielt er auch für Unrecht, er ging des Morgens zum Brunnen, und lernte dort unsre schöne Witwe Diana kennen. Da er sich auch wie einen Witwer ansah, so fand die Bekanntschaft

ſchnell und leicht harmloſe und ungefährliche Bezügniſſe. Diana hatte mancherlei Aehnlichkeit mit Florentin, nur beſaß ſie mehr Drang nach Abwechſelung, und dieſer hatte ihr eine zaghafte Kourage ausgebildet, womit ſie mehr Andere als ſich ſelbſt aufzumuntern pflegte. Meiſthin ſind nur diejenigen Weſen am verlockendſten, von denen wir eine Ergänzung unſeres Selbſt hoffen. Bei all ſeiner konſervativen Art war Florentin kein Ritter der Stagnation und des Stillſtandes, ein ſo ermunterndes Etwas, welches nicht jach und frech heraustrat, reizte ihn ungemein, er verbrachte in dem engen Badeleben die meiſte Zeit mit der ſchönen Witwe im ſchwarzſeidenen Kleide.

Sie war kurze Zeit verheurathet geweſen, verheurathet aus Konvenienz. Der Mann war geſtorben; ſie ſprach ſelten von ihm, und wenn es geſchah, ſo lag in dem Ausdrucke „mein verſtorbener Mann“ eine ſo unklare Miſchung von Pietät, Gleichgültigkeit und Gewohnheit, daß Florentin keine weitere Veranlaſſung darin finden konnte, näher nachzufragen.

Ein ungewöhnliches Intereſſe, was ſie an männlicher, ernſter Bildung nahm, gab den Unterhaltungen feſten Halt, Florentin's Scherz darüber nahm ſie ernſthaft lächelnd hin, ohne ihn weiter zu beantworten.

Brunnen und Umgang verſcheuchten ihm den Trübſinn; wenn er zuweilen noch klagte, ſo tröſtete ihn Diana mit wenigen ſcherzhaften, den Kleinmuth verwerfenden Worten. Dabei blickte ſie auf ihre Arbeit, und erſt wenn Florentin zu ihrer Ermunterung ſchwieg, ſchlug ſie die großen Augen auf, in denen eine ſichere Gutmüthigkeit und mancherlei gedanken = ahnungsreiche Phantaſie zu ruhen ſchien. Die hatten etwas ſehr Bedeutendes für ihn, dieſe großen ſchönen Augen, welche dunkle Brauen und Wimpern in lockenden Schatten ſtellten. Er ſuchte dann wohl ihre Hand und küßte ſie; Diana war aber bei all ſolchen Annäherungen gewöhnlich verlegen, die Röthe ſtieg in ihr Geſicht, und ſo viel Reiz auch dieſe Jungfräulichkeit haben mochte, ſie war nicht geeignet, den bedenklichen Florentin aufzumuntern.

Um dieſe Zeit traf Aurelie mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam im Bade ein; Florentin war beſtürzt, als er ſie des Morgens traf; er hätte fliehen mögen, aber ſein Naturel geſtattete es nicht, den Artigkeiten zu entrinnen, welche die Neuangekommenen von ihm, dem alten Bekannten und Freunde erwarten durften, der das Bad und deſſen Gelegenheiten ſchon genauer kennen mußte.

Aurelie war noch viel ſchöner geworden, die Reiſe hatte ſie aufgeregt, ihre ſonſtige Stille ward durch ein lebhafteres Weſen bewegt, und Florentin glaubte manchmal zu entdecken, daß aus der ſchweigenden Ruhe ihrer Formen und Blicke ungewöhnliche Zeichen von tiefem, ſtarkem Temperamente aufſchlügen, wie in ſtiller, ſchweigender Sommernacht plötzlich Blitze am Horizonte leuchten.

Und wie unpaſſend erſchien ihm der Bräutigam: ein glatter, gewandter Weltmann, ein aimable Roué, der ſchön tanzen und reiten, Artigkeiten ſagen, eine Dame ſchön am Arme produciren konnte. Er bat Florentin in der Eile um ſeine Freundſchaft,

da ihm Aurelie erzählt, mit welcher Artigkeit er ſich früher ihre Unterhaltung habe angelegen ſein laſſen, er bat, der Dame im ſchwarzen Kleide vorgeſtellt zu werden, mit welcher Florentin eben promenirt ſei.

Auf dieſe Weiſe ging die Geſellſchaft in einander über. Bald darauf erſchien auch Marie, eine Bekannte Diana's, an welche ſie ſich anſchloß und wodurch ſie ebenfalls dieſem Zirkel eingeordnet wurde.

Es begann eine ſtörſame bewegte Zeit für Florentin.

25.

Fortsetzung.

Leichte, spekulirende Charaktere können niemals so unglücklich werden, oder wenigstens nicht so leicht unglücklich werden, als österreichische, welche Florentin gleichen. Jene suchen sich bei ungewöhnlichen, mißlichen Verhältnissen neue Wege, und gelingt es auch auf diesen nicht, so trösten sie sich doch leicht über die fehlgegangene Spekulation mit der Hoffnung, daß die richtige wahrscheinlich dicht daneben ruhe, und beim nächsten Versuche gefunden werde. Aber Florentin fürchtet sich vor der Abnormität wie vor dem Fehler, dem Irrthum selbst, das Abweichen vom Hergebrachten ist ihm ein riesiges Wagstück. Da sah er sich mit lebhafter Besorgniß drei jungen Damen gegenüber, zu welchen er, wenn auch in

verſchiedenartige, doch gleich nahe und zutrauliche Verhältniſſe gerieth. Diana zog ſich zwar in ihrer Schüchternheit mehr zurück, ſobald ſie lebhaftes Geſpräch und Intereſſe bemerkte, in welches Florentin von andrer Seite gezogen wurde, aber dadurch zog ſie am Sicherſten Florentin nach, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Seine feinen geſelligen Organe empfanden es auf der Stelle, wenn Jemand nicht mehr den vollen, befriedigten Herzensklang erwiderte im Umgange und Geſpräch, das letztere mochte noch ſo unbedeutend ſcheinen.

Daneben frappirte ihn Marie durch Friſche, Muthwillen, durch ſpringende, herausfordernde Schönheit. Der Wechſel ihrer Stimmungen und Launen, das Leichte, Spielende ihrer Auffaſſung, das Verlockende, Berauſchende ihrer einzelnen Blicke, dieſes ganze verborgene Triebwerk einer jugendlichen Koketterie überraſchte und reizte ihn auf eine andere, neue Weiſe. Dies Weſen ging aus dem Gewöhnlichen heraus und war doch ſo gefällig! er fühlte ſich aufgemuntert, in Bewegung geſetzt, fand alle die Gegen-

ſeitigkeit und Elaſticität der Geſellſchaft, welche er ſo lange und ſchmerzlich vermißt hatte, in einem erhöhten Grade wieder, wie ein Champagnerrauſch drang die Nähe Mariens auf ihn ein.

Und zum Dritten, was ſollte er mit ſeinem Herzen Aurelien gegenüber? Sympathie iſt in vieler Rückſicht wie der Adel: ſie wächſt mit der bloßen Zeitlänge, ſie iſt ein Samenkorn, in's Herz geworfen, was ohne weiteres Zuthun wuchert und keimt und aufgeht, groß und gewaltig wird, ein Baum, der Alles überſchattet, ohne daß wir noch daran gedacht, dafür gewirkt haben. Auch die Liebe hat ihren unſichtbaren Dämon, der im Schlafe mit uns ſpielt: ein Traum bringt das alte Bild vor unſre Augen, was wir beſtäubt, vergeſſen dachten, und am nächſten Morgen ſteht es friſch und roſenroth vor unſern Blicken, verläßt uns nicht mehr, treibt uns zu Pferde, hinab in den Jahre lang verlaſſenen Ort, wo ſie wohnt, wo ſie waltet, zu ihren Füßen, an ihren Hals. Wir ſind befangen, wir ſind im Strudel, lange nachher gewahren wir

vielleicht erſt, daß wir exaltirt worden, durch die Ferne der Farbe getäuſcht worden ſind, daß Jugend und Schimmer fehlen — aber dieſer letztere Gang war fremd in Florentin's Seele. Sie war zu dicht mit Pietät angefüllt, um ihm Raum zu geben. Er ſah nur Aurelie vor ſich, die beglückende Schönheit, gedachte nur all der heimlichen Stunden, wo er neben ihr geſeſſen in harmloſem, wohlthuendem Geſpräche, wo er ihre junge hoffende Seele aufgeſchloſſen habe den lockenden Ausſichten auf ſtille, genügſame Freude, keuſchen Genuß in der wohl gefügten Welt. Und er ſah den faden Erben einer ſo wohligen Vergangenheit, er ſah das ungewöhnliche, neue Feuer, was Aurelien in Wangen und Auge trat, wenn ihr eine entſchlüpfte Andeutung an die Geſchichte ſeines Herzens, ein ungewöhnlich warmes Wort, eine zufällige Berührung ihres Armes der jungen Braut näher brachte!

War es ein Wunder, wenn ein Charakter, wie Florentins, alles Steuer zu verlieren glaubte bei ſolcher Meeresfahrt?

Es war an einem blitzenden Sommermorgen, als dieſe Geſellſchaft, Aurelie mit ihrem Bräutigam, Marie, der alte Onkel, Diana und Florentin eine Partie nach Prag unternahmen. Sie hatten zwei bequeme Wagen und raſche Pferde, die Morgenſonne vergoldete Berge, der Thau tropfte von den Bäumen, Lerchen ſtiegen um die Wette ſchwirrend und trillernd auf, die Luft war durch ein nächtliches Gewitter aufgeregt und wogte in warmen, üppigen Strömungen — Florentin, welcher Aurelien und der ſchönen Witwe gegenüber ſaß, warf alle ſtörende Herzens- und Geſellſchaftsſorge hinter ſich, und gab ſich den verlockenden, ſüßen Eindrücken der Fahrt ohne Weiteres hin. So ward er freundlicher, dreiſter als gewöhnlich gegen die junge Braut, und es war nicht wohl zu verkennen bei der Einfahrt in die ſtolze Bergesſtadt, daß Aurelie in einer ungewöhnlichen Bewegung war. Der Abend lockte die Geſellſchaft zu einem Spaziergange, man war zeitig genug angekommen, und fühlte ſich nicht ermüdet. Sie waren ſchon alle im Hausflure des Gaſthofs,

als Aurelie den Arm ihres Bräutigams fahren ließ, und mit der Erklärung, etwas vergessen zu haben, umkehrte. Florentin, welcher ihren Blicken begegnete, bewies sich galant, und sprang die Treppe voraus, um das Vergessene herbeizubringen, athemlos kamen sie auf dem Zimmer an, Aurelie blieb stehen, ihre Brust stürmte, Florentin fragte kaum verständlich, was sie zurückgelassen habe, sie antwortete nicht, sah zu Boden. Er schwieg ebenfalls, und hatte ihre Hand ergriffen, die leise zitterte in der seinigen. Plötzlich richtete sie ihren Kopf in die Höhe, sah ihn mit lebhaften, glühenden Augen an, und fiel ihm mit dem Ausrufe „Florentin, o Florentin!“ um den Hals. Sie küßten sich, wie Wanderer trinken mögen, die eine brennende Tagereise durch Wüsten gemacht haben ohne Wasser.

Aurelie! rief der Bräutigam, die Treppe heraufkommend. Die Thür war nur angelehnt, sie hörten ihn, und flogen von einander. —

— Wer von diesen Verhältnissen und Vorgängen unterrichtet gewesen wäre, für den hätte es ein sehr

auffallender Anblick sein müssen, die Gesellschaft auf den Nebenhöhen des Hradczin spaziren zu sehen. Die Sonne war eben unter gegangen, roth wie Scham und Freude starker, leidenschaftlicher Wesen lag ihr Schimmer auf der duftenden Erde, die Fenster der Palläste auf dem Berge glühten, und immer dunkler, unendlicher ward die untere Stadt mit ihren steinernen Häuserkolossen, mit der gewaltigen Brücke, mit den vielen Thürmchen: die Gesellschaft war still und sah hinunter nach der Stadt. Aurelien's Augen leuchteten in ungewöhnlicher Begeisterung, und suchten Florentin.

Aber Florentin ließ die seinigen nicht finden, eine Wolke dichter Trauer hing über seinem Antlitze, und nur seine große, gesellige Routine verbarg es, mit welcher Anstrengung er seiner Obliegenheit nachkam, und Dianen unterhielt von den böhmischen Herzögen und Königen, vom heiligen Nepomuck, dem ersäuften.

Geflissentlich wich er Aurelien aus beim Rückkehren, und als diese nicht sogleich erkannte, daß

ſolche Hinderniſſe nur von ihm allein ausgingen, war jeden Augenblick ein leidenſchaftlicher Schritt von ihrer Seite zu beſorgen. Es iſt, als ob die Paſſionen ein Erbrecht von ganz beſtimmter Ausdehnung auf uns hätten, was ſie früher oder ſpäter unerbittlich und rückſichtslos geltend machten: ſchweigſam, wie nicht exiſtirend, hatten ſie in dieſem ruhigen Mädchen geſchlummert, ja Niemand hatte ihr Daſein geahnt, und jetzt traten ſie plötzlich ſo drohend, ungebunden hervor.

Man hat Viel hin und her geſprochen, und wird Viel hin und her ſprechen, ob ſie mehr Göttliches oder mehr Beſtialiſches in ſich tragen, die edlen Leidenſchaften unſeres Herzens, welche die Schranken aller Bildung brechen, dem Herzen die urſprünglichen Rechte vindiciren, keine Schonung, keine Rückſicht erkennen.

Für dieſen Zweck genügt es darauf hinzuweiſen, daß ſie juſt in ſtillen weiblichen Charakteren oft in größter Gewalt angetroffen werden, ſie ſind wie der Blitzesſchatz einer ſchweren Donnerwolke aufgeſpart

worden, welche geräuſchlos, blaß und ohne die mindeſte Ankündigung daher zieht, bei dem leiſeſten Anſtoße aber eine nie erwartete Kraft und Fülle entladet.

Aurelie jagte an dieſem Abende ihren Bräutigam fort, und rief und ſchickte fortwährend nach Florentin.

Er war nicht zu ſehen, der Glückstaumel hatte ihn vor dem Spazirgange überwältigt, er hatte ſich eine kurze Zeit ganz und gar dem Rauſche hingegeben, den ein plötzliches Begegnen in Liebe beſonders dann mit ſich bringt, wenn es mit einem alten Wunſche des Herzens zuſammentrifft. Denn unſere Wünſche wachſen uns unbemerkt über den Kopf wie unſere Kinder. In jenen Momenten hatte er zum erſten Male alle Rückſicht vergeſſen, ſich der Poeſie des Augenblicks hingegeben wie ein Kind. Noch eh' die Sonne unterging, hatte er aber ſich und das Grundweſen ſeiner Bildung wieder gefunden, es bedrängten ihn ſtürmiſch die Gedanken: was ſoll aus der Welt werden, wenn wir allen plötzlichen Regungen nachgeben oder gar fröhnen und

ſchmeicheln wollen, wenn wir alle abgeſchloſſene Uebereinkunft, alles geordnete Verhältniß ohne Achtung bei Seite ſchieben, um unſerm egoiſtiſchen Gelüſte nachzukommen, wenn uns die Braut, die Gattin nicht mehr verpflichtete, geweihte Weſen ſind, welche die Kultur außerhalb unſrer Gedanken und Wünſche hingeſtellt hat.

Es gab einen harten Kampf in ſeinem Innern, und als er ſpät in der Nacht in's Gaſthaus kam, glaubte er, einen Sieg errungen zu haben — er ſetzte ſich hin, um Aurelien zu ſchreiben, wie nothwendig es ſei, daß ihre beiderſeitige augenblickliche Verirrung für eine ſolche angeſehen werde und die einzige bleibe —

Der Onkel erzählte ihm, was vorgefallen ſei, wie Aurelie nach ihm verlangt habe, und dies beſchleunigte ſeine Feder, gab ihr noch entſchied'nere Worte. Als er hörte, daß in Aureliens Zimmer noch Licht ſei, ließ er das Kammermädchen rufen, und gab ihr alsbald das Schreiben.

Aurelie ſchrie laut auf, als ſie's geleſen, dann ſchwieg ſie lange, trat in's Fenſter, ſah in die dunklen Nachtwolken. Als endlich das Mädchen fragte, ob ſie ausgekleidet ſeyn wolle, ſprach ſie: Packe meinen Koffer und beſtelle mir Poſtpferde.

Die erſten Tagesſtreifen zuckten am Horizonte herauf, als ſie nach Karlsbad zurückfuhr.

Ihr Bräutigam, welcher gut geſchlafen hatte, erfuhr dieſe Abreiſe erſt ſpät am andern Morgen, und fuhr ihr gegen Mittag nach.

26.

Prag.

Dieſe letzten Ereigniſſe fielen in die Mitte des Sommers 1833, und die Reiſegeſellſchaft war erſt ſeit wenig Tagen von Prag zurückgekehrt, als ich damals nach Karlsbad kam, und ein ſanguiniſches Reiſefaible für Maria faßte. Ich erinnere mich ſehr wohl eines ſchlanken jungen Mannes, der leichten aber langſamen Schrittes bei den Brunnen umherſtrich im langen dunklen Sürtout. Es war ein ausdruckvolles, tragiſches Geſicht, und obwohl die ganze Erſcheinung im Grunde nach Einſamkeit zu dürſten ſchien, ſo ſah man ihn doch immer jeglicher Anſprache mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen, dieß war Florentin.

Aurelie war abgereiſ't; Maria ließ es ſich angelegen ſein, ihn zu ermuntern. Dieß wunderliche Mädchen konnte Niemand traurig ſehen, und ſo hatte ſich's denn ereignet, daß ich nach einem Vierteljahre dieſe beiden Leute in Wien als Verlobte wieder fand.

Der alte Onkel, welcher mit großer Aufmerkſamkeit Florentins frühere Geſchichte erforſcht, das Weſen und Treiben desſelben beobachtet hatte, ſprach ſich an jenem Abende in Hietzing frei und unumwunden drüber aus, wo er die Nichte ſammt ihrem Bräutigam in die närriſche Geſellſchaft einſchloß, und die Zuneigung von Seiten Mariens einer Koketterie zuſchrieb, die ſich ſelbſt täuſche, die Liebe Florentins aber nichts als eine erwidernde Rückſicht nannte, wie ſie ſeinem höflichen Herzen noch hundertmal entſprießen könne.

Die mißhandelte Geſellſchaft löſ'te ſich an jenem Abende noch in erträgliches Wohlgefallen auf; als es zehn Uhr ſchlug, erklärte der Onkel, die erſte Probe ſei hiermit überſtanden, die Betheiligten möch-

ten in der angedeuteten Weiſe ihre Narrheit zu kuriren ſuchen; ſobald er wiederkehre, ſolle ein ſpecielles Examen ſtatt finden. Damit nahm er den Arm ſeiner Nichte, führte ſie an den harrenden Wagen und fuhr davon.

Im Fremdenverzeichniſſe des ſchwarzen Roſſes zu Prag fand ich an jenem regneriſchen Abende ſeinen Namen, und der Kellner berichtete, daß die Herrſchaften drei Zimmer im erſten Stock bewohnten, nämlich der alte Herr, ſein Fräulein Nichte und die Wittwe im ſchwarzſeidenen Kleide. Geſtern ſei auch Herr Florentin wieder angekommen.

Das war erklärlich: ſeine Höflichkeit konnte nicht geſtatten, daß die eingegangene Verpflichtung mit Marien auf eine ſo brüſke Weiſe gelöſ't würde.

Man hätte nicht glauben ſollen, daß ſich unter ſolchen Umſtänden ein behaglicher Verkehr habe geſtalten laſſen. Und doch war dem ſo. Der Onkel, welcher das Ganze humoriſtiſch anzufaſſen, und dem Verhältniſſe auf ſolche Weiſe eine angenehme Färbung zu geben wußte, wirkte dadurch auf's Beſte

ein. Marie, die leichte, loſe, faßte dieß mit ihrem glücklichen Naturel auf, und ſo ward die mißglückte Verlobung entweder leichtſinnig und heiter perſifflirt, oder mit ungezwungener Manier ohne Beachtung gelaſſen. Diana war ſtill und lieb dabei: wenn Florentin ſeine Wünſche über enges, häusliches Leben entwickelte, und Marie ihn deßhalb als einen jungen Philiſter verſpottete, dann ſtimmte ihm Diana bei mit wenigen aber herzlichen Worten. Sie gab reizendes Detail zu ſeinen Bildern.

„Ich bin verloren," pflegte er zu ſagen, „für die bewegliche, kreiſende Welt, ich werde in meine Heimath Oeſterreich zurückkehren, irgend eine harmloſe Geſpielin meiner Jugend aufſuchen, und mir ein beſchränktes, ſtilles Leben einrichten."

Das wird Sie beglücken, ſetzte Diana hinzu.

Verhältniſſe und Stimmungen waren auf dieſe Weiſe wohl geordnet, um uns für alle äußeren Eindrücke unbefangen zu erhalten; wir betrachteten die alte merkwürdige Stadt.

Sie iſt durch die Moldau in zwei Theile geſchieden. Auf dem rechten Ufer, alſo derjenigen Seite, die Wien zunächſt liegt, iſt die Alt- und Neuſtadt, auf dem linken an den Bergen hinauf und auf der Höhe ſelbſt die berühmte Kleinſeite und der Hradſchin. Wien hat Paläſte, in Prag präſentiren ſie ſich. Die grauen ſtolzen Schlöſſer von Stein auf der Kleinſeite ſprechen gewaltig vom böhmiſchen Adel, von ſeiner Macht, ſeinen Proteſtationen gegen die Kaiſer, von all' der ſlaviſchen Herrlichkeit früherer Jahrhunderte. Auf der kompakten ſteinernen Brücke, welche die beiden Städte verbindet, ſteht der heilige Nepomuk, welcher ſein Leben dafür geopfert hat, auf allen Brücken ſchweigend fortleben zu dürfen. Wie viel Leute, die ungerecht erſäuft wurden, ſind in der Dunkelheit verloren gegangen: ſo wichtig bleiben Verhältniſſe für Gedächtniß und Ruhm. Jedes Kind macht die Bekanntſchaft des heiligen Nepomuk und läßt ſich die Geſchichte erzählen, wie er ſich geweigert habe, dem wüſten, beſoffenen König Wenzel das Beichtgeheimniß der Königin zu verra-

then, wie er von der Brücke hinabgeſtürzt worden in den Fluß, blitzende Hellebarden haben das Volk zurückgedrängt, fünf kleine Flammen ſind leuchtend aus den Wellen getreten, als er untergeſunken iſt.

Maria, die loſe, blieb lange vor der Statue raſten, und ſagte: Er iſt ein Märtyrer der Frauen geweſen, das iſt ſeiner Renommee ſehr zu Hülfe gekommen; es iſt nicht genug, ſeine Helden nicht zu vergeſſen, wie Ihr Männer thut. Uebrigens muß man dieſes Bild ſehen, um eine Intuition in Nepomuks Zuſtände und Charakter zu gewinnen. Das iſt ein gefälliger menſchenfreundlicher Kopf, es iſt ein natürliches Gefühl in dieſen Zügen, und Nepomuk iſt ſicher nicht ſo blöde geweſen, wie man thörichter Weiſe vorausſetzt — braver Nepomuk mit ſo viel Discretion für die ſchöne Königin, blauer Mann, wirklicher Märtyrer!

Auf dem Hradſchin, dem ſtolzeſten alten Herrſcherſchloſſe, wohnte eben der Kaiſer Franz, er war das letzte Mal in Böhmen, es war Sonntag und er gab Audienz. Die Menſchen, welche zu bitten

hatten, man denke alſo, welche Schaaren ſtrömten hinauf, um ihm an's Herz zu legen, die verlangſamen Gedanken ſchlafloſer Nächte. Wahrlich, es iſt ein göttliches Glück, Kaiſer zu ſein, Hunderten konnte er helfen an dieſem Sonntagsmorgen, Hunderten konnte er die verwelkte Hoffnung anfriſchen.

Alle Gänge des Hradſchin waren mit Supplikanten angefüllt — nach vielen, vielen Jahren werden die Familien erzählen von jenem Morgen.

Wir treten in den wunderlich ſchönen Dom, wo ein rother Küſter mit zuſammengeleimter Perücke ſchlechte Merkwürdigkeiten zeigt; aber die Sonne brach draußen die Regenwolken und flog bleich in die langen Fenſter über den maſſiven Sarg des heiligen Nepomuk, über das Grab der Ottokare. Es iſt mir unſicher im Gedächtniſſe, daß jener Sarg von blankem Silber war, aber ich kann nichts Poſitives ſagen, da mir Muhamed's Sarg nicht aus dem Gedächtniſſe will, der in der Luft ſchwebt an den unſichtbaren Kräften eines Magnets.

Der rothe Küſter ſchnupfte am Grabe Ottokars — eine ſchlecht gemachte Perücke und eine Schnupftabakdoſe ſind jeder Kirchenilluſion tödtlich; es ſollte Beides nicht geduldet werden. Die alten Fürſten der Kirche gingen im Nothfalle mit völlig nackten Köpfen, ich gedenke immer mit heiligem Schauer eines ſolchen Bildes, wo Bernhard von Clairvaux dem Kaiſer Conrad Kreuzzug predigt — wenn Bernhard die Perücke und Schnupftabakdoſe meines rothen Küſters gehabt hätte, er würde keinen Kreuzzug zu Stande gebracht haben. Schnupftabak geſtattet keine Begeiſterung.

Es iſt eine wilde Schönheit in dieſer Kirche, der graue Tag und die bleichen Sonnenſtrahlen mochten das ihrige dazu beitragen, eine böhmiſche, ſlaviſche Schönheit, etwas Unordnung unter maſſiven, ſtolzen Stoffen, keine weiche, künſtleriſche Kultur.

In dieſe Auffaſſungsweiſe paßt Ottokar; vielleicht iſt er Schuld daran, ich ſah fortwährend ſein Grab offen, und hinter den Pfeilern ging er umher haſtig, innehaltend, wild, halb in verſchoſſenen,

vornehmen Sammt gekleidet, halb in Eisen, eine böhmische Mischung von Reichthum, Kultur und Wildheit. Es ist mir nicht mehr recht gegenwärtig, welcher Hebel mangelt in Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende," daß es kein überall verlangtes Stück geworden, aber ich erinnere mich deutlich schöner Bilder daraus, die mir immer einfallen bei Böhmen und böhmischen Königen: Kaiser hat er werden wollen, der stolze, hoch gewachsene Czeche, ein schweizerischer Edelmann, Rudolph von Habsburg wird ihm vorgezogen, knieend soll er, der schimmernde Fürst, dem schlichten Ritter huldigen. Der Uebermuth, der Zorn schäumt auf der Lippe; die Umstände werden ungünstig, er bezwingt seinen Stolz, beugt sein Knie unter einem bergenden Zelte — das Zelt fliegt auseinander, die Völkerschaften sehen den gebeugten Böhmerkönig; rasselnd, von Wuth gepeitscht, springt er auf; der Krieg um Tod und Leben wird entzündet, auf dem Wienerischen Marchfelde kommt es zur wilden Schlacht und Entscheidung, ob Oesterreich oder Böhmen oben sei.

Böhmen fällt, und ist Oesterreichs nimmer wieder Herr geworden, denn auch die rauhhaarigen Hussiten gingen unter.

Im abgetragenen schwarzen Kleide irrt der kleinmüthig gewordene Ottokar an den Burgthoren umher, auch seine kleinen Feinde demüthigen ihn, er ist zerbrochen; das stolze Böhmen stirbt mit ihm.

Wallenstein war der letzte Versuch dieses Landes: in den fanatischsten Religionskrieg trat er mit dem kühlsten theologischen Indifferentismus, und erlag, weil er keine Begeisterung mitbrachte und sich nicht mit zweiten Positionen begnügen wollte. Die ersten Stellen der Herrschaft sind immer nur dem Herzen feil, wenn es auch ein wildes und irrendes ist, der Kopf allein wird nur Minister.

Ein düsterer Palast ist in Prag noch übrig vom knöchernen Friedland, und auf den Schöffern im Lande begegnet man nur noch seinem Gedächtnisse, sonst ist der Name Waldstein verschwunden. Ich habe schon früher erwähnt, daß man ihn jetzt unschuldig macht, daß er für ein Opfer der Hofkabale

ausgegeben wird, der Erzherzog Karl soll Kisten gefunden, geöffnet und gleich nach Wien geschickt haben — wer nimmt den Schiller zurück und dem Volke das Bild aus der Cotta'schen Ausgabe?

Karl X. war durch die Anwesenheit des Kaisers vom Hradschin vertrieben, und es half uns nichts, die Stunde seiner Messe abzuwarten, welche er sonst täglich in dieser Kirche einzuhalten pflegt.

Ein Regenschleier lag über dem steinernen Thale, als wir heraustraten auf den Berg — ich hatte mich so lange gefreut, das pittoreske, gepriesene Prag zu sehen, und fand es in so schlechten Farben. Darum enthalte ich mich, ein Urtheil auszusprechen: ein wenig wüst und steingrau gefärbt mag es wohl am besten Tage sein. Dieß ist ein Grundmangel vieler deutschen Gegenden, welcher den noch so interessant gruppirten Erdmassen den Anstrich einer gewissen Aermlichkeit gibt. Das Wort pauvre drückt noch deutlicher aus, was ich meine. Bei ähnlichen deutschen Gegenden werde ich immer prosaisch an die Entstehung solch pittoresker Partieen

erinnert. Die Fluthen, die Ueberſchwemmungen, welche einen großen Theil unſerer Oberfläche geformt haben mögen, erſcheinen mir wie erſt geſtern dagewesen, die Farben haben die Erdwunden nicht dicht genug bedeckt, und der Zufall einer ſolchen Bildung, in welche wir Tauſenderlei hinein dichten möchten, ſtört ebenfalls meine Illuſion.

Wer läßt ſich beim Anblicke einer glänzenden Frauenſchönheit gern daran erinnern, wie die Dame vor wenig Jahren ein mageres Fiſchlein geweſen ſei mit abgeſchnittenem Haar — die Unmittelbarkeit beſticht; eine ſchöne Gegend erinnert nicht zuerſt und zunächſt an die Geologie.

Farben, Farben fehlten und fehlen Deutſchland, daher unſre Ideologie, unſre blaſſen Ideale. Gott ſei Dank, daß wir grüne Wälder haben, ſie tröſten unſer Auge und Herz. Marie ſang in das Thal hinunter:

Grünes England, grünes Deutſchland
Deine Männer ſind ſo weiß —
Kennſt Du keine ſchwarzen Augen,
Augen glühend, brennend heiß?

Blaſſe Länder, blaſſe Liebe,
Herz, wo iſt Dein Vaterland?
Mußt zum Wandern Dich entſchließen
Nach dem dunkelbraunen Land!

Ich glaube, Mädchen, ſagte der Onkel, Du wirſt noch verrückt, voll bornirter, gemachter Leidenſchaft, künſtlicher Sehnſucht, Koketterie — Du kriegſt in Deinem Leben keinen Mann.

Doch Onkel, doch!

27.

Das böhmiſche Mädchen.

Maria war und blieb ein ausgelaſſenes Kind, der Onkel hatte ſeine liebe Noth. Als wir vom Berge herabſtiegen, gab ſie mir den Arm und erklärte mir die Landſchaft — ſie war ja ſchon damals in Prag geweſen, wie Aurelie mitreiſ'te — bei ſchönem Sonnenſcheine muß es ein romantiſcher Anblick ſein, den vielleicht nur Heidelberg in Deutſchland übertrifft. Die Städte dehnen ſich an beiden Ufern des Fluſſes und an den Bergeshängen hin, tief unten erzählt ſchwarzgrau der Wiſcherad von alter, unheimlicher Slavenzeit, inmitten der Moldau liegen zwei große Inſeln, die Schützen- und Färberinſel, genannt „Groß- und Klein-Venedig," dort tummelt ſich Sonntags der Böhme, und es war

Sonntag. — „Wir wollen heute unter das Volk gehen," ſagte Maria, „ich habe eine kleine Mannsgarderobe für Gebirgsreiſen bei mir, die leg' ich an, und ſo ſtreichen wir herum. Aber Florentin muß mit uns gehen, hören Sie warum: Ich habe hier ein ſchlichtes Mädchen beobachtet, das in unſerer Nähe wohnt. Die geht heut Abend zu Tanze, ich glaube, ſie heißt Roſalia. Das Böhmerland würd' ich wiederzuſehen glauben, wenn mir dieß Mädchen in Afrika begegnete. Es iſt eine ſchlanke Geſtalt mit raſchen Bewegungen, ein blaſſes Geſicht mit dunklen, meiſt verſchloſſenen Augen, die einzelnen Theile des Antlitzes ſtehen nicht in ganz richtigem Verhältniſſe zu einander, die Lippen ſind ſchmal und feſt auf einander gedrückt, aber der Eindruck des Ganzen mag für die Männer pikant und herausfordernd ſein. Es bewerben ſich Viele um das Mädchen, ſie nimmt aber wenig Notiz davon, nur einem jungen Burſchen geſtattet ſie ein wenig mehr Vertraulichkeit. - Dieſer Franz hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Florentin, des Abends geht ſie

unter unſern Fenſtern mit ihm ſpazieren. Vorgeſtern muſicirte und ſang ich bis tief in die Nacht hinein, mein Zimmer war dunkel, und ich trat vor dem Schlafengehen noch einmal an's offene Fenſter, der Mond ſchien hell, bei Florentin war noch Licht, ich hörte, wie er ſein Fenſter ſchloß, und drüben aus dem Schatten huſchte eine verhüllte Geſtalt, in dem Häuschen, wo Roſalie wohnt, verſchwand ſie, ich erkannte ſie am Gange." —

Florentin hatte auf all dieſe Dinge nicht Acht gehabt, und mit gewöhnlicher Höflichkeit fügte er ſich Mariens Bitten, ſie zu begleiten. Er bat Diana, auch von der Partie zu ſeyn; es war dieſer indeſſen zu gewagt und unternehmend, der Onkel ſchüttelte den Kopf zur dreiſten Maskerade ſeiner Nichte und murrte, aber das tolle Mädchen kehrte ſich nicht daran, und um 9 Uhr des Abends ſuchten wir den Ort des Tanzes auf.

Die Aufgabe war nicht leicht, und wäre uns ohne das im Mondſchein herum ſpazierende Paar Franz und Roſalie kaum gelungen. Marie knüpfte

sogleich Unterhandlungen an, von Rosalien war sie oft gesehen worden, es war zu vermuthen, daß dieß Mädchen sie erkennen würde, und deshalb schien es gerathener, Rosalie selbst in's Geheimniß zu ziehen.

Diese letztere benahm sich mit einer seltenen Mischung von schüchternem, blödem Wesen und hastiger Dreistigkeit, ihre verriegelten Augen sprangen oft plötzlich über Florentin's Gestalt hinweg, und hafteten dabei einen Moment lang starr und forschend nach den Blicken desselben.

Man stieg einige Stufen nieder in ein Souterrain, es waren Gewölbe, die mit spärlicher Beleuchtung ausgestattet Räume zum Zechen und Tanzen darboten. Ein dumpfes Wesen ging durch die vereinzelte Gesellschaft, nichts von der Wiener Lustigkeit, von schlesischer Schwatzhaftigkeit war zu bemerken, ich konnte mich eines unheimlichen Eindrucks nicht ganz erwehren, und auch Marie an meiner Seite verlor die heitere Zuversicht. Es fehlte wirklich nicht ganz an dem Eindruck, welchen

eine Räubergesellschaft machen kann, die unter Schloßruinen sich für stete Gefahren zu entschädigen trachtet. Der Tanz im größten Gewölbe war wild, aber still, die schlanken Bursche sahen uns forschend von der Seite an mit ihren dunklen, schnellen Augen.

Florentin, der sich Anfangs in diesem Volkselemente ganz unglücklich befand, wurde durch Rosalien, die er auf Mariens Drängen zum Tanze aufgezogen hatte, von Lokalität und Umgebung abgeleitet. Das Mädchen legt sich ihm so fest in den Arm, all' ihre Bewegungen erhielten eine so bestimmte Leidenschaftlichkeit in Bezug auf ihn, daß seine erwachenden Sinne alles übrige Besorgliche verdeckten, was sonst in dieser Lage sein Wesen sicherlich übermannt hätte.

Es gehört auch in den Bereich eines guten Herzens, ein Liebesverlangen, was ihm nahe tritt, nicht hart zurückzuweisen. Es ist dieß eine der gefährlichsten Brücken: wie viel Menschen gewähren aus bloßer Theilnahme, aus Mitgefühl, oft aus Mitleid Liebesbezeigungen, die sie sonst versagt

hätten. Das einmal Gethane iſt der ausgehobene Schritt zum zweiten. Gewohnheit ſtumpft die Motive ab, und die Lüderlichkeit wird aus der Gutmüthigkeit geboren.

Dieſe Perſpektive ſtörte indeſſen Florentin an jenem Abende nicht, das ſtill und entſchloſſen Leidenſchaftliche Roſaliens beſchäftigte ihn lediglich. Marie, der Schalk, ſah ſchadenfroh drein, als ſich Florentin neben das Mädchen ſetzte, als Franz entrüſtet aufſtand.

In den nächſten Tagen änderte ſich das natürlich, Florentin erkannte, daß die Ruhe eines Mädchens auf dem Spiel ſtehe, wenn er ſeinem Gelüſte nicht Einhalt thue. Er verdammte ohnedieß von Hauſe aus jene leichtſinnigen Aventuren, welche gefliſſentlich allen Zukunftskeim zertreten. Dieſe aphoriſtiſche, raſche Ergreifung der Lebensäußerungen war ſeinem Charakter ſchnurſtracks entgegen.

Er trat alſo nicht mehr an's Fenſter, um Roſalien zu ſehen, ging ihr nicht mehr zu Gefallen über die Straße — die verſchiedenen Anſichten über

Absolutismus nöthigten mich indessen, per Extrapost nach der sächsischen Grenze zu fahren, und diese Verhältnisse in Prag schwanden aus meinem Sinne, verdrängt durch andere.

Es war um die Zeit des Kongresses von Münchengrätz, und die Monarchen waren eben in Theresienstadt, als ich vorüberfuhr. Zu Leitmeritz, das nur etwa einen langen Kanonenschuß von jener Festung entfernt liegt, erzählte die Tischgesellschaft ein Langes und Breites von einem wunderlichen Vorfalle. Der Marschall Maison, designirter Ambassadeur nach Petersburg, sei unberufen auf einem unscheinbaren Stellwagen vor dem Schlosse in Theresienstadt erschienen, im Gegensatze zum Fuhrwerke, mit voller Marschallsuniform angethan und habe eine Audienz nachgesucht.

Es gibt keine schönere Ironie, als wenn man nach Jahren die drohenden Demonstrationen der Politik wiedererzählt, welche zu ihrer Zeit Stürme und Erdbeben erwarten ließen, und spurlos vorüber gegangen sind. Darum bleibt das Provociren auf

die nächsten Dinge in den staatlichen Angelegenheiten immer und ewig Kannegießerei, die Strömungen der Geschichte gehen tief und leise unter der Oberfläche; aber die Leitmeritzer hätten mir damals schwerlich eine Reise unter europäischem Frieden bis an die sächsische Grenze garantiren mögen. Und die Grenze war etwa noch 6 Meilen entfernt.

Ich kam hier in einen neuen Gebirgscharakter, überall tauchten schmale blaue Spitzen auf, ein meilenweiter Kreml mit hundert Thürmchen gruppirt sich die Gegend, und im weiten Kessel derselben liegt behäglich und wohlig hingelagert das weiche Töplitz.

Wie so gern hätte ich hier eine Zeitlang geruht, friedliche Frauengesichter studirt, in den Geschichten stiller Augen gelesen; dieser Badeort erschien mir so glücklich neutral, so novellenfromm, so ganz von Sammt und Seide und Zufriedenheit. Aber es ging nicht; bei kalter Mondesnacht fuhr mich der schläfrige Postillon über die Culmer und Nollendorfer Höhe, wo der König von Preußen selber,

Kleist und Ostermann das wieder aufwachende Glück Napoleons erdrückten. In diesem engen Passe, wo Vandamme die von Dresden retirirende Armee der Alliirten aufhalten, abschneiden sollte, auf diesen Waldbergen, der Grenze zwischen Oesterreich und Sachsen wurde Napoleon's Zukunft in Deutschland zertrümmert. Augenzeugen erzählten mir, wie sie den gefangenen Vandamme gesehen hätten: ein schöner, strotzender Mann, überfüllt von französischem Muthe und Uebermuthe, soll er wie ein gefesseltes wildes Roß geschäumt und sich geberdet haben. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß er später in Karrikatur grassirte, wie er in Sibirien Zobel schoß und fror; wir waren so lange und so hart gedemüthigt worden, daß wir auch das Unglück verspotteten, um unsern endlich wieder aufathmenden Empfindungen einen Reiz zu verschaffen.

Die kalte Nacht gab mir größere Empfänglichkeit für Vandamme's Unglück, und Sachsen machte den wohlthätigsten Eindruck auf mich durch eine warme Poststube in Pirna. —

— Was mag aus dem blaſſen böhmiſchen Mädchen geworden ſein, dachte ich alle Tage in Dresden, was aus Florentin?

Nach einigen Wochen holte mich die Geſellſchaft aus dem „ſchwarzen Roß" ein; Florentin war nicht bei ihr, Marie war nicht ſo ausgelaſſen wie ſonſt, der Onkel mürriſch, Diana hatte zuweilen verweinte Augen. Langſam, ſtückweiſe erfuhr ich, was vorgegangen.

Roſaliens Leidenſchaft war in helle Flammen ausgebrochen, ſie hatte Franz verabſchiedet, dieſer war in wilder Entrüſtung Florentin zu Leibe gegangen, und die ärgſten Exceſſe hatten gedroht. Florentin hatte es für das Beſte gehalten, die Flucht zu ergreifen.

Ich will hier der Zeit voreilen, und ſeine ſpäteren Schickſale erzählen. Er flüchtete ſich auf ein Landgut an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze, und in den Wäldern und Thälern und Dichtern fand er allmählig ſeine Faſſung wieder. Es überraſchte und beſtürzte ihn eine Zeitlang, daß die

Bilder Aureliens und Mariens ganz aus Gedächtniß und Herzen verwiſcht waren, dagegen Dianens treue Augen klar und lockend und verheißungsreich täglich vor ſeine Seele traten. Dieſer neue Wechſel ſeiner Wünſche hatte ihm viel Betrübliches, und er geſtand ſich's mit herber Empfindung ein, daß es ſein ſchwankender Mann, ſein weicher, leicht hin und her bewegter Charakter ſei, welcher dieß verſchulde. Eine einfache, treue Ehe, meinte er, werde ihn retten — offen nnd ehrlich ſchrieb er Alles an Diana, und fragte und bat, ob er in ihre Nähe kommen dürfe. Sie antwortete ſanft und gut, aber ablehnend. Er ſchrieb wieder, die Correſpondenz wurde lebhafter, er faßte ſich eines Tages ein Herz, und fuhr nach Dresden, wo Diana bei einer alten Freundin lebte. Marie mit ihrem Onkel war längſt abgereiſ't.

Florentin's wirklich treues, braves Gemüth, das nur durch die Verhältniſſe und die gutmüthige Schwäche ſeiner Höflichkeit, in ſo wunderlichen Wechſel gerathen war, blühte auf zur ſchönſten,

wohlthätigſten Blume — das einfache gute Herz Dianens konnte dem tiefſten Eindrucke nicht widerſtreben, ſie geſtand ihm eine Neigung, die ſie vom erſten Bekanntwerden für ihn empfunden, Florentin ward von Glück und Seligkeit ſo überwältigt, daß er an ſich halten mußte, um nicht aller Welt ſein Heil zu erzählen, und Jedermann zu umarmen, der ihm auf der Elbbrücke begegnete.

Es iſt daraus eine Ehe geworden, von welcher die Frauen ſagen, ſie leben wie die Engel im Himmel, dieſe beiden Leute.

„Ja wohl," wird Florentin ſagen, wenn er dieß lieſ't, und „aber ich war der unglücklichſte Menſch und verkam im Elende, wenn ich nicht in Diana meine völlige Ergänzung fand."

28.

Dresden.

Dresden iſt eine ſchöne Stadt an der Elbe, das weiß jedes Kind, und es wäre Luxus, über die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt noch etwas zu ſagen, da jeder reputirliche Gebildete unſeres Vaterlandes einmal da geweſen iſt oder hinreiſ't. Es hat an die 60,000 ſächſiſche Einwohner, von denen zwei Drittheile ſeit vielen, vielen Jahren an einer epidemiſchen und kontagiöſen Krankheit leiden, nämlich am Stockſchnupfen. Deshalb ſprechen ſie wie Ferdinand von Meißen aus dem bekannten Luſtſpiele „die Drillinge" und ſind wegen dieſes Meißen'ſchen Dialekts, und wegen des grammatiſch verſtorbenen Herrn Adelung überzeugt, daß ſie „das reenſte Hochdeitſch" ſprechen.

Von Dresden nach Meißen ſind drei kleine Meilen, und man fährt ſie in vier Stunden; ein Dresdner braucht lange nicht ſo viel Zeit, um die erſte Sylbe dieſer Porzellanſtadt auszuſprechen, es iſt Verläumdung, wenn man das abläugnet. Schlechte Hiſtoriker ſind der Meinung, Meißen ſei die älteſte Hauptſtadt Sachſens geweſen, weil man noch heutiges Tages jeden Sachſen an der Ausſprache dieſer Stadt erkenne, aber die berühmte Porzellanfabrik daſelbſt hat wirklich Einfluß auf den Volkscharakter gehabt: kein deutſcher Volksſtamm faßt den Fremden ſo höflich, porzellanartig und delikat an, als der ſächſiſche. Meißner Porzellan und ſächſiſche Höflichkeit ſind weltbekannt, aber es wiſſen's nicht alle Leute, daß dieſes Porzellan und dieſe Höflichkeit die ſchneidendſten Scherben geben, wenn ſie verletzt werden.

Ueber die Kunſtanſtalten Dresdens, das japaniſche Palais, grüne Gewölbe, die Rüſtkammer und Bildergallerie läßt ſich nur lauter Preisliches ſagen, und die Leichtigkeit, in letztere Eintritt zu erhalten, zeugt von der liebenswürdigſten Liberalität.

Die Einwohner ſcheiden ſich in ſtreng geſonderte Gruppen: unter den höheren Klaſſen und den höheren Regierungsbeamten findet ſich ſehr feine, ſehr geſchmackvolle Bildung, vornehme, kultivirteſte Manier. Sie erkennen, daß ſie an Ludwig Tieck von Altmarkt einen bedeutenden Dichter beſitzen, und wenn ſie ſeine Vorleſungen und ihn ſelbſt nicht beſuchen, ſo geſchieht's entweder, weil man das Eine nicht kann ohne das Andere, oder weil ſie nicht vier bis fünf Stunden mäuschenſtill ſitzen mögen, oder weil ihnen die Schriften von dieſem Manne das Liebſte ſind.

Ehe ich zu einer andern Klaſſe der Bewohner übergehe, noch ein Paar Worte über Ludwig Tieck für diejenigen, die ihn gar nicht kennen. Die Gicht hat ihn ein wenig zuſammengeworfen, ſonſt trägt er noch die klarſten Spuren eines Mannes, der ſchön geweſen iſt. Was den dichtenden Denker vor der blöden Menge immer auszeichnet, das Auge mit ſeinem Glanze und Drange, das iſt ihm in aller Schönheit geblieben. Tieck iſt ein ſehr über-

legener Geiſt in der Geſellſchaft, ſo lange ihm keine Uſurpationsgedanken an die Literaturthrone in den Sinn kommen, er weiß wie ein überlegener Geiſt bei den groben Schmeicheleien zu ſchweigen, die ihm der Schwarm mit plumpen, fetten Händen auftiſcht, er ſpricht wie ein überlegener Geiſt, wenn ein literariſches Lebensthema berührt wird. Wie gewöhnlich macht er mehr Fait von dem, was unwichtig an ihm iſt; er ſpricht mit größerem Nachdruck von ſeinen Studien, als von ſeinem Talente. Als er „den Tod des Dichters" geſchrieben hat, da ſoll er äußerſt geſeufzt haben über die Maſſe deſſen, was er leſen müſſe, ungefähr wie ein Hiſtoriker, der eine unbekannte Geſchichte ſchreibt, zu welcher eitel neue Quellen geleſen werden müſſen.

Nun, das iſt nichts der Rede Werthes, und es wird's ihm Niemand übel nehmen; aber die Damen dürfen auch nicht ſtricken in ſeinen Vorleſungen, das iſt Stoff zu Debatten in Dresden geworden, die heute noch nicht ausgefochten ſind: Das iſt ein Hauptſtoß für den Reſt ſeiner Popu-

larität in Dresden geworden. Ueberhaupt darf man ſich durchaus nicht den Dresdnern anſchließen, wenn man ſich erlaubt, dieß und jenes an Ludwig Tieck auszuſetzen. Sie mögen ihn nicht um ſeiner beſſeren Eigenſchaften willen, und weil er kein Philiſter iſt, ihre Antipathie gährt aus widerwärtigem proteſtantiſch-bornirtem Sauerteige. Was die Herren Winkler, Gehe, Böttiger mit ihren Kommittenten an Ludwig Tieck nagend ausſetzen, iſt deſſen Garantie, daß er ein Dichter iſt.

Seine Vorleſungen, die er mit großer Lebhaftigkeit, mit Stimmenabwechſelung und ſolchem dramatiſchem Apparate hält, regen die wichtige Frage an, ob dieſer Aufwand dem Vorleſen zukomme und erſprießlich ſei. Vielleicht ſind die Schattirungen dieſem Genre der Darſtellung am zuträglichſten, welche ſehr fein und wenig markirt erſcheinen, wie bei Skizzen ein anderes Maaß erfordert wird, als bei Gemälden, zu denen alle Hilfsmittel von Farben und dergleichen verwendet werden können.

Die Reiſenden erzählen immer mit Staunen, und beſonders die Berliner ſind „wech“ darüber, was die kleine Figur des großen Dichters für vortreffliche Bruſt und Lunge habe.

Eine andere Partie des Dresdner Publikums, die nichts gemein hat mit der erſt erwähnten vornehmen, iſt die Parthie der Hofräthe: ſie ignoriren Tieck und vieles Andere. Als die Periode der Briefwechſel in unſerer Literatur begann, da drohte eine Emeute unter ihnen auszubrechen, Kuhn, Kind und Genoſſen erſchienen mit echauffirter Menge im Kaſino —

Scheen guten Abend, Herr Hofrath —

Ei, ſcheen guten Abend, Herr Hofrath!

Wie befinden ſich der Herr Bruder Hofrath?

Danke gehorſchamſt, Herr Bruder Hofrath —

Es tritt eine Pauſe ein.

Den angeprieſenen Briefwechſel ſchon geleſen, Herr Bruder Hofrath, zwiſchen Schiller und Goethe?

Ach ja, was meinen der Herr Hofrath dazu?

Unter uns geſagt —

Weeß es Gott, Bruder Hofrath, wenn mer alle unſere Briefe hätten drucken —

Hätten drucken laſſen wollen, hab ich nicht Recht, hochgeſchätzter Herr Bruder —

Die Welt hätte andere Dinge zu heeren gekriegt, als — als —

Sub sigillo, Herr Bruder, als dieſe Lappalien —

Der Vorhang fällt, die Herren rauchen weiter, und beklagen ſich, daß die Solidität aus der Literatur verſchwindet.

Daneben iſt Dresden reich an feinen alten Räthen vom Appellationsgerichte ꝛc., die mit dieſer Klaſſe gar nichts gemein und eine feine literariſche Zunge haben, ein ſtilles, gediegenes Urtheil.

Einige deutſche Städte führen wie die Studenten ihre Spitznamen, und ſind oft unter dieſen bekannter als unter den wirklichen; wer findet ſich zum Beiſpiel noch heraus aus Athen und München, und München und Athen! Sogar das Bier kommt Einem nicht mehr zu Hilfe: auch an der Akropolis winkt der Bock und das perlende Seidel. Athen

graſſirte ſonſt beſonders auf Univerſitäten: da gab es Saal-Athen und Pleiß-Athen und ſonſtige, Weimar hieß par excellence Ilm-Athen, weil dort die leibhaftige Klaſſicität ſich häuslich niedergelaſſen hatte.

So nannte die Dichterſchule aus dem „linkiſchen" Bade Dresden nie anders als Elb-Florenz, und obwohl ich ſonſt nicht viel Gemeinſchaftliches habe mit dieſen Sängern des ſchwarzen Fracks, ſo hab ich doch Dresden auch immer gern Florenz genannt. Es findet ſich wirklich viel Entſprechendes in Verhältniſſen und Beziehungen dieſer Stadt mit der toskaneſiſchen Capitale.

Die Künſte waren lange Zeit par excellence in Dresden zu ſuchen, wie einſt unter den Mediceern in Florenz, der Hof und der Glanz war katholiſch und zumeiſt mit italieniſchen Prinzeſſinnen liirt, welche italieniſche Sprache, italieniſche Oper veranlaßten; noch heute liegt in der Nähe des ernſthaft grüngrauen Schauſpielhauſes ein italieniſches Dörfchen, wo man Knackwürſte frühſtückt, und leider

jetzt aus Grundsatz sächsisch parlirt. Paläste mit italienischen Namen, Denkzeichen an des prächtigen August Zeiten, welcher im südlichen Europa, namentlich in Spanien so viel Abentheuer erlebt haben soll, finden sich noch vielfach und helfen erinnern an romanische Dinge und Töne.

Der kleine wohlhabende Staat Sachsen bot ebenfalls mancherlei Parallele mit Toskana: im Erzgebirge klöppeln sie Spitzen, in den toskanischen Bergen flechten sie Strohhüte, und so könnte man ein unnützes, tändelndes Spiel weiter ausdehnen — aber besonders die Lage von Dresden hob mir stets ein Bild von Florenz in den Gesichtskreis.

Dresden ist eine der Städte, wo ich gern ankomme. sie hat mir immer aus der Ferne das meiste Vergnügen gemacht. Aber man muß aus den schlesischen Grenzwäldern nach Sachsen reisen, um einen entzückenden italienischen Anblick zu finden: das bergige, sonnenfrische Bautzen, die schöne hügelige Straße von dort, links mit den blauen Bergen, welche hinabführt zu dem heitern Bischofswerda, wo

ſo hübſche Mädchen wohnen, und die Studenten im „Engel“ willkommen ſind, das Alles ſtimmt überaus empfänglich. Und nun kommt man auf die waldigen Berge, wo die breite Straße eilig hinabrennt nach dem Elbthale, und zwiſchen Fichten und Tannen und Landhäuſern ſieht man weit unten, hinten begrenzt von ſanfter Hochebene, eine breite Stadt mit italieniſchen Thürmen, Kirchen und Schlöſſern, Florenz, die blühende, in weichen gefälligen Farben prangend und lockend.

Auf dieſem Wege kamen Napoleons Garden herab, als die Alliirten bereits in die Stadt zu dringen verſuchten, und der König von Sachſen ſein Dresden verloren glaubte. Der Kaiſer kam mit ihnen, erſchien unten auf der prachtvollen Brücke, belebte durch ſeinen Anblick Alles, ließ ſeinen bärtigen Helden Wein und Speiſe reichen und führte ſie in die Schlacht.

Aber nicht dieſe Erinnerungen ſind's allein, welche ſo viel Zauber über dieſe Straße gießen, der Anblick Dresdens von hier aus hat ſo viel Süd-

liches, Fabelhaftes, daß er mir ſtets die bunteſten Hoffnungen und Illuſionen weckt.

Dresden wimmelt ſtets von Reiſenden, es iſt eine Winter- und Sommer-Saiſon, die ihnen Italien vertritt, die Brühl'ſche Terraſſe an der Elbe, von wo man hinab gen Meißen, hinauf bis in die Vorberge der ſächſiſchen Schweiz ſieht, klingt wieder von allerlei Sprachen Europas.

Hatte doch ſelbſt für den ſo mäßigen Friedrich den Großen dies Dresden die lebhafteſten Reize; er hat hier als Kronprinz ſeine bunteſten und munterſten Tage verlebt, und manche Hiſtoriker, die gar nicht drüber hinaus können, daß der große König keine Nachkommen gezeugt hat, bemühen ſich ſehr unnütz mit allerlei Operngeſchichten in Dresden die Gründe für dieſe Erſcheinung aufzufinden.

Auch Erinnerungen an die Zeiten der polniſchen Krone treten Einem noch in den Namen mancher Paläſte und Perſonen entgegen, Erinnerungen an die ſächſiſchen Ehen mit italiſchen Prinzeſſinnen. Napoleon wohnte zum Beiſpiele während des Waffen-

ſtillſtandes in einem ſolchen italieniſch benannten, abgelegenen Palais, dem Marcoliniſchen. Zwei Wachen ſchritten auf und ab, rings umher war es ſtill, und innen bewegten ſich die ſtürmiſchſten Fragen über Weltherrſchaft.

So vielerlei Anregung bietet Dresden mit ſeinen hohen, ſteinernen Häuſern, und ſo lange man die Leute nicht reden hört von „alleweile" und von der „ſcheenen Witterung" kann man ſich in mancherlei bunten Träumen ſchauckeln.

29.

Die ſächſiſche Schweiz.

An warmen Sommerabenden iſt es ſehr hübſch auf der Brühl'ſchen Terraſſe, ſo bunt, vornehm und heiter, daß man gar nicht in Deutſchland zu ſein glaubt. Geputzte, ſchöne Geſtalten mit fremden Geſichtern ſtreichen vorüber, man hört allerlei Sprachen, die Terraſſe ſelbſt ſteigt ſo kühn hoch und ſteinern vom Fluſſe auf, und ſtößt rückwärts überall an den langen Palaſt — die Illuſion des Fremdartigen dauert ſo lange, bis uns ein Regiſtraturgeſicht aufſtößt, eins jener unvertilgbaren vaterländiſchen Geſichter, die Lachen, Aerger und alle heimiſche Liebe in uns erwecken. Solche alte Buſenkrauſen, gelbe Stulpſtiefeln, weißliche Kaſimirhoſen, Schnupftabaknaſen, weiße Unterhalstücher, ſilberne

Uhrketten ſieht man noch häufig in Dresden, und ſie erinnern uns daran, daß die Brühlſche Terraſſe in Deutſchland liegt, und daß wir Deutſchland immer und ewig wie jene alte Geliebte behandeln, die wir erſt lieben, wenn wir nicht bei ihr ſind.

Auch eine Erinnerung aus der rothen Mützenzeit von Halle, aus der Zeit des Zorns und des Enthuſiasmus ohne Gedanken begegneten mir dort. Wir ſahen einander zweifelhaft an: Entſchuldigen Sie, mein Herr — ah, ich wollte mir eben auch erlauben — ſind Sie nicht — haben wir nicht zuſammen — biſt Du wirklich der Bruder Medardus von der Klausſtraße?

Es iſt ein ſehr bedenklich Unternehmen, einen alten Univerſitätsfreund wieder zu finden. Die Menſchen gehen gar zu verſchiedene Schritte in Sachen der Kultur, der Empfindung, der Sympathieen, und der Jugendfirniß akademiſcher Zeit, welcher Alles ausgleicht, geht verloren. O, da gibt es oft wüſte, fatale Kirchhofsſcenen, und die Vergangenheit wird ſelbſt vergiftet — gerad ſo, wie

man ſich nur ſehr vorſichtig daran machen oder völlig hüten muß, alte Plätze einſtiger Poeſie aufzuſuchen, welche neue antheilloſe Geſichter entweihen, oder, was noch ſchlimmer iſt, wo die Freunde und Geliebten alt und ſtumpf geworden ſind.

Mein Bruder Medardus hatte ſich leidlich friſch erhalten, hatte Jahre lang ſtill zwiſchen Bergen gelebt, ein liebend Weib gefunden, und hoffte noch von der Welt. Das iſt die Hauptſache: wer noch hofft, iſt noch jung; ſeine Augen können noch leuchten, ſein Herz kann noch beben; bittet Gott, daß er Euch nicht die Hoffnung überleben läßt, und bildet Euch empfänglich für die kleinſten, putzigſten Hoffnungen.

Im Jahre 27 waren wir auf dieſer Terraſſe geſtanden, den Kopf voll griechiſchen Teſtamentes und orientaliſcher Kirchenväter, das Herz voll Sehnſucht nach himmelblauen Augen, die wir auf der Schule geliebt hatten, voll Sehnſucht nach der ſtillen, ſchattigen Pfarrſtelle, nach dem Frieden beſchränkter aber eigner Häuslichkeit — wie iſt das anders geworden,

Medardus, moderne Wünſche ſchweifen über Berge und Länder, und das Idyll des Herzens iſt doch nicht zerſtört. —

Wir wollen wieder in die ſächſiſche Schweiz ziehen wie damals, und wieder zu Fuß und mit drei kleinen Thalern, und morgen früh.

Ein heißer ſonnenbreiter Morgen ſah uns ſtapfen durch den ſandigen Weg nach Pillnitz — in jenem Schloſſe, wo man den König von Sachſen zu Mittag eſſen ſieht, wurde einſt die Koalition gegen das revolutionair aufbäumende Frankreich geſchloſſen, und eben dort ſaß ſpäter der Erbe jener Revolution mit dem Könige von Sachſen friedlich und freundlich zu Tiſche — über die Menſchen, welche ſich tödten müſſen wegen weit ausſehender Pläne —

ich werde Dich morgen haſſen,
Und morgen liebt' er ſie —
Ich werde Dich morgen lieben,
Und morgen war ſie todt —

Dies Stückchen Sachſen iſt durchwirkt mit polniſchen und franzöſiſchen Erinnerungen, ſie beſchäf-

tigten uns, wenn wir ſprachen. Unter der polniſchen Regierung der Auguſti von Sachſen iſt mancher Pole zu ſeinem großen Erſtaunen in dieſe Berge gerathen, wo man das Pferd nicht gebrauchen kann; es war doch eine wunderliche Zeit, von der es heißt:

Die Polen tranken alle mit,
Wenn König Auguſt zechte —

Und er zechte oft.

Da trank man noch aus Pokalen, nicht aus winzigen, zerbrechlichen Gläſern, man trug Perücken und goldgeſtickte Kleider und machte großen Staat; die liebe deutſche Mutterſprache ward für gemein und unanſtändig gehalten — ach, Medardus, was ſoll uns das Alles, laſſ' uns ſingen!

Und ſo ſind wir durch die ſächſiſche Schweiz gezogen, Liebeslied auf Liebeslied ſingend, innig, flüchtig, wechſelnd wie der ſchleſiſche Pietätsvogel, die Schwalbe, Verſe haben wir auf kleine Blätter geſchrieben und haben ſie hinflattern laſſen von der Baſtei in die grüne Tiefe, durch welche glänzend wie Silber die Elbe zieht. Der Wind, jener ſchalk-

hafte und nur zuweilen stürmische Buhle der Erde, nahm sie auf seine Flügel, und jedes Mädchen, das sie gefunden hat, war gemeint.

Es sind keine großartigen Verhältnisse aber es ist mannigfacher Reiz in diesem sächsischen Gebirge, blau und violett erheben sich die einzeln abgespaltenen Berge wie Steinschlösser ringsum deren Beherrscher der dunkle Lilienstein und Königsstein.

Die sächsische Schweiz ist ein Milchschwesterchen des Riesengebirges, der schlimme, gewaltige Bruder hat alle Kraft in sich gesogen, nur die Anmuth, die feine Taille und der hüpfende Wuchs ist dem Schwesterlein geblieben. Das Riesengebirge ist der Napoleon der deutschen Berge, die sächsische Schweiz dessen leichte, bewegliche Josephine, welcher er mit der Tafelfichte die Hand reicht. Rasch stürmt jener von dort, vom Westen des 18. Jahrhunderts aufwärts, und immer aufwärts, auf dem „hohen Rade," dem Konsulate, ruht er einen Augenblick und eilt dann geflügelt auf die Koppenhöhe des Kaiserthums.

Dort ſchließt ſich das hohe Gebirg, und fällt in entſetzliche Gründe. Dort verſchwindet der Kaiſer.

Aber auf der Baſtei gibt Joſephine ihre heitern Hoffeſte, und im Ottowalder- und Amſelgrunde ſind die ſüßen Erinnerungsplätze der revolutionären Liebe des Generals Bonaparte. Dort liegen für ewige Zeiten jene unſterblichen Liebesbriefe, welche ein großer Mann vergeſſen muß, denn die Größe iſt einſam und lieblos. —

Auch die weinende Rebe bringt Wein. Joſephine blieb immer anmuthig; man kann das bei gutem Sonnenſcheine noch alle Tage auf der Baſtei ſehen; nur jenſeits des Gebirgs nach Norden hin, wo einſt die große Straße nach der polniſchen Krone, nach Warſchau führte, dorthin darf man ſich nicht verirren, da fällt Sachſen zuſammen wie ein Eierkuchen, wie ein entkräfteter Glücksritter, welcher des Gehens nicht gewohnt iſt, und kläglich, ein Bild des Jammers, kriecht es in die Lauſitz hinein.

Dort gibt's ein sorgenbleiches Land, eine Halbschwester der Lüneburger Haide.

Wir eilten über Nacht wieder zurück in die Berge, der Morgen umfing uns wie ein goldener Schein zwischen den steilen Wänden, wie die Vögel sangen wir unsere Hymne hinauf, und baten die weißen Sonnenwölkchen, sie mitzunehmen in's Unendliche.

Bei einer Durchsicht in die Felsengründe fanden wir eine seltsame Gruppe: Ein großer Mann saß halb liegend auf dem Moose, stützte sich mit einer Hand, und streckte die geöffnete Fläche der andern in die Luft hinaus, um sich die Sonnenstrahlen vom Auge abzuhalten. Er trug einen dunkelblauen polnischen Rock, neben ihm lag eine roth und weiße Krakusenmütze; sein lichtbraunes Haar legte sich hinten in schwachen Löckchen über den kleinen Kragen des Rockes, und flatterte um die Schläfe im Winde; das Gesicht war von uns abgekehrt. Neben ihm hingestreckt, das Haupt an seine Brust lehnend, mit einem Arme auf seiner Schulter lag eine volle

ſchöne Frauengeſtalt, in ein weites dunkelrothes Kleid gehüllt. Auch ſie wendete das Geſicht nach der offenen Gegend hin, wir ſahen nichts deutlich als die dunklen flatternden Locken und eine ſchöne weiße Hand, die auf der Schulter des Mannes ruhte. Neben ihnen ſpielte ein blonder Knabe; aus einiger Entfernung, dem Anſcheine nach aus der Tiefe, klang ein wunderbar tönendes polniſches Lied. Es ſchien einer jener melancholiſchen Nationalgeſänge zu ſein, die aus dem polniſchen Süden, der Ukraine, mit ihren meergleichen baumloſen Steppen herſtammen. Dort wächſ't, wie in den Pampas von Amerika, das Gras mannshoch, und von den hindurch fliegenden behenden, polniſchen Pferden, die wild ſchweifen, ſieht man kaum die äußerſten Spitzen des Graſes bewegt. Jene Stille und Verlaſſenheit hat den Typus zu dieſen ſehnſüchtigen Molliedern gegeben, von denen wir eins hörten. Medardus verſteht polniſch, aber wegen der Entfernung waren die Worte nicht klar zu unterſcheiden.

Wir ſtanden ſchauend und lauſchend ſtill im kühlen Waldesſchatten. Der Knabe ſah uns zuerſt, und ſprang zum Vater; dieſer und die Frau wendeten ſich um, und ſahen gleichgültig nach uns hin. Welch ein wunderbarer Frauenkopf, welch eine ſchöne Gruppe! Sie hatte ſich nur ſo viel aus ihrer Lage gekehrt, um uns zu ſehen und ſtützte ſich mit der Hand auf die Bruſt, auf die rothe Weſte des Mannes. Das Geſicht ſah aus, wie ein Band lebendiger Liebeslieder, die man aus Verſehen ſchwarz wie ein Trauergeſangbuch eingebunden. Der Teint war friſch und weiß wie Thau, zum ſchönſten Oval geſchnitzte, große, polniſche Augen, von ſchwarzen Wimpern und vollen Augenbrauen beſchattet, ſchwammen wie umwölkte Sonnen in dem ſchön geformten Antlitze, über dem ein Trauernebel hing, wie über der Erde an friſchen Herbſtmorgen. Der Wind wehte ihr leichtes Tuch zurück, man ſah den länglichen weißen Hals, die ſchlank geſchweifte Schulter, eine lange Locke fiel darauf.

Der Kopf des Mannes war nicht schön, aber tragisch wie der einer männlichen Melpomene; ein schwacher, blonder Bart floß leicht um die schmalen Lippen, auf denen vaterländische Trauer und vaterländische Gebete in zusammengebeugter Stellung zu liegen schienen. Aber seine Gesichtsfarbe hatte auch jenes Luftreine, Luftgesunde, was dem polnischen Volke ein so frisches, morgenfrühes Ansehen gibt. Wie die frischen Früchte, die eben vom Baume kommen, liegt auf dem Antlitz der freie Flaum und Reif — sie leben in halber Barbarei naturgetreuer, sie sind nicht abgegriffen und abgefühlt, wie unsere Goldstücke und Conversationshände.

30.

Fortsetzung.

Die Bekanntschaft war schnell gemacht: wir sagten, daß wir mit ihnen weinen könnten über ihr großes Unglück und drückten einander die Hände. Dem Polen wurden die Augen feucht: „Alles vorbei — vorbei Alles, meine Herren!“ sagte er.

Sentimentalität ist etwas so Schönes, sie ist das Brouillon unserer Herzenspoesie, die zum schönsten Kunstwerke verarbeitet werden kann wie das rohe Metall. Aber sie muß aus gesundem Herzen kommen, wie die Thräne aus gesundem Auge, um schön zu sein. Kranke Augen weinen niemals Reiz.

Man schildert mit einem Polen alle; sie haben keine absondernde Individualität, das ist auch ein

Grund ihrer Größe: ſie imponiren als ein Mann. Es iſt bei allen halbciviliſirten Völkern ſo: ihre Bedürfniſſe, Fehler, Vorzüge ſind einfach, ihre Verhältniſſe nicht minder. Darum ſind ſie nur als Maſſe oder als Repräſentanten der Maſſe intereſſant; einzeln aber ſchnell langweilig, weil die innere Ausgebildetheit und Mannigfaltigkeit fehlt, die bei näherer Bekanntſchaft immer neue Seiten entwickelt. Ich begreife darum auch immer nicht, wie ſich ein freiſinniger Europäer nach der anfänglichen, einſeitigen und langweiligen Freiheit Nordamerika's ſehnen kann, ich will doch lieber an irgend einer Entrüſtung in Wien, als an Ennuyement in Washington ſterben.

Der Pole war ein Nachzügler, der von Elbing kam, und ſeine Familie dort erwartet hatte. Sachſen iſt ihnen aus den letzten Königserinnerungen noch eine halbe Heimath, die ihn anzog. Man findet in Sachſen noch manche polniſche Familien, die ſich eingedeutſcht haben aus jener Zeit, z. B. die Breza's.

Er iſt aus Lithauen und hat Dembinsky's Zug mitgemacht. Ich bevorzuge die Lithauer: ſie haben ſo unendlich viel mehr verloren, denn ſie haben es einſam und ohne Ruhm verloren — der Sprung des Curtius auf dem Markte vor allem Volke iſt eine kleine That, ſie wurde augenblicklich mit Millionen goldnen Ruhmes bezahlt, Zuſchauer ſind die Hälfte jeder Kühnheit; aber der Tod im Verborgenen, den Niemand ſieht, als der ſtumme, theilnahmloſe Mond, er iſt der große und poetiſche. Allein hinter dem Baume zu ſterben, wie das Thier des Waldes verendet, und dennoch hinter den Baum treten, das iſt Größe.

Das Geräuſch unſerer Tage ſtört darum ſo Viele in poetiſchen Erfindungen, weil ſie am Hergebrachten hängen, und die einzelnen Lichtſpalten des Geräuſches, die poetiſchen Reize der ſcheinbaren Kleinigkeiten moderner Welt noch nicht erkennen.

Wir ſetzten uns zu den Fremden, und verrichteten unſre Andacht: wir labten uns an der Luft, den Wolken, den Bergen. Die Natur bringt mit

unwiderſtehlicher Harmonie auf uns ein, wenn wir Gefühle und Thränen entgegenbringen, die nicht erſte, unnahbare Leidenſchaft ſind.

Die Lithauer ſind die Romantiker, die Polen Klaſſiker des letzten Kampfes: der Pole agirte auf dem Theater, nach Warſchau blickte Alles, jener handelte und litt im Dunkel ferner Waldſteppen; es iſt mehr Lyriſches in den Lithauern; ſie ſterben mit einem ſanften Liede. Niemand hatte ſie mit der Zuſtimmung des Beifalls aufgerichtet, und im Unglück wird man mißtrauiſch gegen die ächteſten Gefühle.

Ganz ſolch' ein Typus war unſer Lithauer: ſanft und reich wie Sammt, nur in dem vaterländiſchen Intereſſe felſenhart und einſeitig. Kosziusko, der ebenfalls aus Lithauen ſtammte, war's eben ſo: ein ſtiller See ohne Schall und Woge, aber voll ſüßen, klaren, tiefen Waſſers mit allem Strome nach ein und derſelben Richtung.

Während wir ſchweigend ſaſſen — was läßt ſich zu politiſchem Unglück ſagen, die kindlichen

Hoffnungen mocht' ich nicht zerstören, obwohl ich sie nicht theilte — erhob sich von Neuem jener polnische Gesang, aber etwas näher, so daß die Worte zu verstehen waren. Es war eines jener Lieder, die vor Kurzem so schön verdeutscht worden sind:

Bin ich denn im Wald geboren,
Ward ich auf dem Feld getauft?
Oder waren's solche Pathen,
Die kein Glück mir gaben?
Ach, mein Nachbar sä't und ackert,
Und das Feld, es grünt bei ihm:
Doch mein Acker, der liegt müssig,
Und wird niemals grünen!
Ach, bei'm Nachbar gibt's ein Weibchen,
Alte Freunde, altes Brod,
Eine schöne weiße Hütte
Und gerüstete Kinder auch:
Doch ich lebe unter Menschen
Einsam wie der Baum im Feld,
Und der Mond ist meine Sonne,
Und die Grille ist mein Freund.

Es ward still; ein Hund bellte leise. Bald erhob sich die Stimme von Neuem, aber gedämpfter, und sang:

Dort im grünen Walde
Da stürzte ein Baum,
Und er schlug im Falle
Todt ein schönes Paar.
Beide schlug er todt,
Und that wohl daran:
Niemand blieb zurück,
Der vergebens liebt.

„Ach, und wir leben Alle noch?“ sagte schmerzhaft des Lithauers Weib, und verbarg ihr Gesicht an der Brust des Mannes. Der Knabe kam herbei, er mochte die Eltern oft weinen sehen, streichelte der Mutter die Wange und legte sein Köpfchen neben ihr Haupt.

Wir fragten den Lithauer, wer noch mit ihm reise. Er erzählte uns, es sei ein junges Mädchen, das er am Wege gefunden, als der letzte Theil des Rybinskischen Corps über die preußische Grenze gegangen sei. Sie habe sich auf die Straße geworfen, um die abziehenden Truppen aufzuhalten, sie habe sich vor die Kanonen gestürzt, und flehentlich gebeten, man möge über sie hinwegfahren — als sie bewußtlos geworden, habe er sie auf einen Wagen

gelegt, sie sei sanft und still, aber dem Anscheine nach meistens geistesabwesend.

Wir gingen nach der Seite hin, von wo die Stimme kam, um das Mädchen zu sehen: sie saß auf einem Felsenvorsprunge, und warf Feldblumen und Gräser, die sie im Schooße liegen hatte, in den Abgrund. Ein großer Schäferhund lag neben ihr.

Der Anzug des Mädchens war zerstört: sie trug ein schwarzes Kleid, das auf der linken Schulter herabgezerrt war, ein rothes Tuch hing an einer einzigen Nadel und flatterte bald verhüllend, bald entblößend um die schlanke Schulter; lange, dunkle Scheitellocken hingen ihr über die Wangen, und sie kämmte sie zuweilen mit den Fingern. Das Gesicht schien edel und scharf geschnitten, die Hauptfarbe war von Luft und Sonne ein wenig dunkel überflogen.

31.

Fortsetzung.

Der Lithauer und Medardus gingen, um sie zu holen, denn sie war dem Herabstürzen ausgesetzt.

Als sie bei uns ankamen, war sie weich und sanft, und weinte still vor sich hin; von ihrer Geisteszerrüttung war keine Spur zu sehen. Sie kann nicht schön genannt werden, aber wunderbar anziehend ist dieß gebräunte, feine Antlitz. Eine weinende Romantik eilte händeringend in dem grossen Auge hin und her, die kleinen, schmalen Lippen zuckten zuweilen wie durstig nach Küssen und und Freuden. Der Körper ist auf Kosten des Geistes gediehen, wie wir das nur gar zu oft wahrnehmen, sie ist voll, kräftig, und die Gesundheit schaut trotzig aus jeder Muskel. Verlegen hatte sie

ihr Tuch wieder in Ordnung gebracht, als ſie auf Medardus Arm geſtützt, der Gefahr entgangen war.

Voll Innigkeit ruhte zuweilen ihr Auge auf dem kräftigen Deutſchen, welchen ein tief nachdenkliches Geſicht dem Unglücke von vornherein empfehlen mochte.

Wir ſtrichen noch eine Zeitlang durch die Gegend; Pirna, das wie die Häuschen auf Elephantenrücken ausſieht, wenn man's hier aus tiefem Thale ſieht, ging langſam vorüber. In einem Dörfchen wollten wir übernachten; jedes Paar erhielt ein kleines Kämmerchen zum Schlafgemache angewieſen: der Lithauer mit Frau und Kind, Hedwiga mit ihrem Hunde, Medardus und ich.

Es war eine warme aber luftige Nacht. Der Wind ſtrich ungeduldig hin und her, als könnte er nicht, oder als wiſſe er nicht, was er ſuche, die ſchweigſamen Berge ſahen ſeinem Treiben vornehm und indifferent zu, und die Wolken ſpielten Verſteckens mit dem Monde.

Wir waren beide müde und schliefen bald. Ein lichter Schein schreckte plötzlich meine Augen auf; es mochte mitten in der Nacht sein. Ich fuhr vom Lager auf, das Haus brannte. Rasch weckte ich Medardus, wir warfen unsere Habseligkeiten zum Fenster hinaus — und Hedwiga?! — rief Medardus. Vor dem Hause standen schon Leute, wir sahen die polnische Mutter mit ihrem Knaben schon aus der Thüre eilen, hielten auch Hedwiga für geborgen, und sprangen aus dem Fenster, das nur einen mäßigen Stock hoch war, hinunter. — Hedwiga war nicht da; wir erfuhren erst, daß ihre Schlafkammer zwei Stock hoch gelegen sei. Der Lithauer hatte eben auch kaum Zeit gehabt, sich und die Seinen zu retten, das arme Mädchen, das sicherlich nach den heftigen Erschütterungen des Tages fest schlief, wußte vielleicht noch gar nicht, daß es brenne. Medardus stürzte auf das schon um und um lodernde Haus zu, sie zu holen — da flog sie aus der qualmenden Thüre, und fiel ihm, des Athems beraubt, in die Arme.

Sie erholte ſich bald, wir freuten uns der Rettung, und ſahen ſtaunend in die hohe Lohe, die jetzt bis an die Giebelſpitze das Haus inbrünſtig umſchlungen hielt. Plötzlich ſtieß Hedwiga einen durchdringenden Schrei aus, bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, wies dann mit verzweiflungsvoller Miene nach dem Hauſe hinauf, und beſchwor uns, ihren Hund zu retten, der zurückgeblieben ſei. Hinter einem Fenſter des zweiten Stockes ſahen wir einen Augenblick den Kopf des treuen Thieres. Es ſchnitt uns in die Seele, aber Hülfe war nicht möglich — ein Thier kann alle tragiſche Empfindung hervorrufen, niemals aber eine nur halb entſprechende Thätigkeit, dieſe läßt der Ariſtokratismus der Gattung nicht zu, und ſie wird höchſtens bei Kindern gefunden — die brennenden Balken des hölzernen Hauſes ſtürzten zuſammen. In einer Art von Todesangſt, gleich als wollte ſie uns zu Rettungsverſuchen anſpornen, erzählte ſie in fliegender Schnelligkeit, wie feſt ſie geſchlafen und nichts von dem Brande bemerkt, wie der Hund ſie heulend

am Arme gezerrt und immer ſtärker gezerrt habe, bis ſie erwacht ſei. Beſtürzt ſei ſie vom Lager aufgeſprungen, als ſie die Lohe geſehen, ſei ſchnell durch die Thüre geeilt, habe dieſe wahrſcheinlich in der Haſt hinter ſich zugeworfen, und ſo dem armen Thiere die Flucht verſperrt. Sie war troſtlos, ihren Retter mit ſolchem Undanke gelohnt zu haben; die Thränen ſtürzten ihr unaufhaltſam aus den Augen.

Da ſtürzte krachend das ganze obere Stockwerk ein, ſchreiend lief das Mädchen in die Nacht hinaus. Es jammerte mich innig des unglücklichen Kindes; ſie war ohne Schuhe aus dem Zimmer geflohen, das Haar flog aufgelöſ't um ihre Schultern.

Medardus wollte ihr heftig nacheilen, ſie wehrte ihm heftig und lief immer weiter. Traurig ging der Lithauer mit Weib und Kind ihr nach und ſagte: Es liegt der Fluch Gottes auf uns, wie auf den Juden — iſt es, lieber Deutſcher, eine neue babyloniſche Gefangenſchaft; lieben uns jetzt die Leute noch, weil unſer Unglück neu iſt, werden wir älter

werden und gleichgültiger und ſchlechter, kommt Eins mit dem Anderen.

Damit ging er, ſein Weib ſah ſtarr in die Nacht hinein, wo Hedwiga verſchwunden war, der Knabe weinte ſchläfrig.

Wie Aeneas, der ſein Weib im brennenden Troja verloren, ſtand Medardus eine Strecke weiter einſam mitten im Wege, der Feuerſchein zuckte auf ſeine verſtorbenen Zügen. Er reichte dem vorübergehenden Lithauer ſtumm die Hand und ließ ihn weiter ziehen.

Nach einer langen Pauſe weckte ich ihn; leiſe ſprach er vor ſich hinaus in die Nacht: Es iſt doch noch viel zu wenig Liebe in der Welt.

Die Bauerweiber jammerten um den Brand, Wiegen und nackte Kinder lagen im Wege, vorüber ſtrichen wir ſchon überfüllt mit Weh. Freilich, ein größeres Unglück iſt das, keine paſſende Stelle zu finden für Theilnahme und Bedauern — wer weiß, es kommt auch hierbei auf Individualität und Ver-

hältniß an: Mancher wird seines Schmerzes weniger inne, vergißt ihn eher, wenn er kein Echo findet, es ist ihm besser, nicht die Wollust des Schmerzes zu erfahren, welche mit Klage und Trost und Bedauern in der Wunde wühlt.

Den polnischen Leuten begegneten wir nicht mehr; als der Morgen dämmerte, sahen wir uns in der Gegend von Pillnitz, mit der Abendsonne nahmen wir Abschied von einander unter Reiseplänen und Hoffnungen für eine lange Zukunft.

Kläglich Geschick, daß so Wenige Gleiches verfolgen können — als ich nach einiger Zeit dem Bruder Medardus schrieb, und ihn aufforderte, mit mir hinaus zu ziehen in die Welt, da mußte er antworten:

Ich kann heute nicht kommen,
Denn ich habe ein Weib genommen. —

Still sitzt er hinter abschließenden Bergen im kleinen Häuschen, und sorgt mühsam für das tägliche Brod — die große Welt ist ihm verloren,

ein kleiner Kreis ſperrt all' ſeine Gedanken ein, die ſächſiſche Schweiz und der Lithauer mit den Weibern liegt in unerreichbarer blauer Ewigkeit vor ſeinen trüb gewordenen Augen.

32.

Die Heimath.

Was man kräftig hofft, das geſchieht — ein keckes Wort, was aber wunderbar tröſtet. War umhergejagt nach Glück, hatte es nirgends gefunden — dort in der kleinen beſcheidnen Heimath am grünen Wieſenufer des Bobers, da wird es am Ende ſtill unter einer Weide ſitzen, ſtrebe dorthin, ſprach es mir manchmal im ſtillen Herzen.

Aber es war keine andere Ausſicht da, als die ſtille Hoffnung, und die ſtille Hoffnung arbeitete ſo kräftig, daß ich mir Eril und alles Mögliche bereitete, um die Weide auf der Boberwieſe zu ſuchen, wo ich in früheſter Jugend bei den Schafen gelegen, Pfeifen geſchnitzt, nach den Wolken geſehen

und geträumt hatte kleine unſchuldige Träume von der Tochter des Bäckers, welche mich beglücken und mir den beſcheidenen Hausſtand und die kleinbürgerliche Exiſtenz mit den Wochenſorgen und dem Sonntagsſpazirgange beſcheren würde.

Meine Seele lechzte nach jener patriarchaliſchen Ruhe des Heimathſtädtchens, wo man des Abends in Hemdärmeln vor der Thür ſitzt, Ohlauer vaterländiſchen Knaſter in die reine Luft bläſ't, friedliches Faßbier trinkt und von den Franzoſen redet, die 1806 die Lärmſtangen von Glogau angezündet, nichts als Wein getrunken, dem alten Maurermeiſter 253 Thaler aus dem Schornſtein genommen, und ſonſt viel Leben in Handel und Wandel gebracht hätten.

Ich reiſ'te über Berlin. Gott ſegne die Straße von Leipzig nach Berlin, ſie hat's nöthig; ginge ſie nicht durch Bitterfeld und bei Sansſouci vorüber, ſo brauchte man gar nicht aufzuwachen oder aufzuſehn. Nichts ſtört den Reiſ nden auf dieſer Tour, und wenn gelegentlich in Deutſchland eine neue

Literatur oder so etwas erfunden wird, so findet man gewiß die Fährte dieses Ursprungs auf den Stationen Delitsch, Gräfenhainchen, Wittenberg, Treuenbrietzen, Belitz — bekanntlich kam Luther auch in Wittenberg auf die Kirchenverbesserung; wie oft war sie im Süden angeregt worden, aber die schöne umgebende Welt gestattete nirgends eine so entschlossene Resignation; in Wittenberg werden die Sinne durch nichts verführt, der Geist bleibt unverfälschter Geist.

Ueber Berlin sprech ich ein andermal, jetzt reis'te ich bloß durch, hatte es seit dem kalten Winter anno **23** nicht gesehen, wo mich, den Tertianer, das Interesse an Herrn Matthausch und Fräulein Ennicke, weiland Theaterheroen zu einer Fußwanderung bewegte, und war überwältigt von dem stattlichen Eindrucke, den es mir gewährte. Damals, wo ich wie die große Armee **1812** mein Dasein gegen den Winter auf's Spiel setzte, um Berlin zu sehn, wie jene Moskau sehen wollte, wo man zu Hause den Tertianer erfroren glaubte, damals

gab's noch kein Muſeum, keine Fontaine, kein Königsſtädter Theater, obwohl ich hierin irren kann, aber ich kannte wenigſtens Angely noch nicht, den kleinen Todten von der Spandauer Straße. Und als ich jetzt an einem duftenden Morgen des Monats Mai den Kopf aus dem Hôtel de Russie ſteckte, den ſchäumenden Waſſerſprung, das gebieteriſche Muſeum ſah, und dieſen ganzen klaſſiſchen Eindruck ſtolzer Gebäude plötzlich empfing, da mußt' ich mich wirklich beſinnen: iſt dieß daſſelbe Berlin, das du als Knabe geſehen? Nun, ich habe ſpäter genügend Zeit gefunden, mich darüber zu beſinnen, und fahre jetzt hinaus durch die Frankfurter Vorſtadt, wo mit jeder Straßenbiegung die lärmende Königsſtadt mehr und mehr verſchwindet, und man am Ende gar in einem kleinen Provinzialorte zu ſein glaubt. Das iſt die ſchwächſte Seite Berlins, ſeine Achillesferſe, von den meiſten übrigen geräth man alsbald in die bewegten, imponirenden Stadttheile.

Mein letzter Gedanke war aber doch, als ich aus dem Thore fuhr: Berlin iſt die ſchönſte Stadt,

die du gesehen, der du wol nimmer nach Petersburg kommen wirst, und das that meinem preußischem Stolze sehr behaglich.

Bei Frankfurt sah ich die Oder wieder, meinen alten schlesischen Genossen, er kam von Breslau herab, hatte die alten Häuser gesehen, war auch der stillen Wohnung vorübergezogen, von wo ich manchmal traurig in seinen Spiegel geblickt, traurig vor Liebe und wallender Ahnung größerer Welten. Es sind immer neue Wellen, die solch ein Fluß bringt, er hat insofern gar keine eigentliche Persönlichkeit, ist mir ein Kaufmann, der todte Wechsel spedirt, das Wasser, welches mir jetzt bei Frankfurt begegnete, hatte mich nie gesehn, hatte in tiefen Schachten und Steinritzen der Karpathen gelegen, als ich thränenfeucht bei Breslauer Mondabenden in die Oder blickte, und dennoch war es mir befreundet. Der Mensch braucht gar wenig Anregung, um zu lieben.

Hier treibt der Fluß Bäume und Grün aus dem Boden der Mark, Frankfurt ist bekanntlich ein

friſcher, artiger Ort, eine Oaſe — die Schlacht bei Kunersdorf, die mordende, und Studenten, die halb Stiefel und halb Hut geweſen ſind, fielen mir ein, als ich in's Thor fuhr. Jene iſt in der Nähe von Frankfurt geſchlagen worden, und die Bekanntſchaft dieſer Herrn Studenten habe ich in Breslau gemacht, wohin mit der Univerſität auch die Frankfurter Traditionen und Stürmer und Schläger und Stiefeln gewandert ſind. Die Studenten von Frankfurt ſind in der Hiſtorie als ſehr wild und unbändig bekannt. Wenn man in ihren alten ſogenannten „Wichs" geworfen wurde — übrigens ein Wort, welches tragiſch in der modernen Civiliſation untergeht — dann verſchwand man völlig als Individuum, und ſchlurrte, ſchleifte und klirrte als ein verſchollener Begriff des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts umher: jener Hut, welcher ſo ſtolz „der Stürmer" genannt wurde, maß mit ſeinem ſchwarz und weißen Federbuſche an die vier Fuß rheinländiſch Maaß, man balancirte einen Thurm, herzhafte Poſtillonsſtiefel ſind Kinderſchuhwerk gegen

die Kanonen, welche wie ein Fahrzeug mit dem Studio umherschifften; ich erinnere mich eines Begräbnisses, wo ich einen Frankfurter Schläger gesenkt tragen mußte, wie man alten Deutschen und Rittern das Schlachtroß hinter dem Sarge nachführte, dieser Schläger hat mich die ganze Schwere vergangener Zeiten erkennen gelehrt. Wie oft wundern wir uns über die schweren, ungeheuren Waffen unsrer Vorfahren, und meinen, sie müßten einem andern riesenhaften Geschlechte angehört haben — so ist's auch mit dem Studententhume: sein Putz, seine Lust, seine Werkzeuge passen nicht mehr zu unsern Fracks.

Scheltet nicht, wenn ich zuweilen der Studenten gedenke, ich bin einer der letzten Schriftsteller, die es können, jener Rest zweckloser, klirrender Romantik ist zu Grabe getragen; zerbrochen sind die Pfundsporen, die buntglockigen Schläger, zerbröckelt der frechfreie Gesang, welcher am hellen Tage, auf offnem Markte angestimmt wurde: „Wir sind die Könige der Welt", es ist ein Begräbniß unbändiger Jugend zu erzählen.

Und wahrlich, die Studentenſchaft war ein unnatürlich Inſtitut geworden, möge ſie ſchlummern neben dem Ritterthume und den Zünften der fahrenden Sänger.

Sand, Kiefer- und Birkenwäldchen laden euch auf dieſer Straße zur innern Beſchaulichkeit; man paſſirt Zubingen, wo Solger gewohnt, und mit Raumer und Tieck nach Geſchmacksregeln geforſcht hat. Alle abſtrakten Forſchungen ſind der Mark ſehr angemeſſen, wäre die Mathematik noch nicht erfunden, hier müßte ſie erfunden werden.

Ich kam nach Grünberg, der erſten ſchleſiſchen Stadt, wo unſ're Rebe wächſ't, Gott ſei's geklagt, Gewächs ſieht aus wie Wein — der Ort riecht nach Baumöl und Kopfſchmerz, er iſt das Grab von vielen hundert ſpinnbleichen Tuchmachern. Einſt hatte er ſeine Zeit, wo der Tuchmacherjubel in dieſem Theile Schleſiens ein hiſtoriſches Moment war, ſie iſt vorübergegangen, die Spulmädchen gehen Sonntags nicht mehr zu Tanze in ſeidnen Jähnchen, des Abends johlen keine Betrunkenen mehr,

ein zerlumpter ölschmutziger Bettelsjunge tritt uns an, und erzählt, sein Vater sei nach russisch Polen ausgewandert, und hätte seit zehn Jahren nicht mehr geschrieben.

So hat jeder dort seinen speciellen Jammer; auch konnte sich kein Tuchmacher ersäufen, denn es giebt hier keinen Fluß.

Es war Abend geworden, als mich die Postkalesche über Feld- und Waldwege der Vaterstadt immer näher brachte; ich kannte schon alle großen Bauergehöfte, wußte wie viel Pferde und Fohlen sie hielten, alle die kümmerlichen kleinen Interessen fielen mir ein, um welche sich das Leben dieser Landbesitzer kehrte; als ich noch ein kleiner Bube war, hatte ich ihren Erzählungen aufmerksam zugehört, und ich weiß es noch vortrefflich, welch eine Oede und Taurigkeit sie stets in mir weckten, obwohl ich nicht wußte warum.

Jetzt sahen die ungastlichen Wohnungen am Feiertagsabend — es war Pfingsten — so ausgestorben aus, daß ich mich dessen kaum freuen mochte,

wie ich jetzt reicher an Wünſchen und Gedanken heimkehrte, als ich je geahnt. Der Mond ſchien über die nahen Waldſtrecken, Frühlingsluft ging hin und her, aber ſelten kuckte ein faules Geſicht aus einem Fenſterloche, vom ungewohnten Raſſeln eines Wagens aufgeweckt. Nirgends ein Liebespaar im Schatten, die Sorge läßt ſie nicht zur Liebe kommen — doch, an einem alten Brunnen, ein Stück vom Dorfe, ſaß ein ſolches, der Frühling und der Herrgott mögen's Euch lohnen, daß ihr meinen ſinkenden Glauben an die Heimath wieder aufgerichtet habt, ihr ſchüchternen Liebesleute. Wie ein Traumbild mag die Kaleſche an Euch vorübergebrauſ't ſein in der Einſamkeit Eures abgelegenen Dörfchens und Brunnens, einſt werdet Ihr Euren Kindern davon erzählen, was ihr am Pfingſtabend zur Zeit Eurer Freite am hellen Mondenſchein geſehen.

Wunderlich Leben mit ſeinen tauſend verſchied'nen Maaßſtäben — wie wohlfeil iſt eine Hütte zu beglücken, und wie ſelten ſuchen wir's! Eine Woche

Reiſegeld, ein freundlich Wort konnte eine ganze, glückliche Lebensdichtung ſchaffen für ſolch ein Paar am zerfallenden hölzernen Brunnen —

Es ſchlug Neun aus der Ferne, wie wohl kannt' ich die Glocke, wie oft hatt' ich ſie ſelbſt gezogen, ſie war mein patriotiſcher Stolz, nirgends fand ich auf meinen kleinen Reiſen ſolch ſtarken gewaltigen Ton, und Chriſtian, der mit gegen die Franzoſen geweſen war, hatte mich oft durch die Verſicherung hoch beglückt, auch in dem großen Paris bimmelten die Glocken alle dünn und jämmerlich neben der unſern in Sprottau auf dem großen Thurme.

Der Pappelweg, das Kirchlein erſchien, vor dem ich mich ewig gefürchtet hatte — das war ein merkwürdig Kirchlein, der Inbegriff des erſten myſtiſchen Katholizismus, welcher über mich gekommen war. Weit abgeſondert von der Stadt liegt es auf einem Hügel, an deſſen Fuße ſchwarz und langſam der kleine Fluß Sprotta vorüberzieht, immer iſt es verſchloſſen, nur einmal des Jahres zog die Geiſt-

lichkeit in weiße Spitzenkleider und dampfenden Weihrauch gehüllt hinaus, um Gottesdienſt darin zu halten, das kleine Häuflein Gläubiger — Lutheraner ſind die weit überwiegende Mehrzahl des Städtchens — der fremde Kirchengeſang, die rothen Fähnchen mit langen Troddeln waren mir von dem wunderbarſten Eindrucke. Und nun kam die Sage über jenes Kirchlein hinzu, welche mir die Mutter erzählte, um alle Ahnungen geheimnißvoller Poeſie in mir zu wecken, und das Wort „katholiſch" fragend und feierlich in mein Herz zu ſchreiben. Eines Tages nämlich ſei bei einem Feſte in der großen Stadtkirche der Katholiken, an welche ein Nonnenkloſter ſtieß, Folgendes geſchehen: Der Prieſter zeigt dem knieenden Volke die Hoſtie, dieſe aber erhebt ſich plötzlich in die Luft, verſchwindet aus der Kirche, fliegt langſam über die Stadt, und ſenkt ſich draußen auf jenem Hügel erſt wieder zur Erde. Deswegen ſei das Kirchlein an jener Stelle erbaut worden, und wenn dieſer Tag im Jahre wiederkomme, ziehe man in Prozeſſion hinaus. Es ſei übrigens der

Tag geweſen, an welchem eine junge Nonne den Schleier habe nehmen ſollen, Einige hätten dies für ein Warnungszeichen gehalten und verlangt, das Mädchen der Welt wieder zu geben, der Probſt aber habe erklärt, es ſei im Gegentheil ein Wink des Himmels, daß die neue Schweſter zu großen Dingen auserkoren ſei, und daß man die Einkleidung derſelben um keinen Tag verzögern dürfe. Das Mädchen ſoll aber blühend ſchön geweſen ſein und blitzende Augen gehabt haben, erzählen die Leute, und noch in demſelben Jahre ſei ſie geſtorben und draußen unter dem Kirchlein begraben worden.

Warum ſind wir nicht auch katholiſch? fragte ich meine Mutter, es ſind ſchöne Bilder in der großen Stadtkirche und das Singen und die Muſik klingt ſo wunderlich hübſch, es überläuft mich ſo angenehm dabei, und der Rauch aus den ſilbernen Keſſeln iſt ſo fein und und ſchön, beſonders wenn die Sonne durch die großen Kirchenfenſter ſcheint — die Mutter warnte mich aber, beſonders vor dem Kirchlein. Dort habe auch der „ſchöne Gottlieb“

gehauſ't, und erſt neulich ſei wieder ein Menſchenantlitz oben am Glockenfenſterchen geſehen worden, obwohl der Probſt allein den Schlüſſel habe, und alle Jahre nur einmal hinaus komme.

Mit dem „ſchönen Gottlieb" hatte es folgende Bewandniß. Er war der Anführer einer Räuberbande, und wegen ſeiner auffallenden Schönheit ſo genannt. Es heißt, er ſei aus Deſperation unter die Spitzbuben gegangen, weil ihm ſeine Geliebte verweigert worden ſei. Im „Kirchlein" — ſo wird es ohne Weiteres genannt — habe er Zuſammenkünfte mit ihr gehabt, oben vom Glockenfenſterchen hätte er ſich oft die Bürger angeſehn, wenn ſie in's Feld ſpaziren gegangen ſeien, mancher wackre Meiſter habe ihn geſehn, und die Augen niedergeſchlagen. Ja, man erzählt, es gäbe im Kirchlein ein ſo treffliches Verſteckplätzchen, daß der ſchöne Gottlieb am einzigen Kirchtage des Jahres dort geweſen ſei, die Meſſe mit gefeiert und ſogar mit ſeiner Charmanten, welche das Plätzchen gekannt, geliebäugelt habe. Irgend ein ſolider Bürger ſei

aber jedesmal an ſolchem Tage mit einer Ohrfeige überraſcht worden, ohne zu bemerken, woher ſie käme.

In der Haide iſt es nun ſpäter dem „ſchönen Gottlieb" doch mißlungen, man hat ihn gefaßt, und unweit des Kirchleins, wo ein großer ſteinerner Galgen ſtand, in Ketten aufgehangen. Bis auf den heutigen Tag aber ſieht man ſcheu nach dem Glockenfenſterchen, und Viele wollen den Laden deſſelben ganz früh am Tage offen und ein Geſicht erblickt haben — das ſoll der ſchöne Gottlieb ſein, welcher ſich den Fluß, die Wieſen, die Gebüſche und das Städtchen betrachte, ſo lange der düſtre Morgennebel drauf ruhe.

Man kann alſo denken, daß ich nicht ohne lebhaften Antheil jetzt bei hellem Mondſchein daran vorüberfuhr, und nach dem Laden des Glockenfenſterchens blickte — das Kirchlein ſtand wie ſonſt mit feſtgeſchloſſ'nen Augen da, Gebüſche und Bäume umher waren höher gewachſen, der Putz von der Mauer und vom Thürmchen war hie und da abgefallen — wie lange, dacht' ich, haſt du ſchon

gelebt, und doch nimmſt du noch Intereſſe an dem jugendlichen Katholicismus, wie er dir damals nahe getreten, an all den unſichtbaren Geiſtern, welche aus dem dämmernden Himmel in das Leben hereinreichen, kommſt mit ſchwimmenden, nach unbekannten Dingen verlangenden Träumen wieder in die Heimath! Und iſt's nicht am Ende ſo: Wem die Heimath, dies Symbol alter Liebe nicht Sehnſucht nach dem Himmel erweckt, der hat keinen Himmel zu hoffen.

Das Pfingſtſchießen.

„Pfingſten kam, das Feſt der Freude,
Wo da grünen Feld und Haide —"

Seid ihr nie an blitzenden Sommertagen über Land gegangen; Alles war feſtlich, die Erde grün, der Himmel blau, die Vögel jubelten, die Bäume glänzten in Laub und Blüthen, ſeid Ihr dann nicht zuweilen einer kläglichen Lehmhütte vorübergekommen, aus deren Thür ein gelbes, verhungertes, im Elend verzehrtes, Antlitz blickte? Habt Ihr nie dieſen ſchneidenden Kontraſt geſehen, welcher wie ein Stoßdegen in's Herz dringt?

Nun, es gibt ein faſt noch Schlimmeres, was Ihr wohl geſehen habt: Hunger läßt ſich ſtillen; aber wie ſchmerzhaft berührt es uns, wenn wir aus

dem bewegenden Geräusche der Stadt, aus dem anregenden Kreise einer Familie oder Gesellschaft in ein armes Dörfchen gerathen, und hinter der handgroßen, zerbrochenen Fensterscheibe den Stumpfsinn, die Oede, die interessenlose Leere sitzen sehen mit braungelb ledernen, durchfurchten Wangen, todten Augen, gewelktem Munde. Niemals findet die kleinste Freude einen Weg über die morsche Schwelle, ohne Klang und Ton geht die Zeit in solchem düstern Loche vorüber, und solche Existenz wird auch noch Leben genannt!

So schlimm sind die Leute nicht dran in meiner Vaterstadt; sie ist fein und sauber und artig, die Mehrzahl der Bewohner kann täglich ein Stückchen Fleisch kaufen beim Schlächter an der Ecke, und etwas zu verschneiden, etwas zu schwatzen und zu klatschen oder zu diskuriren hat der Bürgersmann auch, es fehlt nicht an allen Interessen, wenn auch die geistigen nicht mehr so lebhaft sind, wie seit der Franzosenzeit und seit dem Reformationsjubiläum 1817, wo die Kirche und die Prediger und

die vernünftige Gottesverehrung reichlich durchgesprochen wurden. Seit jener Zeit sind die kleinen Provinzialstädte etwas in Verlegenheit gerathen über höheren Stoff; der steigende Luxus, die steigende Wolle und die Revolutionen, für welche sich diejenigen interessiren, welche viel Schulden haben, reichen doch nicht aus für sechs Wochentage und den langen Sonntag. Darum freue ich mich stets auf's Beste mit ihnen, wenn Pfingsten wiederkommt, Pfingsten mit seinen Festen, da verschwindet dem Sprottauer die träge Erde mit ihren Besorgnissen, Schulden und langweiligen Stunden, er putzt die lange Donnerbüchse zum Schießen, Königreiche blühen vor ihm auf, er kann wieder kräftig hoffen, die Erfüllung eines Schützenkönigthums mit 50 Thalern, zwei Grasflecken, zwei Gebräuen Bier liegt dicht vor dem Thore, ein tüchtiger Schuß kann sie bringen; die Nankinghosen, die gelben, werden zur Wäsche hervorgesucht, die langen Stiefeln acht Tage vorher geputzt, es ist keine Hoffnung da, im Tanze sein Glück zu machen; das Jahr hindurch gibt's

auſſer dem Weihnachtsballe nur dieſe einzige Gelegenheit dazu, der Junggeſell wird alt, und das rothbackige Rikchen hat ſich noch immer nicht entſchloſſen — dies Pfingſten wird Alles in's Gleiſe bringen, vivat Pfingſten!

Um das ſtattliche Schießhaus, welches unweit jenes Kirchleins ſteht, waren die großen Buden ſchon aufgeſchlagen, als ich Abends vorüberfuhr, dieſe ſtillen bretternen Häuſer verſchloſſen eine reiche bewegte Zukunft, da wird getrunken und geküßt werden und Verhältniſſe werden emporwachſen vor allerlei Art — objektiv betrachtender, leidenſchaftsloſer Mond, du haſt mich einſtens auch in den kindlichen, wohlfeilen Illuſionen dieſer Buden geſehen, als mir die Kultur der Welt noch ſehr gleichgültig war. Die leuchtenden Birkengebüſche zitterten flüſternd und heimlich im leichten Nachtwinde, und es war mir, als vernähm' ich die Worte: Was thut Ihr ſtolz da draußen in der Welt mit Euren wandelbaren Dingen, der Menſch zum Menſchen, das Herz zum Herzen bleibt ewig Mittelpunkt alles

Treibens dieſer Welt, und es wird geliebt und gehofft und vertraut hier unter dieſen Birken ſo ſchön, ſo ſtark wie anderswo. —

Und ſchöner: ſolch eine einſame, von der großen Poſtſtraße abliegende Stadt iſt ein Idyll auf der Landkarte, das ſchöne Mädchen, was mir die Hand reicht, wird von keinen Fremden geſehen, ſie hat mich gewählt, nachdem ſie alle Herrlichkeit vor ſich erblickt hat, die ihr jemals geboten werden kann auf dieſer Welt, ſie iſt mir nun ein Gut, von keiner unerwarteten Macht bedroht, mein ganz und gar; ſie quält mich nicht mit Anſprüchen auf Zerſtreuung, ſie weiß bis auf jede Minute im Jahre, was in den kleinen Verhältniſſen gewünſcht und erreicht werden mag — es iſt ein klaſſiſcher Zuſtand.

Wahrlich, ſie ſaßen in der Vorſtadt und in der Stadt noch vor den Thüren Abends um neun, wie ſie geſeſſen hatten vor zehn Jahren, in Hemdärmeln mit langen Pfeifen, die Weiber mit Strickſtrümpfen, der Mond machte die Geſichter bleich, aber ich erkannte ſie alle, etwas ausgehöhlter waren

ſie, aber unverändert. Man altert langſam in einer kleinen Stadt, man vertrocknet von innen heraus, und das wird ſpät bemerkt. — Noch wie ſonſt fragte ſich Alles: wer mag in der Kaleſche ſitzen? noch wie ſonſt war ſolche Kaleſche ein Ereigniß, das die Leute nicht ſchlafen gehen ließ, bevor es aufgeklärt war von Haus zu Haus.

— Als man ſich bis zum andern Morgen drein gefunden hatte, daß Laube's Heinrich in der Kaleſche gekommen, als der erſte Anlauf von Begrüßungen der Vettern und Muhmen durchgefochten war, da ging ich unter im Pfingſtſchießen, die Signale ſchrien, die Jungen rannten mit verſpäteten Bandelieren und Nankinghoſen, die Trommeln wirbelten, die große Armee ſchien wieder im Anzuge zu ſein — die Schützengarde rüſtete ſich zum Ausmarſch.

Das Moderniſiren wird in wenig Jahren all' ſolche würdige Phyſiognomien verwiſcht haben, mit Recht war die alte Garde ſchon ſehr erbittert und drohte mit Emeuten gegen die uniformen gelben Nankinghoſen der jungen -- es kann ein archäolo-

giſches Verdienſt begründen, wenn ich dieſen Auszug der Kinder und Väter Sprottau's beſchreibe. Beiläufig iſt es mir auch ein Stolz, meine Vaterſtadt zum Mittelpunkte einer äſthetiſch-hiſtoriſchen Beſtrebung gemacht zu ſehen, vielleicht ſticken die Enkel einſt deßhalb meinen Namen auf eine der Fahnen, von welchen ich alsbald reden will.

Der erſte Held des Tages iſt ein Trompeter, genannt Horaz, er fängt bereits am frühen Morgen an zu blaſen, als ſtammt' er von Joſua, und wollte die Mauern Jericho's niederſchmettern. Die Wichtigkeit ſeines Amtes — dunkelgrün und ockergelb ſind die Farben, in denen er auftritt — erlaubt ihm übrigens kein triviales Geſpräch, officiell zürnt ſein aufgeblaſenes Antlitz, kein Gaſſenjunge erhält Beſcheid, und an dieſem Tage erfährt's Niemand, daß er beim Blaſen weniger ſtammelt als beim Sprechen. Von der Würde dieſer feſtlichen Tage lebt Horaz den übrigen Reſt des Jahres: wo er gefoppt wird, wo er anbetet und keine Er-

hörung findet, da appellirt er an seine gelbwollenen Epaulets.

Später treten auf die Tambours, die sich zum Aerger ihrer Ehehälften seit mehreren Wochen die stacheligen Bärte haben wachsen lassen; sie tragen, wie Mephistopheles, rothe Hahnenfedern auf den Hüten und trommeln ohne Erbarmen. Die Jugend begleitet sie mit patriotischem Gefühle, ob des Spektakels, welchen drei Sprottauer machen können, in hellen Haufen.

Die alte und junge Garde versammelt sich einzeln, man wundert sich alle Jahre, daß die Herren Bürger nicht pünktlich kommen, man kann nicht antreten, weil noch die wichtigsten Mitglieder fehlen, man spricht über die Witterung, über Getreide- und Wollpreise, und ob der Herr Hauptmann reiten werde, oder nicht. Das war von jeher der wunde Fleck: durchschnittlich existirte gar kein Reitpferd im Städtchen, und der Herr Hauptmann war aller Frage überhoben, und ging in den blanken

Reitſtiefeln ſtolz zu Fuße. Dieß ziehen die Männer vor, es gewährt mehr Sicherheit beim Marſchiren; denn im andern Falle, wo ein Gaul zu haben war, traten größere Uebelſtände ein. Die edle Reitkunſt wird aus tauſend Gründen in meiner ſoliden Vaterſtadt nicht kultivirt, und die etwaigen Reitpferde bezeigten gewöhnlich eine unangenehme Averſion vor der kriegeriſchen Janitſcharen-Muſik, es waren Kinder des Friedens, und ſie proteſtirten öfters energiſch gegen den Schlachtenlärm. Dieſe Proteſtationen hatten ihr Unangenehmes: der Herr Hauptmann verſchwand oft vor der Fronte, und erſchien wieder mitten im dichteſten Haufen der Garde, welche ſich bei ſolcher Gelegenheit gar nicht berufen fühlte, Stand zu halten, und patriotiſche Aeußerungen vernehmen zu laſſen. Ja, es hat ſich einmal zugetragen, daß der Herr Hauptmann in der Nähe des Schießhauſes, als das Heer über die Brücke zog mit luſtigem Zinken- und Glockenſpiel, ganz allein unten mit ſeinem Roſſe durch den Fluß geſchwommen iſt — erſtarrt hat der Zug ſtill ge-

halten, die raſende Muſika iſt mit Mühe gedämpft worden. Tüchtig, wenn auch naß iſt der abſichtslos kühne Schwimmer, der Herr Hauptmann mit ſeinem Schimmel, wieder an's Land gekommen, und hat mit einer zweideutigen Bewegung Muth und Vertrauen wieder hergeſtellt. Des nächſten Jahres hat indeſſen die Frau Hauptmännin ein beſonnenes Veto eingelegt, es iſt von mehreren Seiten unverholen geäußert worden, daß die würdigſten Leiber der Stadt nicht fürder gefährdet ſeyn dürften, der Schimmel iſt nie wieder vor der Front erſchienen.

Dieſes Jahr fand ſich ein beſonnener brauner Engländer vor, welcher die ſtürmiſche Zeit der Jugend hinter ſich hatte, und von dem ſich ehrbare, ſolide Bewegungen erwarten ließen. Er hatte die Proben mit ſchöner Ruhe beſtanden, ſogar Horazens Trompete hatte ihn nicht alterirt — der Herr Hauptmann erſchien zu Roß, die Garde trat an, und ſetzte ſich ſtattlich in Marſch. Nachzügler ſtürzten zwar noch aus manchen Häuſern, und befliſſene Gattinnen eilten hier und da im häuslichen Negligé

herbei, um dem Gemahle das vergeſſene baumwollene Schneuztuch, die grüne Fourierbinde zuzutragen, oder mit drei haſtigen Stichen die lockere Kokarde feſt zu nähen an das ſchlanke, ſchwarze Schiff, den geſchweiften franzöſiſchen Hut; aber nichts hielt mehr weſentlich den kriegeriſchen Ungeſtüm auf, ſobald der alte klaſſiſche Marſch, das weltbekannte „Radabum" begonnen hatte.

Um dieſen Marſch, der ein Stück deutſcher Geſchichte geworden iſt, völlig zu würdigen, muß ich ein neues Kapitel anfangen.

34.

Der Marſch.

Nennt es doch ja nicht etwa Spott, wenn ich munter über die Heimathsdinge berichte — er hat an Euren eignen Händen geklebt, wenn Ihr ihn findet. Der Schalk wohnt auch im Herzen, und ich gäbe alle dieſe kleinen ſchnurrigen Dinge nicht für das Größte hin, ich ſcherze in eitel Wohlbehagen. Solche kleine Verhältniſſe haben immer wie kleine Bilder mit Duodez-Figürchen ein zum Lächeln Herausforderndes, ſie mögen behandeln was ſie wollen. Wenn ich hinzuſetze, daß ſich juſt in den hier beregten Zuſtänden eine überaus anſtändige Würde, ſtattliche Perſönlichkeiten, Erkenntniß der

in Vergleichung kleinen Verhältniſſe vorfinden, ſo wird um ſo weniger ein Mißverſtand zu fürchten ſeyn.

O, ich denke ſo gern dieſes kleinen Städtchens, was mich wie eine ehrwürdige Korporation mit ſcharfen Schattirungen an das Mittelalter gemahnt, wo die Individualität noch gilt, wo die Familie mit ihrem ſtillen Reize noch webt, wo man bloß Regiſtrator zu ſein braucht, um den Honoratioren, wie ſie's nennen, anzugehören und den „Klubb" beſuchen zu dürfen mit Reverenz und Tabakspfeife, wo dem ſich aufthuenden Talente der Weg zum Stadtverordneten, ja zum Senator und ſomit zur regierenden Reſpektsperſon geöffnet iſt wie in den ſtolzen Inſtitutionen Alt-Englands. Die vortreffliche, ſchön gegliederte Städteordnung Preußens hat gar trefflich beigewirkt, dies kräftige organiſche Leben zu bewahren, zu verjüngen.

Und nun zurück in's heitere Pfingſtleben, die Klarinetten ſchrein, die Becken ſchallen, die große Trommel, dies Staunen ſprottauiſcher Jugend, donnert den gewaltigen Marſch, welcher genannt

wird von Breslau bis Heidelberg „das Radabum,“ welcher gekannt wird von allen Deutſchen, die vom Jahre 22 an ſtudirt haben. Dieſer Sprottauer Marſch iſt die deutſche Marſeillaiſe geworden, aber ſeine Töne verkünden keine Guillotine, keine Volkswuth, keinen Revolutionsſkandal; volle Gläſer, luſtige Augen, grüne Jugendhoffnungen winken hinter der Sprottavienne, ſie iſt ein Geſang des Friedens und der Heiterkeit. Ich glaube nicht, daß ſie Patrunke, der Stadtpfeifer, erfunden hat, aber er ſpielt ſie ſeit Menſchengedenken, und mein Couſin, ein friſches Lebegemüth, erfand den berühmten Text „Radabum, radabum, tſching, tſching,“ wenn wir heimfuhren zum Pfingſtſchießen in der goldnen Ferienzeit unſrer Glogauſchen Schule; davon blieb ihm auf allen Univerſitäten, die er bezog, der chineſiſche Kaiſername Tſching zum Gedächtniß jenes Marſches, welcher durch ihn Studentenmarſch wurde und die Runde durch ganz Deutſchland machte.

Die Freude iſt flüchtig, aller Ruhm ein Augenblick — der luſtige Tſching liegt ſchon in kühler

Erde, den Erfinder des Marſches kennen wir nicht, und der Magiſtrat kann ihm keine Penſion dekretiren, wenn er noch lebt. Aber bei dieſer Gelegenheit muß ich alle die ähnlichen Märſche, ſelbſt das beliebte und geſchätzte „Bumratida" für bloße Gloſſen und Scholien des urſprünglichen Textes erklären, die Patrunke's Pfeifern unbekannt ſind.

Mit dem „Radabum" beginnt eigentlich das Pfingſtſchießen, es iſt das deutſche „Evan, evoë" der Griechen, mit dem erſten Trommelſchlage breitet ſich die ganze, maigrüne Illuſion über Sprottau, die Fahnen werden aufgerollt, der ſpaniſche Paradeſchritt lenkt ſich zum Herrn Bürgermeiſter, dieſem wird ein Walzer aufgeſpielt, und er traktirt die Herren vom Rathe und die Herren Fouriere mit Wein und kaltem Braten. Der Tauſendſappermenter des Städtchens tritt auf, der Fahnenſchwenker und macht ſeine Künſte, Alles ſchweigt und ſchaut und ſtaunt. Herr Ritter iſt der einzige ſeiner Kunſt, und weitſehende, ſorgliche Bürger fürchten, ſie werde mit ihm ausſterben. Herr Ritter iſt ein

ſchlank, wenn auch etwas mager gewachſener Mann, ſeine Familie gehört zu den Nachkommen Kleon's des Gerbers, ſie ignorirt aber ihren Ahnherrn. Er trägt einen kleinen, niedlichen runden Hut, einen braunen, würdigen Frak mit großen, thalergroßen Stahlknöpfen, ein kurzes, dunkelſeidnes Unterkleid und Strümpfe gemiſcht aus Seide und Baumwolle, welche geſtreift ſind, wie das merkwürdige und ſeltene Thier, welches man Zebra nennt. All ſeine Bewegungen ſind kurz und leicht, und ſtets von einem gemeſſenen Neigen des Kopfes begleitet, eins ſeiner graziöſen Beine pflegt vorgeſtreckt zu weilen, und leicht und anmuthig in ſeiner Kraft zu ſpielen. Im Arme ruht die Fahne, ſo lange er ruht, und ſein würdevolles Lächeln beweiſ't, wie er der großen Trommel und den ſchreienden Klarinetten gern den Spektakel gönnt, durch lange Erfahrungen überzeugt, daß ſeine eignen Leiſtungen, ſobald die Reihe an ihn kommt, alles Uebrige vergeſſen machen.

Und es ſchweigt der Lärm, Patrunke bringt mit Energie den Jungen zur Ruhe, welcher ſeine Pik-

kolflöte von Neuem einsam das „Radabum" schreien läßt, und entschuldigt mit einer passenden, unverkennbaren Gestikulation nach der unreifen Figur des Künstlers die Störung, dann giebt er das Signal noch einmal, es fliegt von Ellenbogen zu Ellenbogen der Musiker, ein gedämpfter Zephyrwalzer entwickelt sich, Herr Ritter schreitet vor, mit Grazie, nimmt sein Hütchen ab, senkt grüßend die Fahne, auf seinem sonst ernsthaften Gesichte erscheint süße Zufriedenheit und Satisfaktion. Er schwenkt die Fahne rechts, er schwengt sie links, er bugsirt sie zwischen den Zebrastrümpfen hindurch, ja er wirft sie in die Luft, und — staunend macht sich die Theilnahme der Jugend Luft in einem Ah! der Zephyrwalzer schweigt trotz Patrunke's, des Abgehärteten, Stampfen und Dräun — er fängt sie lächelnd wieder auf, Herr Ritter, nimmt wieder sein Hütchen ab, zieht sich mit Anmuth zurück und genießt das allgemeine Staunen über seine Geschicklichkeit, indem er schweigend und lächelnd mit dem blauen Baumwollentuche sich den Schweiß abtrocknet.

Bum! dröhnt die große Trommel, und ruft neue Stimmung, und weiter geht der Zug, lebhafter bereits aber immer würdig.

Ich darf es nicht verschweigen, so schwer es mir wird, man könnte sonst falsche Folgerungen daran knüpfen, wenn es anderswie an den Tag käme: Herrn Ritters Fahne trägt jene drei Farben, welche ursprünglich dem Hause Orleans und der Stadt Paris angehört haben, die man Trikolor nennt, und welche bei allen französischen Revolutionen zu sehen waren „Roth, Blau und Weiß." Aber ich darf versichern, daß Sprottau solche Symbolik nicht kennt, auch Herr Ritter nicht, obwohl sein Familiengewerbe demokratischen Ursprungs ist. Einfach ist unser Sinn, und Doppelzüngigkeit verachten wir — vielleicht ist's ein punisches Geschenk der Franzosen, diese Fahne, als sie **1813** im Frühjahr bei uns waren zum Besuche; ich weiß es nicht, aber ich will keinen Menschen in's Gerede bringen. Leider fungirt sie freilich heute noch, wenn Pfingsten wiederkommt; aber Herr Ritter ist todt, man hat

mir's geschrieben, ach Alles stirbt, Ritter und Romantik! Ein geschickter Sattlermeister schwenkt sie jetzt, was Sattlermeister! der hat keine Geschichte und keine Zebrastrümpfe!

Vorüber, vorüber! Ich gebe der Wehmuth nach, der Marsch nehme seinen Lauf, ich folge ihm nicht, sage nichts von den Zuständen, wenn ihn und die Nankinghosen ein Regenwetter überfällt, wenn die Fahnen, die Disciplin, die ganze Armee zu retten sind. Es sei uns ein kleines Bild einfacher Freuden und Verhältnisse, deren Eigenthümlichkeit die Mode noch nicht ganz aufgerieben hat. Noch ein Blick in's Schießhaus selbst, und dann weiter, immer weiter!

Links im Saale sitzen die Honoratioren, spielen **L'hombre**, rauchen Tabak, trinken Bier, begrüßen Gäste aus der Umgegend, sehen dem Tanze zu, der im mittlern Saale braus't. Diese Säle sind nämlich durch offne Bogen verbunden, und bilden ein gar stattliches Lokal — im Dritten sitzt der **Tiers-état**, der eigentliche Burger und Meister, er schmaucht,

ſpielt mit Baſtankarten Solo, und iſt in ſeinen Aeußerungen nicht blöde. Dies iſt ein Bild des Staats mit ſeinen Trennungen, die wir bis gegen das Weltende nicht überwinden werden.

Es iſt dort artig Zuſchaun: Mütter und Töchter ſitzen harrend — die Mütter noch meiſt in jenem Staate, den ſie vor Jahren getragen, die Töchter ſchon nach Modernem ſtrebend, ſei's nur mit einem Bande oder einem Steinchen von Glas. Die Burſche ſchweigend, über Bequemlichkeit höflich, ſtill raſend im Tanze, bis ſie glühen und dampfen, Heurathspläne mit beſcheidenen Vergleichen und Umſtänden unter der Buſenkrauſe hegend. Mit Wohlgefallen ſieht man die dreiſteren, friſcheren, geſchickteren Bürgersſöhne ſich tiefer hineinwagen in den linken Saal, und die weißen Kinder zum Tanz aufziehen — hier ſitzt manche Honoratiorentochter, oder Tochter des kleinen Landedelmanns, die des Reſpekts halber, des Sitzes halber tief zwiſchen vornehmen Leuten zu keinem Tanze kommt, weil ſich die Burſche nicht hinwagen.

Hat man dieſen Mikrokosmus genug betrachtet, dann ſieht man vom Balkon dem Treiben zu, was ſich unten zwiſchen den Gebüſchen an den Spiel- und Schenkbuden herumtummelt: es wird geliebt, gewagt und intriguirt, die Sonne ſcheint dazu und blitzt zurück vom nahen Fluſſe, die alten Stadtwagen, Reſte der Kloſterzeit, worin die Nonnen ſpaziren gefahren wurden, bringen aus ihrer Tiefe immer neue weiße Geſtalten, man ſpricht mit Dieſem mit Jener, die Luft iſt lind und weich — da ſtürzt es Einem plötzlich wüſt in Kopf und Herz, was man ſich verborgen hat: es iſt ein Puppenſpiel, was du vor dir haſt, deſſen leere Anmuth du dir läugneſt, um ein Leben zu gewinnen; auch hier iſt es nicht das Glück, welches du ſucheſt. Die Leute nehmen ein Intereſſe der Neugier, des Herkommens an dir, du haſt von den Früchten des Weltſtrebens gekoſtet, es iſt vorbei, und du mußt weiter. Wiederſehen magſt du die Heimath noch hundertmal mit tiefem Reize, aber als Heimath iſt ſie dir doch verloren — ach arge Welt! Was zu-

letzt mit uns verkehrt hat, ist uns nicht nur stets das Liebste, sondern das Nöthige, weil wir wachsen und uns gestalten bis in den Sarg, und Gegendruck fühlen, und nicht immer von Grund aus uns die Umgebung zubilden wollen.

Kaum ist der Strahl aus Gottes Auge, die Liebe, zu retten in dieser rasch gewordenen Welt — selbst zu diesem Glücke ist ein besonderes Glück nöthig; nur eine Freundschaft ist noch das Sicherste, welche auf hohem Standpunkte der Humanität begonnen hat, und wo von beiden Seiten das Streben keinen Augenblick ermattet.

Ach, nein! Auch sie bedarf des Glücks. Liebhabereien, Richtungen, Zufälle, Irrthümer kleiner Art trennen auch hier — so stand ich gedankenstarr auf dem Altare und sah in den Trubel, und empfand es schmerzlich, daß die Welt auf solcher Bildungsstufe blasirt seyn müsse, wenn sie nicht einen gesunden Leib zu fröhlicher Naturempfängniß und daher sprießend ein frisches Herz zum Liebesreize sich bewahrt.

Ade du kleine Welt, Pfingſtſchießen mit deinen kleinen Reizen, ich gehöre nicht mehr zu dir, weil ich keine Zukunft in dir ſuchen kann — und noch am ſelbigen Abende fuhr ich von dannen, Thränen im Auge, Weh im Herzen —

Ach, wie Viel muß der beweinen
Der die Welt erfaſſen will,
Altes, müdes Herz ſchweig ſtill,
Neben theuren Leichenſteinen
Wächs't dir neues, grünes Gras.

35.

Weisflog.

Es war auch zu Pfingsten bei den heimathlichen Saturnalien, wo ich Weisflog zum ersten Male sah. Zeitgenossen werden sich erinnern, daß in den ersten zwanziger Jahren dieser Schriftsteller das Gespräch des Tages war. Houwald und Weisflog erfüllten die schlesischen Leser; wir Gymnasiasten, die wir neben dem Julius Cäsar auch die deutschen Journale lasen, waren sehr stolz auf unsern Landsmann Weisflog, und wir Sprottauer erst recht, denn Weisflog war aus Sagan, und das ist bloß zwei Meilen von uns entfernt, und gilt für noch näher. Es war mir also ein sehr großer Moment, als es hieß, der Phantasie-Weisflog sitze in

einer Bude und würfle mit unſern Honoratioren — als Gymnaſiaſt hatte ich ein beſtrittenes Recht, mich an die Queue unſrer Nobleſſe ſchüchtern anzuſchließen, ich wagte mich alſo zagenden Schrittes in jene Bude. Da ſaß er leibhaftig, der Mann der Hiſtorien und Phantaſieſtücke, jener Schöpfer „der treuen Seele von Zwickau.“ Er war nicht groß, aber lang, ſo lang wie ein warnender Gedanke. Der Kopf vielfach ſpitz und klug, alle Linien drängten ſich vornhin nach einem Winkel zu. Das dünne Haar lag ruhig und ſtill, und ſtörte die lange Stirn nicht, welche zuweilen zuckte, als führe ein Gedankenlüftchen über ſie hin. Spitz und ſcharf ſahen die verlebten Augen auf die Würfel. Es war eine müde Lebhaftigkeit in dieſem Auge, es hatte genug geſehen in dieſer Welt, nur eine ſchöne Blume, eine Schüſſel Auſtern, ein Haufe Goldes und ein niederländiſch Bild konnten es auffriſchen, und wenn er Muſik hörte, da ſprang er aus den Federn. Als Patrunke, der Stadtmuſikus, in der Nähe dieſer Bude plötzlich das vaterländiſche „Ra-

dabum" entfesselte, da ward Weisflog's Auge über die Maaßen lebendig, und es erschien ein Zug um seinen Mund, welcher sicherst bezeugte, es sei noch ein reicher Fond ächt humoristischer Laune im Verfasser des „Zwiebelkönigs Eps." Er fragte leutselig, wie der Stadtpfeifer hieße — Stadtpfeifer, **piferari**, wurden schnöderweise damals die Kapellmeister der Städte genannt — und der Herr Registrator hielt ein mit dem Wurfe, neigte sich in verbindlicher Weise ein Wenig schief, und ließ sich vernehmen: Die Leute nennen ihn Patrunke, er schreibt sich aber Patrunki, und führt die Klarinette, verehrter Herr Prokonsul — Schnöde Welt, sagte lächelnd Weisflog, und der Herr Registrator lächelte gefälligst mit, obwohl er den Ausdruck nicht verstand — „schnöde" war Weisflog's Lieblingswort, überhaupt ein Lieblingswort des damaligen Humors.

Auch in den Momenten, wo er schnupfte, war immer Laune in Weisflogs Gesicht und Augen; er führte eine lange, spitze Nase, die wie ein alter Malkontenter aussah, welcher Viel erlebt hat; er

beruhigte ihn je zuweilen mit Schnupftabak, diesem Sinnbilde pikanter Versprechungen.

Wurde plötzlich eine große Summe im Spiele feil, da fuhren wie Raubvögel die langen magern Finger auf das Geld los, und beschatteten es wie Geier die Beute mit ihren Flügeln: „Das ist mein jeu, werfen Sie zu, Werthgeschätzter, ich halte, ich halte es drei Mal hintereinander.“ Ehern, leblos, furchtlos, hoffnungslos ist das Gesicht, wenn der Wurf fällt, keine Freude, kein Leid äußert es, wenn gewonnen oder verloren wird. Die dürren Finger streichen ein, oder zahlen aus, wie Commis, die nichts ahnen von den höheren Eindrücken des Geschäfts. — So saß er da, stets hinter dem Tische an der Wand, ein blauer, langer Rock verhüllte die magere, weitläufige Figur; eine altmodische Busenkrause, die aus einer zufälligen Lücke kuckt — denn er hielt sich immer zugeknöpft — erinnerte an Vergangenheit, Wechsel und Tod.

Der Gymnasiast merkte natürlich damals nichts als Scheu und Respekt, aber die Bilder blieben

unangetaſtet im Gedächtniſſe, und wenn wir ſie in ſpäterem Alter hervorholen, ſo ſprechen ſie plötzlich Alles aus, was früher nur als unſichtbare Gedankenembryonen in ihnen geſchlummert hat: es war Alles verlebt an Weisflog, der Geiſt, das Herz, die Kunſt, das Leben; ſeine Schriften waren nur Gras von ſeinen Gräbern. Er ſchrieb erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens für die Oeffentlichkeit, da er ſchon ruinirt war — wie viele Dinge ſind erſt als Ruinen intereſſant, Mond und Sonne finden ungehindert Zugang, Muſik klingt geweiht und ſchallend, die Geſchichte redet mit.

Seine unheimliche Erſcheinung hatte aber etwas dämoniſch Anziehendes, wie dieſe ganze Hoffmann'ſche Clique von Roués; ich ſuchte ihn in Sagan auf, als die Leute ſagten, er ſei mit dem Sterben beſchäftigt. Was ziſchelte und raunte man ſich damals alles zu: er könne nicht leben und nicht ſterben, die juriſtiſchen Streiche eines harten Herzens, die Gewiſſenloſigkeit eines diſſoluten Lebens zerrten ihn umher auf dem Lager. Ich mochte nie dran glauben:

einzelne Blicke in ein tief empfindendes Herz überschatteten mir all' das Gerede; aber als er gestorben sein sollte, da war's Spiegelfechterei, da existirte er noch, sein Haus war verschlossen, und Nachts ging ich mit ihm in seinen Garten spaziren, wo er mit den Blumen die wunderlichste Conversation führte. Wenn ihm einmal ein Ausdruck fehlte, so wendete er sich an Eps den Zwiebelkönig, der neben uns hertrippelte. Ich bin zwar überzeugt, daß Eps leichtsinnig war und sehr frei übersetzte, und daß sich daher manche grobe poetische Irrthümer in Weisflog's Sachen schreiben, denn Eps sprach nur einen sehr unkultivirten Dialekt der Blumen, die Sprache der Knollengewächse. Man erkennt diesen Materialismus leicht in Weisflog's Schriften.

Wenn Eps schlafen gegangen war, so begleitete mich Weisflog noch ein Stück auf meinem Heimwege nach Sprottau, und daher kam das Gerücht, der Prokonsul ginge um. Unsere Unterhaltung war vernünftig und bürgerlich; wurde er dabei bürgerlich-tragisch, wenn er seiner Schulden gedachte, so wies

ich ihm das im Mondſchein ſchlummernde Städtchen: dieß Sagan iſt durch van der Velde und Wallenſtein bekannt geworden, hat ein Schloß und eine Fürſtin, d. h. eine mediatiſirte, die ſehr ſchön geweſen ſein, und viel Geiſt und Geſchmack haben ſoll — man erzählt, ſie habe im Freiheitskriege eine Rolle geſpielt, und Metternich lebhaft und erfolgreich zugeredet, ſich von Napoleon entſchieden abzuwenden. Was erzählt man nicht Alles, um einen geſchichtlichen Moment zu erklären! Wir haben eine eigene kindiſche Sucht, alle bedeutenden Dinge auf Intriguen und perſönliche Zufälligkeiten herabzubringen, weil dieſe unſern geſelligen Zuſtänden analog immer eine Rolle dabei ſpielen.

Uebrigens iſt dieß Sagan die Grenzſtadt zwiſchen Schleſien und dem alten Sachſen, der Lauſitz, und hatte inſofern früher eine Schmuggelbedeutung: die ſchönſten Weſten zur Tanzſtunde und zum Pfingſtſchießen kamen uns von Sagan, der Name des Städtchens war uns bedeutungsvoll. Es liegt da wie ein indianiſcher Flecken, der Anblick ſeiner wenig

vorragenden Thürmchen iſt ſtumpf und anfänglich, man ſieht ihm keine Kultur an, und Weisflog mußte immer lachen, wenn ich's ihm zeigte.

Von Sagan nach Sprottau ſind, wie geſagt, nur zwei kleine Meilen, er begleitete mich eine Meile und dann ging ich eben ſo weit mit ihm, ſo kam ich oft wieder nach Sagan, und wir hatten Zeit über ſeine Gläubiger und zukünftigen Pläne zu ſprechen. Sterben mußte er in Kurzem, dieß ſtellte ſich feſt: ſeine Schulden wuchſen viel höher als ſeine Schriften, ſeine Juſtizgeſchäfte hatten auch die unbequemſten Ranken getrieben, der Körper war ausgehöhlt, es ging nicht ſo weiter. Er hatte auch gar zu viele poetiſche Gelüſte: heute verſchrieb er ſich eine Straßburger Gänſeleberpaſtete, morgen die theuerſten Blumen aus Harlem oder Brüſſel, übermorgen die erſten Auſtern und zu gleicher Zeit die neueſte Partitur aus Mailand. Und was ſchlimmer als Alles: dieſe Weinſchmecker, Weinſäufer, dieſe aller molukkiſchen Erregung Bedürftigen hatten alles Gleichgewicht mit dem ſonſtigen Leben aufgelöſ't,

ſie waren wirklich diſſolute Geſtalten, der Ueberreiz, der Ekel, und daraus die Langeweile ſind von ihnen verbreitet worden, der Genuß in Stößen und einzelnen Rückbewegungen, Verluſt aller behaglichen Harmonie, wie ſie Göthe zu ſchaffen wußte, iſt von ihnen ausgegangen, ſo weit dieß von Einzelnen ausgehen konnte.

Wenn ich dieß Weisflog ſagte, ſo begriff er mich nicht, und fand die Jugend mit ihren rigoriſtiſchen Anforderungen kindiſch, welche das Genie in Alltagsgrenzen ſchmieden wolle, aber ſeine Entgegnungen wurden doch kleinlaut, und er meinte am Ende auch, das Beſte ſei, zu ſterben.

Nach ſeinem Tode reiſ'ten wir ab, und überließen Eps das Uebrige. Der hat auch Alles ganz charmant gemacht, und die gewöhnliche Leichnamskoketterie, das Begräbniß, auf's Beſte geſorgt: unermüdlich iſt der Zwiebelkönig den Leuten unter der Naſe umhergelaufen, und es iſt viel geweint worden von Gläubigern und Gläubigen, wie ausdrücklich im Wochenblättchen ſtand.

Wir reiſ'ten in's Gebirge. Am letzten Hauſe von Hermsdorf hielten wir ſtill; dort wohnt Weisflog bei einem böhmiſchen Muſikanten, der jetzt ein ſchleſiſcher iſt, und kurirt ſich durch einfache Lebensart: er trinkt Molken und ißt Brunnenkreße, lieſ't den Gebirgsboten und die Abendzeitung und läßt ſich von ſeinem Wirthe einfache, alte Volkslieder vorſpielen, beſonders:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' er auf mein Grab,
Da kam ein kühner Reiter
Und riß ſie ab. —

Weisflog kam anfänglich ſehr herunter, und klagte bitterlich: Es iſt gegen meine Natur, äußerte er zu wiederholten Malen, gegen alle Weisflog'ſche Natur — ich hab's einmal mit Hoffmann in Warmbrunn verſucht. Wir hatten uns einen Diätzettel aufgeſetzt, und kaſteiten uns den Tag über, wir gingen ſchmalleibig in der Gallerie auf und ab, und vereinigten uns über ein Trauerſpiel mit Muſik, das wir komponiren wollten. Das Stück ſollte hei-

ſien: „Feiner Geſchmack und kein Appetit," die Tendenz war die Unzulänglichkeit des menſchlichen Magens bei ſo großer Verführung einer reichen Natur — ja, das ging den Tag über recht gut, und des Abends noch beſſer, Abends entſchädigten wir uns. Wie geſagt, Brunnenkreße und Molken ſind gegen meine Natur. —

Die Zeit überfuhr mein Weisflog'ſches Intereſſe, ich habe mich nicht mehr um ihn kümmern können, von vornherein läßt ſich annehmen, daß er doch noch an Brunnenkreße und Lilien geſtorben iſt.

36.

Die Ader.

Der Postillon fuhr mich den alten Schulweg nach Glogau — wie oft war ich ihn gewandert, oder auf trägen, schleichenden Wegen gereis't mit einem Kopfe voll Vokabeln und Formeln, mit einem Herzen ohne Muth, was die Schulsorgen zusammengeschrumpft hatten.

Man soll sich der überstandenen Schulleiden mit Freude erinnern! Das könnt' ich nicht sagen — jenes drückende Alpgefühl des terrorisirten Gymnasiasten kommt noch heute wieder, wenn ich an die langen, eingesperrten Vormittage denke: die Sonne lag fern auf einem hohen Dache, zu uns kam sie nicht, festsitzen mußten wir, wenn uns auch ein

verirrtes Frühlingslüftchen mit Drang und Sehnsucht erfüllte. Mehr als einmal sind mir die Thränen in die Augen gekommen, wenn ich Morgens um sieben Uhr mit dem Bücherpack durch die Straßen wanderte, rothgolden fiel die Morgensonne auf die thaubedeckten Gassen, die Kaufmannsladen öffneten sich, Wagen und Reiter setzten sich nach dem Thore in Bewegung, die Soldaten marschirten mit klingendem Spiele auf's Glacis hinaus, der fröhliche Gassenjunge begleitete sie mit muntern Sprüngen, die ganze ahnungsreiche Welt eines schönen Tages ging auf — und ich mußte in die abgesperrten Zimmer, aus denen kein Entrinnen möglich war.

Es ist wohl recht traurig, daß man in der Zeit des Lebens, wo man am Glücklichsten sein kann, glücklich ohne Kollision mit der Polizei und Geistlichkeit, daß man just in dieser Zeit so viel lernen muß, um später ein Mensch von Schulbildung zu sein. Und wie wird das immer bedenklicher: ich empfinde oft einiges Mitleid mit den Jungen, die jetzt noch in den Rinnsteinen herum-

kriechen! Wenn ſie den ganzen ſogenannten klaſſiſchen Kurſus durchmachen ſollen, ſo werden ſie nicht Zeit übrig behalten, ſich die Naſe zu ſchneuzen — was iſt, Gott ſei Dank, unterdeß Alles erfunden und nöthig geworden! Das Material der Weltbildung wächs't wie ein üppiges Kleefeld — es werden unermeßliche Reformen im Schulweſen nöthig, zu Grunde gehen über Kurz oder Lang die Magiſter und die lateiniſchen Schulen. Wenn man nur erſt den Weg finden möchte, daß darüber nicht alles Latein zu Ende geht — man wird Methoden entdecken, nicht mehr ſechs Jahre für das Bischen Latein zu brauchen, und es wird mancherlei Geographie und Naturkunde bei den Windmühlen und an den Waſſerbächen gelehrt werden; wir müſſen es dahin bringen, daß die Männer nicht mehr mit Angſt und Schrecken an ihre Jugend denken. Dies iſt eine Forderung, und es iſt ein Zeichen der Kultur, daß es ſtets hinreicht, eine Forderung erfunden zu haben, ſie gebiert die Gewähr.

Einſeitig vertheidigen Pädagogen die dumpfen Stuben, das Sitzen und Auswendiglernen, einſeitig verlangen Humaniſten die Freiheit der Jugend, aber laßt den Kampf toben, die Anforderungen der Welt an die Bürger, die Anforderungen der Jugend an die Welt werden einen Vereinigungspunkt finden.

Da ſah ich die Oder wieder in der Ferne durch das Blachfeld ziehn; er hat auch wenig Freude dieſer Fluß: nach einer kurzen, wilden Jugend in den Karpathen und Sudetenpäſſen durchfurcht er ein gleichgültig, flaches Land durch Schleſien, die Mark und Pommern. Er ſieht nur den Theil Schleſiens, der ſehr einfach und ohne Reiz iſt: auf dem Ufer nach Polen hin unterhält ihn noch auf langen Strecken der alte Pathe, der Oderwald, mit knorrigen Eichen und düſtrer Stille, Schiffer mit ſlaviſchen Leibern und Worten gehen auf den einſamen Uferwegen mit Seilen und Aexten entlang, entweder um den ſchwerbelad'nen Kahn ſtromaufwärts zu trödeln, oder die Heimath in Oberſchleſien aufzuſuchen, wo ſie ein neues Floß zimmern und

beſteigen wollen, was ſie hinabfahren. Martätſche nennen ſie es in ihrem Waſſerpolakiſch. — Es iſt keine Freude, dieſen Martätſchenführern im Oderwalde zu begegnen, obwohl man ſagt, ſie ſeien gefahrloſer als ſie ausſähen; das kommt vielleicht nur daher, weil keine Engländer hier reiſen.

Auch die Elbufer ſind hinter Meißen unbedeutend, wie die der Oder — dieſe Erſcheinung hat darum noch etwas Bedenkliches, daß man nun im Gange dieſer Flüſſe keine Nothwendigkeit entdeckt, ſie ſehen faſt wie weiter aus, könnten eben ſo gut weiter rechts, weiter links gehen, und dieſe Zufälligkeit, welche die Dammbeſitzer ſehr tief empfinden bei den gefährlichen, immer wiederkehrenden Ueberſchwemmungen, raubt den Flüſſen auch hiſtoriſchen Reiz. Sie wechſeln ihr Bett: eine alte Oder und alte Elbe iſt an wer weiß wie viel Stellen zu finden, kurz die beiden Flüſſe können es nicht wohl zu einer ſoliden Poeſie bringen. Das Bischen Weidengeſtrüpp am Ufer reicht nicht dazu hin, und der Boden des Strandes iſt ſo gebrechlich und bröck-

lich, daß von Felsengängen gar nicht die Rede seyn kann.

Lebe wohl, Oder, die kleinen Gebirgswasser meiner Heimath interessiren mich weit mehr denn du; Farbe hast du auch nicht, wenn's nicht regnet, ich müßte dir's denn anrechnen, daß du nicht leicht so gelb aussiehst, wie unsre alte Tante, die Elbe.

Damit will ich den schlesischen Gymnasiasten das stolze Wort Viadrus nicht rauben, und Herr Fülleborn, der im Breslauer Erzähler diesen Viadrus stattlich besungen, soll ungestört schlafen mit seinen Versen und seinem Breslauer Ruhme. Es ist sehr liebenswürdig an den Schlesiern, wie sie ihre Landsleute lieben, von denen etwas gedruckt worden ist; ihr Patriotismus hat so etwas von einer schwachen Großmutter, die für das Enkelsöhnchen immer ein Bonbon und ein Paar Hausmittel bei der Hand hat wenn auch sonst weiter nichts.

Es ist bei dieser Gegend noch zu bemerken, daß die Glogau'schen Bauern wegen ihrer Grobheit berühmt sind, man nennt ihre Konduite „sackgrob,"

und ihr täglich Sprich- und Rechtswort lautet: „Was grob iſt, hält gut.“ Ihr Boden iſt ſchwarz und ergiebig, er nährt ihre Grobheit, der Dialekt fällt dicht wie ein ſchwerer Gußregen im Sommer, er iſt dick und bequem, ein guter Hochdeutſcher wird wenig davon überſehen können.

Den Ruf einer ſoliden Derbheit in allen Aeußerungen genießen übrigens alle Oberbauern, die man auch Oberdeutſche nennt, und man verſteht's ohne Kommentar, wenn es heißt: „Ach, er iſt von der Ober her.“ Das ausdrucksvolle Sprichwort: „Ein Wort und ein Schlag“ heißt bei ihnen „Gib'm an Trabs“ will ſagen: Verſetz' ihm Eins ohne Redensarten.

Süße Heimath, ich muß weiter.

37.

Die deutſche Provence.

Man könnte mit demſelben Rechte Schwaben ſo nennen, wenigſtens hat es größere Dichter und bedeutendere Dichterſchulen hervorgebracht als Schleſien, aber der Scherz dieſes Namens für einen Theil meines Heimathländchens ſoll anders motivirt werden, als mit großen Namen und Richtungen.

Wenn man vom Oderſtriche einige Meilen nach Weſten fährt durch Haide und verſtecktes Land, ſo gelangt man bei Liegnitz in den Vorhof des eigentlich ſchönen Schleſien. Sanft anſtrebende, lange Hügelreihen wiegen ſich im Sonnenſcheine, dahinter winken die blauen Hochgebirge, die Kieferwälder ſind in lockend grüne kleine Holzungen verwandelt, weiße Klöſter und Schlöſſer blinken bei einzelnen Wendun-

gen des Weges, Liegnitz, ein freundlicher, heitrer Ort, in seiner Form dem lächelnden Leipzig äußerst ähnlich, empfängt uns, wie es mich stets bedünken wollte, mit offenen Armen. Es ist dies ein Ort heitrer Behaglichkeit, grüne Wiesenflächen, küchenfreundliches Gartenland, wohl grünende und duftende alte Schattenbäume umgeben den Ort, freundliche Gesichter, schöne Mädchen, lustige Bursche erfüllten ihn. Bei schönen Mondabenden hört man bald hier bald da Gesang und Saitenspiel, die hübschen, feisten Kräutermädchen sitzen vor den Thüren, und weisen den Scherz nicht ab, auch wenn sie aufstehn, Liebespaare streifen unter den Linden hin auf der Promenade, verlieren sich wohl auch weit hinaus in den mondflimmernden Hag, und die Nachtigallen singen besonders schön und zärtlich in Liegnitz.

Es ist ein zärtlich Volk das schlesische, es ist sein schönstes Genüge, und das, worauf es immer bringt beim Umgange: das Herz mit allen Kleinigkeiten gegenseitig auszuschütten,

Und wer's mit hübſchen Worten kann,
Das iſt ein äußerſt hübſcher Mann.

O, wie reich ſind ſie an ſolchen provençaliſchen Vireley's, wie propagiren ſie zärtliche Verſe, wie gerne hätten ſie Minnehöfe und dergleichen, wenn's die Polizei und die Klaſſenſteuer geſtatteten. Auch iſt es mir ſtets vorgekommen, als ob die Liebſchaften hier niemals jenes dunkle, hypochondriſche Kolorit annähmen, was mit düſterem Nahrungsjammer, pedantiſcher Eintönigkeit, egoiſtiſcher Klage ſolche Bilder abſchreckend macht. Wem iſt's nicht begegnet, daß ihn die liebelockende Mondnacht in Illuſion verſetzt, und der nächſte bleiche Tag erſchreckt hat, wenn ihm Räume und Perſonen der romantiſchen Nacht blaß, bedenklich, zukunftſorgend erſchienen. Ganz anders, immer lächelnd, provençaliſch iſt die Phyſiognomie dieſes ſchleſiſchen Städtchens.

Ich weiß es wohl, wie ſolche Anſicht eine zufällige ſein, auf einigen Spezialitäten beruhen kann — iſt's denn aber anders mit der ganzen Welt und Anſchauung derſelben! Und wie oft hab ich Liegnitz

geſehen, und welche zu paſſende Geſchichten hab' ich dort erfahren! Hier nur folgende:

Auch die jungen Männer, welche ſich dort zur Univerſität vorbereiten, zeichneten ſich aus durch eine behagliche Fröhlichkeit, durch ein dralles, hübſches Ausſehen: es war an einem warmen Herbſtabende, als mir einer dieſer Halbſtudenten ſagte: „Komm mit, wir wollen zu Hannchen gehen, und Du ſollſt auch einen Kuß von ihr haben."

In den Vorſtädten nämlich wohnen die ſogenannten „Kräuter," welche das ſchöne Gemüſe bauen, womit Liegnitz und Breslau die ganze Provinz verſorgt. Hannchen war ein ſolches Kräutermädchen — ſie ſaß in einer kleinen Scheune auf der Tenne mitten unter Gurken, die ſie ſonderte und auslas. Es war ein rothbackiges, friſches Mädchen mit lebhaften, dunkelblauen Augen; das braune Haar trug ſie unter der gebräuchlichen ſchwarzen Kappe, und es kam nur auf der braunen Stirn zum Vorſchein, das leichte kurze Röckchen ließ ihre kräftigen, blanken Beine bis weit über den Knöchel unbedeckt, das

baumwollene rothe Buſentüchlein aber ſchloß ſichtig bis unter den Hals, und ließ nur wenig von der weißen Haut ſehen, die nicht in der Sonne verbrannt war. Sie reichte ihrem Liebhaber die Hand, welche ſie frei hatte, zog ihn, den willigen, zu ſich nieder und gab ihm einen und noch einen Schmatz. Dann reichte ſie mir auch die Hand und hieß mich willkommen, und erzählte vom Gemüſe, und von Nachbars Lorchen, die nun auch einen Liebſten habe, und daß ſie ſpät Feierabend machen könnte, wenn wir nicht klug ſein und die Gurken unterſcheiden lernen, und ihr ausleſen helfen wollten. Wir ließen uns belehren und halfen, und nahmen ihre Verweiſe der Stadtkinder freundlich hin. So wurden wir dann fertig, und meinem Begleiter waren ſo und ſo viel Küſſe zugeſagt — ich hielt es für angemeſſen, mir den meinen auszahlen zu laſſen, was ſie denn auch harmlos auf ihres Liebſten Anweiſung that, und mich fortzubegeben; ſie wollten ſpaziren gehen —

— Nach mehreren Jahren kam ich wieder mal durch Liegnitz, und ging in die Kräutergasse hinaus, um Hannchen zu besuchen. Ich wußte es, daß der Liebste auf eine ferne Universität gegangen sei — Hannchen war im Garten und grub die Erde um. Sie war nicht viel älter geworden, und kannte mich gleich wieder. Mit einem freundlichen Lächeln, was sich in dem arbeitsrothen Gesichte gar anmuthig ausnahm, reichte sie mir die Hand, die warm und schwielicht war vom Grabscheit, und fragte, wie's Ihm ginge. Ich mußt' ihr erzählen, was ich konnte — er hatte ihr beim Abschied einen Kuß gegeben, und damit war's aus gewesen; 's ist mir recht nah gegangen, meinte sie, daß er fort mußte; na, wenn's ihm nur gut geht, hübsche Mädchen wird er schon finden, er sah gar „schmuck" aus, mein Liebster, nicht?

Das war Alles; und giebt es mehr? Wer liebt wohl besser: Hannchen oder die Eboli?

Es war just eine Mondnacht, als ich diesmal durch Liegnitz schritt, und ich fand Alles beim Alten.

Hochidealiſtiſch ſind die ſchleſiſchen Provençalen nicht. das mag wahr ſein, aber was thut's? Idealiſtiſch ſein iſt ja auch nur eine Eigenſchaft, Petrarka, dieſer natürliche Sohn der Provençalen, der das Kokettiren mit dem Ideale bis in's Unwahrſcheinliche, und ganz und gar anders als ſeine Vorbilder trieb, iſt bekanntlich ein ganz anderer Menſch geweſen zu Avignon und Padua als in ſeinen Sonetten, ein Mann ſehr vergnüglicher Realität, der nur für ſeine Gedichte ein idealiſtiſches Schema hatte. Warum ſoll ich es nicht erzählen, daß ich damals unter einer großen Linde einen jungen Fant, die Guitarre im Arme, ſtehen ſah, welcher ungefähr mit folgenden Worten den Idealismus herausforderte:

Durch die Nebel ſcheint der Mond
In die nächtlich ſtillen Straßen —
Schien nicht damals auch der Mond,
Als wir nah beiſammen ſaßen?

Sprechen die Leute nicht viel davon
Von des Geiſtes Kraft und Genüge,
Von des Herzens tiefinnerſtem Ton,
Welcher die Luft durch die Lüfte trüge. —

Liebe gäb's nicht ohne ihn,
Aber ein einzig Blicken und Küſſen,
Ein einziges An'sherzeziehn,
Laſſen mich Mond und Nebel wiſſen.

Es war eine grüne, jugendliche Baßſtimme — und ſoll ich's bekennen, ſie zerſtörte mir alle Illuſion, ich eilte, den Wagen zu erreichen.

Ueberall und überall Dualismus, auch in der Liebe —

Nehmt uns das Herz mit ſeinen Träumen
Und die Geiſter in ſäuſelnden Bäumen
Und des Nebels ſchimmernden Duft,
Alle die tauſend Stimmen der Luft,
Was iſt uns dann übrig blieben
Von der Gottheit und vom Lieben?

Die Verſchiedenheiten, der Streit und Gegenſatz, der Kampf und das Ringen nach Urtheil ſind am Ende all' unſer Reiz, vergeßt es nicht im Kampfe, damit Ihr über ihn treten und leben möget.

Damit erwacht' ich am Morgen, und tröſtlich grüßte der dunkelblaue Zobtenberg, der mir zur Seite

lag. Mitten im Lande, ein Prophet des Wetters und blauer Ferne ſpricht er täglich zu ſeinen Landsleuten, dieſer älteſte Schleſier, und es iſt ſehr Unrecht, das ihn der Volsdialekt den „Zoten" nennt.

Auch er bringt meiner Erinnerung ein Stück provençaliſchen Lebens, Lieder und Turniere, Schwerter und Freudenhöfe, leider auch ſchwere Beſoffenheit, den deutſchen Zuſatz.

Die Breslauer Studenten halten alljährlich einen Kommerce an ſeinem Fuße, in toller Maskerade, wie beim römiſchen Faſching, ziehen ſie zu Roß und Wagen im duftenden Monat Juni aus, und Breslau ſtaunt der unpolizeilichen Geſtalten. Viel Witz und Abwechſelung wird da entwickelt, Don Quixott und Sancho treten leibhaftig auf wie in der Mancha, und das Vergnügen an zweckloſer Thorheit kommt vielleicht in unſerm ganzen Vaterlande lande nicht ſo heiter zum Vorſchein, als bei jenen Zobtenkommercen. Man muß die Chauſſee nach Schweidnitz hin geſehen haben an ſolchem Tage: der magere Beutel oder Kredit der Muſenſöhne reicht

bei den Meiſten für Pferd oder Wagen nicht weiter als bis zum nächſten Dorfe. Von da ſchleichen ſich nun die heterogenſten Masken auf endloſe Bauerwagen: die Dirne ſitzt auf dem Leiterbaume, ledig des Kopfputzes und das kecke, kurze Studentenhaar, der Schnurrbart und die Pfeife ſehen wie ein anderes Geſchlecht auf die kattunene Unterpartie, brennend rothe Doctoren aus Sevilla gehen jungen Schrittes auf dem Fußwege, tragen die Allongeperücke in der Hand, erquicken die Mähderinnen auf der Wieſe mit kräftigem Ungar aus den Medizinflaſchen, Mars hat ſich einen Bauerklepper gemiethet, ſingt tyroleriſch, und bittet die zu Fuß gehende Minerva, unter deren Göttergewande bedenklich irdiſche Pantalons zum Vorſchein kommen, um etwas Schwamm. Der Beſitzer des Gauls, welcher der Sicherheit wegen nebenher geht, trägt den unſterblichen Helm und die rothe Tabaksblaſe.

38.

Fortsetzung.

Klingt es auch nur wie Gedichte,
Doch ist's wirkliche Geschichte —
Sind nicht alle Heldenthaten,
Wenn sie ganz und wohl gerathen,
Fabelhaft und wunderbar?
Die Studenten mit ihren Scherzen
Waren der Menschheit blanke Herzen,
Thörichte, reizende, blank und baar.

So kamen wir Götter und Provençalen denn des Abends in einem Orte an, wo die Wege nach Breslau, Schweidnitz und Zobten zusammentreffen, auf diesem Kreuzwege steht ein Dorf, was in der Sprache vom Oe „Merschelwitz" heißt. Es ist zu erwähnen, daß der Schlesier das Wörtchen „ock" gebraucht, wo die andern Deutschen „nur" sagen. Also den ersten Tag geht's „ock" bis Merschelwitz,

der bunte Schwarm von Hunderten würde keinen Raum zum Nachtlager finden, er wählt also den sicheren Ausweg, kein's zu suchen. Die Nacht wird süß verschwärmt bei unsterblichen Spielen. Es sind hier weniger griechische, noch Saitenspiele, noch Pfänderspiele gemeint, sondern Lanzknecht, das reizende, und Pharao, der Träumer von sieben fetten und sieben magern Kühen. Lanzknecht ist ursprünglich ein Repetitorium mittelalterlicher Institutionen gewesen, man hat sich's vergegenwärtigt, wie die Fürsten und Herren mit ihren Lanzenknechten auf Krieg und Beute ausgezogen sind, man hat sich die Sitten dieser romantischen Ideale nachgebildet, und so ist mit einigen modernen Zusätzen von Silbergroschen und Aehnlichem das holde Spiel entstanden.

Es ist nicht zu sagen, in welch mannigfachem Derangement, in welch süßer Verwirrung die Kostüme und Gestalten jener Nacht gesehen werden. Mars ohne Mantel hat seinen letzten Silbergroschen verloren, und versucht seinen Kredit bei einigen

ſchüchternen Erdenſöhnen, die ſeinen „Sturz" und ſeinen Arm ſcheuen, Minerva, tief im Negligé, macht gute Taillen und iſt voll Würde; Gewinn befängt, die Luſtigen der Geſellſchaft haben Alles verloren, und verſpotten das Glück, ſetzen ſich zuſammen, ſingen und ſcherzen, und fragen nebenher ganz in der Stille bei Dieſem und Jenem an, ob er ihnen mit ein Paar Groſchen helfen könne. Iſt das geſchehn und haben ſie erſt wieder ein kleines jeu für Anfänger zuſammen, dann ſchweigt die Laune, die Begier iſt ſtumm — im andern Winkel des Hauſes beginnt der unterbrochne Jubel bei denen, die eben ausgebeutet ſind. Um und um ſchwebt der blaue Qualm, die Effekten des Anzugs liegen in ſüßer Unbefangenheit durcheinander, Biertonnen ſind Tiſche und Stühle, wo es an dieſen fehlt, hier und da liegt unter der hölzernen Bank ein Mattgewordener, ein Abgefallener, wüſter Schlaf lähmt Miene und Glieder — ſo findet die Morgenſonne das Wirthshaus von Merſchelwitz und ihre erſten Strahlen jagen Alles zum Aufbruch empor.

Uebernächtig, aber von jugendlicher Kraft getragen, zieht die Karavane von der Heerſtraße ab direkt auf den Zobten zu, der majeſtätiſch und immer größer aus dem Morgen hervortritt. Zwei kleinere Genoſſen, der Kelſchen- und Geiersberg, die man aus der Ferne gar nicht merkt, produciren ſich neben dem Hauptberge — ſo geht's mit allen Berühmtheiten: ſie erſcheinen in der Weite ſo ſehr als Ganzes und Eines, daß man nicht fragt nach Frau und Kindern, nach Nachbar und Freund, welche vielleicht ein gut Theil der Größe mitgeſchaffen haben. Es iſt auch nicht nöthig: das ſind ſehr kleine Hiſtoriker, welche einen großen Mann aus zufälligen Umgebungen, Hilfen und Werkzeugen erklären; der wahre Mittelpunkt der Größe findet andere, wenn er dieſe nicht hat, er ſchafft ſie erſt zu dem Vereine; Mittel ſind für Alles da; aber jenes Ewige, was die Größe macht, iſt ſo ſelten wie der Held mit Schwert oder Feder. Sie ſagen, Mirabeau wäre nichts ohne ſeinen Sekretair geweſen, Napoleon nichts ohne ſeine Marſchälle und Dies und Jenes, Goethe nichts ohne

Merck! Die hätten Andere gefunden und geſchaffen. Genie iſt Gottheit, die Menſchen macht, auch wenn ſie dieſelben nur zu finden ſcheint.

Der Zobten iſt doch die Hauptſache, ſchrie der Chor. Jetzt war ziemlich Alles zu Fuß, und ob das Eigenthum auch die Nacht hindurch grell gewechſelt hat, der Sonne Gold tröſtet Alle, ſie jubeln mit den Lerchen um die Wette.

Sobald man des unſcheinbaren Städtchens Zobten anſichtig wird, welches beſcheiden am Fuſſe des Berges liegt, ordnet ſich das Heer ein Wenig, die Präſides ſchieben ihre großen Stiefel an, ſchnallen die Stürmer auf, ziehen die Schläger aus der Scheide. Wenn der äußerſte Zobtener Vorpoſten dies Flimmern im Sonnenſtrahle ſieht, ſetzt er die Lunte auf und brummige Böllerſchläge begrüßen die neue Herrſchaft, denn Zobten verfällt in voller Rechtswahrheit den neuen Eroberern. Am Thore harrt die Unſchuld, die jedoch höchſtens zehn Jahre alt ſeyn darf, in weiß gewaſchnen Gewändern mit grünen Guirlanden und empfängt die Sieger —

alles übrige Frauenzimmer iſt aus der Stadt geflüchtet. Ich muß zugeſtehn, daß dieſer Zug nicht ganz provençaliſch iſt. Auf dem Markte begrüßt der Herr Bürgermeiſter die neuen Herren mit einer Rede, und übergiebt ihnen die Stadt, ſie wird in einer feierlichen Gegenrede mit Haus und Hof, Familie und Nothdurft angenommen — das neue Regiment beginnt.

Ich brauchte nun Homeriſchen Schwung und Raum, um Euch Details zu ſingen von dem Lager bei Troja, und wie ſich die Helden reckten und dehnten, wie ſie ihre Fechterſpiele trieben, wie Therſytes verhöhnt wurde, Ajax brüllte, Odyſſeus und Diomedes intriguirten bei den Lanzknechttiſchen, die an den Straßenecken ſtanden, wie die Wechslerbänke im Vorhofe des Salomoniſchen Tempels. Begleitet mich in das Zelt Agamemnons, in's Hauptquartier der Präſides, welches einem Seifenſieder gehörte, und wo die Führer ruhten, und Pläne wälzten in ihren Herzen. Man fühlt ſich ſicher: zwei trojaniſche Jünglinge, bartloſe Kriegsgefangene,

halten Wacht an der Thür, ſie ſind die Blüthe zobten'ſcher Jugend, und man hat ſie ſchwarz angeſtrichen von oben bis unten. Es iſt nicht meine Schuld, wenn die Zeitalter ein Wenig durcheinander geworfen werden, Klaſſiſches und Romantiſches bunt durcheinander geht: es waren Philologen und Theologen und Neologen im Zelte des Atriden. „Lucifer" hieß der eine Jüngling, „Unſinn" leider der andere. Nach barbariſcher alter Weiſe hatte man ihnen den Gebrauch der Sprache verboten bis auf zwei Redensarten: Unſinn mußte auf alle Anfragen erwidern „Warum denn dieſes nicht!" Lucifer aber hatte zu antworten „Salomo ſagt: das Weib iſt bitter."

Wenn alſo Lucifer gefragt wurde von einem vorübergehenden Argiver, ob der göttliche Peleide, der Baron von Achilles zu Hauſe ſei, ſo mußte er ſprechen: Salomo ſagt: das Weib iſt bitter — und wenn ein leichtſinniger Fant von der lokriſchen Grenze zu „Unſinn" trat, und inſinuirte ihm die Redensart: Ihr Trojaner aus Zobten ſeid Geſindel

und Euer Braunbier iſt, wie man in Schleſien ſagt, Jauche, ſo mußte dieſer erwidern: Warum denn dieſes nicht. Verfehlten es die Jungen, ſo wurden ſie geſtäubt; — ich ſag' es ungern und verſchweige die Ceremonie. Innen aber im Zelte Agamemnons beim Seifenſieder Schmalz ging's luſtig her; auf dem Hofe brannte ein großes Feuer, daran wurde ein ganzer Hammel gebraten — Homer würde ſagen: ein Schöps — und es erhoben ſich voreilig mancherlei Finger nach dem lecker bereiteten Thiere. Die Edlen, welche in gefälligem Negligé um das Feuer ruhten — Waffen und Rüſtungen lagen beiſeit — pflogen harmloſe Reden über die Feier des Sieges, welche bald vor ſich gehen ſollte, und über die Schulden der Völker, welche noch von früheren Eroberungen in Zobten reſtirten. Auch tranken ſie Gurkauer Lagerbier aus ſtattlichen Gläſern, und die Zeit verſtrich ihnen lieblich; beſonders Ajax aus der Gegend von Hundsfeld betheuerte öfter, er befände ſich komfortabel. Kam denn auch Kunde von einzelnem Aufruhr und von Entzweiung der

Völker, man ließ ſich nicht ſtören, Verklagte und Kläger blieben raſten im Zelt des Atriden, beſonders als Madame Schmalz anhub den Schöps zu tranchiren.

Als Helios mit dem flammenhufigen Geſpann tiefer hinab geeilt war gegen die ſächſiſche Grenze, begann die eigentliche, ſolenne Siegesfeier auf offenem Markte, welche genannt wird der Zobtener Kommerce — erzählt es ihr Sterne, wie ihr die Helden noch trinken ſahet und hörtet ſpät am Abende, es zitterten die kleinen Häuſer, aber die Herzen der Argiver lachten, und Niemand erkältete ſich.

Nacht war's geworden, bleierner Schlaf lag auf vieler Recken Glieder, die ſorglos niedergeſunken waren, wo ihnen die Mattigkeit das Herz berührt, hell ſchien der Mond, die Lüfte ſäuſelten weich und lind aufwärts, um den unglücklichen Göttern, welche es gehalten hatten mit Priam's Burg, Kunde zu bringen vom tragiſchen Ende, nur des olympiſchen Zeus behagliches Lächeln bebte wollüſtig durch die Schöpfung, da ging ich mit einigen Genoſſen durch

das ſkäiſche Thor hinaus, an der bekannten Eſche vorüber, der Göttervater hatte uns Kraft erhalten, wir wollten den Berg noch beſteigen.

Und als wir in den ſchwarzen Bergwald traten, da wechſelten die Zeiten, wie meilenentfernte Vergangenheit lag das Homeriſche Epos ſchlafend hinter und unter uns, Landleute, welche ſich zu uns geſellten, theilten uns mit, wir lebten in einer chriſtlichen Epoche, und oben in der Kapelle des Berges beginne mit anbrechendem Morgen das Feſt des Heiligen, welcher das Zobtener Gebiet beſchütze. Wie Nebel fiel es von unſern Augen, wie ein Traum künſtlicher Schulzeit — fern aus dem Walde drang das Jodeln einzelner Kameraden wie der unberufene Geſang einer Nachtigall, die ſich auf dem Fliederbaume an der Kirche niedergelaſſen hat, und in die Orgelklänge ſingt; denn von der andern Seite des Berges trug der parteiloſe Schall den monotonen Geſang einer Prozeſſion — weiß flog das neue Weltlicht über den Himmel, es ward Morgen. Mitten unter Landleuten befanden wir

uns auf der Spitze des Berges, das Riesengebirge in dunklen Massen stieg vor uns auf, und der Tag hob einen Schleier nach dem andern von der mannigfachen Gegend, der hohe Thurm von Schweidnitz enthüllte sich, über die weiten, bunten Felder nach Breslau zu schoß der erste Sonnenstrahl, die Welt dampfte in frischer Morgenfrühe, die Lerchen erhoben sich, und weicher, bittender Kirchengesang stieg neben uns auf. Die bleichen Gesichter, die abenteuerliche Tracht der Genossen gaben das Bild verschollener Barbaren — die Mannigfaltigkeit unsrer Zustände trat vor meine Blicke wie ein Arlequin mit tausend Farben, der beim Tagesschimmer vom Balle kehrt, seinen Mantel verloren hat, und nicht weiß, ob er sich schämen soll vor dem heimziehenden Nachtwächter.

Ich ging seitwärts in den Wald hinein, und kam zu einer grünen Holzblöße, von wo man hinabsehen konnte nach dem Städtchen. Hier saß ein Landmädchen im thauigen Grase, starr sah sie in's Land hinunter, sie wartete auf den Geliebten, welcher

ſonſt regelmäßig zum Kapellenfeſte gekommen, aber das letzte Jahr ausgeblieben war. Er wohnte dort am Fuſſe des Berges, wo die Sonne aufging, ſie aber an jener, wo ſie unterging.

Wir warteten recht lange; ich ſah unten auf der Straße die Studenten in kleinen Trupps langſam heimwärts ziehn, hier und da blieb einer ermattet ſitzen — wilde Freude endet ſchlaff.

Er kommt nicht, ſagte ſie endlich, die arme Dirne, und ging in den Wald hinein —

Was Alles bewegt die Menſchen! und du goldne Sonne, die immer heißer wurde, biſt ſtets dieſelbe, biſt dieſelbe geweſen auf dem Felde von Troja, auf den Schlöſſern der Provence, auf den Bergen und Feldern Schleſiens, tröſte mich, Sonne!

39.

Die Saiſon in Gräfenberg.

Aus ſo und ſo viel Gründen hielt ich mich in Breslau dießmal gar nicht auf. Es war noch Alles in Ordnung: die Einen lobten das Theater, die Andern tadelten es, man nahm ſich den Kaffee noch im Papier gewickelt mit, wenn man in den Kaffeegarten ging, man beklagte ſich wie ſonſt, daß kein ordentliches Journal beſtehen könne, und wunderte ſich darob wie ſonſt; man ſagte, Breslau ſei doch viel ſchöner als Berlin, und es werde wohl wieder regnen, wenn im Tempelgarten Illumination ſein ſolle. Kurz, es war noch Breslau, eine große Stadt, die mit tüchtigen Lebenskräften in einer ganz

abgelegenen Provinz kauert, und dadurch genöthigt ist, mit allen kühnen Wünschen und Strebnissen eine Provinzialstadt zu sein und zu bleiben.

Ueber Ohlau nach Neisse führte mein Weg. Ohlau steht in sehr schlechtem Geruche wegen seines Tabaks, der vom schlesischen Bauer und Ackerbürger verbraucht wird. Uebrigens gehört das hiesige Blatt noch zur Aristokratie unserer Tabaksblätter, der eigentlich jakobinische Knaster gedeiht in Wansen. Dieser tragische Name Wansen ist hinreichend, eine Dame in Ohnmacht zu werfen.

Es ist eine stille, uninteressante Fläche bis Neisse. In einem kleinen Städtchen, was man passirt, war ein großer Brand gewesen, ein großer Transport Pulver begegnete mir noch, die schwarzen Fähnchen auf den Wagen, die vorreitenden Soldaten, die Kutscher ohne Tabakspfeifen, ein bleicher Sonnenschein, unter welchem ein trockner, kalter Wind einherstrich — Alles das gab einen Eindruck bleierner Art, und die Post schlich langsam im Sande, Neisse wollte nicht kommen. Endlich gewinnt man

eine Anhöhe, und die alte Festung und dahinter die Gebirgsanfänge zeigen sich. Die Luft erwärmte sich zum Regen, und mit ihm gelangten wir durch die vielen Außenwerke in die Stadt.

Es war ein warmer, wolkiger Tag, als ich sie des andern Morgens in einer leichten Kalesche verließ. Nebel und Wolken machten das Gebirge vor mir unsicher und romantisch. Aber es war Elastizität in der Atmosphäre, und ich begrüßte mit Heiterkeit die österreichische Grenze. Es waren meine alten Bekannten von Hirschenstand, Petersswalde, Triest und von der Linie in Wien, die Herren Mauthbeamten, wir erkannten uns auf der Stelle an den hübschen Zwanzigkreuzern, drückten uns die Hände und schieden in Eintracht. Uebrigens schützt sie gegen Deserteurs der steinige Weg zur Genüge, welcher sich bei den meisten österreichischen Zollstädten findet. Niemand kann ohne Lebens- und Wagensgefahr in Eile vorüber. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieß auf einem Princip beruhe.

Jetzt befand ich mich dann in dem Stückchen Landes, was man in der Geographie „Oesterreichisch Schlesien" nennt, oder Troppau, Jägerndorf und Teschen, das kleine Terrain, für welches der siebenjährige Krieg nicht hingereicht hat, und welches zwischen Schlesien, Ungarn, Mähren und Böhmen eingetheilt ist in hohe Berge und tiefe Thäler.

Die Berge rückten immer näher und enger zusammen, und als ich nach einigen Stunden in das Städtchen Freiwalde kam — eine andere Lesart ist Freienwalde — da war rings die Gegend zugestellt von steilen Bergen, was man sagt, mit Brettern vernagelt. Die Himmelsgegenden waren wie verrückt worden durch die mannigfachen Windungen des Weges, die Wolken fielen in sanften Regen herab, ich war unsicher in einer neuen Welt und wußte weder vor- noch rückwärts.

Das ist aber nothwendig, wenn man unbefangen in eine neue Welt treten soll; darum führten auch die Orden ihre neuen Mitglieder immer mit verbundenen Augen durch allerlei wirrsame Gänge,

darum verbrannte Cortez seine Flotte — ich fühlte mich in Freiwalde der neuen Wassergewalt völlig hingegeben, und fragte demüthig im Wirthshause, wie weit es noch nach Gräfenberg sei.

Es ist nämlich zu sagen, daß ich meine Exilzeit zu Kollegien für meinen Leib benutzen wollte: nun hatte ich gelesen, da oben in einem ganz abgelegenen Bergwinkel, wo keine Zeitungen hinkämen, kurire man Alles mit kaltem Wasser; dieß lockte mich. Die Gesundheit, das Geld und die politische Stellung sind heutiges Tags der Mittelpunkt menschlicher Bestrebungen geworden. Man will gesund, reich und frei sein, wie man zu andern Zeiten poetisch oder vornehm oder liebenswürdig sein wollte. Die Motionen in Sachen der Politik sind bekannt genug. In Sachen des Geldes geht es direkt darauf los, daß vielleicht schon in zehn Jahren kein Amt, keine Position mehr bestehen wird ohne einen Nebenzweig von Industrie. Jedermann wird neben seiner laufenden Thätigkeit ein Geschäft suchen, um seine Hände in dem auf- und abwogenden Meere

des Erwerbs und Geldverkehrs zu haben; fixe Gehalte, ſie ſeien noch ſo hoch, werden für Armuth gelten, die Poeſie des Glücks wird ein nothwendiges Bedürfniß werden, Alles wird Kaufmann ſein müſſen, wie Alles gebildet ſein muß.

In Sachen der Medizin liegt die Umwandlung vor Aller Augen. Der allein ſeligmachende Glaube der Allopathie ward angegriffen von Reformatoren, die wiederum, wie damals, ihren Sitz in Sachſen hatten, die bald folgende Cholera ſpielte den dreißigjährigen Krieg und entblößte die Schwäche der Parteien auf eine tödtliche Weiſe. Aller katholiſche, unfehlbare Glaube an die bisherige Wiſſenſchaft ward erſchüttert, ward aufgelöſ't, und wir befinden uns nun im neuen Stadium der Spekulationen, der Entdeckungen und Erfindungen.

Von den verwickeltſten Zuſtänden in Wiſſenſchaft und Kunſt geht die Welt meiſthin zu den Einfachſten und Urſprünglichſten über. Ein unbefangenes Element, das Waſſer, wird auch jetzt plötzlich der Mittelpunkt vieler Verſuche.

Der Herr Professor Oertel in Anspach hatte Jahre lang über die Vortrefflichkeit des Wassers geschrieben, man sprach nicht mehr vom Wasser, ohne des Professors Oertel zu gedenken und umgekehrt; aber er drang, wie Johannes Huß, nicht tief genug in die ungläubigen Herzen, man verketzerte ihn spöttisch. Da trat nun da oben, wo die letzten Berge der Sudeten ihre steinernen Arme hinüber ausstrecken nach den Karpathen, ein schlichter Landmann auf, errichtete eine vollständige Heilanstalt, und setzte das Wasser ein in alle Majestätsrechte der legitimen Medizin. Vincenz Prießnitz ist ist sein Name, und Gräfenberg heißt der Ort, wo die neue Quelle Siloah über die Steine herunter fließen soll.

Darnach erkundigte ich mich im Gasthofe zu Freiwalde.

Die blasse, lange Wirthstochter lächelte mitleidig, und beschied mich kurz: Auf dem Gräfenberge hinter der Stadt sei das Oertchen gelegen, eine halbe Stunde lang fahre man hinauf. Uebrigens seien

ſchon ſo viel Gäſte da, daß ich keinen Platz mehr fände, und überhaupt ſcheine es ihr ſehr kurios, daß ich nach dem Waſſer hergefahren komme, ſie tränken es in Freiwalde ſchon ſeit undenklichen Jahren, und es hätte noch kein Menſch was darin gefunden.

So geht's allen Propheten in ihrem Vaterlande. Und die lange, blaſſe Dame mit den ſehnſüchtigen Locken hinter dem Ohre war obenein ſelbſt krank, ſie litt an jenem Erwartungsübel, welchem ſo viele Mädchen verfallen, wenn ſie zu reiferer Erkenntniß kommen, und das Heirathen zu haſſen anfangen. Das iſt jener Zeitpunkt der malkontenten Mädchen-Romantik, wo ſie Hölty und die lyriſche Poeſie verehren, die reelle Welt aber, und beſonders die Männer abſtrakt verachten. Wir pflegen es auf Clauren und die Romane überhaupt zu ſchieben, es iſt aber dieſe Romantik ein ganz natürliches, telluriſches Uebel wie die Grippe; in Freiwalde giebts keine Bücher und keine Bildung, ich habe ſpäterhin ganz umſonſt eine reſpektable Prämie für die

Braut von Meſſina geboten, ich brauchte einige Verſe des Chors zum Motto eines Nekrologs, aber Niemand konnte die Prämie verdienen.

Natürlich ſchlug ich der Dame mit den klöſterlich ſchmalen Lippen die Waſſerkur vor, aber ſie äußerte ſich ſehr verächtlich darüber, und fragte mich ſchneidend: ob ich wirklich ſo dumm ſein, und glauben könne, daß ihr Waſſer, nichts ſagendes, nichts fühlendes, kaltes Waſſer helfen werde.

Ja, erwiderte ich ſchüchtern — ſie aber ging hinweg mit einem unangenehmen Blicke voll Verachtung über den Mangel meiner Lebensart, und warf mit der magern Hand die Thüre heftig in's Schloß.

Eine Religion wird aber ſtets am Meiſten durch die Zweifler befördert, ich ſetzte mich voll neuen Waſſervertrauens in den Wagen, und war voll Angſt und Sorge, keine Wohnung zu finden. Mein Eifer war ſo groß, meine Hoffnung ſo gewaltig, daß ich feſt bei mir beſchloß, im ſchlimmſten Falle eine kleine Hütte zu bauen, wie man ſie auf Kar-

toffelfeldern anlegt, wenn kein Ort zu ermitteln wäre, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Es regnete indeſſen immer arbeitſam, aber ſo durchſichtig weiter, daß ich die Gegend wie durch einen dünnen Flor erkennen konnte. Es war ein tiefes Bergthal, in welchem ich aufwärts fuhr. Der Wagen keuchte durch einen ſchmalen Weg, und als uns plötzlich ein herabkommender Bauerwagen begegnete, da war die Noth groß.

Links vom Wege kamen allmählig einzelne Bauerhäuſer zum Vorſchein, welche zerſtreut an der Lehne des Berges hinauflagen, und nach einer Wendung des Weges erblickte ich einige größere Wohnhäuſer — das war Gräfenberg, das erſehnte Bad in den Pyrenäen. Hinter den Häuſern lief ein buſchiger Berg noch weit in die Höhe, rück- und ſeitwärts ſtanden blanke Berge, und auf den Bergen lagen Wolken, tief unten über die grün und gelben Berge flog der Strichregen.

Der Weg wurde immer ſteiler, und als wir vor dem kleinſten der maſſiven Häuſer hielten, da

mußten wir Steine vorlegen, damit der Wagen nicht eigenmächtig zurückrannte. In dieſem Hauſe wohnte Prießnitz, ich war an Ort und Stelle.

Zwei Leute gingen im Zimmer auf und ab; ſie ſahen ſehr abgewaſchen und etwas pauvre, roth und bläulich im Geſichte aus. Auf dem Tiſche ſtanden zwei Flaſchen Waſſer, daraus ſchenkten ſich die ohnedieß ſchon frierenden Leute ein.

Ich ignorirte Novize erlaubte mir einige beſcheidene Fragen nach der Lebensweiſe in Gräfenberg, zum Beiſpiele:

„Sie entſchuldigen, meine Herren, was genießen Sie wohl hier zum Frühſtücke?

Antwort: Waſſer.

„Alſo bekommt man wohl erſt zum zweiten Frühſtück — —

Waſſer.

Es fing mir an kühl zu werden, und das eine der vor mir herumſpazirenden Schlachtopfer, ein kleiner Mann ohne Taille, in einem abgeſchabten grünen Röckchen, was ihm zu kurz geworden war,

ſchenkte ſich zitternd ein neues Glas ein, und ſtürzte es hinunter.

„Aber des Mittags, meine Herren, erhält man doch —"

Waſſer — war die einſtimmige Antwort; ſie ſchien mir wie Unkenruf aus einem Teiche zu kommen.

Der Kleine im grünen Röckchen ſeufzte, und ſtrich mit der Hand über die unſchuldigen blauen Augen, und das unwirſche, ſpärliche blonde Haar, was ſeinen Hinterkopf bedeckte.

Pfui doch, Herr Lieutenant, ſprach der Andere, und verſchlang ein großes Glas Waſſer — ohne Wanken und Seufzen im Feuer, Lieutenant! Noch eins Lieutenant!

Es war eine alte, ausgegurgelte Kommandeurſtimme; am Geſicht blieb nicht viel zu unterſcheiden, das war durch Dunkelroth und altes Fleiſch verwiſcht; weiße ſtarre Härchen wuchſen aus dem Kopfe, ein alter penſionirter blauer Sommerrock ſchlotterte

um den hohen Leib und die breiten Glieder — ich behielt kaum den Muth, weiter zu fragen.

„Aber, meine Herrn, Nachmittags oder Abends wird es wohl etwas Andres geben, als —"

Waſſer, wieder Waſſer — kam's ſeufzend aus der einen, heroiſch aus der andern Kehle.

Ich ſank erſchöpft auf einen Stuhl, es war mir, als ſei ich unter Saraſtro's Leute in der Zauberflöte gerathen.

Da erſchien ein ſchwarzer Mann in einem gebrauchten ſchwarzen Frack; er hatte etwas Gutmüthiges in dem von Pocken gezeichneten Geſichte, und ſeine Begrüßung war zutraulich, obwohl er wenig ſprach — es war Prießnitz ſelbſt.

Die Wohnung war der ſorgliche Gegenſtand unſers Geſprächs, er ſtand lange ſchweigſam vor mir, das Auge ſah ſinnend auf einen Fleck, ich erhielt keinen Beſcheid. Schon ſah ich mich in der Kartoffelhütte, denn das radikale Verfahren vor

mir flößte mir unter Schrecken doch lebhafte Zuversicht auf Erfolg ein.

Er ging hinweg, kam zurück, ging wieder, aber ich erfuhr nichts — die Herren von Saraſtros Gefolge tranken unterdeß fortwährend Waſſer, der kleine Lieutenant ſtöhnte, der große Bramarbas pfiff das Mantellied.

Endlich kam Prießnitz und erklärte mir, daß ich in einer Bauerſtube eine Ecke bekommen könnte, alles Andere ſei beſetzt.

— Da ſaß ich denn des Abends in meiner Ecke auf dem harten Bett, und ſah in die Dämmerung hinein, drüben im andern Winkel verzehrten meine Wirthsleute im Dunkeln ihr kümmerlich Abendeſſen; ſie ſprachen kein Wort und verſchlangen ſtumm die Kartoffeln vom vorigen Jahre mit gutem Salze; als ſie fertig waren, knieten ſie auf die Bank, das Geſicht nach der hölzernen Mauer richtend, beteten ihren Roſenkranz, und krochen dann ſtill zu Bette.

Es war todtenſtill in der niedrigen Stube, die Mäuſe kamen aus ihren Schlupfwinkeln, der Mond brach draußen durch die Wolken, und es ſchien mir in dem gefärbten, unſichern Lichte, was durch die kleinen, ſchlechten Scheiben brach, als ſäße die Waſſerkur wie ein blaßblaues Geſpenſt auf der Ofenbank.

Ich eilte hinaus, ſchob den hölzernen Riegel von der Hausthür, und wollte in die Nacht hineinlaufen, um mich in andere Gedanken zu laufen. Aber das geht in Gräfenberg nicht, am Wenigſten des Abends, denn das Terrain iſt ſo abſchüſſig, bergig und ungleich, daß es nur einen einzigen Weg giebt, der fünfzig Schritt lang ebene Fläche gewährt — alles Andere iſt Berg und Thal, ich wäre mit meiner nächtlichen Waſſerkurſtimmung unzweifelhaft auf die Naſe gefallen. Reſignirend ſetzte ich mich neben meiner Wohnung auf ein Stück Bauholz — die Wolken waren auseinander gedrängt, der Mond ſchien hell. Dem Antlitze des Hauſes gegenüber lag eine Scheune, und dieſe beiden Ge-

bäude bildeten einen vortrefflichen Rahmen, den einige, ſich an die Häuſer lehnende Bäume noch ſchöner machen.

Es lag eins der wunderbarſten Bilder dazwiſchen, das ich je geſehen: der Blick lauft ſchnell und doch nicht jach in einen Thalkeſſel hinab, in welchem ſich wie ein italieniſcher Pinienhain ein mäßiger mit Fichten bewachſener Hügel erhebt — dahinter wie ſchwarze Ewigkeit ſtehen ungeheure Berge, die nur wenige hundert Fuß niedriger ſind als die Schneekoppe im Rieſengebirge. Es iſt beſonders der „Altvater," der mit rundem, kahlem Haupte hinüberſieht nach Galizien und Ungarn, und die „Hochſchaar," welche über Mähren nach Wien hinabſchaut. Man findet ſelten ſo weite, tiefe Thäler, unmittelbar von den höchſten Bergen eingeſchloſſen; die höchſten, vornehmſten Leute kommen nicht leicht in ſo nahe Berührung mit der unterſten Klaſſe.

Und über dieſen dunkelgrünen und blauen und ſchwarzen Abſchüſſen ſchwamm der Mond mit ſeinem lächelnden Lichte, und oben von Prießnitzens Hauſe

her klang ein dünner Chor von Männerſtimmen, die in Ermangelung des Waſſerliedes ein altes Weinlied ſangen. In ganz Gräfenberg war aber nicht ein Tropfen Wein zu finden — hatte es nicht den Anſchein, als ob die alten Götter von Barbaren aus der Welt getrieben ſeien. Das Gerüſt war geblieben und die alte Sprache, aber ſonſt nichts. War es nicht jenes nüchterne wunderliche Gefühl, als wenn ſparſame, mäßige Chriſten in einer Aufwallung nach Gott — Bacchus ſchrein.

Verworrene Zuſtände von menſchlicher Nüchternheit und irdiſcher Romantik in Gräfenberg, und wie lächerlich war ich moderner Erul mitten darin. Als ob ich eine neue Welt entdecken gewollt, war ich Sorgen und Verfolgungen in eine wäſſrige Langeweile entflohn.

Am andern Morgen begann das neue Leben um vier Uhr, die Waſſerkur begann an meinem eignen Leibe. Man wickelte mich in wollene Decken, warf noch ein Bett über mich, und überließ mich meinem Schickſale. Als nach einigen Stunden dies

Schickſal im Schweiße meines Angeſichts lechzte, ward mir kaltes Waſſer eingeflößt. Dies befördert die Transſpiration auf's Aeußerſte, und wenn dieſe nun den ganzen Körper aufgelöſ't hat, da wird das Deckbett weggehoben, und, ein weißer Bettelmönch wandelt man in der wollenen Hülle hinaus zum Teiche Bethesda.

Dieſe Bäder ſind meiſt dicht an den Häuſern angebracht, und werden fortwährend von dem in Rinnen und Röhren herabkommenden Bergwaſſer angefüllt, ſind alſo ſtets lieblich eiskalt und friſch. Nach meinen unſichern Abendſchwärmereien mußte der Mond ſchlechte Mitternacht gehalten haben, denn als ich in jener Decke meinen Gräfenberger Brautgang hielt, flog mir der Schnee in's Geſicht.

Wirklich tritt nach ungefähr einer Minute völlige Erwärmung in dem kalten Waſſer ein, die indeß bald neuer Kälte weicht. Dieſe zweite Kälte muß eigentlich abgewartet werden, ſie ſchüttelt innen und außen den Menſchen zuſammen. Die Furcht vor dem Schlagfluſſe und dergleichen fatalen Zufällen

iſt übrigens hierbei eine völlig ungegründete, die ſchwächſten Perſonen erleiden gefahrlos dieſen Wechſel, und es wird täglich die Bemerkung gemacht: je gründlicher und heftiger die Transſpiration vorher, deſto wohlthuender iſt das kalte Bad darauf. Ein Bad von ſolcher Kälte iſt ohne vorhergehende Transſpiration viel empfindlicher. Man darf auch dabei nicht außer Acht laſſen, daß der vorhergehende Schweiß durch nichts Echauffirendes erzeugt wird, daß man bei offnen Fenſtern liegt, daß die Lungen in vollkommner Ruhe dabei ſind.

Nun kleidet man ſich an, und trinkt Waſſer; der Froſt treibt gewöhnlich zum Laufen hinaus, und man ſieht da die frierenden Badegäſte überall auf den Bergen herumtraben. Der gewöhnliche Weg iſt nach einem der Gräfenberge, von denen die kleine Ortſchaft den Namen hat, nach der ſogenannten Koppe, die nur zehn Minuten von den Häuſern entfernt iſt.

Auf dieſer Koppe iſt eine wunderbare Janusausſicht: rückwärts das alte fabelhafte Geſicht der

hohen Berge und des tiefen ernſten Thales, das ſein Geſicht in tauſend Formen wechſelt, bald eine neue Schlucht mit einem Dorfe zeigt, bald eine verbirgt — vorwärts aber öffnen ſich die Berge, und jung und blau und roſig liegt die Fläche des preußiſchen Schleſien vor den weiter und weiter ſuchenden Blicken, am Fuß der Koppe ſteht ſtill wie ein Weihnachtsbild das Städtchen Freiwalde, worin die magre Wirthstochter ärgerlich harrt.

Dieſer Platz iſt alle Tage neu, und wenn mich das kalte Waſſer noch ſo quälte, auf dieſer Koppe fand ich einen fröhlichen Moment.

Nun geht's zum Frühſtücke in den Speiſeſaal. „Waſſer!" hatte ich geſtern gehört, und ich war darum nicht ſehr eilig.

Seinem kleinen Wohnhauſe gegenüber hat Prießnitz ein großes Haus gebaut, in welchem die meiſten Badegäſte wohnen, und worin ſich auch der Speiſeſaal befindet, denn es wird wie im Kloſter Alles gemeinſchaftlich genoſſen. Was in dieſem Hauſe nicht Platz findet, wird in den fünf bis ſechs in

der Nähe liegenden Badehäuſern untergebracht. Da nun aber der Zudrang ſo groß wird, daß auch dieſe Räume nicht mehr ausreichen, ſo hat Prießnitz den Bau eines noch größeren Hauſes begonnen, was jetzt wohl fertig ſeyn mag, ein neues Waſſerſchloß. Und jetzt kennt der Leſer den Umfang Gräfenbergs; es ziehen ſich zwar noch einige Bauerhäuſer tiefer unten in's Thal hinab, aber die werden nur im äußerſten Nothfalle benutzt, weil ſie zu weit entfernt ſind. Einige Wochen nach meiner Ankunft trat allerdings dieſer Fall ein: wie zwei Waſſernixen ſtiegen täglich zwei verſchleierte Edeldamen an meinem Hauſe vorüber den Berg hinauf.

Es wird zwar zum Frühſtück wieder Waſſer getrunken, aber daneben werden auch Milch, Brot, Semmel, Butter und friſche Beeren verſpeiſ't, und der Schrecken erregende Major präſidirte mit würdigen Thaten.

Im Laufe des Vormittags geht man nun eine halbe Stunde weit hinauf in den Wald — das Thal rückwärts wird mit jedem Tritte ſchöner, und

die Ermüdeten nimmt ein kühler, ſchauernder Forſt auf. Da ſäuſeln die hohen Buchen und die ſüdlich ausſehenden Tannen, da iſt es ſtill und einſam, nur die Bergwaſſer, Prießnitzens Medizinarten, rauſchen. Den Vögeln iſt Gräfenberg zu hoch, ich habe deren ſehr wenige gehört, die Waſſerkur iſt ihnen zu traurig.

Durch dieſen ſchallenden Forſt ſchreitet man eine Strecke, und findet plötzlich in einer Vertiefung die ſogenannten Douchen. Da ſtürzt ungefähr zwanzig hoch ein ſtarker Waſſerſtrahl aus der Rinne herab. Unter dieſen Strahl poſtirt man ſich in paradieſiſcher Unbefangenheit, und überläßt ſich zehn Minuten ſeinen ſchmeichleriſchen Ausdrücken.

Darauf folgt ein ſo entſchiedner Froſt, daß die Gliedmaaßen eigenmächtig nach allen Richtungen fahren — Gott ſei Dank, daß jetzt die Zeit da iſt, wo ich das bloß zu beſchreiben brauche, was ich ſo innig empfunden. Man trabt wie ein naſſer Pudel, der ſeine heilloſen Kunſtſtücke gemacht, durch den Wald zurück. Ich habe aber täglich inne gehalten,

wenn ich heraustrat und von der ſteilen Waldesgrenze dies wunderbare Berg- und Thaltheater erblickte. Mancherlei Bergformationen liegen in meinem Gedächtniſſe, aber die Originalität dieſes Gräfenberger Keſſels hat mich alle Tage von Neuem überraſcht, ich habe dieſe abſonderliche Gegend täglich in neuen Verhältniſſen zu erblicken geglaubt.

Die warme Sonne empfing mich Durchkälteten dann immer ſo lieb wie eine ſorgliche Mutter, ich dankte ihr von Herzen, daß ſie ſich nicht auch in die Waſſerverſchwörung miſche, ſetzte mich auf einen Stein, und kuckte in die blau, grün und gelben Berglehnen, und wartete unſer Mittagsglöckchen ab.

Dieſe Situation will ich mir zurückrufen, wenn ich einen mittelalterlichen Roman ſchreibe: ſchweigſam wie die Kirche, abgeſondert wie das Kloſter liegt tauſend Schritte unter mir das friedliche Gräfenberg, in der ganzen Natur regt ſich nichts — plötzlich klingt hell das Glöcklein auf Prießnitzens Hauſe, wie das heimliche Kloſterglöckchen zur Grä-

fenberger Andacht, zum Waſſertrinken und nebenher zum Eſſen rufend.

Dies iſt der einzige Moment, deſſen ich ohne Schmerzen gedenke — das Waſſer ſpielt allerdings des Mittags wieder eine Hauptrolle, und das iſt ein ſchlechter Ritter, der nicht wenigſtens ſeine Flaſche leert, aber man iſt auch tüchtig dabei. Prießnitzens, des immer ſchweigenden Vorſitzers Grundſatz lautet, das Waſſer verarbeite Alles. Je mehr man trinkt, deſto mehr kann man eſſen.

Der Major würzte ſein Präſidium mit donnernden Geſchichten — die Serviette, breit unter ſeinem Antlitze herabwallend, war ein unbeſchriebner Friedensſchluß neben dem blutrothen Kriege. Er hielt auch tüchtig auf Ancienmität und Standesordnung, ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich als zweideutige bürgerliche Figur zu Gräfenberg eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte: eine Gewürzkrämerin aus Breslau, die meine Grundſätze in Zweifel gezogen hatte und ein Gutsbeſitzer intrignirten lebhaft gegen mich, und während ein leber-

brauner Schulmeiſter und ein kontrakter Tuchmacher, die nach mir eingetroffen waren, avancirt wurden, blieb ich auf dem letzten Schemel, und erfreute mich nie einer Aufmunterung im Dienſte vom Herrn Major. Ein bürgerliches Fräulein von Mähren gewährte mir für dieſe ſchmerzhafte Erniedrigung einigen Troſt. Sie ſprach nämlich zuweilen mit mir, und da ſie in die Rangliſte aufgenommen war, ſo erhielt mich dieſe leiſe Anknüpfung doch ſo weit in der Geſellſchaftsbalance, daß ich keinen offenen Eklat erlebte. Dieſe Bürgerin mit republikaniſchen Manieren war ſehr maſſiv, maſſiv war ihre Naivetät, ihre Schönheit, ihre Jugend. In dieſem Urorte, bei dieſer Urmethode, bei all dieſen vorhandenen Urelementen ſprach ſie ſehr an, der Major bevorrechtete ſie offenbar in abſoluter Weiſe, und als es nicht mehr alle Tage ſchneite, erſchien er eines fröhlichen Mittags in ſeinem blauen Nankingrocke. Dieſer färbte nach des Beſitzers fluchartiger Verſicherung ſeit drei Jahren nicht mehr

ab, und umſchloß den würdigen Leib mit nachgiebigen Falten.

Die Tiſchgeſellſchaft iſt ſo munter, und Gräfenberg iſt überhaupt dasjenige Bad, wo die Kranken am munterſten ſind, wenn ſie keine Zahnſchmerzen haben — friſch ſind ſie immer, das kalte Waſſer weckt auf. Der Hauptſtamm der Bevölkerung beſtand aus alten und jungen Kriegshelden, Feldzüge aller Art, Wunden der Flaſche und der Waffen ſollten geheilt werden; viel Penſion ward zu Gräfenberg verzehrt, viel Heldenthaten lebten auf, manch langes Epos ließe ſich ſingen; natürlich fehlte es auch wie nirgends in der Nähe des preußiſchen Staats an Referendarien, das Jus befängt den Unterleib.

Drei Kriegsgelehrte und zwei Rechtsgelehrte, ein Gutsbeſitzer, der die Wiſſenſchaft über die Achſeln anſieht und ſechs Leute die Alles wiſſen, dies iſt der Stamm jener Geſellſchaft. Außerdem war ein Kriegsrath da, welchen ich hier nur andeute, da er mir auf Zinſen im Portefeuille ruht — er hatte

im Kriege zu viel Zuglöcher in die Magazine gemacht, und das war ſeinem Beutel und dem Podagra ſehr gut bekommen. Er war ein ſehr ein hübſcher Mann, wie ſie ſagen, er rauchte jeden Tabak, er glaubte Alles, trug ſchwarze Kamaſchen und war für die Aufklärung, ſo weit ſie keinen Schaden bringt.

Außerdem war die Geſellſchaft ganz leidlich, beſonders da man keine Zeit dafür hatte, denn Nachmittags begann wieder die Morgenprocedur mit Schwitzen und Baden, und wenn es dunkel wurde, war man müde.

Ehrlich geſtanden, es gibt keinen Ort, wo man die Langeweile ſo wenig gewahr wird, als Bad Gräfenberg — ich bin vor Zahnſchmerzen nicht dazu gekommen, und den Kriegsrath ſchützte das Tabakrauchen, was bekanntlich auch gegen die Cholera hilft. Beſonders Ohlauer und Wanſener Blatt.

Einzelne Züge von Gräfenberger Patienten und von Gräfenberg ſind noch: Allgemeine Verachtung der Aerzte, namentlich der allopathiſchen, gewöhnliches Beiwort für dieſelben: Mörder und Gift-

miſcher — Unterhaltung über Homöopathie — man findet weit und breit keine Medizin, in Gräfenberg ſelbſt nicht einen Tropfen, alle Uebel, die ausbrechen, werden mit kaltem Waſſer kurirt, Leute, die mit Fieber hinkamen, verloren es nach wenig Tagen — man bedauert die Welt, welche noch nichts von der Waſſerkur weiß — man lieſ't keine Zeitung, beſonders darum, weil man keine hat, die ſpekulative Politik iſt für China — es hieß einmal, der Herr Major bekomme die Wiener Zeitung, aber ſie ſei zu lang, als daß er ſie wegleihen könne, er werde allein kaum fertig damit — auſſer Profeſſor Oertels dickem Waſſerbuche habe ich kein Buch geſehn, es machte viel Aufſehn, als ein junger Mann aus Löwenberg, der an der Rückendarre litt, den „Dohnſchütz und ſeine Geſellen" mitbrachte — des Abends wird wieder geläutet, und man verſpeiſ't wie am Morgen Milch, Butter und Brot — wer den Andern nicht grüßt, gilt für ungebildet — der Barbier kommt für die Bärtigen männlichen Geſchlechts immer den dritten Tag aus

Freienwalde herauf, und wirkt auch wohl im Freien, wenn's nicht zu ſtark regnet. — Der Herr Major iſt penſionirt, und Niemand erinnerte ſich, daß er je etwas anders geweſen wäre; ſeine Jugend fällt in die Zeit des Kartoffelkrieges, ſeinen Namen hab ich nie gehört — wer nicht laufen kann, wird mit Ochſen zur Douche gefahren — wer nicht darunter ſtehen kann, ſetzt ſich auf einen Stuhl; dieſer braucht des Waſſers wegen kein Polſter zu haben — wer am meiſten Waſſer trinkt, wird am meiſten bewundert; ſonſtige bürgerliche Verdienſte werden in Gräfenberg ignorirt, wie billig — der Witz iſt ſchlecht angeſchrieben, und es hat in dieſer Beziehung nur folgende Anekdote Gnade gefunden: der ewige Jude, welcher bekanntlich nicht ſterben kann, holt ſich einmal auf ſeinen Wanderungen den Schnupfen, und wendet ſich, um dieſe Unbequemlichkeit los zu werden, an einen allopathiſchen Arzt. Nach einiger Zeit iſt der ewige Jude kurirt, das heißt: er iſt todt. —

Die Anſtalt und Erfindung in Gräfenberg iſt aber wirklich von groſser Wichtigkeit, und Vincenz Prieſsnitz iſt eine beachtenswerthe hiſtoriſche Erſcheinung. Nach alle dem, was ich von ihm geſehen habe, iſt er ein ſinnender, aufmerkſamer Mann voll Bravheit und Rechtlichkeit. Er kennt den menſchlichen Körper und hat ſeine Waſſerkur bei tauſend verſchiednen Fällen verſucht. Keineswegs fanatiſch für ſeine Heilmethode iſt er doch der Ueberzeugung, daſs mit Ausdauer die meiſten Uebel durch Waſſer gehoben werden können. Er gibt ſehr viel darauf, daſs das Waſſer keineswegs abſtumpfe, und allerdings iſt man nach mehreren Wochen noch eben ſo empfindlich dafür als im Anfange der Kur.

Es iſt nicht mein Zweck und meine Fähigkeit, ein mediziniſches Urtheil abzugeben; ich habe nur Mittheilungen verſucht, um jene im äuſserſten Winkel Deutſchlands verborgene Methode bekannt zu machen. So viel ich geſehen habe, wirkt es auffallend günſtig gegen Uebel, die zum Theil äuſserlich ſind, wie Lähmungen, Geſchwulſt, Ausſchlag, Gicht u. dgl.;

Ausschläge sind fast immer die Uebergänge zur Heilung, chronische innere Krankheiten hab ich weniger vor Augen gehabt — man darf aber keinen Augenblick vergessen, daß es sehr langsam wirkt, und daß man ihm viel Zeit gestatten muß. Es regt alle Uebel auf, und wohl mag es geschehen können, wie in Gräfenberg die Legende geht, daß man sich einen neuen Körper antrinken und anbaden kann.

Dawider freilich mag ich auch nichts einwenden, daß die Wissenschaft eine so plumpe Heilmethode lächelnd ansehen mag.

Mögen die Leser jene Hauptsache nur nicht vergessen, daß jenes Gräfenberger Wasser nämlich unschuldiges, alltägliches Bergwasser ist, ohne den geringsten Beisatz von Mineralien oder dergleichen, blasses Wasser, wie man es allerwärts finden kann, unverdorbene Gottesgabe, überall nachzuahmen, wohlfeil und anspruchslos.

40.

Die Gebirgsnovelle.

Es war des Sonntags, und dem Tage zu Ehren kuckte die Sonne mitunter durch die Regenwolken, daß ich Muth gewann, mich aufzumachen und auf den Bergen und Wäldern herumzuklettern.

Tief im Bergforste hatte ich Weg und Steg verloren, und es war mir sehr erwünscht, in der grünen Einsamkeit einen Burschen daherschreiten zu sehen; dem Anscheine nach war's ein Bauer, der aus der Kirche kam. Die Sonne und das Wetter hatten sein Antlitz gebräunt und gefärbt, und als ich näher zusah, da dünkte es mich, er könnte höchstens dreißig Jahre alt sein, wenn auch die Hände, welche das Gesangbuch und den Stock hiel-

ten, dick, rauh, zerarbeitet aussahen. Ich begrüßte ihn, er dankte freundlich, nahm seinen harten Sonntagsfilz ab, und beschied mich mit guter Miene meines Weges. Unterdeß holte er sein rothgeblümtes baumwollenes Sacktuch hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — das gab Anlaß, ihn zu fragen, warum er so rasch gegangen sei, und da er offen und treuherzig war, so erfuhr ich, ein Stück mit ihm schreitend, seine ganze Geschichte. Ich kann seinen Dialekt nicht wiederholen, aber doch etwa die Art seiner Darstellung:

Schau'n Sie, sagt er, ich bin von dort drüben hinter dem Berge her, der nach der Hochschaar zu liegt, und wie sie mich da sehen, da bin ich ganz und gar, nur eine Jacke und ein Hemde, ein Paar stramme Lederhosen und feste Stiefeln habe ich für die Werktage, aber ich habe frisch und rüstig sein müssen um es so weit zu bringen, und weiter wird's wohl nicht möglich sein, ich hab's heute der Margareth geraderaus sagen müssen, 's ist ihr nahe gegangen und 's hat mir auch herzlich weh ge-

than, aber 's ist nun einmal nicht anders auf der Welt. —

Ich fragte ihn nach Margarethen. —

Nu junger Herr, sagte er, daß ist die Margareth bei Müller Vincenz, sie dient schon in's vierte Jahr dort, und ist mein Schatz; aber Du lieber Gott, an's Heirathen ist halt gar nicht zu denken, das hab ich ihr heute sagen müssen, der liebe Herrgott muß es doch nicht haben wollen — nehmen Sie mir's nur nicht übel, daß ich so flink schreite, wir haben zu lange miteinander geklagt, ich und Margreth, und wenn sie sich bei unserm Bauer um den Tisch setzen und 's fehlt einer, da ist's an allen Ecken nicht recht. —

Ich hatte nichts zu versäumen, ging mit ihm und ließ mir erzählen. Diese kleinsten Verhältnisse diese unscheinbaren, und doch unübersteiglichen Schwierigkeiten, diese Ergebung in den traurigsten Zustand hatte für mich etwas sehr Ueberraschendes. So niedergeschlagen, so durchdrungen von einer innern Atmosphäre der Armuth hatte ich mir den Bauer

nicht gedacht, der doch im ſteten unmittelbaren Verkehr mit der producirenden Schöpfung, in der Kraft körperlicher Tüchtigkeit meines Erachtens muthiger ſein müßte. Aber Sommer und Winter, Saat und Ernte, die regelmäßige Wiederkehr unabänderlicher Geſetze, gänzlicher Mangel jedes Ungewöhnlichen, ununterbrochenes Ringen um das Nothdürftige drücken den Landmann unſere Tage nieder.

Andreas war der zweite Sohn ſeines Vaters, das kleine Haus und Gärtchen war an den Erſtgeborenen gekommen, eine verlahmte Schweſter mußte von dieſem mit erhalten werden — ſie will doch auch alle Tage eſſen, und wenn zwei Jahre um ſind, braucht ſie einen neuen wollenen Kittel, er ſitzt ſich zu Schanden, wenn man ihn auch nicht in der Arbeit abreißt; da mußt' ich mir denn einen Dienſt ſuchen, und mich wacker regen, um ſo weit zu kommen, wie ich bin, und — nur der Himmel mag mir's vergeben, mit der Margreth hab ich mich freilich übereilt, daß ich ſie zu meinem Schatze machte. Aber, junger Herr, Sie können

mir's glauben, ich weiß ſelbſt nicht, wie's gekommen iſt, und als wir zum erſten Male miteinander geſprochen hatten, da dacht ich: na vielleicht ſchickt der Himmel ein Paar gute Jahre, nnd der Bruder rafft ſich ein Wenig, und gibt uns die kleine Bodenkammer mit ein, wo die Schweſter ſchläft, und was ich etwa ſonſt noch für Gedanken hatte. 's ſoll aber nicht ſein: geſtern Nacht kam wieder ein Froſt, und hat dem Bischen Ernte des Bruders den Reſt gegeben, und jetzt hab' ich's der Margreth ſagen müſſen.

Ich brachte ihn drauf, wie er mit Margreth bekannt geworden ſei, um ihn heitrer zu ſtimmen.

Sehen Sie, ſprach er, 's war um Georgentag, wo die vornehmen Stadtleute in Freienwalde ihre Kinder zum erſten Mal wieder barfuß gehen laſſen, da kam ich Sonntags in die Kirche. 's Wetter war ſo ſchöne, daß einem das Herz im Leibe lachte, alle alten Leute, die neben mir in die Kirche nach Freienwalde gingen, freuten ſich über das Frühjahr, und ſagten, das könnte eine geſegnete Ernte werden:

die Schneedecke war den Winter durch warm gewesen für die Saaten, und geregnet hatte es in den letzten vierzehn Tagen auch, die Winterung hatte ihre gehörige Feuchtigkeit und 's schönste Gedeihen, der alte Vater Willer Christoph sagte, wir sollten's nur nicht besprechen, und den lieben Gott schönsten's bitten. So gingen wir hier durch's grüne Holz, 's war schier grüne, wenn auch noch nicht ganz, die Vögel waren schon alle wieder da, und munter und fleißig, und wie wir dort unten auf die Lehne kamen, wo man nunter sehen kann in's Städtel, da hörten wir die Glocken in die Kirche läuten; ich kann ihnen gar nicht sagen, wie fromm und hübsch mir zu Muthe war, und sehen Sie, an demselbigen Morgen begegnete mir drunten bei den ersten Zäunen in Freienwalde Margreth, sie hatte auch ihren Sonntag just, und ging in die Kirche, und sagte zu uns „Gelobt sei Jesus Christ," und wir sagten alle gar herzlich „in Ewigkeit Amen." Der alte Willer Christoph aber meinte sachte zu mir: Kuck mal Andreas, das wär so a Madel!

Und von der Stunde an hab' ich sie nicht mehr vergessen können. Na, sie würde Ihnen auch gefallen, wenn Sie sie sehen sollten, sie hat ein Paar kohlenschwarze Augen, und ist schmuck groß und rüstig.

Das ging nun so den ganzen Sommer durch, wir sahen uns alle vierzehn Tage in der Kirche — denn ich hatte mir's behalten, wann sie ihren Sonntag hätte, und am Michaelstage da faßt' ich mir ein Herze, und sprach sie an, als ich sie just alleine bei den Scheunen fand, und sie stand mir auch Rede, und wir fragten einander, wie wir hießen und wo wir her wären. Nu, so ging's halt wieder, zur Kirmes im Freienwalde, da macht' ich mir einen zeitigen Feierabend und ging 'nüber und in's Wirthshaus. Ich dachte, Margreth wird sich's wohl denken, und sie hatte sich's auch gedacht, und stand unter den Mädeln im Winkel; ich zog sie zum Schießer auf, und wir waren den Abend seelenvergnügt. Sie hatte ihre Kuh schon besorgt, und brauchte nicht vor Zehne heim zu gehen. Um drei

Viertel ging ich denn a Stück mit ihr, und da haben wir uns zum erſten Male beim Mondſchein einen Schmatz gegeben, und ich hab's ihr geſagt, daß ich dächte, wenn noch ſo a gut Jahr käme, mein Bruder würde uns die Kammer geben — wie ich jenen Abend durch's Holz nach Hauſe gekommen bin mit dem lichten Mondſcheine, das kann ich mein Lebtag nicht beſchreiben. Als ich mich aber niederlegte, da hab' ich's auch der Margreth und dem lieben Herrgott ſchönſtens gedankt, und Sie können mir's glauben, junger Herr, ich bin noch nicht ſo gottesfürchtig geweſen als damals, und des Morgens war ich immer der Erſte auf'm Zeuge. 's hat mir freilich nichts geholfen, na, ich muß denken, der Herrgott hat's nicht gewollt; aber wenn ich an die Margreth gedenke, die heute zu mir ſagte: Andres, ich laß Dich nicht, es mag gehen wie's will — ſehen Sie, lieber Herr, da kommt mir's Waſſer aus den Augen, als wenn ich noch in die Schule ginge, und 's arbeitet in mir, als müßte ich ſterben. —

Ach, wer doch aller Welt helfen könnte? ſprach ich zu mir auf dem Heimwege, wenigſtens den Liebespaaren, deren Glück ſo wohlfeil iſt. Meine Kaſſe war zu ſpärlich, ſaß ich doch ſelbſt ausgeſtoßen, verlaſſen in dieſem abgeſonderten, äußerſten Winkel deutſcher Welt, und wußte noch nicht, wo ſich mir ein Loch des Zugangs wieder öffnen würde. Aber ich rechnete auf den alten Major, ich wollte ihn bereden, eine Sammlung zu ſanktioniren für Andres und Margreth. Mit dieſen Gedanken kam ich auf die Blöße, welche hinabfällt zu unſerer Waſſerkolonie — eine tiefe Wehmuth übermannte mich. Menſchenjammer, Menſchenfeindſchaft, wo iſt Deine Wurzel zu finden, daß man ſie ausreuten könne ganz und gar? Mein Leben und das Schickſal dieſes Liebespaares waren eben wie dieſe Gegend, über welche dunkle Strichwolken zogen und trotzigen Regen warfen, aller Horizont war von himmelhohen Bergen verbaut, und wenn ich ſie überfliegen könnte, wohin käme ich dann? Nach Mähren, nach Ungarn — verſtohlen lief ein Sonnenſtrahl in die ein-

zige Lücke der Gegend hinein, nach Schleſien; ich ſetzte mich auf einen Feldſtein, und ließ mich beregnen, und war voll Trauer —

Und haſt Du mich verlaſſen,
Welt, die ich ſo geliebt?
Doch will ich die Liebe nicht laſſen,
Die mir nur Thränen gibt. —

Da läutete das Mittagsglöckchen in Gräfenberg — ſollſt mir eine Tröſtung ſein, Du ſtärkender Ruf. Wir machen ja immer die Dinge außer uns zu dem, was eben in uns waltet — und heut iſt ja auch Poſttag in Freienwalde, vielleicht kommt endlich eine Nachricht aus der Welt. Es waren beinahe vier Wochen vergangen, und ich hatte nichts erfahren, als Lafayettes Tod, als ob die Freunde und die Civiliſation geſtorben wären, ſo ſtill war es für mich geworden.

Ja, ich fand einen Brief, aber darin für mich nur die traurige Nachricht, daß die bleiche Kerkerſorge dicht an meinen Ferſen ſei, daß ich die größte Eile brauchte, ihr zu entrinnen. So blieb denn

keine Zeit übrig für Andres und Margreth — armes Volk im Gebirge! Und wie reich iſt die Armuth, wenn ſie Liebe im Herzen, ein ſo gewaltiges übermannendes Intereſſe hat! Aber die Armuth dieſer Leute beruht darin, daß ſie keinen Muth zur Phantaſie findet, und elend verkümmert in beſchränkter Verzagtheit.

Meiner ſchwarzäugigen Wirthin trug ich auf, ſich nach den Liebesleuten umzuſehen, ich würde ihr ſchreiben, und ſie ſollte mir dann vom Schulmeiſter einen Brief aufſetzen laſſen, über das, was ſich zugetragen. Sie konnte es zwar nicht begreifen, wozu das Alles, ſolch ein Intereſſe war ihr zu fein gewoben, ſagte aber doch „Ja," und mit des nächſten Tages Frühe ward ich auf dem harten Wagen von dannen geſchüttelt. Auf die eintönige Gräfenberger Ruhe folgte ſchneller Wechſel und Sturm; dieß ahnend, fuhr ich traurig zwiſchen den Waldwänden der Berge, an den rauſchenden Gebirgsbächen dahin, und es war mir ein ordentlicher Troſt, daß ſich nirgends ein Ausweg zeigte in offenes Land,

hinter dieſen Bergen, in den hölzernen Hütten unter dieſen Leuten, welche das Wort Politik nicht kannten, war ich am Sicherſten.

Aber des Mittags öffneten ſich Zugänge in die Ebene, der Biſchofsſitz Johannisberg winkte, und bald hatten wir ihn erreicht. Das Wort Johannisberg duftet wie eine Blume, und wenn's hier auch nicht das rheiniſche war, es hatte doch auch ſeine ſchönen Blätter. Am Abhange des Gebirges liegend ſieht es weit hinein in die lichte ſchleſiſche Ebene, und iſt ſtill und behaglich wie jeder Sitz wohl gepflegter Geiſtlichkeit. Eben ſo ſtill und ſanft lächelnd ſieht das Schloß des Biſchofs auf das Städtchen herab — ich denke mir ſtets in ſolcher Sommerreſidenz eines hohen geiſtlichen Herrn große, hohe, mit Sammttapeten ausgeſchlagene, Zimmer, wenig aber eingeweihte, verſtändige, freundliche Bediente, in einer Ecke der Zimmerreihe wohnt der Prälat mit ſeiner liebenswerthen, röthlichen Geſundheit, an der andern wohnt ſeine luſtige Nichte, die auch ſehr geſund iſt und zufrieden lebt mit Eſſen, Trinken,

kleinen Spaziergängen und Fahrten und kleinen Scherzen. Im rothtapezirten Gemache, was etwa in der Mitte liegt zwiſchen ihren Wohnungen, kommen ſie zuſammen zu heiterem Genuſſe der Gaben Gottes, der Ausſicht, des Geflügels, der anmuthigen Wallungen des Menſchenherzens, der ſüßen Rebe und eines heiteren Verſes — Hoch liegt das Schloß, man ſieht in's Land, doch Niemand ſieht in's Fenſter. —

So verträumt' ich mir meine bedenkliche Poſition; ich wollte dem geiſtlichen Herrn das Schickſal von Andres und Margreth empfehlen; aber er war nicht da; zur Cholerazeit hatte er ſich in die reine Gebirgsluft hergeflüchtet, jetzt war er gar geſtorben, der alte Herr. Das Bild wollte alſo gar nicht paſſen zu meinem romantiſchen Prälatentraume; — ich fuhr weiter, die bedenklichen Grenzämter kamen, wo einem politiſchen Schriftſteller das größte Unglück begegnen kann; ich ſtieg aus und ſuchte Feldſpath. Bei ſolcher Gelegenheit ſieht man recht ein, wie nützlich die naturhiſtoriſchen Studien ſind. — Mich

einer halben Stunde war mein Durſt geſtillt und ich begegnete dem Wagen wieder.

Die beſten Dinge in der Welt werden beiläufig gefunden — ich habe freilich in der Gegend von Patſchkau nichts entdeckt, als einen Ausweg.

41.

Die Flucht durch's Gebirge.

Ich glaube, es heißt ein Roman ſo, den ich nicht kenne, aber ich glaube auch verſichern zu dürfen, daß es ſehr unbequem ſein mag, einen Romanhelden vorzuſtellen, wenn er durch's Gebirge fliehen muß. Die Wege ſind ſchlecht, an Poſtſtationen fehlt's auch, und wenn Einer ordentlich fliehen will, ſo muß er alle Taſchen voll Geld haben. Freilich die Romantik gewinnt, was die Bequemlichkeit verliert — und in dieſen Worten koncentrirt ſich nebenher die poetiſche Frage unſrer Kultur — die Polizei iſt im Gebirge niemals ſo gut als in der Ebene, Telegraphen gibt's da auch nicht, und ungewöhnliche Wege fallen nicht auf. Das war Alles recht gut, über die Invaliden in Patſchkau war

ich auch hinaus, aber der Gräfenberger Wagen stieß mir die Milz bis in's Herze, das Sattelpferd konnte das fremde Wasser nicht vertragen, und stürzte von Kolik betroffen darnieder, den Weg nach Frankenstein wußten wir auch nicht, und es ward dunkel — Volksmenge sammelte sich, und ich wäre so gern ohne Aufsehn durch die Welt geschlüpft, wir waren erst eine kleine Strecke über das Grenzthor hinaus, die Invaliden konnten durch den Auflauf herbeigezogen werden, und einen Passagier finden, welcher zur unrechten Zeit Feldspath gesucht hatte. Die Situation war einem Romane ganz angemessen, aber nicht meinen Wünschen. Ich sprang vom Wagen, versicherte meinem Gräfenberger, der, so weit von der Heimath, sich gottverlassen vorkam, ich würde das Pferd besprechen, er sollte mit einem tüchtigen Peitschenhiebe zu Hilfe eilen, wenn ich das Zeichen gäbe.

Während ich das Abraxas-Zeichen über den Unterleib des Pferdes machte, flüsterte ein Junge aus dem Haufen „die Invaliden kommen" — dies

kürzte meine Ceremonie ab, beſchleunigte den Peitſchenhieb, dieſer fruchtete, ich ſprang zum Kutſcher hinauf, im Galopp ging's von dannen. Und Bewegung hilft ſolchem Thiere am Sicherſten; als der Mond heraufkam, trabten wir luſtig fürbaß. Es war eine der ſchönſten Nächte, die über Schleſien geleuchtet haben mögen, der Weg, welchem wir wie alte Ritter auf gut Glück folgten, ging unter ſchlanken grünen Bäumen an einer Berglehne hin, Johanniswürmchen flogen wie kleine Sternenkinder in dem grünen Dunkel umher, wohin die Lichtſtreifen des Mondes nicht drangen, und als wir an eine Blöße kamen, ſahen wir dicht unter uns ein ſchlohweißes Kloſter liegen, ſchön wie eine junge, blaſſe Nonne. Kloſter Kamenz wird es genannt. Dahinter ſtieg ſchwarz das Hochgebirge auf, von weichen, fließenden Mondwölkchen umſäumt, und als ſich wieder eine dünne Laubholzung dazwiſchen drängte, da erhielt das Ganze einen blaugrünen Schimmer wie aus dem ſchönſten Geiſterreiche einer Kindesphantaſie.

Kein Mensch genießt aber solch eine Nacht aus Gottes Schooße besser als ein Flüchtling, welcher fortwährend auf dem Fuße langen Abschiednehmens von der Natur steht.

In diesem süßen Dämmer kam ich an's Thor von Frankenstein. Knarrend öffnete sich; der Grafenberger ward hier entlassen mit neuen Aufträgen für Andres und Margareth; diese Armen schienen mir jetzt die nächsten in der Welt. Auf neuem Wagen ging es weiter; glatte Chaussée führt über Reichenbach nach Schweidnitz. Dieser Frankensteiner Bezirk ist die üppige Waizenkammer Schlesiens. Das Getraide wogte auf den Feldern in strotzender Gesundheit, offen ist hier das Land, und das „hohe Mensen- und Eulengebirge" schaut schweigsam wie ein wohlwollender Großvater hernieder.

Hier sieht man das schöne Widerspiel des Oderstrichs — in derselben Richtung wie jener Strom geht, ziehen sich weiter westlich die reizenden Gebirge von der ungarisch-mährischen Grenze bis an die sächsische hinab, und an der letzten Abdachung

dieſer Kette führte mein Weg hin während jener Nacht. Man kann hier auf den Gebirgskämmen über die mähriſchen Berge, den Jablunkapaß, die Karpathen hinabſteigen bis in die Ebenen der Moldau, wo die Schweine gedeihen, und auf der andern Seite über das Rieſengebirge, den Iſerkamm, die ſächſiſchen Berge nach Thüringen hinein bis in die äußerſten Höhenpunkte des Harzes und der Weſerberge, von wo ein ungewöhnlich gutes Auge die nordiſchen Meere und die Möven ſieht. Wenigſtens von Ungarn aus bis tief nach Sachſen hinein hängen die Gebirge hier zuſammen wie eines Gottes ſpaltloſe eherne Rüſtung.

Süß meiner unſichern Freiheit genießend ſchaukelte ich im weichen Wagen Angeſichts dieſes langen, undurchdringlichen Leibes dahin — im Mondſchein ſah ich die langen, Meilen langen Dörfer am Fuß der Eule liegen, welche einſt die Füße des Gymnaſiaſten ermüdet hatten. Da träumte jetzt mein Medardus von beſcheidenen Erfüllungen — der Gute ahnte nicht, wie ich Sturmvogel mit meiner

weiten Welt jetzt gefährdet an ihm vorübergerissen wurde, während er unbedroht schlummern konnte. Die Verhältnisse gleichen sich aus mit ihrem Reize. Die Kapitale dieser ungeheuren Dörfer ist Langenbielau, ein Ort so groß, daß verschiedene Dialekte darin gesprochen werden: diesseits des Baches, welcher es durchschneidet, sagt man, wenn die Fenster des Himmels geöffnet sind „'s rehnt," jenseits aber „'s rahnt." Vielleicht gibt es überhaupt kein Ländchen in Deutschland, wo der Dialekt so tausendfach modificirt ist, und wo man so viel Abwechslung, Dreistigkeit im Erfinden antrifft als Schlesien. Dabei ist doch die Sprachatmosphäre so gemeinschaftlich, daß sich Alles versteht, ja daß man den Sinn solcher Worte, die im Augenblicke erfunden werden, alsbald begreift. Die neueste, unerwartetste, nie dagewesene Wendung eines Zustandes macht den Schlesier keinen Moment lang um den Ausdruck dafür verlegen, er improvisirt eiligst aus dem Kessel seiner Formationen eine ganz frische Gestalt, ein Wort, was Niemand

je vernommen, aber der andre Schlesier weiß auf der Stelle, was jener meint.

Die Gebirgsdialekte sind wie überall in den Bergen, wo Wasser und Boden hart sind, weich und vokalvoll, ja reichlich; aber in jedem Thale anders. Je näher dem eigentlichen Gebirge zu, desto tiefer ziehn sie die Vokale, so bezeichnet man den Dialekt von dieser Gegend mit folgendem Verse, in welchem man sich förmlich ausstreckt auf u, a und i:

Ich bin do uba har
Vo de langa Biele,
Wu die gruße Reska wachse
Mit de langa Stiele —

Reska sind nach einem vornehmeren Silesiasmus Reisken, eine wohlschmeckende Art Pilze, die geröstet oder aus denen Suppen gekocht werden. „Wir suppen Reisken" sagen sie, denn sie erfreuen sich dieses bequemen Verbums, was vielleicht zu empfehlen wäre, wenn es melodischer klänge.

A und la ist aber die herrschende Endung im Gebirge, die fast allen Substantiven und Adjektiven

angehängt wird, und im Grunde jene alle zu Deminutiven macht — a Tippla und a Löffla (ein Töpfchen und ein Löffelchen). Die Rede klingt wie das Läuten der Kühe. Im übrigen Schlesien herrscht lediglich das Deminutiv auf el, das auf chen gilt für hochdeutsche Ziererei. Man sagt nicht ein Kännchen, sondern ein Kännel, nicht Hölzchen, sondern Hölzel, nicht Mädchen, sondern Mädel, und jeder Schlesier, er sei noch so weit und lang von der Heimath, ruft in der Eile mal: Wart a Bissel!

Als ich hinter Schweidnitz war, ging die Sonne tönend auf, die Felder glitzerten im Morgenthau, wie ein wohlthuender Athemzug hob sich der Frühnebel von den Bergen, Lerchen stiegen in die Luft, Bauersleute zogen aus den Dörfern an die Arbeit, ach, die Welt ist mir niemals reicher und schöner entgegengetreten als auf dieser flüchtigen Reise. Freiburg lag vor mir, der letzte Grenzort der Ebene, von dort aus ging es tiefer in die Berge hinein. Ich nahm Abschied von der schlesischen Ebene, die

man überſieht bis nach Breslau hin, in deren Mitte wie ein dunkles Schloß der Zobten liegt; die kleinen Hügel von Stiegau, in deren Nähe Friedrich der Große die Schlacht von Hohenfriedberg geſchlagen, brachten mir den letzten Gedanken aus dieſem Strich Landes. Bald war der ſteile Berg überwunden, und ich fuhr dahin durch den klingenden Wald von Fürſtenſtein. Dieſer Ort wird für einen der ſchönſten Punkte Schleſiens gehalten. Man begreift darunter eine alte Burg, eine tiefe Bergſchlucht und ein neues Schloß. Und wahrlich, an einem ſonnigen Junimorgen mag nicht leicht ein ſchönerer Platz gefunden werden. Das neue Schloß liegt auf den erſten Höhen, die an der Ebene aufſteigen, auf der einen Seite ſieht man durch einen lichten Wald hinab in das blaue Land, die Ausſicht iſt erſt da zu Ende, wo der Himmel auf die Erde fällt, um und neben uns prangt das ſtattliche weiße Schloß, vor uns öffnet ſich der dunkelgrüne mit wildem Bach und rauſchenden Bäumen ſprechende Grund; zwiſchen Felſen und dichtbelaubten Bergen geht er tief, tief

unten eine halbe Stunde weit bis zur alten Burg, deren braungelbe Mauern herüberblicken wie ſtiller Friede, ſüße Abgeſchloſſenheit eines alten Ehepaars. Die Bäume um die Burg ſind niedriger, lichter grün gefärbt, ein einfaches Gebirgsthal mit den Häuſern von Salzbrunn öffnet ſich dahinter, und wird weit oben vom dunklen „Hochwalde" geſchloſſen. So gewinnt das Bild die wohlthuende Einheit eines ganzen Lebens: Hinter uns in's duftige unbeſtimmte Land hinab die Mährchenphantaſien der Jugend, um uns die ſtattliche Zuverſicht des prangenden Jünglings, da unten im dichten Grün das abſchüſſige, gefährliche Leben des Mannes mit verſchwiegenem Einſamkeitsreiz häuslicher Freude, mühſames Emporarbeiten bis zum beſcheidenen Alter der ſtillen Burg, und zum Schluß des Lebens beſchränkte aber wohlthuende idylliſche Ausſicht auf ein Thal mit Dorf und Acker. Und der Hochwald ſchließt, eine große, unbewegliche Mauer, welche die Fragen der Ewigkeit verbirgt. Alle Nebel und Wetter lagern ſich in Wahrheit um dieſen Hochwald, und

wenn der Bauer am frühen Tage vor das Haus tritt, ſo geht ſein Auge nach dem Hochwalde, um Wetter und Zukunft zu erforſchen.

Ach, es war an jenem Morgen des goldnen Juni, wo auch ich Abſchied nahm von den Träumen ſchleſiſcher Jugend, von der Ausſicht in ſchimmerndes, weites Land, ich genoß ein ſtärkendes Frühſtück auf jenem Schloßplatze, wo ich ſo oft die ſchönen Kinder des Landes an Sonn- und Feſttagen geſehen, und mir das Herz hatte bewegen laſſen von Ahnung unendlichen Glückes, das Gedächtniß Goethes ging vor mir her mit der ernſten Mahnung, Wunſch und Streben zu beſchränken, zu geſtalten, ſei's auch in die kleinſten Formen, und ich ſtieg hinab in den dunklen Grund. Durch dunkle Tannengaſſen führt der Weg, ein Stück über grüne, ſammtne Wieſen, über ſchmale Brücken, an Felſenſtiegen, man kann fehl gehen und in ſchlimme Lage gerathen. Freilich wer einen Führer hat, für den iſt der Weg nur romantiſch und angenehm zwiſchen den ſtarrenden oder rauſchenden Bergwänden hin.

Aber Jugend iſt ungeſtüm und fragt und ſucht nicht nach Führern.

Jeder Schleſier und Reiſende, der irgend einen Vers machen kann, hat Fürſtenſtein beſungen, ich bin einiger Ballen von dieſer Poeſie habhaft geworden, und will ſie hier mittheilen — warum nicht? Jedes Herz hat ſeine Reize. Zuerſt ſingt ein Schulmeiſter — nun wohl, ich will die Mittheilung bis zum Schluſſe aufſchieben, aber die Angſt kann ich meinen Leſern nicht erſparen.

Es macht kein Volk ſo viel Gedichte als wir, das iſt recht ſchön; aber der Italiener, der auch viel unnütz reimt, hat doch die melodiſche Sprache für ſich und für die Zuhörer.

Nichts ſoll ſchöner ſein im Fürſtenſteiner Grunde als ein Gewitter; ein neugieriger Engländer hat das durchaus ſehen und hören wollen, und iſt vom Blitz erſchlagen worden. Gedichte und neugierige Engländer gibt jede romantiſche Partie in den Kauf wie der Fleiſcher ein Paar Knochen.

Die alte Burg iſt ganz erhalten, man kann dort Ritters ſpielen. Der Turnierplatz iſt auch wirklich bei Lebzeiten der Königin Luiſe an einem ſchönen Sommertage zum Turnier gebraucht worden. Die alten Herren der Umgegend erzählen noch mit Entzücken davon, wie die Herren turnirt hätten, wie die ſchöne Königin vom Balkon zugeſehen und Preiſe vertheilt habe. Das Andenken dieſer poetiſchen Frau lebt noch mannigfach im Gebirge; auch hier trägt noch ein reizender Punkt, von wo man eine überraſchende Ausſicht auf die Gegend hat, den Namen Luiſenplatz.

Bei jenem Turniere oder bei einem ähnlichen in Potsdam hat auch der Fürſt Pückler einen Preis errungen. Er war ein Mann des Glücks von Jugend auf, wenn ich mich auch in dieſem Faktum irren ſollte.

Von der alten Burg iſt's nur ein Büchſenſchuß bis zum Anfange Salzbrunns, wo die Kirche ſteht und der neugebaute Thurm — dort beſuchte ich meinen alten, wackern Paſtor, bei dem ich ſo manche

ländlich theologiſche Wochen verlebt und über Supranaturalismus und Liturgie verſprochen hatte. Er brachte noch wie damals ſeine Argumente gegen Wegſcheider und Paulus zur Hand, und war noch rüſtig in ſeiner Terminologie wie ehedem, und wie ich ihm ſagte, daß mich ſo und ſo viel andere Intereſſen bewegt hätten und bewegten, da drohte er mir lächelnd mit dem Finger und ſagte: Er war von je ein Weltkind, unſer alter Freund. —

Wir gingen in's Feld hinaus, um unſre alten idylliſchen Freuden wieder zu ſuchen; dies Pfarrhaus mit der rührigen Hausfrau und den aufblühenden Töchtern, mit dem Gemüſegarten und den nahen Bergen, manchen Sommer und Winter war es mir Voſſens Grünau geweſen, oder Goethens Seſenheim. Ach, wie öde war es geworden! Die rührige, freundliche Hausfrau war in die Hütten der Seligen gegangen, der raſche Sohn in ungewiſſe Weite, die Mädchen der Umgegend waren geſtorben, oder weit in's Land, oder an gleichgültige Leute verheurathet, ſogar von Thurm und Kirche

hatten ſich Putz und einzelne Ziegel gelöſ't, nur der Paſtor und die Berge waren die alten.

Ich nahm weinend Abſchied, auch ich habe nirgends ein bleibend Quartier, und konnte den weinenden Alten, der ſeine Gefährtin und ſeine Hoffnung verloren, nicht tröſten. Als der Wagen mich ſchon ein Stück fortgeführt hatte, ſah ich noch einmal zurück — der alte Herr ſtand an einem grünen Felde, winkte mir noch einmal, nahm ſein ſchwarzes Sammtkäppchen ab, und deutete mit der Hand zum Himmel — der leichte Sommerwind kräuſelte ſein dünnes, weißes Haar.

Und doch glücklicher Alter in Deinem patriarchaliſchen Glauben! — Wie gebrechlich erſcheint man ſich neben der feſten Oertlichkeit dieſer Erde; die Menſchen waren geſtorben; aber Bäume und Berge waren dieſelben.

Der Wagen raſſelte das endloſe Dorf aufwärts am Brunnen und den Brunnengäſten vorüber. Schleſien iſt reich an ſolchen Brunnenorten, die eine ländliche einfache Saiſon bieten, Heirathsinſtitute,

Erholungsorte von den Alten mit dem Anfluge von Badeleben, der ſeit dem Untergange Polens ſehr verloren hat. Die Dukaten der wilden Edelleute von dort, ihre breiten Viergeſpanne waren ein wichtiger Beſtandtheil ſchleſiſcher Saiſons.

Vorüber, vorüber! Wie das Haus einer unglücklichen Liebſchaft winkte die Apotheke vom Berge herunter, in welcher ich anno 31 mit einem polniſchen Offizier auf einem Zimmer gewohnt hatte, der verwundet von Warſchau kam, und mir den Krieg erzählte, deſſen inneres Getriebe damals noch aller Welt unbekannt war. Nie werde ich jenen eintönigen Schmerz vergeſſen, der für das Vaterland beim Erwachen betete, den kein Sommerglanz der Erde einen Augenblick ablenken konnte von dem Gedächtniſſe ſeiner Heimath, der für dasſelbe betend zur Ruhe ging. Es war das langweilige Einerlei des Kloſtergeiſtlichen, aber ſo ſtark und ſo gewaltig, daß man das Wort Langeweile nicht zu denken wagte. — Armer Pole, hier an dieſem Hügel hörteſt Du die

Schlacht von Oſtrolenka erzählen, in kühler Erde der Warſchauer Schanzen modert jetzt Dein Leib.

Vorüber.

Es war ein heißer Mittag, als ich in den Bergkeſſel von Landshut hinabfuhr — ein langgeſtreckter kleiner Gebirgsort ſchlummert das Städtchen oben in den Bergen. Es iſt ein wichtiger Paß durch's Hochgebirge in der Nähe, des großen Friedrichs Freund, General Fouqué hat hier ſtationirt und gefochten, und zwiſchen Säbeln und Bärenmützen mit dem Könige über Humaniora korreſpondirt.

Der Landshuter Berg, eine lange, gewaltige Anhöhe, über welche die Chauſſée hinüber nach Schmiedeberg und in's Hirſchberger Thal führt, in dieß eigentlich allerheiligſte Thal des Rieſengebirges, war zu paſſiren. Ein ſchwarzes Gewitter lag über ihm und ſeinen dunklen Fichtenwäldern, der Einſpänner keuchte, mein Kutſcher, ein Landshuter Bürger und ich — wir ſtiegen langſam neben her — wie viel Melancholiſches hat ein ſolch einſamer Gebirgsweg,

er weckt dem Gedankenloſeſten die Andacht. Könnt' ich's erzählen, was jenſeits der Höhe, unter der berühmten groſsen Linde, die hier im Hochgebirge ſich wie ein Edelmann Gottes ausnimmt, durch mein Herz ſtrich von Gedanken und Weh über Gottes Ewigkeit und der Menſchen kurzes — Haſſen und Gebaren! Das kleine, klägliche Fuhrwerk, der erſchöpfte, magere Ackerbürger, das ernſte, ſchweigende Hochland, ich unter der Linde ſitzender Flüchtling, der leiſe grollende Donner in der finſtern Wolke, welche dicht neben mir am Berge hing — wie viel Gedanken könnte ein Maler mit ſolchem Bilde anregen. Und iſt nicht Anregung das Liebesgeheimniß aller Kunſt?

Bei Schmiedeberg, hinter welchem ſich die Schneekoppe mit ihrem kahlen Scheitel aufrichtet, kommt man in das Hirſchberger Thal, ein mit Hügeln beſäter Strich Landes von 5 — 6 Meilen, von der böhmiſchen Seite geſchloſſen durch das nackte Rieſengebirge, von der andern begrenzt durch die Vorberge, welche es vom übrigen Schleſien trennen,

An den Bleichplätzen, Fabrikhäusern und der langen Häuserreihe Schmiedeberg's vorüber, das mit lockenden Landhäusern und bescheidenen Ackerbürgerhäuschen abwechselt, und an die Station zwischen Padua und Venedig gemahnt, fliegt der Wagen auf festem, glattem Boden durch eine Landschaft, die einem Park gleicht, dahin. Nur die ewige Mauer des Kamm's, wie man das Hochgebirge nennt, steht dunkel und unverrückt, die andern, kleineren Berge wechseln wie in der magischen Leuchte, bald erscheinen sie hier, bald dort — die Sonne war untergegangen, schnell wird es Nacht in dieser Bergumschlossenheit, und von allen Bergen nah und fern flammten Feuer auf, es war Johannisabend, aus allen Orten scholl Jauchzen, ein leichter, weißer Nebel, wie ein Feenschleier, fiel von den Sternen auf das Hochgebirge, ich fuhr dahin wie in einem Mährchen aus Tausend und einer Nacht, Breslau bei Josef Max und Compagnie.

Bis zum andern Morgen war es neblig geworden, die Gegend sah reich geheimnißvoll aus, als

ich von Hirſchberg die Meile hinaus nach Warmbrunn fuhr, bald trat ein dunkler Berg aus der Ferne vor, bald ſchlug er wieder den grauen Mantel um ſich; die Vögel ſangen, der Weg war belebt — ein Biſchof in blitzendem Ornate brauſ'te mit vier Pferden vorüber, es war die Zeit der Firmelung, ein junger Graf Schafgotſch, deſſen Familie dieſes zauberhafte Thal gehört, folgte in leichtem Kabriolet.

Es war eine melancholiſche Andacht, in welcher ich bald darauf vor jenem Kaffeehauſe Warmbrunn's ſaß, welches im Angeſichte der Hochgebirge liegt; es wurden mir Waffeln gebacken, und ich ſtarrte nach den fliegenden Nebeln, welche um die hohen Berge flatterten. Das Gebirg kokettirte wie eine Schöne mit ihrem Schleier — nur der Vorgrund mit dem grün und weißen Kynaſt und der Annakapelle lockte ohne Verhüllung — ach ich durfte nicht bleiben! Zwei lederne Badegäſte hatten ſich in meiner Nähe niedergelaſſen und ſprachen über die deutſche Literatur. Seit Theodor Körner, meinten ſie, ſei es vorbei damit, und nun kamen ſie auf

die Politik der jetzigen Literatur, und berührten ſchwierige Saiten — „ich kenne ihn," ſagte der Eine, deſſen gelbgeblümte Weſte mir unvergeßlich iſt, „und ich werde das Meinige thun, wenn er mir vorkömmt; er ſoll in Schleſien ſein." —

Ach, es war mir recht, daß es von Herzen regnete, als ich in die Berge des Iſerkamm's hineinfuhr, wir hielten zu Mittage an einer einſamen Haideſchenke, die war ſo abgelegen und verborgen, daß ich wohl hätte dableiben mögen. Ich ſuchte mir die Eier auf dem Heuboden, und fabricirte mir ſelbſt einen Kuchen — die Leute waren im Holze, nur ein ſchneeweißer Großvater und ein kleiner Bube, der noch nicht mitlaufen konnte, waren daheim.

Durch triefende Tannenwälder, bergab ging es mit dem rüſtigen Regen weiter — ich kam nach Böhmen, und in ſtockfinſterer Nacht hielt der Wagen erſt. —

Wo ſind wir?

Das iſt Schloß Friedland.

Unglücklicher Wallenstein, Dein Gedächtniß war nicht aufmunternd. Es war gegen alles Erwarten ein trefflicher Gasthof da, und die Stille des Berges und der Nacht that mir wohl — das Städtchen liegt unten am Fusse.

Der andere Morgen war trüb, aber es regnete nicht mehr; die Natur hatte jene Stimmung des Menschen, welcher alle Thränen verweint hat, und dumpf hinwartet, was aus seinem Schmerze sich gestalten werde.

So ging ich auch in des Friedländers Schlosse umher und blieb in dem Eckzimmer sitzen, was sein Lieblingsaufenthalt gewesen ist, sah hinaus auf die Berghaide und versetzte mich in seine Gedanken. — Er soll unschuldig ermordet sein, hat man neuerdings bewiesen — gleichviel; Gallas, ein General des Hofes, war am Förderlichsten zu seinem Sturze, und hat dafür einen großen Theil der Friedländischen Besitzungen erhalten, unter andern auch dieß stattliche, feste Schloß; der Himmel ist aber mit

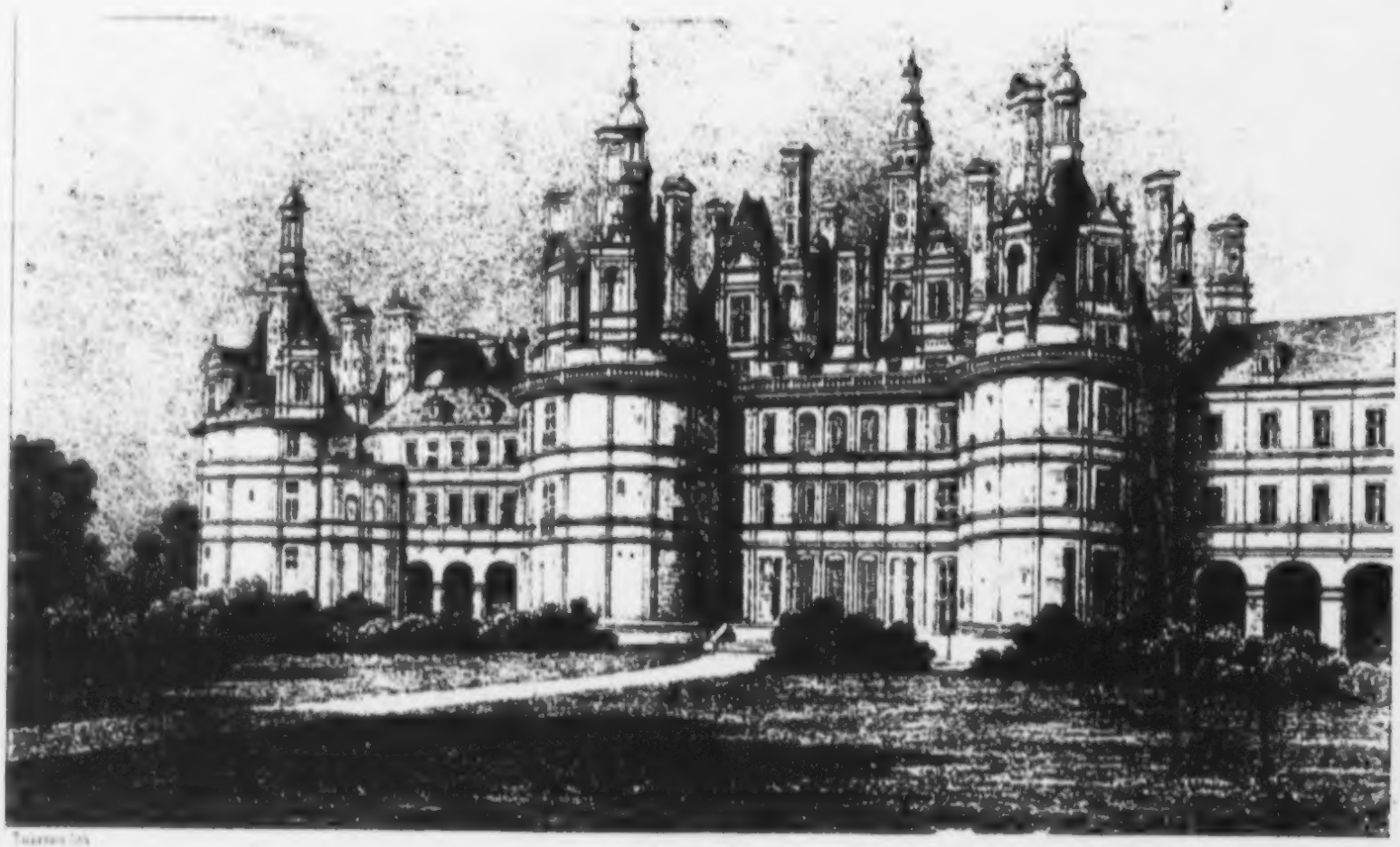
ſeiner männlichen Nachkommenſchaft nicht freigebig geweſen, ſie iſt eingegangen, die letzte Gallas hat einen Clam geheirathet, und ſo gehören die Güter jetzt der reichen böhmiſchen Familie Clam-Gallas.

Es exiſtirt auf Schloß Friedland ein modernes Bild der Thekla, was den Freunden der Schillerſchen Tragödie zu lieb gemacht iſt, und was ſich ſehr kurios neben den andern würdigen Familienbildern ausnimmt.

Waldſtein — ſo iſt der eigentliche Name — kann für all' die Dinge nicht.

Mein Klepper zog mich weiter durch grünen, naſſen Wald, und ſo paſſirte ich endlich die grün und weiße Säule Sachſens, und ſah Zittau vor mir liegen. Die Sonne brach durch die Wolken, und es ward mir der behaglichſte Eindruck, als ich in dieß reinliche, freundliche und hübſche Städtchen einfuhr. Hier willſt Du Hütten bauen, dacht' ich, die Berge, welche das Städtchen umlagern, ſchützen Dich vor der Welt, Herr Schöps, mit Erlaubniß

zu ſagen, der Buchhändler hat Bücher, die Sachſen ſind höflich — das Glück iſt aufgegeben, vielleicht findeſt Du aber Ruhe hier; es lebe Zittau, das Aſyl!



Französische

Lustschlösser.

I.

Französische
Lustschlösser

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1840.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Inhalt.

I. Fontainebleau.
II. Chambord.

I.

Fontainebleau.

1.

Wollt Ihr die Leiden der Menschen verstehn, sucht ihre Freuden auf, geht ihren Freuden nach: Hinter den goldenen Pforten, neben den kristallenen Fenstern und Spiegeln liegen zusammengeschobene Schatten. Diese dunklen Striche, diese körperlosen Schatten sind nichts Selbstständiges, Ihr könnt sie nicht fassen und greifen, Ihr könnt nicht nach ihnen ausgehn, sie sind nirgends allein. Aber sie schlüpfen auf Euren Leib, in Eure Taschen, in Eure Brust da, wo Ihr vorüberwandelt, ohne ihrer zu denken. Die Leiden der französischen Könige, diese Leiden um den Verlust einer Welt, Ihr findet sie nicht im volksstolzen Paris, nicht in dieser fraglosen Gleichheit, die in der Straße, im Salon, im Schlosse herrscht, nicht auf dem Greveplatze, der seit dem Blutregen oft wieder gepflastert ist, Ihr findet sie in der gebrochenen Stolzeinsamkeit der französischen Lustschlösser. Da sind die alten selbigen Wälder, der alte selbige Schmuck, da sind die

Springbrunnen, die Statuen, die Wappen noch alle, dort ist der Schatten ächt, der auf Euch schlüpft. Es ist der wahrhaftige Schmerz der Könige von Frankreich.

Es hat ein Maler einst gesagt: Wenn ich einen Menschen malen will, der auf das Schmerzhafteste schluchzt und weint, so male ich sein Gesicht, wie es in vollem Lachen sich ausnimmt. Zwei, drei kleiner Striche braucht's dann nur, und es stellt sich das inbrünstigste Elend dar.

Und die Schlösser suchend, finden wir denn auch das Land Frankreich, wir können ihm nicht ausweichen, und es steht uns dann eine Antwort zu auf die Frage: ist denn ganz Frankreich in Paris? Und zwischen Freuden und Schlössern und mannigfacher Landschaft und Begebenheit entstehen uns die Hauptfiguren der Landesgeschichte heimlicher, vertrauter und inniger als zu Paris, wo sie nur im Putz erscheinen.

Brausendes Paris, wie betäubst du zuerst, wie zerstreust du dann, wie lockst du endlich, wenn man des Abends die Boulevards entlang schreitet! Tausend Gaslichter flimmern und lecken hinauf in die Kronen der Bäume; der Sterne und eines Himmels spottend, dessen Niemand gedenkt; lau streicht wie Liebesathem

die mäßige Sommerluft; jedes Haus, jedes Haus flimmert im Sonntagsſchmucke der prächtigen Waaren und Stoffe, die alle verführeriſch ausgelegt ſind wie die Reize der Nymphe; die Menſchheit trödelt und ſtrömt lachend und ſicher, und überall hüpft dieſe Tänzerin unter den Sprachen, dieſes eilige, pikante Franzöſiſch umher; die Verkäufer unnützen Krams und von Literatur aller Art ſchreien, die Griſetten, die Kinder der beweglichen Freude necken, die Gamins treiben ihre Poſſen, es iſt Leben und Glück und ſichre Leichtigkeit, wohin man ſchaut. Glückliches Land, fröhliches Frankreich! denkt man. Aber man iſt noch etwas wüſt von dem raſtloſen, von dem toſenden Treiben, man iſt noch fremd und noch empfindlich, man denkt: eine Fahrt auf das Land, in die ſtille Provinz ſoll dir wohlthun, man biegt in eine der vielen Straßen ein, die vom Boulevard alle nach der Seine führen. Fontainebleau! Ja, dahin gehen Abends um Zehn die Poſtwagen, mit der aufgehenden Sonne iſt man am Eingange des berühmten Waldes von Fontainebleau. Man wählt Fontainebleau. Wenn man eine Viertelſtunde abwärts nach der Seine gegangen und in den ſich kreuzenden Straßen etwas irre gegangen iſt, da kommen enge Gaſſen, es wird düſtrer, es wird ſtiller. Auf eine Kirche ſtößt man,

die eng hinter Häusern versteckt ist, man wird gewahr, daß der Mond am Himmel steht, und an dieser versteckten Kirche ein prächtiges Portal beleuchtet. Es ist die Kirche des heiligen Eustachius, eines Mannes, der mit dem heiligen Dionysius, Martinus, Antonius, Marcellus und Honecius wichtige Punkte von Paris benennen hilft. Das Heiligenzeichen, das St. ist überall an den Pariser Ecken noch geblieben, die St. Denis, St. Honoré, St. Martin, St. Antoine, St. Marcel sind noch in aller Welt Munde, heilig, heilig! die Leute übersetzen sich das St. hier nicht, wie es die deutschen Besucher thun, St. heißt Saint, was mehr? Wir sprechen viel weniger in Deutschland, und vielleicht deshalb sind die Worte noch nicht so abgegriffen, noch nicht so um den vollen Goldwerth gebracht, und beim Worte „heiliger Christ" empfinden wir noch jenen wunderlich gemischten Schauer. Schauer! Das Wort ist unbekannt in Paris, just diese Heiligen-Straßen sind die Hauptschauplätze des Bürgerkriegs, just diese Heiligen-Namen umschließen das Paris der Emeuten, der Barrikaden; von St. Antoine bis zum St. Denis ist stets das Hauptschlachtfeld; aber die Heiligen sind durchaus gleichgültig dabei, nicht einmal der alte National-Schlachtruf „St. Denys!" kommt als Nationalreiz irgend einem

brutigen Kämpfer in den Sinn. Was St. Denis und Montjoie! Das iſt Alles vergeſſen, das ſteht unbekannt hinten in nächtlichem Schatten der Geſchichte, man iſt modern.

Dergleichen Gedankenſchweife bringen in Paris immer zu Wege, daß man in lebhaften Straßen geſtoßen, getreten, erſchreckt, von Wagen und Pferden bedroht wird, und nächſtens in der Gegend von St. Euſtache verirrt man ſich in dem Gaſſengedärm, und kann in bedenkliche Hände fallen. Geräth man mit der Nachfrage an einen Mann von der ächten alten Bourgeoiſie, der in weißen Hemdsärmeln und weißen Pantalons an der Thüre ſteht, o, dann iſt man wohl berathen. Paris iſt gar reich, und nicht blos die Stadt der Bewegung, und dieſe Leute der Bourgeoiſie ſind auch nicht die Epiciers, nicht die feiſten Gewürzkrämer des Conſtitutionel, nicht die Sprecher der Nationalgarde, ſie ſind unberührte idylliſche Figuren der großen Stadt, der Grundſtock und die Garantie, daß ein Paris und ein Frankreich beſtehen wird immerdar. Sie ſind wie der Meeresgrund dieſer Stadt: wenn es auch oben tobt, da unten iſt ein gleicher, klarer Waſſerſtrom, und der Schaum und die Springfluth Europa's, die Revolutionaits von Profeſſion, welche durch die Straßen dieſer Bourgeoiſie

brausen, sie sind ganz andere Franzosen! Sie sind die bekannten, und das Ausland könnte glauben, die Bourgeoisie existire gar nicht mehr, Alles sei exaltirt, passionirt oder raffinirt. O nein, die Bourgeoisie existirt in der Stille der Häuser und Straßen, und nicht blos im Quartier latin, in allen Theilen der Stadt. In der Gegend von St. Eustache weist der Bourgeois freundlich-ernsthaft den verirrten Fremden zurecht, und zeigt ihm nebenher die Stelle, wo in diesem Straßengewinde Heinrich der Vierte zu Schaden kam, als sein Wagen wegen Stockung der Kommunikation halten mußte, als Ravaillac den Moment benützte, auf das Rad des Wagens sprang, und dem König das Messer in den Leib stieß. Der Bourgeois zeigt das gern, denn Heinrich IV. ist für den französischen Bourgeois der liebste König. Der heutige Ausdruck „Bürgerkönig" hat eine ganz andere Schattirung, und berührt näher die Spezereihändler und die Materialisten und die Redner der Nationalgarde als den alten Bourgeois Dieser ist einfacher, ritterlicher, dem Gedächtnisse Heinrichs entsprechender, es fehlen ihm Nachtheile und Vorzüge moderner Art, er verehrt das Bild eines ritterlichen Bürgerkönigs, ohne gegen einen modernen Bürgerkönig etwas einzuwenden. Er kennt auch Heinrich IV. nur, wie

ihn die Sage überliefert hat — mein Gott, wie viel Ewigkeiten sind in Paris 2 Jahrhunderte!

Der Fremde indessen, dem der Bourgeois die Stelle der Mordthat und den Weg auf den Quai der Seine weist, vergißt über dem Andenken an jenen Mord seines Führers, er dankt ihm kaum: hinter liegen ihm die schimmernden Boulevards, hier in den dunklen Gassen stellt sich das Gedächtniß jenes großen Mordes vor ihn, und eben tritt er an die steinernen Ufer der Seine. Da flimmern wieder Lichter, aber stiller, gedämpfter, der Strom trennt, der Menschenlärm ist beschwichtigt, und wenn auch noch Lampenstrahlen neben den Sternen auf dem Wasser schaukeln, das Wasser, ein einiges Element, übt seine elementarische Macht: der bestürmte deutsche Mensch athmet auf, und schreitet gedankenfreier über den Pont neuf. Warum? Er ist auf der Brücke, über dem Wasser, im vollen Mondschein, und damit seiner heimathlichen, das heißt der Welt seiner Poesie näher.

Hier auf dem Pont neuf steht die Reiterstatue Heinrich's IV. Die Brücken von Paris sind ein begründeter Stolz dieser Stadt. Als Margarethe von Burgund noch in der Tour de Nesle ihre Liebesorgien feierte, als man noch ein Kreuz schlagend am

Ufer der Seine entlang schlich, wenn man nächtlicher Weile Licht erblickte in diesem schwarzen Gebäude, als noch jedesmal am Morgen nach solcher Nacht die Wellen der Seine den Leichnam eines schönen Edelmannes hinabspülten nach Sèvres zu, damals blühten die Fährleute noch an der Seine, und Kähne trugen von einem Ufer zum anderen die Geschäftsleute. Paris hatte noch nicht seine Flaneurs, wie es jetzt seine Schlenderer nennt, die gedankenlos oder Gedanken sammelnd umherstreichen über die Boulevards, über die Quais, über die Brücken. Wie weit dahinten in der Nacht liegt diese Zeit der hauptstädtischen Unschuld! Von Passy bis Bercy welch ein Diadem von schönen Brücken. Wäre nicht am Eintritt der Seine die Brücke von Bercy, so bezeichneten die beiden stolzesten und uns verhaßtesten Namen den Gruß und den Abschied der Pariser Seine: die zweite Brücke nämlich, wenn man von Fontainebleau herabgeschwommen kommt, ist die Brücke von Austerlitz, und die letzte, wenn man hinabschwimmt nach St. Cloud und St. Germain ist die Brücke von Jena. Blücher war über diesen Namen so ergrimmt, — und wer mag's ihm verübeln! — daß er dies schöne Bauwerk in die Luft zu sprengen befahl. Talleyrand, um dies zu verhindern,

erklärte, daß er sich lieber selbst darauf stellen, als dies zugeben wollte. Blücher nahm diese rhetorische Form eines Mannes, der die Opfer nicht liebte, wörtlich, und erwiderte: es wird mir sehr angenehm sein. Man sagt, Alexander habe dem Diplomaten diese mißliche Probe erspart.

Auf den Boulevards, wo sie bergig werden, bei dem Theâtre von St. Denis und St. Martin, und auf einigen Brücken, besonders dem Pont royal und Pont des arts hat Paris einen höchst malerischen Anblick aufgethürmter Steinmassen, und gemahnt mit seinen hohen, giebellosen, schornsteinbesäten Häusern ganz und gar an stolze Städte des Südens. Wie dunkle Feierlichkeit ruhn stets im Hintergrunde auf der Insel, dem ältesten Paris, die breiten, stumpfen Thürme von Notredame. Nachts, auf dem Pont neuf, den Heinrich baute, unter der Bildsäule dieses von aller Welt genannten Henri quatre erregt es lange Gedanken, wenn man hinabblickt auf diese Insel, auf das lateinische Viertel, den geschichtlichen Anfang dieser Stadt, wo jede Spanne Raum ein geschichtliches Faktum erlebt hat. Denn dies ist der Reiz von Paris: alle Tage in neuer Beleuchtung an die Geschichte Europa's erinnert zu sein.

War es nöthig, denkt man neben dem erzenen

Reiter, war es unerläßlich, Heinrich von Bearn, daß du deine protestantische Meinung dahin gabst, um mit dem Oele des heiligen Dénis gesalbt zu werden? Denn dies ist das Moment, von welchem aus die große Entwickelung Frankreichs so krampfhaft, so gewaltsam, so erschütternd für ganz Europa wurde. Das Temperament eines jungen Mannes, der in den Pyrenäen Rauhvögel schoß, der Eindruck, den sein Lehrer des Breviers auf ihn machte, vielleicht eine einzelne Erinnerung an eine geheimnißvolle Stunde im Pyrenäenthale, dies bestimmte den Gang europäischer Geschichte in unermeßliche Fernen der Zukunft hin.

Warst du ein hartnäckiger Huguenot, Heinrich, wie mancher deutsche Wanderer käme nimmer zu dir auf den Pont neuf, denn dein Mangel an Hartnäckigkeit, dein leichter Sinn hat Frankreich und Frankreichs größte Gedanken zu uns tief in die nordischen Kieferwälder, und uns so zahlreich nach Paris gebracht.

Dies ist Paris: ein halbstündiger Weg von den Boulevards bis an die erste Straße jenseit der Seine ist in einer halben Stunde nicht zu beschreiben, überall muß man stille stehn, und betrachten und bedenken.

Jenſeits des Pont neuf beginnt eine ganz andere Stadt: der Luxus des faſhionablen Paris verſchwindet, die Cafés führen kein Eis, und wer Wohnungen und Einkäufe ſucht, der findet die Preiſe beſcheidener. In einem kleinern Hofe der Rue Dauphine beſtrigt man die Kutſche, die allnächtlich nach Fontainebleau rollt. An den Quais nach Südoſten zu geht eine Zeitlang der Weg hin, man ſieht das kleine ſtille

Todtenhaus am Ufer, die Morgue, dieſen ſo nützlichen und ſo ſchrecklichen Gaſthof der Todten, dieſes Rendezvous der Leichenromantik. Dies kleine großſtädtiſche Etabliſſement, dieſe Adreſſe der Todten trägt gewiß mit Schuld, daß die franzöſiſche Romantik mitunter ſo grauenvoll geworden iſt. Ein Publikum, was hier täglich in der Wirklichkeit einen ſchrecklichen Romanſchluß aufſuchen kann, verbraucht im erfundenen Romane die ſtärkſten Ueberraſchungen. Anfangs iſt die Morgue nur für die Opfer der Seine geweſen. Wenn Jemand vermißt wurde, ſah man in der Morgue nach, ob er im Fluſſe verunglückt ſei. Seit es aber in Paris ſo zahlreiche Gelegenheit giebt, zu verunglücken, hat die Seine ihre Hauptrolle eingebüßt, und bei großen Todtenfeſten, bei Emeuten und Revolutionen iſt dies kleine Haus ein gar beſuchtes Schlußtheater, man macht Queue wie vor der ita-

lienischen Oper, um von einer Todesgewißheit überrascht zu werden. Es ist ein kleines Haus des bleiern und des entsetzlichen Schreckens, und der Mann, welcher neben dem Leichenzimmer wohnt, stets neuer Kunden gewärtig, versieht sein Amt ruhig und kaltblütig wie der Paßkommissarius, liebt und haßt wie jeder Andere, ißt und trinkt, kann überrascht werden durch seine Geliebte, durch sein Kind, bleibt ein Mensch.

Das Alles kann der Mensch!

So denkend ist man tief hineingerathen in das kleine Gekrös des lateinischen Quartiers, wo alle Straßen noch eng, als läge die Stadt im tiefsten Süden, wo, ganz ursprünglich pariſisch, aller Rinnstein noch mitten durch die Straße läuft, wo jenes ewige Kothtalent Pariser Gassen in stiller Feuchte gedeiht, um deßwillen die Römer den Ort Lutetiae genannt hätten. Der Erdboden von Paris ist offenbar ein leiblicher Vetter vom Halliſchen: ein leichter Sprühregen genügt für Paris wie für Halle, jene ächteste Maria-Farina-Mischung zu erzeugen, welche man Straßenkoth nennt. Aber dieses enge Quartier der Lateiner hat etwas Zutrauliches: in vielen abgelegenen Straßen von Paris ist man jetzt des Lebens, wenigstens der Uhr und Börse nicht mehr sicher, Dergleichen fällt alle Wochen vor, und der Engländer

reiſ't um deßwillen nicht mehr nach den Appenninen. Die Zufried'nen nennen das ein unvermeidliches Uebel der großen Stadt, oder eine Folge der neumodiſch ſocialen Theorieen, welche die Begriffe über das Eigenthum verwirrt hätten; die Unzufriedenen ſchieben es auf ſchlechte Polizei und Regierung, und beſchwören, daß unter dem nächſten Regimente all ſolche Bedürftigkeit aufhören werde. Je größer die Stadt wird, deſto mehr Erklärungstheorieen werden nöthig ſein: Man vergißt, daß Paris bereits ſo viel Menſchen auf einem Haufen beſitzt, wie ein deutſches Königreich dritter Klaſſe auf ſo und ſo viel Quadratmeilen, und hier auf dem Haufen ſind's eitel raſche, heftige, heftig-begehrende Franzoſen.

Das Alles gilt nicht vom lateiniſchen Quartiere, da iſt man bedürftig, aber ehrlich, es iſt Atmoſphäre der Wiſſenſchaften, und wo eine ſolche weht, da giebt es wohl Mangel, aber ſelten Gewaltſamkeit. Die Wiſſenſchaft wirkt ehrlich auch auf den Zuſchauer, der nichts weiß; er ſieht Schätze anderer Welt vor ſich, das hebt ihn, anderer Geltung, anderen Kurſes wenigſtens, das entringt ihm den Maaßſtab des ordinairen Tages und Beſitzes. — Aber jenſeits Latiums in Paris kommen noch weite, wüſte Strecken der Stadt, das Café iſt ſchon lange zum Eſtaminet

geſunken, nun ſinkt es zum Kabaret, zur einſamen Kneipe, die Stadt dauert ſo lange, daß man ihrer in dieſer gleichgültigen Ausdehnung ſatt wird, und die Barrière herbeiwünſcht. Hier iſt denn gewiß eine Promenade nächtlicher Friſt nicht ohne Gefahr, und die freie Landſtraße dürfte ſicherer ſein, als ſolch ein ödes Pariſer Viertel. Hat doch hier eine Diligence etwas von einem Räuberrendezvous: alle Augenblicke tritt ein Blouſenmann — in Paris der gefürchtetſte Name — aus einem Winkel hervor, winkt und feſſelt damit die Pferde, und ſteigt auf die Wagendecke hinauf, welche ſie — pathetiſch oder ſpöttiſch? — die Imperiale nennen. Den Gedanken an Herrn von Nagler, das verblichene Bild eines blinden Paſſagiers, vergißt man ſchon im lateiniſchen Quartiere, denn faſt jeder Gewürzladen ſcheint ein Bureau zu ſein, das einen oder mehrere Paſſagiere aufbewahrt und nun eiligſt aufhockt. Draußen unweit der Barriere überſteigt das die ausſchweifendſte deutſche Phantaſie von blinden Paſſagieren, die Blouſen fallen wie Heuſchrecken ſchwarmweiſe an die Riemen des Verdecks und kriechen auf die Imperiale. Es giebt ein Sprichwort: Paris iſt der Himmel für die Frauen, das Fegfeuer für die Männer, und die Hölle für die Pferde. Das Sprichwort gilt für ganz Frankreich.

Endlich erſcheint die Barriere, aber deshalb noch nicht die geräuſchloſere deutſche Chauſſee, nach welcher ſich ein deutſches Ohr und Nervenſyſtem ſehnt, denn der Pariſer Eindruck iſt zuerſt Getöſe und Getöſe, und eben um dieſes Getöſe einmal los zu werden geht der Deutſche in den erſten Tagen nach Fontainebleau. Aber was er vielleicht auf der Reiſe bis Paris nicht bemerkt hat, deſſen wird er jetzt mit Schrecken inne, daß nämlich die meiſten franzöſiſchen Heer- und Landſtraßen gepflaſtert ſind wie die Straße der Stadt. Deutſche Chauſſee kannte man lange gar nicht: wo nicht Pflaſter war, da war nur unſichrer Feldweg, und der inkomfortable Franzos iſt im Stande, unſre ſanften Chauſſeen gar nicht als ordentliche Straßen anzuerkennen, weil ſeine viereckigen Pflaſterſteine und der ununterbrochen harte Spektakel fehlen. Daß man ſchreien muß, wie in Paris, um eine Unterhaltung zu führen, daß man Nerven hat, bemerkt er gar nicht, und das engliſche Wort Comfort, das deutſche Behaglichkeit überſetzt er mit „Divertissement.“ Neuerer Zeit haben ſich denn in manchen Provinzen auch unſre Chauſſeen eingeſtellt, eine außerordentliche Annehmlichkeit zu dem Reichthume an Heerſtraßen, den Frankreich beſitzt.

Endlich weht die friſche Luft des freien Feldes

in's Koupé, dieſer ſättigende getränkte Dunſtkreis von Paris — man hat bekanntlich in Paris weniger Hunger als anderswo — liegt unten im Seinethale. Was iſt das? Hundegebell, hohe Mauerſchatten bei der unſichern Nachtbeleuchtung? Da ſchläft abgeſondert le Bicêtre, dies Haus oder richtiger dieſe kleine Stadt, wo ſo viel Unglückliche wohnen. Sie ſind ausgeſtoßen aus dem Lebensmittelpunkte der Welt, aber ſie haben friſche Luft und einen ruhigen Schlaf vor Wagengeraſſel. Gott gebe ihnen ein gut Gewiſſen dazu, und mancher Pariſer kann ſie beneiden. Wie deutſch! Gut und ſchlecht Gewiſſen ſtärkt und frißt nur in Deutſchland, der Pariſer hat keine Zeit dazu. Ganz ernſtlich, der Lärm iſt viel zu groß, des Geſchäfts und Geredes iſt zu viel, als daß Jemand Zeit und Anlage hätte für dies ſtille Inſtitut, was man in Deutſchland Gewiſſen nennt. Es iſt durchaus franzöſiſche Art, darauf hinzuarbeiten, daß ein artiges, meiſt nur ein artiges Vermögen es möglich macht, ſich zurückzuziehn, und von der Rente zu leben. Deshalb arbeitet, ſchafft und rafft der Franzoſe bis in die vierziger Jahre ſo raſtlos, ſo blind, ſo geradeaus, daß man ſich nur beim Rentier nach dem erkundigen könnte, was wir Gewiſſen nennen. Der Rentier aber thut nichts mehr, nichts Gutes,

nichts Schlechtes, er hat ſich ſelbſt abſolvirt. Kurz, es läßt ſich da nirgends ein Gewiſſen anbringen. — Die Ueberzeugung nimmt man übrigens mit aus Paris, daß vielleicht in keinem Ort der Welt ſo unermüdlich gearbeitet wird, als in dieſer Stadt des leichten Sinnes und des Vergnügens.

2.

Ich erwachte mit der aufgehenden Sonne, die auf den grünen Wald von Fontainebleau fiel. Mit hohen Bäumen, wie eine bestellte grüne Mauer sondert er sich vom Felde und von der übrigen Landschaft. Es ist dies dieselbe Stelle, wo einst die Hofleute Franz des Ersten dem deutschen Kaiser Karl V. entgegenzogen in fantastischen Götter- und Nymphenkleidern, was sich diesem gesetzten Manne gegenüber thöricht genug ausnimmt; dieselbe Stelle, bis wohin Napoleon 1804 dem Pabste entgegenfuhr. Am sogenannten Kreuze des Saint-Hérem hob er den heiligen Vater in seine Karosse, setzte ihn zu seiner Rechten, und begann nun jene langen Unterredungen, denen zunächst eine Krönung in Notredame und später eine Haft in Fontainebleau folgte. Das erste Mal, 1804, war es tiefer Herbst, Novemberwetter, aber die Zeit war grün für den heiligen Vater, ein Kaiserthumskandidat, der die Kirche anrief, saß neben

ihm. Das zweite Mal, 1812, war es warmer Juni, aber der Pabſt war ſchon drei Jahre lang von Ort zu Ort geſchleppt worden, vom Vatikan nach Florenz, von Florenz nach Turin, von Turin nach Dijon, von Dijon nach Savona, und von da kam er, ein alter, leidender Mann, in dieſen Wald des Nordens, und ein Gensdarmes-Obriſt ſaß diesmal an ſeiner Seite.

Solchergeſtalt eilen geſchichtliche Scenen dem Beſucher Fontainebleaus entgegen, man erwehrt ſich ihrer kaum, um unbefangen zu ſehn, wie denn dieſer Ort in ſeiner einfachen Wirklichkeit beſchaffen ſei. Die Straße iſt majeſtätiſch breit, wie alle franzöſiſche Landſtraße, die Buchen und Eichen, beſonders die Buchen ſind ſtattlich hoch, ich war des ſchönſten Waldes gewärtig, und voller Freude über die Morgenſonne, die ſo günſtig ihre Lichter und Strahlen warf in die licht- und dunkelgrünen Schatten. Ein Linien-Regiment kam daher gezogen, ohne Sang und Klang, aber in jener bequemen Manier des Militairs in Frankreich, die uns anfänglich auffällt, und nach wenig Monaten natürlich und paſſend erſcheint für anſtellige Leute. Die blitzenden Bajonette, die lichtgrauen Ueberröcke, die rothen Hoſen, der galliſche Hahn auf den Czako's, groß und gelb ſchimmernd,

nahmen sich malerisch aus auf dem dunklen Waldesgrunde. Als dies Zwischenspiel vorüber war, trat die Waldesstille ein. Die Waldesstille? Ich wußte mir's nicht zu sagen, es war todtenstill, aber nicht still wie in unsern Wäldern, wo man immer ein leises Gebären der Schöpfung zu hören glaubt, nein, hier war es todtenstill. Das Terrain wurde hügelig, man sah bauschige, bewachsene Thäler, und ferne Hügelzüge, immer bewachsen und hie und da mit Steinblöcken bedeckt. Ich erinnerte mich, daß der Wald sieben bis acht Lieues im Umfange haben soll, und freute mich auf diese seltne Erscheinung in Frankreich, wo man Wälder für das Gegentheil von Civilisation hält, und Waldeinsamkeit für Leere und Langeweile.

Sieben bis acht Lieues sagen die Leute in Fontainebleau; die officiellen Beschreiber, deren Zahl gedruckt wird, sagen 25 Lieues, Alles von Büschen dazu rechnend, was sich nah oder fern findet. Sie berufen sich aber auf die Grenzpflöcke, 1050 an der Zahl, die unter Ludwig XIV. ringsum gesetzt worden sind.

Es geht bergab, und die Häuser von Fontainebleau erscheinen, immer voraus die Zollstätten, l'Octroi, wodurch jede größere Stadt ihren Zutritt prosaisch

macht. Der Ort, ziemlich ausgedehnt, und von achttausend Menschen bewohnt, die breiten Platz haben, erschien leer und todt. Aber es war noch früher Morgen, das konnte sich ändern. Ich nahm ein Kabriolet, um mich wieder hinausführen zu lassen auf all die berühmten Kreuzwege — Carrefour's — Jagdrendezvous und Waldplätze, denen dieser und jener König den Namen gegeben. Vom Schlosse bemerkte ich nichts. Es liegt mit dem Orte in einer breiten Waldestiefe, und wenn man nicht zufällig die Eisengitterseite des Hofes gewinnt, welcher „Hof des weißen Rosses" heißt, so wird man des Schlosses nicht gewahr. Es präsentirt sich nirgends, selbst dann nicht, wenn man es gesucht und gefunden, und wenn man nach einem Hauptanblicke ausgeht. Kokett oder schüchtern oder ungeschickt zeigt es immer nur Seiten und Stücke.

Der Reiz des Waldes ist für den Einsamen, er läßt sich nicht zeigen wie eine Merkwürdigkeit, er läßt sich nur finden, und Jeder findet einen anderen. Dafür ist der Franzose und die französische Sprache nicht gemacht. Jener betrachtet Alles unter voraus bestimmten Kategorieen, und ist darum ein Held der Büreaukratie, der Centralisation — diese hat nur für Fertiges eine Bezeichnung, Neues, was nicht unter

ihren Händen ergrauen kann, verdirbt sie, denn sie hilft nicht schaffen, sie hilft nur bezeichnen, und, im Herzen prosaisch, hilft sie nur prosaisch bezeichnen. Allerdings bezeichnet sie aber auch aus diesem Grunde, wie ihre Tante, die lateinische Sprache, unzweideutiger, als sonst eine Sprache. Das Jus dort, die Diplomatie hier sind wohlgeborene Kinder. — Aber wie nimmt sich diese französische Art aus, wenn sie sich [illegible] Reiz im Unberechneten ruht, wenn sie sich zu Kabriolet mit Euch in den Wald begiebt, und bald hier vor einem Baume still hält, bald dort vor einem Steinhaufen, stattlich recitirend: dies ist das Bouquet des Königs, jenes ist der weinende Felsen!

In der ersten Viertelstunde nämlich von Fontainebleau aus bewahrt der Wald das stattliche Ansehn, was hohe Buchen gewähren, und einer der schönsten Bäume, der sich frei aufschießend oberwärts in zwei Stämme theilt, heißt denn das Bouquet des Königs. Bald dahinter bemerkt man, daß die Figuren hohen Holzes nur auf der Pariser Seite noch streckenweise vorherrschend sind, daß nach den andern Gegenden hin weit, weit überwiegend höheres oder niederes Strauchholz den Wald bildet. In den Jahren 1793 und 94 hat Paris maaßlos in Fontainebleau schlagen

laſſen. Dieſes Faßreifenholz beugte meinen Muth gar ſehr danieder, und ich bemerkte nun auch, daß wir in einem tief ſandigen Boden dahin trödelten, und daß von den gerühmten Felſen nichts zu erwarten ſtehe als dürftiges Sandſteingebilde. Dieſer weinende Fels — rocher, qui pleure — iſt denn auch ein ganz unbedeutendes Lager einiger Sandſteinblöcke, an dem einen tropft von Minute zu Minute ein Tröpfchen Waſſer, ein Tröpfchen in aller Wahrheit des Ausdrucks. Um mir alſo nicht durch dieſe kindiſche Rhetorik allen beſſeren Eindruck vernichten zu laſſen, entledigte ich mich aller franzöſiſchen Führung. In der Nähe dieſes traurigen Steins iſt eine Jägerwohnung, wo man ſich nothdürftig unterrichten kann. Sie iſt einſt ein kleines Kloſter zufriedener Mönche geweſen, und der einſame Jäger hat hier einen friſchen Trunk und eine Meſſe gefunden. Jetzt findet man nur den Trunk und die dürre Nachricht, daß es mit der Jagd in dieſem Walde vorüber ſei. Der kleine noch übrige Reſt von Wildpret iſt ausgerechnet und zugezählt wie beim Winkelbäcker die Semmel. So iſt es faſt in ganz Frankreich, dies Vaterland ritterlicher Jagd iſt dieſes Schmuckes beinahe ganz entkleidet. Man hat es hier nicht begriffen, daß Beſitz und Recht des Ackerbauers geſchützt und geſichert ſein

kann auch ohne maaßlose Ausrottung des freien Thiers, deſſen Verfolgung ſo tief in die intimſten Reize der Natur führt, deſſen Bekriegung ſo reizend übt, deſſen Fleiſch lieblicher und geſünder iſt als irgend ein anderes.

Traurig ſtrich ich durch das niedrige Holz, das mir nun ſeines drämatiſchen Lebens beraubt war, und ſuchte eine Höhe zu gewinnen. Ich gewann ſie, und labte mich am weiten Blicke auf die ſtillen Waldthäler, die ſich öſtlich hinüberziehn nach der Champagne zu. Sie ſind nicht ſo friſch und ſaftig wie im feuchteren Deutſchland, die Wieſen fehlen, wo in ſo früher Morgenſtunde der Hirſch und das Reh heraustreten und ſich ſonnen, aber ſie übten in ihrer ſtillen Weite doch ihren Reiz auf den Wanderer. Wüſte Steinpartieen dazwiſchen auf den Hügeln und auf der Tiefe erwecken die nachdenkliche Melancholie, dies Sinnen über die Erdexiſtenz, dem man ſich im Walde ſo dringend hingiebt. Es war in früheren Jahrhunderten eine Kriegsſtrafe, die den Beſiegten traf, daß ihm der Wald bis auf eine ſchimpflich kleine Höhe niedergehauen wurde. Dies geſchah nicht aus ökonomiſcher Holzrückſicht; die Leute kannten den poetiſchen Zauber des hohen Waldes. Und ſo lag vielleicht neben dem ökonomiſchen Vorwande auch in

den Revolutionen ein Inſtinkt des Haſſes gegen die Vortheile der Ariſtokratie, daß man von Paris aus=zog gegen die königlichen Forſten, und das Wild und den Zauber des Waldes vernichtete. Nach der Juli=revolution that man dies nicht nur in Rambouillet, wo man ſtatt des erwarteten Kampfes gegen Karls des Zehnten Truppen alles Wild niederſchoß, man kam auch hierher nach Fontainebleau gezogen und that Dergleichen. Es iſt begreiflich, daß man einen be=ſchränkten Hirſchjäger, der ſo nebenher das tiefſte In=tereſſe der Nation angreift, am Ende auch auf dem Terrain verfolgt, wo er gedankenlos ſeine Freuden ge=ſucht. Viel trauriger iſt der Eindruck, den die erſte Revolution den alten Schlöſſern in der Provinz für immer aufgeprägt hat. Da ſind die geſchichtlichen Zeugniſſe zerſtört, weil man die Geſchichte haſſen und aufheben mußte, und es hat das Anſehn, als ob man in der Provinz, fern vom Mittelpunkte und Kerne des revolutionairen Gedankens, in dieſen Ne=benſachen viel eifriger und gründlicher zu Werke ge=gangen ſei. Paris begnügte ſich doch im Weſentli=chen mit der Baſtille. Dies Denkmal ſchleifend hatte man der politiſchen Symbolik genug gethan. Jede Provinz aber hielt ſich für verpflichtet, etwas Baſtil=lenartiges zu opfern. Zweierlei tritt hierbei an den

Tag: es iſt ein Irrthum manches deutſchen Hiſtorikers und der antirevolutionairen Partei, daß die Revolution nur hauptſächlich in Paris gelebt habe, in den Provinzen aber unbedeutend geweſen ſei. Sie war von unermeßlicher Popularität und von innerlichſter Kraft auch in den Provinzen. Daß die entſchloſſenſten Fanatiker von da nach Paris zu pilgern pflegten, ſei gar nicht in Anſchlag gebracht, denn es iſt dies eine gewöhnliche Erſcheinung. Fern vom Schauplatze der That bildet ſich Alles ideal und phantaſtiſch zu übernatürlicher Größe. Aber außerdem erkennt man noch heute, daß alles wirkliche Leben der Provinz leidenſchaftlich an der Revolution gehangen habe.

Die zweite Erſcheinung hängt damit zuſammen, ſcheint aber von Hauſe aus all dieſen Stämmen eigen zu ſein, welche jetzt Frankreich bilden. Sie fühlen ſich nämlich von aller Geſchichte Frankreichs vor der Revolution wie durch ein unüberſehbares Meer getrennt, oder richtiger ſie fühlen es nicht mehr, weil ſie es ſind. Alles was jenſeits liegt, und was einmal in Erwähnung kommt, ein Sieg, ein großer Mann, ein großes Wort, das erſcheint nur einzeln, wie eine Tradition, wie eine Bemerkung, aber eine organiſche Folge ſucht und findet Niemand darin.

Höchſtens wird es ungeprüft in den weitläufigen Begriff „la France“ geworfen. Und doch iſt die Geſchichte Frankreichs trotz der klaffenden Revolutionsſchlucht ſo ganz organiſch! Die Franz, die Richelieu, die Louis XIV. ſind die erſte lange Hälfte der Revolution, und die Revolutionsſitten wachſen auf in Paris wie ein Lebensgeſchäft: der Ligueur, der Frondeur iſt ein früherer Sanskülotte.

Eben ſo iſt es mit dem geſchichtlichen Erbtheile der einzelnen Provinzen. Es iſt total vergeſſen und von dem weitläufigen Begriffe „la France“ verſchlungen. Sprecht an Ort und Stelle von Burgund, von der Normandie, der Bretagne, von Aquitanien, was erfahrt Ihr? Etwa ein ſpecielles Leben der Erinnerung, ein Seiteninteresſe der beſondern Landesgeſchichte? O bewahre. Ah, ja, ſagen ſie, ſo hieß es einmal — das iſt ihnen eine Kurioſität ohne weitere Bedeutung. Sie haben keinen geſchichtlichen Sinn, und unſere Romantik iſt ihnen unbekannt. Dies erſchwert aller Dichtung das Leben in Frankreich, und erleichtert alle Politik. Sie ſind nicht wie wir ein mannigfaltiges, intereſſantes Volk, ſie ſind eine gegenwärtige, ſtets zum augenblicklichen Handeln geneigte Nation. Sie haben kein Gepäck, und ſind darum ſo leicht zu bewegen, ſo ſchwer zu feſſeln, und haben

darum eine ſo ganz andere hiſtoriſche Aufgabe als wir. —

— Ich hatte noch einen höheren Berg gefunden, und ſaß auf Steinen, unter norddeutſchen Freunden, unter Kiefern, die auf dem Hügelſande überall gedeihen, wenn nichts anderes mehr gedeihen will; nächſt der Birke die beſcheidenſten, gütigſten Bäume unſers Nordens. Die Sommerſonne lag feſt auf dem weiten Waldkeſſel von Fontainebleau, und dieſer Keſſelboden verdankt die Region ihre berühmten Weintrauben, deren Krone die „treille du Roi“ am Schloſſe mit dem berühmten Gutedel — Chasselas. Wenn indeſſen die franzöſiſchen Statiſtiker von den Alpengewächſen der Berge und von den tropiſchen Pflanzen der Niederung ſprechen, die hier in geringer Entfernung von einander wüchſen, ſo gehört das in's Thema der unwahren Kontraſte, das ſie bei aller Naturbeſchreibung ſuchen. Denn jener deutſche, jener Göthiſche Naturſinn iſt ihnen verſagt, welcher das Unſcheinbare oder das Charakteriſtiſche zu genießen weiß. Sie beſchreiben ihre „belle France“ faſt durchgängig falſch, dichten ihr Reize auf, die ſie nicht hat, und ſprechen von denen nicht, die ſie wirklich beſitzt. Ich kam mit dem Vorurtheile nach Frankreich, daß dieſer Ausdruck „belle France“ eine franzöſiſche Uebertreibung ſei —

dieſes Vorurtheil wurde gedemüthigt, ich kannte noch nicht die Hälfte dieſes gewaltigen Körpers Frankreich, und mußte zugeſtehen, daß es ein geſegnetes, ein tief mächtiges, ein ſchönes Land ſei. Aber es iſt, wenigſtens für unſere Augen, eine andere Schönheit, als ſie in der franzöſiſchen Beſchreibung erſcheint.

Eben ſo hat dieſe ermattete Welt Fontainebleaus für uns andere Reize. Dieſer wechſelnde Erdboden, bald dürr, bald ſüdlich treibend, dieſe Todtenſtille, dieſer eigene Anblick der Stadt, wie er ſich mit den ſteilen Schornſteinen von der Waldhöhe bietet, dieſe weite Umgarnung mit grünem Laube, ſo daß die Stadt wie ein Jagdhaus erſcheint, dieſe trocknen Flächen, in welche der Wald ausgeht, dies Alles giebt uns ein intereſſantes Bild aus dem alten Gatinais. So hieß ſonſt dieſer Theil von Isle-de-France, als er noch von ſeinen Vikomtes beherrſcht wurde. Vielleicht iſt die Gegend nicht immer ſo ſtill geweſen. Hier nämlich entdeckte ich den Grund dieſer Todtenſtille. Es giebt keine Vögel. Man ſchauert im Walde vor einem ſolchen Gedanken, eine Welt ohne Sang, ein Wald ohne Klang, ohne Vögel. Hoffmann hätte es bis dahin ausgeführt, daß auch kein Echo in dieſem Walde möglich ſei, daß die Franzoſen alles Beſte ſtets mit ſich herum trügen auf allen

Gassen, Alles auf der Lippe, auf der Oberfläche, und nichts im Hintergrunde, ja daß ihnen aller poetische Resonanzboden, aller musikalische Hintergrund fehlt. Die armen Franzosen! Bei allem Mangel, den wir entdecken oder andichten, beherrschen sie die Welt mit ihrer Sitte und ihrem Worte. Aber es ist wahr, nicht blos in diesem entzauberten Walde von Fontainebleau mangeln ihnen die Vögel, ganz Frankreich ist arm daran. Man hat gesagt, die Franzosen sprächen [illegible] zu viel, und hätten außerdem zu viel Katzen. Böse Zungen! Frankreich hat allerdings Katzen in außerordentlicher Menge und Schönheit, ich bin ihnen oft auf dem Felde begegnet, wo sie den Vögeln nachtrachteten, und ich habe nicht bemerkt, daß ihnen Jemand das verübelte. Man bemerkt bald, daß der Franzose die Jagd mehr wie eine rasche Zerstörung als wie einen lieblichen, wiederkehrenden Krieg betrachtet. Deshalb ist bei aller Vernichtung des Wildes das Raubthier noch viel mehr verbreitet als bei uns, in allen Theilen von Frankreich giebt es noch Wölfe, in den Pyrenäen noch Bären. Die französische Phrase über Deutschland wäre gerade umgekehrt richtig. Wir haben, die wir nach französischem Ausdrucke im Lande der Wölfe und Bären wohnen, wir haben keine solche Bestien, Frankreich aber hat deren

noch in groſser Zahl. Der gründliche deutſche Jäger, der ſich noch poetiſch vertieft in die Geheimniſſe des Waldes und des Thierlebens, er läſt das Raubzeug nicht beſtehen. Nur in der alten Pfalz zwiſchen Bayern und Böhmen ſoll es noch einige Beſtien geben, und das iſt ein vergeſſener Strich, der zwiſchen Altbayern und Altböhmen liegt, wir können nicht dafür, ja es weiß bei uns ſelten Jemand davon; aber all unſere Wälder im Norden, die noch ununterbrochen dauern, auch wenn man Tage und Nächte hindurch fährt, ſie ſind rein von Wolf und Bär, und nur der intereſſante Fuchs, der keinem Menſchen was thut, findet ſich noch. Doppelt auffallend iſt es in Frankreich, wo es gar keine eigentlichen Wälder mehr giebt — aber in Waldſtrichen von einigen Lieues Ausdehnung werden ſie des Wolfes nicht Herr. Daß ſelten ein Schnee, ein verrätheriſcher Spurſchnee über Nacht liegen bleibt vor dem milderen Klima, das mag dazu kommen zur franzöſiſchen Ungeduld im Jagen.

Man hat auch geſagt, die vorherrſchende Kalk- und Kreidеerde durch Frankreich und der daher rührende bruſtbeſchwerliche Staub verjage die Vögel, er verderbe ihnen die Stimme. Ein alter deutſcher Muſikus, der in Paris lebt, und allwöchentlich einmal den Kalvarienberg beſucht, erklärt allwöchentlich die

Franzoſen für unmuſikaliſch, weil ſie die Natur nicht anzuſehn verſtünden, und deshalb ſeien auch alle Vögel aus dieſem vermaledeiten Lande fortgezogen, denn ſie brauchten wie jeder Muſiker Aufmerkſamkeit, Theilnahme und nach Umſtänden auch Beifall, der Franzoſe aber verſtünde ſie nicht, und gäbe nicht Acht auf ſie. — Der alte Muſikus kann ſich indeſſen doch nicht von den Franzoſen trennen, und liebt ſie im Grunde doch, und ſie ſind auch im Grunde nicht ſo unmuſikaliſch, wie ſie von uns und durch ihre Sprech-Sprache gemacht werden. Es iſt dies Alles nicht die Wahrheit, aber wahr iſt es, und die Vögel fehlen. Die Auflöſung iſt: man ißt alle Vögel, alle, man ſchießt alle todt, und ſchont nur Krähe und Elſter.

Geſtehen muß ich übrigens, daß der Vogelgeſang ſchon im ſüdlichen Deutſchland abnimmt. Dies prächtige Süddeutſchland iſt ſonſt von der Natur ſo viel mehr begünſtigt als der deutſche Norden, hätte der Himmel ein Einſehn gehabt, dem Norden mehr und zahlreichere Vögel zu geben? Alte Leute in Bayern verſichern, ſeit einigen Jahren hätten die Vögel zuſehends abgenommen. Oder ſind vielleicht die Leute nur alt geworden? In Frankreich ſcheint's immer ſo geweſen zu ſein, man vermißt den Vogel-

geſang nicht. Oder werden der Menſchen zu viel, und werden die Vögel verſcheucht, wie der Dampf auf Eiſenbahnen und Flüſſen ſie verſcheucht, und wo ſoll das hinaus? Auf den deutſchen Schulen lehrt man, die Singvögel lebten nur in der gemäßigten Zone, und wo die heiße anfinge, da würden die Vögel farbig und ſchön, und ſängen nicht mehr.

Und doch, wo die Geſchichte einmal ihre Gewänder ausgebreitet und ihren Sitz gehabt hat auf längere Zeit, da entweicht niemals ganz der Werdezauber. Solche Orte behalten immer die Inſchrift einer Werkſtatt Gottes, und ſei die Inſchrift auch noch ſo verwiſcht oder verwittert, ſie übt ihre Macht auf uns. Ich ſah von meiner ſonnigen Höhe unten in ſchwarzem Schatten eins jener Jagdrendezvous. Es kommen da Waldwege von mehrern Seiten zuſammen, es bildet ſich ein runder Raſenplatz, ein Steinhaufe mit zerfallendem Kreuze ſteht in der Mitte. Da iſt der prächtige Franz, der liebenswürdige Heinrich ermüdet vom Pferde geſtiegen, hat einen Trunk, einen Imbiß genommen, er winkt, und die Hörner rufen weithin durch den Forſt, daß Waffenſtillſtand eingetreten iſt für den Hirſch. Oft kommen von fern Kriegsboten oder Geſandte, denn der König iſt in der Herbſtzeit oft Wochen lang nur im Walde zu finden,

ſie berichten, ſie fragen, ſie drohen, ſie bitten, und in der Waldeslaune zwiſchen Becher und Jagdhorn und Hunden wird regiert, oft friſcher als in den ſeidenen Zimmern.

Der Tag war zu hell, der Wald zu niedrig, um Sagen und Mährchen zu erleben, obwohl das wärmere Europa ſeine Sagen meiſt in gutem Wetter ſpielen läßt. Offen geſtanden, unſer ſchlechtes Wetter, was wir immer dazu nöthig erachten, macht ſie dafür auch intereſſanter. Hier in dem mittleren Frankreich ſind die Zeiten der Römer, der Gallier, der Franken viel mehr verwiſcht als an den Küſten des Oceans, es lohnt nicht der Mühe zu wiſſen, daß hier in der Isle de France und beſonders in der Brie und dem Gatinais an der Seine und Marne Senonen und Belgier gewohnt. Das iſt Alles ſpurlos in Franzoſen nivellirt. Am Ocean aber, wo celtiſche und germaniſche Völkerſchaften geſeſſen und eingedrungen, da hat ſich auch die Sage tiefer eingefurcht, und in der Normandie wiſſen ſie noch wie wir vom ſchwarzen Jäger, der nächtlings mit lärmenden Hunden vorüberzieht, und der den Tod bringt, wenn man ihn anruft.

Wenn der weiße Mond auf den Waldgründen an Fontainebleau liegt, ſo ſieht man wol auf ſchwar-

zem Roſſe König Franz über die Höhen reiten, neben ihm die heitere poetiſche Schweſter Margarethe von Navarra, die Novellen erzählt, den ernſthaften Bayard, den ſchlecht gewachſenen Narr Triboulet, und eine Schaar Künſtler, die von Bauten und von ſinnlicher Pracht erzählen, die Schlöſſer erfinden und mir Italien und Griechenland prahlen. Der Zug geht lärmend und blitzend über die Hügel, man hört Gelächter und laute Rufe. Hier unten aber im dunklen Wege reitet König Heinrich auf dem ſeidenweißen Roſſe, was ihm ſtets die Maler geben. Er iſt allein, ſein Herz iſt verliebt wie immer, ſein Schenkel beſchleunigt fortwährend den Schritt des Thieres, ſeht Ihr ihn leuchten zwiſchen dem ſchwarzen Gezweige? Dort am Eingange von Fontainebleau ſteht ein einſames Haus, darin wohnt Gabrielle d'Eſtrées, die ihn erwartet.

3.

Man nennt Fontainebleau gern das älteste Luſtſchloß in Frankreich, und hat doch ſo wunderliche Verſuche der Namensableitung angeſtellt, daß am Ende ein Jagdhund Franz des Erſten die Hauptrolle ſpielen muß. Es hätte alſo erſt im ſechzehnten Jahrhunderte ſeinen Namen bekommen, obwohl ſchon von 1169 eine Charte Ludwigs VII. exiſtirt, mit der Unterſchrift „Gegeben öffentlich in unſerm Palaſte bei „Fontene-Bleaudi." Unſere Philologen würden höchlich und mit Recht erſtaunt ſein über dieſe mangelhafte Ableitung vom Jagdhunde Bléau. Dieſer Hund, durſtig von der Jagd, habe die ſchöne Quelle im jetzigen engliſchen Garten entdeckt, und davon ſei der Ort Fontaine de Bléau und ſo weiter genannt worden. Die Abkürzung von Fontaine de belle eau klingt ſchon viel beſſer, da ſchönes Waſſer in Frankreich wirklich von großer Bedeutung iſt, kurz, man kennt den Urſprung des Namens nicht ordentlich.

Auch der ſinnigſte König aus Frankreich's früherer Zeit, Ludwig IX., der Heilige, liebte vorzugsweiſe dieſe Waldthäler, und nannte ſie wie ſpäter Heinrich IV. ſeine ſüße Einſamkeit. Philipp der Schöne, den wir in Deutſchland den falſchen Münzer nennen, dieſer merkwürdige König, der die Juden verfolgte, die Tempelherrn vernichtete, den Pabſt verhöhnte, der alle Geſtaltungen von Religion frivol behandelte, war hier in Fontainebleau geboren, und ſtarb hier 1314, gläubig wie jeder andre Chriſt die Sakramente ſuchend und empfangend. Er hatte den Hirſch gejagt, und ſein Pferd hatte ihn ſo heftig gegen einen Baum angerannt, daß er zum Tode verletzt hinſtürzte.

Der elfte und zwölfte Ludwig bevorzugten die Ufer der Loire, jener oberhalb Tours gen Poitiers hin, wo er auf ſeinem verwünſchten Schloſſe Pleſſis-lez-Tours ſaß, dieſer, ein einfach bürgerlicher Mann, fühlte ſich nur in Blois zu Hauſe.

Wie für uns die franzöſiſche Geſchichte, ſo wird auch für Fontainebleau die Zeit erſt intereſſant mit Franz dem Erſten. Mit ihm beginnt das moderne Frankreich, und es war keine unpaſſende Modegrille, ſeinen Renaiſſance-Geſchmack heutiges Tags noch einmal zu beleben. Franz iſt der eigentliche Vater von Fontainebleau, und von ihm trägt es auch jetzt noch

alles Angesicht und allen Stempel. Seit ihm hat dieses Schloß viele Hauptakte der französischen Geschichte spielen sehn, es war oft und lange ein Geburtspunkt Frankreichs, und nicht bloß darum, daß im wörtlichen Sinne des Ausdrucks Könige und Prinzen aller Art hier geboren wurden, sondern darum, daß große Lebensakte von hier ausgegangen sind. Sogar als es nicht mehr Maitresse, als es dem stolzen Versailles gewichen war, kam der folgenreichste Akt Ludwigs des Vierzehnten hier zur Welt, die Zurücknahme des Religionsedikts von Nantes im Jahre 1685. Mit dieser Unterdrückung der Religionsfreiheit ward aller Gedankenfortschritt dergestalt zusammengeknebelt, daß alles Blut und alle Kraft des Fortschrittes sich nach dem konvulsivischen Gesammtausbruche der Revolution hindrängte.

Am gestaltvollsten ist Fontainebleau unter Franz, unter Heinrich IV. und unter Napoleon, dessen vorletzter Akt, einer der wichtigsten im Geheimnisse des Napoleonschen Charakters, in diesem Schlosse spielt. Die Hauptscene dafür war der Hof des weißen Rosses — la cour du cheval-blanc — mit seiner merkwürdigen Treppe, welche in Gestalt eines Hufeisens vom Schlosse herabführt.

Dieser Hof bietet nach der Stadt zu den Haupt-

eingang zum Schloſſe. Ein eiſernes Gitter, erſt von Napoleon herrührend, läßt ihn von außen ſehn. Sonſt haben auch hier Gebäude vorgeſtanden, und ſelbſt dieſen theilweiſen Anblick verſperrt. Das Schloß ſpaltet ſich nämlich in vier Höfe, von denen jeder eine ſelbſtſtändige Welt beherrſcht, eine abgeſchloſſene Welt, die von der anderen nichts weiß und nichts ſehen läßt. Es können vier verſchiedene Könige hier wohnen, ohne ſich in den Weg zu kommen. Wären die erſten Stockwerke à jour durchbrochen, ſo gewönne man den intereſſanteſten Umblick, aber auch dann keinen ganzen, und der eigenthümliche Reiz dieſes Schloſſes ginge verloren. Dieſer beſteht eben darin, daß man ſich in einem unentwirrbaren Netze von Mauern und Höfen, von Zimmern und Sälen, von Gängen und Treppen, von Ausſichten und Weltgegenden gefangen ſieht, die ganze Geſchichte Frankreichs von Franz bis Napoleon wirrt ſich um Fuß und Auge, man muß ſich widerſtandslos ergeben. Das ſpaniſche Drama mit den intereſſanten Winkeln und unerwarteten Thüren, die Hofintrigue mit kurzen Schritten und plötzlichen Rückzügen, die heimliche Liebſchaft mit aller romanhaften Erleichterung des Rendezvous, mit allem möglichen Schutze gegen Ueberraſchung, alles das ſtellt ſich in dieſem Fontaine-

bleau dar. Dadurch iſt auch möglich gemacht, was ſich ſo ſelten in Frankreich findet: der behagliche Zauber des Komforts, die heimlichen, lauſchigen Gemächer und Räume, die Mannigfaltigkeit des Charakters. Die Franzoſen gleichen ſich untereinander viel mehr als wir, und ſind dadurch in Maſſe mächtiger, im Einzelnen unintereſſanter; unſere Sprache hilft jeder Eigenthümlichkeit, die franzöſiſche widerſtrebt ihr. Die Räume in Fontainebleau ſcheinen von all ſolcher franzöſiſchen Art eine Ausnahme zu machen. Man findet den Rahmen der verſchiedenſten Zuſtände, bald eine bürgerlich unter Bäumen verborgene Wohnung feſt abgeſchloſſen gegen Morgen, und jede andere Himmelsgegend unerreichbar, Alles hinweiſend auf Dichtung und flüſternde Stille; bald einen lachenden, offenen Zimmerkreis gegen Abend, bereit für geſellige Unterhaltung. Wie ſtill und würdig ſind Napoleons Zimmer, wo er die Abdankung der Weltherrſchaft unter Schmerzen niedergeſchrieben! Der kleine Tiſch iſt noch da, worauf ſein Arm geruht, das Facſimile der Abdankung hängt unter Glas und Rahmen an der Wand, man erſchrickt vor dieſen wenigen Zeilen, und glaubt's ihnen anzuſehn, daß ein ſtolzes, verwöhntes Herz ſich nur unter Krampf von der unendlichen Herrlichkeit losgeſagt. Denn nicht leicht iſt

irgendwo die Schriftſtellerei von wenigen Zeilen ſo mühſam dargeſtellt: bald iſt ausgeſtrichen, bald iſt eingeſchoben, bald iſt darüber, bald darunter eingeſchrieben — ſo ſchwer mag es ſein, vier Zeilen für die Weltgeſchichte zu redigiren, wenn man darin ſeinen Tod gut heißen ſoll, und doch bei jedem neuen Buchſtaben glaubt: vielleicht wär's noch nicht nöthig! — Wie behaglich zierlich, klein und fein, weiß leuchtend und beſcheiden ſind in einer ganz andern Ecke die Zimmer der Maintenon, man glaubt ſie im ſchneeweißen Morgenkleide darin ſitzen, auf den offenen Park hinab ſchauen, mit den berühmten ſchönen Fingern auf glattem Papiere herumtippen zu ſehen. Und zwiſchen alle dem ſchlängeln ſich die Korridore, die ſchmalen Treppchen, ſteigen die ſtolzen Treppen, gleiten dahin die prächtigen Gallerieen.

Man ſoll gothiſche, Renaiſſance- und moderne Bauart in Fontainebleau ſehn. In Wahrheit iſt die Renaiſſance-Bauart die durchaus vorherrſchende Phyſiognomie, wenn auch in Betreff des Stils Fontainebleau nichts rein darbietet. Ein Engländer hat es ein Rendezvous von Schlöſſern genannt; damit iſt der Charakter nach mehrern Seiten bezeichnet, auch nach der Vermiſchung des Stiles hin. Chambord iſt ein viel reinerer Typus, und ein viel ſchönerer der Renaiſſance, die ſich

hier mehr unordentlich und interessant als vollkommen in den Thurm-Schornsteinen bietet, in den zusammengesetzten Säulenkapitälern, in dem Schmucke der Franz-Gallerie, des Saales Heinrich's des Zweiten, und in der Anordnung des „ovalen Hofes." Versailles ist viel reiner und schöner in Betreff des späteren Stils. Vom Gothischen sind in Fontainebleau nur für ein suchendes Auge Symptome in einzelnen Fenstern und Simsen. Vor Franz ist es, allem Anscheine nach, nur das gewesen, was die Franzosen ein Manoir nennen, eine Behausung, und er hat es erst zu einem Schlosse zusammengerafft. Sein F und sein Salamander auf Schornsteinen und Platten ist auch noch jetzt das Hauptwappen. Denn Alles, was der Sohn, Heinrich II., mit Fleiß und Eifer nachgebaut und ausgebaut, und mit seiner und der Diana von Poitiers Chiffer geschmückt, kommt auf Rechnung des Stiles, den der Vater eingeführt und den der Sohn nur kultivirt hat.

Der Hof des weißen Rosses, von dem Pferde Marc Aurels so genannt, das Franz errichten ließ, ist zwar der größte, aber weder durch Stil noch Gebäude ausgezeichnet. Man entdeckt, wie gesagt, in diesem Hofe keine weitere Fortsetzung oder Möglichkeit des Schlosses, und weiß nicht, warum man seit-

wärts im Fond des Hofes durch eine kleine Thür und einen niedrigen Gang geleitet wird. Aus diesem Gange heraustretend steht man in der Cour de la Fontaine. Dieser zweite Hof ist von geringerem Umfange, aber schöner, im Stile eines italienischen Palais. Auf der Fontaine steht eine Statue des Ulysses und die Aussicht geht auf den großen Teich des englischen Gartens und auf den Pavillon, der inmitten desselben ist. Dieser Teich-Pavillon soll unter Franz ein aufgethürmtes, eigenthümliches Bauwerk gewesen sein, wahrscheinlich zierlich und interessant, denn im schlanken Thurmaufbau der Gebäude leisteten Franzens Meister Außerordentliches. Jetzt fehlt der Thurm, und das Ding ohne Stil und Geschmack sieht einem Schwanen- oder Entenhause ähnlich. Es hat, als Peter der Große Frankreich besuchte, ein wildes Mittagessen erlebt, was der Czaar mit den Seinigen, und nur mit den Seinigen, wie die Franzosen mit geselligem Schreck erzählen, dort eingenommen hat. Sie setzen hinzu, daß die Einschiffung nach beendigter Tafel sehr bedenklich und daß es nöthig geworden sei, die Herrn Russen in die Karossen zu tragen, nachdem man sie glücklich an's Ufer gebracht. Ein Diner Ludwig's XIV. auf diesem Wasser hat ein ganz anderes Ansehn: die besiegten Helden der Fronde, die

ſtolzen Condé und Beaufort ſervirten dem Könige die Tafel, mit zierlichſtem Anſtande die Schüſſeln auftragend, „eben ſo groß," ſagt der Franzoſe, „in dieſer niedrigen Dienſtleiſtung, wie in ihren Siegen."

Abermals entdeckt man in dieſem zweiten Hofe keine mögliche Fortſetzung des Schloſſes, und gelangt abermals ſeitwärts durch einen gewölbten Gang in den dritten, in den ovalen Hof. Es geht wie im Zauberſpiele, und zuſammenaddirend und fortbauend denkt man bald ein rundes Zauberſchloß mit originalen Höfen und Flügeln nach aller Himmelsgegend zu haben. Dieſer ovale Hof zeigt die meiſten Lebenszeichen Heinrich's IV., obwohl er der älteſte iſt und einige gothiſche Fußtapfen bewahrt. Mit einer Säulenreihe in der Tiefe und einem eleganten Pavillon am Ausgange des Hofes beherrſcht König Heinrich dieſen älteſten Hof, der einſt eine Art Feſtung „cour du donjon" hieß. Aber ſo lieb man König Heinrich haben kann, und ſo viel wackrer er auch vielleicht war — ſehr vielleicht! — als Franz, man kann ſich's nicht verhehlen, daß der ſchlanke, kühne Geſchmack des letzteren ſchon unter Heinrich ſinkt. Es ſind da in dieſem Hofe einige Reſte aus der Renaiſſance-Zeit, eine Treppenthür, ein Portikus mit einer Loge, die an Franzens Meiſter Primatice, Nicolo, Roux und

an Serlio erinnern, und hinter deren graziöſen Linien des Geſchmackes alles Spätere weit zurückbleibt. Für die Palläſte hat ſpäter Ludwig XIV. in Manſard ein gutes Talent gefunden, was durch breite Striche und Flächen den genialen, ſchlanken Schwung der Primatice zu erſetzen ſuchte. Aber ſteigt man in die ſonſtigen Details ſpäterer Zeit hinab, deren ſich die heutige Mode unter dem Namen Rococo bemächtigt hat, ſo erſchrickt man vor den kleinen Linien, dem bunten Farbenplunder, vor all dem Krimskrams des Weibergeſchmackes, der doch eine hiſtoriſche Geltung, ja eine Wiedererweckung hat erleben können. Die Zeit Franz des Erſten, geiſtig nur ſtrebſam, mit gar keinem ſonſtigen Talente der Schöpfung geſegnet, in vieler Form des Staats und Gedankens roh, hebt ſich ſo ſtolz darüber empor. Wodurch? Durch einige italiſche Künſtler, für deren Wahl Franz eine glückliche Hand hatte, durch klaſſiſche Muſter, die ſie vor Augen trugen, durch den geſunden, ritterlichen Takt des Königs, dieſe Muſter in den ſcheidenden Rittergeſchmack einzuweben, kurz durch den Geſchmack des geſchichtlichen Muthes. Er bildet die Renaiſſance, und der Geſchmack an Kleinigkeit, der Geſchmack des Eigenſinns bildet das Rococo.

Jener Pavillon am Eingange des ovalen Hofes

iſt übrigens eins der zierlichſten Produkte aus Heinrichs Zeit. Der Ausdruck Triumphbogen dafür giebt noch ein deutlicheres Bild, und Heinrich ließ ihn zu einem ſeltnen Zwecke errichten. Oben nämlich, unter einem à jour gefaßten Bogen wurde ſein Dauphin öffentlich vor allem Volke getauft. So hoch und frei trat dieſer Ludwig XIII. vor die Welt, der ſpäter ein ſo ſchüchterner König wurde. Er hatte das Unglück, deſſen er nie Herr werden konnte, das eigenthümliche Unglück, einen großen Vater, einen großen Sohn und einen großen Miniſter zu haben. Zwiſchen die Geſtalten Heinrich's des Vierten, Ludwig's des Vierzehnten und Richelieu's geſtellt zu ſein, iſt keine Ruhmeserleichterung, drückt nun ein magrer, ſehniger Arm wie Richelieu's noch obenein ſchonungslos danieder, dann verſchwindet ein ſchlichter Jägersmann, wie Ludwig XIII. war, völlig unter den breiten Schatten.

Bis hierher hat man ſich ſtets nach der Seite gewendet, um in den folgenden Hof zu ſchlüpfen, das Schloß hat uns alſo für den Bildeseindruck eine leidlich runde Form dargeboten. Hier aber entgleitet es uns auch dafür: man geht durch jenen Taufbogen, alſo nicht mehr in der Rundung, ſondern wie gerade hinauswärts aus dem Schloſſe nach dem letzten Hofe, nach der „cour des offices“ oder „des

cuisines," einem weiten ausdruckslosen Raume, der mit seinen Gebäuden die Form des Schlosses unfaßbar macht, weil er sich aus der Rundung regellos hinausbauscht.

Es liegt aber eine Macht des Fontainebleau darin, daß man es auch mit dem sorgfältigsten Blicke nicht umgreifen kann. Man bewältigt es nicht, und bleibt ihm somit unterworfen, wie man in dem innern Labyrinthe dem Führer auf Gnade und Ungnade hingegeben ist. Es gleicht der Geschichte dieses unberechenbaren Frankreich, jeder Professor wird daran zu Schanden.

Das Innere des Schlosses wird beherrscht von den prächtigen Gallerieen, deren es einst sechs gegeben hat. Drei davon, die der Hirsche, einst unter Heinrich dem Vierten mit Geweihen garnirt, die der Rehe und die des Ulysses existiren nicht mehr. Die Franz des Ersten, Heinrichs des Zweiten und der Diana sind noch vorhanden. Die letztere ward unter Napoleon und Ludwig XVIII. wieder hergestellt, und um alle übrige Restauration hat sich Ludwig Philipp ein unschätzbares Verdienst erworben. Aus Schutt und Staub sind die prächtigsten Arbeiten wieder auferstanden, und besonders für alle Fresken hat die enkausti-

ſche Manier Wunder gethan. Fontainebleau iſt ſeit der Julirevolution wieder geboren.

In aller großen Form übt der Renaiſſance-Geſchmack einen kühnen, prächtigen Reiz. Dieſe Gallerieen von einem ſo kühnen Wurfe locken unwiderſtehlich ihre Länge entlang, die verſchwenderiſchen Treppen hauchen einen Zauber, der unvergleichlich. Anders muthet uns heutiges Tages das Detail an. Der Ausführung, meiſt von den beſten Meiſtern, zollen wir gern allen Preis, aber all dies mythologiſche und allegoriſche Thema wirkt leblos auf uns. Wir ſehen dahinter, daß die Aufnahme klaſſiſchen Geſchmacks nur äußerlich und nicht durchgebildet vor ſich gehen konnte in einer Zeit, die nur mit Muth aber ohne innerliche Welt zu ſchaffen begann. Die Ueberlieferung anmuthiger Formen bleibt uns werthvoll, die romantiſche Zuthat intereſſant, aber es kann dieſes Detail allein nirgends den lebensvollen Eindruck auf uns üben, den es im großen Wurfe des Baues ſelbſt auf uns übt. In dieſem nämlich hat es die volle Wucht einer jungen hiſtoriſchen Macht; dazu iſt kein ausgebildetes Bewußtſein nöthig, dazu genügt eine allgemeine, kühne Abſicht, jener geniale Unternehmungsgeiſt, der mehr inſtinktartig als bildesfeſt getrieben iſt. Wir finden dieſen ungreifbaren Hauch ge-

ſchichtlicher Genialität in der ganzen Wendung, welche Frankreich unter Franz dem Erſten nahm, er iſt Atmosſphäre jener Zeit, und wir vermiſſen die einzelnen Beweiſe dafür, wenn wir an die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Königs, wenn wir an das Detail dieſer Zeit gehn. Daher das Unglück, welches dem alltäglichen Hiſtoriker begegnet, der die Wendung, den Umſchwung nicht abläugnen kann, und der in der Detailmanier ſich doch genöthigt ſieht, dieſem Könige und ſeiner Umgebung alles Verdienſt abzuſprechen. Der Mittelpunkt dieſer Renaiſſance und der Mittelpunkt in Franz ſelbſt war Geſchmack, Geſchmack als Inſtinkt, Geſchmack im Großen. Das Beſte daran läßt ſich nicht nachrechnen und aufzählen, denn es war Trieb, nicht Kenntniß und Bewußtſein, und es wurde eben deshalb nach hundert Seiten hin befleckt, wo es mit den Fragen einer gefolgerten Idee zuſammentraf.

Deshalb, weil aus einer ganz allgemeinen Empfängniß ſtammend, iſt aller große Bau dieſer Zeit, der Thurm, das Schloß, die Treppe, die Gallerie, ſo viel mächtiger als alles Detail. In dieſem Detail gelingt Manches zu guter Stunde, und der Genius des Geſchmacks zwingt Alles glücklich zu einem Stile — aber die ſelbſtändige Schönheit gebricht oft, und

um den besten Genuß davon zu haben, muß man es nur im Ganzen überschaun.

Welche Fülle dieser vergangenen Welt der großen und kleinen Appartements, der vergoldeten Medaillons auf den Wänden, der prächtigen Kamine, welche Fülle giebt Fontainebleau! Auch jener taffetne Hofeindruck französischer Schlösser kann hier nicht aufkommen, nicht die beliebte Tradition alter Fräuleins, die alle genialen Geselligkeitsaperçü's auswendig wissen von Franz dem Ersten bis Karl den Zehnten, alle die charmanten Nüancen der Bildung, welche sich nur in den petits appartements zeigen durften. Denn da, heißt es, war der Hof en famille, in den grands appartements entfaltete sich nur Etikette. All dergleichen sind Gedanken aus Versailles, nicht aus Fontainebleau. Aber man fand in Fontainebleau über der Kapelle der heiligen Dreieinigkeit — es gab drei Kapellen im Schlosse — jene Inschrift der französischen Königszeit, die so stolz und so folgenreich herausgefordert hat: „Betet Gott an, und dann den König."

Wenn ich aus dem langen, schönen Eindrucke, den mir das Innere dieses Schlosses gewährt, noch einige Hauptpunkte herausheben will außer den Gemächern Napoleons und der Maintenon, so ist es immer wieder die glänzende, wie ein Freudentag schimmernde Gallerie der Diana, wo die meisten Bilder Heinrich den Vierten, le roi chevalier, feiern, wo vor Kurzem unsere nordische Prinzessin Helene eine Hochzeitstafel fand, an der gegen 300 Franzosen saßen. Es ist ferner der Raum unter dieser Gallerie, den man nicht sieht, der aber düster mit seinen gewaffneten Hirschköpfen vor der Phantasie aufsteigt. Da unten in der galerie des cerfs nämlich ließ die schwedische Christine den Monaldeschi ermorden. — Es ist endlich ein wunderlich Zeichen unsrer Zeit, was nicht aus dem Gedächtnisse will. Die Wiederherstellung des Schlosses muß den König Ludwig Philipp sehr große Summen gekostet haben und kosten; da ist unter Anderem ein großer Saal mit großer Mühe und schwerem Aufwande wieder in Stand gebracht und reich ausgeschmückt worden, sehr reich und theuer; dieser Saal heißt der Saal Ludwig Philipp's, und wird von schweren dorischen Säulen getragen; diese Säulen, mitten in dem massiven, stattlich und ächt hergestellten Fontainebleau, diese

Säulen ſehen wie Marmor aus, und wenn man die Hand daran legt, ſo erfährt man, daß ſie von Holz ſind. In Frankreich! wo der Marmor jedem Bürger zu Gebote ſteht!

Wäre das nöthig für den Saal des Bürgerkönigs?

4.

Die Königin Chriſtine hatte im Sommer 1654 dem ſchwediſchen Throne von freien Stücken entſagt. Sie wollte unter dem ſchönen Himmel der Künſte und des Genuſſes, ſie wollte in Italien leben, und reiſ'te durch Frankreich. Man nahm ſie ausgezeichnet in Frankreich auf. Deſſen eingedenk, und vielleicht wieder begierig nach dem Pompe einer großen Monarchie, wollte ſie drei Jahre ſpäter, Anfangs October 1657, den franzöſiſchen Hof zum zweiten Male beſuchen. Zu Staunen und Aerger erhielt ſie den Befehl, nicht nach Paris zu kommen, ſondern in Fontainebleau zu bleiben. Ludwig XIV. war damals noch ſehr jung, und Mazarin regierte.

In dieſer ärgerlichen Stimmung ereignete ſich die merkwürdige Hinrichtung Monaldeſchi's. Der Pater Lebel in Fontainebleau, der die ganze Begebenheit von Anfang bis zu Ende angeſehn, hat ſie ausführlich

niedergeschrieben. Sein Bericht ist im Wesentlichen folgender:

Am 6. November 1657 des Morgens ein Viertel auf Zehn ward ich zur Königin von Schweden gerufen, die in der Conciergerie des Schlosses wohnte. Ich fand sie allein in ihrem Zimmer, und nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bezeigt, fragte ich nach ihrem Begehr. Sie sagte, um mit größerer Freiheit zu sprechen müßte ich ihr folgen, und ging mir voraus in die Hirschgallerie. Dort fragte sie, ob ich schon einmal zu ihr gesprochen. Ich e widerte, daß ich nur die Ehre gehabt, ihr meine Reverenz zu bezeigen, und daß sie die Güte gehabt, mir dafür zu danken, sonst nicht. Darauf äußerte sie, ich trüge ein Kleid, das Vertrauen erweckte, und ich mußte versprechen, das Geheimniß unter dem Siegel der Beichte zu verwahren, das sie mir anvertrauen wolle. Ich erwiderte ihr, wie die Schrift sagt: Es ist gut, das Geheimniß des Königs verborgen zu halten.

Nach dieser meiner Antwort gab sie mir ein Paket Papier, das an drei Orten versiegelt und ohne Aufschrift war, und befahl mir, es ihr wieder einzuhändigen, in Gegenwart dessen sie es heischen würde. Dieses versprach ich. Dann befahl sie mir, Zeit, Tag, Stunde und Ort wohl zu merken, wo sie mir

das Paket gegeben, und ohne weitere Unterhaltung zog ich mich zurück mit dem Paket, und ließ die Königin in der Gallerie.

Sonnabends, am zehnten Tage deſſelben Monats November, Mittags um ein Uhr, ließ mich die Königin abermals rufen. Ich ging erſt in mein Kabinet, um das Paket mitzunehmen, weil ich dachte, ſie ſchickte deshalb. Darauf folgte ich dem Kammerdiener, der mich durch die Thüre des Donjon in die Hirſchgallerie führte, und gleich nach unſerm Eintritte die Thüre ſo ſorgfältig verſchloß, daß ich darüber erſchrocken war. Gegen die Mitte der Gallerie hin bemerkte ich die Königin, die mit einem aus ihrer Suite ſprach, den man den Marquis nannte (ich weiß ſeitdem, daß es der Marquis von Monaldeſchi war), und ich näherte mich der Fürſtin, ihr meine Verbeugung machend. Sie verlangte mit lauter Stimme in Gegenwart des Marquis und dreier Männer, die da waren, das Paket, welches ſie mir anvertraut. Zwei der drei Männer waren an die vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte ſtand ziemlich nahe bei Ihrer Majeſtät. Ich trat zu ihr, und überreichte ihr das Paket. Nachdem ſie es entgegen genommen und eine Zeit lang betrachtet, öffnete ſie es, und nahm die Briefe und Schriften, welche darin

waren. Sie ließ sie den Marquis sehn und lesen, und fragte ihn mit ernster Stimme und würdiger Haltung, ob er sie kenne. Er verneinte es, wurde aber bleich. „Wollt Ihr diese Briefe und Schriften nicht anerkennen?“ sagte sie darauf — es waren in der That nur die Abschriften, welche diese Königin selbst gemacht hatte. —

Als ihre schwedische Majestät besagten Marquis eine Zeit lang brüten gelassen über diesen Kopieen, zog sie darunter die Originale hervor, hielt sie ihm unter die Augen, nannte ihn einen Verräther, und hieß ihn anerkennen seine Hand- und Unterschrift. Sie fragte ihn mehrere Male, worauf denn der Marquis, sich entschuldigend, antwortete so gut es ging, und den Fehl auf andere Personen schob. Endlich warf er sich zu den Füßen dieser Königin, und bat um Gnade. Zu gleicher Zeit zogen die drei Männer, die da zugegen waren, ihre Degen aus der Scheide, und sie haben sie nicht wieder hineingesteckt, als bis der Marquis gerichtet war.

Er erhob sich und zog die Königin in einen Winkel der Gallerie, und dann in einen anderen, und bat immerfort, ihn zu hören und seine Entschuldigungen anzunehmen. Ihre Majestät sagte niemals Nein, sondern hörte ihn mit einer großen Geduld, und

ohne die geringſte Beſchwerlichkeit und Zorn zu zeigen. Dann wendete ſie ſich zu mir, als der Marquis ſie auf's Aeußerſte drängte, ihn zu hören und zu erhören, und ſagte: Mein Vater, ſeht und bezeugt, daß ich — und hier näherte ſie ſich dem Marquis, und lehnte ſich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Griffe — nichts beeile gegen dieſen Mann, und daß ich dieſem Verräther und Treuloſen alle Zeit gebe, und mehr als man von einer beleidigten Perſon verlangen kann, um ſich zu rechtfertigen, wenn er kann.

Der Marquis, ſehr bedrängt durch die Königin, gab ihr Papiere und zwei oder drei kleine, aneinander gebundene Schlüſſel, die er aus ſeiner Taſche zog, und es fielen ihm dabei zwei oder drei Geldſtücke aus dieſer Taſche; und nach einer Konferenz, länger denn eine Stunde, konnte der Marquis durch ſeine Antworten die Königin doch nicht zufrieden ſtellen, die Königin näherte ſich wiederum mir ein Wenig, und ſagte mit erhobener, aber ernſter und gemäßigter Stimme: Mein Vater, ich ziehe mich zurück, und überlaſſe Euch dieſen Mann, bereitet ihn zum Sterben, und tragt Sorge für ſeine Seele. Als dieſer Befehl ausgeſprochen war, erſchrack ich ſehr, und der Marquis warf ſich ihr zu Füßen und ich ebenfalls,

um Gnade bittend für den armen Marquis. Sie ſagte aber, das könne ſie nicht, und dieſer Verräther ſei ſchuldiger und verbrecheriſcher, als die zum Rade verdammt werden. Er wiſſe ſehr gut, daß ſie ihm als einen treuen Unterthan die wichtigſten und geheimſten Gedanken mitgetheilt, gar nicht in Betracht zu ziehn, was ſie ihm Güter geſchenkt, mehr denn einem Bruder, als ſolchen hätte ſie ihn immer betrachtet, und ſein eignes Gewiſſen ſollte ihm zum Henker dienen.

Nach dieſen Worten zog ſich die Königin zurück, und ließ mich und die drei Männer, die ihre Degen nackt hielten, in der Abſicht, die Exekution zu vollſtrecken. Als die Königin hinaus war, warf ſich der Marquis vor mir nieder, und beſchwor mich inſtändig, ihr nachzugehn und ſeinen Pardon zu erwirken. Die drei Männer aber preßten ihn zu beichten mit dem Degen gegen die Nieren, ohne jedoch zuzuſtoßen, und ich, Thränen im Auge, ermahnte ihn, Gott um Gnade zu bitten. Der Anführer dieſer Drei ging noch einmal zur Königin um Begnadigung des armen Marquis, kam aber traurig wieder, weil die Herrin Eile befohlen, und ſprach weinend: Marquis, denkt an Gott und Eure Seele, es muß geſtorben ſein. Bei dieſen Worten warf ſich der Marquis wie

außer ſich ein zweites Mal zu meinen Füßen, mich um Verwendung beſchwörend. Dies that ich, und fand Ihre Majeſtät allein in ihrem Zimmer mit ganz klarem Geſicht und ohne die mindeſte Bewegung. Ich näherte mich, und fiel weinend und ſchluchzend nieder, und bat um die Schmerzen und Wunden Chriſti, Gnade zu üben an dieſem Marquis. Sie zeigte ſich betrübt, dies nicht zu können nach der Treuloſigkeit und Grauſamkeit, welche dieſer Unglückliche gegen ihre Perſon geübt. —

Da ich das Vergebliche dieſer Bitten ſah, nahm ich mir die Freiheit ihr vorzuſtellen, daß ſie im Hauſe des Königs von Frankreich ſei, und daß ſie wohl beachten möge, was ſie exekutiren laſſe und ob der König das gut heißen werde. Darauf antwortete ſie mir, ſie halte dieſe Juſtiz Angeſichts des Altars und nehme Gott zu Zeugen, wenn ſie, an die Perſon des Marquis gehend, nicht allen Haß bei Seite gethan, und ſich nur an das Verbrechen und den Verrath dieſes Mannes halte, der nie ſeines Gleichen gehabt. Und wenn auch der König von Frankreich ſie in ſeinem Hauſe wie eine flüchtige Gefangene beherbergte, ſo ſei ſie Herrin ihrer Willensmeinungen, Juſtiz zu laſſen und zu üben an ihren Dienern jeden Orts und jeder Zeit, und ſie ſei nur Gott Rechen-

ſchaft ſchuldig für ihre Handlungen, und — ſetzte ſie hinzu — das was ſie thäte, ſei nicht ohne Beiſpiel.

Ich entgegnete, daß einiger Unterſchied ſtattfände, wenn die Könige ſo etwas bei ſich zu Hauſe thäten, und wenn anderswo. Aber ich hatte dieſe Worte kaum geſprochen, ſo gereuten ſie mich auch ſchon, weil ich fürchtete, der Königin zu arg zugeſetzt zu haben, und im Weggehn machte ich ihr nur noch einmal Vorſtellungen, ob ſie nicht beſſer thäte, den armen Marquis dem Könige zu überantworten für einen formellen Prozeß. —

Was! rief ſie, ich, in der abſolute und ſouveraine Juſtiz über meine Untergebenen wohnen ſoll, ich ſoll mich dahin gebracht ſehn, gegen einen verrätheriſchen Diener nachzuſuchen, deſſen Verbrechen, geſchrieben und unterſchrieben von ſeiner eignen Hand, in meiner Macht ſind!

Das iſt wahr, ſagte ich, aber Eure Majeſtät iſt zur Hälfte betheiligt. Da unterbrach ſie mich, und ſagte: Nein, nein, mein Vater, ich werd' es den König wiſſen laſſen, geht hin, und bereitet ihn zum Tode, ich kann nicht nachlaſſen. —

So ſchickte ſie mich zurück. Aber ich erkannte am Wechſel der Stimme in den letzten Worten, daß wenn die Königin die Aktion hätte verſchieben und

den Ort wechseln können, sie es unzweifelhaft gethan hätte. Aber die Sache war zu weit gediehn für einen andern Entschluß, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Marquis entweichen und das eigne Leben ausgesetzt zu sehn.

In dieser Extremität wußte ich nicht, was thun und wozu mich entschließen. Weggehn konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt, ich war durch eine Gewissenspflicht verbunden, dem Marquis beizuspringen und ihn zum Sterben zu bereiten.

Ich kehrte also in die Gallerie zurück, umarmte den Unglücklichen, der in Thränen schwamm, und ermahnte ihn in den besten Ausdrücken, sich zum Tode zu entschließen und zu schicken, da in dieser Welt keine Lebenshoffnung mehr für ihn existire.

Bei dieser Nachricht stieß er zwei oder drei laute Schreie aus, stürzte auf die Kniee vor mir, der ich mich auf eine Bank der Gallerie gesetzt, und begann seine Beichte. Aber schon weit darin vorgerückt, erhob er sich plötzlich zwei Mal und schrie. Ich ermahnte ihn, sich zu fassen, und er beendigte seine Beichte lateinisch, französisch, italienisch, wie er's eben am Besten konnte, in der Bestürzung, die er litt. Als ich ihn um Aufklärung eines Zweifels fragte, trat der Almosenier der Königin in die Gallerie, und ohne

die Absolution bei mir abzuwarten, stürzte der Marquis auf ihn zu, von Neuem Hoffnung schöpfend. Sie sprachen leise zusammen eine ziemlich lange Zeit, hielten sich bei den Händen und hatten sich in einen Winkel zurückgezogen. Als ihre Konferenz beendigt war, ging der Almosenier hinaus und nahm mit sich den Anführer der drei Männer; es dauerte aber nicht lange, so kam dieser allein zurück und sagte: Marquis, befehlt Eure Seele Gott, denn ohne weiteres Zaudern gilt's nun zu sterben. Hast Du gebeichtet? — Dies sprechend drängte er ihn an die Wand am Ende der Gallerie, wo das Bild ist von St. Germain-en-Laye, und ich konnte mich nicht so schnell umwenden, wie er ihm einen Stoß in den Magen gab von der rechten Seite. Der Marquis wollte ihn pariren und griff mit der rechten Hand nach dem Degen, der Andere zog zurück, und schnitt ihm dabei drei Finger ab, der Degen aber blieb verbogen. Darauf rief dieser einem Anderen zu, der Marquis müsse inwendig verwahrt sein, wie er denn auch in der That ein Panzerhemd darunter trug von neun bis zehn Pfund. Da wiederholte nun jener selbige seinen Streich und zwar in's Angesicht, dergestalt, daß der Marquis aufschrie: Mein Vater, mein Vater! Ich näherte mich ihm, und die Andern traten

ein Wenig zur Seite. Mit einem Knie auf dem Boden bat er Gott um Gnade, und ſagte mir noch etwas, worauf ich ihm die Abſolution ertheilte unter der Buße, den Tod zu erleiden für ſeine Sünden, und denen zu vergeben, von denen ſein Tod käme. Als er abſolvirt war, warf er ſich auf die Flieſen nieder, und indem er fiel, gab ihm Einer einen Hieb über den Oberkopf, der die Knochen auseinanderriß. Da, der Länge nach ausgeſtreckt, machte er ein Zeichen, man möge ihm den Hals durchhauen, und jener nämliche gab ihm auch zwei oder drei Streiche auf den Hals, ohne ihm jedoch damit viel anzuhaben. Denn das Panzerhemd, was innen am Halskragen des Wamſes hinaufging, parirte und hinderte die Macht des Hiebes. Ich ermahnte ihn unterdeß, Gottes eingedenk zu ſein und auszudauern mit Geduld, und ſagte andre ähnliche Dinge. Da trat der Anführer an mich, und fragte, ob er ihn nicht zu End' bringen ſollte. Ich fuhr ihn rauh an, und ſprach, daß ich ihm darüber keine Rathſchläge zu geben hätte, ich verlangte das Leben, nicht den Tod des Mannes. Er bat mich ſodann um Verzeihung, und geſtand ein, daß er Unrecht gehabt, mich ſo was zu fragen.

Unter dieſem Zwiegeſpräch hörte der arme Marquis, eines letzten Streichs gewärtig, die Thür der

Gallerie aufgehn, faßte ſogleich wieder Lebensmuth, wendete ſich um, und da er in dem Eintretenden den Almoſenier erkannte, ſchleppte er ſich ſo gut es ging zu ihm, ſich am Getäfel der Gallerie fortſchiebend, und flehte um Gnade. Er rang die Hände, und ſagte ihm etwas wie beichtend. Dieſer aber verwies ihn auf Gott, und nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, gab auch er ihm die Abſolution, und zog ſich zurück, mir auftragend, daß ich beim Marquis bleiben ſolle; er wolle zur Königin gehn. Zu gleicher Zeit durchbohrte derjenige dem Marquis die Kehle, welcher ihm vorher nach dem Halſe gehauen, und welcher jetzt mit dem Almoſenier auf ſeiner linken Seite geweſen, und dies geſchah mit einem ziemlich langen und ſchmalen Degen. Von dieſem Streich fiel der Marquis auf die rechte Seite und ſprach nicht mehr. Aber er athmete noch über eine Viertelſtunde, während welcher ich ihm immer zurief, und ihn ermahnte auf's Beſtmöglichſte. Nachdem er ſo ſein Blut verloren, endigte dieſer Marquis ſein Leben um drei Viertel auf Vier Nachmittag. Ich ſprach ihm das „De profundis“ mit einem Gebet, und darauf legte der Anführer ihm ein Bein und einen Arm herum, knöpfte ihm Ober- und Unterhoſe auf, durchſuchte ihm die innere Taſche, und fand nichts

weiter, als in der Seitentasche ein kleines Stundenbuch der Jungfrau und ein kleines Messer. Sie gingen dann alle Drei fort, und ich hinterher, um die Befehle Ihrer Majestät einzuholen. Die Königin, vergewissert über den Tod des Marquis, bezeigte ihr Leid, daß sie zu dieser Exekution genöthigt gewesen, daß sie aber gerechte Justiz geübt für solch Verbrechen, und daß sie Gott bitte, ihm zu verzeihn. Sie trug mir auf, daß er weggebracht und beerdigt werde, und versprach, mehrere Messen für die Ruhe seiner Seele lesen zu lassen. Ich besorgte eine Bahre und einen Karren wegen der Dämmerung, der Schwere und des schlechten Weges, und ließ ihn durch meinen Vikar und Kapellan und drei Leute nach der Pfarrkirche von Avon geleiten, mit der Ordre, ihn in der Kirche nahe beim Weihkessel zu beerdigen, welches denn gethan und ausgeführt wurde um drei Viertel auf Sechs des Abends. — — —

Dies die Hinrichtung eines verrätherischen Geliebten, eine Lustschloßscene jener Zeit, die Viel zu denken giebt. Mazarin bezeigte der schwedischen Majestät im Namen seines Königs das höchste Mißfallen darüber. Was antwortete sie?

„Herr Mazarin, diejenigen, welche Euch die Umstände Monaldeschi's, meines Stallmeisters, mitgetheilt, waren sehr schlecht unterrichtet. Ich finde es sehr befremdlich, daß Ihr so viel Leute in Bewegung setzt, um Euch über die Wahrheit der Thatsache aufzuklären. Euer Verfahren sollte mich indeß nicht Wunder nehmen, so thöricht wie es ist, aber ich hätte nie geglaubt, daß Ihr oder Euer junger stolzer Herr es wagen würdet, mir darüber die geringste Erinnerung zu machen.

Erfahrt denn, so viel Ihr Eurer da seid, Diener und Herren, Große und Kleine, daß es mir gefallen hat, so zu handeln, daß ich Niemand, sei's wer es sei, Rechenschaft geben muß oder will von meinen Handlungen, obenein Prahlern Eurer Art. Ihr spielt eine eigne Figur für eine Person Eures Ranges, aber was Euch auch bewogen hat, mir zu schreiben, ich gebe zu wenig darauf, um mich nur einen Augenblick darum zu kümmern. Ihr sollt wissen und sagen für Jedermann, der's hören will, daß Christine sich sehr wenig kümmert um Euren Hof, und noch weniger um Euch, daß ich, um mich zu rächen, keines Rekurses brauche an Eure erschreckliche Macht. Meine Ehre hat's so gewollt, mein Wille ist ein Gesetz, was Ihr zu respektiren habt; still zu schweigen

iſt Eure Schuldigkeit, und manche Leute, die ich um nichts höher anſchlage als Euch, thäten ſehr wohl, zu lernen, was ſie ihres Gleichen ſchuldig ſind, ehe ſie einen ſo unpaſſenden Lärm erhöben.

Wißt denn, Herr Kardinal, daß Chriſtine überall, wo ſie verweilt, Königin iſt, und daß an jedem Orte, wo es ihr zu wohnen gefällt, die Leute, wie arge Schelme ſie auch ſein mögen, ihr mehr werth ſind als Ihr und Eure Vertraute.

Der Prinz von Condé hatte wohl Recht, auszurufen, da Ihr ihn unmenſchlich zu Vincennes in der Gefangenſchaft hieltet: Dieſer alte Fuchs wird nie aufhören, die guten Diener des Staats zu beleidigen, bis das Parlement dieſen berühmten Schurken von Piscina abdankt oder ſtreng beſtraft.

Glaubt mir, Julius, betragt Euch danach, mein Wohlwollen zu verdienen, das koſtet keine großen Studien, und Gott behüte Euch, jemals die geringſte Indiskretion gegen meine Perſon zu verſuchen. Wäre ich am Ende der Welt, ich würde unterrichtet von Euren Schlichen, ich habe Freunde und Höflinge zu meinem Dienſt, die eben ſo geſchickt und wachſam ſind als die Eurigen, wenn auch weniger gut bezahlt.“ —

Vierzehn Tage nach dieſem Briefe erſchien Ludwig XIV., begleitet von ſeinem Premierminiſter Mazarin, in Fontainebleau, um der Königin Chriſtine einen feierlichen Beſuch abzuſtatten.

War Mazarin furchtſam? ohne Galle? Oder trug der junge König den Gedanken einer abſoluten Königsmacht ſchon ſo ausgebildet in ſich, daß er dies Privatrecht über Leben und Tod auch in dieſer penſionirten Königin, auch gegen einen mächtigen Miniſter gutheißen und weihen wollte? Oder hat Ludwig XIV. von der Chriſtine gelernt?

Dies ſind die Geheimniſſe franzöſiſcher Luſtſchlöſſer.

5.

Das Schloß iſt nach der Seite hin, wo es nicht gedeckt wird von der Stadt, mit Gärten begrenzt, die in Alleen und Baumpartieen mehrſeitig in den Forſt ſich ſchlängeln. Was könnte ſchöner ſein! Es fehlt da eine ſtarke, talentvolle Hand, welche dieſen verſtückten Theilen verſchiedener Jahrhunderte eine gemeinſchaftliche Weihe gäbe. Franz hat ſich eine Gartenpromenade mit einer Terraſſe angelegt, Heinrich hat das niedergeriſſen und was Anderes angefangen, Ludwig XIV. hat im Ganzen umgewälzt, Napoleon, überall England haſſend, nur nicht in Poeſie und Garten, iſt mit einer engliſchen Anlage zuletzt dageweſen. Das wird vielleicht bei Gebäuden intereſſant, wo das Menſchenwerk in ſich fertig wird, und nicht gegen den Plan nächtlings und frühlings weiter wächſt oder verdorrt, bei Gartenanlagen wird es eine Wüſte. Denn der Garten iſt ein Gedicht, was mit jedem Frühjahre neu gefeilt ſein will, weil es in unmittelbarer Berührung

mit der forttreibenden Natur. Diese wiederkehrende poetische Hand fehlt den Gärten von Fontainebleau, und sie haben darum etwas Unordentliches, vielfach Trocknes und wenig Erquickliches. Der sterile Sandboden neigt ohnedies zu solchem Eindrucke, und war schon Heinrichs Verzweiflung. Sä't doch Gaskogner, rief er im launigen Aerger den klagenden Gärtnern zu, sät Gaskogner, die kommen überall fort!

Es fehlt aber nicht so an Gedeihn, wie man dem Boden ansehn läßt, edle Bäume wachsen, der feine Baum Frankreichs, die Platane, diese überall schattende französische Linde ist in Gruppen und Alleen reichlich vorhanden. Es fehlt nur systematische Pflege und Talent. Die Franzosen sollen nach Muskau gehn und lernen: dort giebt's einen schlechteren Erdboden und gar keinen geschichtlichen Boden mit behilflichem Reize, und dort ergreift Euch eine Gewalt der Naturkunst, von welcher das begabtere aber nicht benutzte Fontainebleau nichts weiß. Aber ein Geschmack für Natur ist dafür erforderlich, der allerdings nicht französisch zu sein scheint, denn der Gipfel französischer Gartenkunst unter Le Notre ist ein architektonischer Reiz und vielleicht ein Reiz der Uebersichten und Farben, aber keineswegs ein Reiz der Naturkunst, wie der Fürst Pückler ihn zu schaffen und zu lehren weiß. Ferner

ein Fleiß und eine Sorgfalt ist dafür erforderlich, als wenn es sich um die Anordnung von Alexandrinern handelte, ein solch kläglicher Rasen, wie er dicht am großen Teiche, also dicht am Wasser, Angesichts des Schlosses, seine Verdrießlichkeit, seine staubige Unordnung streckt, ein solcher Rasen ist nicht zu dulden. Das Gedächtniß dessen, was just hier in der Nähe sich Alles zugetragen, lockt auch die gedankenlosen Blicke hierher, und auch sie sehen die träge Welt des Bodens, wo sonst Sammtteppiche lagen. Unter den Kiefern des englischen Gartens nämlich zeigen noch einige Steine die Spuren einer Grotte, der man ausschweifende Dinge nachsagt. Sie sei die Badegrotte Franz des Ersten gewesen, und er habe selten allein und nicht in Gesellschaft von Männern da gebadet. Die Tradition hat ein unsicheres Ansehn, sie giebt dem Könige als stete Badegenossin jene Diana von Poitiers, welche später und ohne Wechsel die Maitresse seines Sohnes Heinrich war. Wir werden später sehen, daß ihr Verhältniß zu Franz keineswegs ein so entschiedenes, deutliches gewesen, wie solche Grottenwelt voraussetzen ließe. In der Dianengallerie stellt ein Bild dar, wie Franz sie zum ersten Male sieht: sie ist ein ganz junges Mädchen und bittet um Gnade für ihren Vater. Wo sie sonst auf Bildern, Chiffren

und historischen Zeugnissen erscheint, da ist sie stets mit Heinrich II. verbunden, der sie leidenschaftlich liebte und zur Herzogin von Valentinois erhob. Sie kann deshalb immer einen Bezug haben zu diesen Grottenfreuden Königs Franz, denn solche Sage entsteht nicht ohne Veranlassung, aber sie hat schwerlich die Hauptrolle gespielt. Die Grotte selbst, von zwei in Kristall gefaßten Springbrunnen belebt und getränkt, mit Fresken geschmückt und allem Luxus damaliger Zeit ausstaffirt, scheint ein gepflegtes Spielwerk des Königs gewesen zu sein. Madame de Villedieu erzählt, es sei eine Nische darin gewesen, und dieser Nische gegenüber ein Spiegel. Der König habe auch den Hofleuten beiderlei Geschlechts darin zu baden erlaubt, in der Nische aber sei eine unscheinbare Oeffnung geblieben, von wo aus man den Spiegel vortrefflich übersehn.

Napoleon, der hier zuletzt gepflanzt, hatte keine Zeit für solch leichtsinniges Spiel der Sinne, und dem verlassenen Gatten, dem unbelebten Schloßhofe, der hier herüber schaut, sieht man jetzt nichts mehr an von diesem üppigen Uebermuthe. Tiefe Grabengrenzen zwischen den verschiedenen Gärten erinnern nur etwa noch von fern daran, daß man sich hier absperren könne zu unbelauschter Ausschweifung, und wenn der

Abend niederſinkt, hat man Eile, ſich aus dieſen Eiſengittern wieder hineinzufinden in die Schloßhöfe und aus ihnen in die Stadt, denn dieſer engliſche Garten führt nicht in's Freie, ſondern iſt ein ſtreng gehaltener Vaſall des Schloſſes. Die flachen, offenen Gärten auf der andern Seite ſind dagegen offen für Stadt und Spaziergänger, und dort iſt auch die Plantanenallee, wo ſich die vielfach abgebildete Scene zwiſchen Heinrich und Sülly ereignete. Sülly, tief verläumdet von den Höflingen, war nahe am Sturze, man hielt den König an einem ſchönen Jagdmorgen für reif, den ſparſamen Miniſter in's Exil zu jagen. Das Jagdroß war vorgeführt, der König hatte ſchon einen Fuß im Bügel, da hielt er inne, trat zurück, und eilte gedankenſchwer in die Allee, haſtig auf und abgehend. Er winkt einem Pagen, und läßt Sülly rufen. An allen Ecken, von allen Fenſtern ſehn die Höflinge vergnügt zu, die Kataſtrophe iſt da. Sülly kommt, es beginnt eine eiskalte Unterredung. Aber ſie erwärmt ſich, ſie wird innig, Heinrich ſpricht ſo offen, daß Sülly ihm zu Füßen fallen will — nicht doch, ruft der König, und nimmt ihn in ſeine Arme, dieſe Höflinge ſollen Dich nicht in ſolcher Stellung ſehn, und nicht glauben, ich hätte Dir ihre Verläumdungen zu verzeihn.

Liebenswürdiger Heinrich! Ueberall, wo man Dir in Frankreich begegnet, wirst Du geliebt! Allen übrigen Königen zählt man die Schwächen auf, und wägt sie. Dir zählt man sie auf, um sie lachend hinter sich zu werfen. Allen übrigen zählt man die Liebschaften vor, und heischt Rechenschaft und Ersatz was sie an Geld, Zeit und Sitte gekostet. Dir nicht, und Du hattest die meisten. Bei Dir nur sagt man: er war ein fröhlicher Franzose. Ja, er gehörte zu den glücklichen Naturen des Sonnenscheins, die sich Alles nach der lichten Seite kehren, die Alles von der lichten Seite anfassen, und denen das Bedenklichste gelingt, oder verziehen wird, denn er war doch tapfer und thätig und meinte es doch gut, sagen die Leute, und er war doch auch mitten in der Heiterkeit ein äußerst kluger Herr. So viel vermag ein starkes, mächtiges Naturel, so viel vermag ein immer offenes, immer liebendes Herz. Er wechselte den Glauben, er verführte Weiber, er ließ hinrichten, aber wer spricht davon in Frankreich! Man spricht von Heinrichs Herzensgüte, von seinem Geiste, davon, daß er immer zu verzeihn wußte, weil sein Herz immer offen gewesen. Spielend und lachend, aber unter Spiel und Gelächter furchtbar fechtend, warf er die letzten Guisen, warf er die blutigen Ligueurs darnieder, und unter

lachendem Scherze parirte er die zahlreichen Mordanfälle, bis er in vorgerücktem Alter dem einen erlag, nicht eher, als nachdem er der geliebteſte König Frankreichs geworden war.

Aber dieſe Natur des Sonnenſcheins erklärt ſeine Exiſtenz doch nicht völlig. Man wird deſſen inne, wenn man des Abends von der Gartenſeite Fontainebleau's, der Maintenon-Avenue vorüber, in die Stadt zurückkehrt, und dort im Vorübergehen noch einen Blick durch die Eiſenſtäbe wirft, welche den Hof des weißen Roſſes von der Stadt trennen. Da ſind keine Bäume, es iſt nackt und ernſt bei hereinbrechendem Abende wie in der Mittagsgluth. Hier ergab ſich der zweite franzöſiſche Herrſcher, von dem Frankreich ſo viel ſpricht, hier ergab ſich Napoleon in ſein Schickſal. Denn von Ludwig XIV. ſpricht man wenig, man ſchreibt nur von ihm. Und wie anders iſt dieſe große Napoleons-Natur, als die Heinrichs, eine Natur in Wettern wie jene im Sonnenſchein. Und es fehlte ihr, was jene ſo ſicher hielt in Heiterkeit, es fehlte ihr das legitime Recht. Daß Heinrich die Krone von Erbſchaft wegen gebührte, das erleichterte alles Spiel ſeines Herzens. Verdienen konnte er ſie nebenher, Napoleon mußte ſie alle Tage verdienen; alle Morgen, wenn er erwachte, mußte dies ſein erſter

Gedanke, sein Gedanke des Tages sein. Da wird das offene Lachen des Herzens nicht begünstigt, wäre es auch in der Anlage reichlicher vorhanden, als es bei Napoleon war. Da bildet sich der Unterschied zwischen einem römischen Franzosen und zwischen einem gaskonischen Franzosen wie eine eiserne Grenze hervor.

Der Abend war still, und ein schmales Mondviertel leuchtete spärlich von der Seite, als ich durch die Gitter zum letzten Male in diesen Eintrittshof blickte. Die merkwürdige Napoleonsscene, wodurch Fontainebleau neuerdings und mehr als durch alles Andere historisch geweiht worden ist, sie kam zum Abschiede über mich wie eine weiße Nachtwolke.

Die Scene ist so wichtig für den französischen Charakter, sie hat ein so theatralisches Ansehn, wie es uns oft erkältet, und ist doch innerlich ächt, und stellt darum eine Erscheinungsgröße des Volkes dar.

Alle Schlachten, alle Siege halfen nichts im Frühjahre 1814, der Kaiser siegte einen Tag um den anderen, und Blücher, geschlagen oder nicht geschlagen, ging vorwärts gen Paris. Zu Troyes hörte der Kaiser am 30. März, Paris sei gefallen, und am folgenden Morgen um sechs Uhr schon war er in Fontainebleau. Die großen Appartements blieben verschlossen, dafür war keine Zeit, man richtete sich mi-

litairiſch ein, Napoleon ging in ſeine ſtillen Zimmer, die er ſtets in Fontainebleau bewohnte, und die ungeſehn in einen Garten blicken. Am Abende und nächſten Morgen kamen die Heerſäulen an aus der Champagne und von der Pariſer Seite, und gruppirten ſich um Fontainebleau. Sie waren noch furchtbar genug, und Marmont kommandirte noch mit einer beträchtlichen Macht Paris und dem Feinde gegenüber. Der erſte und zweite April waren ſtill und düſter, man hörte nichts Beſonderes aus Paris. Der Kaiſer hatte nur militairiſche Gedanken. In der Nacht zum dritten kam der Herzog von Vicenza aus Paris, Napoleons Unterhändler mit den Alliirten, und eilt in die Zimmer des Kaiſers. Es iſt noch Hoffnung da, ſagt er, für die Kaiſerin und den König von Rom, aber Sie müſſen ſich raſch entſcheiden, Sire, ſonſt dringen die Bourbon's durch mit ihren Anſprüchen. — Wie denn? — Was entſcheiden? — Sie müſſen abdanken, Sire.

Er war noch in voller Kriegsrüſtung, die ihm ſtets ſo mächtig, und mitten heraus ſollte er, ein Familienvater, für Frau und Kind verzichten auf die Herrſchaft Frankreichs und Italiens, wenn er auch alles ſonſtige Land für den Augenblick vergeſſen hätte. Er ſchüttelte das Haupt, und ging zur Seite. Vicenza

drängt, aber der Kaiſer macht eine ablehnende Bewegung mit der Hand, und wie der Tag kommt, ſteigt er zu Pferde, um die Vorpoſtenlinie zu bereiten. Das hat er im Griff, das läßt ihn denken und giebt doch andere Gedanken, und erfüllt ihn doch mit Sicherheit, er fühlt ſich noch in Kriegesmacht, der Soldat begrüßt ihn mit dem Geſchrei: nach Paris, nach Paris!

Der Tag vergeht, wiederum in der Nacht kommt ein Reitender von Marmont geſendet und zerreißt die Nachtruhe, wenn es eine ſolche für den Kaiſer gab. Die aufgeriſſene Depeſche beſagt, daß der Senat die Abſetzung des Kaiſers proklamirt hat. Was Senat! Dieſes machtloſe Inſtrument — — Der Krieg ſoll ſeinen Gang gehn, der Morgen des 4. April bringt den Befehl, das Hauptquartier näher an Paris zu verlegen zwiſchen Ponthierry und Eſſonne. Mittags iſt die gewöhnliche Parade im Hofe des weißen Roſſes. Darnach tritt eine demokratiſche Wendung ein, die in der Geſchichte ſelten ausbleibt, wenn Noth an Mann kommt, die aber bei dem ſonſt ſo eigenmächtigen Napoleon einen faſt traurigen Eindruck macht, den man in Deutſchland mit den Worten bezeichnet „es muß nahe vor ſeinem Ende ſein.“ Er nimmt nämlich die Oberofficiere der Armee mit in ſeine Zimmer, und es

wird eine Berathung eröffnet über den Stand der Dinge.

Sie verlängert ſich tief in den Nachmittag hinein, und als die Thüren aufgehn, und die Officiere heraustreten, erfährt man: Der Kaiſer hat abgedankt, zu Gunſten ſeines Sohnes und ſeiner Frau, er redigirt ſelbſt die Urkunde. —

Alles dienende Glück iſt verſchwunden! Wie niederſchlagend erſcheint's, daß ſolch ein Entſchluß, ſolch ſchwerer Entſchluß eines Napoleon nutzlos, zu ſpät iſt! Ueber einem leeren Ei des Unglücks hat er gebrütet, der alte, ſonſt ſo mächtige Adler. Es iſt zu ſpät, rief man den Ueberbringern dieſer großen Urkunde, den Herzögen von Vicenza und von der Moskwa entgegen, das Reich der Napoleoniden ſoll ganz zu Ende ſein. —

Noch eh der Kaiſer dies erfährt, trifft ihn ein Schlag, der ihn allem Anſcheine nach noch ſpitzer ſchmerzhaft berührt: Es war wieder Nacht, es gab keinen Schlaf mehr für das ſtolze Haupt im alten Luſtſchloſſe, da ſprengt der Oberſt Gourgaud in den Hof, und eilt haſtig zum Kaiſer. Was iſt? Marmont, Herzog von Raguſa, ein geliebter Napoleoniſcher Marſchall, hat ſeinen Poſten verlaſſen, iſt zum Feinde nach Paris übergegangen — Fontainebleau und

der Kaiser sind schutzlos. Das ist nicht möglich! ruft er aus, das ist nicht möglich!

Als er nicht mehr an der Wahrheit zweifeln konnte, wurde sein Blick stier, er setzte sich auf einen Stuhl und saß eine lange Zeit unbeweglich und lautlos — „der Undankbare!“ rief er dann auf einmal, „er wird unglücklicher sein als ich!“

Und er ist's geworden. In der Julirevolution zu unentschlossenem Kampfe gegen die Nation genöthigt, hat er auch den letzten Halt, die Heimath, verloren, und irrt ruhm- und ruhelos von Land zu Land. Ein unseliger Schritt hat das Leben eines, wie man sagt, sanften und guten Mannes vernichtet. Dies sind untrügliche Zeichen einer starken Nation: sein Land, seine Fahne verlassen wird gebrandmarkt, die Umstände seien noch so schwer zu richten, die Veranlassung sei noch so wirksam. Diese Beschränkung muß eine Nation festhalten, darin muß sie bornirt sein, wenn sie politisch stark werden will. Wo hat man von einem Engländer gehört, daß er gegen England gefehlt! Sei er auch ein einsamer Mann tausend Meilen von der Heimath gewesen. So wird Rußland keine dauernde Gefahr für Europa sein, so lange seine Staatsmänner aus dem Auslande genommen und nicht Russen sind. Die Politik als Geschäft ist ge-

fährlich für den Nachbar, aber nicht innerlich mächtig; man erwirbt mit dem Verſtande, aber man ſiegt und hält nur mit Verſtand und Herzen.

Napoleon, in ſolchen Fragen der Menſchheit rundum feſt in ſich abgeſchloſſen, empfand und überſah ſolch ein Ereigniß tief und weit. Wie Marmonts, ſo war es ihm auch ein Zeichen ſeines eignen Untergangs; es arbeitete in ihm ſtürmiſch, er mußte davon ſprechen, und diktirte eine Proklamation an die Armee, worin er es erzählte, und die an ihrem Schluſſe deutlich ſehen ließ, er werde ſelbſt dem Geſchicke weichen.

Sechs Tage kämpfen ſeine Bevollmächtigten in Paris gegen den Strom, der Alles, was Napoleon heißt, verſchlingen will. Am 11. April kommt Vicença zurück mit der Nachricht: Alles iſt umſonſt. Es waren hei[illegible]e Tage für den Kaiſer, und Fontainebleau, wo er im Alter ruhen wollte, wie er öfter andeutet, hat ihn binnen wenig Tagen raſch altern ſehn. Man ſpricht bekanntlich von einen Vergiftungsverſuche, zu dem er hier geſchritten, und dem ſeine ſtarke Natur widerſtanden. Man weiß nichts Sicheres darüber, und er iſt unwahrſcheinlich.

Jedenfalls war er voller Lebenspläne, als ihm Vicença die letzte Entſcheidung gebracht. Die verſchiedenſten Pläne wurden noch dieſen elften April in ſeinen

Zimmern aufgestellt, durchgesprochen, verworfen. Kannte er die Franzosen so, daß sie dem entschiedenen Strome sich hingäben, und daß er darum nichts mehr versuchen wollte? War sein Abscheu vor dem Bürgerkriege wirklich so ächt und tief? Er war's; und außerdem war die Aussicht eines zähen Krieges mit langsamen Erfolgen nicht seine Sache. Endlich, er fühlte in sich den historischen Helden, der mit nichts Halbem und Mittelmäßigem enden durfte. Die großen römischen Phrasen waren ihm nichts Aeußerliches, wenigstens nichts Aeußerliches geblieben, er hatte seinen Sinn ganz und gar an große und ganze Verhältnisse gewöhnt, er setzte sich nieder an jenen kleinen Tisch, und schrieb hastig jene berühmte Abdankung. Daß er ausstrich, korrigirte und einschob, zeigt nicht nur, wie er bewegt, sondern auch, wie er sich des Verhältnisses bis in alle Nüancen bewußt war. Die Proklamation lautet:

„Die alliirten Mächte haben ausgesprochen, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß sei für Wiederherstellung des Friedens in Europa. Deshalb erklärt Napoleon, getreu seinem Schwure, daß er für sich und seine Kinder verzichtet auf die Throne Frankreichs und Italiens, und daß es kein persönliches Opfer giebt, das des Lebens selber nicht, welches er

nicht zu bringen bereit ſei für das Wohl Frankreichs."

„Napoleon."

So viel ich mich erinnere, war unter Anderem die Verſtärkung „das des Lebens ſelber nicht" — même celui de la vie — über die Zeile eingeſchoben. Der Wurf des Satzes iſt im Franzöſiſchen voller und ſchwerer, da es vermittelſt der Partizipialkonſtruktion nur ein in ſich verſchlungener Satz iſt. Dieſes direkte Erbtheil der römiſchen Sprache, deſſen ſich im gewöhnlichen Leben der gewöhnlichſte Franzoſe bedient, iſt ein großer Gewinn für den ununterbrochenen Strom der Sprache. Unſere Ausholungs-Konjunktionen die, „Da" und „Weil" und „Nachdem" und „Inſofern" zerſpalten und zerhacken, beläſtigen mit den ſpät kommenden Zeitworten den Gang und zerbröckeln den überſichtlichen Eindruck. Der Liebhaber des Details kann mit Genugthuung ſehn, daß Napoleon bei dieſem großen Akte ſich des römiſchen Erbtheils bedient. Es iſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, daß das Franzöſiſche eigentlich nicht Napoleons Mutterſprache war, wenn er es auch von Kindheit auf gelernt. Lätitia hat italieniſch zu ihm geſprochen. Die Guiſen hielten es noch für ein unüberſteigliches Hinderniß zwiſchen ſich und der franzöſiſchen Krone, daß ſie nicht urſprüngliche Altfran-

zosen seien. Napoleon hatte es überwunden, und ganz andere Gründe entrangen ihm den Sieg.

Nach Abfassung jenes Satzes vergingen noch traurige acht Tage in Fontainebleau, ehe seine Todeszukunft geordnet war. Er sah in seinem kleinen Garten den Haselbusch und die Platane Frühlingskeime und Blätter entfalten, und der schmerzliche Gedanke schnürte sein Herz zu: Du wirst die volle Frühlingspracht und den weichen Sommer in Frankreich nicht mehr erleben! Dein niedrigster Soldat hat dies vor Dir voraus, vor Dir, dem Kaiser, Du nur wirst ausgestoßen!

Es erschien der merkwürdige Beschluß, ihm die Souverainetät der Insel Elba zu geben. Ein höchst wunderlicher Beschluß! Es ist so viel Ironie wie Gutmüthigkeit darin, und so viel Gutmüthigkeit wie Mangel an Politik, dem Kaiser der Erde, dem kein anderer Rechtstitel der Macht als der des Schwertes zugestanden wurde, diesem gefürchteten Kaiser eine kleine Souverainetät zu schenken, nachdem ihm das Schwert aus der Hand gerungen war. Und die Souverainetät einer Insel, die so nahe an Frankreich liegt! Der Beschluß gleicht einer poetischen Insel, die man in kleinem Geschmacke mitten in den Ocean der Politik verlegen will, der erschöpfte Held sollte dort Dichter

werden, Kohl pflanzen und spielen, man gab ihm auch eine Handvoll Soldaten dazu mit. Es ist so ein deutscher Zug darin, der aus Oesterreich kam, und eine poetische Wallung Alexanders, der einst zu Erfurt mit dem Manne in poetischer Politik geschwärmt hatte.

Ich erinnere mich, daß man diesen Beschluß in Preußen gar nicht begreifen konnte. In Preußen haßte man Napoleon wol auch am Innigsten. England, sein ewiger Feind, hatte ihn und seine Armeen nie gesehn, es hegte nur jenen politischen, jenen Begriffs-Haß, der nichts Unmittelbares, nichts menschlich Dramatisches hatte, und der deshalb später auch so langsam marternd zu Tage kam. In Spanien und in Preußen hatte Napoleon an's Herz und an die Nieren gegriffen, man kannte die Eingeweide seines Heeres, der Eroberung und Unterdrückung intim, man fühlte alles eigenthümliche Leben bis in die innersten Kammern bedroht und angegriffen, man verlangte, daß die Person solches Urhebers persönlichst zerrissen, vernichtet werde. Es wäre auch wol das Entsetzlichste geschehn, wenn Napoleon preußischen Truppen in die Hände gefallen wäre. Die Franzosen haben keine Vorstellung davon, und die Schonungslosigkeit der preußischen Heere in Frankreich ist ihnen bis jetzt im Gedächtnisse,

allein hervorragend, verhaßt hervorragend aus dem Getümmel der Kriegserinnerung. Das kann nicht ſchaden, ſolch ein ſcharfes Verhältniß bürgt immer für Leben beider Theile. Daß ſie das Wort Preuße noch jetzt in Frankreich immer mit einer gewiſſen Erregung vernehmen, das iſt beſſer, als ſich gleichgültig oder mitleidig aufgenommen zu ſehn. Der grimme Haß, den ſie in Spanien fanden, hält ſie heute noch in Reſpect vor einem innerlich aufgelöſ'ten Lande, das ohne ſolchen Reſpekt ihnen leicht wie eine bequeme Beute, oder wie ein unbedeutender Spielball ausſehn könnte. Die Nationen können im Großen und Beſten vereinigt ſein, ohne ſich perſönlich auszuwiſchen und aufzugeben. Die ſorgfältig bewahrte und eifrig ausgebildete Verſchiedenheit, die ſich ſelbſtändig auszuzeichnen ſucht, ſie iſt das unberechenbare Mittel, die Welt in Mannigfaltigkeit und dadurch eben mächtig zu fördern. Blinder Haß und blinde Verſchwommenheit in Hingebung ſind von gleichem Uebel.

Der Napoleonshaß in Preußen hatte offene Augen, ja er hat ſich bei gar viel geſund-ſehenden, etwas nüchternen und zähen Naturen bis heute ganz friſch und lebendig erhalten. Preußen und die angrenzenden Staaten ſind noch verſehn mit jenen ſtrengen Männern, welche unerbittlich den alten Feind weit

von ſich halten, die den Kopf ſchütteln zu einer Jugend, welche ſich von der poetiſchen Fata morgana beſtechen läßt, und in bunte Herrlichkeit des Wortes einhüllt jenen verhaßten Empereur. Seien wir billig, ſeien wir klug! Dieſe grauen Leute ſind uns erſprießlich, ſind uns Noth, ſie haben Recht für ihren Theil im Staate, ſie wirken gut als Sauerteig. Es iſt ſchön, ſich poetiſch zu berauſchen, aber es iſt gut, daß es auch nüchterne Leute giebt; der Rauſch thut außerordentliche, aber auch thörichte Dinge. Der Miniſter Stein war im Civil der Anführer dieſer unerweichlichen Veteranen des Haſſes. Blücher war der ſoldatiſche Ausdruck dafür, der rohſte, aber auch der wirkſamſte; ſeine Ungeſchlachtheit, ſeine Unbedachtheit, ſein roher aber nie ſinkender Säbel, dies ganz ordinaire aber unverwüſtliche Huſarenelement hat den Napoleon niedergebracht, es war Napoleon's Untergang 1814 und 1815. Siege helfen nur, wenn der Beſiegte weicht oder fürchtet. Keins von Beiden that Blücher, und ſo machte er den Sieger todt. Das ſoll man im Auge behalten, um nicht im poetiſchen Schreck heutiger Geſchichtsanſicht rücklings hinzutaumeln, wenn einige Falten der Tradition geöffnet werden, und man erfährt, wie Blücher den Napoleon anſah, und wie er ihn huſarenmäßig haßte. „Wenn

wir ihn kriegen" — überliefert eine Blücher'sche Sage — „so laß ich ihn aushaun."

Giebt's ein wohlfeiler Mittel, zwei historische Figuren mit einem Male in den Koth zu ziehn? An den einen würde man stets mit ekelvollem Widerwillen denken, und das Bild des Kaisers wäre für immer besudelt, da es nicht darauf angelegt war, einen religiosen Märtyrer darzustellen, der unbeschadet seines Schimmers das Unwürdigste erfahren kann.

Habt Ihr Euch erhoit und Euch die Unmittelbarkeit eines Vaterlandskrieges vor Augen gebracht, dann werdet Ihr die milde Größe eines Mannes um so höher bewundern, der, von derselben Staats- und Kriegspartei, den Kaiser und die französische Welt so hoch achtete, wie's jetzt die Geschichte thut, der den Krieg förderte und die Bedingungen des Friedens sänftigte, der die desfallsigen Vorwürfe seiner erbitterten Mitbürger gelassen trug, um die freiere Luft der Weltgeschichte frei, rein und in Ehren zu erhalten. Das war Hardenberg. Frankreich hat sich bei ihm zu bedanken. Uns waren beide Sorten von Männern, die der Stein-Blücher und der Hardenberg, nöthig und unschätzbar.

Und dazwischen empor, wie eine Palme zwischen

alten Eichen und Linden, iſt das Kaiſergedicht juſt bei uns aufgewachſen in aller ſchlanken, aufeilenden Schönheit. Aller Welt unerwartet hat es, kaum zehn Jahre nach dem Kriege, Heine angeſtimmt, einen neuen wunderbaren Ton, und die verſchiedenſte Politik giebt ſich einem Sangeszauber hin, welcher reinmenſchliche Größe ſingt. Die Kataſtrophe in Fontainebleau entlockt im fernen deutſchen Norden Thränen der Theilnahme, man fragt nicht, wer den Kaiſer beſiegt, warum man ihn beſiegt, man blickt nur mit menſchlicher Rührung auf den Beſiegten, auf den Kaiſer, der Abſchied nimmt von all ſeiner Herrlichkeit.

Merkwürdig, was wir romantiſche Spielleute Europa's ſind. Frankreich hat einige kalte Odenverſe für Napoleon hervorgebracht, und nichts was der Heine'ſchen Kaiſer-Poeſie nur an die Kniee reichte! Liegt darin einer der Gründe, daß ſie Heine wie eine franzöſiſche Notabilität anerkennen, obwohl ſie nur den Proſatheil ſeines Kaiſerpreiſes kennen? Schwerlich. In Paris iſt Napoleon viel, viel länger todt, viel, viel tiefer in vergeſſenem Hintergrundz als in Deutſchland. Nur in den Oſtprovinzen lebt er noch als mächtiges Gedächtniß, in den einſt deutſchen und halbdeutſchen Provinzen, im Elſaß, in Lothringen, in der

Franche Comté und im Dauphiné — uns gehört die Treue und der Zauber des Todes.

Am 20. April 1814 um die Mittagszeit waren alle Anſtalten fertig zur Abreiſe des Kaiſers. Die Wagen ſtanden gepackt im Hofe des weißen Roſſes. Die Garde marſchirte auf in dieſem Hofe, um ihm die letzten Ehren zu erweiſen, dem Sterbenden. Es war ein Uhr, da trat er aus ſeinen Zimmern. Der Weg bis die Treppe hinab in den Hof war geſäumt von den Getreuen, die den Abſchied nicht verſäumen wollten. Es ſind wenig große Kriegsnamen darunter. Napoleon gab Jedem die Hand, und ging eilig die Treppe hinab. Einen Augenblick verſchwand er zwiſchen den Reiſewagen, ſtand aber plötzlich dicht vor der Garde. Er macht ein Zeichen mit der Hand, er will ſprechen. Er ſprach ſonſt ſelten, er hielt keine Reden, er gab nur etwa ein Motto vor Beginn einer Schlacht. Jetzt will er reden, wo er Schlachten und Regiment auf immer verlaſſen ſoll, das Herz, das ſonſt verſchloſſen, geht ihm auf — es wird todtenſtill über Fontainebleau, er ſpricht:

„Soldaten meiner alten Garde, ich ſag Euch Lebewohl. Seit zwanzig Jahren hab ich Euch beſtändig gefunden auf dem Wege der Ehre und des Ruhms. In der letzten Zeit wie in der Zeit des Glücks habt

Ihr nicht aufgehört, Musterbilder zu sein von Tapferkeit und Treue. Mit Leuten Eurer Art wäre unsre Sache nicht verloren, aber der Krieg wäre endlos, es wäre der Bürgerkrieg, und Frankreich würde nur unglücklicher. Ich habe all meine Ansprüche denen des Vaterlandes geopfert; ich gehe — Ihr, meine Freunde, dient Frankreich weiter! Sein Glück war stets mein einziger Gedanke, es wird stets das Ziel meiner Wünsche sein. Beklagt nicht mein Geschick — habe ich drein gewilligt, mich zu überleben, so geschah auch dies um unsers Ruhmes willen. Ich will die großen Dinge niederschreiben, die wir zusammen verrichtet — lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte Euch Alle an mein Herz drücken, laßt mich wenigstens Eure Fahne umarmen!"

Da ergriff der General Petit den Adler, und brachte ihn dem Kaiser. Napoleon empfing den General mit seinen Armen, und küßte den Adler. Es trat ein Augenblick der Stille ein, man sah den Kaiser tief bewegt, und hörte das leise Schluchzen der alten Soldaten. Dann raffte sich der Kaiser auf, und fügte mit fester Stimme hinzu: „Lebt wohl noch einmal, meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in Eure Herzen gehn!"

Er wendete sich um, stieg rasch in den Wagen,

in welchem ihn General Bertrand erwartete, und dahin, nach dem Süden, rollte der Reiſezug, der Zug in's Exil, von Fontainebleau bis an's mittelländiſche Meer begleitet von franzöſiſchen Reitern, Soldaten des Kaiſers.

6.

Als er nicht mehr handeln konnte, da wollte er ſchreiben; er ſprach von ſeiner Schriftſtellerei wie von einem neuen Feldzuge. Das hat er ſicherlich gethan, um die Hiſtoriker für ſich einzunehmen! Wie? — Daß die Reſtauration wenig für Fontainebleau machte, hing wohl zuſammen mit dem tiefen Stempel, den Napoleon beim Scheiden darauf gedrückt. Jeder Menſch ſucht inſtinktmäßig nur die Erinnerungen auf, die ihn fördern. —

Daß der Deutſche, von Fontainebleau kommend, Bibliotheken und Geſchichtswerke ſucht, iſt auch nicht befremdlich, denn das Werden iſt für den Deutſchen das Sein. Erſt läßt er ſich gern von der romantiſchen Scenerie und That überraſchen und reizen, und hält ſtill dazu mit kindlicher Aufmerkſamkeit. Er lieſt den hiſtoriſchen Roman mit Heißhunger, ſagt aber am Ende, wenn das Buch aus und er noch lange nicht geſättigt iſt: Da kann doch viel bloße

Erfindung und Spielerei untergelaufen ſein, man muß ſelber zuſehn.

Er geht deshalb von Fontainebleau direkt nach der rue Richelieu in Paris, allwo die große ſtille Bibliothek iſt, allwo Jedermann, er ſei woher er wolle, er trage einen zerriſſenen Rock oder einen goldgeſtickten, ohne Weiteres eintreten, ohne Weiteres irgend ein Buch der Welt verlangen, ſich niederſetzen und leſen kann. Man giebt ihm das Buch, er lieſ't bis der Saal geſchloſſen wird, er dankt Niemand, er läßt es liegen, unſichtbare Geiſter beſorgen all die Kleinigkeiten, wodurch ſonſt der Gelehrte beläſtigt und geſtört wird. Dies große Haus wartet nur wie eine gaſtfreie Karavanſerei auf Ankömmlinge, die leſen wollen und ſchreiben, ſie hält Stühle, Tiſche, Tinte, Bücher dafür bereit, und ſie nimmt keinen Sou, keinen Dank dafür.

Der nächſte, das heißt der am ſchnellſten zurückgelegte Weg von Fontainebleau dahin geht auf dem Waſſer. Eine halbe Stunde öſtlich abwärts vom Orte fließt die Seine hinab nach Paris, und Dampfböte ſind bereit. Weiße Sandſteine und idealiſch ſchöner Streuſand werden da täglich hinabgefahren nach den Schiffen — dies iſt der letzte Eindruck, den man von Fontainebleau mit ſich nimmt. Die Fahrt geht

raſch, die Ufer ſind faſt ununterbrochen artig, ohne mehr zu ſein, Hügelzüge, belaubt oder mit Wein bepflanzt, weiße Landhäuſer, moderne Schlöſſer, Ortſchaften und Städte, darunter das uralte Melun, und das oft ſcherzhaft genannte Corbeil. In dieſem Landſtriche nämlich ſpielten die Hauptkämpfe zwiſchen Ligue und Hugenotten, und die letzteren wurden verhöhnt von den Pariſern, daß ſie Corbeil inne hätten — Paris habt Ihr nicht, aber Ihr habt Corbeil!

Wenn wir zurückgehn auf die Zeit, wo die Luſtſchlöſſer, **les chateaux de plaisance**, in Frankreich wichtig und intereſſant wurden, wo der Hof, wo die Galanterie, wo der übermüthige König von Frankreich entſtand, wo die großen und kleinen Spielereien mächtig, die franzöſiſche Welt Modewelt, die franzöſiſche Sprache Modeſprache wurden, kurz, wo das Frankreich aufſtand, was wir unter dieſem Namen verſtehn, — da haben wir die Ufer der Charente zu ſuchen. Dieſer reizende Fluß, grün wie der Chryſopas, geht durch ein grünes Wieſen- und Hügelland nach dem Ocean hin, und beſpült eine Stadt und ein Schloß, das dem Namen nach in Deutſchland jeder ordinaire Säufer kennt, denn der Name iſt

Cognac. Wirklich hat der ſtarke Branntwein, welcher ſo heißt, ſeinen Namen von dieſem Orte, und wird noch heute dort fabricirt. Dort wurde am 12. September 1494 Franz der Erſte geboren. Die Mutter ging im Park ſpaziren, am großen Teiche hin, und ward plötzlich von der Ankunft eines Sohnes überraſcht, die Wehen überfielen ſie dergeſtalt, daß ſie kaum den Schatten einer Ulme gewinnen konnte. Unter deren grünen Zweigen ſah Franz zum erſten Male die Welt, ein ächtes Kind grüner Fröhlichkeit. Man hat den Baum lange gepflegt; aber er iſt geſtorben, die Zeit der Turniere und Schlöſſer war vorüber. Da hat man denn einen Nachfolger geſlanzt, um die Königsulme nicht einzubüßen, wenn es auch nicht mehr die ächte iſt, und die zeigt man heute noch. Cognac iſt der Geſchichte gefolgt, und heute ein fleißiger, proſaiſcher Fabrikort. Er war nicht des Königs Sohn, und es ſtand nicht zu vermuthen, daß mit ihm ein König von Frankreich geboren worden ſei. Ludwig XII. war in ſeinen beſten Jahren, und man konnte nicht von einer wahrſcheinlichen Ausſicht reden für die jüngere Linie des Hauſes Valois. Denn alſo hieß das Haus eigentlich ſchon ſeit Philipp von Valois, man nennt es aber gewöhnlich erſt ſeit Franz mit dieſem Namen, weil

ihm, dem Angoulême, Ludwig XII. das Herzogthum Valois ſchenkte. Dieſer Name Valois wurde von nun an das Stichwort bis zum Tode Heinrichs des Dritten für allen hohen Adel, dem die Krone im Wege war, oder der ſie ſelbſt wollte, wie das Haus der Guiſen, ferner das Stichwort für allen Proteſtantismus, den jeder Valois verfolgte.

Von Franzens Vater, dem Herzoge von Angoulême, ſpricht man nicht, wohl aber von ſeiner Mutter, einer Louiſe von Savoien, einer Frau von ſtarker Leidenſchaft. Man hält ſie für die Begründerin des ſinnlichen Treibens um die Könige von Frankreich her, was vorher nur vereinzelt und niemals herrſchſam da geweſen war, und was von ihr überging auf die Frau ihres Enkels, auf Catharina von Medicis. Bei Karl VII., den die Jungfrau von Orleans bei uns bekannt gemacht, erinnert man ſich wohl der Agnes Sorel, aber als einer beſcheidenen Dame, und das weichliche Hoflager hatte keine weitere Bedeutung, als daß es den Krieg gegen die Engländer verabſäumen ließ. Ludwig XI., der cyniſche Tyrann, der mäßige, ſchlaue Menſch, hatte nichts mit Weiber- und Hofregiment zu thun, er umgab ſich nur mit Büchſenſchützen. Karl VIII. fand nicht Zeit genug, ſeine leichten Neigungen ſyſtematiſch zu

machen, und der nächste Vorgänger, Ludwig XII., war ein ſchlichter Mann mit beſcheidenen Bürgerſitten, der ſpäter oft mit Beſorgniß dem lang aufſchießenden Franz und deſſen leichtſinnigen Manieren zuſah und ausrief: Dieſer große Junge wird Alles verſchleudern, was ich geſammelt.

Man hat jene Mutter Franzens hart getadelt um ihres Betragens willen, um des Tons willen, den ſie angegeben, ſie habe dem Sohne die Maitreſſen ſelbſt zugeführt, und allen ſinnlichen Trödel begünſtigt. Es ſind hierbei zwei Epochen zu unterſcheiden. In der erſten lebt ſie noch ſtill der Erziehung ihrer Kinder, und Niemand ſagt ihr Uebles nach, in der zweiten wird ſie ſo munter und unternehmend, als begänne ſie eine orientaliſche Jugend. Das Urtheil darüber iſt ſehr ſchwer, beſonders wenn man — wie zu geſchehen pflegt — die ganze Folge franzöſiſcher Geſchichtsentwickelung dahineinzieht, wenn das Temperament einiger Weiber den weltgeſchichtlichen Gang verantworten ſoll. Da hat Luiſe von Savoien und Catharina von Medicis die Frivolität erweckt, daraus iſt Sittenverderbniß und Verſchwendung entſtanden, daraus Abſolutismus und Finanznoth und endlich die Nothwendigkeit der Revolution. Alles das wächſt aus dem Schooße eines ſinnlichen Weibes; die

Gottheit, welche der größte Frevler nicht läugnen kann, die Geſchichte in ihrer tauſendfach bedingten, immer übermenſchlichen Entwickelung, ſie entſpringt im Gelüſt eines Weibes!

Es iſt im Allgemeinen das ſinnliche Moment des Südens, was den Unterſchied macht zwiſchen alt- und neufranzöſiſcher Geſchichte. Es beginnt unter Franz und verdrängt das nüchterne Frankenthum. Genuß und Kunſt entwickeln ſich innen und außen. Und da dieſer Wechſel vom Könige ausgeht, und wirklich halb orientaliſche Traditionen im Geleite hat, imperatoriſche aus Italien, imperatoriſche aus dem griechiſchen Kaiſerthume, ſultaniſche von den Arabern her und den eindringenden Türken, ſo wird ein monarchiſcher Abſolutismus das politiſche Ziel. Franz tritt damit noch kühner auf, als Ludwig XIV. die Franzſche Erbſchaft ausbildete. Man vergleiche: der König von Frankreich war im Anfange des Franzſchen Regiments noch ſo abhängig, daß er kein Geld erheben konnte, wenn der Kanzler nicht das dem Kanzler allein zukommende Siegel unter die Scheine drückte. Es exiſtirt ein Brief des Königs, wo er den abweſenden Kanzler dringend um das Petſchaft bittet, weil er durchaus Geld brauche und gar keins vorhanden ſei. Und der alſo abhängige Franz ließ die De-

Zentral. Bibl. Berlin

putirten des Parlaments Stunden lang im Vorzimmer warten, fuhr sie dann an wie Domestiken, und sagte: Ehe die Sonne aufgeht, werdet Ihr abgereis't sein! Es war im Februar, der Regen goß in Strömen, alle Bäche und Flüsse waren ausgetreten, das Reisen war unter den damaligen Umständen, wo es an Straßen und Brücken gebrach, fast unmöglich, man stellt es dem Könige vor, man bittet: Sie sind entweder morgen auf der Reise, erwidert er, oder im tiefsten Loche, ich will sehn, welch Parlament sie befreien soll. — —

Jenem sinnlichen Momente des Südens gegenüber entwickelte sich zu derselben Zeit das rein-geistige Moment des Nordens in der Reformation, und durch dies Zusammentreffen wird der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine so große Wetterscheide. Die sinnliche Genußwelt französischer Herrschaft drückt die strenge Geistigung scharf danieder, ein Versuch der Einigung solcher Extreme erscheint unter Heinrich IV., geht aber just durch die genußlustige Natur des Königs verloren. Das Temperament zieht ihn zur heiteren Sinnlichkeit, entführt ihn nicht nur dem nüchternen Hugenottenthume, sondern hält ihn auch ab, einen konsequenten Durchkampf solcher Extreme zu gestatten oder zu fördern. —

Franz, ein Sohn ſeiner Mutter, ein Sinnenmenſch um und um, ohne die geringſte Anlage zu religiöſer Vertiefung, hielt aus Inſtinkt fraglos am Katholizismus, und ließ auf den Plätzen von Paris die Ketzer verbrennen. Die innere Welt derſelben intereſſirte ihn ſo wenig, daß er eine lange Zuſchrift Calvins gar nicht las; dergleichen war nicht für ihn da, wenn auch gegen Gewohnheit der proteſtantiſche Prediger weniger lang, wenn er auch intereſſant geſchrieben hätte. Und inſtinktmäßig kannte Franz auch die politiſche Gefahr, die ſeiner Exiſtenz von proteſtantiſcher Seite drohte. Er ſchloß mit dem Pabſte ein Konkordat, was ſelbſt die katholiſchen Seigneurs in Frankreich zu günſtig für den Pabſt befanden. Franz ſtritt über einige Hauptpunkte mit dem Nuncius, und drohte ihm, wenn der Pabſt nicht nachgäbe, mit dem Proteſtantismus. Der Nuncius lächelte blos und ſprach: ein andrer Glaube, ein andres Regiment.

Ja wohl, ja wohl, rief Franz, ſo denk' ich auch, und umarmte den Nuncius. —

— Man ſieht denn auch die ſchönere Sinnenwelt in Franzens Mutter ſtark ausgebildet. Wie ſtürmiſch, wie über Alles liebt ſie dieſen Sohn, liebt ſie die Tochter Margarethe. Die Jugend an der

Charente war von ihr gepflegt und bewacht wie ein Schatz des Himmels. Es existirt unter dem Titel Memoiren eine Art Tagebuch von ihr, was ziemlich trocken Hauptbegebenheiten ihres Lebens, stets in wenig Zeilen, aufführt. Aber diese trockene Chronik ist durchgrünt von frischester Mutterliebe. Wie freut sie des Sohnes Wildheit, denn er soll Leben entwickeln, und wie ist sie doch beängstigt, denn er hat von Jugend auf ebenso, wie sein ganzes Leben hindurch all das kleine Unglück, was die Gliedmaßen in Gefahr bringt und oft auf lange niederwirft. Sie läßt ihn reiten, und sieht's mit Entsetzen, daß ein wildes Pferd mit ihm durchgeht nach dem engen Buchenwalde hin, er ist erst sieben Jahr alt, dieser François, er wird verloren sein!

Noch bedenklicher ergeht es ihm, da er vierzehn Jahr alt ist. Es scheint in Frankreich unter den Buben ein Bombardier-Festungs-Spiel damals Jahrhunderte lang Mode gewesen zu sein, überall findet man's erwähnt, und der Krieg bestand ja auch zumeist in Vertheidigung und Eroberung fester Plätze. Die Buben, unter denen François, werfen sich mit faulen Aepfeln und ähnlichem weichen Geschoß, der Kampf belebt sich aber, die Kämpfer greifen nicht nur in der Hitze, sondern hitzig nach Steinen, und François wird

von einem ſolchem am Vorderkopfe dergeſtalt getroffen, daß er bewußtlos niederſtürzt. Man denke ſich die Mutter, die es aufſchreibt, wenn er ſich einen Dorn in's Bein geſtoßen, und die es ausdrückt, daß jeder kleine Schmerz, der ihn peinige, ihr das Herz umkehre. Und diesmal war ſein Leben in Gefahr.

Die Kindesliebe iſt in Frankreich ſo ſtark, ſo jeden Augenblick zu Ergüſſen der Theilnahme und Zärtlichkeit bereit, wie wir es in Deutſchland gemeinhin nur bei den Iſraeliten ſehn. Ich habe ſie in allen Theilen Frankreichs ſo ſtark, ſo leidenſchaftlich erblickt, daß es mich oft, ſehr oft zum Nachdenken getrieben. Wir ſtellen uns leicht die abſtrakt politiſchen Franzoſen blaſirt vor, und ach, dieſe Nation iſt es ſo wenig, iſt ſo friſch, ſo feurig, ſo gewaltig in den einfachen Empfindungen, daß wir uns vertrocknet daneben erſcheinen. Die Franzoſen ſind viel ſüdlicher als man in Deutſchland glaubt. Und in Paris iſt man weniger blaſirt, als auf den deutſchen Schriftſtuben. Ihre Förmlichkeit weiß ſich Alles appetitlich zu machen, ſie ſind ſo leicht intereſſirt, ſo neugierig, ſo theilnehmend, ſo gutmüthig — auch gutmüthig? O, in den Provinzen Frankreichs begegnen Euch ſo zuvorkommende, ſo brave, ſo herzliche Menſchen, wie Ihr ſie nur im herzlichſten Deutſchland ſuchen mögt. Und was ein

Volk unüberwindlich und in ſich unzerſtörbar macht, alle einfache Empfindung iſt ſtark, unzweifelhaft elementariſch wie das Meer, das überall elementariſch mahnend an die Küſten ſchlägt. Ueberbildung und Verbildung iſt vielleicht nirgends ſeltner als in Frankreich, das natürliche Gebot bleibt fraglos auch das oberſte, dem man ohne Weiteres, ohne Prüderie, ja mit klaſſiſcher Einfalt nachgeht auch in den gebildetſten Kreiſen. Dieſe Luiſe von Savoien iſt noch heute überall in Frankreich zu finden, die in ihr Tagebuch ſchreibt, daß Franz mit 16 Jahren, kurz eh er zum erſten Male in's Feld zog, ein Uebel gehabt, das eine Dame in England um keinen Preis ausſprechen ließe, wenn ſie, gegen Erwartung, Namen und Bedeutung unglücklicherweiſe irgendwo erfahren.

Dieſe zärtliche Gruppe aus Cognac von Mutter, Sohn und Tochter dauert auch feuerfeſt durch das Leben aller Drei. Zwiſchen Sohn und Mutter entſtand eine harte Probe, als ſie eine Geldſumme, wichtig und unerläßlich für den Krieg, unterſchlagen hatte. Der Mangel dieſes Geldes vernichtete einen Feldzug, und es kam ſchrecklich zur Frage. Luiſe ließ ſich wahrſcheinlich das Unverantwortliche zu Schulden kommen, und ſchob die Anklage unwahr auf einen Beamten. Es gab dabei nur einen Moment, wo

der Sohn als König den gewohnten Reſpekt gegen ſeine Mutter aus den Augen ließ, zu ihr ſtürmte und Rechenſchaft verlangte. Aber er fand ſogleich die Mäßigung wieder, obwohl er das Unrecht der Mutter durchſchaute, und mit einer gewiſſen Größe ſprach er: Wir waren unwürdig des Glücks, machen wir es ein andres Mal beſſer.

Während er bei Marignano focht, lag ſie auf den Knieen in der Kirche, und betete unabläſſig für ihn, „denn ich liebe ihn mehr als mich" — ſchreibt ſie — „er iſt mein Sohn, mein prächtiger Cesar."

Und mit der Schweſter Margaretha, die ſpäter nach Navarra heurathete und die Großmutter Heinrichs IV. wurde, hatte er ſein ganzes Leben hindurch das liebenswürdigſte Verhältniß. Sie war auch äußerſt förderſam für alle Kunſtthat ſeiner Regierung, denn ſie war nicht nur immer heiter, alle Hinderniſſe wegſpottend, ſondern ſie hatte auch einen vortrefflichen Geſchmack, und ſie war mehr als er, ſie war produktiv, ſie hat in den Pyrenäen die übermüthigſten Dinge geſchrieben, die „marguerite de la Marguerite des princesses," die „Nouvelles de la Reine de Navarre," Erzählungen des Boccaccio würdig. Franz hat zwar auch Gedichte niedergeſchrieben, und ſie ſind geſammelt auf der Pariſer Bibliothek zu finden, aber

man hat nicht nöthig, ſich beſonders darnach umzuſehn. Wenn Margarethe mit dem Bruder zuſammenkam, da mußte er ihr alle Liebſchaften und Abenteuer erzählen, die er ſeit der letzten Beichte erlebt, und alle ſchlimmen und alle hübſchen Umſtände; ſie gab ihm dafür guten Rath, und zeichnete die Sachen auf. Wenn man's geſchickt herausfindet, kann man alle Avantüren Franzens in Margaretha's Schriften leſen.

Man ſieht, es war ein romantiſcher, inniger Grund in der Jugend und dem Hauſe dieſes Königs, und wenn man ſpäter erfährt, wie er ſein Königshaus, ſeinen Kamin, ſeine Tafel mit intereſſanten und klugen Leuten umgab, und deren Geſprächen meiſt aufmerkſam und günſtig war, ſo hat man ſchon einen Blick gewonnen in das Verhältniß eines leichtſinnigen Königs zu einer ſo bedeutenden Sache wie die Renaiſſance iſt, die Wiedergeburt von Kunſt und Wiſſenſchaft. Es iſt im Verhältniſſe zu ſeiner Mutter eine ſo warme Farbe, wie man ſie ſonſt nur zwiſchen dem Liebhaber und der Geliebten ſucht: Er wachte ganze Nächte an ihrem Bette, wenn ſie unpäßlich war und nicht ſchlafen konnte. Als er die einzige Schlacht, die er in ſeinem Leben gewann, als er die Schlacht bei Marignano geſchlagen hatte un-

ter dem weit entfernten Gebete ſeiner Mutter, und nun zurückkehrte nach Frankreich, da flog ſie ihm entgegen, und wie ein jungfräuliches Glück erzählt ſie's: bei Siſteron ſah ich ihn zum erſten Male wieder, er kam an der Durance herauf geritten, und er war geſund und ganz, und ich lag glücklich in ſeinen Armen. —

7.

Es ſchürzte ſich dem jungen Manne Alles romanhaft: dem Könige Ludwig ward kein Sohn, er rief ihn zu ſich, er gab ihm Liebe, er gab ihm den Blick auf die Krone, er gab ihm ſeine Tochter zur Braut, zur Gattin, ſeine einzige geliebte Claude, er gab ihm kriegeriſche Vorbilder. Gaſton de Foix, einer der ſchönen Prinzen aus dem Gebirgslande Foix in den Pyrenäen, war damals der Stern des Krieges, und das Vorbild für Franz; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel — le bon chevalier sans paour, wie ihn die Chronik ſchreibt — war der Fels der Ritterſchaft; im Angriffe ein Windhund, in der Vertheidigung ein Eber, auf der Flucht ein Wolf, wie man von ihm ſagte. Staunend und voll Eifer blickte Franz auf beide; denn ſeine Natur und ſeine Erziehung gingen mehr auf perſönliches Ritterweſen, auf Theilnahme an Kunſt, als auf politiſch Leben. Man hat es ſeinem Lehrer Boiſy zum Vorwurfe ge-

macht. Aber in andere Dämme geleitet, hätten die Fähigkeiten Franzens vielleicht gar keinen Vorzug entwickelt. Man kann nicht aus jedem Menſchen jedes Beliebige machen, wenn es was Rechtes werden ſoll; man erzieht dann am Beſten, wenn man die ſtärkſte Anlage fördert. Daß die Mannigfaltigkeit, daß aller Umkreis der menſchlichen Macht erfüllt werde, dafür giebt's ſo viel tauſend Menſchen, dafür gleicht keiner dem Anderen.

König Ludwig ſchickte Franz zuerſt an der Spitze von Truppen nach der Guyenne, und zwar kommandirte ihm der junge Alba gegenüber. Es wird nichts Beſonderes darüber gemeldet, er war tapfer bis zur Verwegenheit, aber ſein Krieg begann ohne weiteres Glück, wie er es ſtets geblieben. — Als in der heißen Schlacht bei Ravenna Gaſton gefallen, da mußte König Ludwig alle Hoffnung auf den jungen Thronerben ſetzen, der freilich erſt 18 Jahr alt war. Aber Ludwig fühlte ſich ſchwach, und wollte nichts verzögern, er rüſtete 1514 dem noch nicht Zwanzigjährigen die Hochzeit mit der lieblichen Claude. Mit Claude's Mutter war die Bretagne zum erſten Male an den König von Frankreich gekommen, Claude brachte ſie denn auch ihrem Franz als Morgengabe, und mit dieſem feſten Lande des Meeres eine unerſchütterliche

Liebe, eine innige zärtliche Neigung für den jungen Ritter. Dieſe ſanfte Liebe hat Viel in der Stille gelitten, hat manche ſtille Thräne geweint; denn um beglückt zu werden hätte ſie eines ganz anderen Temperamentes bedurft, als Franz es beſaß, der ungeſtüme, der abenteuerliche, der wechſelvolle, der ungetreue. Er ſcheint von Hauſe aus nur eine brüderliche Zuneigung und nicht mehr für Claude gehegt zu haben. Aber es iſt ihm nachzurühmen, daß er ſie bis zu ihrem Tode mit der zarteſten Achtung behandelt hat, ja er hielt ihre Stellung und ihre Einſicht ſo hoch, daß er ihrem Rathe oft die wichtigſten Staatsfragen unterwarf. Das iſt nicht genug, wenn man Liebe will, aber es hält das Haus in mäßigem Gleichgewichte, und es iſt bezeichnend für Franz, daß er bei allem abenteuerlichen Leichtſinne den häuslichen Kreis nie ſchreiend verletzte, obwohl auch ſeine zweite Gattin nicht die Wahl ſeiner Neigung und Zärtlichkeit war.

Nach jener erſten Hochzeit im Mai 1514 waren nur einige Monate vergangen, da ſchürzte ſich in dem ſonſt ſo einförmigen, bürgerlichen Hauſe König Ludwigs die romanhafteſte Lage. Der alte Herr hatte ſich bereden laſſen, noch einmal zu heurathen, und zwar eine junge blühende Prinzeſſin aus England,

die erſte und letzte engliſche Prinzeſſin, die auf dem Throne Frankreichs geſeſſen hat, die ſchöne Marie, die Schweſter Heinrichs des Achten. Hiermit ward Alles in die größte Unruhe geſtürzt: wenn dieſe Ehe mit einem Leibeserben geſegnet wurde, ſo war die Krone Frankreichs, die er ſchon mit den Fingern berührte, für Franz verloren! Allerdings verſicherten die Aerzte: Ludwig XII. zeugt keine Nachkommen mehr. Aber was iſt ärztliche Wiſſenſchaft, wenn ein Reich auf dem Spiele ſteht; wer mag ſich darauf verlaſſen! Und eine junge lebensgierige Fürſtin, wer will ſie hüten! Wir wollen's, ſprach Luiſe und Claude. Sie bringt vielleicht ihren Liebhaber ſchon mit aus der Heimath? So war es, und dies verwickelte den Roman. Franz erhielt den Befehl, die neue Königin in Boulogne zu empfangen, und ſie dem Könige entgegen nach Abbeville zu führen, wo in der alten Kathedrale die Hochzeit geſegnet werden ſoll. Schweren Herzens geht er nach Boulogne, und ſieht das Schiff nah'n — er bietet Marien die Hand, um ſie an's Ufer zu geleiten, und ſieht und empfindet mit Staunen, mit Freude, mit Angſt, daß ſie wunderſchön, daß er ſie ſelbſt beſitzen möge. Ehe er ſie bis Abbeville geführt, iſt er ſelbſt leidenſchaftlich verliebt, und ſich ſelbſt der gefährlichſte Nebenbuhler

des Nachfolgerechtes. Er hat aber auch mit eiferſüchtigem Auge der Zärtlichkeit ſchnell entdeckt, daß der Liebhaber wirklich im Gefolge iſt. Er nennt ſich Charles Brandon, und iſt ein Sohn von Heinrichs des Achten Amme, ein Liebling dieſes Königs, den dieſer zum Herzog von Suffolk ernannt hat. Gefahr von allen Seiten! Franz iſt nicht gewohnt, ſeiner Leidenſchaft etwas zu verſagen, weil es gefährliche Folgen haben könne, und er ſieht auf der andern Seite in Brandon das entſchloſſenſte Liebesfeuer, in den Augen Mariens das heißeſte Verlangen. Der Kopf kann ihm wirbeln, aber er iſt jung und friſch, und klüger als man glaubt.

Claude und Louiſe wachen über die Königin wie mit Schwertern, die Arme iſt keinen Augenblick allein, und niemals darf ſie allein ſchlafen. Eine Ehrendame, die Baronin d'Aument, erhält das Recht und die Verpflichtung, im Zimmer der Königin zu ſchlafen, wenn der König abweſend iſt. Arme Marie, armer Brandon!

Man erzählt, Franz habe die Situation noch ſchärfer gefaßt, er habe Brandon zur Rede geſtellt, und nichts geſchont, nicht Bitte, nicht Verſprechung, nicht Drohung — der König iſt ſchwach, die unpaſſende Aufregung macht ihn täglich ſchwächer, jeder

Tag, jede Nacht kann ihm den Tod bringen, bis dahin, Brandon, müßt Ihr entsagen, ganz und gar, ich will Euch entschädigen, ich will — soi de gentilhomme — für Euch um die Hand der jungen Witwe werben beim Könige von England. Aber es ist Euer völliges Verderben, wenn Ihr unbesonnen seid!

In den Memoiren des Marschall v. Fleurranges und noch mehr in Varillas findet sich solche Nachricht über diesen Roman. Man findet den Bericht nicht genug begründet, und dies Gespräch nicht wahrscheinlich — es ist im Gegentheil so wahrscheinlich, daß man es erfinden müßte, wenn's nicht da wäre. Franz hielt auch Wort genau nach diesem Gespräche. Man sieht, er war hier klüger als leidenschaftlich, wo es sich um die höchste Macht handelte. Der Leib dieser Marie war ihm zwiefach werth, aber was er sonst nicht konnte, hier konnte er's: den Werth sinnlichen Verlangens zurückstellen.

Was schien es ihm zu helfen? Erst sagte man sich's leise, dann sagte man sich's laut im Schlosse, dann sagte man sich's in Paris: Die schöne Königin ist schwanger, es wird eine Regentschaft geben, denn der alte König Ludwig, der Vater des Volks, ist darüber hin, er wird's nicht lange mehr treiben. Franz mit seiner Familie war in übler Lage und Stim-

mung. Es war ein rauher, windiger Winter vom Jahre 1514 zum Jahre 1515. In der ersten Nacht des neuen Jahres tobte ein solcher Sturm in Paris, daß die Seine an die Fenster der Bürgersleute sprang, und man meinte, der jüngste Tag sei da. In selbiger Nacht, da Franz noch traurig, tiefsinnig und verdrießlich im Zimmer umhergeht, kam die Nachricht: der König schickt, der König liegt auf dem Tode, er will Monseigneur, den Herzog von Valois, sprechen.

Franz eilt an des Königs Bett, der König denkt wirklich zu sterben, und beschwört ihn: mache mein Volk glücklich! Franz tröstet, der Anfall werde vorübergehn, er weint mit den Umstehenden — aber der König verschied in der selbigen Nacht.

Am Morgen trat Franz vor die Königin Marie, und fragte: Bin ich König von Frankreich?

Ich kenne keinen andern, erwiderte sie. Man ermesse, wie rüstig er sich aufrichete nach so schwerer Sorge, wie er die Boten sandte, wie er Anstalten traf. Des Nachts bei Fackelscheine ließ er sich in Rheims salben.

Auch Brandon ließ er rufen, er war ihm Dank schuldig. — Es existirt eine Nachricht, daß Marie sich gegen Franz für schwanger erklärt, sie hat aber nichts für sich. — Franz sagte zu Brandon: Ich kenne

Eure Gefühle, veranlaßt, daß der König von England an mich ſchreibe, ich werde mich für Euch verwenden. Aber verſprecht vorher, nichts zu unternehmen, was Verdruß geben könnte. — Suffolk-Brandon verſprichts bei ſeinem Kopfe, und geht hin, und heurathet drei Tage darauf die junge Königin Witwe, ganz wie eine Geduld, die ſo lange geſpannt und gedehnt worden, daß ſie auf einmal zerſpringt. Franz erfährt's, und läßt ihn rufen: Ihr wißt, was Ihr verſprochen, und was eingeſetzt?

Ich weiß es, antwortet Brandon zitternd, aber wenn Ihr die Liebe kennt, die Folter — Ihr werdet verzeihn.

Franz hat wahrſcheinlich gelacht; wenigſtens hat er erwidert: Ich verzeihe Euch nicht, ich verdamme Euch nicht, ich will an meinen Bruder, den König von England ſchreiben, von ihm hängt Euer Loos ab.

Vielleicht mit dieſer Familienangelegenheit begann das gute Verhältniß, was immer zwiſchen ihm und Heinrich VIII. beſtanden hat. Franz nannte ihn — und dies war neu — Majeſté, um rückwärts ſo genannt zu werden, und man gefiel ſich gegenſeitig.

Die junge Witwe und Wiedervermählte ſchrieb ebenfalls nach England: Deine Einwilligung, geliebter Bruder, hätteſt Du verſagt, aber Verzeihung wirſt

Du bewilligen. — Was ſollte Heinrich thun? Nicht verzeihend mußte er ſeinem Lieblinge den Kopf abſchlagen laſſen. So wurde dies gewitterſchwere Verhältniß eine bürgerliche Ehe ganz für ein deutſches Taſchenbuch. Kein Menſch fragt mehr, ob der Leib dieſer ſchönen Marie fruchtbar geweſen.

Franz aber, ein leichter Sinn, herrſchluſtiger, als verliebt, lachte hinter dem ſchönen Weibe her, die nach England ging, ſchwur, es ſei abſcheulich, dieſe Schönheit zu verlieren — aber enfin, es gäbe andre Schönheiten, und er ſei König von Frankreich.

Ein altes Wort aber in Frankreich ſagt: Wenn Gott zwei Söhne hätte, und um die Erbtheilung verlegen wäre, ſo gäbe er dem Einen den Himmel, dem Anderen Frankreich.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damals noch nicht nach der Charte regiert wurde.

8.

Wer denkt jetzt noch daran, wie langsam der große Körper zusammengestückt worden ist, welcher Frankreich heißt! Man gedenkt dessen so selten, daß es fast Niemand mehr weiß; es liegt ein französischer Nationalstolz darin, Frankreich wie etwas von undenklichen Zeiten her Bestehendes anzusehn. Sie haben auch ihre Geschichte so eingerichtet, daß Alles vom Sturze der Römer an im Interesse der Franzosen, als Geschichte der Franzosen geschehn ist. Die Merovinger und Karolinger sind ihnen ohne Weiteres die alten französischen Könige, an den Fingern zählen sie in ununterbrochner Reihe vom fabelhaften Pharamund bis zum deutlichen Ludwig Philipp. Jene sind die beiden ersten Königsstämme — Race nennen sie's — und mit Hugo Capet, bei welchem wir französische Geschichte anheben, beginnen sie schon ihre dritte Race. Franken heißt ihnen Franzosen, de Thou schon schreibt „Francs ou François." Unsere historische Gewohnheit

läßt das ohne Weiteres verüber, wenn von den Chlovis und solchen austrasischen und neustrischen Leuten die Rede ist, aber bei Karl dem Großen macht es uns einen unangenehm überraschenden Eindruck. Dieser Karl wird uns ohne ein Wort unter den Händen weg eskamotirt, als ob sich das von selbst verstünde, daß Charlemagne für alle Welt nur französisch Charlemagne heiße und ein unzweifelhaft bloß französischer Held sei. Daß für uns erst ein Frankreich nach dem Vertrage von Verdün und der Franzose mit dem Frankreich eignen Geschlechte der Kapetinger beginnt, ich glaube, das ist ihnen ganz unbekannt. Wenigstens die Art, wie noch heutiges Tages ein unterrichteter Mann ersten Ranges, ein Mann wie Guizot von geschichtlichen Ursprüngen Deutschlands redet, diese Art schließt eine völlige Unkenntniß deutschen Gedankens ein über deutsche Ursprünge, und ist in dieser Unkenntniß geradezu unverschämt. Wir haben wirklich eine volle, in sich gegliederte und eine reiche Staatswelt viele Jahrhunderte früher, ehe an ein Frankreich zu denken war, ehe dieser Landstrich mehr war, denn ein unzusammenhängend Chaos von Verschiedenheiten, wir haben eine alte germanische Welt. Davon haben doch auch die Franzosen gehört, man hat ihnen, lästig genug, zuweilen dargethan, daß der Gedanke

dieſer und jener Inſtitution germaniſch ſei, ihnen durch Franken, durch Normänner, durch Burgunder zugekommen. Wie entledigt ſich Guizot ſolchen Zudranges? Er nimmt jeden Gedanken, jeden Zug einzeln, und ſagt: dieſer exiſtirt ebenfalls bei dieſem indianiſchen Stamme, jener exiſtirt bei jenem Volke in der Südſee, und ſo weiter. Sollte es nicht möglich ſein, in dieſer geiſtlos hiſtoriſchen Manier alles Erſinnliche zuſammenzuſtellen aus Oſt und Weſt, am Ende auch eine Art Menſchen aus allerlei Thierbeſtandtheilen?

Wir bezahlen unſre hiſtoriſche Entwickelung vom alten Germanien herab theuer genug durch Langſamkeit, und die Franzoſen haben in wirklich franzöſiſcher Geſchichte hinreichend gethan und gewonnen, um uns einen hiſtoriſchen Adel zu gönnen, der ihnen nicht gehört. Denn in dieſem Punkte halten wir alle auf Ahnen und ſind ahnenſtolz; dies iſt auch ein Moment des Adels, ein Seelenreiz der Vergangenheit, welcher nicht nur voll Reiz, ſondern auch voll Macht iſt. Und wo er aufhält in der Bildung, da vertieft er auch. Ein Volk, was ſich ſeine Geſchichte entwenden läßt, iſt des Todes würdig, und des Todes. —

Ein Louis unter den Kapetingern war einſt ſo arm, daß er nur die Domaine Laon beſaß. Es waren

fleißig erwerbende Regenten gefolgt, und doch kam erſt kurz vor Franz Burgund an Frankreich, noch mit Franz erſt die Bretagne und noch dicht vor Franz beſtritten ſogar die Lothring'ſchen Herzöge das Recht der Krone auf die Provence. Was bleibt, wenn man dieſe großen Provinzen abzieht? Und hinzugethan, was fehlte noch Alles an Frankreich, als Franz zur Regierung kam? Das feiſte Flandern gehörte ihm nicht, nicht Artois, nicht Lothringen, nicht die Franche Comté, nicht Rouſſillon, nicht die Cerdagne, noch weniger der Elſaß. Aber das franzöſiſche Reich hatte von vorn herein den großen Vortheil, von der feſten Mitte aus weiter greifen zu können. Der flache Mitteltheil des Landes, die Ebenen von Berri und Orleans, die Ebenen der Champagne, von Isle de France, dies Königreich von Paris war immer ein feſter Grundſtock, das Land von Nevers, von Bourbon, die Marche, das Pferdeland Limouſin, die bergige Auvergne und das Lyoner Land hielten immer zuſammen für ein enges aber feſtes Frankreich, was nach allen Seiten greifen konnte.

Franz fand auch noch keine Marine, keine National-Infanterie, keinen Handel, keine Künſte. So viel war noch zu thun in Frankreich! Ludwig XII. ſchob immer die Schuld auf den Adel, wenn er der

Lücken gedachte, und ſagte dann: Dieſer Adel iſt wie Actäon, die Pferde und Hunde freſſen ihn auf. Ein großer Fürſt kann aber mehr thun, als epigrammatiſch ein Uebel bezeichnen. Daß Franz zum Beiſpiele den Havre anlegte, war viel mehr werth als eine geiſtreiche Bemerkung. Er war überhaupt mehr talent- als geiſtvoll, es exiſtiren nicht ſchöne Worte von ihm, aber der Drang zu Anlagen war ſo groß, daß alle Abſicht, die er hegte, auch die unklare, unausgebildete, in eine Thatſächlichkeit überging, in eine Anſtalt. Dieſe überwuchſen ihn ſelbſt und ſeine Einſicht, ohne ihm deshalb fremd zu ſein. Man urtheilt deshalb ſehr leicht, die Welt um ihn ſei größer geweſen als er. Aber wenn man näher zuſieht, ſo fehlen doch die Namen, denn ein Paar Künſtlernamen thun es nicht, mit deren Zank und Künſtlerneid er ohnedies alltäglich zu ſorgen und zu ſchlichten hatte. Franz war die Hauptperſon, nicht bloß weil er König war, ſondern weil er Franz und König war. Er war voller Leben. Dies iſt das Wort für ihn, wenn man ſieht und einräumt, daß es ihm an wirklichem Genie, an bewußter Ueberlegenheit und an Glück gebrach. Er war voll königlichen Unternehmens. — Da er hierzu Takt und Geſchmack beſaß, ſo war dies ſeiner Zeit von außerordentlichem Werthe.

Voltaire nennt die Zeit Franzens eine Zeit der Verschwendung und des Unglücks. Dies ist Beides richtig, sagt aber nicht das Richtige. Franz verbrauchte viel, und wol auch manchmal unnützerweise; aber der Oekonom kann keinem Talente die Rechnung schreiben, denn alles Talent existirt außerhalb der vier Species. Ferner, Franz öffnete Quellen der Einnahme, die vorher unbekannt waren, und die nicht alle den Bürger und Bauer mehr bedrückten. Endlich, Franz hinterließ nicht nur keine Schulden, sondern wohl versehene Kasten. Sieht dies nicht fast aus wie Genialität? Sparen kann die Mittelmäßigkeit; frei und fröhlich ausgeben, und doch sammeln kann nur, wer erfindet.

Napoleon nennt ihn einen Turnier- und Salon-Helden, einen der großen Pygmäen. Er war Beides neben einem so innerlich dichten Charakter wie Napoleon, der so viel Keime reif in sich trug, und sich so viel Glück, will sagen so viel Macht zu bahnen wußte. Diese letzte Kraft, der ächte Stempel des Helden, mangelte Franz, deshalb muß er einem Napoleon und neben einem Napoleon klein, spielerisch erscheinen. Die Geschichte braucht aber andere Maaßstäbe als Napoleon, denn sie hat mehr Interesse zu nehmen als er.

Franz machte einen Napoleon möglich durch die Weiterbildung eines Despotismus, den Ludwig XI. geiſtreich angelegt, und den Franz ſchwunghaft, fortreißend, thatſächlich, ohne doktrinäre Erläuterung in Geſtalt ſetzte. Er machte einen Napoleon möglich durch alle ſinnliche Richtung, die er den Franzoſen gab, durch das Inſtitut eines Hofes, der ganz Frankreich auf einen Fleck zuſammendrängte, erſt in Glanz und Geiſt, dann zu Grund und Stoff einer Oppoſition, die einen richtigen und ſtolzen Mittelpunkt des Angriffs darin fand, im Spiegel des Hofes ſich einträchtig zuſammenhielt, und ſo vermittelſt des Hofes die ungeheuerſten Ereigniſſe und Gedanken herbeiführte. Denn nichts entſteht im Leeren: Wind und Welle ſind nur, wo ſie Widerſtand finden.

Vor Franz gab's keinen Hof in Frankreich, und ein Hof entſtand dadurch, daß die Weiber ihre öffentliche Rolle begannen. Daher heißt es noch heute richtig einer Frau den Hof machen, wenn man ſie mächtig macht. Franz pflegte zu ſagen: ein Hof ohne Damen iſt ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Roſen. Man nannte auch bald nicht bloß das mehr den Hof, wo der König war, ſondern wo die Damen waren.

Wie überall, waren die erſten Fürſten in Frank-

reich Anführer des Heeres. Ihr Hof waren tapfere Kriegsgenossen, die in Gesellschaft den wilden Stier jagten, aßen und richteten. Aber Alles in der Welt sucht sich eine Form, um für erst zu dauern, dann zu erstarren, dann zerstört zu werden. Denn das zur Form Gesammelte zerstört sich besser. So trat mit Clovis der erste Wechsel ein in diesen Verhältnissen. Bei ihm spricht man zuerst von Rechten der „Krone." Mit Charlemagne steigert sich das, er nimmt Kaisertraditionen auf; bis zu ihm kannte man nur ein „Haus des Königs," unter ihm wird's „le sacré palais" — sacrum palatium. Als die große Persönlichkeit ausging, spaltete sich das aufgenommene Vorrecht in aristokratische Vorrechte, und die Majordome, Haushofmeister, wie wir sie übersetzen, Maires du palais, wie sie Frankreich nennt, werden die Hauptträger derselben.

Hugues Capet, welcher die sogenannte dritte Königsrace beginnt, war ein solcher Maire du palais. Der Hof war unter ihm wieder ganz klein, er hatte fünf Hausofficiere um sich, das war Alles. Henault hat aus Du Tillet folgende wichtige Notiz von den Jahren 1103, 1104 und 1105 notirt.

„Der König Philipp (I), um seine Verordnungen (chartes) und Briefe zu autoriſiren, ließ sie unter-

ſchreiben von ſeinen Großofficieren, vom échanson, chambrier, grand maitre, und dem connétable de France.“

Der König und der Connetable wußten noch meiſt nichts weiter zu ſchreiben als ein Kreuz oder ein Monogramm zu malen, und der Grand-Chancelier ſchrieb dazu, was dies zu bedeuten habe.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs IX., des Heiligen, wurden dieſe Rechte der Ariſtokratie ſchon wieder beſchränkt, und der König begann wieder Art und Macht Karl's des Großen.

Ludwig XI. gab ſeinen officiers de la maison den Titel officiers de France, und begann damit die große Wendung, das Königshaus mit Frankreich zu identificiren, und einen Hof vorzubereiten, der früher nur als Privatgeſellſchaft vorhanden ſein konnte, und in allen Dingen ein ganz ander Anſehn hatte. Weihnacht und Oſtern nämlich kamen die großen „seigneurs territoriaux“ in des Königs Haus, das nur aus deſſen Familie und den wenigen „grands officiers“ beſtand. Ihre Weiber brachten ſie niemals mit. Und übrigens waren die seigneurs ſehr ſorglos, es war das Haus des Königs, das erſte Amthaus des Landes, weiter nichts, und das Land waren ſie. — Von Garden war lange nur unbedeutend die Rede; erſt

eit Karl XII. gab's hundert Schotten, „cent gentilhommes au bec de corbin ou de faucon," wie man ſie unter Ludwig XI. nannte.

Kurz, vor Franz gab's keinen Hof. Er ſchuf ihn mit allem Luxus, mit allem klugen Despotismus gegen Garantieen, mit allem Reize, ſo daß alles Leben und alle Welt des Landes nur um den König her zu finden iſt. Seine Mutter führte dieſen großen Reigen an, ſie ſuchte die ſchönen Mädchen aus, die Schweſter Margaretha gab eine andere Würze, das Spiel der Phantaſie und des witzigen Geiſtes, und Franz breitete über Alles den Glanz der Formen im Raum und Feſte, und brachte die Bewegung mit dem Begehren und Wechſeln. So entſtand mit den Weibern die Intrigue und der Luxus, und die Galanterie. Was iſt Galanterie? Montesquieu ſagt: ſie iſt die Lüge der Liebe. Iſt ſie nicht auch der Witz der Liebe? Der König war von alle dem der Mittelpunkt, das Herz der Galanterie, einer franzöſiſchen Welt, die von ihm herſtammt. Dem Könige gefallen wurde höher geſtellt als jede Pflicht. So entſtand die tragikomiſche Erſcheinung in Frankreich, daß das Wort Ungnade — disgrace — der Gipfel des Unglücks wurde, daß ein Exil vom Hofe ſo viel wurde wie Tod. Natürlich entſtanden damit die Zeichen des Vorzugs, die Unter-

ſcheidungen und alle die kleinen Zeichen und Vorſchriften, welche man Etikette nennt. Der König allein hat beim Zubettgehn einen goldnen Leuchter mit zwei Armen, dies iſt eins der älteſten Kennzeichen.

Der wichtige Schritt der Galanterie beſtand darin, daß Franz ſeine Maitreſſe ohne Blödigkeit zur erſten Perſon des Hofes machte. Jedes Weib brauchte nur einem Hofmanne zu gefallen, um deſſen Weib und damit kourfähig zu werden. Juſt unter Franz begann zwar überhaupt der Gedanke einer Ahnenprobe, einer geſchriebenen Genealogie; aber man verlangte nur männliche Probe, die Weiber galten alſo entweder alle für adlig oder für gleichgültig. Was nebenbei, wenn von Race-Gedeihn die Rede ſein ſoll, nicht nur bequem, ſondern auch förderſam iſt und was die engliſche Lordſchaft immer friſch erhält. Auch begnügte man ſich bei jener Ahnenprobe mit einem Geſchlechtsnachweis von 115 Jahren. — Welche Verführung lag damit vor den Frauen! Die Staatswelt öffnete ſich ihrem Reizvermögen, wie jetzt der geiſtigen Fähigkeit jedes Mannes die Staatswelt in Frankreich offen liegt. Die Weiber wollten alſo gefallen, wenn nicht anders um jeden Preis. Dies heißt: man wurde galant. Und es iſt zu ermeſſen, welch eine Gefahr mit dieſer neuen Welt nach Frankreich kam.

Die Ehrendamen am Hofe waren in zwei Partieen getheilt, die große und die kleine Truppe (bande). Jene war den Neigungen der Hofleute übergeben, diese war dem Könige und dessen Söhnen vorbehalten. Später, zur Zeit der Guisenmacht, war der Großcardinal von Lothringen eine wichtige Hoffnung für die kleine Bande. Man avancirte natürlich, wenn sich Vorzüge darstellten, von der großen zur kleinen Bande, und in dieser bis zur Maitresse des Königs. Diana von Poitiers hat dieses Avancement vollständig gemacht. Kein heiteres Weib in Frankreich hatte mehr etwas Anderes zu wünschen, als den König zu reizen. Brantome sagt, König Franz hätte alle diejenigen für Gecken und Narren erklärt, die keine Geliebte besäßen.

Endlich wurde auch die Geistlichkeit durch das Konkordat an den Hof gezogen, und so sind nun alle Elemente beisammen, deren Gährung das moderne Frankreich bildete.

Diese Glasperlenbude französischer Eitelkeit und Hofschranzerei erscheint leicht unwürdig unter der Feder. Wozu die kindische Thorheit und Ausschweifung verfolgen bis in die geheimen Kämmerchen? — Um diese Glasperlenbude gruppirt sich aber ganz Frankreich, und auch das Wichtigste und Werthvollste kommt dabei zum Vorschein. Es scheint gleichgültig, daß unter

Franz die Marquis aufkamen, und juſt an dieſe Adelsklaſſe hing ſich ſpäter alle Ausſchweifung der Zeit, die ausſchweifende Frechheit des ſchlechten Adels und der ausſchweifende Haß des demokratiſchen Pöbels. Die Marquis kamen mit Catharina von Medicis aus Italien, und Franz, immer bedacht auf Lockung durch neuen Reiz, adoptirte ſogleich den Titel. Vor ihm gab's in Frankreich nur zwei Marquis. Franz hat durch den Schwung einer gewiſſen Ritterlichkeit und durch die geſchmackvollen Ketten der Unterſcheidung, welche er den Seigneurs wie Ehren um den Hals warf, woran er ſie aber in Wahrheit hielt und feſſelte, er hat durch Mittel des Geſchmacks den Adel leichter unterjocht als ſonſt ein König. Unter Ludwig XI., der das Werk nachdrücklich begann, entzogen ſich die Seigneurs noch mürriſch dem Joche, und man nannte ſie „boudeurs.“ Davon iſt unter Franz nichts mehr zu ſpüren. Unter ſeinen Nachfolgern wurde das Hof- und Titelweſen, und der ſtolze Majeſtätsanſpruch weiter ausgebildet, aber die Franz'ſche Perſönlichkeit fehlte, ein Weib hatte die moderne Krone unter den Valois aufrecht zu halten, zwar ein außerordentliches Weib, aber ein Weib, Catharina von Medicis. Der Adel bemächtigte ſich als Herr der ſtreitenden Zeitintereſſen, und unter ſolcher Fahne kühlte

er als Ligueur noch einmal allen alten Stolz gegen die Krone, besonders durch Repräsentanten wie die Anjou-Lotharingier waren, die ehernen Guisen. Aber auch da, unter den drohendsten Scenen, erkennt man daß der Adel das Opium der Eitelkeit, was ihm Franz bereitet, schon tief im Geblüte trug. Man trotzte immer nur innerhalb der Formen, selbst der spielerischen Formen, die Franz eingeführt hatte. Und der letzte Versuch der Adligen als Frondeurs, aufgeschreckt durch Richelieu's knöcherne Hand, dieser Versuch unter Mazarin und dem jungen Louis XIV. erscheint im Gefolge der Hofsitten bereits wie ein bloßes Paradespiel der Opposition.

So tief wurzelte sich die scheinbare Aeußerlichkeit, welche unter Franz aufkam. Sonst war Seigneur eben Seigneur gewesen, das war hinreichend, Herr war Herr, so oder so benannt. Franz führte eine Stufenfolge ein, obenan den Duc, dann den Marquis, dann den Comte, dann den Prince, dann den Baron, dann den schlichten Seigneur — der Adel ließ sich das gefallen und war damit schon unterjocht. Unter dem Sohne — Heinrich II. — ging es reißend in der Konsequenz vorwärts, aber in der Konsequenz nach oben, die direkte Anrede wurde untersagt, und die dritte Person anbefohlen. Ein alter

Edelmann, Pasquier, sagt verdrießlich sonettenhaft darüber:

„On ne parle à la cour que de sa majesté,
Elle va, elle vient, elle est, elle a été.
N'est-ce faire la couronne en quénouille?“

Die Damen durften dem Könige nichts mehr reichen, nichts von seiner Hand empfangen, ohne diese Hand zu küssen. Sie gaben bei großer Tafel dem Könige die nasse Serviette, sie mußten im Zimmer der Königin auf der Erde sitzen. „Diner avec le roi“ ward die höchste Ehre, die Ludwig XIV. später noch ferner von sich stellte, sie verwandelnd in das bekannte „Monter dans les carosses.“

Unter Franz war das Alles noch neu, konnte nicht peinlich genommen werden und hatte vielleicht durch einen lebhaften, kriegerischen König eine interessante Färbung. Man vergaß aber sehr bald, daß es interessant erhalten sein müsse, und legte so den Keim zu unabsehbaren Folgen, zur Abnützung aller Form. Der Stoff des Ehrgeizes ward Futter der Eitelkeit, die Noblesse par brevet entstand, die Abenteurer aus Italien bildeten den Orden der Marquis, und dieser Titel war ein Jahrhundert später bereits so gesunken, daß die Frau von Sévigné ihn schon 1675 profané nennt, usurpé, gaté, daß Ludwig XIV. ihn

verachtete und wahrscheinlich selbst Molière veranlaßte, ihn im l'impromptu de Versailles auf das Niedrigste zu verspotten.

Die Adelsbriefe waren ein Kroneinkommen geworden, ein Trafic, und unter dem letzten Valois, Heinrich III., ging der Absatz schon so schlecht, daß tausend Stück vorräthig lagen ohne Käufer. Denn was gemein wird, ist keine Auszeichnung mehr, und hat keinen Werth. La Roque in seinem „traité de la noblesse" erzählt die Geschichte von einem Ochsenhändler, die allein hinreicht, um das Ansehn des französischen Adels zu beleuchten: er soll durchaus einen Adelsbrief kaufen und will nicht, und er wird am Ende ausgepfändet, um den Brief bezahlt zu haben, und von Adel zu sein. Als dies Unwesen 1789 so fürchterlich zur Sprache kam, hat man ausgerechnet, daß 15,000 adliche Familien in Frankreich seien, und 13,000 also und ähnlicherweise geadelt. Unter den übrigen 2000 seien 1400 alte verdiente Familien gewesen, verdient im Kriegsdienst, in der Magistatur, in sonstig persönlicher Auszeichnung, also wirklicher Adel, und 600 alter Erbadel. Man setzt aber hinzu, daß von diesen, die wirklich dem Lande einverleibt, nur sehr Wenige emigrirt und daß die Emigrirten meist Hof- und erkaufter Adel gewesen seien.

Der Prinz von Artois, nachmals Karl X., fragte in Coblenz jeden neu ankommenden Emigranten: Nicht wahr, Ihr seid Edelmann? — „Ja, Sire.“ — Ich wußt' es. Sagte der Ankömmling: „Nein, ich bin nicht Edelmann,“ so erwiderte der Prinz: Ihr seid aber werth, es zu sein.

Dies ist eine ganz richtige Logik, die von Franz dem Ersten stammt, sie hatte nur den Fehler, daß sie schneeweiße Haare trug. Ein Mann wie Franz I. kann nicht dreihundert Jahre unverändert leben. Franz paßte, aber er war kein unabhängig großer Mann.

9.

Was die Leute gelernt haben, wird ihnen weniger beneidet, als was sie gefunden. Ist das nicht ganz billig und gerecht? Aber man lernt nur das Mittelmäßige, und Jedermann kann lernen. Alle Größe liegt außer oder über dem Gelernten, alle Größe ist Talent oder Tugend. Man übt sie, aber man lernt sie nicht. Große Menschen der Geschichte und alle Künstler sind deshalb der übelsten Nachrede ausgestellt, alle That des Geschmacks wird am mißwilligsten angesehn von der Nachwelt. Da muß Alles gut und glücklich gewesen sein, sonst hängt man sich an's kleinste Häkchen, um gegen Leichtsinn, Glanzsucht, Verschwendung zu deklamiren. Man verzeiht nur das Nützliche, das Schöne ist unnütz.

Das ist auch in der Ordnung. Das allgemeine, gefolgerte Urtheil kann nur auf Dinge gehn, die zu berechnen sind, der Geschmack ist nicht zu berechnen, er hat kein Erbrecht, als seinen Vorzug, er muß sei-

nen Platz erobern, die Leute der Ordnung müssen stets seine Feinde sein.

Franz hat viel mehr Feinde bei den Historikern, weil er Geschmack hatte und geschmackvoll thätig war. Bilder und Schlösser neuen Stiles verzeiht man nach einigen Jahrhunderten, weil sie zu tief verwachsen sind mit dem Sinne der Zeit, die auf ihre Entstehung gefolgt ist. Man reißt zu viel auseinander, wenn man sie wegwünschen will. Die Titian und Primaticce verzeiht man Franz. Die Bilder bestehen auch noch, die Schlösser können noch Wohnungen abgeben — man geht vorüber. Aber wo derselbe Geschmack an vergänglicherem Stoffe sich gezeigt, da kühlt man sein Müthchen. Eine neue Kleidertracht verzeiht man nicht. Man rügt es, daß Franz den Schnitt des Wamses verändert, daß er die zierliche, saubre Mode der Hemdaufschlitze in den Aermeln aufgebracht, das Barett mehr nach der Seite gesetzt und ähnliche Dinge veranlaßt habe. Wäre es aber nicht angenehm, wenn Heinrich der Vierte, ein so galanter Mann, sich mit derselben Eleganz zu kleiden gewußt hätte, wie sein Vorfahr, wenn er am Bildnisse des ersten Valois, an dieser freien, üppigen Erscheinung des Menschenkörpers ausgefunden hätte, daß ihm selbst die kropfartige Halskrause sehr übel stehe? Es stört

wirklich die Illusion, diesen liebenswürdigen Heinrich auf allen Bildern und in allen Büsten garstig zu finden, nicht bloß weil er wirklich nicht hübsch war, sondern namentlich, weil er sich oben herum geschmacklos trug. Und er war doch sonst in so viel Zügen ein vervollkommneter Franz: der Reiz des Wesens an Franz war bei ihm zur unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des Herzens gesteigert, der faunische Zug der Sinnlichkeit zum leicht-sinnlichen Zuge gemildert, der despotische Tic zur raschen Handlung gesänftigt, wo durchgreifende That unerläßlich.

Die Devisen und Sinnbilder dieser und der folgenden Zeit stammen nicht von Franz, wie man es ihm als Spielerei nachgesagt. Sie bestanden schon vor ihm und waren aus Italien eingebracht. Sie sind übrigens, eben als etwas Sinniges, ganz artig, und hatten der Welt nur durch den Verfall und Mißbrauch des Adels Anstoß gegeben. Warum sollte nicht Jedermann, der Sinn und Geist dazu hat, seinen Charakter selbst bezeichnen dürfen durch ein Zeichen, durch ein Wort.

Ludwig XII. hatte zuerst eine Devise angenommen, und war doch ein so einfacher Mann, ein Stachelschwein mit den Worten „Cominus et eminus“ — „von nah und fern.“ Dies gründet sich auf die

artige Jägerfabel jener Zeit, daß ein Stachelschwein auch schießbare Stacheln habe, und daß es in die Ferne wie mit Pfeilen schieße, wenn es angegriffen sei. — Franz führte bekanntlich einen Salamander im Feuer, den man verschwenderisch auf allen Gebäuden seiner Zeit angebracht sieht, mit den Worten „Nutrisco et extinguo“ — „ich ernähre und vertilge.“ Es ist schwer, einen netten Sinn hineinzubringen, das Gewand ist zu weit. Es war dies eine Art ritterlicher Mystik, man konnte alles Mögliche aus ein Paar Worten machen, und der Führer solcher Devise wußte oft selbst nichts Rechtes. Jede Zeit, jeder Stand braucht etwas Mystik, wie jede Lebensluft etwas Stickstoffgas. Die philologischen Hof-Zeichendeuter haben sich in Kombinationen erschöpft über jene Devise, die Boisy seinem Schüler gegeben hat.

Der Drang nach Sinnen- und Kunstwelt hat denn auch die breite Hauptlinie seines Lebens gezogen. Dies war die Linie nach Italien. Mailand und Neapel will er besitzen, dieses Verlangen hat ihn zerstört und belebt, hat den ewigen Krieg mit Karl dem Fünften erweckt und erhalten, und den Franz'schen Roman geschürzt. Nicht die politische Idee der Hohenstauffen zog ihn nach Italien, wenn es auch politisch sein mochte, den mächtigen Karl von dort zu

vertreiben. Franz war der Künſtler, Karl der Politiker dieſer Zeit, und in aller beſonnenen, organiſchen Bildung und Klugheit war ihm dieſer Kaiſer weit überlegen. Wie leichtſinnig es klinge: Franz trug vielleicht den Krieg nach Italien, um Italien zu ſehn, und das bunte Kriegesſpiel in dieſem ſchönen Lande zu entfalten. Der abenteuerliche Gedanke überraſcht auch das Schickſal, Franz wird das erſte und einzige Mal vom Kriegsglück begünſtigt, und ſo gründet ein dreiſter Wurf das Anſehn ſeines Lebens, dieſer Neigungs-Feldzug giebt dem jungen Könige die Stellung in Frankreich, in Europa, in der Geſchichte.

Man kannte damals nur einen Weg über die Alpen, den über den Mont Cénis und Mont Genèvre. Der war vertheidigt, und um den Schweizern überraſchend und wirkſam zu nahn, bedurfte man eines andern. Die Stütze der Armee, Ritter Bayard, war aus dem Dauphiné, was ſich an den piemonteſiſchen und ſavoiiſchen Alpen hinzieht. Wenn man heute von Grénoble aufwärts das wunderſchöne Thal von Gréſivaudan hinanſteigt, ſo ſieht man die Ruinen des Bayardſchloſſes, ernſt beſchattet von Tannenbäumen. Bayard, der den Bär, den Wolf und die Gemſe fleißig gejagt hatte daheim, kannte die Berge, und konnte ſagen, ob ein neuer, unerwarteter Weg

auszufinden ſei. Aber Bayard zuckte die Achſeln. Da ſtellte ſich ein piemonteſiſcher Jäger ein und erbot ſich, das Heer über die Gebirge zu führen. Der junge König griff ſchnell nach dieſem romantiſchen Anhalte, und wie Hannibal, wie ſpäter Napoleon, kletterte er mit Mann und Roß und Train über die Felſen, und erſcheint unvorhergeſehn den Schweizern gegenüber in der lombardiſchen Ebene. Die Schlacht bei Marignano entbrennt, eine Schlacht gegen die für unbeſiegbar geltenden Schweizer, ein Hochgenuß für den kriegs- und ruhmluſtigen Franz, der wie ein Lanzenknecht im dichteſten Gedränge ficht, die Streiche ringsum auf ſich lockend durch die ſchimmernden Goldlilien auf dem azurblauen Panzer, durch die funkelnde Zier — rose d'escarboucles — auf ſeinem Helme. Denn Pracht, Glanz und Schönheit war ihm wichtiger als Sicherheit.

Die Schweizer ſtanden wie Mauern, die Nacht fiel auf die Felder, der Mond ging auf. So lange er ſpärlich leuchtete, ſo lange man die weißen Schlüſſel der päbſtlichen Schweizer auf dem Magen und der Achſel erkennen konnte, ſo lange ſchlug man zu. Aber es wird völlig finſter. Beide Theile müſſen raſten, wirr durcheinander gemiſcht im hitzigen Kampfe. Franz hält mitten im Gefilde, mitten unter den Schweizern;

man schließt einen Kreis um ihn, man zündet eine Fackel an. Wer gut im Dunkeln sieht, soll auf einige Schritte weit sich umthun, wie man gelegen sei. Wunderlich genug! lautet die Nachricht, funfzig Schritt von uns steht die Hauptmacht der Schweizer, lösch die Fackel aus, sie erkennen den König. Dieser streckt sich in voller Rüstung auf eine Kanone, man erwartet ungeduldig die Morgendämmerung. Sie kommt, Alles rasselt auf, und noch vier Stunden lang wird gefochten, da weichen langsam die Schweizerglieder rückwärts, aber langsam, fest, in Ordnung wie Mauern. Franz empfindet wohl, daß es nicht gut sei, die Verzweiflung also Weichender zu wecken, er findet den guten Ausdruck, „wir suchen den Sieg, nicht das Blutbad," er läßt nicht verfolgen. Dies ist sein Geschick: da, wo er am glücklichsten ist, ist er nicht entschieden glücklich. Und er empfand dies richtig, wie jeder gesunde Mensch nicht nur die Grenze seiner Kraft, sondern seiner Wirkung voraus kennt: hitzige Venetianer, die auf dem Schlachtfelde ankamen und den weichenden Feind verfolgten, erfuhren zum Schaden ihres Leibes, daß er Recht gehabt.

Eben so mußte Franz seiner Natur gemäß diesen Sieg künstlerisch krönen, eine schöne Ritterform, die schon aus dem Gebrauche wich, mußte sich darstellen,

die Blume der franzöſiſchen Krieger, Bayard, wird gerufen, er ſoll den König zum Ritter ſchlagen. Champier erzählt die Scene. Herriſch und befehlshaberiſch betrug ſich Franz, der geweiht ſein wollte, unterthänig Bayard, le bon chevalier, dem er doch die Kraft der Weihe zugeſtanden. Der Geiſt ſolcher Scene war von der Welt und von ihm gewichen, der Formenſchimmer allein lockte ihn, und übte ſeine Macht auf die Umgebung.

Dies unterſcheidet Franz vom Kaiſer Max, der noch vier Jahre neben ihm auf dem Throne ſaß, und mit dem er als ritterlicher König auf den erſten Anblick ſo viel Aehnlichkeit hatte. Max war naiv im Ritterthume, er glaubte es dogmatiſch, und wollte es dogmatiſch halten. Franz war ſchon moderner Despot, ihn reizte nur die Form, die er, ein Herr und Künſtler, beliebig handhaben wollte. Darum übte er noch Macht mit einer Form, in welcher Max nur Unmacht entwickelte.

II.

Chambord.

10.

Bis zur Reformation führten alle Wege nach Rom. Seit fünfzig Jahren führen alle nach Paris. Wenn man in die Provinz reis't, so geschieht's wegen der Saison, nicht wegen der Provinz.

Und wie rund rollt sich's von der Seine nach der Loire das Land hinab, was nach der Mitte Frankreichs fällt in das Loirebecken. Sie sind hoch gepriesen in Frankreich die Ufer der Loire, und einer der liebenswürdigsten Schriftsteller dieses Landes, Alexander Dumas, stellt sie am höchsten, sogar über die Ufer des Rhone. Nach deutschem Geschmacke verdienen sie dies keineswegs. Aber der Geschmack beider Nationen wird in aller Frage über Naturschönheit selten zusammengehn. Der Franzose ist viel unabhängiger von der Natur, als wir es sind, unabhängiger von ihren Einflüssen im Uebles und im Besten. Er erträgt gesund und fröhlich mit geringen Schutzmitteln schlechtes Wetter und Reizlosigkeit der Gegend,

und die mittelmäßige wie die wundervollſte Gegend hat für ihn nicht eine einzige Stimme aus dem romantiſchen Chore der Gottheit, welcher für den germaniſchen Sprößling darin gebunden liegt. Aller Natur gegenüber iſt der Franzoſe römiſch-galliſcher Taktiker, und er findet ſich da zum Zeichen der Erziehung mit einem konventionellen Ausdrucke ab, wo jeder Deutſche Dichter wird, und zu gebären und zu ſchaffen beginnt. Des Franzoſen einzig mögliche Poeſie iſt die That, nicht die Betrachtung. Darum iſt er politiſch mächtig, und der Natur gegenüber platt. Das verbindet ſich genau mit ſeiner Dichtkunſt. Wenn eine Schönheit darin iſt, ſo iſt ſie ein Ausdruck gefaßter, praktiſcher Welt. Darüber hinaus in's Unentwickelte reicht ſie niemals; eine übermenſchliche Prophezeihung wird ſie nimmer.

Wie Deutſche leiden unter den Vorzügen des Gegentheils. Denn zur Familie dieſer Vorzüge gehört auch alle unklare Faſelei, alle unthätige Hingebung an Unbeſtimmtes, all unſer Dahlen mit der Natur, ſo weit dieſe in Wahrheit nur etwas Lebloſes, nur ein Linienhaftes iſt. Statt den Inhalt zu geben, ſind wir begnügt, ihn zu ahnen. Aber wunderbar! in welcher unberechenbar logiſchen Folge entwickeln ſich die Wechſel in den Völkern! Seit uns das alte

Vaterland mit Recht vorwirft, wir hätten uns in manchem äußeren Verlangniſſe von der alten vaterländiſchen Art abgewendet, ſeit der Zeit erweiſ't ſich's, wie lange und tief dieſe wirkliche Wechſelung in unſrer Geiſtes- und Herzenswelt ſchon vorbereitet war. An die dreißig Jahre baut ſich juſt neben einer Naturphiloſophie eine Lehre auf, die Hegel'ſche, worin die Natur, die alte Volksſouverainetät in Deutſchland, zurückgewieſen wird in das bloß todte Daſein, worin das rein menſchliche Weben himmelhoch über alles bloße Naturweben erhoben wird. An die zwanzig Jahre ſpringt eine Dichtungsweiſe, die Heiniſche, über Baum, Strom und Berge, dieſen todten Stoffen nur ein Leben verleihend, was ihnen augenblicks der menſchliche Geiſt ſchenkt, und ſomit ein überraſchendes. Es ſtammt alſo dies Leben nicht mehr von den Umriſſen, ſondern von der Bewegung deſſen, was Menſch iſt.

Im entgegengeſetzten aber entgegen kommenden Sinne die Franzoſen! Sie verſuchen es, der Natur eine eigene Sprache abzugewinnen, nicht mehr begnügt mit der konventionell franzöſiſchen, welche ſie ſonſt redete. Und Einzelnen, wie Georges Sand, gelingt's.

Dieſe Wendung, ſich zu ergänzen, iſt bei uns allgemeiner und ſtärker als in Frankreich. Wir ha-

den nichts zu ändern als die Neigung, der Franzose aber muß dafür eine überall eingeschmiedete Form zerbrechen. Alle französische Existenz ist in strenge Form gebracht bis in's unscheinbarste Detail herab. Deshalb ist die Nation so fest, so bequem, wenn man sie kennt, so langweilig, wenn man aus den Ländern der Persönlichkeiten kommt. Deshalb nennt sie sich mit Recht die gebildete Nation Europas, deshalb wird ihr jeder wirkliche Wechsel so schwer und krampfhaft.

Im Allgemeinen nennt auch jetzt noch der Franzose das eine schöne Gegend, wo schöner Weizen wächst, wo Gemüse und Wein gedeiht. Er sagt noch jetzt von einer malerischen Gegend „elle est pittoresque mais aride" — eben so wie der schlechte Geschmack bei uns sagt von einem schönen Gedichte: ja, es mag schön sein, aber man lernt nichts daraus. Jenes „mais" zeigt, was der Franzose eigentlich nur bemerkt und was er eigentlich nur will.

Und die Loire schmeichelt größtentheils diesem Maaßstabe. Am wenigsten noch in ihrem Striche von Orleans abwärts nach Blois. Da tritt auch keine besondere Fruchtbarkeit den Ufern nahe. Im Sommer bietet sie einen dürftigen Anblick: sie hat ein flaches, breites Sandbett, und ist so arm an

Wasser, daß viel mehr Sandfläche als Wasserfläche entgegen gähnt, und daß an vielen Stellen ein Heer Infanterie, überall ein Heer von Reitern sie passiren kann. Betroffen fragt man bei Orleans, wo ist die stolze Loire? Wo sind die Mandelbäume der Frau von Chezy in der Euryanthe? Wo ist dies Paradies Adolars? Ach, das stolze Orleans zeigt sich gar einfach! Hätte es nicht eine hübsche quer durchschneidende Straße von oben nach unten, nach der Loirebrücke, hätte es nicht einen wundervollen Dom, es wäre ganz eine kleine, reizlose Stadt. Der Thurm, wo die Jungfrau gehaus't und kommandirt, nimmt sich unbedeutend aus, das Haus der Agnes Sorel, wie das Haus Franz des Ersten sind unscheinbar schwarz in Nebenstraßen versteckt, im Handwerkstreiben verborgen; die Statue Johanna's ist weniger als mittelmäßig. Das Mädchen von Orléans hat in Frankreich wenig Glück gehabt, ihre Erscheinung war für ein prosaisches Land zu poetisch, um bei der Kunst eine würdige Verherrlichung zu finden. Voltaire hat sie beschrieben, und die Stadt ihres Feuertodes, Rouen, hat sich auch einer mittelmäßigen Bildsäule zu schämen.

Aber sprachen wir nicht von einer poetischen Wendung in Frankreich? Wahrlich, des Königs Tochter, eine Orléans, hat eine Statue hinterlassen, die den

ganzen Zauber dieſer romantiſchen Erſcheinung ausdrückt, und die unſerer Schillerſchen Tragödie vollwürdig iſt. Wie unſer Dichter, und noch früher, grauſam früh hat dies edle Talent hinweg gemußt von unſrer Erde. —

Man hat es jetzt erkannt, daß der Dom das einzige Denkmal iſt, was die alte Stadt Aurelians, den altfranzöſiſchen Punkt Orleans am würdigſten darſtellt. Man reißt Häuſer und ganze Straßen nieder, um einen würdigen, großen Zugang zu öffnen für die Kathedrale, welche bis jetzt mit ihrer [illegible]rnen Pracht abſeits lag, halb verborgen. Welch [illegible] Kontraſt mit Departements und Religionsſieſig[illegible] bilden die Kirchen in Frankreich! Wenn man ohne Schema reiſ't, romantiſch von Stadt zu Stadt jenſeits des Rheins von Cöln bis Narbonne, von Antwerpen bis Nizza, ſo glaubt man, die Kirchenbauten ſeien unzählbar. Das ſüdweſtliche Deutſchland hat ſeinen ſchönen Theil an dieſer thatſchwersten Welt der Geſchichte, wovon das weſtliche Europa der intereſſante Teppich. Wie arm, wie neu, wie wappenlos erſcheint daneben unſere beſcheidene, magere Heimath, der Nordoſt von Deutſchland, auf den wir doch ſo ſtolz ſind, und wo unſerm Glauben nach der feinſte Geiſt

Europa's in der Stille schafft! Ach, dieser Trost eines Glaubens ist uns so nothwendig.

Die gesegnete Erde Europa's liegt nach dem Sonnenuntergange hin. Wir haben nur den Verstand, die Genügsamkeit, die Kartoffel und den Willen. O, das ist viel. Aber die Rede, die Lebenslust, den Reichthum, die Geschichte haben die Völker des Westens. Wie oft in der Normandie müßt Ihr still halten vor einem unscheinbaren Städtchen, denn es hat einen Dom, der unsern Hauptstädten ein architektonischer Juwel wäre. Kaum aus Paris heraus, kaum eingetreten in die alte Provinz Orléanais, und Chartres mit seiner Domespracht nöthigt Euch, stille zu stehn, und Orleans und Tours und Nantes und Poitiers, und jede neue Stadt desgleichen, und wohin Ihr Euch wendet, die grauen, festen Zungen alter, so alter Geschichte hemmen Euren Fuß, und erfüllen Euch mit Ehrfurcht vor einer Nation, die so reich zusammengewebt ist, die sich so leichtsinnig ohne Abmarsch giebt, die Ihr im innersten Herzen doch abgeschmackt behandelt, weil Ihr sie nicht kennt und versteht, und die unermeßlich, unermeßlich mächtig ist.

Der Dom zu Orleans, ein gothischer Bau, hat einen eigenthümlichen Reiz, er hat zum schlanken gothischen Wuchse etwas südlich Sattes durch seine

Thürme. Sie ſchießen nicht jung-ſchmächtig, nicht gereckt auf nach gothiſcher Art, ſie erheben ſich mehr rund und gefüllt, mehr ſtattlich als zierlich, wie ſüdliche Weiber ſich ausnehmen neben nordiſchen. Die goldne Sonne des Juli, des Centrums von Frankreich, lag auf dieſen weißgrauen Steinen.

Ich ſtieg hinauf, um das Land zu überſehen, einen Hauptſitz der alten Gallier, das Land der Carnuten. Ein wenig nach Oſten, die Loire aufwärts, ſaßen die Senonen, ſo berühmt im Cäſar. Cäſars Commentarien muß man neben dem Guide bei ſich führen, ſie ſind eine gar gute Reiſebeſchreibung durch Frankreich. Verwünſcht ſeien die Departements, die ſtarke politiſche Macht neuer Zeit, ſie haben den großen Reiz altfranzöſiſcher Provinzen vernichtet, haben den Arm ſtark, aber das Herz arm gemacht. Der alte Franzoſe weiß noch den Namen jedes kleinen Ländchens, und Frankreich war an ſolcher charakteriſtiſchen Sonderung ſehr reich. Der junge Franzoſe fragt nicht mehr darnach, und hat er auf Drängen des Fremden mühſam ausgefunden, daß hier oder da Turonen, Veneten, Gaskogner, Auvergnaten geweſen ſeien, ſo ſchneidet er ungeduldig die Betrachtung ab, und ſagt: endlich, wir ſind Franzoſen!

Liegt denn aber jener hiſtoriſche Zauber der Pro-

vinzen blos darin, daß sie alt, daß sie durch Zeit und Erinnerungen geweiht sind? Nein, sie waren eine von innen heraus gegliederte, unterschied'ne Existenz. Jetzt sind sie mit Uebergehung alles innerlichen Unterschiedes von außen nivellirt. War es nicht möglich, auch das Unterschiedene in gesammte Macht zu einigen? Und sollen wir dies bei deutsch-politischer Spekulation nicht im Auge behalten? Wir müssen's wohl, wenn nur das Kleinste gelingen soll.

Nach Süden hinab, jenseits der Loire, schräg gegenüber von Orleans, liegt sich ein abgesondert Ländchen, die Sologne, was sich in Armuth noch viel Eigenthümlichkeiten bewahrt, wie es am strengsten der Bretone thut, ein wenig der Normanne, der Basse, der Provençale und in den innersten Bergen des Landes der Auvergnat und der Limousinier. Der Sologne, ein sandiges, oder vom Schilf-Teichen bedecktes Land bewohnend, steckt bei der Trauung nicht nur sich den Ring selbst an den Finger, sondern auch der Braut zum Zeichen der Herrschaft. Er hält wie sie bei der Trauung eine brennende Wachskerze in der Hand, um zu wissen, wer am ersten sterben wird. Derjenige nämlich, dessen Licht am schnellsten brennt.

Noch auf dem Sandboden, wenn auch am Ende der Sologne, links also, wenn man die Loire hinab-

fähret, sieht das Schloß Chambord. Vom Flusse selbst sieht man es nicht, weil das südliche Ufer sich etwas erhebt, und dies königliche Jagdschloß deckt, dies Schloß, einzig in der Welt. Die bloße Neugier fuhr vorüber, und gewahrte nicht die prächtige Einsamkeit des Königs Franz am Walde Chambords. Denn auch die Heerstraße nach Blois und Tours und Nantes hinab geht am nördlichen Ufer des Flusses. Auf dem Schlosse zu Blois, da, wo die Zauberin Catharina von Medicis die Sterne beobachtet, giebt es einen einzigen Punkt, von wo man die weißen Schimmer von Chambord entdeckt.

Vom Dome in Orleans sieht man weiter, aber Chambord verbirgt sich. Man sieht da nördlich das Land sanft aufsteigend gen Paris und Isle de France hin, baumreich und voll, noch ganz von jener Mittelfärbung, welche das grüne Erdlicht des Nordens trägt, und welche schon einen Schimmer gewinnt von dem tieferen Tone des Südens, von Braun und Roth. Jenseits, südlich der Loire, streckt sich das Land plattchen nach dem Berry hin, nach Bourges, welches der Mittelpunkt von Frankreich, und weiter. Aber vor den einfachen, fruchtbaren Feldern des Berry weicht die stille Wasserwelt der Loire noch weithin. Sümpfe, Teiche, karger Boden sind da jetzt noch nicht bezwun-

gen. Hier, und noch tiefer in's Innere hinein, nach der Provinz Marche hin, hat sich denn auch die rohe Welt des gallischen Edelmanns am längsten erhalten. Nicht des luxuriosen Seigneurs, sondern des rohen Feudalherrns, die Welt der Mauprat, die uns Georges Sand schildert. Da sind Haiden und Wälder, wohinein die Revolution am schwersten und spätesten drang. Ganz anders war von jeher das Volk, was die Loire entlang wohnt. Es war stets das juste milieu von Frankreich, das juste milieu mit liebenswürdigem Maaße und nicht ohne Schwäche. Hierher flüchteten die Könige, wenn sie von allen Seiten bedroht waren, wenn das südliche Land, wild in Aeußerungen, sie bedrängte, wenn der Norden, der geistige Sitz aller Revolution Frankreichs, mit schonungsloser Folgerung ihnen an's Leben ging. Hier fanden sie, wenn nicht Schutz, doch Ruhe. Man ist hier mild und sanft und billig. Maaßvolle Autoren wie Alfred de Vigny nennen es darum gern das wahre Frankreich, das Land von Blois — le pays blaisois — und die Touraine. Die französische Anmuth ist hier zu Hause, man spricht ein reines, einfaches Französisch, nicht so schnell und pikant wie in Paris, aber klar und voll. Die französische Macht aber wohnt hier nicht. Besonders am südlichen Ufer

der Loire, wo die Touraine tief hinab geht nach dem Süden mit ihrem weichen, milden Erdreiche, da wird auch das Volk allzu weich, wird energielos, und der sprudelnde Franzose verliert sich. Blois selbst hält sich am günstigsten in der Mitte, wie der König, den es geboren und genährt und gepflegt, Ludwig XII. Eben so das daranstoßende Vendome, und Anjou, was an dieses grenzt. Diese familiärsten Namen der Prinzen Frankreichs, treue Familiensitze des Königshauses, die sich nördlich von der Loire hinabziehn von Orléans bis an die Bretagne, verkündigen alle das innerliche, treue Frankreich. Die Bretagne, ein spät erworbenes Land, aus ganz andern Elementen zusammengesetzt, am zähesten alter, eigner Sitte getreu, begränzt scharf dies fränkische Königsland.

Die Geschichte verlegt auch den religiösen Hauptsitz des alten Gallien in diese Gegenden. Zwischen Orleans und Chartres hat sich diese Waldung hingebreitet, und darin haben die Druiden Gott angebetet.

Wie diese Länder an die Krone gekommen sind, das ist ein uninteressantes Wesen, weil es sich überall in ähnlichen Spressen wiederholt. Wenn man den Hergang kennt von einer dieser Provinzen, so genügt bei den übrigen ein Wort. Unter den Nachfolgern

des Clovis gab's ein Königreich Orléans, was später an Austrasien kam, dann zum Herzogthume Frankreich gehörte und von Hugo Capet der Krone einverleibt wurde. Diese verschenkte es dann als Lehn nach ihrem Belieben, und so gab es Ludwig XIV. seinem Bruder, von dem die jetzige Familie Orléans leiblich und solchergestalt namentlich abstammt. Die Revolution, die all solchen Besitz aufhob, verleibte dann auch Orleans 1793 dem Staate. Der Convent vereinfachte alles Erbrecht.

Blois hatte schon vom neunten Jahrhunderte an eigne Grafen. Sie schlugen sich schon frühe brav für die Könige, und hießen eine Zeitlang Herzöge der Franzosen und Grafen von Paris. Der Sohn Helenens trägt also keinen unerhörten Namen. Die Römer nannten den Ort castrum blesense, und daher stammt das Beiwort, was jetzt noch die Leute von Blois verschmurt, Blaiseis. Sonst muß man mit den lateinischen Ableitungen vorsichtig sein, wenn die Verwandtschaft nicht so unzweifelhaft ist wie hier, wie bei Orleans, wie bei Vendome — ventorum domus — dessen hohes Schloß ein wirkliches Eckhaus der Winde ist. Man überstudirt leicht den celtischen Ursprung, der unserer Vermuthung nicht so nahe liegt.

Paris zum Beiſpiele leiten wir ſeines ausgezeichneten Kothes halber als Lutetia gern vom römiſchen lutum, Kothe, her, und doch iſt auch dies wahrſcheinlich celtiſcher Abſtammung, und unſre philologiſchen Scherze über dieſe alte Nobleſſe des Pariſer Unraths ſind Fehlgeburten.

11.

König Franz machte noch große Umwege, und zwar unnütze, ehe er wieder hierher an die Loire kam, und Chamberd bauen ließ. Er ging erst noch einmal nach Italien in kriegerischer Rüstung, ging zur See nach Spanien, weil er besiegt war, und kam spät über die Bidassoa wieder nach Frankreich, an die Loire. So war es 1526 geworden, ehe er den Bau von Chamberd begann. Gamberium, nach alter Sprache, war ein altes, altes Jagdschloß der Grafen von Blois gewesen; es wird schon am Ende des elften Jahrhunderts erwähnt. Franz kannte es von seiner Jugend her, da er mit seiner Mutter eine Zeitlang in Romorantin, dem Hauptstädtchen der Sologne, gelebt hatte. Der Landstrich gehörte schon seinem Hause, und die ersten Jagdfreuden hatte er im Walde von Chamberd erlebt. In der einsamen Gefangenschaft malte er sich das Ideal aus, hier ein prächtiges Schloß zu haben am Saume des Waldes.

Der Hirſch fehlte ihm in Spanien; von dem platten Dache in Chamberd, dachte er ſich, wirſt Du ihn heraustreten ſehn auf die Wieſen, wenn Du Dein Schloß hoch baueſt und frei. Er gewann den Plan ſo lieb, daß er ihn gleich in's Werk ſetzte, da er wieder in Freiheit, wieder König in Frankreich war.

Es war ein böſes Zeichen, daß Bayard ſterben mußte vor dieſem zweiten Zuge nach Italien, le bon chevalier sans paour. Und er war erſt 48 Jahre, und in voller Kraft und Rüſtung, und in vollem Kriegesgeiſte, als er den 30. April 1524 in einem Gefechte fiel. Er und Carman, ſein Roß, fehlten bei Pavia! Le Carman war ein Wunder wie Bayard. Vor Ravenna ward es einſt dergeſtalt von Piken und Degen durchbohrt, daß Bayard abſteigen muß. Armer Carman! Führt ihn zurück, daß er ungeſtört ſterben kann. Am andern Morgen weckt ihn ein Gewieher — das iſt Carman's Stimme! Oho, wenn Du ſingſt, ſo wirſt Du leben! Komm, Carman! Und es kam, das Roß, und er ließ es heilen, und von Stund' an wurde er noch einmal ſo tapfer, als er geweſen. Seit dem Tage von Ravenna nämlich hatte Carman gegen alle nackten Säbel und Piken eine ſolche Wuth, — bei geringeren Naturen hätte die Erinnerung Furcht hervorgebracht

— daß er mit offnem Rachen darauf los stürzte, welches ein großes Vergnügen war für den „bon chevalier!“

Man kann dies in den Memoiren nachlesen, die so einfach geschrieben sind, wie dieser Mann beschaffen war. Ach, er fehlte bei Pavia!

Und der Connetable, ein Bourbon, fehlte nicht nur, er focht gegen Frankreich, ihm ein ewiger Schmerz, den Franzosen ein Gräuel. König Franz hatte harte und tyrannische Züge, aber gegen den Connetable hatte er sich gut benommen, es war eine unselige Verwickelung der Ansprüche, welche diesen Mann zur Flucht und zu den Feinden Frankreichs trieb. Es existirt eine Beschreibung, wie er, durch die Bergschluchten des Dauphiné mit Pompérant irrend, um Savoien zu erreichen, auf ein einsames Schloß kommt, und verkleidet um ein Nachtlager bittet, der Connetable von Frankreich! Noch hat der König nichts gegen ihn befohlen oder unternommen, jeder gute Franzose weiß nur: der Connetable aus dem Hause Bourbon ist untreu an Frankreich und dem Könige! Hier tief in den Bergen, an der Grenze, wird er hier nicht eine Nacht Ruhe finden? Man kennt ihn nicht, man setzt sich zur Abendtafel, man geräth in der Unterhaltung auf seinen Abfall

— und hier iſt zu ſehen, welch ein Sinn Frankreich ſo ſtark gemacht: Es iſt kein Schloßherr da, nur eine Herrin, und ſie erklärt kühl und unumwunden, daß ſie den Connetable von Bourbon todt oder lebendig ausliefern werde an den König von Frankreich, wenn er, wiſſentlich für ſie, ihr Gebiet beträte. — Nie war ihm ſein unglücklicher Entſchluß ſo zum Herzen geſtiegen, und in derſelben finſteren Nacht noch, unter Lebensgefahr entweicht er aus dem Schloſſe und flieht in die Berge, die er nicht kennt, die Abgründe weniger fürchtend als ſeinen Schmerz und eine patriotiſche Franzöſin. Und darin iſt Frankreich ſtets daſſelbe geblieben, einem Connetable von Bourbon, einem Marmont, einem Beurmont gegenüber.

Wie ein gemeiner Reiter gekleidet führte er den Feind, Italiener und Spanier und Deutſche, bei Pavia gegen den König und das Heer von Frankreich. In Trauer wollte er ſiegen, den Tod und ſeinen Feind, den Admiral Bonnivet, ſuchend auf allen Seiten des Schlachtfeldes. Er fand den Sieg, er fand Bonnivet, und er behielt den alten Schmerz. Bonnivet, nach deſſen Blut er dürſtete, war ſchon getödtet. So war die Rache gebrochen, und die betäubende Hitze erkaltete zu den traurigen Worten: Unglücklicher

Bonnivet, Du biſt Schuld an der Niederlage Frankreichs und an der meinigen!

Es war ein fürchterlicher Tag, der Tag bei Pavia, der 24. Februar 1825, und doch iſt es den Berichten ſchwer abzuſehn, welcher Streich, welcher Fehl eigentlich die franzöſiſche Niederlage verurſacht. Ranke ſchildert ſie neuerlichſt in ſeiner „deutſchen Geſchichte“ und bei ihm iſt das einzig ſichtbare Motiv eine plötzlich allgemeine Feigheit der franzöſiſchen „hommes d'armes.“ Davon habe ich in franzöſiſchen Quellen nichts gefunden; verſchweigen ſie's aus Nationaleitelkeit? Vielleicht. Aber die durch Ranke ſo talentvoll geltend gemachten Hilfsmittel für Geſchichtsſchreibung: die Geſandſchaftsberichte, die Spiegelung der Verfälle und Perſonen, die Spiegelung nämlich an benachbarten, fremden oder gar feindlichen Höfen und Zuſchauern, dieſe Hilfsmittel ſind intereſſant und haben ihren Werth, wenn ſie fortwährend in zweiter Linie der Geltung bleiben. Sie geradezu für entſcheidende Hauptquelle anzunehmen, heißt ja doch die Nachricht aus zweiter und dritter Hand vorziehn, heißt den Nachbar befragen, auch wo man den Thäter ſelbſt befragen kann. Wer wird denn einmal die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution oder Napoleons vorzugsweiſe aus den Archiven von Wien ſchreiben

wollen! Wer möchte unſere Geſchichte aus Paris beziehn! Volle Nationalitäten haben wie ſtarke Perſonen ihr gerechteſtes Richtmaß zunächſt in ſich ſelbſt. — Den franzöſiſchen Berichten nach kam und entwickelte ſich der Tag von Pavia unberechenbar, wie eben Kriegsglück kommt und ſich entwickelt: die Franzoſen geriethen beſonders dadurch in Verwirrung, daß ihre Hauptleute ringsum fallen. Die Basken ſchießen nur auf Officiere, und nur auf Kopf und Herz; mit ihren Izards in den Pyrenäen nehmen ſie es nicht ſo genau. So fällt die Blüthe Frankreichs; Tremouille, ein beſter Ritter, erhält mit einem Schlage eine Kugel in's Herz und eine in den Kopf. Aller Adel fällt um den König. Es war die Pflicht des Groß-Stallmeiſters, die Streiche auf den König zu pariren — eine entſetzliche Arbeit bei Pavia, wo die Streiche wie Platzregen herabſtürzten, wo Franz in einer ſchimmernden Rüſtung von Silberdraht und im leuchtenden Federbuſche alle Schläge auf ſich lockte wie ein goldener Blitzableiter. St. Severin, der Großſtallmeiſter, that tödlich ſein Mögliches, bis er fiel. Als man ihm zu Hülfe eilte, ſchrie er noch: ich brauche nichts zum Sterben, ſchützt den König. Das Gewühl war ſo dicht, daß Niemand mehr ſchießen konnte. Franz, noch hoch zu Roſſe, konnte nicht vorwärts

wegen eines Walles von Leichen. Seine beſten Freunde bildetrn, zuſammengeballt mit Feinden, dieſe Mauer, und das brechende Auge manches Geliebten ſchürte ſeine Wuth. Wer andrang, empfing einen Todesſtreich von ihm. Da ward ſein Pferd getroffen, es ſtürzt, es wälzt ſich auf ihn — Spanier und Deutſche ſtürzen über ihn, und ſtreiten ſich um dieſen Gefangenen. Franz aber rafft ſich unter dem Schlachtpferde hervor, und obwohl tief blutend aus der Stirn und aus den Beinen, nimmt er den Kampf zu Fuße auf und ſtreckt noch zwei zu Boden — tauſend Stimmen ſchrein: ergieb Dich, oder Du ſtirbſt! Er hört nicht, er will nicht hören. Da erſcheint Pompérant, er erkennt ihn troß Blut und Schmutz, wie der Franzoſe ſagt, an dieſer königlichen Courage, er drängt ſich durch, er wirft die Soldaten auseinander, er ruft „es iſt König Franz", er ſtürzt ihm zu Füßen, er beſchwört ihn, ſich zu ergeben. Der König ſammelt Athem — Wem? — „Dem Connetable von Burbon." — Lieber ſterben, ſchreit Franz, zitternd von Wuth, als dieſem Verräther mich ergeben! Ruft den Vicekönig!

Dieſer kommt, empfängt knieend des Königs Schwert, küßt ihm die Hand und überreicht ihm einen andern Degen.

Franz läßt sich in die Kirche führen, um zu beten. Eine Inschrift aus den Psalmen ist das Erste, was er sieht: Es ist mir gut, daß Du mich gedemüthigt, damit ich erlerne Deine Gebote — er lies't es ruhig, und beugt sein Haupt.

Nicht nach Pavia führt mich, was ich so lange belagert, spricht er darnach, als er sich aufgerichtet. Man führte ihn unter ein Zelt. Ermattet setzte er sich, und schrieb an seine Mutter die altfranzösischen Worte: tout est perdu, fors l'honneur! —

Und nun lachte er, als Alles gelaufen kam, ihn zu sehn. Ein Soldat zeigt ihm eine goldne Kugel, und sagt: Die war expreß für Dich, wenn ich Dir begegnete, und ich hatte noch sechs silberne für sechs französische Anführer — Wie viel hast Du noch? — Bloß noch die goldene. —

Der Connetable will ihn sprechen. Er komme. Er empfängt ihn kalt, aber förmlich wie einen Prinzen von Geblüt. Es kommt ein französischer Edelmann nach dem andern, sie waren in Sicherheit gewesen, hatten sich aber zur Gefangenschaft gestellt, um mit dem Könige zu sein, da sie dessen Unglück vernommen. Beim Auskleiden fehlen die Diener. Es meldet sich ein Freiwilliger — wer seid Ihr? Wie's scheint Franzose? — Ja, Sire. Es war ein fran-

zöſiſcher Edelmann, Montpezat. Er blieb denn auch bei ihm, und ſtieg vom Kammerdiener bis zum Maréchal de France.

All ſolche Wallung ritterlicher Theilnahme, wie anmuthig nimmt ſie ſich aus mitten in der Thatſächlichkeit! Die Franzoſen kommen nur leicht in die Gefahr, dies in der Folge, im Erzählen, im Behandeln zu übertreiben. Eine Memoirenſchrift wie Bayards iſt in den nächſten Jahrhunderten nach Franz ſelten geworden. So erzählen ſie Folgendes: Zur Zeit Heinrichs des Vierten war eines Abends Schauſpiel in Madrid. Es waren viel vornehme Herrn und Damen zum Zuſchaun im Theater, und man gab ein Stück, worin die Schlacht bei Pavia vorkam. Der König Franz fiel zu Boden, ein Spanier ſetzte ihm den Fuß auf die Gurgel und nöthigte ihn, um ſein Leben zu bitten. — Die Scene war allerdings unangenehm für einen franzöſiſchen Geſandten, der ebenfalls unter den Zuſchauern ſaß. Er hieß Emeri Jaubert de Barrault, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf die Scene zu ſpringen, und dem Soldaten-Schauſpieler ſeinen Degen durch den Leib zu rennen. — Und die Spanier? Von ihnen ſagt dieſe, wohl

französisch erfundene, Geschichte nichts, sie setzt nur triumphirend noch hinzu, das Stück sei nicht wieder gegeben worden. —

Während König Franz ungeduldig in Italien gefangen saß und Antwort auf seine Auslösungsvorschläge erwartete, kam die Nachricht von der Niederlage bei Pavia nach Frankreich. Sie erzeugte natürlich die größte Verwirrung. Louise, des Königs Mutter, leidenschaftlich wie sie war, schien unterzugehn in Schmerz und Schluchzen und Verzweiflung, alle Umgebung hatte den Kopf verloren und stürmte auf sie ein, dem Duc de Vendome, einem Bourbon, augenblicks die Regentschaft zu übergeben. Aber sie zeigte schnell, daß sie nicht bloß für das Frivole leidenschaftliche Kraft besitze. Bei der Zumuthung, die Zügel des Reichs in andre Hände zu geben richtete sie sich in die Höhe, trocknete die Augen, ließ alle Prinzen und Gouverneurs zusammenrufen, ordnete, berieth, befahl, war des Königs Mutter, die zu zeigen wußte: Wenn mein Sohn, der König auch gefangen ist, so ist er doch nicht gestorben.

Franz, dem die Unterhandlungen zu langsam schlichen, ließ sich von seinem harschen Temperamente zu einem unglücklichen Schritte fortreißen. Diese ritterliche Tradition, die eben unterging, hatte er mit Kai-

ſer Max völlig gemein, daß er die Perſönlichkeit für allmächtig hielt. Dies ward zum Unheil, da er juſt den Fürſten vor ſich hatte, in welchem die neue politiſche Miſchung, die mannigfaltige Rückſicht ſo reif ausgebildet war. Franz beging denn unter ſolchen Umſtänden eine politiſche Thorheit, ſich nach Spanien bringen zu laſſen. Er rechnete auf ritterliche Wallung des Gegners, weil er ſich ſelbſt einer ſolchen fähig wußte. Das war liebenswürdig an ihm, er wußte aber nicht, daß dieſe Art und ſolche Erwartung auch von Oberflächlichkeit zeugten, und daß ein Kaiſer moderner Politik nicht nach ſolchen Wallungen zu berechnen ſei. Sie gehörten, dieſe Wallungen, in eine Zeit, wo die Verhältniſſe noch ein unmittelbares Ergebniß feſter Sitte, feſten Glaubens waren. Sitte und Glaube waren aber juſt in mächtiger Wandelung begriffen, einer Wandelung, die Karl der Fünfte mit klugem Maaße zu benutzen wußte. Franz, überall mehr temperamentsmäßig als logiſch verfahrend, riß in ſeinem Lande ebenfalls die Vortheile ſolcher Wandelung an ſich, indem er die unumſchränkte Monarchie zu ſeinem Vortheile ausbildete, und ſtellte ſich doch nicht vor, daß ſein politiſcher Feind die Verhältniſſe einer neuen Bedingungswelt gegen ihn geltend machen könnte. Ueberall monarchiſch-politiſch verfahrend, wo es ſeinen

Vortheil betraf, erwartete er von einem klugen Feinde nichts als alte Ritterlichkeit! Darin war er beſchränkt. Er kannte die tieferen Fäden ſeiner Zeit, und er kannte ſeinen Gegner nicht. Dieſer Gegner war in wahrhaft perſönlicher Frage ebenſo ritterlich als er, wie ſich ſpäter zeigen wird, aber er kannte ſchärfer den Unterſchied zwiſchen der fürſtlichen Perſon und dem Fürſten. Karl war Franz überlegen in aller Politik. Daß Franz durch ein offnes, fortreißendes Temperament, daß er durch Talent und Sinn für Talent in anderem Bereiche ſchöpferiſcher einwirken konnte als Karl, das kam hier nicht in Frage. Hier handelte es ſich um Sein oder Nicht-Sein, nicht aber um Geſchmack.

Freilich hoffte Franz auch von der Meerfahrt mehr Gelegenheit, befreit zu werden, als er mitten im feindlichen Italien hatte. Er hoffte auf ſeine Galeeren im Mittelmeere. Sind nun die Berichte über dieſe Ueberfahrt unzulänglich und verworren, oder war des Königs eigne Ausſicht unklar und verworren, kurz, es iſt nicht klug zu werden aus dem, was ſich auf dem Meere ereignete. König Franz ſaß auf dem Deck, und ſah mit Schmerz die Schiffe hingleiten an den Küſten der Provence, an den blauen Bergen ſeines Königreichs. Man ſteuerte nahe an den Hieriſchen

Inſeln vorüber, von Toulon, von Marſeille konnte man mit guten Gläſern den gefangenen König ſitzen ſehn. Giebt's keine Franzoſen mehr? Wo bleibt Andreas Doria mit den Galeeren? Und ſiehe da, am Golfe von Lyon erſcheint Andreas Doria, und er macht die ernſtlichſten Anſtalten. Der Vicekönig von Neapel Lannoi, der den König führte, läßt ihm zurufen, es ſei der Tod des Königs, wenn er angreife. Franz war doch nicht der Mann, den ſolche Drohung eingeſchüchtert hätte, und Doria kannte ihn, und ließ ſich auch durch dieſe Drohung nicht ſtören im Andrange. Da — wer begreifts? — tritt Franz ſelber an den Bord ſeines Schiffes, und befiehlt ihm, ſich zurückzuziehn. —

Von da an ſchwammen die Galeeren friedlich und ungeſtört bis an die ſpaniſche Küſte. Hier bot ſich eine neue Gelegenheit zur Befreiung. Man war ſchon einige Tage am Lande, da rotteten ſich die Soldaten zuſammen vor dem Hauſe, worin Lannoi mit dem Könige wohnte, und brachen in offene Revolte aus, weil ihnen der Vicekönig den Sold ſchuldig geblieben war. Das Rufen, das Schreien wird immer drohender, das Feuern beginnt, Franz, an eine Marmorſäule gelehnt, ſteht mitten im Kugelregen, Lannoi weiß kein Mittel der Beruhigung. Da geht Franz

an's Fenſter, zeigt ſich den Truppen, und wirft ihnen Geld hinab. Sie rufen ihm Viva's zu, und da er ſonſt nichts will, ſo zerſtreuen ſie ſich.

Wenn ich Karl ſehe, dachte er immer noch, ſo gleicht ſich das Alles in einem Geſpräche aus. Aber Karl machte gar keine Anſtalt, ihn zu ſehn. Gleich daran that ſich kund, wie falſch Franz ſpekulirt. Er ward ohne weitere Formalität nach Sciativa in Valencia gebracht, wohin ſonſt die Könige von Arragon ihre Staatsgefangenen eingeſetzt. Lannoi erwirkte mit Mühe, daß der Gefangene näher an Valencia wohnen dürfe, um ihm doch eine kleine Jagd möglich zu machen. Aber während Lannoi nach Madrid geht, dem Könige berichtet, und huldvoll aufgenommen wird, läßt dieſer König Franz in die Nähe von Madrid bringen. Denn die Nähe des Meeres bei Valencia ſchien ihm nicht rathſam für ſolchen Gefangenen.

Was thun? Dieſe Frage bewegte alle Großen Spaniens. Es war eben eine Frage, wo alte Sitte und neues Verhältniß ſich um den Rang ſtritten. Saß ein alter ſpaniſcher Grand auf dem Throne, ſo hatte Franz richtig ſpekulirt, dann wurde er in alter freimüthiger Form behandelt und entlaſſen. Karl hatte ſeine große Noth in Spanien: die Rittertradition war hier noch allmächtig. Als jener Connetable, der ſein

Vaterland in feindlicher Absicht verlassen hatte, nach Spanien kam, erbat Karl vom Marquis de Villane den Palast zur Wohnung für diesen Gast. Ich habe meinem Könige, erwiderte dieser, nichts zu versagen, aber wenn dieser Bourbon abgereis't ist, werde ich selbst dies mein Haus, worin er gewohnt, in Brand stecken.

So drängten denn auch jetzt die Großen den spanischen König, nur großmüthig ritterlich mit Franz zu verfahren: der Bischof von Osma sagte, man müsse einen billigen, also soliden Frieden schließen, und vertrauensvoll auf die Erkenntlichkeit des Gefangenen ihm ohne Weiteres die Freiheit geben.

So dachte Karl nicht, und Alba allein hielt zu ihm und nannte Dergleichen Romanstreiche. Aber diese Partei der Aufklärung war klein. Karl hielt die Sache hin, und sah seinen Gefangenen nicht.

Was litt dieser! Sein froher Muth, seine Lebensader ging versiegen, zerstreut, schweigsam schwankte er im Zimmer umher, nachdenklich, und Nachdenken war für seine Person ein Beginn von Krankheit. Eine Natur des Talentes findet die Gedanken auf den Fußsteigen des Thuns und Beginnens, eine solche Natur kann sich nicht schicken, auf die Suche auszugehn von Gedanken, von bloßen Gedanken. Eine

Künſtlernatur findet die Form und mit ihr den Sinn, den Leib und mit ihm die Seele, nicht umgekehrt.

Und die einzige Geſellſchaft, die er manchmal ſah, das einzig Leibliche was ihm kam, da ihm die Jagd abgeſchnitten oder verleidet war, ſpaniſche Granden, was ärgerten ſie ihn! Ja, die ritterliche Sitte war ihm und ihnen gemeinſam, aber das modern-monarchiſche Gelüſt, was ihm der neue Lebensreiz, das beleidigten ſie täglich und ſtündlich; denn ſie verwarfen es im Feudalſtolze. Alles Neue iſt allein und geplagt.

Sie verlangten, daß er ſich verneigte und beugte, wenn er zu ihnen eintrat. Er that es nicht, er erkennt ſolche Pairſchaft nicht mehr an. Aber ſie ſind eben ſo ſtolz auf den bloßen Schein, ſie laſſen die Thür niedriger machen, daß er ſich bücken muß beim Eintritte. Und er? er tritt rücklings ein.

Eines Tages ſpielt ein ſpaniſcher Grand mit ihm und verliert viel. Der König iſt müde, der Grand will Revanche, der König will nicht — da wirft der Grand das Geld auf die Tafel und ſchreit voller Wuth: Du haſt ganz Recht, Du brauchſt das gewonnene Geld, um Dich auszulöſen!

Darauf zieht Franz den Degen und erſticht den Edelmann. Es entſteht ein erſchrecklich Geſchrei am Hofe, man beſtürmt den Kaiſer — was ſoll ich thun?

ſagt der Kaiſer, dem der übermüthige Große ganz gelegen erſtochen war von einem Könige, „ich beklage den Mann, aber ich tadle ihn.“ —

Es iſt ſehr ſchade, daß Bayle dieſe Geſchichte als unauthentiſch verwirft, hiſtoriſch iſt ſie.

12.

Es war eine traurige Zeit für die Freude in Frankreich. In der Bretagne, die ohnedies kein heitres Land iſt, lag auf einem Schloſſe Tag und Nacht Kummer und Leid. Das Schloß hieß Chateaubriant, und liegt in der hohen Bretagne, wenig Meilen oberhalb Nantes.

Wir denken ſo gern, alles was Franzoſe heißt ſei frivol, ſei leichtſinnig. Unter den Meernebeln auf der Weſtküſte Frankreichs, in der Normandie und Bretagne, in zwei großen, mächtigen Provinzen findet ſich ſo viel Ernſt und Melancholie, daß wir gleich mit einem Ausdrucke bei der Hand ſein würden, den wir nur gar zu oft anbringen, mit dem Ausdrucke nämlich: ach wie deutſch ſieht es hier aus! Was uns ruhig, häuslich, langſam erſcheint in der Fremde, das nennen wir deutſch. In der Normandie läßt ſich das noch eher hören, der alte Normannenſtamm, obwohl

er uns ein guter Feind und Räuber war, wie anderen Völkern, er ſtammte doch aus dem nördlichen Europa, das wir uns als ein gothiſch-germaniſches gern zum Ahnenthume zulegen. Aber auch in der Bretagne machen wir ſolche Verwandtſchaftsanſprüche, hier kann die Vetterſchaft doch nur die allerweitläufigſte ſein. Es haben mehrere Einwanderungen von Großbritannien ſtattgefunden, aber das waren juſt nicht unſre Vettern, welche England verließen, das waren eben Britten, die von unſern Vettern verdrängt wurden. Und dennoch, unſre vaterländiſche Empfindung täuſcht uns ſchwerlich, aber die Verwandtſchaft iſt viel größer als man denkt: wir gehörkn zu den zähen Völkern des nordiſchen, des nordweſtlichen Europa; das Alter, die Zähigkeit, die Grundſitte, iſt uns gemeinſchaftlich geweſen von Breſt bis an die Eider, von der alten Pfalz bis an die ſchottiſchen Berge. Und auch die Celten waren weſentlich von dieſer Gemeinſchaftlichkeit; denn das Klima iſt die Polizei der Sitten und Gebräuche, und wo man ſich gleichmäßig ſchützen, und wo man gleichmäßig das Bischen Freude ſuchen muß, da wird auch der Begriff von Gott, der Charakter und aller Grundſtoff gleichmäßig. Die Kälte ſteigt in der Bretagne faſt nie über ſechs Grad in kälteſter Zeit, wie denn Frankreichs Lage gen Weſten

und gegen das Meer hin trotz gleichen Breitengrades mit uns um das Doppelte und Dreifache das Klima mildert — aber die feuchten Nebel machen den Bretonen dennoch zum Nordländer.

Man zweifelt nicht, daß in der Bretagne der Hauptsitz des alten Celtenreiches, Armorica, gewesen, was auch im Celtischen die Meernähe bezeichnen soll, daß die Rhedonen Rennes, die Veneten Vannes und die Namneten Nantes zu Hauptstädten hatten. Cäsar unterwarf sie nur mit Mühe und Grausamkeit, und nach der Römerherrschaft nahmen sie wieder jene Art der Municipal-Republiken auf, die ein gemeinschaftlicher Fürst nicht hindert, sondern verbindet, und die so celtisch wie germanisch sind. Sogar Chateaubriand der heutige, welcher von jenem Schlosse stammt, hat in seinem Royalismus eine ganz familienrichtige Aehnlichkeit damit. „Treue und Mannigfaltigkeit" ist die Devise dieser celtisch-germanischen Welt, und „Wechsel und Einheit" ist die Devise der neu-französischen. Eins ist indessen gewiß, und zwar zu unserem Heil: Wir lieben auch das geschichtlich Vererbte, wir sind treu dem Stamme und der Sitte, aber dergestalt blind historisch, blind nachtretend wie der Celte sind wir Germanen nicht. Wir prüfen doch auch das Erbe, der Celte prüft es nicht.

Erkennt man doch am Erdboden, daß man ein ungewöhnliches Land Frankreichs vor ſich hat, wenn man die Loire hinab an die alte Grenze der Bretagne kommt, die ſeit Ludwig XII. und Franz I. aufhörte, eine Grenze abgeſonderter Länder zu ſein. Der Granit erſcheint plötzlich, den man ſo lange vermißt hat. Von Paris bis in das mittlere Loireland beklagt man ſich unaufhörlich, daß Frankreich kein friſches Waſſer habe, und das vorherrſchende Kalk- und Schiefergeſtein erbaut dem Reiſenden die Vorſtellung, daß der Charakter des Volkes aus ſolchen Erdgründen locker und beweglich und hitzig geworden ſei. Von Orleans über Blois hinaus bis Amboiſe iſt das Loireland ohne beſonderen Reiz geweſen, nur ſüdlich hinein nach der Touraine hat man eine milde Schönheit ahnen dürfen. Von Amboiſe über Tours bis zum maleriſch gelegenen Saumur hat ſich das gefällige, lieblich gefärbte Turonenland dargeſtellt, wohin Balzac ſo gern Romane verlegt. Bei Angers, der Hauptſtadt von Anjou, die ſeitab vom Fluſſe in platter Fläche liegt, hat ſich der Reiz wieder verloren, man hat geglaubt, die charakteriſtiſche Welt der Loire ſei zu Ende, bis die Grenze der Bretagne plötzlich eine Strecke lang ſchärfere Umriſſe, grünere Färbung bringt, Granit und friſches Waſſer.

Die Hügelzüge sind nur eine Grenze, das bretonische Land fällt eben hinab in Aeckern und Wiesen, Teichen und Haiden nach Brest und St. Malo. Auch die Hohe-Bretagne nach der Loire hin ist kein Bergland, und der Hügelzug, welcher von Brest östlich nach dem alten Frankreich hinein läuft, ist ebenfalls unbedeutend.

Also bescheiden und einfach ist dies nordische Land beschaffen, Acker und Wasser bietend, vom Me .: und ewigen Regen bedroht, aber festgehalten von zähen Menschen.

Wirklich; wenn man in ein Bauerhaus tritt, so glaubt man in Deutschland zu sein. Der Hauswirth fragt nichts, er bietet Euch den Trank, der stets gerüstet steht, den Trank der Gastfreundschaft, — pichet — und nachdem Ihr diesen gekostet, gehört Ihr ganz seinem Schutze. Des Abends kommen die Nachbarsleute wie bei uns zum Rocken, die prächtigsten Gespenstergeschichten, unbekannt im ganzen übrigen, so lichten Frankreich, werden erzählt, und das liebliche Grausen unsrer Romantik stellt sich ein. Hochzeit und Begräbniß sind noch die Hauptfeste des Lebens. Der Knabe der ein Mädchen liebt, geht des Nachts an ihr Haus und singt folgende Chanson:

Es leuchtet gar kein Mondenſchein,
Steh auf, ſteh auf, mein Kind!
Die braune Nacht, die hüllt uns ein,
Komm tanzen, komm geſchwind!

Wenn das Mädchen darauf antwortet:

Es iſt zu klarer Mondenſchein,
Zieh nur Deine Straße,
Uns Beide hüllt die Nacht nicht ein,
Ich tanz mit meiner Baſe —

dann mag der Burſche traurig heimgehn, er hat nichts zu erwarten. Wenn ſie aber das Fenſter öffnet und herabſingt:

Warum in der Schlafenszeit
Kommſt Du Schlimmer fragen!
In der Nacht, da bin ich taub,
Mußt am Tage fragen —

da hat es gute Wege, vierzehn Tage hintereinander muß er noch wiederkommen, daſſelbe ſingen und hören, und dann kann er ſicher die Hochzeit vorſchlagen.

Der Bretone liebt die Induſtrie nicht, des Detail des Kaufens und Verkaufens, das tägliche Sinnen auf Vortheil iſt ihm zuwider, er iſt auch dafür zu plump ehrlich. Bretoniſch Wort wiegt Gold, ſagt das Sprichwort. Er baut am Liebſten das Land, wie es der Ur-Urgroßvater gebaut hat, eine neue noch ſo gute Erfindung am Pfluge iſt ihm ein Gräuel. Aber

eben ſo germaniſch lockt ihn die weite Reiſe über's Meer, der weit entlegene Fiſchfang, und eben ſo germaniſch liebt er den Trunk. Das iſt ſo gar nicht franzöſiſch. Man trinkt in Frankreich den Wein beiläufig — wo man Leute ſich hinſetzen ſieht, bloß um Wein zu trinken, oder gar verſchiedene Sorten probiren, da ſind es nicht urſprüngliche Franzoſen, ſind Lothringer, Elſaſſer oder Bretonen. Der Franzoſe iſt mäßig, und braucht wenig. Daß man jetzt in mancher Pariſer Geſellſchaft das Weintrinken zu einer beſonderen Angelegenheit macht, das iſt unfranzöſiſch, und ein Hinneigen zu uns, wovor wir ſelbſt warnen müſſen.

Auch das bretoniſche Weib hat die deutſche Stellung. Sie iſt geachtet, aber ſtreng Hausfrau. Der Mann iſt Herr und erſte Perſon — jener förmliche Kultus, eine wirkliche Religion in Frankreich, jenes Zauberwort „ah, c'est une dame," was Augenblicks Alles umgeſtaltet, es iſt durchaus nicht bretoniſch. Sogar in der bretoniſchen Kirche ſind die Männer allein in der Nähe des Altars, alles Weib hat ſeinen Platz hinten im Schiff der Kirche. Ein Fehl der Keuſchheit iſt unerbittlich geächtet. Die Veranlaſſung dazu ſcheint ſo groß im Hauſe des Pächters oder Bauern: Alles, Herr und Frau, Burſch und Mäd-

chen, ſchläft in einem Zimmer, eine Wand von Serge trennt nur eins vom andern. Aber man hat ſelten einen Fall zu beklagen. In der Gegend von Chateaubriant gelten die Sitten für ſo einfach, daß das Gedächtniß eines Fehltritts in der Familie bis auf Urenkel fortlebt. Wie anders iſt dies, als wir uns Frankreich vorſtellen, denn ähnlich iſt's in den meiſten Provinzen und ſelbſt zu Paris beim eigentlichen Bourgeois. Ja, in der Gegend von Chateaubriant erſchrickt ſelbſt der Deutſche im Gegentheile, wenn er über ein Mädchen die Achſeln zucken, die Naſen rümpfen ſieht. Was iſt? O 's iſt ein braves Mädchen, aber Jammerſchade, ihre Großmutter war es nicht! Niemand hat die Großmutter gekannt, aber die Schmach iſt erblich durch Tradition.

Und dort auf dem Schloſſe Chateaubriant ſaß um die Zeit, da König Franz in Spanien gefangen lag, ein wunderſchönes, blaſſes Weib auf ihrem einſamen Zimmer und weinte. Alles Land war in dicken Nebel gehüllt, und im Schloſſe war es todtenſtill. Das Zimmer dieſer Gräfin war klein, und hatte nur hoch oben ein kleines Fenſterchen, um den trüben Tag düſter hereinzulaſſen. Ihre Hände lagen auf ihrem Schooße und ſie dachte nach Spanien, an König Franz.

Es war Mittagszeit, und die Glocke des Schloſ-ſes läutete zur Tafel. Damals, und ſo lange es Könige von Frankreich gab, ſpeiſ'te man zur wirklichen Mittagszeit. Die beſſere Sitte, welche einen ſo lan-gen Tag für Arbeit und Geſchäft bietet, erſt um 5 oder 6 Uhr die große Mahlzeit des Tages zu halten, iſt durch die Revolution aufgebracht. — Beim Ton der Glocke ſtand die Gräfin auf, und eilte haſtig nach der verſchloſſenen Thür, mit geſpannter Aufmerkſam-keit horchend. Es nahten Tritte, man ſchloß auf, ein zartes Mädchen eilte in die Arme der Mutter. Zwei Diener hatten ſie hergeführt. Sie hatten gleich-zeitig Lichter mitgebracht und Speiſen. Es ward ein Tiſch gedeckt, Mutter und Tochter aßen zuſammen.

Nach Verlauf einer kleinen Stunde läutete die Glocke wieder, jetzt zum Schreck, wie vorher zur Freude. Die Tafel, die Tochter und auch die Lich-ter verſchwanden, die Gräfin ſaß wieder im Dunkeln und hatte 24 Stunden zu harren auf dieſe einzige Freude des Tages. Sie konnte wieder nach Spanien an König Franz denken.

Es war die Gräfin Chateaubriand ſelbſt, und auch ihr Unglück begann wie das des Königs mit dem Tage von Pavia. Sie war des Königs Ge-liebte, und ſie liebte den König. Aus dem feurigen

Geſchlechte der Foix, die in den ſüdlichen Pyrenäen ihre Heimath haben, hatte ſie der Leidenſchaft ſich hingegeben, den Gatten in der Bretagne verlaſſend für die Freuden der Königsliebe.

Nur der König und Bonnivet liebten ſie am Hofe. Sonſt beneidete ſie Jedermann, und ſie war auch eine herriſche Dame. Ja, man ſagte ihr nach, daß ſie neben Franz ſelber nicht immer ſpröde geweſen ſei gegen Bonnivet, den ſchönſten Mann des damaligen Frankreich. Der Könige habe eines Tages Beide dergeſtalt überraſcht, daß Bonnivet kein Ausgang geblieben ſei. Rathlos blickt er um ſich. Die Kamine waren früher oft wie kleine Hallen groß, ſo daß man ſich förmlich hineinſetzte. In der Sommerzeit, die eben blühte, füllte man ſie mit Blättern, und Bonnivet kroch unter die Blätter. Franz mochte wohl etwas wittern, da er eintrat, wollte aber auch nicht zu viel erfahren, denn ſie waren beide ſeine Lieblinge. Sollte er es indeß dem leichtſinnigen Admiral ganz ſchenken, der alle Weiber beunruhigte? Nein — er hatte oder zeigte ein Bedürfniß, und ging es zu befriedigen nicht weiter als in den Kamin.

Sonſt hatte der geiſtreiche Admiral ſeinen Sinn auf die Herzogin von Alençon geſtellt, eine Schweſter des Königs. Dagegen hatte Franz nichts einzuwen-

den, er sah ihn lieber bei seiner Schwester als bei seiner Geliebten. Obenein erhörte sie ihn nicht, den sonst so Glücklichen. Als einst der Hof bei ihm war auf Schloß Bonnivet, stieg der verwegene Günstling Nachts durch eine dem Besuche unbekannte Fallthür in ihr Zimmer. Sie vertheidigte sich aber so gut, und eine Ehrendame kam so passend oder unpassend zu Hilfe, daß er entweichen mußte. Der König, schwor sie, soll diese Frechheit strafen. Nicht doch, rieth die Ehrendame, die sich auf so etwas verstehn mußte. Die Herzogin hatte ihn übrigens schon gestraft, er war dergestalt zerkratzt im Gesichte, daß er sich vor aller Welt verbergen und am nächsten Morgen unterthänigst anzeigen mußte, er sei schwer krank. Wie? rief der König. — Ja, Sire, und zwar so krank, daß er kein Licht vertragen und Niemand reden hören kann.

Der König und der Hof lachten, und reis'ten weiter. Bonnivet und der Stallmeister Graffy waren die gefährlichsten Männer am Hofe. Dieser wurde oft des Nachts mit verbundenen Augen zu einer Dame geführt, und eben so von ihr, und die Dame sprach kein Wort, so daß er sie nicht sehen und hören konnte, weil er — heißt es dabei — sie alle Tage nur zu viel hörte und sah. Die böse Chronik sagt

nämlich, es sei Niemand anders, als Luise, des Königs Mutter gewesen, und sie habe dies nicht um irgend einer Blödigkeit, sondern ihres Geizes willen gethan. Unter solcher Form nämlich hätten die Liebhaber nichts von ihr heischen können, als Liebe.

Mitten unter solcher Welt mochte die Chateaubriand wohl leichter die strenge Sitte der Bretagne vergessen. Aber die Bretagne blieb bei ihrer Sitte, und vergaß der bretonischen Gattin nicht. Als der unglückliche Tag bei Pavia ihr den Admiral getödtet, den König genommen, da war sie schutzlos am Hofe, und man fragte sie, was sie noch wolle.

Sie wußte sich keinen andern Rath, als auf ihr Schloß in der Bretagne, zu ihrem strengen bretonischen Edelmanne heimzukehren. Schweren Herzens, aber starken Herzens that sie's, denn sie war eine Foix. Sie hatte eine Täuschungsgeschichte zu erzählen, wie ihr der König den Ring ihres Gatten geschickt, und sie dadurch zu einem falschen Rendezvous verlockt, wie sie geweint, sich gesträubt habe — aber der bretonische Edelmann verließ das Zimmer, da sie eintrat, er nimmt sie auf, aber er sieht sie nicht. Er sperrt sie ein, aber er macht ihr keinen Vorwurf.

Eines Mittags horchte sie umsonst; man kam nicht, ihre Tochter war erkrankt, war gestorben. Das

einzig übrige Band war für den Edelmann zerrissen. Es vergehen sechs lange Monate, da nahen sich viele Schritte, Chateaubriand tritt ein, sie sieht ihn zum ersten Male wieder, aber neben ihm sechs verlarvte Männer und zwei Wundärzte. Sie öffnen ihr auf Armen und Füßen die Adern, und sie muß verbluten. —

Varillas erzählt diesen romantischen Ausgang, er will aber mit sonstiger Nachricht sich nicht vereinigen. Die Gräfin Chateaubriand erlebte nicht nur die Zurückkunft des Königs, sondern wir sehen sie noch 1533 unter den Damen, die mit dem Hofe nach Marseille gekommen sind. Dort hatte Franz zum Aerger Karls eine intime Zusammenkunft mit dem Pabste, und es ereignete sich folgendes komische Mißverständniß in Betreff jener Damen. Ich glaube, es betraf eine Dispensation von strengen Fasten. Brantome sagt: sie wollten eine Erlaubniß haben, die man sich wohl manchmal nimmt, aber um die man nicht bittet. Der heilige Vater aber glaubte, es sei von der Erlaubniß desjenigen sinnlichen Genusses die Rede, den sich eine Frau wohl erlaube, von dem sie aber niemals spräche, und er fand solch Gesuch unanständig und sagte nein. Heiliger Vater, riefen die Damen ungeduldig, wir sind schwach, wir brauchen solche

Stärkung — Nein, nein! — Aber heiliger Vater, wenigſtens drei Mal in der Woche — Drei Mal! il peccato di lussuria! —

Der gefangene Franz dachte wohl oft mit ſchmerzlicher Sehnſucht an das geliebte und ſchöne Weib, an die lebhafte Chateaubriand, und er malte ſich in Caſtilien, wie ſie in der Bretagne, die Reize des Wiederſehens. Aber die Flügel wurden ihm zu feſt niedergedrückt, als daß er nicht auf eine Zeit lang zuſammengebrochen wäre. Er gehörte zu jenen Naturen der Freude, die aus jeder Stunde einen Reiz der Hoffnung oder des augenblicklichen Gelingens ziehn müſſen, um zu exiſtiren. Sie ertragen das Mißgeſchick nur, weil ſie's läugnen, und damit ertragen ſie oft großes. Das Ausruhn auf Schmerz und Klage, das Vertiefen darein iſt ihnen Tod, jede Hemmung in den raſchen Pulsſchlägen des Lebenslaufes iſt ihnen Lebensgefahr, jeder Seitenweg ein Rückweg. Erſt wenn alle Verſuche mißlingen, ſich ſelbſt das eigene Unglück zu beſchönigen, erſt dann brechen ſie zuſammen. Und auch dann ſelten lange, wenn die phyſiſche Kraft nicht verſiegt. Das Leben in ihnen iſt wie ein unmittelbares Atom des Gelingens, was

aus dem Schooße der Gottheit in einen Menſchen geſtiegen iſt. Sie ſpringen immer wieder auf; Selbſtmörder ſind unter ſolcher Menſchenklaſſe unmöglich, denn die Hoffnung iſt das Blut derſelben, die Selbſtzufriedenheit iſt eine Bahn, wohin alles Leben bei ihnen von ſelbſt kehrt ohne ſtrenges Examen, ohne Veranlaſſung. Schwerſorgende Naturen ſind ihnen Laſt und Hemniß, denn das kühnſte Beginnen fällt in der Weltgeſchichte dieſen Naturen der Freude zu. Beſonnene aber muthige Naturen ſind ihnen eine förderliche Begleitung, denn dieſe hemmen den Aufwand für das Unnütze.

Sie ſind raſch zum Strafen, aber noch ſichrer als darauf kann man auf ihre Verzeihung rechnen. Denn jede Strafe ſtört ihnen die Vorſtellung der Lebensharmonie, in der ſie allein weben und ſind.

Man ſieht, daß Franz nicht vollſtändig zu dieſen Naturen gehörte, denn er war oft hart ohne Umkehr, gedankenlos grauſam gegen die Proteſtanten. Aber Hauptbeſtandtheile jener Naturen beſaß er: wie übermüthig und tyranniſch er ſein mochte, es iſt kein Zug bekannt, der auf ein Leben der Rache in ihm ſchließen ließe. Die Rache iſt in ſolchen Naturen ganz unmöglich, und wir werden bald ſehn, wie ſie doch unter den ſpäteren Valois, unter den Guiſen, in der

französischen Herrscherwelt noch bis auf Ludwig XIV. zu Hause war. Und Franz, der so zach, so stolz, so faunisch, wie viel Anlage hätte er zur Rachsucht gehabt, wenn nicht jene Freude-Natur sein Grundelement gewesen wäre!

Jetzt, da so lange gar nichts mehr gelingen wollte, jetzt brach er zusammen. Denn für seine stolze, ritterliche Art war einem Kaiser Karl gegenüber am Ende nicht die kleinste Hoffnung mehr übrig. Franz mußte am Ende doch erkennen, daß er hier an eine Welt klopfte, die seine Sprache gar nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Um also an ein Gelingen zu kommen, und damit wieder in die Fugen einer Harmonie, mußte seine ritterliche Sinnesart fremde Stoffe annehmen. Das galt aber eine starke Revolution in ihm, denn auf die ritterliche Art war bis dahin Alles in ihm gestellt. Uebrigens hat solche Freuden-Natur das Charakteristische, daß ihr kein Grundsatz ewig ist, weil er eine ewige Schranke des Menschen sein könnte. Solche Natur ist unfähig zum Märtyrerthume.

Franz hat denn auch wirklich in dieser Zeit die Krisis zu bestehn, daß er sich an die versteckte, unwahre Politik gewöhnen muß, die verspricht, ohne halten zu wollen. Das Ritterwort muß Abschied neh-

men. Wenn Franz Spanien verläßt, iſt dieſe große Wandelung mit ihm vorgegangen. Und wie wichtig ward ſie für franzöſiſche Welt! Ritterliche Form und Erſcheinung blieb ihr von Franz wie von einem Vorbilde, und die kleine, unberechenbare Welt der Diplomatie bildete ſich aus zur Virtuoſität.

Franz wurde ſo krank, daß ſeine treue Schweſter Margarethe aus der Gaskogne herbeieilen mußte, um ihn zu pflegen. Die Aerzte ſprachen zu Kaiſer Karl: er ſtirbt, wenn Du ihn nicht ſiehſt! Was mochte Karl Aergeres fürchten, als den Tod ſeines Gefangenen? Dann gingen alle nur möglichen Vortheile verloren, und unabſehbare Nachtheile entſtanden. Aber die alte Granden-Tradition ſprach: Wenn Du ihn ſiehſt, iſt er begnadigt und frei, denn der Anblick des Königs begnadigt.

Das klang ſchmeichleriſch, aber Karl wußte, wo die goldnen Ketten der ſpaniſchen Majeſtät drückten und hemmten. In ihm lebte der neue König, den auch ſolcher Sirenengeſang der Tradition nicht binden durfte. Ich werde ihn ſehn, ſprach er, und er wird gefangen bleiben. Und ſomit ſtieg er zu Pferde und ritt hinaus. —

Wie! rief König Franz, als Karl in's Zim-

mer trat, Eure kaiserliche Majestät kommt noch, um ihren Gefangenen sterben zu sehn?

Ihr seid nicht mein Gefangener, sprach der Kaiser, und umarmte ihn, Ihr seid mein Freund und Bruder! Und in diesem Stile sprach er weiter, der ihm bereits so geläufig war, daß er gar keine direkte Deutung voraussetzte.

Als Franz von diesem Freudenschimmer gesundete, wurde Karl wieder zäh. Die Wallung ritterlicher Ueberlegenheit ergriff jenen im Aufathmen der Gesundheit, und er rief seiner Schwester zu, die eben nach Frankreich zurückkehren wollte: Geh, Margarethe, reise schnell, sage den Franzosen, daß ich zu Gunsten des Dauphin, meines Sohnes, resignirt habe, daß der König Franz nicht mehr existirt, daß er als todt zu betrachten ist.

Ach, diese Wallungen der alten Zeit wurden schon theatralisch an ihm, Margaretha glaubte nicht an diese Phrase, und that keinen Schritt dafür, und er glaubte nicht daran, denn er mahnte Niemand an die Ausführung. Mein Gott, König Franz war damals 31 Jahre alt. —

Und wie benahmen sich die Franzosen selbst? O, sie waren Hand in Hand mit dem Wandelungsprozesse, der in dem Könige vorging, das Gedächtniß

ihres Königs Johann war völlig erloschen. Verſprich, was Du mußt, ſagten ſie, und halte, was Du kannſt!

Auf Italien ſollte er verzichten — ei herzlich gern, es mußte jedenfalls erſt erobert werden; die Souverainetät über Flandern und Artois ſollte er aufgeben — das that ſehr weh, juſt die nördlichen Schutzprovinzen, wohlgenährte, wohlnährende Provinzen ſollte er aus den Händen gleiten ſehn; Burgund ſollte er abtreten — nimmermehr! Dies üppige Hügelland der Saone, dies mühſam errungene Weinland Burgund — nimmermehr! Noch mehr, ſeine Freunde ſollte er preisgeben, und eine neue Frau war ihm obenein in den Kauf beſtimmt, Eleonore, Witwe von Portugal, Schweſter des Kaiſers, denn die ſanfte Reine-Claude war ſchon ein Jahr vor dem Zuge gegen Pavia geſtorben.

Die Zugabe der Frau war unangenehm, das hochblonde Haar, die breiten, langen Verhältniſſe der Habsburgiſchen Leiber waren nicht ſein Geſchmack, er wollte ſich nicht umſonſt auf's Wiederſehn der Chateaubriand gefreut haben. Indeſſen das betraf nur Hausweſen, das konnte geordnet werden. Aber wenn er die übrigen Bedingungen erfüllte, ſo hieß dies Frankreich und ſich vernichten.

Für politiſche Lagen ſind Verſprechungen Wetter,

wer kann für's Wetter ſtehn! Man kann einen Frühling mit Sicherheit verſprechen, aber nicht, daß der Frühling kein regneriſcher, unangenehmer ſei. Was Millionen betrifft, darf nicht vom Gewiſſen eines Einzelnen leiden. Darum wird politiſchen Männern immer Unrecht geſchehn, wenn man ſie nach dem Maaßſtabe der bürgerlichen Welt beurtheilt, nach dem Maaßſtabe einer Welt, worin Jeder für den inneren Beſtand eine Garantie ſein muß. Nach außen ſind Grundſätze nöthig — glücklicherweiſe iſt das errungen — aber die bloße Redlichkeit iſt da ein Unglück.

Franz jedoch gab ſein Wort, ſich zu ſtellen, wenn er die Bedingungen nicht erfüllte. Dies ändert und verſchlimmert den Standpunkt bei den ritterlichen Anſprüchen, die er ſonſt ſelber an Jedermann machte. Dadurch wurde die Sache aus einer politiſchen eine perſönliche. Ein ſo ſchreiender Bruch vernichtet auch das innere bürgerliche Verhältniß. Um politiſch zu handeln, mußte er für den Augenblick bei ſeiner Heimkehr ſich fügen in die Opfer. Das Ungebührliche war dann wiederzugewinnen, wurde dann ein neues, ein rein politiſches Verhältniß.

Freilich, der kluge Kaiſer verrechnete ſich im Charakter des Königs, er kannte die Wandelung noch nicht, die er ſelbſt hervorgebracht in Franzens

Sinnesart. Kannte er sie, so war es klüger, ihn ehrlich durch Großmuth zu verpflichten. Denn die Formen wechselt man leichter als das Herz, und Ehrlich ist auch stets das Klügste. Was zu schwer ist, um ertragen zu werden, das muß man nie Jemand aufladen, es fällt, eine schlecht aufgethürmte Last, auch auf uns.

In Karl's Seele mochten sich solche Gedanken kreuzen, denn er war dergestalt zerstreut, daß er nach abgeschlossenem Vertrage den König noch einen Monat im Gefängnisse hielt. Dann endlich kam er, um ein Ende zu machen, hob ihn in die Carosse, führte ihn zu Fest und Ritterspiel und an den Traualtar, als ob Alles sehr schön und in Ordnung sei.

Ach, die Hochzeit war für König Franz vielleicht das Herbste des Befreiungsopfers. Es ging dies an seine Person, es erschien ihm das anders als den Historikern. Die Romantiker erzählen noch obenein Folgendes: Es lebte zu jener Zeit ein spanisch Mädchen, Chimene d'Infantado. Sie war äußerst naiv und lieb, und voll Zärtlichkeit für König Franz. Und sie sagte es ihm offen, sie gab ihm Rendezvous, sie schenkte ihm ein reiches Herz, aber sie gestattete ihm nichts, was die Jungfräulichkeit überschritten hätte. Sie opferte ihm den Ruf, aber nicht die Tugend.

Franz, kein deutscher Romantiker, war in Verzweiflung über diese Sprödigkeit. Er nannte es liebloſe Großmuth, daß ſie ihm dringend empfahl, die Königin von Portugal zu heurathen, er fiel in Krankheit und böſeſte Laune.

Weißt Du nicht — ſprach ſie, ihn ſeit langer Zeit wieder erblickend — weißt Du nicht, daß ich auch ſterben muß, wenn Du ſtirbſt? — Heurathe Eleonoren — wohl, ich werde, denn Deine Liebe iſt unerquicklich. —

Als er mit Eleonoren in die Kirche tritt, ſuchen ſeine Augen hinter jedem Pfeiler Chimenen, ſie iſt nicht zu ſehn. Zerſtreut wird er zum zweiten Male vermählt. Als er aus der Kirche ſchreitet, drückt man ihm unter dem Portale ein Billet in die Hand — „Du haſt gethan, was Du mußteſt, ich habe gerathen, was ich mußte, lebe wohl für dieſe Welt!“

Sie iſt in's Kloſter gegangen, Franz ſtürzt hinein, rüttelt am Gitter — ganz wie Balduin in Kotzebue's Kreuzfahrern — verlangt ſie zu ſehn. Das charaktervolle Mädchen erſcheint nicht.

Dieſer Erzählung ſteht nur im Wege, daß dem Könige Ludwig XII. eine eben ſolche Neigung begegnet war. Eine Genueſerin Thomaſſine Spinola war deſſen Chimene. Sie ſtarb vor Schmerz, als ſie

hörte, Ludwig sei todt. Das arme Mädchen! Die Nachricht war obenein falsch gewesen, Ludwig lebte weiter.

Aber nicht alles, was im Wege steht, ist unübersteigliches Hinderniß. Die Könige von Frankreich schimmerten sehr, und Gott sei Dank, jede Zeit und jedes Land hat seine Thomassinen und Chimenen, damit die Liebe ein Element Himmels und der Erden bleibe.

13.

War es nicht eine ſchöne Zeit, da man nur auf Reiſen ging, um das heilige Grab zu ſuchen? Iſt der Moslem nicht glücklich, der durch die Wüſten nach Mekka zieht? Solche Reiſen haben ein Ziel über die Erde hinaus. Wir rennen von einem Welttheile in den anderen, die Meilenzahl wird täglich größer, die Zahl der Reiſenden ebenfalls, der Ehrgeizige oder Eitle braucht immer größeren Aufwand, um ſich auszuzeichnen, der Stille findet immer ſchwerer Einſamkeit, und Jedermann findet heutiges Tages nur Kenntniß und Lebenserfahrung, Dinge, die doch von ſelber kommen. Den Himmel findet Niemand mehr. Wie ſchön war jenes alte Wort: Wer da glaubt, der wird ſelig!

Wie profan klingt das heutige Dogma: Wer da reiſ't, der wird geſund. Man begegnet in Frankreich gar viel Leuten — nicht Franzoſen, denn der Franzoſe iſt kerngeſund — die das geſunde Klima ſuchen,

wie einst das heilige Grab gesucht wurde. Nizza hat nicht mehr allein sein Privilegium, Montpellier zum Beispiele, das golden-heiße trat als Nebenbuhler auf; denn es konnte am siegreichsten auf den einzigen Vorwurf antworten, der dem französischen Klima gemacht wird. Dies ist der Vorwurf des Regens. Frankreich hat einen milden Himmel aber viel Regen, deshalb ist die Blouse in diesem Lande so alt, daß man sie gallisch nennt. Wer über Land fährt, trägt die Blouse, und das ist eine Gefahr für den Deutschen, der die Standesunterschiede so gewohnt ist, und die Unterscheidungen im Aeußern. Zuerst glaubt er nur von Ouvriers umgeben zu sein, und wundert sich über die gleichmäßige Höflichkeit, welche der Kondukteur dem feinen Mantel und der groben Blouse angedeihen läßt. Dann, mit der Blouse vertraut, späht er sehr, ob eine feine Kleidung darunter sei, erst zuletzt wird er jener französischen Gleichheit inne, die nicht blos durch den Regen veranlaßt, sondern durch die Revolution durchgesetzt ist. Diese Gleichheit ist viel mehr Fleisch und Blut geworden, als deutschen Demokraten vorstellbar, ja vielleicht erwünscht ist. Der Regen und die Blouse haben sicherlich zu diesem schnellen Erfolge beigetragen. Nur der Süden ist seit einigen Jahren auffallend zurückgeblieben im Re-

genwetter, besonders das untere Languedoc. Im Sommer 1839 hatte man in Montpellier seit drei Jahren keinen Regen von 24 Stunden mehr gesehn.

Aber wem nicht so viel Wärme nöthig ist, wer nur ein wohlthuendes Klima sucht, der reise nach jenem Winkel, wo der Ocean im biskayischen Golfe gleichzeitig Frankreich und Spanien bespült. Bayonne liegt noch unter dieser Küstenhöhe, aber eine Stunde davon am hohen Strande liegt ein wunderlicher zerstreuter Ort Namens Biarritz. Da ist der Ocean in unaufhörlich prächtiger Brandung, seinen frischen, und doch warmen Wind der Ewigkeit mit sich führend, da ist die Sonne warm und die Nacht milde, und das bloße Auge sieht immer fort drei Elemente: das Weltmeer, Frankreich und Spanien. Jede deutsche Zeitung ist da unbekannt, und der rheumatische und verdrießliche Deutsche gesundet dort leicht unter den Basken. Die Hecken sind schon Buchsbaum und Myrthengesträuch, der schwarze Feigenbaum ist schon zu Hause, und das Volk ist fröhlich Tag und Nacht. Wie ist man überrascht, wenn man den ersten Morgen aus dem Zimmer auf den Balkon tritt: nach Mittag zu in braunblauer Unordnung drängen sich von Ost nach West die letzten Pyrenäen bis ins Meer, das ist die Rune, das ist der

Couronné, das iſt der Berg von Fontarabia, und jene lange blaue Küſte, die viele, viele Meilen weit über San Sebaſtian hinaus in den Ocean ſteigt, ſie iſt Spanien, Spanien ſelber. Da, ganz nahe, wo einzelne Felſen in's Meer treten, da, wo Ihr eine blinkende Oeffnung im Küſtenblau ſeht, da mündet die Bidaſſoa in's Meer, da iſt die Grenze zwiſchen Frankreich und Spanien. Der weiße Häuſerſchimmer daneben iſt Fontarabia. —

Gleitet der Blick langſam über das Meer nach Norden herauf, ſo trifft er auf die gepeitſchten Buchten der franzöſiſchen Küſte, und ſchlank wie Menſchenſtolz ſtellt ſich der Leuchthurm dar, der Phare de Biarritz, den man weit hinauf ſieht am ſpaniſchen Strande, ein nächtliches Zeichen dem Español, daß der Franceſe lebt. Hinter dem Phare fällt der blaue Adour, der von Bayonne kommt, in den Ocean.

Es iſt vielleicht einer der ſchönſten Wege in der Welt, der in dieſer Gegend nach Spanien führt, die Straße nach Spanien, wie ſie bald hinter den Thoren von Bayonne heißt. Die wenigen Verbindungen durch Pyrenäenpäſſe, welche noch exiſtiren, mögen noch grotesker ſein, aber ſie entbehren der charakteriſtiſchen Schönheit dieſes Weges. Auch die Straße im Süden von Perpignan nach Figueras beſitzt ſie nicht:

das Meer ſelbſt nämlich und die Pyrenäen drängen ſich hier an einander; bergauf bergab rollt der Weg, bald nahe am Meere, bald nahe an den Bergen, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Hochgebirge und das Weltmeer ſich unmittelbar berühren. Und man ſieht es vollbracht, wenn man auf der Höhe vor St. Jean de Luz ankommt; dieſe liebliche Stadt hat ſich als Zuſchauerin hingeſtellt ſolches ſeltenen Kuſſes. Mit der Fluth bringt das Meer durch den Hafen in das Bett eines kleinen Fluſſes und bewegt ſich bis an den Fuß eines Pyrenäenberges. Darum iſt St. Jean de Luz ein ſo eigenthümlicher Ort, rückwärts zugeſtellt durch hohe Berge, wo Alles zu endigen ſcheint, vorwärts geöffnet auf den Ocean, wo kein Ende abzuſehen. Und innen gekreuzt und bunt gefärbt von den ebenſo verſchiedenen Elementen: der ſpaniſche Schleier ziert die ſchönen Weiber, die Straßen ſelbſt haben ſchon ſpaniſche Namen, die Mäntel, die Kapuzen ſind ſpaniſch, die baskiſche Mundart verläßt ſpottend Frankreich und legt ſich in den ſpaniſchen Accent, und dennoch iſt es eine franzöſiſche Stadt, und ganz franzöſiſch. Hier hielt Franz das keuchende Pferd an, hier war er in Frankreich.

Frankreich wuchert im Norden und Oſten ſo weit über die Grenzen mit Sprache und Sitte, überall,

wo es germaniſchen Stoff trifft, ſchmeichelt es ſich ein. Und wie ſonderbar! wo es romaniſch gemiſchtem Elemente begegnet, da iſt es machtlos. Savoien und Piemont nehmen nichts Franzöſiſches auf, Spanien zeigt ſich in der Abwehr ſogar überlegen und erobernd: die ſpaniſche Art reicht einige Lieues über die franzöſiſche Grenze herein, und wenn man die Bidaſſoa paſſirt hat, ſo iſt Frankreich nicht mehr auf der Erde. Im erſten Hauſe ſchon verſteht man nicht mehr franzöſiſch, ſchon am linken Ufer des Fluſſes iſt die Sprache der Welt unbekannt. Ich hatte mich in Yrun, der erſten Stadt, eine halbe Stunde von Frankreich, glücklich zu preiſen, daß der Gaſtwirth, er allein im ganzen Hauſe, die nöthige Vermittelung über Eſſen und Trinken und Schlafen franzöſiſch zu machen wußte. Ein furchtbarer Krieg hat es der Welt zeigen müſſen, daß der moderne Schematismus nicht überall heilſam und möglich, daß hiſtoriſche Kenntniß die ewige Brücke zu aller Politik ſei. Welch ein gewaltiger Menſchenorganismus iſt dieſer baskiſche, der im Dienſte des unbedeutenden Don Carlos einen ſo unerſprießlichen Weg nehmen mußte! Welche Kräfte ſchlummern in aller ſpaniſchen Provinzialwelt, welche hiſtoriſche Weisheit, welche Macht in dieſen Gebräuchen, die Fleiſch und Blut geworden ſind! Was iſt in dieſen ſpani-

schen Landen für geschichtliches Metall verschiedener Zonen und Zeiten ineinander gehämmert, iberisches, römisches, gothisches, arabisches! Glaubt man, es sei von ungefähr, und es bedeute nichts, daß ein Land so unerschütterlich eigen bleibe, selbst nachdem es Jahrhunderte lang schlecht regiert worden?

Alles, nicht bloß die Sprache ist anders, wenn man vom letzten Berge herunter kommt in die Bidassoaschlucht. Dieser Berg ist wohl eine Stunde lang, und auf einer prächtigen Heerstraße gleitet man hinab, das Meer und das baskische Bergland vor sich. Heerstraße und all solche Civilisationsvortheile hören mit dem Augenblicke auf, sobald man die hölzerne Brücke passirt hat. Dergleichen ist niemals viel in Spanien gewesen, und der Krieg, den ich noch vorfand, hat alle geringen Spuren zerstört. Der dunkle Grenzfluß hat von der Brücke bis in's Meer nur etwa noch eine Stunde Weges, und eben so weit ist es etwa von Yrun bis Fontarabia, was mit seinen zerschossenen Mauern an der Mündung des Flusses liegt. Dieser Winkel, dicht hinter der Brücke schon von karlistischen Bergen begrenzt, war seit langer Zeit unberührt vom Kriege, aber es gab keinen andern Weg nach Fontarabia als für Maulthiere oder mit der Fluth des Wassers. Und es liegen nicht Berge zwischen diesen kleinen Städten,

nein, leicht-welliger dreifache Frucht tragender Boden. Aber die schmalen Spuren einer lehmigen Fahrstraße waren mit Mühe aufzufinden, man ist in Spanien, wo jeder kleine Distrikt seine spanischen Bohnen-Erbsen, seine Zwiebeln hinreichend erzeugt, wo jede Gemeinschaft persönlich-allein bleibt, und keine Verbindung mit dem nächsten Nachbar sucht; der schreiendste Gegensatz zu allem, was Frankreich heißt. Zieht eine Straße, heißt es in Frankreich, und Ihr habt die Hälfte der Kultur. Eine Diligence bringt die andere Hälfte. Es giebt auch vielleicht kein Land der Welt, wo man alle Tage, regelmäßig, wohlfeil, nach allen Seiten eine Diligence wie in Frankreich fände, und wo nur dicht neben dieser Vollkommenheit aller Ort, der abseits von der grande route liegt, so schwer erreichbar wäre. Ist dies ein Geschenk Spaniens? Jeder Ort in Frankreich, abseits vom Diligencenkours ist spanisch, wie ein deutscher Ausdruck sagt.

Es war in der Mitte des März 1526, wo der Frühling an der Bidassoa schon jubelt, als Franz, frei und glücklich in diesem Grenzthale Spaniens ankam, und den Berg nach St. Jean de Luz drüben mit ungeduldigen Augen verschlang. Am andern Ufer warteten seine Söhne, die er als Geißeln für seine Befreiung lassen mußte. Er winkte hastig, die Kähne

ſtießen von beiden Ufern, er umarmte ſeine Kinder, aber er hatte keine Zeit, keine Stimmung, von dem Schickſale ergriffen zu ſein, daß er die Kinder nur wiederſehen könne, um ſie ſogleich wieder zu verlieren, er ſah nur auf franzöſiſchem Boden das türkiſche Pferd, was ſeiner harrend ungeduldig Erdſchollen in die Luft ſchleuderte. Gott ſchütze Euch Kinder, rief er haſtig, ſprang an's Ufer, ſprang auf's Pferd, und ohne ſich einmal umzublicken jagte er in einem Galopp die langen Berge hinauf und hinab bis nach St. Jean de Luz. Er war wieder in Frankreich, ſein Wille, ſeine Laune war von dieſem Augenblicke an wieder allmächtig, er war wieder König von Frankreich.

Louiſe natürlich, die zärtliche Mutter, eilte ihm entgegen, und all ihre ſchönen Mädchen führte ſie mit ſich. O, ſie kannte ihres Sohnes Geſchmack, und die junge Anne de Piſſeleu, ſpäter Mlle. de Heilly genannt, war nicht vergeſſen in dem Gefolge. Wohl aber fehlte die Chateaubriand — die ſchöne Anna ſollte den Sinn Franzens ablenken von jener herriſchen Chateaubriand. Wie gut kannte ſie des Sohnes Geſchmack, wie kam ihr das romantiſche Glück zu Hilfe! Franz blieb erſtaunt vor dem jungen Mädchen ſtehn; ſie hatte eine frappante Aehnlichkeit mit Chimenen!

Dies entſchied über die zweite Lebenshälfte des

Königs, es entſpann ſich eine lebhafte und, wie es ſcheint, innige und gegenſeitige Zuneigung, die — mit Ausnahme der abenteuerlichen Seitenwege des Königs — ſein ganzes noch übriges Leben ausfüllte. Marot, der immer ſchmeichelnde Hofpoët, der Gegenſatz von dem Alles tadelnden Rabelais, ſagt von ihr:

Dix et huit ans je Vous donne,
Belle et bonne,
Mais à Votre sens rassis
Trente-cinq ou trente-six
J'en ordonne.

Denn das glücklich begabte Mädchen theilte auch allen guten Geſchmack mit dem Könige, und ward die Stütze der Künſte und Wiſſenſchaften, die Stütze der ſchönen Renaiſſance. Davon erhielt ſie den Beinamen „la savante des Belles.“ Sie war auch allein gut gegen die Proteſtanten, ſie ward, ein ſeltner Fall! geliebtes, förmliches Mitglied der Familie. Die Mutter des Königs liebte ſie, die Schweſter Margarethe liebte ſie, und aller Zwieſpalt hörte auf, der unter der Chateaubriand geherrſcht. Zehn Jahre ſpäter gab ſie Franz einem Herrn von Broſſe zur Frau, und machte ihn zum Herzoge von Etampes — unter dieſem Namen iſt ſie in der Geſchichte bekannt.

War ſie indeſſen auch ein glücklicheres Naturel als die Chateaubriand, ein edlerer Charakter war ſie nicht,

und Franz verließ in dieſer vielleicht eine ſtolzere und mächtigere Liebe. Ob aus eigner kleiner Eiferſucht und aus gewöhnlichem Maitreſſenneide, ob gehetzt von der Königin-Mutter, ich weiß es nicht, kurz ſie hatte die Thorheit, Franz dahin zu bringen, daß er zur Chateaubriand ſchickte, und ihr befehlen läßt, all ſeine Briefe und Geſchenke auszuliefern, all die Deviſen und Ringe des verflogenen Rauſches.

Ich bin jetzt krank — erwidert die Chateaubriand — ich werde ſie ſuchen, in drei Tagen ſollt Ihr ſie haben. Unter der Zeit läßt ſie alle Ringe und Spangen und ſonſtigen Metallſchmuck zuſammenſchmelzen in Klumpen, und als der Bote nach drei Tagen wiederkehrt, giebt ſie ihm die Metallklumpen und ſagt:

Tragt dies zum Könige, das Gewicht iſt voll und ganz. Die Deviſen, und was Ihr ſonſt verlangt, ſind in mein Herz gegraben, dort muß er ſie ſuchen.

Der König beſtürzt und geſchmeichelt ruft aus: Dieſe Frau hat mehr Muth und Größe, als ich dem Geſchlechte zugetraut! Bringt ihr das Gold zurück, ich hätte ihr das Doppelte gegeben für die einfachen Deviſen. —

14.

Chambord ist sehr leicht zu beschreiben, und dann haben die guten Leser eine allgemeine, unklare Vorstellung von einem weißen Schlosse, auf dessen flachen Dächern man spazieren geht zwischen zierlichen Kuppeln und Thürmen, zwischen Schornsteinen und Giebeln, von denen jedes einzelne Stück ein Kunstwerk ist. Und die phantastischen Leser bauen sich in arabisch-toskanisch-christlichem Geschmacke ein Waldschloß der Armide, ein Zauberschloß Arioſto's.

Wäre dann die Aufgabe gelöst? Ist sie zu lösen? Ein architektonisches Gedicht in beschreibende Worte gesetzt, Shakespeare im Munde Franz Horns, können sie das Rechte wirken? — Eine vollständige Beschreibung ist ein Fehler, wenn von künstlerischem Eindrucke die Rede sein soll. Chambord aber kann just zur Vollständigkeit verführen; es steht auf einem Wiesenplane, die Wasser davor sind abgeleitet, man kann es ringsum betrachten, man kann es umgreifen,

alle Theile daran ſind ſauber, deutlich, vollendet, man kann ſie alle einzeln faſſen die Arkaden, die Pilaſter, die 800 Kapitäler, die Karyaden, die Treppen à jour — und wenn Ihr Alles habt, und den grünen Waldesgrund dazu, und die einſame Zauberſtille einer ſonſt magern Gegend, die Zauberruhe einer unökonomiſchen und unbetretenen Welt, Chambord habt Ihr noch nicht. Die ſchönen Verhältniſſe aller einzelnen Theile geben den wohligen Eindruck einer klaſſiſchen Zeit, und doch mahnen die kühnen Spitzen, die phantaſtiſchen Vorſprünge, der abenteuerliche Tumult des Daches an's Morgenland, an die arabiſche Welt. Nein, nicht klaſſiſch, nicht orientaliſch, der ganze rieſige Leib ſchließt ſich an die Schloßburgform des Mittelalters mit Flankenthürmen an der Seite und dem Donjon in der Mitte. Was endlich?

Geſchichtlicher Hauch bezaubert Euch. Wie ſich der Grieche, wie ſich der Orientale, wie ſich der Ritter ſeine Schönheitsvorſtellung geformt hat in Stein und Wohnung und Pracht, eine in Stein gefaßte Seele weit entlegener Zeiten und Länder wirkt mit einem Male auf Euch, von einem dichten Mittelpunkte — Ihr vergeßt, daß Ihr in Frankreich, Ihr denkt nicht, wo Ihr ſeid. Und wären dies nicht Zeichen eines Zauberorts? Wahrlich, Schloß Chambord iſt einzig in der Welt.

Krank und traurig waren die letzten Lebensjahre des Königs Franz. Ein schleichend Gift nagte an seinem Leibe, und die raschen Schwingungen und Entschlüsse seines unternehmenden Wesens konnten sich trotz aller Anstrengung des moralischen Willens nicht mehr erheben. Da floh er vor sich selber nach Chambord hin, betrat nicht Orleans, nicht Blois, sondern eine Fähre zwischen beiden Städten, und eilte auch mitten in der Nacht über die Loire. Das Roß ward gespornt, um rasch über die kleine Höhe von St. Dié zu kommen, welche den Anblick des Schlosses deckt. Der volle Mond schimmerte über der Sologne, von fernher leuchtete matt im lichten Steinschimmer sein geliebtes Schloß, sein schönstes Werk. Langsam ritt er darauf zu, und vor der großen Loirefronte hielt er still auf dem Wiesenplane, der stillen Wunderwelt sich hingebend, um derenwillen er von Paris gekommen, über welcher er des Leibes Schwäche vergaß. Hier webte Alles im Ungemeinen, und der täglichen trivialen Sorge ward er entrückt. Die schwere Brust ward wieder leicht geschwellt von dem Gedanken: Du hast doch auch gesorgt für Höheres, für Unberechenbares, der Schlamm der Liebschaften, welcher Dich befleckt, hat doch nur Deine Füße berührt; mag er den Leib und dies Leben vernichten, Edleres wird

von Dir zeugen auch im fernem Jahrhunderte dem fernher kommenden Wanderer, gegrüßt seist Du im Mondenlichte, mein Chambord! Da wo noch einzelne Lichter schimmerten, da saßen über dem ewigen Gedanken der Welt seine gelehrten Freunde, seine Künstler aus Italien, seine gefeierten Flüchtlinge aus Byzanz, die vor den türkischen Barbaren geflohn. Hoch oben aus der Kuppel des Donjon in der Mitte des Schlosses wie ein Wappenstern leuchtete ein feiner Lichtschein: da messen sie mir die Gestirne des Himmels, die fleißigen Leute!

Im Mondenscheine entfaltet Chambord seinen vollen Zaubercharakter. Von der breiten Front: treten bescheiden die Flanken mit ihren Eckthürmen in geringeres Licht, und das mittlere Schloß, das Schloß des Donjon, die majestätische Krone, auf welche Alles sich zusammenhäuft, tritt wie ein blendendes und doch hundertfach beschattetes Mährchen hervor. Links und rechts, wo es sich an die Flanken schließt, runden sich zwei weiße Thurmhäuser, just wie an den beiden äußersten Spitzen der Flanke. Aber die Thürme sind hier vornehmer durch die schlankeren Giebel, durch den höheren Aufschwung. Dieser höhere Aufschwung ist nur scheinbar, er wird nur hervorgebracht durch die zahlreich zusammentretenden Massen. Um die beiden

Thurmzimmer herum gruppiren sich jene feinen hohen Giebel, die wie in Alabaster gearbeitet aussehn, und zwischen ihnen und der Zinne des Thurms schießen die weißen Schornsteine auf, schmal und schlank auf der Eckseite, breiter und mit Stuckatur geschmückt auf der Flächenseite, von Weitem an Minarets erinnernd. So werden die Zinnen der Thürme theils verdeckt, theils gehoben, und sind wie eine Ueberraschung über den koketten Schmuck hinaus gereckt.

Diese Giebel und Schornstein-Minarets verlängern sich nun wie Geisterreigen von einem Thurme des Donjons zum andern, als wollten sie über die Mitte des Hauses, über den Glanzpunkt täuschen. Denn in der Mitte selbst steigt aus dem Zinnengewimmel der höchste Thurm auf, eine Treppe von unten bis oben, und welch eine Treppe, wahrscheinlich die kunstreichste der Welt.

So weiß man nicht zu zählen, daß man von einem Ende der Front bis zur andern fünf Thürme vor sich hat, das prosaische Zählen gelingt nur bei den Flankenthürmen, im Mittelhause thürmt sich Alles dergestalt, daß man nur von einem Reize zum andern irrt, und diesen weißgezackten Wald wie ein Wunder auf sich wirken läßt. Wie müßten auch die tausend Ecken und Spitzen das Auge verletzen, wäre

es nicht ein Wunder der Kunst! Das Auge ist glücklich, und schlüpft von den Zinnen zum Monde, vom Monde auf den Wald und vom Walde wieder auf das Schloß, die Phantasie von einem Traume zum andern führend.

Der Cosson, ein Flüßchen durch den Wald hergeleitet, umgab sonst das Schloß mit Wasserspiegeln. Stanislaus Lescinski, dem es der Schwiegersohn Ludwig der Fünfzehnte zur Wohnung gegeben, beseitigte dies Element, wodurch Chambord noch leichter und durchsichtiger gemacht war. Jetzt ist man durch keine Brücke mehr getrennt vom Eingange in die Hauptfronte. Tretet ein. Der große Gartensaal empfängt Euch, der in einer Wucht die drei Etagen hindurch bis ans Dachparterre stieg, und den man in seiner ganzen Macht übersah auf jener großen Treppe, die in der Mitte des Schlosses, à jour gefaßt, aufstieg. Ludwig XIV. hat ihn verdorben. Er hat Decken dazwischen gelegt und Zimmer gewonnen. Sein Geschmack war prächtig, aber bei Weitem nicht so poetisch frei und groß wie der Königs Franz.

Die Treppe selbst kann kein Geschmack verderben und kein Vandalismus der Politik. Sie ist von Stein, von festem Stein, und geht in doppelter Windung bis zur Kuppel über dem Dache. Und auch dort hört

ſie noch nicht auf, und verläßt nur die doppelte Windung. Die Zerſtörung wäre eine Monats-Arbeit für einen ganzen Klub. Aber man ſieht's in Frankreich oft mit ſchreckhaftem Erſtaunen, wie ausdauernd arbeitſam der politiſche Haß iſt auch gegen todte Symbole. Man kriecht auf Thürme, man hängt ſich über Abgründe, um einen Punkt auszulöſchen, um eine kleine Lilie abzukratzen. Solcher Eifer mag nöthig ſein, um etwas durchzuſetzen, oder er mag doch ein nöthiges Symptom ſein. In Deutſchland wenigſtens, wo der Reſpekt für alles Geſchichtliche ſo groß iſt, hat man keine Umwandlung zu ſegnen, keinen Vandalismus zu beklagen gehabt. Unſer Sinn iſt ſo gebildet — in guter Bedeutung des Wortes — und darum vielleicht ſo matt, daß wir unſers Erbfeindes Wappen in's Muſeum tragen würden, mit Handſchuhen und unter Thränen.

Es iſt nicht mehr möglich, daß die großen und ſchönen Grundſätze der neuen franzöſiſchen Welt wieder verloren gingen. Das Land durchreiſend erkennt man, ſie ſind Seele und Blut geworden wie der Proteſtantismus in Deutſchland. Man kann alſo jetzt ungeſcheut den Skandal mit Worten und für alle Zukunft brandmarken, den Skandal, der die große Bewegung begleitet hat. Es iſt faſt kein hiſtoriſches Denkmal

in Frankreich, was nicht der rohe Fanatismus angetastet hätte. Unzählbar Wichtiges und Schönes ist für immer zerstört.

Und doch, gegen wen richtet man die Anklage? Gegen die menschliche Art und gegen die nothwendigen Krankheitssymptome in der Geschichte. Wo hätte man eine lebensgefährliche Entzündung mit Zuckerwasser gewendet! Ist die Zukunft etwas Gutmüthiges? Nimmermehr! Sie ist ein täglicher Feind, und um Großes zu gewinnen, muß Größeres in die Schanze geschlagen werden. Wer entsetzt sich nicht vor den fanatischen Horden aller tumultuarischen Bewegung, und wenn man die verschiedenen Zwecke aufzählt, wenn man die mordenden Liguisten der Bartholomäusnacht neben den Sansculotten nennt, so verstummt wohl auch für einen Augenblick der revolutionaire Jargon, der das Morden so liebenswürdig zeigt wie den Sieg, und dem der rohe Säufer, als Mann des Volks schätzbarer ist als der gebildete Mensch. Wer begreift nicht, daß es ein Irrthum des Herzens sei, die Außerordentlichkeit, die Revolution zum Gesetze zu machen. Aber bei alle dem thut man doch besser, auch in Frankreich noch schweigend an den Schädelstätten vorüberzugehn, und keinen Fluch auszusprechen über die Zeichen der Zerstörungs-Barba-

rei, an welche der Fuß stößt. Man blickt zum Himmel, man zuckt die Achseln — das Vollendete hat Recht, es steht uns nicht zu, auszurechnen, wie viel Opfer höchsten Falles nöthig gewesen wären, die großen Ereignisse machen sich nicht nach dem Rechnenbuche.

Uebrigens kennt man in der Ferne den schmerzlichen Eindruck nicht, den solche scheinbar unnütze Zerstörung hervorbringt. Man kann mit der Beschreibung zum Genusse dessen reizen, was da ist, aber tiefes Leid erweckt man nicht für das, was zerstört worden. Das Verschwinden entspricht zu sehr dem Gange der Zeit, der Dinge, der Geschichte. Man muß neben die Leichen selbst treten, und die Verstümmelungen ansehn. O was haben [illegible] die friedlichen Gedanken unbefangener Künstler gegen, die Kapitäler, die Säulen, die Karyatiden! Begreiflich ist der Haß gegen die Sinnbilder, mit denen namentlich Chambord besäet war. Die höchste Zinne in der Mitte ist eine kolossale Lilie von Stein. Ohne Lebensgefahr zerstört man so etwas nicht, aber dies hat die erhitzten Leute nicht abgeschreckt, man hat an der Lilie gehämmert mit Macht und Nachdruck und ihr wirklich Stücke ausgebrochen. Laßt's Euch nicht leid sein, daß dies Symbol nicht ganz verschwunden ist, die zerrissenen

Blätter sind deutliches Zeichen genug, daß das Geschlecht und System der goldnen Lilie voll und ganz in Frankreich nicht mehr möglich ist. Alle Wände in Chambord, besonders die breiten Seiten der Schornsteine sind mit dem Salamander Franzens und dem gekrönten F. bedeckt, und der Nachfolger Heinrich, der am Schlosse weiter gebaut, hat seine Chiffer überall angebracht, sein HD, wodurch die Maitresse Diana überall als Herrin figurirt, selbst in der Kapelle. Dies Alles auszulöschen war offenbar zu langweilig. Hat nicht vielleicht auch der räthselvolle Gedanke jener großen Treppe sie stutzig gemacht, und ihren einzigen Gedanken zersplittert? Wenn sie schaarenweise auf- und niederstürmten, und sich doch nicht erblickten, hat es ihnen nicht ein Staunen, einen Schauer erweckt?

Man bemerkt es unten kaum, daß sie zweifach aufsteigt, diese wunderliche Erfindung beginnt ganz unscheinbar. Man gehe links, man gehe rechts, man betritt eine offene Steintreppe, die in sanfter Windung bis auf das Dach und den Thurm hinaufführt. Ist's ein Gaukelspiel? Neben Euch drüben steigt man auch hinauf, Ihr hört's, aber Ihr seht nichts. Die Treppe ist offen durchbrochen, ihr anderer Arm nicht minder, und nicht hier, nicht dort sieht man den Auf- oder Absteigenden. Ist das Ganze nur

eine Curiosität? So kann es nach der Beschreibung erscheinen, in der That aber ist es ein so großartiger, so geschmackvoller Mittelpunkt des Schlosses, daß man sich gezwungen sieht, ein interessantes Kunstwerk anzustaunen. Und weil es interessant und geheimnißvoll, hat es seine Rolle in der Historie gespielt. Hier war's, wo der unglückliche Cinq-Mars herabeilte von Ludwig **XIII.**, der oben im Thurmzimmer wohnte. Der Günstling war glücklich, den Herrn immer weiter getrieben zu haben gegen Richelieu, den verhaßten. Was ist? Auf der zweiten Treppe steigt Jemand hinauf? Zum Könige, der Niemand sieht? Wer kann dies sein? Cinq-Mars steigt wieder aufwärts, der unsichtbare Begleiter steigt Schritt für Schritt wie er. Er steigt abwärts. Jener auch. Es ist kein Mittel, dahinter zu kommen. Und es war denn auch Niemand anders, als Pater Joseph, Richelieu's Arm, der zum Könige ging, und von diesem schwachen Menschen die Pläne des Günstlings gegen den Cardinal noch in dampfender Brutwärme erfuhr. Die Treppe kostete Cinq-Mars den Kopf.

An beiden Seiten des Donjon-Gebäudes, wo sich die Flanken anschließen, sind ebenfalls zwei prächtige, à jour gefaßte Treppenthürme. Sie würden an jedem andern Orte bewundert, hier verschwinden sie als ein-

fache Treppen neben dem schönen Räthsel des Mittelpunktes. Und doch beginnt eine neue phantastische Welt des Reizes, da wo diese große Treppe auf das Dach herausſteigt, und sich wie eine Krönung des Ganzen pyramidalisch in übereinander gebauten Kolonnaden zum Belvedere und zur letzten Zinne bis zur kolossalen Lilie erhebt, noch 100 Fuß aufſteigend vom platten Dache. Dieſes Dach selbſt iſt wie ein Wald von Statuen durch all die Schornstein- und Giebelthürme, die sich hier in feinſter Grazie zusammenfinden. Was bei uns gern verborgen wird als eine mißliche Nothwendigkeit des bewohnbaren Baues, der Schornstein erhebt sich überall als Zierde. Die 365 Zimmer, eine damals beliebte Zahl, oder nach Andern die 440, welche das Schloß enthielt, beſaßen all ihre Kamine, und sie erregen noch heute den Neid der Baumeiſter. Sie sind alle schön, sie rauchen nicht, und sie bedürfen nicht der hundertfachen, unschönen Ausgänge. Wohlgebildet senden sie alle ihre Wolken in die Obelisken des Daches.

Von dieſem Himmelszimmer Chambords, dieſem eigenthümlichen Dache, sieht man tief in den Wald des alten Jagdschloſſes, der sieben Lieues im Umfange hatte und mit Mauern umgeben war. Eigentlich iſt auch des Gebäudes Anblick von der Waldſeite am

Eigensten, weil hier die Treppenthürme sich darstellen. Aber auch dies hat Ludwig XIV. vernichtet durch niedrige Seitenflügel, die er daran geklebt. Mansard selbst, der hier zuerst seine Dächer versucht, obwohl ein großes Talent, verstand es entweder nicht, dem originalen Geschmacke der Renaissance zu folgen, oder der Eigensinn des Herrn zwang ihn zur Geschmackswidrigkeit. Das Schloß, im Wesentlichen bis 1540 vollendet unter Franz, der zwölf Jahre täglich 1800 Arbeiter daran bauen ließ, verlor seine Seele mit dem Tode des Königs. Sein Sohn Heinrich, der mit mäßiger Kraft überall in des Vaters Fußtapfen trat, hat die Fortsetzung noch am Eifrigsten betrieben, und unter Anderm die schöne Kapelle vollendet. Denn Catharina, seine Gemahlin, damals noch jung und dem Reiten und Jagen zugethan, hatte treibenden Geschmack für solche Schöpfung, und übersah es, daß ihr Gatte Alles nur für Diana that. Oben im Belvedere saß auch sie gern des Nachts, um ungestörter als anderswo die Sterne zu befragen. Ihre jüngeren Söhne Franz II., Karl IX. und Heinrich III. thaten nichts für Chambord, Karl, den die Hetzjagd lockte, nahm einen kurzen Anlauf, der bald endigte. Heinrich IV. konnte nicht gut auf längere Zeit von Paris und zog deshalb Fontainebleau vor und St.

Germain. Ludwig XIII., für deſſen Melancholie und einſame Jagd Chambord vorzüglich gepaßt hätte, kam einige Male, unternahm auch Verſchönerungen, aber ſein matter Charakter ließ ſolchen Anfang bald wieder ſinken. Ludwig XIV. gab einige Feſte und verdarb Manches durch moderne Willkührlichkeit. Sein Schöpfergeiſt konnte ſich auch nicht begnügen mit Reparatur und verſammelte ſich auf Verſailles.

Unter Ludwig XV. lebte der gute König Stanislaus hier zum Segen der Sologneten, und nach ihm erhielt's der Marſchall von Sachſen zur Apanage. Mit ihm kam ein nicht unintereſſantes Leben hierher, wenn auch kein bedeutendes. Er ließ auf den Flächen nach der Loire zu ſeine Uhlanenregimenter manövriren, und jagte die ukrainiſchen Remontepferde in den Wald, damit ſie ihrer heimathlichen Gewohnheit pflegen könnten. Wenn man ihrer bedurfte, dann ſtieg ein Reiter auf das Dach, blies eine Fanfare nach dem Walde hinüber, und die Roſſe verließen ihre Weide und kamen wiehernd angeſprengt zu den Mauern Chambords. Auch hatte der Marſchall lange Zeit den bekannten Favart und ſeine Truppe bei ſich, und ließ Molièriſche Stücke aufführen, die hier und in Verſailles vor Ludwig XIV. zuerſt gegeben worden. Uebrigens hallte das Schloß wieder vom luſtigen Le-

ben des alten Kriegers, und ſah denn auch bald deſſen Leiche. Das Schloß ward dann von Neuem verſchenkt und die Revolution fand darin die Polignac's. Sie emigrirten, es ſtand leer, ward verwüſtet und ſo weit es anging zerſtört.

Napoleon nahm großes Intereſſe daran, und wollte es hergeſtellt ſehn. Unter dieſer Bedingung gab er's Berthier. Aber dieſe Bedingung ward nicht erfüllt, im Gegentheile verkaufte ſehr bürgerlich die Frau Berthier vom ſchönen Walde, was ſich nur niederſchlagen ließ. Die Reſtauration veranſtaltete die famoſe Subſcription, um es mit Hilfe des ſolchergeſtalt zuſammengebrachten Geldes dem Herzoge von Bordeaux zu ſchenken. Dieſem gehört es denn auch noch, denn erſt vor Kurzem hat er den von der Juliregierung begonnenen Prozeß dagegen in letzter Inſtanz gewonnen.

Es mag recht poetiſch ſein, daß ein vertriebener Enkel Königs Franz im Auslande Herr von Chambord ſei, von einem verlaſſenen, wüſten Steinhauſe des alten Königthums. Aber beſſer wär's, es wäre anders, damit dies wunderbare Monument der Renaiſſance wieder geſchmückt würde in ſeiner alten Pracht. Und das jetzige Haupt der Orleans und des Staates verſteht dies, und würde Chambord bald wieder zu

Chambord machen. Wo nähme ein vertriebener Prätendent die ungeheuren Mittel her, welche nöthig sind, für die Wiederherstellung eines Schlosses, das ausgehöhlt bis auf die kahlsten Wände offen daliegt für Wind und Wetter. Ein Paar Maurer, die sich in dem weiten Hause verlieren, klappern jetzt den guten Willen einer Restauration, und machen die Oede und Armuth erst recht bemerklich. Traurig und doch reich scheidet man von diesem verzauberten Schlosse. Die weißen Steine von den Hügeln des Cher, aus denen es erbaut ist, die schwarzblauen Striche, welche der Regen von den blauen Schieferdächern an die Hohlkehle gemalt hat, sie liegen so satt und traurig in der Mittagsonne, immer wieder hält man auf dem sandigen Parkwege das Pferd an, um diesen Anblick noch einmal aufzunehmen. Rasch entzieht er sich wie ein Gedicht, das weiter gedichtet sein will im Herzen.

Wie von aller wunderartigen Schöpfung weiß man auch von Chambord den Schöpfer nicht. Die gewöhnlichen Historiker nennen Primatice, und das ist so fraglos übergegangen in Aller Mund, als verstünde es sich von selbst. Primatice ist nicht der Schöpfer von Chambord. Die Zeitgenossen wissen nichts davon, der Stil Primatice's ist nirgends so phantastisch-erfinderisch, er ist direktere Nachahmung

der Antike, er ist Renaissance in der ersten Bedeutung des Wortes, nicht in der mannigfaltigeren und interessanteren, wie wir sie uns gebildet.

In dem Allen könnte man indessen doch irre geleitet sein. Die schlagendste Verneinung liegt darin, daß Primaticce zum ersten Male 1531 nach Frankreich kam, sechs Jahre nach Beginn des Schloßbaues. Hätte er sechs Jahre früher einen Plan an König Franz geschickt, und wäre erst nach so langem Zwischenraume selbst gekommen aus dem nahen Italien, um nach der Ausführung zu sehn? Zu solcher Annahme berechtigt uns nichts.

Vergnaud, bekannt mit dieser Unwahrscheinlichkeit, hat an Meister Roux gedacht, wie man in Frankreich den Italiener Rosso nennt, welcher unter Franz alle großen Bauten in Frankreich leitete und beaufsichtigte. Aber Niemand spricht davon, und bei Roux's Charakter wäre sein Name sicherlich bekannt wie der Name Chambord. Roux war über die Maaßen ehrgeizig und ruhmsüchtig, er machte von sich reden so viel er nur konnte, er war in diesem Betrachte ein ewiger Friedenstörer durch neidische Kabale, er war eine Qual für Franz, er manövrirte Primaticce nach dessen erster Ankunft sogleich wieder nach Italien zurück, er

tödtete sich am Ende selbst, wie man sagt aus verzweifelndem Neide über die Macht Primatice's.

Auch Vignolle hat man genannt, um einen berühmten Namen für den Schöpfer Chambord's aufzufinden. Aber Vignolle kam erst 1540 nach Frankreich, wo es im Ganzen schon vollendet, wo der Donjon selbst in all seinem Reichthume schon fertig war. Wird es nicht so sein, wie man neuester Zeit vermuthet, daß ein bescheidenes Provinztalent dies Zauberschloß erdacht? Die stille Mährchenwelt der Einsamkeit schwebt ja auch darüber. Man findet jetzt in alten Quellen, daß man schon frühe von einem Baumeister aus Blois wie vom Erfinder Chambord's gesprochen. Noch zu Berniers Zeit existirte in Blois ein Schloß-Modell in Holz, was im Wesentlichen dem Schlosse Chambord entsprochen, noch heute sieht man einige Hotels zu Blois in der Foulerie, die ganz im Chambord'schen Stile sind.

Die Einwanderung des damals modern-italienischen Geschmacks, der sich aus dem erwachenden Sinn für die Antike gebildet, kann auch nicht streng auf die Zeit der Roux und Primatice eingeschränkt werden. Dergleichen entsteht nicht wie eine plötzliche Entdeckung. Besonders an der Loire, von den geschmackvollen Prinzen Orleans' ausgehend, war dieser neue

Bauſinn ſchon früher geweckt worden. Valentine von Mailand, die als junge Gattin in dies Haus von Orleans gekommen, hatte ſchon Riſſe und Pläne und Bilder mitgebracht, welche die Phantaſie junger Architekten lange beſchäftigt und befruchtet hatten. Ludwig XII. und die Seigneurs an der Loire hatten im fünfzehnten Jahrhunderte reichlich und geſchmackvoll Schlöſſer und Hotels erbaut. Konnte das Alles nicht ganz organiſch in einem Talente den Plan Chambord's gereift haben? Beſonders in Blois, wo unter Ludwig das Königshaus lebte, was mit den größten Mitteln zu Unternehmungen leicht die Geburt eines großen Bauplans befördern konnte. Und iſt es nicht auch ein Triumph der Wiſſenſchaft, juſt das Meiſterſtück einer neu erwachten Kunſt in einheimiſcher, ſelbſtändiger Verarbeitung hervorgebracht zu ſehn, nicht zuſammenhangslos eingebracht von außen?

Es iſt bekannt, daß die jungen Franzoſen lebhaft und anſtellig ſich den italieniſchen Meiſtern anſchloſſen. Simon und Claude von Paris, Lorenz le Picard, Franz von Orleans und andre werden als ſolche genannt, die unter Roux's Leitung ſchon mit großer Selbſtändigkeit in Fontainebleau arbeiteten. Es iſt bekannt, mit welchem Erfolge die Baukunſt in Frankreich ſelbſtändig weiterging neben und unter den

italieniſchen Anregungen der florentiniſchen Weiber, der Catharina und Marie von Medicis, von denen jene den Louvre, dieſe das Luxembourg baute. Unter Ludwig XIV. gab Manſard ſchon den allgemeinen Ton an in Europa. An Energie alſo und Geſchick fehlte es hierin dem franzöſiſchen Naturel keineswegs, und es iſt zu verwundern, daß die ſonſt ſo national-ehrgeizigen Franzoſen nicht ſchon lange jenen bleſiſchen Meiſter, den großen Unbekannten, in ein helleres Licht geſtellt, und den Triumph der Renaiſſance, Schloß Chambord, für ſich allein in Anſpruch genommen haben. Der ſanfte, liebliche Charakter des bleſiſchen und turainiſchen Volkes, die ſaubere, ſorgfältige Handhabung der Sprache, welche hier zu Hauſe, deutet gar wohl auf ein künſtleriſches Element. Bis jetzt hat erſt ein Herr de la Sauſſaye in einer kleinen Broſchüre jenen Ruhm für Blois in Anſpruch genommen, und zwar in einer beſcheidnen, liebenswürdigen und gründlichen Weiſe.

15.

Das Thema der Künſte iſt ſo günſtig für Franz! Auch ſeine erbittertſten Gegner, diejenigen dogmatiſchen wie Röderer ſelbſt, welche ihm 300 Jahre rückwärts zum Vorwurfe machen, daß er nicht nach der Charte von 1830 regiert habe, auch dieſe Gegner zeigen ſich hierbei gütig. Freilich nur inſoweit, als man eine Nebenſache des Luxus wie die Kunſt beiläufig loben kann. Aber auch das Thema der Wiſſenſchaften ſteht günſtig für König Franz. Es iſt ein merkwürdig Zeugniß dafür vorhanden: Theodor Beza, dem Franz als Verfolger des Proteſtantismus tief verhaßt war, geſteht zu, daß man dieſem Könige nach ſeinem Tode allgemein den Beinamen des Großen gegeben habe, und zwar darum, weil er die Wiſſenſchaften ungemein befördert habe, nicht um andrer Dinge willen.

Dieſen Beinamen verdient er eben ſo wenig, als er die rohen Handgriffe heutiger Puritaner verdient. Man mache ſich nur eine deutliche Vorſtellung, wie

Frankreich damaliger Zeit noch ungebildet war! Die Anstalten, welche Franz traf, werden es zeigen, und doch ist Niemand so thöricht, in diesem Punkte heutige Maaßstäbe anzulegen. Nur in der schwierigsten Lebenswissenschaft, in der Politik heischt man das Ungebührliche!

„Das ist Griechisch, man kann es nicht lesen" war noch Sprichwort in jener Zeit. Julius Camillus konnte daneben noch mit der Charlatanerie Glauben finden, daß er in dreißig Stunden griechisch und lateinisch sprechen und als Zugabe auch noch dito Verse machen lehre. Franz versuchte es auch zwei Stunden. — Als Franz Dauphin war, druckte man zum ersten Male ein griechisches Buch in Paris. Als er die erwähnte Zusammenkunft mit dem Pabste Clemens VII. in Marseille hatte, der ihm seine Nichte Catharina von Medicis mit dem Dauphin einsegnen sollte, war sämmtliche französische Herrlichkeit in peinlichster Sorge wegen einiger Worte Latein. König und Pabst wohnten einander gegenüber, man hatte eine Brücke zwischen den Fenstern erbaut, die erste Begrüßung sollte statt finden, und es kam zur Sprache, daß der heilige Vater lateinisch angeredet sein müsse. Wer kann ein Paar Worte Lateinisch? Kein Mensch! Die Verlegenheit ist groß — der Bi-

schof von Paris, der sich im Gefühl lateinischer Schwäche ebenfalls sträubt, muß am Ende doch die schwierige Rolle übernehmen.

Franz selbst, der im Collège de Navarre unterrichtet worden, wußte selbst sehr wenig Latein, hielt aber sehr auf Sprachkenntniß, und sprach sehr gut Französisch. Trotz diesem Sprachtriebe hatte er den sehr richtigen Takt, den Takt, der immer einer mächtigen Nationalbildung vorausgeht, die Landessprache rein und allmächtig zu wollen. Er verbot mit aller Strenge den lateinisch-französischen Jargon in den Gerichtshöfen, und man kann von ihm den reinen Sprachsinn datiren, der sich in Frankreich bis zum bewußten Stolze des gemeinen Mannes ausgebildet und der Nation eine europäische Ueberlegenheit gegeben hat, ein Sprachsinn, der uns gar sehr zu wünschen wäre.

Zum Sinn für Wissenschaften hat man den König glücklich gestachelt, man hat vorausgesagt, daß er wäre, was er — von da an werden mußte, um nicht hinter den schmeichelhaften Titeln eines Förderers der Wissenschaft zurückzubleiben. Dem vierzehnjährigen Knaben widmete man eine hebräische Grammatik, Castiglione ließ sich von dem Buben Rathschläge geben für sein „goldnes Buch" — sollte man dies

Alles gethan haben, ohne eines offenen, Viel verſprechenden Sinnes in dieſer jungen Natur inne zu ſein?

Man hat ihm denn auch ſpäter vorgeworfen, daß er zu viel mit Gelehrten verkehre, mit unpraktiſchen Leuten, daß er ihnen die wichtigſten Staatsaufträge, beſonders Geſandtſchaften anvertraue, denen ſie nicht gewachſen ſeien. Es fehlten auch nicht ſeltſame Scenen in dieſem Bereiche, da er den Ritterſinn oft mit dem wiſſenſchaftlichen verwechſelte. So ſchickte er einſt einen Gelehrten als Ambaſſadeur nach England, und es handelte ſich juſt um ſehr kühne Aufträge — Sire, wandte dieſer ſchüchtern ein, man wird mir den Kopf abſchlagen — **Foi de gentilhomme!** fuhr der König auf, das ſoll 30,000 engliſche koſten — Das iſt recht ſchön, erwiderte der gelehrte Ambaſſadeur, und das glaub ich wohl, aber das kann erſt ſpäter geſchehn, nachdem — — und von all den engliſchen Köpfen paßt keiner ſo gut auf meine Schultern, als der, den ich da noch habe.

Die Großen, die Beamten des Reichs erſchwerten ihm alle Einführung wiſſenſchaftlicher Inſtitute. Guillaume Budée, der wiſſenſchaftliche Arm des Königs, hatte ſich alle Tage bitterlich zu beſchweren. So begann er auf dem Terrain des alten Tour de Nesle das College royal, das jetzige College Mazarin, aber

es war wegen immerwährend erhobener Schwierigkeiten und mangelnden Geldes nicht von der Stelle zu bringen. Was Wunder, wenn er da oft mit despotischen Griffen dazwischen fuhr. Die despotischen Maaßregeln sind auch für den Historiker nur dann unerträglich, wenn sie von kleinen Menschen und für kleine Zwecke geübt werden, wie dies unter den kleinen Valois und unter Ludwig XV. namentlich geschah. Sonst siegt ja doch alles Neue nur despotisch, erscheine es in der starken Natur eines Einzelnen, oder im Gesammtdrange einer Zeit, einer Reform, einer Revolution. Was sind Reformen und Revolutionen anders als Despotismen? Das Recht ist ein Behelf, denn es ist ein Gedanke der Erhaltung, es ist ein Behelf gegen alle Ueberhebung und für alle Mittelmäßigkeit; denn Mittelmaaß ist die nothwendige Ordnung des Allgemeinen. In ihr liegt kein Wechsel, kein Fortschritt, sondern nur Sicherheit des Bekannten. Wir sind nur von vornherein zur Feindschaft gegen allen Eigenwillen, das ist Despotismus, genöthigt, weil es die Aufgabe unsrer Zeit ist, die großen Resultate eines revolutionairen Despotismus in das Mittelmaaß der Ordnung zu bringen, und weil neben einem Gedankenreichthume solches revolutionairen Despotismus noch kein persönlicher

aufgetreten ist, der sich an Genialität der Erfindung mit jenem hätte messen können. Ja, wir sehen seit langer Zeit den Despotismus immer nur in der unerfinderischen Form des Rückstauens.

Ein solcher war er nicht in König Franz, nicht in Heinrich IV., nicht in Ludwig XIV., nicht in Friedrich II., welcher die französischen Könige in der Mark Brandenburg fortsetzte.

Man sagt, König Franz hätte die Künste und Wissenschaften nur aus Ehrfurcht befördert, namentlich um dem deutschen Reiche zu zeigen, was es an ihm verloren, wie thöricht es gehandelt, seine Kandidatur um die Kaiserkrone zurückzuweisen, und seinen Rival, den spanischen Karl zu krönen. Das sollte uns nicht kümmern, auch wenn es wahr, auch wenn es nicht blos ein Stachel mehr für Franz gewesen wäre. Der Sinn für Wissenschaft war ihm aber wirkliches Bedürfniß. Wir sehen die Gelehrten überall um ihn, er nimmt sie mit auf seine Schlösser, sie saßen täglich an seiner Tafel, er führt sie mit zu den Jagden, um ihrer lehrreichen Unterhaltung überall theilhaft zu sein. Zu Walde reitend ließ er sich besonders gern von Naturgeschichte erzählen, und er vertrug von klugen Leuten alle scharfe Erwiderung. In solcher derben Entgegnung zeichnete sich nament-

lich Du Chatel aus. Der König hatte in Betreff seiner Ahnen die schwächste Empfindlichkeit, die Hand in Hand ging mit Vorbereitung einer heiligen Monarchie, wie sie von Ludwig XIV. deutlich ausgebildet wurde. In diesem Sinne war er bornirt eingenommen gegen Dante, und weil dieser in seinem Gedichte den Königsahn Hugo Capet zum Schlächter gemacht, schimpfte ihn Franz einen lächerlichen Autor, und wollte einen Augenblick lang Dante's Buch in ganz Frankreich verbieten. Die geistreichen Leute seiner Umgebung brachten ihn davon zurück. Als er eines Tages Du Chatel fragte, wer seine Ahnen gewesen, erwiderte dieser: Sire, Noah hatte drei Söhne, ich weiß nicht genau, von welchem der Drei mein Vater abstammte. Und Franz verstand den Hieb auf den Capetingischen Stolz, und lachte.

So mag die Bewerbung um Erasmus auch von der Eitelkeit unterstützt worden sein, den berühmtesten Gelehrten Europa's in Paris zu haben. Aber hat nicht just diese französische Eitelkeit Frankreich so groß gemacht? Wie um eine Braut wirbt Franz Jahre lang um diesen klugen Mann, und Budée, der unermüdliche Brautwerber, bietet dem epikuräischen Erasmus immer lockendere Bedingungen. Burgund ist französisch, sagt er ihm, wohl wissend, was für

eine Macht die Weinhügel der Saône für den berühmten Mann hatten, für diesen prächtigen Egoisten, der die Welt so klug übersah, der die Schwächen und die nothwendigen Reformen so gut kannte, der aber keines Wagnisses für den Gedanken fähig war, der keiner Ueberzeugung sich hingab, als der, sich selbst gesund und wohl zu erhalten. Burgund lag ihm sehr am Herzen, denn der burgundische Wein war ihm als höchst heilsam für seinen Magen angepriesen. Er wies auch, wie ein guter Diplomat, keine Aufforderung, kein Anerbieten zurück, aber er ließ sich dem Kaiser doch nicht entwenden. Zu großem Leidwesen Königs Franz! All die ächten Griechen Tiphernas, Hermonymos, Andronikos, Laskaris entschädigten ihn nicht für Erasmus. Er beförderte sie nach Kräften, er ließ durch Lascaris und Budée die Bibliothek in Fontainebleau errichten, er glaubte an die Kraft der Bücher, er gab Geld für Paul Paradis, den getauften Israeliten, ließ Guidacerio aus Calabrien kommen, Vatable aus der Picardie, Mercier aus Languedoc, um das Hebräische betrieben zu sehn, von dem er nichts verstand, und von dessen Bibeldrucke er als guter Katholik keinen Vortheil einsah. Aber das Alles interessirte ihn nicht so wie Erasmus. Er hatte eine Ahnung, daß von diesem

Manne eine brauchbare Welt-Quinteſſenz alles Bücherſtudiums zu erfahren ſei. Er ließ ein anatomiſch Theater errichten, ließ Vidus Vidius beſolden, obwohl er an die Medizin der Chriſtenheit nicht glaubte. Alles das that er gern für den fern liegenden wiſſenſchaftlichen Gedanken. Für ſeine Perſon behielt er den hergebrachten Glauben, nur Juden und Araber ſeien gute Mediziner. Als er 1538 ſchwer krank wurde, bat er Karl V. um einen Juden. Der Jude kam — biſt Du auch ein ächter Jude? fragt der König, und der Arzt, von der beſonderen Vorliebe des allerchriſtlichſten Königs nichts wiſſend, rühmt ſich zuverſichtlich, vor Kurzem getauft zu ſein. Fort mit Dir! Ich will keinen getauften, ich will einen ächten Juden. Er ſchickte bis Conſtantinopel nach ſolcher Originalausgabe, ſie kam, und heilte ihn wirklich. Es hat gar viel für ſich, ſich mit der Leibesſorge nach alten Naturvölkern umzuthun, die Jahrtauſende lang dem Erdprozeſſe zugeſehn. Mit einfacher Eſelsmilch heilte ihn der Byzantiniſche Jude — die lag ſo nahe in Frankreich, wo der Eſel ſo allgemeines Hausthier iſt, verbreiteter faſt als das Pferd, wo man darum auf den Landſtraßen keinem Fußgänger begegnet, weil überall wohlfeile Diligencen ſind, und auch der arme Mann ſeinen Eſel beſitzt.

Nur ein Gelehrter fand keine Gunst bei König Franz, und zwar der wichtigste. Witterte Franz das demokratische Reformelement in Petrus Ramus? Er haßte ihn wenigstens nicht ohne Methode: Ramus lästerte und verwarf den Aristoteles. Das hielt Franz für Barbarei, und das wird man nicht blos einem Manne nicht verargen, welcher praktischer Welt, und nicht religiöser Welt zugeneigt ist. Von diesem üblen Verhältnisse an hat denn Ramus auch nur Unglück in Frankreich gehabt: erst unter Heinreich II. gelang es der Empfehlung des Kardinals von Lothringen, ihn in einen Posten zu bringen, den er wieder verlor, als man seiner Reformideen inne wurde. Diese Reformideen waren so selbstständig und eigen, daß sie etwas Besseres als ein Exil verdient hätten. Unter Karl IX., das heißt unter Catharina, die vollkommen vorurtheilsfrei, fand er denn auch eine Zuflucht in der Bibliothek zu Fontainebleau. Zu seinem Unglück! Auf's Neue verjagt, namentlich wegen der Aussprache des Buchstaben q, — wie frivol erzählt wird — machte er eine Universitätsreise durch Deutschland, wagte sich wieder nach Frankreich, und wurde in der Bartholomäusnacht massakrirt. Ach, dies ist das Schicksal manches Gelehrten, dem unter Franz die Wissenschaften aufgethan wurden!

Die kleinen Valois haben in ihrer Unmacht gar viele Saat des Familienhauptes zertreten. Sogar die Nachkommen jenes Budée mußten in spätrer Zeit das Land fliehn, wo ihr Vorfahr die Wissenschaften eingeführt, und mußten in Deutschland und in der Schweiz eine Zuflucht suchen.

Wie glücklich sind die Künste, aus denen man kein Dogma ziehn und verketzern kann! Sogar der schlechte Geschmack hat kein Exil zu fürchten. Niemand hat in den Massakren die Baumeister gesucht, welche die Louvre-Gallerie so geschmacklos unter Dach gesteckt, und adlichen Pferdeställen ähnlich gemacht haben, Niemand hat die Baumeister des Luxembourg gestraft, daß sie den reinen Geschmack des Louvre-Vierecks in so kurzer Zeit verdorben und zum eingekniffenen italienischen Geschmacke herabgebracht haben. Die Kunst findet nicht leicht Brot und Amt, aber auch nicht leicht ein Schaffot. Sie sollen nicht klagen die Künstler, wenn sie hungern, dieser Hunger sei ihnen ein tröstlich Zeichen, daß sie außerhalb der polizeilichen Grenze leben. Er ist aber auch ein Zeichen, daß die Kunst der laufenden Dogmatik nicht unterzuordnen sei.

Franz hat den Louvre begonnen, und seiner Mutter gebührt vielleicht die Wahl des Ortes. Er war

ein alter Thurm, in den man Gefangene ſteckte, und den alte Karten ſchon zu Philipp Auguſts Zeit hinmalen. Die früheren Könige wohnten meiſt im jetzigen Juſtizpalaſte; unter Franz war der Hof lange Zeit in dieſem Palais des Tournelles, nahe bei der Kathedrale. Luiſe fand den Grabengeruch der alten Feſtung unerträglich, und ließ ſich 1519 ein Haus des Nicolas de Neuville in den Ziegeleien — tuileries — einwechſeln, um am Fluſſe zu ſein. Catharina, die prächtige Schwiegertochter, ließ die Pavillons errichten, welche jetzt noch die Tuilerien heißen, und die eben ſo dem Louvrekarrée, was Heinrich II. ihr Gemahl ausbaute, den Rücken kehren, wie dieſer mit Diana ſeiner Gattin Catharina den Rücken kehrte.

Franz ſelbſt ließ außer dem Louvre-Anfange nicht eben in Paris viel bauen. Seine Welt waren die Luſtſchlöſſer, und außer Chambord baute und verſchönerte er Fontainebleau, St. Germain-en-Laye — Follembray — Villers-Cotterets und das Château de Madrid im Boulogner Holze bei Paris, was ihn an die ſpaniſche Zeit erinnern mußte. Das kleine Villers-Cotterets, nicht zu verwechſeln mit Cauterets dem Pyrenäenbade, iſt berühmt durch die Ordonnanz, welche die Prozeſſe reformirte und abkürzte. Obgleich Despot drang er doch ſtreng auf Juſtiz, wo es ihn per-

sönlich nicht betraf, und auf Ordnung drang er überall. Er führte die öffentlichen Gerichtstage in den Provinzen ein, die Taufregister, die Eintheilung des Reichs in Generalités, er zwang das Kirchenrecht in engere Grenzen, einer gallikanischen Kirche zuarbeitend, wie freundschaftlich er auch mit den Päbsten sich verhielt, wie gefällig er Leo den Medizäer zum Geschmacksvorbilde nahm und dessen Künstler mit offnen Armen empfing. Leonardo da Vinci kam ihm von da, Andrea del Sarto, Cellini, Titian — Leonardo da Vinci starb zu Fontainebleau in des Königs Armen. Nur Cellini machte kein Glück. Er muß doch besonders grob gewesen sein, da sich Franz sonst nicht eben heikel und empfindlich zeigt gegen despotische Künstlernaturen, die ihres Absolutismus bedürfen zu eigenthümlicher Schöpfung. Das meisterhafte Portrait, was Titian vom Könige selbst gemacht, ist überall in Frankreich Typus der Franz-Bilder. Titian hat ganz allein diesen König der Nachwelt präsentirt — alle andern Franzbilder sind verschwunden vor seinem Ausspruche: so und nicht anders erscheint König Franz, so und nicht anders ist er. Denn der Historiker studirt den Charakter zur Hälfte aus diesem Portrait. Rubens selbst, der Maler Heinrichs IV., hat nicht solche Macht geübt.

Die Wahrheit zu ſagen, es tritt ein tyranniſcher, ſinnlicher Menſch aus dieſem ſcharf ausgebildeten Antlitze entgegen, aus dieſem runden, kurz verſchorenen Kopfe, aus dieſen feiſt blickenden, braunen Augen, die man gröſſer wünſchen müßte für großen Adel, aus dieſer ſchön geformten aber großen Naſe, um derentwillen ihn der Pariſer „le roi grand nez“ nannte. Der Mund iſt ſchmal und fein, deutet, da er koſtend ausſieht, auf erprobten Geſchmack, und hat in den künſtlich lächelnden Winkeln denſelben Herrſcher-Uebermuth, der ſich in den gefalteten Augenwinkeln hervorthut, indem er ſich zurückzieht. Das untere Geſicht, der Sinnlichkeits-Verräther, birgt ſich im ſchwarzen Barte, aber der fleiſchige Hals und ſtarke Nacken hätten allein für Lavater genügt, dieſem Manne Hartnäckigkeit und fleiſchlichen Sinn zuzuſchreiben.

Franz war von breiter Bruſt und hoch gewachſen. Herr v. Raumer wirft ihm unter Anderm vor, daß er zu dünne Beine gehabt. Es iſt nichts dagegen zu ſagen, Herr v. Raumer hat dafür einen geübten Blick. Seiner Zeit hat Franz nicht darunter zu leiden gehabt, er galt für einen ſchön gewachſenen Mann, und ſein Freund Heinrich VIII. von England beneidete ihm dieſen ſchlanken Wuchs gar ſehr. Seit ſie ſich im goldnen Lager geſehn hatten — ein Luſt-

lager, was Franz im Anfange seiner Regierung 17 Tage lang mit Festen erfüllte zu Ehren des englischen Besuchs — seit sie sich dort in jugendlichem Uebermuthe aus den Betten getragen, mit einander gerungen hatten, war der englische Blaubart von Tag zu Tage dicker geworden. Er konnte am Ende keine Treppe mehr ersteigen, und seine Last auch keinen Trägern anvertrauen, die Thüren waren ihm zu enge und es blieb ihm nichts übrig, als sich von einem Orte zum andern ziehn zu lassen. Was Wunder, daß er seinen Bruder von Frankreich beneidete! Ach, auch dieser fand die goldne Laune jenes Lustlagers nicht mehr! Was hatten sie gelacht, als Heinrich den abgeschlossenen Vertrag vorlesen wollte, und in Ablesung der alten Titel Englands auch an die Stelle kam — et je, Henri, roi d'Angleterre et — „hier steht eigentlich," unterbrach er sich englischen Humors „et de France," da Ihr aber selber dabei seid, so will ich's lieber auslassen, um nicht offenbar zu lügen."

Die Gesundheit Königs Franz ging nach der Rückkehr aus Spanien ebenfalls abwärts, schneller als des Königs Aussehn dem italienischen Maler verrathen mochte. Auf dem zweiten Bilde Titians, wo Franz seinem Besucher, dem Kaiser Karl, die Königsgruft

von St. Denis zeigt, hat ihn aber auch Titian schon durchsichtiger, ausgehöhlter dargestellt.

Die Maler, welche Franz berief, haben zunächst wenig Folge in Frankreich erweckt, viel weniger als die Baumeister. Wir sehen erst unter Ludwig XIV. eine französische Malerschule an italischen Mustern sich aufbaun, die Schule Lebruns. Und Primatice ist auch noch deshalb dauernd in Frankreich geblieben, weil er ungeheure Transporte von Kunstwerken einführte und für immer aufstellte. Die Kunstmonumente, worauf der Franzose so stolz, beginnen von ihm. Außer dem Laokoon, außer der medicäischen Venus, außer der Cleopatra, außer den vielen Büsten brachte Primatice 125 Statuen aus Italien mit, was Alles in Bronze nach Fontainebleau gestellt wurde. Franz bezahlte freudig schweres Geld dafür, und Frankreich hatte von nun an reine Vorbilder für Geschmack.

Vergißt man es wirklich, oder will man's vergessen, daß Franz außer der absoluten Monarchie auch deren organischen Untergang begründete? Er gab dem noch rohen Frankreich Wissenschaft und Kunst, das Gift aller unpassenden Regierung. Wer etwas einführt, was er selbst nicht berechnen kann, was in den Folgen unberechenbar ist, stellt sich der nicht schon dadurch über die banale Beurtheilung hinaus? Die

Mittelmäßigkeit iſt eben dadurch Mittelmäßigkeit, daß ſie nur das Nächſte, das Zweifelloſe beſorgt und bedenkt. Sie will nur das, was ſie bereits kennt; darum ſind der Status quo und die Reaktion ihre Welt.

Wolle genügt für unſer Klima, ſagt der konſequente Puritaner, warum in Lyon Seidenmanufakturen anlegen, wie König Franz gethan? Warum gar Tagelang in den Hof von Fontainebleau ſich hinſtellen, um Primatice zuzuſchauen, wie er das berühmte Pferd Marc Aurels von Vignole nachbilden und gießen und aufſtellen läßt?

Alle Kunſt des Wortes, alle literariſche Kunſt mußte noch zurückbleiben, da die Sprache noch nicht formirt war. Auch bleibt Franz ein despotiſcher Regent nach all der üblen Seite hin, welche der Despotismus immer mit ſich führt. Die literariſche Welt kann ſich nicht unbeſtimmt geben wie alles andere Kunſtwerk, ſie entwickelt ſich in Gedanken, von denen jeder einzeln betrachtet, in Konſequenzen verfolgt und dem Despotismus bedenklich ſein kann. Franz war nicht groß genug, um dieſem Elemente gegenüber nicht oft klein zu ſein. Es iſt auch das ewige Loos der Schriftſteller, daß ſie, welche ihre Erfindung nackt darbieten, am Erſten der Verfolgung ausgeſetzt und

zur Verſchleierung genöthigt ſind. Sie greifen der geſchichtlichen Entwickelung vor, weil ſie deren vorausgeborene Söhne ſind. Man wundert ſich, man klagt, daß ſie zu aller Zeit Oppoſition machen, aber man bedenkt nicht, daß ſie die Oppoſition ſelber ſind, indem ſie das Kommende, das Andere repräſentiren. Sie ſind nichts Beſonderes, ſie ſind alſo nichts, wenn ſie mit ihrem Worte in dem allgemein Bekannten und Anerkannten verbleiben. Je mehr ſie Künſtler ſind, deſto weniger grell und herausfordernd erfüllen ſie ihren Beruf; denn die Kunſt hüllt das Ewige in die vorhandene Geſtalt.

Eben ſo bedenkt man nicht, daß die beſtehende Welt ſich gegen Anmaßung der Zukunft wehren muß, ſei dieſe Anmaßung auch noch ſo genial, und werde ſie auch ſicherlich einſt die beſtehende Welt. So wie ſie aus einem Einzelnen hervorſpringt, iſt ſie niemals das, was wirklich entſtehen ſoll, eben weil ſie nur aus einem Einzelnen kommt. Die beſtehende Welt muß ebenfalls an ſich glauben, und ſie thut das von ſelbſt, es iſt ihr Geſetz der Schwere — ſie muß gegen das Geniale einwirken, damit es organiſch dem Vorhandenen einverleibt werde. Es iſt gleichgültig, daß ſolche Entgegnung immer dahin gerichtet iſt, das Neue zu zerſtören. Solche Abſicht einer Regierung iſt im-

mer unmächtig gegen den ewigen Gang der Weltregierung. Aber es ist nicht gleichgültig, welcher Unterdrückungsmittel sich eine Regierung bedient. Die außerordentlichen stehn ihr nicht zu, denn sie soll eben mit ihrer Ordnung, als Ordnung das unregelmäßig Eindringende bekämpfen. Nur so bleibt sie ihrem Wesen treu, und kann eines ruhigen Prozesses gewiß sein, eines Prozesses, der sie selbst erhält und fortbewegt; im entgegengesetzten Falle aber eines Prozesses, der sie vernichtet und mit ihr den wohlthuenden, organischen Gang einer Ordnungswelt. Deshalb sind die Staatsstreiche, gehen sie von reaktionairer oder von revolutionairer Welt aus, immer von so langen Nachwehen verfolgt.

Wie möchte man diese Gedankenwelt heutiger Zeit von König Franz fordern! Er sah auch keine Literaten in Frankreich, die seine freche Welt des Temperamentes und Talentes zu einer gedachten Vermittelung aufgefordert hätten. Die Literaten wachsen nicht in der Wildniß, sie wachsen auf kultivirtem Boden, und Franz begann erst die Kultur Frankreichs. In einem Historiker, in Comines zeigte sich das literarische Wort maaßvoll, und Comines war ein geachteter Mann. Das poetische Talent der Zeit war Marot, aber Marot war ein schwacher Mensch, und erhob sich in mora-

liſcher Stellung nur etwa eine Stufe über Triboulet den Hofnarren. Es war viel Wichtiges und Neues in ihm, aber er brachte es nur klein zum Vorſchein, und beſchützte das, was er gebracht, noch kläglicher. Sein Herkommen, ſeine Stellung brachte es ſo mit ſich, da kein ſtarker Wille und Charakter dem Poeten zu Hilfe kam. Marot war Kammerdiener am Hofe, erſt bei Margaretha, dann bei Franz ſelber. Wenn er ketzeriſche Dinge gereimt hatte, ſo drohte ihm Franz mit dem Finger, und um nicht eingeſperrt zu werden, reimte er Bagatellen und Schmeicheleien. Es iſt darin noch viel ſchlechter Geſchmack, und erſt im Kleinen zeigt ſich Artiges. Später hat ſich Marot öfter hinausgewagt in Hugenottiſche Ergüſſe, und wenn er auch die Verfolgung immer dadurch los zu werden ſuchte, daß er keine Meinung hielt, ſeine Geſänge dieſer Gattung ſind von Wichtigkeit geworden. Wir hören die Marotſchen Pſalmen in den Schlachten, welche der Huguenot dem Ligueur lieferte, wir hören ſie in den Thälern des Dauphiné, der Cevennen, hinter den Mauern von La Rochelle. Ohne Franzens Zuthun oder Verſchulden war ſolch eine Welt aus ſeiner Garderobe hervorgegangen.

Es heißt, die Zeit Königs Franz beginne auch in der Literatur einen beſſeren Geſchmack, man habe die

fad gewordenen Spielereien der jeux floreaux verlassen, man habe es sogar mit einer ernstlichen Metrik versucht, mit alcäischen und sapphischen Versen, was man bekanntlich später ganz aufgeben mußte oder zu früh aufgab, wie Meyerbeer, ein hiefür kompetenter Mann, behauptet und zu erweisen gedenkt. Aber in Wahrheit ist von alle dem aus jener Zeit noch Wenig zu erwähnen. Ein Theater gab's noch nicht, und man kann dessen Ursprung erst unter den folgenden Valois suchen, bei den Festen Catharina's von Medicis, für welche der Festspiel-Geschmack Italiens eingeführt wurde, die mythologische Herrlichkeit, welche der Hof selbst spielte und tanzte. Die zweite Medicäerin, Maria, setzte als Regentin nach Heinrichs IV. Tode, dieses Festdrama mit erhöhtem Luxus fort.

Rabelais, der in der zweiten Regierungshälfte Königs Franz auftauchte, und diese wie Heinrichs II. Regierung in allen Theilen angriff und verhöhnte, dieser Geistliche von Meudon ist zwar ein direktes Widerspiel von Marot durch Opposition und Schärfe; aber deshalb doch noch nicht die Ergänzung des Hofpoeten. Was dieser an Liebe zu viel, und deshalb an Schwäche zu viel hat, das hat Rabelais an Liebe zu wenig, wenn nicht bloß von literarischer That, sondern von Schilderung der Zeit die Rede sein soll.

Keine Zeit, am mindeſten die einer ſolchen Renaiſſance, giebt bloß zur Satire Stoff, und wenn man ſich bloß ſatiriſch dazu verhält, ſo erheuchelt man einen Reichthum, der bloß ein Reichthum des ſpeciellen Talentes iſt, womit man die Armuth verbirgt, die Armuth, Neues zu begreifen, anzuerkennen und darzuſtellen.

Rabelais erſcheint natürlich ganz anders, wenn man ihn nur von der literariſchen Seite betrachtet, wenn man hinter ſeinem Spotte das Talent ſucht, nicht den hiſtoriſchen Hintergrund, nicht die nothwendige Wahrheit. Sein phantaſtiſcher Uebermuth, ſein Wer da? iſt das Zeichen einer Schildwacht, die ein Jahrhundert vorausgeſchoben iſt. Sein Wer da? wird in dieſem Jahrhunderte nur von den unzähligen Pamphlets der Liguen- und Fronde-Zeit fortgetragen bis zu Molière und derjenigen franzöſiſchen Schriftwelt, die für alle große und kleine Erſcheinung das willkührliche Wort ſich bewahrt, die geiſtreich, witzig, ungezogen, frei ſein will, mag Himmel oder Hölle neben ihr ſtehn.

So iſt der Poſten in Meudon ein merkwürdiger Ruf in die Zukunft neben einer Renaiſſance, die überall in neue Formen eingrenzen will. Rabelais iſt ein vorzeitig ausgebildetes Oppoſitionstalent des Bürger-

thums: derbes Talent und noch haltlose Spekulation ballen sich in noch unbesiegtem Mißverhältnisse zu auswüchsiger, oft fratzenhafter Gestalt. —

Just in Meudon ward nach Primatices Plan ein Schloß für den Cardinal von Lothringen gebaut. Wenn man in Paris nach Natur schmachtet, nach Aussicht, nach Gegend, ein schmachtendes Verlangen, was oft wie ein heißer Wind über den Deutschen kommt, so fährt man die Seine entlang nach Westen hinaus, nach St. Cloud, hinter welchem sich links und rechts die Seinehügel erheben, rechts gen St. Germain hinüber, links, und zwar ganz nahe nach Meudon, wo sie durch eine Schlucht gespalten sind. In diese Schlucht sieht das Schloß von der einen Seite auf dunkle Waldhügel, welche den Blick begrenzen. Nach der andern Seite sieht es von seinen Terassen Paris, weiß und blau mit den Kuppeln der Invaliden, des Pantheons, des Val de Grace, mit den schwarzen, abgestumpften Thürmen von Notre Dame.

Dieser Blick abwärts auf die Plaine und auf Paris macht die Lustschlösserreihe an den Seine-Bergen hin so lieblich, macht Meudon, St. Cloud und St. Germain so schön. Besonders Meudon ist von den Deutschen geliebt. Und das ist Alles so nahe, und viertelstündlich streiten sich die Wagen um Euch.

Selbſt St. Germain hat den Vorzug verloren, den es für Ludwig XIV. hatte, doch einige Stunden entfernt zu ſein von der ungezogenen Hauptſtadt, eine Eiſenbahn führt jetzt in einer halben Stunde dahin, wie eine andre in einer Viertelſtunde nach St. Cloud führt. Nur Meudon links im Schluchtwinkel bleibt unberührt von dieſer Zudringlichkeit moderner Erfindung.

In Deutſchland nennt man plattirt, was der Franzoſe plaqué heißt, und man hört in Deutſchland ſo viel von dem plattirten Weſen Frankreichs, daß man Anfangs glaubt, all dies ſchwere Silbergeräth der Reſtaurants ſei plaqué. Man findet bis zum kleinen Speiſewirthe herab den ſchweren Löffel, die ſchwere Gabel von Silber. Plaqué, plaqué, ruft der deutſche Autor, der mit dem edlen Metall nicht allzu bekannt iſt. In dieſe weſtliche Flur von Paris hinauskommend, hat man wirklich auch zuerſt den Gedanken: iſt dieſe Gegend nicht auch plaqué? Carus hat einmal verſichert, Paris habe auch eine ſehr ſchöne Gegend; aber Carus iſt ein Goethianer. Der Goethianer macht ſich aus dem Kleinen Schönes!

Jenes Silbergeſchirr iſt ächt, denn Frankreich iſt ein ſehr wohlhabendes Land und dieſe Gegend iſt nicht minder ächt. Vollends Meudon; dies Palais paßt

ganz für einen Dichter wie Göthe. Aber für Rabelais paßte der Ort nicht besonders, die Rabelais'sche Laune entbehrt dieses dunklen Hintergrundes, auf welchem unser Gelächter entspringt, das Gelächter ächter Laune. Wir lachen nicht über diesen Vater der französischen Satire, oder wir lachen nur unserer literargeschichtlichen Kenntniß zu Gefallen.

16.

Das Unglück trat dem Könige Franz lüstig in die Wege, da er aus Spanien kam. Bei Cognac traf er seinen ersten Wald, die lang versagte Lust den Hirsch zu verfolgen, sollte ausgekostet werden — der König stürzt mit dem Rosse, verletzt sich gefährlich, ist verhindert sich seiner endlichen Heimkehr ganz und breit und mit Glanz zu erfreun. Doppelt ärgerlich wurden ihm nun die Bedingungen des Vertrages, und als erst seine neue Gattin die Söhne ihm wieder zurückgebracht, da übertäubt er alles bessere Ehrgefühl des gegebenen Wortes, da wird er immer heftiger, je ruhiger Karl auf dem Vertrage besteht, da beleidigt er am Ende dergestalt, daß Karl sich persönlich vertheigen muß.

Wäre dies nicht eine feine Diplomatie, das politische Uebel auf einen persönlichen Streit abzuleiten? Ein Zweikampf hat seine Chancen, Franz ist ein geübter Ritter, und Karl? Karl hat die persönliche

Herausforderung angenommen, was will der König mehr! man unterhandelt bloß noch über die Form.

Kommt an's Ufer der Bidassoa, sagt der Kaiser, der Ort ist Euch bekannt, Ihr wurdet da frei, Ihr gabt mir da Eure Kinder, kommt dahin, wenn Ihr Eure Ehre lieb habt, Jeder bringe nur einen Edelmann mit sich. Wenn Ihr in vierzig Tagen nicht da seid, so fällt auf Euch die Schande.«

Man sagt, Karl habe schon seinen Sekundanten erwählt gehabt in Baltazar Castiglione, dem tapfersten Spanier jener Zeit. Und Franz? Es klingt unerklärlich! Ueber allen Zweifel hinaus war er ein tapferer Mann. Wüßte man nichts als folgenden Vorfall, man fände sein Betragen an dieser Stelle unerklärlich: Ein deutscher Graf, sagte man, habe ein Attentat auf ihn vor, Franz erfähret's, als sie zusammen auf die Jagd reiten. Augenblicks sondert er sich mit ihm ab und vertieft sich mit ihm allein in den Wald. Plötzlich hält er sein Roß an, sieht dem Grafen fest in's Auge, zieht sein Schwert und sagt: Betrachte diese Klinge! Ist sie gut? Und diesen Arm! Ist er stark? Wer beide und mein Herz kennt, wird der noch daran denken, mich anzufallen? Und doch, hat er's einmal gedacht, so ist er ein Wicht, wenn er sich hierdurch abhalten läßt. —

Was ist dies, wenn nicht Courage? Und doch war jene Herausforderung zwischen Franz und dem Kaiser meist öffentlich durch Herolde betrieben worden vor den Ohren Europa's, und doch —

Ich habe mit Aufmerksamkeit die Darstellung beider Cartellträger gelesen, wie sie aus den Manuskripten Bethune's überliefert worden, ich habe gesehn, daß gegen die spanische Darstellung nichts der Rede Werth's von französischer Seite eingewendet wird, ich bekenne, daß mir dieses Ereigniß ein Räthsel bleibt.

Nachdem der letzte Cartellträger Karls mit immer neuer Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, um bis Paris vorzudringen, nachdem man ihn ganz so herumgezerrt, wie Jemand zu zerren pflegt, der sich nicht fangen will, nachdem dieser Kartellträger endlich durch Montmorenci, den Grand-Maitre, die Zusicherung der Audienz erhalten, da kommt endlich der Tag, Franz ihn hören muß.

König Franz, von einer großen Versammlung des Adels umgeben, sitzt finsteren Gesichtes da, als der Spanier eintritt. — Bringst Du, Herold, ruft ihm ungeduldig entgegen, bringst Du Sicherung des Orts? — assurance du champ — Sire —

Was Du ſonſt haſt, hernach, bringſt Du Sicherung des Orts?

Sire, die geheiligtſte Majeſtät des Kaiſers —

Nichts da, weiter will ich nichts wiſſen!

Sire, ich habe Ordre, das Cartel zu liefen —

Was? — und hier ſprang der König von ſeinem Sitze auf — Dein Herr will neue Gebräuche einführen? Was für ein neuer Zug von Verſtellung iſt das wieder?

Sire, mein Herr thut ſtets, was ein rechtſchaffener und ehrenhafter Prinz thun ſoll.

Ah, ah, das glaub ich —

Sire! — erhebt ſich Montmorency —

Nichts da, den Ort weiter nichts, ſag Herold, oder geh, woher Du gekommen.

Sire, wenn Ihr nicht wollt, kann ich meinen Auftrag nicht ausrichten — wollt Ihr mir nicht die Erlaubniß zum Reden geben, ſo beſcheinigt mir dieſe Verweigerung ſchriftlich, und gebt mir freies Rückgeleit!

Ja wohl, man geb's ihm, ſprach der König, ſtand auf und ging von dannen, ganz als ob er nur um jeden Preis von der Sache nichts wiſſen wolle. Deutlich ſpricht der Herold noch einmal anderen Tags mit Montmorency, damit nicht etwa aus mangelnder Form

bei einer Audienz die Botschaft dem Könige entgehe, und Montmorency, der Grand Maitre, geht von ihm mit den Worten: der König soll Alles genau wissen. —

Des andern Morgens wird dem Spanier bedeutet, der König könne ihn nicht mehr sehn, er könne abreisen. Der Spanier stand in der großen Gallerie des Louvre, und an die hundert Leute waren in der Nähe, als er mit lauter Stimme sprach: Euer König also entweicht dem Duell, und alle Welt soll es wissen!

Es vergingen Jahre, ohne daß die gegenseitig üble Stimmung gewichen wäre. Eleonore, des Kaisers Schwester, hatte unter solchem Verhältnisse kein Rosenlager als Königin von Frankreich. Aber die Politik kann nicht stille stehn, denn jeder neue Tag ist ein Wechsel, und sie ist die Kunst und Wissenschaft des Tages und des Wechsels. Es hatten sich wieder so viel Fragen bis zum Jahre 1538 aufgehäuft, daß eine Unterredung der beiden Fürsten nöthig war. Nizza, das europäische Krankenzimmer, dessen dreifache Wände die Alpen, dessen Fenster das Mittelmeer, wurde zum Rendezvous bestimmt, es sollte den alten Schaden, wenn nicht heilen, doch lindern. Aber sie besprachen sich dort, ohne sich zu

sehn, es war zu viel böses Blut zwischen ihnen aufgehäuft. Der Kaiser lag in einer Galeere vor Anker, und der Pabst Paul III. ging als politischer Beichtvater herüber und hinüber zwischen ihnen.

Da Alles zu Ende, da Beide abgereis't waren, kam dem Kaiser, Gott weiß welche Regung in den Sinn, Regung des Herzens oder des Kopfes? wer mag es bestimmen? Denn er kannte den sangulnischen Franz, und wußte, wie er durch persönliche Hingebung fortzureißen war. Er schrieb ihm, sie müßten sich doch sehn von Angesicht zu Angesicht, er wolle in Aigues Mortes an's Land steigen. Franz kam sogleich, sie verkehrten freundschaftlich mit einander, wie es scheint über Wichtiges. Wenn er nicht in direktem Kriege war mit Frankreich, so wollte der Kaiser gern die Passage frei haben durch Frankreich nach seinen neuen Niederlanden. Dahin war oft eine schnelle Reise nöthig, der Weg über Italien war gar zu weit, und dahin oder direkt zur See nach den Niederlanden war man mit der Galeere den zufälligen Winden, den See-Romantikern Frankreichs und Englands ausgesetzt. Hätte man schon Dampfschiffe gekannt, die Geschichte hätte vielleicht nichts zu erzählen von den freundschaftlichen Besuchen Kaiser Karl's in Frankreich.

Als Franz von Aigues Mortes nach dem Norden zurückkehrte und in sein Schloß zu Compiegne einritt, schlug die Krankheit über ihm zusammen, deren nagendes Gift er schon mit sich herumgetragen. Man schiebt sie als Ansteckung auf eine einzelne Begebenheit, auf eine einzelne Person, die schöne Eisenhändlerin — la belle ferronière. Vielleicht mit Unrecht in solcher Ausdehnung. Franz war, dem Journal seiner Mutter nach, sehr empfindlich, und dieses Gift der Umarmungen war damals, wie man sagt, nach dem eröffneten Verkehre mit Amerika, in großer Menge verbreitet. Sagen doch alte Schriftsteller, die Entstehung des weiblichen Hofes und die Galanterien desselben sei darum ein Glück gewesen, weil man nun die Avanturen nicht mehr draußen gesucht, draußen unter der Masse, wo so viel Krankheiten im Schwange gewesen. Uebrigens hat Europa das Gift dieser Krankheiten wahrscheinlich schon seit den Kreuzzügen gekannt, und es war vielleicht ein historisch gebildetes Verlangen, daß König Franz durchaus einen ächt orientalischen Arzt haben wollte. Mochte er doch auch übrigens, wie jeder Mensch, der lebhaft wünscht oder krank ist, geheimnißvollen Kräften gern einmal entgegen gehn, und jenen deutschen Zauberer gewähren lassen, der ihm aus Spanien seine Söhne durch die Luft zuführen wollte.

Vorsichtig war er nie gewesen. Wenn er auf der Jagd umherstrich und müde oder durstig war, da kehrte er überall ein, und ließ sich überall nieder, und führte sein leichtsinniges Sprichwort im Munde: Der ärmste Edelmann kann den größten Fürsten gut bewirthen, wenn er ihm eine schöne Frau, ein gutes Pferd und einen guten Windhund präsentirt. In Paris selbst, durch die Straßen reitend hatte er an der Ladenthüre die belle ferronière gesehn. Sie war ein junges ernsthaftes Weib, sogar ihre Gesichtszüge zeigen etwas Zurückhaltendes. Die langen Wimpern, der nach innen zurückgehende Blick, der ruhige kleine Mund, die mehr hoch-runden als weichrunden Formen, das ganze Gesammtbild lehnt ab, statt anzulocken. Es existirt ein Bild der Ferronière von Leonardo da Vinci, das Verhältniß ist also wahrscheinlich kein so flüchtiges und romantisches gewesen, wie der Bericht Louis Guyon's es darstellt. Wenn man des Königs Maler zu einem Oelgemälde sitzt, so ist man nicht mehr in flüchtigem, romantischem Verhältnisse.

Sei's wie es wolle, diese Liebschaft zeigt die Frechheit des Königs Franz mit allen schrecklichen Folgen für die Opfer der Frivolität und für den König selbst. Die Ferronière war so tugendhaft wie schön, und brachte den König in Verzweiflung durch ihre Kälte.

Leute, die viel ſinnlich verkehrt, ſind bekanntlich am Verlangſamſten nach ſtrengen, ſpröden Formen des Leibes, die weiche Rundung iſt für ſie erſchlafft. Als ſich hier nun auch ſo viel moraliſche Sprödigkeit zeigte, da traten die Höflinge zum Könige, und ſprachen: ein König braucht nicht zu gefallen, um ein Weib zu beſiegen. Desgleichen ſprachen ſie zur Ferroniére. Dieſe entſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie zitterte bis an die Stirn hinauf, daß ihr zierliches Stirnkettchen von den Schlafadern bebte. Sie eilte zu ihrem Manne, ſie bat ihn um Schutz.

Es giebt keinen andern, als aus dem Reiche zu fliehn. Dazu gürten ſie ſich, aber es wird ihnen unmöglich gemacht. Wohlan denn, ſprach ihr Gatte, ſo bleibt uns nichts, als die Frechheit zu rächen! Und er ging hin zu einem verpeſteten Weibe der Halle, und von ihr kehrte er zu ſeiner Frau.

Der König kam, und holte ſich den Keim des Todes. Als er in Compiegne zuſammenbrach, ſchauerte ihm eine ſchreckliche Ahnung davon durch Mark und Bein. Obwohl er noch neun Jahre lebte, ſo war er doch zum Tode vergiftet. Die Ferroniére ſtarb bald, nur ihr Mann genas.

Andere Berichte machen den Mann der Ferroniére

zum Advokaten, und glauben, die Liebschaft mit ihr sei dieselbe, welche Margarethe unter dem Titel der „Advokatin" erzählt. Dies ist dem Namen und der Tradition nach nicht wahrscheinlich, aber man muß beide neben einander stellen, um sich nicht entrüstet von einer Tyrannei abzuwenden, die mit orientalischer Brutalität in die Familie einbricht. Die Advokatin-Geschichte ist so komödienhaft launig wie jene tragisch. Margaretha und der Prior hatten die allerliebste Advokatin bei einer Hochzeit gesehn, und dem Könige die Adresse gegeben und geebnet. Er passirte durch das Kloster, wie es hieß, um in der Kirche zu beten, die bei so früher Tageszeit von außen noch verschlossen war. Von da gab's einen verborgenen Ausgang in des Advokaten Haus. Rechts an der Treppe führte eine Thür in die Garderobe. Darin war die Advokatin am frühen Morgen beschäftigt. Der König steigt die Treppe hinauf, und begegnet zufällig noch vor der Garderobenthür dem Advokaten — dieser ist außer sich vor Erstaunen, denkt aber eher an alle seine Talente und Qualitäten, als an seine Frau, und fragt nur, was der König befehle, ob ein Gutachten, ein Urtheil — ein Gutachten, erwidert der König, über das Duell; aber in einer Stunde muß es fertig sein, ich komme vorüber, es mir abzuholen, Adieu!

An die Arbeit! — Keine Begleitung! Keinen Schritt! In Euer Zimmer! An die Arbeit, fort!

Der Advokat ſtürzt in ſein Zimmer, und als er die Thür zuſchlägt, öffnet der König die der Garderobe. Nach einer Stunde tritt er lächelnd zum Advokaten ein, und fragt nach deſſen Gutachten.

Und doch ſind einzelne Sittenzüge jener Zeit übrig, die eine furchtbare Strenge verrathen, wo es ſich um einen unnatürlichen Sinnlichkeitsverkehr handelte: eine Ehefrau verklagte ihren Mann wegen unzüchtiger Dinge des Ehebettes, es war da kein weiterer Zeuge möglich, aber dem Manne ward ohne Weiteres der Kopf abgeſchlagen. — Eben ſo ward ein Soldat zum Tode verurtheilt, der ſeiner ſchönen Frau die Naſe abgebiſſen und dazu die witzige Bemerkung gemacht hatte: wenn auch nicht mich, ihre Schönheit wird ſie doch bedauern. —

Noch fiechte König Franz, als der Kaiſer unter großen Verſprechungen um die Erlaubniß bat, ſeine Reiſe nach Flandern durch Frankreich machen zu dürfen. Franz richtete ſich auf, rüttelte den kranken Leib zuſammen, wies in adlicher Manier die Verſprechungen zurück, und verſicherte, daß ihm ein ſolcher Gaſt ſehr willkommen ſein werde. Er ſchickt ihm ſeine zwei Söhne mit dem Konnetable bis Bayonne

entgegen, er ſelbſt macht ſich mühſam auf bis Chatelleraud. Der Rival ſoll nicht ahnen, daß er den Tod im Herzen trägt. Er führt ihn unter Feſten über Amboiſe, Blois, Orleans, Fontainebleau nach Paris, und läßt ihm allen möglichen Pomp angedeihn. Der Kaiſer übte alle Rechte des Landesherrn auf dieſer Reiſe, und befreite damit in jedem Orte, den er paſſirte, die Gefangenen, eine ſchöne, alte Sitte!

Karl war indeß nicht ohne Unruhe, denn er war wirklich in einem großen Wagniſſe begriffen. Welch einen Rückfall aus den ritterlichen Gewohnheiten hatte er nicht erlebt an dieſem Könige Franz bei Gelegenheit der Freilaſſung, bei Gelegenheit des Duells! War denn dieſer Franz ſo einfach zu berechnen, wie es früher geſchienen hatte? Gab es nicht doch unerwartete Winkelzüge in dieſem chevaleresken Charakter? Wenn er den Kaiſer feſthielt!

In Amboiſe auf dem Schloſſe, was hoch und abgeſondert hinabblickt auf die Loire, brannte plötzlich eine ſeidne Tapete an, Alles wird voll Rauch, Alles rennt durch einander, beginnt ein Attentat?

Der Kanzler Payet, der den Kaiſer bekomplimentirt, bleibt mit der langen Robe an einem Scheite Holz hangen, reißt und reißt, reißt dergeſtalt, daß er's

dem Kaiſer an den Kopf ſchleudert. Alles ſpringt hinzu — beginnt ein Attentat? Es iſt geſchichtliche Erſcheinung, daß der mörderiſche Anfall in Frankreich meiſt wie der Blitz aus blauem Himmel ſchlägt, daß er den Bedrohten mitten in der ſicheren, geſelligen Form überraſcht, damit die Aiſance des Verkehrs, da ſie doch geſtört werden muß, wenigſtens nur einen Augenblick, nur im letzten Augenblicke geſtört werde.

Im Hofe zu Fontainebleau ſpringt des Königs Sohn, der Herzog von Orleans, ein muthwilliger Bube, dem Pferde des Kaiſers plötzlich auf die Croupe, umfaßt den Kaiſer und ſchreit: Eure kaiſerliche Majeſtät iſt mein Gefangener! Der Kaiſer zittert und lacht.

König Franz zeigt ihm ſeine geliebte d'Etampes mit den Worten: Betrachtet, mein Bruder, dieſe ſchöne Dame! Sie meint, ich ſolle Euch nicht von Paris laſſen, bis Ihr den Frieden von Madrid widerrufen habt!

Karl giebt faſſungslos die ſchlechteſte Erwiderung mit den Worten: Wenn der Rath gut iſt, muß man ihn befolgen. — Die Erwiderung war ſchlecht, denn ſie hätte jede feindliche Handlung erleichtert. Karl fand dies ſelbſt, und ſuchte ſie gut zu machen. Tags darauf, da er ſich zu Tiſche ſetzen, und nach dem da-

maligen Brauch die Hände waſchen will, zieht er einen koſtbaren Diamant vom Finger, und läßt ihn zu den Füßen der Herzogin d'Etampes fallen. Sie ſtand neben ihm, um die Serviette zu präſentiren, hebt den Ring auf, und präſentirt ihn dem Kaiſer. Dieſer aber ſagt: oh, Madame, der Kaiſer hebt nichts auf.

Von Stunde an ſprach ſie nicht mehr von feindlichen Dingen, und Karl hatte den Takt, gegen den König keiner politiſchen Dankbarkeit mehr zu erwähnen, die ſolcher Empfang hervorgerufen habe. Nach achttägigem Aufenthalte verließ er Paris, und hat denn auch in der That dieſer ritterlichen Aufnahme keine erkenntliche Folge gegeben.

17.

„Geduld, da das Glück fehlt" ſoll noch ein Ausruf Königs Franz geweſen ſein am Abende von Pavia. Ach, in ſeiner letzten Lebensſtunde konnte er ihn oft wiederholen! Aber ſeinem Naturel war die Geduld nicht gewährt. Wir meinen überhaupt, ſie ſei den Franzoſen verſagt, und wir ſind wie über vieles Franzöſiſche, darin im Irrthume: der Franzoſe hat ſehr viele Eigenſchaften einer beſchränkten aber fleißigen Künſtlernatur, einer Künſtlernatur, die klein in der Empfängniß, aber groß in der unermüdlichen und exakten Ausführung. Er hat ſeine kleine Sprache dadurch zur Weltſprache gemacht, er hat deren beſchränkten Umfang zur deutlichſten, feſteſten Form ausgebildet, er hat jeden Fall ihres kleinen Umkreiſes vorhergeſehn und feſtgeſtellt, er hat nicht das kleinſte Möbel ohne Namen gelaſſen. Seht, wie nachläſſig wir darin ſind im Vertraun auf unſern inneren Reich-

thum! Welches Heer kleiner Bezeichnungen Frankreichs uns unentbehrlich geworden iſt, weil wir zu träg und unkünſtleriſch ſind, ſie ſelbſt zu erfinden und zu bilden. Betrachtet Kleidung, Möbel, geſellige Form! Betrachtet die Maler, in denen uns jetzt ein ſo großer Reichthum aufgeht! Wie grau, wie gedrückt, wie unbeholfen ſehen unſre Bilder in aller Technik aus neben der freien, feſten Geſchicklichkeit franzöſiſcher. Unſer Stolz auf den reicheren Grund von Phantaſie und Geiſt, den wir voraus haben, er iſt gerecht, er iſt Erbtheil unſrer Art, unſrer Gattung als Nation. Aber es iſt moderne Aufgabe jeder Nation, ſich zu ergänzen in den Punkten, wo ihre natürliche Anlage ſchwach wird. Und was man nicht bis zur Form bewältigt hat, das beſitzt man auch noch nicht.

Franz gehörte nur in einzelnen Künſten zu dieſer geduldigen Art Frankreichs. Wenn er bauen, malen, bilden ließ, da beſaß er dieſen ausharrenden Sinn. Nicht in der Lebenskunſt, und auch darin beſitzt ihn der ſonſt ſo ungeſtüme Franzoſe. Die Diplomatie, welche er ausgebildet, weicht nicht blos aus, ſie bereitet vor auf lange hin, ſie wartet, ſie trägt Steinchen für Steinchen, um einſt ein groß Gebäude zu ſehn. Wir thun dies mit Gedanken, und laſſen den Herrgott

sorgen, der uns Geschichte heißt. Der Franzose thut dies mit Maximen, mit Maaßregeln, und er sorgt ununterbrochen selbst durch neues Zuthun für das Gedeihn seiner Absicht. Frankreich ist voll silberner Maximen; die feinsten Verschränkungen des geselligen Lebens und des Menschenlebens überhaupt sind geistreich in überraschende Phrasen eingearbeitet, und so ist das Leben überall ausgebildet zu einer feinen Kunst.

Die französische Mutter sagt zu ihrem Sohne: Beginne niemals blöde, aus Furcht, lästig zu sein. Jeder Unbekannte ist zuerst lästig. Niemand hat Zeit für einen Fremden, denn das Leben ist eingetheilt, und der Fremde ist neu. Aber sage kurz das Wesentliche, wisse zu enden. Appellire nicht von vornherein an das Herz, wie in Deutschland, wo auch die Koketterie mit dem Herzen kokettirt, statt mit dem Geiste. Das Herz ist persönlicher als der Geist, es ist zudringlich, sich an jenes zu drängen. Der Geist ist frei und offen für alle Welt. — Du weißt nicht, ob Du einer neuen Bekanntschaft etwas geben kannst, poche also nicht auf Kenntniß und Vorzüge. Eins kann man mit Geschicklichkeit immer geben, wenigstens leichter: Dies ist ein angenehmer Eindruck. — Wenn Du einen Dienst erweisest, so entschuldige Dich

dafür, sonst wird er eine Last. Erweise ihn Jedermann, zu jeder Zeit, an den Pforten Deiner Gefälligkeit darf kein Portier sitzen, der sie kontrollirt, diese Pforten müssen immer offen, müssen mit Blumen bestreut sein. Je besser Du weißt, daß diejenigen Leute, die Du verpflichtest, eben darum Deine natürlichen Feinde sind, desto unscheinbarer wirst Du sie verpflichten. — Wenn Du einen entschiedenen Gegner vor Dir hast, disputire niemals, die dritte Entgegnung ist eine Impertinenz. Wie könnten sonst die feindlichsten Parteien gesellig-friedlich neben einander leben! Einen entschiednen Widerspruch bekehrt man nicht durch Disputiren, sondern man bestärkt, man erbittert ihn. — Deine Ueberlegenheit verbirg. Ist sie zur Entscheidung der Sache nöthig, so gieb sie als Sache, und bitte für Deine Person um Verzeihung. — Kannst Du eine Bekanntschaft oder Freundschaft nicht vertheidigen, so höre dem Angriffe aufmerksam, aber schweigend zu. Verläugne niemals den Bekannten oder Freund. Es ist gemein, und der Angreifende selbst vergißt Dir niemals diesen Fehl gegen seinen Feind. — Sei doppelt artig gegen den Geringeren, der Gleichgestellte erwartet nur das Gebührliche. —

Nicht blos Larochefoucauld ist Muster dafür, auch

die ſcheinbar leere Perſon hat in ihrer geſelligen Kultur einen ganz feinen Lebenskatechismus.

Was ſtürmte aber auch Alles auf König Franz, um ihn aus ſolchem franzöſiſchen Gleichgewichte der Lebensregel zu werfen, wie ſie von ſeiner Zeit an mehr und mehr ſich ausbildete. Er war wie ein gehetzter Hirſch, Hinderniß auf Hinderniß, Verluſt auf Verluſt, Schlag auf Schlag fielen auf die erſchöpfte Kraft; kam das feindliche Heer noch einen Schritt näher, ſo mußte er zuſammenbrechen. Es war im Lager von Valence am Rhoneufer, wo er die Nachricht erhielt, daß ſein geliebter Sohn, der Dauphin, geſtorben ſei. Er ſchreit auf, er ſchluchzt, er reißt das Fenſter auf, er ſtreckt die Hände zum Himmel, Gott möge ihm helfen. Sein Sohn Heinrich, den er am wenigſten liebte, ward nun Erbe des Reichs. Warum nicht der, wenn denn geſtorben ſein muß! Der dritte Sohn, Franz, iſt ſo ganz des Vaters Ebenbild, iſt ſo friſch und des Vaters Augapfel. Auch dieſer dritte Sohn ſtirbt, angeſteckt von der Peſt, weil er darauf beſtanden hatte frevlen Muthes, im Zimmer eines an der Peſt Geſtorbenen zu ſchlafen, oder vernichtet durch Anſteckung anderen Giftes. François, François, warum haſt Du mir das gethan! rief der unglückliche Vater und ſank in apathiſche Ohnmacht.

Das fröhliche Haus wurde verödet. Auch die Mutter Luiſe, die lebensſtarke, war todt. Ihr Leben lang hatte ſie den Tod gefürchtet und die Prediger gehaßt — offenbar wiſſen ſie nichts, pflegte ſie zu ſagen, weil ſie ſtets wiederholen, was Jedermann weiß. Als ſie aber einſt des Nachts von ihrem Bette aus einen Kometen ſah, da war ſie überzeugt, dies ſei ihr Tod, und nun ſah ſie ihm feſt in's Auge, und bereitete ſich ſtandhaft darauf vor. Ach, wie fehlte ihr ſtarker, ſchmeichleriſcher Zuſpruch dem gebeugten Sohne! Im Hauſe war eitel Zank und Verdrießlichkeit. Die Maitreſſe Heinrichs, Diana von Poitiers, war in ſtetem Hader mit der Etampes, das bildete Parteien, das gab Intrigue, das machte den kranken König immer unmuthiger und tyranniſcher. Dies ſpäter immer wiederkehrende Schickſal in Frankreich, daß der Dauphin oder ein Kronprätendent in die Macht hineinſtrebte, ſchien zu beginnen, der Connetable Montmorency und anderer Adel hielten zur Diana, und Franz riß eines Tages die Thüren auf, und machte ein gewaltſames Ende. Er entſetzte den Connetable und ließ ihn in's Gefängniß werfen. Wie krank er war, vom ſchwachen Weſen eines dritten Heinrich, oder eines dreizehnten Ludwig hatte er nichts.

Noch mehr: auch die Etampes wendete ſich von

dem untergehenden Sterne ab. Sie ſah, wie der Tod immer enger ihren Herrn umkreiſ'te, ſie ſah, wie ihre Feinde den Fuß aushoben nach der höchſten Thronesſtufe, ſie blickte nach Sicherung und Hilfe umher. Seit ſie eines Tages den Dauphin mit der Bemerkung roth gemacht, daß er an dem Tage geboren worden, da Diana ſich verheurathet, ſeit dieſer empfindlichſten Beleidigung durfte ſie keiner Gnade vor ſeinen Augen gewärtig ſein. Und ſie wendete ſich an Kaiſer Karl! Und das verunglückte. So hatte ſie den Geiſt ihres Herrn verunglimpft und nichts gewonnen. Als er ſtarb, floh ſie auf ihre Güter, und dort hat ſie noch an die dreißig Jahre gelebt, und iſt unter dem Trubel der kleinen Valois verſchollen. Kinder hat ſie nicht geboren. Man erzählt, daß ihr kläglicher Mann nach des Königs Tode als Ankläger gegen ihr Verhältniß zu Franz aufgetreten ſei! Königs Franz Galantecieen außerhalb der halb-ehelichen Verbindung mit der Chateaubriand und Etampes haben ſich in ihrer Gefährlichkeit dargeſtellt. Die Nachwelt iſt in dieſem Punkte viel ſtrenger gegen ihn geweſen als gegen Heinrich IV., neben deſſen vierzehn Maitreſſen er dilettantenartig erſcheint. Vielleicht mit Recht ſtrenger, da er am Dreiſteſten dies Treiben begonnen, da er nicht ſo nach-

drücklich durch große politische That sein Privatleben bedeckt hat. Das Bild einer wägenden Geschichte ist ein geistvolles Bild; sie zählt nicht. Aber man hat ihm wohl auch Falsches aufgebürdet. Daß Diana ihm vor seinem Sohne gehört, diese widerwärtige Erscheinung ist in zweifelhaftes Dunkel gehüllt. Man weiß, daß sie als junges, bildschönes Mädchen zu seinen Füßen gelegen, Pardon erbittend für ihren mit dem Tode bedrohten Vater. Man setzt hinzu, daß er diesen Pardon nicht ohne Entschädigung gewährt habe, was viel widerwärtiger sich ausnimmt als der Bericht irgend einer gewaltsamen Verführung. Denn es hieße das schönste und edelste Vorrecht der Krone besudeln, nicht nur mit einer Handlung besudeln, die man nur gegenseitiger Leidenschaft vergiebt, sondern mit dem schachernden Trafic einer Handlung. Aber wie viel haben die Protestanten ihrer ewigen Feindin, jener Diana nachgesagt! Gleichgültig konnte es ihnen sein, ob es auch auf Franz mitfalle, der ihnen ebenfalls verhaßt. Vielleicht ist dadurch alles Leben Dianas so zum Gräuel verkehrt, denn eine Frau, die ein langes Leben hindurch einen jüngeren Mann dauernd zu fesseln weiß, die in der französischen Geschichte solche Bedeutung gewinnt, die einen König zur Seite hat, welchen man nicht thöricht,

nicht schwach, nicht unbedeutend nennen kann, die neben einer Catharina von Medicis sich mächtig erhält, eine solche Frau kann nicht gemein sein. Auch existirt nur jene Andeutung über ein flüchtiges Verhältniß zu Franz, über eine wirkliche Maitressenschaft ist nirgends ein Wort zu finden, das scheint eine grundlose Tradition zu sein, die sich durch Parteisage eingeschlichen hat. Die Katholiken thaten Desgleichen, sie murmelten, daß Franz mit Anna Boleyn verkehrt, welche im Gefolge Mariens von England gewesen war. Anna war den Katholiken verhaßt, weil sie ihnen abtrünnig wurde. Als ob Blaubart-Heinrich in diesem Punkte unkundig und nachsichtig gewesen wäre. Es ist nur wahr, daß sich Franz beim Pabste lebhaft verwendete für seinen Bruder von England und dessen gewünschte Ehescheidung — denn er liebte Heinrich — und daß er unter andern Gründen drollig genug dem Pabste gesagt habe, diese Anna Boleyn sei sehr schön.

Heinrichs Tod zu Anfange des Jahres 1547 traf König Franz wie der letzte entscheidende Schlag. Nun war auch der dahin, von dem man ihm oft gesagt, er habe so viel Aehnlichkeit mit ihm in Wuchs und Temperament! Im Monat Februar desselben Jahres setzte sich sein herumirrend Uebel zu

einem Fieber feſt, peinliche Unruhe peitſchte ihn von einem Orte zum andern. Von einem Luſtſchloſſe eilte er auf das andere, keins gefiel ihm. Er wollte die unzureichende Natur zwingen, die Jagd, die alte ſchöne Waldeswelt wird dieſen ſchlechten Zuſtand vertreiben — auch die Jagd gefiel ihm nicht mehr. Die alte Freude ſoll erzwungen werden, er jagte alle Tage, er hatte alle Abende das Fieber heftiger, er mußte ſich endlich aufmachen zurück nach St. Germain, wo er im letzten Jahre ſich gewöhnlich aufhielt. Aber er kam nicht mehr bis dahin — hier endlich doch, ſprach er zu ſich in Rambouillet, ſoll die Jagd ſchön ſein, und fiel auf's Bett, und fand nicht mehr die Kraft, ſich zu erheben. Das Geſchwür am Halſe machte ihm die peinlichſten Schmerzen, er fühlte ſich zum Tode, nahm die Sakramente mit der größten Andacht, empfahl wie jeder ſterbende König Frankreichs dem Dauphin die Franzoſen und die Verminderung der Steuern, warnte ihn noch vor Montmorency und noch mehr vor den Guiſen, verſuchte noch einmal mit alter Kraft des nicht zu vernichtenden Ungeſtüms aufzuathmen, und athmete nicht wieder. Es war im Walde von Rambouillet grün und vom Vogelſange lebendig geworden, es war der 31. März 1547, als der König der Renaiſſance ſtarb,

dieſer leichtſinnige und doch ſo wichtige König. Er war erſt 52 Jahre alt.

Als Kaiſer Karl die Nachricht erhält, ruft er aus, zu unſerm Erſtaunen: Welch einen Fürſten, welch einen großen Fürſten verliert da Frankreich! Wer weiß, wann die Natur wieder ſeines Gleiches ſchaffen wird!

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

ENGLAND
LA MANCHE
DEUTSCHLAND
PICARDIE
ISLE DE FRANCE
CHAMPAGNE
LOTHRINGEN
NORMANDIE
BRETAGNE
MAINE
ORLEANDIS
ANJOU
BERRY
SCHWEIZ
I. CORSICA
MARCHE
LIMOSIN
SAVOIEN
ITALIEN
DAUPHINE
GUIENNE
GASCOGNE
PROVENCE
MITTELLANDISCHES MEER
SPANIEN
FRANKREICH
nach der
Provinzen-Eintheilung
von
1789.

CHATEAU DE PAU

Französische

Lustschlösser.

II.

Französische
Lustschlösser

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

H 1914.1692

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1840.

Inhalt.

I. Eu.
II. Pau.

III.

En.

18.

Nach der Normandie! An dem Worte haftet noch aller poetiſche Reiz, ſei's von den Trouvèren, den poetiſchen Minneſängern Frankreichs, die mit England die großen Liedesſtoffe austauſchten, ſei's von den Meerromantikern, von jenen Korſaren europäiſcher Weltgeſchichte, ſei's von der nordiſchen, uns verwandten Abſtammung, die uns an dunkle Jugendfreuden einer Heimath erinnert. Aber auch der Franzoſe theilt dieſen Eindruck, auch ihm iſt die Normandie ein poetiſcher Name, und der ganz franzöſiſche Normann ſagt mit beſonderem Nachdrucke: moi, je suis Normand! Meyerbeer, unſer glücklicher Landsmann, hat dieſen hiſtoriſchen Zauber für immer gefeſſelt in ſeinem Robert der Teufel. Darin zeigt ſich auch jene romantiſche Fernſicht, unter welcher der Normann ſo farbig vor unſere Phantaſie tritt, das halb afrikaniſche Palmenland Sicilien, das verwegene Ritterleben

des Normannenthums. Die ganze Küste Europa's zitterte vor dem Namen und dem Anblicke einiger hundert Männer, denn diese Männer waren von Eisen, jeder Einzelne war eine Armee, er trotzte den Elementen, und nichts schien ihm zu weit und zu schwer. Hundert Byzantiner ergriffen die Flucht, wenn ein einziger Normann auf sie losschritt. Mit Schrecken sah man ihre Kähne ankommen, denn so viel Männer darin waren, so viel Könige schwammen daher. Was vermag Alles ein Mann, vertrauend auf seine Kraft, sicher überall seines Muthes, was vermag ein Normann!

Die Seine ist in Deutschland weniger angesehn, als sie's verdient. Schon bei Paris ist sie ein tüchtiger, arbeitsamer und nützlicher Fluß. Von da in die Normandie tretend, sie spaltend und verbindend in die obere und niedere Normandie, wird sie voller und voller, ist mit anmuthigen, oft interessanten Ufern gesegnet, und führt das Meer und die überseeische Welt in's Herz des Landes, macht Paris zu jener Weltstadt, die dem Meere keineswegs so fern liegt, wie's auf der Landkarte erscheint. Die frischen Austern, die lebendigen Hummer und anderes wunderlich kriechendes und zappelndes Gethier des Meeres auf den Märkten und Hallen von Paris erinnern täglich

daran, daß die Seine wirklich die Pulsader von Paris ist.

Paris ist auch eben deshalb nicht so zufällig Hauptstadt geworden, wie man öfters glaubt. Schon Cäsar hielt diese Insel der jetzigen Cité für den Hauptpunkt von Gallien, er betrachtete die Stadt, welche auf dieser Insel begann, als Hauptplatz des weiten Landes, und auch der alte celtische Name, der von luton hezi — Wasserwohnung — in Lucotetia, Lutetia überging, war vom Flusse hergenommen. Parisii soll Grenzbewohner bedeuten, da die Belgen bis an die Seine reichten, und so soll Lutetia Parisiorum, die Wasserstadt der Parisier, der alte Name entstanden sein. Auch die folgenden Kaisercäsaren nahmen es meist zu ihrem Sitze, Julian der Abtrünnige wohnte hier, als er hörte, daß er Kaiser geworden sei, im Fauburg St. Germain, wo jetzt die Rue de la Harpe, im Palaste der Thermen. Man kann noch jetzt einige Spuren davon sehn.

Bald darauf befestigte sich der kürzere Name Paris, die Franken, die vom Rheine her kamen, und in germanischer Wanderlust das Land bedeckten, fanden ihn schon. Sie hielten zuerst, vom Anscheine leicht getäuscht, die Loire inmitten des Landes für den Hauptstrom, und wählten Tours in der Mitte

dieſes Stromlaufes zur Hauptſtadt. Aber ſie kamen von dieſem Irrthume zurück und kehrten nach Paris. An der Loire wohnen die ruhigen Völkerſchaften, an der Seine die unruhigen, die kriegeriſchen, und hier trafen die verſchiedenſten Völker, damals noch Grenzvölker, an einander.

Hierher richteten auch die Normannen ihr Augenmerk, da ſie plündernd die Seine heraufſuhren, und von fern das weiße Geſtein des Montmartre leuchten ſahn. Dieſer Berg, an einem nördlichen Ende von Paris und jetzt zur Stadt gehörig, trug lange Zeit ein Kloſter, abgeſondert von der Stadt, und hat von religiöſer Bedeutung ſeinen Namen. Man verlegt einen alten Tempel des Mars dahin, oder datirt ihn von mons martyrum zu Ehren des heiligen Dionys. Nicht die Ketten, womit man die Seine ſperrte, nicht die tapferſte Wachſamkeit hielten die Normänner ab, in die Inſelſtadt zu dringen, und ſie zu verwüſten. Erſt Odo — Eudes — ein tapfrer Graf von Paris und Herzog von Frankreich, ſchlug ſie nachdrücklich zurück, und bald darauf, im Jahre 912, ſetzten ſie ſich unter dem mächtigen Rollo für immer feſt an den Mündungen der Seine, und breiteten ihr Reich an beiden Ufern des Fluſſes aufwärts bis unweit Dreux, Mantes und Beauvais bis an die Grenzen von Isle

de France, wenige Meilen von Paris. Dieſe eiſernen Herzöge, wie Rollo und Wilhelm Langſchwert, geſtatteten dem Könige von Frankreich den leeren Titel eines Lehnherrn der Normandie, aber ſie geberdeten ſich durchaus wie Souveraine, und die Könige von Frankreich ſind nirgends ſo geringſchätzig behandelt worden, als auf den Schlöſſern der Normandie, wenn ſie höflich einſprachen, um einen Vertrag oder ein Bündniß zu ſchließen. Der Saal zu Eu hat Karl den Einfältigen wie ein Spottbild der Macht geſehn unter den erzumgürteten Baronen der Normandie.

Dies bergwaldige Küſtenland der obern Normandie, was über Dieppe bis Eu hinabreicht vom nördlichen Seine-Ufer; und jenes ſaftige Wieſenland, ein Weideanger für die mächtigen Pferde und Stiere, die niedere Normandie, was von der Seine und dem Meere bis an die Bretagne und Maine reicht, dieſe feſte Meeresprovinz hieß in der Vorzeit die Ligue der elf Städte, denn es wohnten elf Völkerſchaften da. Dann ward es römiſch, dann ward es Neuſtrien, dann kamen die Normänner und prägten darauf ihren ehernen Stempel, den es bis jetzt nicht verloren hat.

Von dem Schooße einer normänniſchen Gerberstochter in Falaiſe ging eine geſchichtliche Wendung

aus, deren Folgen noch heute in Europa wirken. Falaiſe liegt im ſüdlichen Theile, in der niederen Normandie, deren betriebſame Hauptſtadt Caen noch heute von Engländern bedeckt iſt. Unweit Falaiſe nach Oſten zu zieht ein Flüßchen, Namens Dive, durch Wieſen hin; dies bildete die Grenze zwiſchen Baſſe- und Haute-Normandie. Alles was öſtlich von ihm lag, gehörte, außer dem nördlichen Seine-Ufer, zur Haute-Normandie. In Falaiſe hatte der Gerber Foubert eine ſchöne Tochter, Namens Harlette. Herzog Robert, der eines Sonntags durch Falaiſe ritt, ſah ſie, und ward von Stunde an ſterblich verliebt. Harlette ſelbſt hatte in der Nacht einen wunderbaren Traum: Es ſtieg ein Baum aus ihrem Leibe bis zum Himmel auf, ſo groß, daß er die ganze Normandie beſchattete, und das Meer und das große engliſche Land.

„Aumbrout tote Normandie
E mer e la grant terre engleise.“

Sie gebar einen Sohn, der hieß erſt Wilhelm der Baſtard, dann Wilhelm der Eroberer, denn er eroberte wirklich das ganze Engelland. Als Wilhelm dieſe große Unternehmung begann, waren alle Zeichen ungünſtig. Er lag zu Fécamp, einer alten Seeſtadt zwiſchen Havre und Dieppe, und fürchterliche Stürme widerſetzten ſich ſeiner Einſchiffung. Er unternahm

ſie trotz der Stürme, er unternahm das Weitere, obwohl er beim erſten Tritte auf engliſches Land ſtrauchelte und zu Boden fiel, er ſchlug mit ſeinen Normannen die furchtbare Schlacht von Haſtings, und England erhielt ſeine Tory-Lords, die ſich heute noch ihres normänniſchen Blutes rühmen.

Aber was iſt der ſtärkſte Mann, wenn das Band ſeiner Glieder ſich löſ't! Ein Spiel der Diskretion und der zufälligen Winde. Denn alle Macht iſt eine Perſon, eine athmende Perſon. Entweicht der Athem, ſo kann ein Schreck übrig bleiben, ein Eindruck, der wie Macht ausſieht vor ſchwachen Menſchen, aber die wirkliche Macht iſt entwichen. Wilhelm von Engelland und von der Normandie herrſchte bis zum letzten Athemzuge, die mächtigſten Barone der Welt ſtanden um ſein Sterbelager, und als der Athem nicht mehr auf- und niederſteigen konnte, als er ſtockte, aufhörte, war Wilhelm von England ein verlaßner Haufen von Atomen. Die Barone ſtoben auseinander, entſetzt vor dem Gedanken, daß ſolch ein Mann fehle, die Diener fielen über den Leichnam her und plünderten ihn, denn je näher die Sonne, deſto matter iſt ihr Strahl, ſie plünderten den Palaſt und entflohen. Nackt lag der todte König allein im wüſten Hauſe, er lag auf der Diele.

Ein einziger Rittersmann, Namens Harluin, erbarmte ſich deſſen, trat in das ſchauerliche Haus, lud den Königsleib auf einen Wagen, und machte ſich um Gotteswillen auf mit ihm gen Caen. Als er dort ankam und ein Geleit zuſammengebracht hatte nach der Kirche des heiligen Stephan, brach eine Feuersbrunſt über Caen herein, alles Geleite ſtob auseinander, nur Harluin und einige Mönche gingen mit bis an's Grab. Als man die Leichenrede ſprechen wollte, kam ein Mann, Namens Ascelin, unterbrach ſie und ſprach: Dieſe Erde, wo Ihr ein Grab gegraben, iſt mein, und ich geſtatte ſie Euch nicht — o Du todter König von Engelland! Du warſt ſo gewaltig vom Leibe! Als man ihn auf die Bahre legen wollte, um ihn hinabzulaſſen, war die Bahre zu kurz, und man mußte den Leib zuſammenbiegen. Da borſt er entzwei und verpeſtete die Atmoſphäre, eiligſt ſprachen die Prieſter das kürzeſte Todtengebet und flohen entſetzt von dannen.

Iſt es nicht viel mehr ein Spiel der Poeſie, als ein Werk der Wiſſenſchaft, wenn wir den Völkern nachrechnen und aufweiſen, aus welchen Stücken ſie

entſtanden ſind? Einige Knochen, einige Muskeln, und dies und jenes Verwandte, wem wären ſie nicht nachzuweiſen, und doch iſt jeder einzelne Menſch, jede Völkerſchaft, jedes Volk etwas Unerhörtes! Die Beſtandtheile ſind nicht die Hauptſache, die Verbindung, das Reſultat, die Seele iſt's, und ſie iſt nie zu berechnen. In der Bretagne iſt man an germaniſche Sitte gemahnt, in der Normandie noch mehr, ja man kennt hier allen Urſprung und Uebergang. Und der Bretone iſt Franzoſe und der Normand iſt Franzoſe, und lächelt zu den Ableitungen. Wie viel Schichten ſind nicht auf die alten Gallier gehäuft worden, und leſ't heute, wie Cato ſie charakteriſirte, Ihr werdet die heutigen Franzoſen erkennen. Das galliſche Volk, ſagt er, betreibt zwei Dinge zum Eifrigſten, die Kriegskunſt und den klaren Ausdruck der Rede. Da iſt ein Erbtheil deutlich geblieben, und in der Normandie iſt gründlich Germaniſches total verſchwunden: der Normand iſt ſchlau und verſchlagen, allem Franzoſen zum Trotze. Rusé comme un Normand, heißt es in Frankreich.

Der Grundſatz des Vollbluts iſt ein ganz richtiger, aber es gedeiht kein Vollblut auf die Länge ohne Anfriſchung durch Fremdes. Jeder Stoff, der ſich allein überlaſſen bleibt, nützt ſich ab. Die neue

Geſchichte ſeit Untergang des Mittelalters hat eben dieſe Anfriſchungen für neue Race als Aufgabe übernommen, und in Frankreich und England ausgeführt. Deshalb iſt es nur ein poetiſches Spiel, die Stammbäume nachzuzählen, denn die Geſammtheit des neuen Waldes hat alles Einzelne verändert. Deshalb ſind dieſe Staaten politiſche Mächte geworden, deshalb werden wir niemals zu politiſcher Macht kommen, ſo lange wir nicht unſre ſorgfältig gepflegten Stammbäume der Sachſen, Baiern, Schwaben und wie ſie weiter heißen drein geben, ſo lange wir nicht das Wort deutſch verwandeln in ein neues. Denn es iſt ein poetiſches Wort und kein politiſches, und weil es ſich ſtets in die Politik miſcht, verdirbt es ſie ſtets. Deutſchland hat als ſolches die moderne Wendung der europäiſchen Geſchichte nur geiſtig in ſich aufgenommen, politiſch aber zurückgewieſen, es hat denn auch als deutſches Reich gekrankt und ſeinen Untergang gefunden. — Nicht als Gallier, ſondern als moderne Miſchung, als Franzoſe iſt der Bewohner Frankreichs mächtig geworden, nicht als Britannier, nicht als Schotte oder Ire, ſondern als Engländer iſt der Sohn Albions gefürchtet. Britannien und Albion ſind poetiſche Namen, die er für den Reiz und die Macht der Erinnerung pflegt, wie wir uns

Deutſchland pflegen mögen, aber England iſt ihm politiſcher Name voll Macht wie la France für alle Theile des alten Gallien. Uns ſteht dieſer Prozeß noch bevor, und mit ihm der neue Name. Unſer Mangel an Formſinn täuſcht uns ſtets darüber, und ſpottet gern: was iſt ein Name, was hilft ein Name! Er iſt und hilft viel. Wer iſt reicher an Inhalt, denn wir? Und wer erſcheint ärmer, weil die Form gebricht!

Eh' es vollbracht war, erſchien es wie thöricht, ja wie unmöglich, den germaniſchen Normand und den romaniſchen Provençal in eine politiſche Macht zu einen. Man lacht jetzt über dies Vorurtheil in Marſeille wie in Havre. Aber in Deutſchland findet man es heut noch thöricht, ja unmöglich, daß Schwabe, Baier und Preuße zuſammen gehn könnten ſelbſt in freierer, nicht ſo proſaiſch nivellirter Form, wie es in Frankreich geſchehn.

Und wie viel Charakteriſtiſches iſt doch auch hier in ſtarken Provinzländern verblieben. Der ſtattliche, tapfere, verſchlagene Normand iſt ſtreitſüchtig in Privatangelegenheiten, prozeßſüchtig bis zum Sprichworte. Keine Gerichtshöfe ſind ſo überhäuft wie die normanniſchen. Dagegen iſt die Normandie ruhig und beſonnen in politiſcher Frage, wenn ſie auch eine ganz

entſchloſſene Partei nimmt. Man iſt nicht neugierig, und die Neugier iſt ein tief revolutionaires Element in Frankreich. Aber man iſt zäh im Widerſtande, und die Normandie heißt deshalb gern das Vaterland des geſunden Menſchenverſtandes, des bon sens, vielleicht noch ein direktes Erbtheil vom engliſchen Stamme. Man ſchweigt indeſſen nicht wie der Engländer, man ſchwatzt nicht wie im Midi, man hüpft nicht frivol in und über Alles wie in Paris, man iſt logiſch, man iſt bündig.

Erſt Philipp Auguſt brachte 1204 die Normandie wirklich an die Krone, aber zweihundert Jahre ſpäter war ſie noch einmal vierzig Jahre von den Engländern bedeckt. Wie viel alte Keime konnten da wieder aufgefriſcht werden! Seit 1450 iſt dieſes ſchöne Land dauernd franzöſiſch.

Auch in Frankreich ſind die Flüſſe Mode geworden. Die Seine und Saone haben den Anfang gemacht, jene nach Lyon, dieſe nach dem Havre. Die Ausſtattung der Dampfböte auf der Seine iſt auch die beſte in Frankreich. All dergleichen, wo Bequemlichkeit in's Spiel kommt, iſt bei den Franzoſen weit hinter England und auch hinter Deutſchland zurück.

Sie sind wohl praktisch, aber nur für das Ziel selbst und für das Aussehn, den Weg zum Ziele vergessen sie. Sie wohnen unter mannigfaltigem kleinen Schimmer, an sogenannter Etalage fehlt es so wenig, daß man gar oft ein Sklave der Etalage und von eitel Gefahr umgeben ist für jede unbedachte Armbewegung. Aber an allem Comfort gebricht's in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Sie sind eine Mitte zwischen Nord- und Süd-Europa, das hat ihnen die Erfindung für Schutz und Erleichterung schwer gemacht. Der Italiener klagt, daß er in diesem kälteren Lande viel weniger gegen die Hitze geschützt sei als in Italien, und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere als im Norden. Denn der Franzose hat nur heißes Blut und Kamine, und die kosmopolitischen Oefen in Paris rauchen viel mehr als sie wärmen. Uebelstände dieses Bereichs werden sich in Frankreich niemals verlieren, denn der Sinn dafür gebricht dem Volke, und an derselben leeren Stelle fährt auch dasjenige hin und wieder, was wir als Oberflächlichkeit an ihnen bezeichnen. Einsamkeit und Versenkung liegt nie in ihren Wünschen, nie in ihren Bedürfnissen. Sie arbeiten, sie denken, sie produziren unter allerlei Störniß. Störniß ist ihnen keine Störung, denn sie gehen niemals über die einmal

gewonnene Form in Denk- und Sprechweise zurück oder hinaus. Diese Schranke hält sie also immer aufrecht, und ohne Umstände lassen sie einen Faden fallen und nehmen einen Faden wieder auf. Deshalb sind sie uns überlegen in aller raschen Formation für das Theater, für gesellige Darstellung, für den Staat; deshalb bleiben sie stets hinter uns zurück in aller tieferen Spekulation, und deshalb bleibt das, was sie Poesie nennen, für uns ein prosaischer Aufputz. Denn uns ist die Poesie Schöpfung, ihnen ist sie Formung. Ganz in dieser durchgehenden Verschiedenheit werden wir ihrer klassischen Tragoedie immer Unrecht thun müssen, wenn wir auch Recht haben im Bedürfnisse eines tieferen Reizes. Und sie werden Recht haben, wenn sie sich auf einen kleinen Formzauber berufen, der uns entgehe. Schon seit längerer Zeit ist ihnen übrigens eine Ahnung dieses Verhältnisses aufgegangen, und sie sprechen vag von einer poetischen Ueberlegenheit, von einer gründlicheren Bildung in Deutschland, wenn sie auch keinen deutlicheren Begriff davon haben, als von den poetischen Bauten der Babylonier.

Ganz ändern wird sich dies nie. Wir haben verschiedene Missionen zu erfüllen im Gange Europa's, und wir können und sollen niemals in einander auf-

gehn. Aber es ändert sich doch vielfach, besonders seit die Erlernung deutscher Sprache in Schulen eingeführt worden ist. Jenes witzige Wort ist schon nicht mehr wahr: Der Franzose kennt die deutsche Literatur so gut, wie der Deutsche die polnische. Und Eins gilt durch ganz Frankreich, Paris ausgenommen: Der Franzose liebt uns, wie er den Engländer haßt. In Paris verhindert dies der Brotneid, denn der Deutsche hat sich da in Kunst und Gewerbe dem Franzosen vielfach vorgedrängt, und man will 80,000 Deutsche in Paris zählen, von denen beinahe 80,000 Geld suchen und nur Einer oder der Andere Geld bringt.

Im häuslichen Leben, im Reiseleben werden sie am Spätesten oder niemals unsere Poesie des Comforts annehmen. Denn ihre Denkweise wird uns niemals dergestalt ähnlich werden, daß sie ihnen eine weichere und behaglichere Tagesexistenz wünschenswerth oder nöthig machte. Sie sind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter schlechtes Wetter, und haben ein viel milderes Klima. Die mäßige Winterkälte dauert nur vier Wochen im nördlichen Theile, und gegen den Regen sind sie viel abgehärteter als wir. Wie man denn überhaupt, vielleicht in Folge des stets luftigen Lebens,

durch alle Provinzen strotzende Gesundheit und wohlgebildete Menschen findet. Der deutsche Reisende harrt umsonst auf bequeme Diligencen. Seine Klage über schlechten und engen Sitz ist dem Franzosen total unverständlich. Daß zwanzig Personen oben und unten in einer Diligence Raum finden, die bei uns nur zehn Personen faßte, mon dieu, das findet er ganz in der Ordnung. Nicht bloß weil er Demokrat, sondern weil er Franzose ist, zeigt er sich keinen Augenblick beengt von dem Zudrange grober Blousen, dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Französisch zur Conversation. In den Dampfböten, selbst in den schlechtesten auf der Loire findet er Feenpaläste. Ich habe sie schaarenweise in Valence zuströmen sehn, bloß um den Sirius, ein neues Rhoneboot zu betrachten und anzustaunen, und dieser Sirius war schmal und unbequem gegen das einfachste Rheinboot. Vielleicht nur einigen Putz in Schnörkeln und Spiegeln hatte er in der Kajüte voraus, denn alles Glas ist in Frankreich unvergleichlich schöner und wohlfeiler als bei uns. Aller Comfort des Decks — aisance ist der französische Begriff — war in der Kindheit. Der Franzose reis't nicht um zu sehn, alle Diligencen sind immer wohlfeil und voll, aber der Reisende, der bloß das

Land ſehn will, iſt darin eine große Seltenheit. Solches Reiſen iſt germaniſcher Charakterzug.

Der Rhone und die Seine ſehn am Erſten noch Franzoſen, die aus ſolcher leeren Abſicht kommen. Die Seine macht es den Pariſer Hunderttauſenden ſo leicht, und iſt der Weg nach England. Das Verdeck der Seineböte iſt immer von Engländern bedeckt.

Zögernd entfernt ſich die Seine von Paris, ſie wendet ſich in Schlangenwindungen immer wieder dahin zurück, und man ſchifft ſich deshalb erſt in St. Germain ein.

In Mantes beginnen ſchon die gothiſchen Kirchen, dieſer Adel der Normandie, und allmählich erſcheinen die kleinen Hügelzüge, deren nacktes Geſtein die Franzoſen mit Staunen erfüllt über Aridität. Es geht bei Andely vorüber, dem Geburtsorte der Corneille, die Gegend füllt ſich bei Elboeuf und häuft ſich von einem Ufer zum andern, bis am Abende Rouen erſcheint, gethürmt auf den Lehnen und Bergen des rechten Ufers, weit hinüberſehend von ſeinem Katharinenberge in die abgeflachte ſüdliche Normandie. Pierre Corneille ſteht auf der Brücke, ſteht im salle des pas perdus des Juſtizpalaſtes, Boieldieu ſitzt auf der Promenade, die an dem ſchönen Flußquai hinführt. Vertieft man ſich hier in die alte Stadt,

unter die hohen Häuser von Fachwerk erbaut, so kann man sich allerdings in eine Stadt Süddeutschlands versetzt glauben, und alle die Aehnlichkeit im Rechtssinne und Rechtsgange und Sitte kommt in's Gedächtniß, welche Venedey für seine „Reise und Rasttage in der Normandie" sorgsam zusammengetragen hat. In einer engen Straße Rouen's war's, wo ich einen öffentlichen Ausrufer das Todesurtheil von Barbès ablesen hörte. Alte normannische Weiber umringten ihn, und horchten andächtig, und eine von ihnen wickelte einen Sou aus ihrer Tasche, um sich diese Lektüre zu kaufen, wie man sich bei uns eine Geschichte der Heymonskinder kauft, oder „Ganz neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr." Wie nimmt sich die Politik aus in einer dunklen Provinzstraße, wo Alles still und erstaunt aussieht, wie in Deutschland! Eine politische That in Paris, wie leicht, wie nebenher, wie vorübergleitend entsteht sie — wie ungeheuer, wie dauernd in der Provinz. Das vergossene Blut übersieht man in den Pariser Journalen, da ist's eine Neuigkeit des Tages unter hundert anderen; so, für einen Sou verkauft an die stille Familie, zur Lectüre für ein Menschenleben, wie wird es da roth und bedenklich. Die konsequentesten Menschen des Staates kamen auch in Frankreich meist aus der Provinz,

der Pariſer arbeitet nicht mehr für die Dauer, denn er glaubt nicht mehr an ſie. Heinrich IV., Richelieu, Corneille, die Girondiſten, Robespiere, Napoleon waren aus der Provinz. Die raſche Genialität, die Desmoulins, Danton, Mirabeau waren aus Paris. Zu Rouen im Hotel de Ville ſieht man eine Büſte Mirabeaus, ſchlecht, treu, von Blattern zerriſſen, mit eingeſetzten funkelnden kleinen Augen, mit dem breitgequetſchten Antlitze des gewaltigen Menſchen. Vor ihr wird man erſchreckend einer Brutalität des Mannes inne, die ſo groß iſt, daß man das Genie überſehn und den Mann haſſen und verabſcheuen kann wie ein Feind der Revolution haßt und verabſcheut. Man wendet ſich kopfſchüttelnd ab, fühlend, daß man vor ſolchem Bilde den großen Thaten des Mannes Unrecht giebt, fühlend, daß alles Gewaltige dicht neben dem Rohen wohnt, daß alle Kraft Zwillinge im Schooße trägt, das Verbrechen und die heroiſche That.

Die Kirchenwunder Rouen's dagegen wiegen in Himmelsträume. Gelingt es auch nimmer, den Himmel herabzuziehn, Himmliſches gleitet in die Hand deſſen und aus der Hand deſſen, der die Vorſtellung eines Himmels in ſeinem Herzen pflegt. Die Kathedrale und St. Ouen ziehn lange mit uns auf der

Seine weiter, und flüstern mit der ewigen Meeresfluth, die seit Jahrtausenden heraufsteigt bis Rouen.

Die Seine wird voller, die Berge treten weiter und weicher zurück, Zeugnisse alter Baronensitze werden häufiger, der wüste Schloßplatz Robert des Teufels erscheint, der Platz wenigstens, wo einst ein Schloß gewesen sein könnte, und so wie man Jancarville's ansichtig wird, des alten normannischen Kanzlerschlosses, da reißt das Land bei Villeboeuf sich weit auseinander, das Meer hereinlassend frank und frei, den Horizont öffnend in die weite Wasserwüste. Man sieht ein Ende Frankreichs; rechts den spitzen Thurm von Harfleur, hinter welchem sich der Havre verbirgt, links den von Honfleur mit den übereinander aufsteigenden Häusern der Fischer- und Schifferstadt. Das Schiff beginnt zu wogen, die Menschen sinken, und meist traurigen Sinns kommen sie am dicken Thurme Königs Franz vorüber, des Vaters von Havre, was er Françoisville benannt hatte, traurigen Sinns betrachten sie zuerst die reizlose Stadt der Kanäle, die Schiffe auf Schlamm, von der Ebbe gepeinigt, der Fluth harrend, traurigen Sinns die einförmigen Waarenspeicher, die langsam niederfallenden Kanalbrücken.

10.

Wenn man die alte Feſtungsbrücke des Havre überſchreitet, ſo hat man den Havre hinter ſich, iſt aber noch in der Stadt. Ingouville heißt dieſer damit verwachſene Ort, und er ſteigt in Landhäuſern die hohe Berglehne hinauf, welche das Seinethal vor den Nordwinden ſchützt. Ingouville heißt der Luxus, will ſagen die Poeſie des Havrer Kaufherrn. Hier liegt ihm die Villa, hier gedeihen ihm die Kinder, hier kehrt er des Abends ein, und ſieht die Sonne untergehen im Meere. Er ſieht Havre und die breite Seinemündung unter ſich, der Beſitz liegt ihm ruhig zu Füßen, und ſeine Hoffnung erſcheint am Horizonte, das erwartete Schiff, was von Amerika kommt. Wie viel Harrende ſteigen auf die Côte von Ingouville hinauf, um weiter ſehn zu können, als unten von der Jetée, von der Hafenſpitze, die vom Meere gepeitſcht wird.

Hier oben ſuchte ich mit einem Landsmanne, ach es war ein Flüchtling, einen jener normänniſchen

Baumgärten, wo man sich in die Heimath versetzt glauben kann, wo das Haus germanischen Stiles mitten unter Obstbäumen liegt, wo die Normannin saure Milch zu schätzen und zu bieten weiß, wie mitten in Sachsen. Wie gern täuscht sich ein Flüchtling in die Heimath zurück, wie sucht er die Höhen und Aussichten, auch wenn sie abwärts sehen von der Heimath, nach Westen hin, in's unabsehbare Weltmeer. Wunderlich, daß unter diesen armen Leuten kein Poet sich hervorthut! Ihr Athem selbst ist die Sehnsucht, der Schmerz ist ihr ewiger Gastfreund, die Geliebte, das Glück, jene Heimath, die das Alles ist, sie liegt nicht weit, und ist nicht zu erreichen, und der Regenbogen der Entfernung verschönert sie unaufhörlich!

Die Felsenküsten der Nordsee hatte ich umsonst gesucht bis jetzt, die holländische Küste vom Haag bis Ostende herauf zeigt nur Dünen, von der Normandie hatte man mir die schroffen Meerfelsen mit Sicherheit versprochen. Bei Havre zeigen sich steinige Hügel, aber das Gestein ist von jenem weißlichen Sande, dem man nicht die Felsenfestigkeit zutraut, es ist Gestein, was nicht den Eindruck zerschmetternd harter, schauerlicher, ewiger Felsen macht. Die Brandung und der Widerstand sehen nicht aus wie Pairs, wie

gleich-gewaltige Kräfte, man denkt an eine Schonung, an eine Friedensmilde von Seiten des Meeres. Und wenn der elementariſche Eindruck durch Nüancen abgeſchwächt wird zu einer ſcheinbaren Uebereinkunft, ſo verliert er ſeine poetiſche Macht.

Man wies mich weiter hinein in die obere Normandie, an das Geſtade von Etretat, von Fécamp, von St. Valery. — Wir halten gern die Franzoſen für abgefeimt der deutſchen Ehrlichkeit gegenüber, für unzuverläſſig, für unſolid, Treu und Glauben erwarten wir gar nicht, wir halten dies für ein deutſches Vorrecht. Dieſes Grundwaſſer, unerläßlich für das Beſtehen irgend einer Geſellſchaft, es bewäſſert die franzöſiſche Welt wie die unſrige, es trägt nur andere Farbe. Paris, wo das Leben ein ununterbrochener Krieg, hat Manchen verleitet, überall in Frankreich Raffinirtheit, Lug und Trug zu ſehen. Selbſt Paris iſt tief unten ernährt von jenem Grundwaſſer der Ehrlichkeit, man findet im Innerſten die bravſte Welt, und muß ſie nicht verantwortlich machen für das fliegende Kriegsheer der Straßen und Spelunken. Der franzöſiſche Grundſchlag iſt viel gutmüthiger, als die ſcharfe Lebensſitte, die frivole Redegewohnheit ihn erſcheinen läßt. Nirgends ſieht man raſchere Gaben für Bedürftigkeit, offenere Herzen für Mitleid als in den

Provinzen Frankreichs. Beſonders im Süden wird viel gebettelt, aber auch unaufhörlich geſpendet, und beſonders von der Mittelklaſſe geſpendet. Nicht wahr? bin ich in der Gaskogne wie im Dauphiné gefragt worden, die Deutſchen ſind bons enfans wie wir? Was liegt nicht Alles in der Frage! Wie viel Beſchämendes für unſern Stolz der Ehrlichkeits-, der Gutmüthigkeits-Prärogative!

Die Eckenſteher beſonders in den franzöſiſchen Städten, commissionaires genannt, ſind nach deutſchem Ausdrucke ein kreuzbraver Schlag. Von vornherein würde man es dieſem luftigen Gewerbe am Wenigſten zutraun, aber ſie ſind in Paris ſo ehrlich wie im Havre, wie in Bordeaux, wie in Grenoble. Ich griff den erſten beſten im Havre auf, um mir ein Cabriolet zur Reiſe in's Land aufzuſuchen. Wir fanden erſt eins, weit abgelegen vom Havre, in Ingouville. Aber der Beſitzer des Gaul's hatte keinen Kutſcher. Er kannte den Eckenſteher gar nicht, er ſah nur einen Augenblick von ſeiner Arbeit auf nach ihm hin, um ihn zu fragen, ob er das Land kenne, und vertraute ihm ohne ein weiteres Wort die Equipage. Sie rollte fort, er wußte von mir nichts, von dem verwegen ausſchauenden Blouſenkutſcher nichts, aber er arbeitete ohne Arg weiter.

Der Weg ging über Berg und Thal, durch Buchenwälder, oder unter Obſtbäumen dahin. Der Apfel, aus welchem ſie den Cider preſſen, iſt der Liebling des Normannen. Aber ein verführeriſches Getränk iſt der normänniſche Cider nicht, ſauer, wenn er rein, weichlich, wenn er mit Birnenmoſt vermiſcht iſt. In Paris trinkt man ihn am Beſten, wie Alles in Paris erſt verfeinert wird. Das Land iſt ſeit dem Sturze der Seigneurs in viel kleine Beſitzthümer vertheilt, und erinnert dadurch oft an Altenburg. Dieſer Revolutionsgang iſt überall in Frankreich da am Konſequenteſten durchgeführt, wo ſtarke Völkerſchaften die fruchtbarſten Grenzprovinzen bewohnen. Im ſchönen Dauphiné iſt's desgleichen. Die Provinzen der Mitte und der Fläche haben noch reichlicher ihre großen Herrſchaften. Jene Vertheilung des Eigenthums hat den imponirenden Mittelſtand begabt, der die Diligencen dergeſtalt bevölkert, daß es uns Deutſche erſtaunen macht, der die demokratiſche Gedankenwelt dergeſtalt ſtützt, daß eine Aenderung von dieſer Seite ab wie unmöglich ausſieht. Heinrich IV. ſiegte mit der kriegeriſchen Gentilhommerie, wie Napoleon mit dem kriegeriſchen Volke. Von jenem iſt den Bourbons ein Seigneurſinn geblieben, der ſie in Frankreich vernichtet hat. Die Poeſie, welche unſern Gewohnheiten nach damit

verbunden, kann ſich auf dieſem Wege für lange Zukunft hin nicht mehr aufbaun. Frankreich iſt in dieſem Punkte ſo gründlich proſaiſch, wie jede von Grund aus neubegonnene und in's Breitere angelegte Welt. Die Höhenpunkte, welche den Reiz der Poeſie bilden, ſind anderswo zu ſuchen. Kein Menſch kann noch ſagen, wo? Das thut die Geſchichte ſelbſt, indem ſie abſtrakte Ideen auf unerwartete Weiſe verkörpert.

Uebrigens iſt es ein deutſches Vorurtheil, daß die großen Beſitzthümer im demokratiſchen Frankreich fehlten. Das Land iſt ſehr groß und reich, ſie ſind viel zahlreicher und größer als bei uns, und man wird in Paris und in der Provinz in dieſem Betrachte gar oft an Oeſterreich erinnert, was im ganz entgegengeſetzten Regierungsprinzipe die großen Beſitzthümer erhalten hat. Oder meint man, daß im blitzenden Paris nur die Fremden große Hotels, Karoſſen und Dienerſchaft hielten, und die tauſend Magazine des theuren Luxus möglich machten? Sie ſind nur eine Beiſteuer, und die großen Städte der Provinz, die alten Hauptſtädte kleiner Königreiche, die Bordeaux, Marſeille, Lyon, ſie kennen nicht einmal dieſe Beiſteuer, und ſind nicht weniger verſehn mit Luxusläden und maſſenhaften Kaufhallen.

Ein reinliches Städtchen der Normandie nach dem

anderen blieb am Wege, das hügelige Land fiel zum letzten Male rasch hinunter nach dem Meere, und in steiniger Bucht lag Etretat vor uns, wo die See-Maler zahlreich einsprechen, die Schüler Gudin's und Polttevin's, wo die rothbemützten, starkgliedrigen Meerfischer der Normandie wohnen, die ruhigen Feinde des Hummer und des Türbot. Die Sonne neigte sich eben auf den Meeresspiegel, und sie kehrten heim von der Jagd, den Weibern Scherze zurufend, die ihrer am Gestade warteten. Es begann das tägliche Abendgeschäft: die Fische wurden in Körbe gepackt, auf Wagen geladen und mit Kourierpferden nach Paris geschickt, den nächsten Abend schon speis't man sie beim Pariser Restaurant.

Ja, das Gestein an der Brandung ist hier kühner und höher, es bildet manche seltsame Form, aber es ist von demselben groben Sandkorne, und der romantische Felseneindruck, der Eindruck ewiger Macht wohnt nicht darin. Ich bin später hinabgegangen am Ufer des Oceans bis in den spanischen Winkel, das Felsenufer unsrer Romane ist nicht zu finden. Oft versumpft die Küste ganz, und auch bei La Rochelle ist sie flach. Bei Biarritz vermißt man es nicht, weil die dunkle Färbung des Südens den Gedanken ablenkt vom Material. Erst unten im mittelländischen

Meere entdeckt man hie und da das lang gesuchte Felsengestade. Die Hesperiden, Majorka, Minorka und wie sie weiter heißen, wehren sich blauen Granites gegen das Meer, und nach der italienischen Seite hin strecken die Seealpen granitne Mauern, ächte ewige Mauern, der Brandung entgegen.

Aber man reitet übrigens gar anmuthig dahin auf der meist hohen Küste dieser oberen Normandie, durch Buchenwälder, über Wiesen, an baumreichen Ortschaften vorbei. Man hatte mich auf einen dieser normannischen Hengste gesetzt, die so glänzend von Haut, so stark von Gliedern und Knochen sind, alte Schlachtrosse und stattliche Massen auf den französischen Bildern. Die alte reine Raçe wird immer seltner, wenn auch ein ähnlicher Schlag alle Diligencen des nördlichen Frankreich versieht. Auf einem gleichen Gaule trabte der normannische Wegweiser hinter mir. Wir wollten Fécamp noch erreichen vor Ankunft des Postwagens; aber das war nicht leicht. Der Normand muß eine wunderbare Milz besitzen, um dem energischen Trabe seines Gauls sich hinzugeben. Der schlesische Ausdruck sagt: es fielen mir all meine Sünden ein auf diesem Ritterrosse. Und die Julinacht fiel schwarz herunter auf Meer und Küste; Gewitter donnerten von allen Seiten, die Blitze

erleuchteten Anfangs noch das Meer, was unter den Abhängen lärmte, dann wurden sie dick und blau und blendeten nur, dann praſſelten Platzregen herab, der Gaul glitſchte vom ſchmalen Wege, der Leuchtthurm von Fécamp erſchien noch immer nicht, die Verſtändlichung mit dem alten Knappen und ſeinem Meerpatois war ſo ſchwer, und doch mußte die ſchmale Wegſchlucht gefunden werden, welche von der hohen Côte hinabführt in den Hafenwinkel von Fécamp! —

Es giebt in Frankreich kein ſchrecklicher Wort, als das Wort des Kondukteurs „der Wagen iſt voll!" Denn man beladet ihn bis an die Wolken, aber man kennt den lieblichen Ausdruck Deutſchlands, den Ausdruck „Beichaiſe" nirgends, der Harrende muß harren, ob der nächſte Kondukteur daſſelbe Donnerwort herabruft. Schrecklich iſt indeſſen jenes Wort nur für den Fremden, der Franzoſe ſagt „diable" und beſcheidet ſich, er ſchlägt die Zeit auffallend niedrig an. Die Gaſthof-Preiſe ſind überall gleich in Frankreich, ſie ſind beinahe feſt, werden in zwei Worten vorausbedungen, und ſchwanken nur um einige Sou's auf und nieder. Frankreich iſt das Land der Gleichheit. Darin ſieht alſo der Franzoſe keinen Unterſchied, ob er hier, oder dort bleibe, und den Zeitverluſt achtet

er nicht in der Provinz. Selbst in Paris, wo die Zeit so theuer, zeigt man sich nie beeilt, zeigt immer Muße, jene gleichgültige, für den Deutschen langweilige Conversation zu machen. Und diese Franzosen, denen die Zeit so wenig, sie hoffen jemals den zeitkargen, präcisen Engländer im Geschäft einzuholen? Diesen ewig gehaßten, stummen Rival? Eben so wenig wird aber auch diesen zeitlosen Franzosen der Sinn für gewisse Größe und Schönheit entweichen, für Dinge, die außer den Fragen der Nützlichkeit und der Stunde ruhn; sie werden ihrem Naturel nach immer über den Grundsätzen stehn, die sie aussprechen, sie werden immer genialer sein und liebenswürdiger als ihre Journale.

Nach Dieppe hinab breitet sich das Land mehr in Getraidefelder, und rafft sich erst wieder zu malerischer Begrenzung in dem Thale von Dieppe selbst. Diese normännischen Seestädte stehn alle am Ausgange einer Thalschlucht, in welcher zumeist ein Flüßchen daher geeilt kommt nach der See. Von Arques kommt es hier herunter, dem Orte wo Heinrich IV., eine Stunde von Dieppe, seine erste Schlacht gewann. Dieppe ist gar hübsch, besonders so lange man Boulogne, die Königin dieser Nordseebäder, noch nicht ge-

ſehen hat, die einzige Stadt, welche die Engländer immer noch beſitzen in Frankreich. Dieppe hat eine ſo ſaubere Einheit an der Meerfläche hin, vor der es in aller Breite, ganz überſehbar zurücktritt, es hat dieſe ſaubere Einheit in den gleichmäßig hübſchen, bürgerlich hübſchen Häuſern, deren Gleichmäßigkeit von einem engliſchen Bombardement ſtammt. Ferner drängen ſich die benachbarten Küſten nirgends vor, der Meerblick iſt frei und unbeſchränkt, und rückwärts von den Schluchthöhen ſieht man tief in das baumgrüne Thal des Flüßchens hinein. Links am Ausgange des Thals und Dieppes ſieht ſchwarz und barock verdrießlich ein altes Schloß auf's Meer, und rechts auf dem höheren Vorgebirge liegt eben ſo verdrießlich eine Kanone, offenbar mehr zur Ruhebank denn zum Schießen beſtimmt. Dieppe hat überall ſo etwas vom haut gout angegangenen Wildfleiſches, was für den Gourmand von Städten anlockend iſt. Einſt eine ſtolzeſte Seeſtadt, deren Flagge vor Gama noch die Fahrt um Afrika ſuchte, deren Schiffer Quebek bauten, iſt es durch den Havre jetzt erdrückt, und durch das epidemiſche Uebel der franzöſiſchen Weſtküſte auf das Krankenbette geſtreckt. Das Meer nämlich liebt Frankreich nicht, und verſandet ihm die Küſten, die Häfen, die Flüſſe. Dieppe iſt davon ſchwer heim-

geſucht, und der breite Seineausfluß zwiſchen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann iſt die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppe's Saiſon mit großer Vorliebe ſorgte — all das hängt eine romantiſch traurige Stimmung über Dieppe, und man iſt ganz paſſend geſtimmt, einen der Coucou's zu beſteigen, und über die getraidebedeckten Plateau's nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenſchloß Eu gelegen iſt. Hier iſt die Normandie im Norden zu Ende, jenſeits des Flüßchens Bresle, was Eu bewäſſert, ſtreckt ſich die ebenere Picardie hinab über Abbeville und Boulogne, über Amiens und Peronne und St.-Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegesmantel zwiſchen Frankreich und dem Niederlande, der ſo ſpät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierre's Vaterſtadt Arras, und Hainault, das franzöſiſche Flandern mit Cambray und Lille, Waizenfelder ſo weit das Auge reicht, und ſo weit es nicht von Feſtungen unterbrochen wird.

Umſonſt ſucht man in der Nähe des Städtchens ein Felſen- oder Bergſchloß Eu. Beſcheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wieſengrunde liegt Château

d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen im italienischen Geschmacke erbaut, nicht hoch sondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesenthal der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln an's Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerstörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abseits gelegen ist überbaut. Rollo selbst hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegeszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, an den schönen Fabliau-Namen gelangt, der die Zeiten der lateinischen Kaiserkrone zurückruft, es war in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen elften Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen

am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der sterbende Gemahl an's Bett rief, und zu der er folgende Worte sprach: „Du bist jung und schön, Du sollst wieder heurathen. Ich lasse Dir die Wahl unter allen Partieen des Reichs, nur einen einzigen Mann nehm' ich aus, es ist der einzige, den ich von Herzen hasse, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu sehn würde mich im Grabe schmerzen, dieser einzige ist der Herzog von Guise."

Und Catharina von Clèves war's, die den eigensinnigen Frauencharakteren des Theaters so schreiend Recht gab, von allen Partieen des Reichs erwählte sie den Herzog von Guise. Ach, seufzten die Damen jener Zeit, er ist unwiderstehlich! Und sie heurathete ihn, obwohl Guise eine andere liebte, die Margarethe von Valois, die Schwester Karl's des Neunten. Der König haßte diese Neigung, weil er die Guisen haßte, er gebot seiner Schwester, den Bearner Heinrich zu heirathen. Sie sträubte sich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guise zu ermorden. Guise erfuhr's am Abende, und erzählte es seiner Mutter. Was ist zu thun? — Du mußt noch diese Nacht Dich verheurathen, erwi-

derte sie, ich werde Dir sogleich eine Frau suchen. — Und sie ging zu Catharinen, und Catharina sagte nicht Nein, und in derselben Nacht, innerhalb vier Stunden war sie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guisen, an das große Geschlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Noth stellte, welches mit Catharina von Medicis sich in die Geschichte Frankreichs theilt seit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieser Stempel ruht auf Frankreichs großer Personengeschichte. Schloß Eu ist die Portraitgallerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Catharina von Medicis, in voller, starker Lebensgröße stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schlosses, genannt der Guisensaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parks, von deſſen Abhange der Blick ſo ſanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter dieſen Platanen und bemoosten Buchen haben ſie mit den Liqueurs geſeſſen und ihre höchverrätheriſchen Pläne geſchmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich der Zweite, war nicht groß genug die neuangelegte Staatswelt selbstän=dig weiter zu baun, und nicht klein genug, sie liegen zu lassen. Er trat in die Gleise des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Persönlichkeit unterstützt zu sein; so erbte er alle schwere Konsequenz und gewann selten einen Vortheil neuer Herrsch=Er=findung. Der nothwendige Krieg gegen die spanische Macht, der seine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geschick seines Vaters glücklich begann, schlug wie Sündfluth über ihm und Frankreich zu=sammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen rissen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation sahen und zeigten, daß sie nicht überflüssig, daß sie nöthig seien, daß ein despotisches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorstellung und Idee der Macht wieder an die

Gentilhommes, und die Parteien, welche immer bestehn, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines absoluten Königthums ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois gerissen, die Prätendenten der Krone, die Guisen, trugen ihn eben so verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen setzten sie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die französische Revolution bis in's Detail vorgebildet worden ist. Diese Revolution, von den mächtigen Herrschern Henri IV., Richélieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet, ist keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel gestürzt, sondern sie ist ein ganz organisches Ergebniß der modernen Geschichte Frankreichs. Die Liguenzeit unter den kleinen Valois ist ihr vollständiges Vorspiel, ihr so treues Spiegelbild, daß man sie 1789 mit Veränderung der Stichworte kopirt zu sehen glaubt; ja nicht nur der Geist und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt sich wörtlich, sondern der ganze Franzos ist ganz derselbe als Ligueur wie als Jakobiner. So wird das absolute Königthum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. sammelt sich das Kunstwerk zum ersten Male in eine vorübergehende,

wohlthuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. iſt die volle Höhe des Stücks gewonnen, und nur jene wunderbar tragiſchen Schauer gehn durch die Lüfte, daß dieſer blendende Sonnentag die fürchterlichſten Wetter zuſammenſauge, der Abend Ludwigs iſt ſchon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben ſtehn unter dem Nachfolger, die menſchliche Schwäche, beſonders nöthig erachtet für den vierten Akt, wird aller Zuſchauerwelt unverkennbar, und ein gutmüthiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI. übernimmt die todesreife Rolle für den Akt der Kataſtrophe, als ob die griechiſche Vorſtellung ganz erfüllt werden ſollte, daß das Opfer zu ſeinem Falle gereinigt und geſchmückt ſein müſſe.

Heinrichs II. Regierung iſt ganz unſcheinbar die erſte Expoſitionsſcene davon. Die erſten Linien ziehen, die Perſonen und Verhältniſſe gruppiren ſich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Rieſe. Denn Spanien ſelbſt war nur der Kopf dieſer ſpaniſchen Macht: es beherrſchte das Mittelmeer, es herrſchte in Neapel und in Mailand, es beſaß die Päſſe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoien unter ſeinem Willen, es war einflußreich

in der Provence, die so lange dem Guisenhause gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es besaß die Franche Comté noch ganz zu eigen, und reichte so unmittelbar den Guisen in Lothringen die Hand, es saß auf dem deutschen Kaiserthrone, es schloß den ehernen Kreis mit den flandrischen Provinzen, und schickte von dort, um auch das Meer auszufüllen seine Galeeren von Vließingen nach der baskischen Küste hin und her. Als Philipp II., der schrecklichste Nivelleur, noch obenein Maria die Königin von England heurathete, da sah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsschaar um sich zu sammeln, Ruhm und Ansehn und Parteisinn zu erwerben. Guise flog von einem Ende des Reichs zum anderen, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo seine rothe Hutfeder wehte. Calais erschien seit Jahrhunderten wie unnehmbar englisch Eigenthum, Guise stürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leise schon erhoben sich die Gesänge, die unter den folgenden Valois so furchtbar anschwollen: Saul hat tausend erschlagen, David aber zehntausend. Und an den Hohenpriestern Samuel gegen die Saul-Valois

fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guiſe's mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzoſen gegen den Engländer verſtehn. Sie iſt nicht blos eine politiſche, ſie iſt eine perſönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene röthlich ſchimmernden Konturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommerſproſſen-Teints, der Naſenſpitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeſchicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das Alles iſt ein ſo perſönlicher Gegenſatz des Franzoſen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzoſe kann die Vortheile der Allianz mit England über Alles hoch ſchätzen, und ſein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derſelbe. Ich erinnere mich, daß ein ſolcher zu meinem Erſchrecken nach ruhigſtem Politiſiren in die Worte ausbrach: Dieſe Leute haben mir mein Lebtage nichts gethan, aber wenn ſie alle der Teufel holt, ſo ſoll's mich herzlich freun.

Sind wir in Ausgleichung der Antipathieen nicht

weiter, wie mußte Guiſe mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches ſich allſeitig zurechtlegte für entſchiedenen Haß und entſchiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte ſich in ſeiner nicht genialen Fähigkeit wenden, wohin er wollte mit Maaßregeln, ſein Schickſal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rath gegen die Guiſen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette ertheilt, konnte ihm nichts helfen, wie ſehr er deſſen fortwährend eingedenk war, wie finſter er drein ſah, wenn Guiſe vollen Glanzes immer nur mit drei bis vierhundert Edelleuten in's Palais des Tournelles oder in's Louvre einritt. Gewaltigen Menſchen und großen Ideen läßt ſich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, ſie zu überbieten, ſo wird man ihnen unterthan über Kurz oder Lang trotz aller Klugheit. So nahm ſich Heinrich, der ſonſt mit dem Pabſte bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an, und gab despotiſch und rund zum erſten Mal Edikte gegen den Proteſtantismus. Er blieb nicht mehr ſtehn bei vereinzelten Scheiterhaufen wie bisher, nicht mehr bei Edikten des Parlaments, er befahl ſelbſt, er kam alſo den Guiſen in einem katholiſchen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um ſo ſchneller zu feſter

Geſtalt auseinander, das Chaos der Feindſchaft klärte ſich, und die Schlacht konnte nun offen vor ſich gehn. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein proteſtantiſcher Guiſe, traten zurück als entſchieden proteſtantiſche Partei. Das Hugenottenthum hatte nun einen Mittelpunkt, und ſammelte ſich darum von allen Seiten des Königreichs. Die Preislieder auf Guiſe hörten nicht auf, und es entſtanden neue auf den kleinen, aber breitſchultrigen, wild-tapferen und lebendigen Condé. Die Hugenotten ſangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwiſchen ſolchem Gegenſatze rüttelte ſich das alte Haus der Montmorency in Parteiloſigkeit feſt, eine Stellung einnehmend, die dem Königthume gebührt hätte. Erſt ſpäter entſchied ſich der Connetable für die katholiſche Seite, und ein unerbittlich ernſter Mann ließ er hängen und ſpießen, und ſprach gelaſſen ſein Paternoſter dazu. Hütet Euch vor Montmorency's Paternoſtern! wurde ein Sprichwort.

Eins nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, ſo lang er lebte, und die gen Pa-

ris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den Cambreſiſchen Frieden zu ſchließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu ſchließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beſchimpfen wagte. Aber er konnte nicht hindern, daß Guiſe, ſchon genannt der große Capitain, ihm in's Angeſicht die Bemerkung warf: Beſäß ich nur noch das kleinſte Neſt des Königreichs, ich unterſchriebe ſolchen Frieden nicht!

Am Hofe ſelbſt war ein tief geſpaltenes Leben, was er mit Anſtrengung zuſammenhalten mußte. Catharina von Medicis, die Königin, hatte 26 Jahre neben ihm gelebt und ihm 10 Kinder geboren, darunter 5 Söhne. Vier Söhne wuchſen geſund auf, und die Dauer des Königshauſes ſchien über allen Zweifel erhaben, Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier geſtorben ſein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar dieſe Ehe zwiſchen Heinrich und Katharina, ſo innerlich vergiftet war ſie doch geweſen durch Heinrichs Leidenſchaft für Diana. Er erhob ſie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmiſchung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofſtreitigkeiten, in den Zänkereien des

Hauſes, ſie war die Königin durch Liebe. In der Touraine iſt ein intereſſantes Monument dieſer Neigung übrig, und zwar theilweiſe noch eben ſo übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlaſſen haben. Dies iſt Schloß Chenonceau, einige Stunden ſüdlich von Amboiſe im lieblichen Thale des Cher, über den Cher ſelbſt geſpannt wie eine Brücke, ein Brückenſchloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaiſſance-Geſchmackes können hier alle Haus- und Zimmer-Einrichtung der Renaiſſance im Detail betrachten, ſie iſt unberührt, der jetzige Beſitzer hat ſich in den Uferflügel des Schloſſes zurückgezogen, und jedem Fremden ſteht dieſe Favoritwohnung zur Anſicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen weſtlich entfernt von Chambord, ſüdlich von der Loire, aber die einförmige Sologne iſt hier erſetzt durch den reichſten Typus der Touraine. Von Amboiſe an der Loire aufwärts ſteigt der Weg in die Waldberge des Amboiſer Königsforſtes, und rollt dann ſanft hinab in das breite, üppige Becken des Cher-Landes, das Herz der Touraine. Wieſen wie von grünem Sammt, von Eſeln und Pferden beweidet, Acker ſchwarz und klar, ein Ideal des Oekonomen, Ortſchaften weiß und rein, Weinberge voll und geſegnet, Bäume ſchlank und reich, Menſchen ſanft und fröhlich, umgeben den

Fluß, der grün und munter rauſcht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen ſchließen dieſe Pouſſin'ſche Landſchaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schloſſes ſtützt ſich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke ſpannt ſich über den Fluß, der rauſchend durch die Grundbogen eines Saales hindurchſtrömt. Man ſpeiſt in dieſem Bildersaale franzöſiſcher Geſchichte juſt über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und ſieht aufwärts und abwärts die kräuſelnde Welle des Cher und deſſen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, ſind ebenfalls noch über dem Waſſer, nur dem Façadenufer näher. Beim erſten Erwachen ſahen ſie aus dem Bett in die Waſſerlandſchaft hinaus, und dies kleine lauſchige Zimmer übt heute noch ſeinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu ſehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleiſchesgeſtalt, wie der deutſche Dichter ſie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder ſchalkhafter Empfindungen, es iſt ein Spiel des Geiſtes, was unter dieſen Augenwimpern hervorlauſcht.

Die Naſe iſt lang, der Mund desgleichen, aber das verſtohlene Leben der Züge iſt anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr ſechzigſtes Jahr den König feſſeln konnte, ohne Unterbrechung feſſeln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrſcheinlich iſt ſie ſchon 1500, alſo 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter ſcheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entſprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe iſt. Diana war leidenſchaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Laſt wilder Feindſchaft gegen den Proteſtantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tauſendfach bedingter, tauſendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die ſelten, äußerſt ſelten ein unmittelbares Zeichen italieniſch heißen Blutes zuläßt, ſie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unſre Geſchichtſchreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt ſie im Hintergrunde, ſelbſt unter ihrem erſten Königsſohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt ſie nur leiſe hervor. Mit Karl IX. erſt, wo ſie zu Anfange legitime Regentin, tritt ſie entſchieden auf, und

von da an leitet sie 28 Jahre die innersten Fäden französischer Welt. Nur möge man nie vergessen, daß ihre Söhne launische, reizbare Menschen waren, Karl IX. besonders von jäher Heftigkeit. Wo also Gewaltsames und Wildes erscheint im Laufe dieser Dinge, da darf man immer voraussetzen, es geschah gegen Catharinens Willen, der nirgends gewaltsame Maaßregeln wählen mochte. Sie wird deshalb nicht von schweren Vorwürfen freizusprechen sein, auch die wildeste Parteigeschichte ist nie ganz ohne den Takt der Wahrheit, und sie hat gewiß nicht in Allem übertrieben, was sie Catharinen zur Last legt. Catharina ist allerdings, wie jede unter Gegensätzen vermittelnde Person, der Geschichte in Haß bezeichnet worden vom Katholiken wie vom Protestanten; aber ihre Aufgabe war so schwer, ihre Neigungen waren so stark, daß ihr auch vieles Ueble nicht aus bloßem Hasse nachgesagt werden konnte. So wenig sie indessen fleckenlos, so wenig war sie ein Teufel, sie war ein höchst merkwürdiges, höchst begabtes Weib; ein Weib im Kleinen und im Großen, geschickt und klug und doch innerlichst machtlos.

Es geschah an einem warmen Sommertage, am 10. Juli 1559, daß ein wunderlich Schicksal auf einmal den langen Streit entschied zwischen ihr und

Diana. Die Place royale war mit Schranken und Teppichen geſchmückt, der König hielt ein groß Turnier, und ſchon war ein Tag im Waffenſpiele bunt und ſchimmernd und gefährlich verbracht worden. Da rief der König einen Herrn Montgommery auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es war derſelbe, den man in Paris haßte, der im Auftrage des Königs das Parlament gedemüthigt hatte. Er ſchien eine Ahnung des Verderbens zu haben, was in ſeiner Hand ruhte, er zögerte — aber Heinrich befahl ungeſtüm, Montgommery ritt ein, und ſie trafen im ſtarken Pferdeslaufe ſo heftig an einander, daß die Lanzen bis an's Heft zerſplitterten. Ein Splitter flog dem Könige in's Auge, das Blut ſtürzte wie ein Strom hervor, die Verwundung war tief in den Kopf gedrungen, der Tod endigte bald den entſetzlichen Schmerz.

Dahin ſind auf lange Zeit Friede und Luſt, dahin die heitere Seite Marot's, die Jagdgeſänge, die er jedem einzeln gemacht hatte, wenn der Trupp zu Walde zog! „Ainsi qu'on ouyt le cerf bruire“ hatte Heinrich geſungen, „Du fond de ma pensée“ Diana am anderen Waldwege. Vorüber die Zeit, wo man

ſo reichlich altfranzöſiſche Heldenmährchen druckte, die Geſchichte vom König Karl und deſſen Paladinen. Marot's Pſalmen ſtiegen jetzt auch am Tage aus den Wäldern auf, ernſt und traurig wie Geißelgeſang. Die Proteſtanten erhoben ſich zum erſten Male als Parteimacht, die Parteihäupter erſchienen im Felde, der Bürgerkrieg klopfte an's Thor des jungen Königs, der neben der jungen ſchönen Königin ſaß. Sie waren beide ſo jung, kaum über ſechzehn Jahre, Franz und die Nichte der Guiſen, Maria Stuart! Und ihre Luſt dauerte ſo kurze Zeit, das erſte Blut war ein Fluch auf ſie geſprützt worden, der ſich ſchrecklich erfüllte. Zu Amboiſe an der Loire ſaßen ſie, auf dem hohen Schloſſe, von wo man hinabſieht bis zu den Thürmen von Tours, und dahin richteten die Hugenotten ihren erſten Streich, ſie wollten die jungen Königsleute gefangen nehmen. Aber die neuen Herren des Reichs, die Guiſen, wußten davon, ſie überfielen die Hugenotten auf dem Wege und maſſakrirten ſie. Nur einige wurden für Amboiſe aufgeſpart zum Todesſchauſpiele für den Hof. Der König, Maria Stuart, der große Capitain und der Kanzler Olivier ſaßen vorn in erſter Reihe, und ſahen die Köpfe fallen. Da tauchten diejenigen Hugenotten, an welche nun die Reihe kam, ihre Hände

in das vergoſſene Blut, hielten ſie jener erſten Zuſchauerreihe vor Augen, ſahen gen Himmel, und beſchworen den Fluch Gottes herab. Franz ſtarb im zweiten Jahre ſeiner Regierung plötzlich an einem Kopfgeſchwür, das Schickſal ſeiner Witwe kennen wir alle, der große Guiſe fiel unter Meuchelmord! Olivier ſtarb an Gewiſſensbiſſen, denn er war im Herzen Hugenot geweſen.

Catharina, unter Franz durch die Guiſen zurückgedrängt, führte jetzt ihren zehnjährigen Karl — 1560 — eigenhändig zum Throne, hörte die Schmeicheleien aller Partei, die man ihr der Regentin brachte, höflich an, erwiderte ſie, und ſann doch auf nichts, als dieſe Herren des Throns gleichmäßig vom Throne abzudrängen. Das konnte nur gelingen, wenn Friede erhalten und der große Religionszwieſpalt in einer Vereinigung geſchlichtet würde. Daher ihre immer neuen Vermittelungsvorſchläge, ihre Verſammlungen aller Partei, ihre ſtets zuvorkommenden Friedensſchlüſſe. Denn wenn der Krieg raſſelte, da galten die Männer von Eiſen, und die weibliche Regentin war unmächtig, und wenn eine Partei ganz vernichtet wurde, ſo nahm die ſiegende den Thron ein. Nur ein Königsheld konnte anders verfahren, die Mutter eines zehnjährigen Königs mußte durch

politiſche Klugheit von einem Tage zum andern eine leidliche Exiſtenz erkämpfen. Zu dieſer rieſenſchweren Vermittelungsrolle hatte ſie den berühmten Kanzler L'Hospital zur Seite, und hie und da noch einen andern Parlamentsrath, einen Pasquier, einen Harlay, einen Dumoulin, einen Alciat, einen Dutillet. Denn tüchtige Menſchen der Vermittelung ſind ſelten, ſie ſind den Streichen aller Parteien ausgeſetzt, das Hilfsmittel der Parteien, die Leidenſchaft, fehlt ihnen, ihre Waffe iſt die Bildung, und dieſe gilt nur, wo ſie zugelaſſen wird, während der Haß ſich überall ſeinen Eingang erzwingt. Glücklicherweiſe gab's in Frankreich Familien, wo eine beſtimmte Conduite wie ein Theil des Wappens durch Jahrhunderte feſtgehalten wurde, auch die der Vermittelung zwiſchen Parteien. Dies war das Wappen der Montmorency und der Nevers, und der alte Montmorency ward alſo Catharinens Exekutor, wenn kein Friedensvorſchlag gedeihn wollte.

Sie brachte noch im Jahre 1560 eine große Verſammlung in Fontainebleau zu Stande, wodurch wirklich die Verfolgungen eingeſtellt, ein Concil in Ausſicht geſtellt wurde. Und noch denſelben Winter berief ſie die Generalſtaaten nach Orleans, verbot ſelbſt den katholiſchen Rednern die ausſchließlichen

Bezeichnungen in Betreff der Ketzer, verbot ausdrücklich die Namen Hugenot und Papist, und setzte eine völlige Amnestie durch in Sachen der Religion. Ja, sie rief die Flüchtlinge zurück, setzte sie in die verlornen Güter ein, erlaubte ihnen sogar den Verkauf der Güter, wenn sie den Aufenthalt im Auslande vorzogen.

Catharina ging so weit, einen Brief an den Pabst zu schreiben, worin Folgendes:

„Die Zahl derer, die sich abgesondert, ist sehr groß. Nicht durch Gesetze, nicht durch Waffen sind sie zurückzubringen. Edelleute, Gerichtspersonen ziehen durch ihr Beispiel die Menge zum neuen Glauben. Glücklicherweise hat sich doch nichts Monströses erhoben, keine Wiedertaufe, keine Antitrinitarier, alle erkennen die 12 apostolischen Symbola an. — Man sollte ihnen willfahren, dies wäre das beste Mittel, die Kirche zu befestigen. Um dahin zu kommen, wäre es nicht gut, die Conferenzen zu vervielfaltigen, Vorträge zu heischen für Friede und Versöhnung? Man muß gar sehr vermeiden, daß man nicht durch eine unglückselige Hartnäckigkeit auch noch die der katholischen Kirche in Parteien spaltet." —

„Ich würde Euch, sehr heiliger Vater, vor-

schlagen, den Bilderdienst zu unterdrücken, die Taufe künftig nicht weiter als auf das Wasser und den Segen auszudehnen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, die Psalmen in der Landessprache zu singen, das Fest des heiligen Sakramentes aufzuheben, denn dies Fest ist alle Tage und zu jeder Zeit." —

Will man noch mehr? Ist dies Catharina von Medicis, die also an den Pabst schreibt? Sie ist's. Der Pabst war tief betrübt. Sie ging so weit, das große Colloquium im Kloster von Poissy zu veranstalten. Sie gab freie Bahn, zu zeigen, wer der stärkste sei. Wenn Theodor Beza falsche Prinzipien lehrt, sagte sie, so giebt's ja genug beredtsame Prälaten, um ihn niederzubeweisen, und Monseigneur der Kardinal von Lothringen hat ja versprochen, Alles niederzuschmettern mit seinem mächtigen Worte!

Am 9. September 1561 führte sie den jungen König und Alle von königlichem Blut in den weiten Saal des Refektoriums von Poissy, den sie reich hatte schmücken lassen, setzte sich mit dem Könige und dessen Hause auf eine Ballustrade, und gab das Signal, dies Geistesturnier über die Weltfrage zu beginnen. Ja, man hatte Calvin selbst aufgefordert, zu erscheinen und die Vertheidigung seiner Lehre zu führen in

ſeinem Vaterlande. Er hatte es abgelehnt, war in Genf geblieben und hatte den jungen und ſchönen Prediger Theodor Beza geſchickt. Die Anmuth und der Zauber dieſes Calviniſten, ſeine Leutſeligkeit und Verſöhnlichkeit erſchienen in ſo grellem Contraſte mit dem hugenotiſch-puritaniſchen Weſen, was man zu ſehen gewohnt war, ja machten einen ſo ſtarken Eindruck in Poiſſy, daß der Kardinal von Lothringen ausrief: Wollte Gott, dieſer Menſch wäre ſtumm, und wir wären taub geweſen!

Der kleine König mußte die Verſammlung eröffnen und einladen. Dann ſprach l'Hospital, verlangte ein Concil, eine milde Reform. Der Kardinal von Tournon, der heißeſte Katholik dieſer Verſammlung, erhob ſich gleich nach ihm, und verlangte, daß ſolch ein Vortrag, der die katholiſche Welt ſo offen verletzte, ſchriftlich mitgetheilt werde. Catharina, der wirkliche Präſident dieſer Verſammlung, verweigerte dies ohne Weiteres und rief: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Es folgt ein dramatiſcher Streich, der uns nicht wohl thut: die hugenotiſchen Prieſter fallen einen Schlags auf die Kniee, Beza richtete die Augen gen Himmel, ſprach ein Gebet, und ſämmtliche Hugenoten ſprachen ein ſolches mit lauter Stimme. Das

erſchien ſo gemacht, war ſo undelikat! Die Altgläubigen hatten nicht mit der Meſſe begonnen, da es ſich hier um Vernunftgründe handelte, und eben um Vermeidung und Ausgleichung deſſen, was in den Formen die Parteien trennte. Freilich! ſolche Mißgriffe gehören zum Glauben an ſich ſelbſt, und deshalb zum Gelingen in der Geſchichte! Die Verſöhnlichkeit iſt machtlos vor dem Kampfe, ſie iſt Schwäche, bevor die Gegenſätze ſich bis in's Innerſte beleidigt haben. Eben ſo lag ein tiefes Zeichen darin, daß die ſchwarzgekleideten, bleichen, kalten Hugenotten dergeſtalt kontraſtirten mit der roth und violekten Farbenpracht der Prälaten, mit aller heißen Geberde des Katholizismus.

Beza entwickelte die Glaubensartikel, Alles war todtenſtill. Beza's Schönheit und Suade war eine Brücke zum Ohr der Katholiſchen, denn ihr Glaube, ſchwachen Lebens dem trocknen Verſtande gegenüber, war in ſeinem Wohlſein, wo Eindrücke der Schönheit und der Kunſt erſchienen. Dieſe innerliche Welt der Kunſtmacht hat auch allein das weſtliche Europa dem Katholizismus erhalten. Wie hätte ſpäterer Zeit in Frankreich der Katholizismus immer wieder entſtehn und beſtehn können, in einem Lande, was übrigens den conſequenteſten Rationalismus der Geſellſchaft bis

zur nackteſten Spitze trieb! Wie anders, als durch eine Formenwelt der Kunſt, welche in den wärmeren Völkern zur andern Natur geworden iſt. —

Als Beza indeſſen an die Frage vom Abendmahle kam, und ausrief, daß Gott in Brot und Wein nur geiſtig, nicht körperlich gegenwärtig, daß er von Brot und Wein als Stoffen entfernt ſei wie die Erde vom Himmel, da brach auf der Biſchofsbank die Ungeduld aus in Murren, in Lärm. Sie ſchlugen mit den Händen auf, und der Biſchof von Tournon ſchrie: Blasphemie! Es iſt des allerchriſtlichſten Königs unwürdig, ſo etwas anzuhören, hebt die Verſammlung auf! Geſchähe es nicht aus Reſpekt vor dem Könige, wir blieben nimmer, wir entfernten uns auf der Stelle!

Catharina beſchwichtigte den grollenden Sturm, und endigte von Neuem damit: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Beza berief ſich auf die Schrift wie Luther. Tournon ertrug dies nicht, ſprang wieder auf, und rief ihm die wichtigen Worte entgegen, worin alle katholiſche Logik gegen den Proteſtantismus enthalten iſt: Wie? Kann die Schrift ſich ſelbſt erklären? Braucht ſie nicht einen lebendigen Richter, der entſcheidet? Dafür iſt die Kirche da, daß nicht Jeder die Schrift auslege nach ſeinem Gutdünken! —

Auch der König, setzte er hinzu, und wendete sich gegen Catharina, auch er ist nur ein Glied der Kirche, er ist nicht deren Haupt, diesem Haupte ist er unterworfen, dies Haupt ist in Rom. Die Meinung der Kirchenväter, sie ist der Führer zur Erklärung der Schrift. Darum soll man sich in gar keinen Dispüt einlassen mit Ketzern, denn sie glauben nicht an eine leibliche Gegenwart Christi, und somit giebt's kein Mittel, sich zu verständigen und zu nähern. — Alle Prälaten erhoben sich hierauf mit einem Male, und applaudirten enthusiastisch, und alle schrien einstimmig, daß das Refektorium von Poissy erzitterte: Wir wollen leben und sterben im katholischen Glauben, und bitten den König, im Glauben seiner Väter zu verharren!

Beza steht auf und sagt: Ich will auf der Stelle antworten, wenn Ihr's erlaubt — Nein, nein! Nichts da! schrieen die Bischöfe, und der Lärm wurde so groß, daß ihn Catharina nicht mehr bewältigen konnte, und genöthigt war, die Sitzung aufzuheben.

Aber sie gab nichts auf. Sie veranstaltete noch eine Versammlung, und der Kardinal von Lothringen und Beza kämpften so gewaltig und so schön mit einander, daß sie sich gegenseitig für Geist und Talent bekomplimentirten, wie zwei schöne Pferde, sagt

Brantome, die einander zuwiehern. Aber der Lärm und Skandal des Klerus folgte demungeachtet, und die Folge waren Pamphlete, mit denen damals die franzöſiſche Preſſe ihre Geſchichte beginnt und ein Jahrhundert lang auf das Lebhafteſte führt.

Catharina und l'Hospital ſetzten nun eine geheime Geſellſchaft nieder auf dem Schloſſe von St. Germain. Sie beſtand aus zehn Perſonen beiderlei Glaubens. So hoffte man, endlich doch eine Uebereinkunft zu finden. Beza gab darin ſehr viel nach in Betreff der leiblichen Gegenwart, aber die Prälaten verwarfen auch dies, und Catharina rief ihnen entrüſtet zu: Ihr wollt alſo durch kindiſche Hartnäckigkeit das Reich in Unruhe ſtürzen!

Von jetzt an gab's keine Konferenzen mehr. Catharina erließ aber ſelbſtändig im Januar 1562 ein Edikt, wornach die Proteſtanten außerhalb der Städte ihren Glauben feiern dürften. Als ob die Parteien jemals ein juste milieu ertragen möchten! Den Hugenotten war's zu Wenig, den Katholiken zu Viel, und beide verwünſchten Catharina. Sogar das Parlament von Paris widerſetzte ſich dieſem Toleranzedikte, man ſchliff die Waffen, man bildete die Ligue.

Ligue wurde europäiſche Politik, während Catharina die moderne Politik der Könige aufrecht zu er-

halten ſuchte, die Politik des Beſitzes, die Politik der Macht ohne Rückſicht auf Geſinnung. Durch alle Stürme hindurch ward dies auch von den Nachfolgern durchgeſetzt, und im Großen ausgebildet zur Idee des europäiſchen Gleichgewichtes. Nicht mehr die innere Schwere, ſondern das äußere Verhältniß wurde Maaßſtab. Catharina erhielt den Thron für die Familie und den Königsgedanken dadurch, daß ſie juſt vermittelſt der Geſinnung die Vaſallen untereinander ſpaltete, und gegen einander trieb. So ſchwächte ſie dieſe nächſte Gefahr, und erhob die Idee, daß der Thron außerhalb der Meinungsfragen ſtehe. Richélieu vollendete dies mit Energie zum ſteinernen Bau, was ſie nur mit Weibesklugheit hatte zeichnen können. Die Revolution erſt ſtürzte dieſe Politik, und die religioſe Ligue ſiegte in der Revolution, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte die Religionsfrage über den Himmel verwandelt worden war in eine Religionsfrage über die Erde und man Geſinnung heiſchte für den Staat, wie einſt für die Kirche.

Catharina, die Geſinnung durch den Kalkül verdrängend, ward ſomit Repräſentant einer neuen Welt, und es iſt alſo ein ganz richtiger Inſtinkt geweſen, alle erſinnlichen Vorwürfe auf ihr Haupt zu häufen. Man ſucht ja ſo ſelten den Gang der Welt, den

unendlich mannigfaltigen, man ſuchte den Schlag des Herzens, der ſo leicht zu erkennen! Man will die Geſchichtſchreibung zugerichtet ſehn für das kleine, alltägliche Bedürfniß, für das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen. Hatte ſie ein gutes Herz, dieſe Catharina? War ſie dankbar, war ſie offen? Schwerlich. Hinab denn mit ihr in den Abgrund der Verdammniß!

21.

Um das Maaß der Sünde voll zu machen, wird Catharina geſchildert als ein überaus ſchönes Weib, begabt mit den gefährlichſten Vorzügen des Leibes und des Geiſtes. Die alten Chroniker können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchſe, von dem anmuthsvollen Antlitze, dem vollen weißen Halſe. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und Niemand habe dann vermocht wo anders hinzuſehn als auf dieſe prächtige Büſte, auf dies weißglänzende Fleiſch, auf dieſe pralle Haut. Ach, flüſtert ein alter Edelmann, ich hab's von einer ihrer Damen gehört, ſie iſt überall voll und reich wie ein Götterbild, ſie hat Atalantens Bein, und ſeht nur, ſeht, wie ſie chauſſirt geht! Dieſes zierlichen Beins halber trägt ſie die Kleider kurz, ihre Hand, dieſe weiße Hand iſt die ſchönſte Europa's! Catharina gehörte zu jenen klaſſiſchen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit feſt erhalten

wird durch eine fehlerloſe, feſte Geſundheit — wie viel ſie weinen, ſich kränken, Stimmungen wechſeln, reiſen und wachen mußte, ſie blieb eine ſchöne Frau bis in's hohe Alter, noch im Lehnſtuhle auf dem Schloſſe Blois, wo ſie 71 Jahre alt den Tod erwartete, bewunderte man ihre ſchönen Hände.

Man ſchildert ſie rachſüchtig. Das verträgt ſich wohl mit der italieniſchen Natur, mit den entſchiedenen Stimmungen der Zeit. Man ſehe nur irgend einer der damaligen Geſtalten ſorgfältig unter die Augenlieder, ſei er Hugenot, ſei er Ligueur, ſie zucken alle nicht vor der entſchiedenſten, vor der tödtlichen Maaßregel gegen den Widerſacher, ſie fragen nur, ob es zu bewerkſtelligen ſei. Noch heute iſt die franzöſiſche Neigung ſo zum Aeußerſten entſchloſſen, wie wir es gern nur ſüdlichen Völkern zutraun, und nicht einem Volke, was am Rheine mit uns grenzt. Die Hauptperſon vielleicht allein, Franz Guiſe, der große Capitain, trug jenes edle Blut in ſich, was kein Verbrechen mag zur Genugthuung, und Heinrich von Bearn war ihm — vielleicht — der ähnlichſte. Aber man glaube auch nicht, daß Catharina um kleiner Eitelkeit willen rachſüchtig geweſen ſei. Henri Eſtienne hatte ein ſchneidendes Pamphlet gegen ſie geſchrieben, ſie ließ ſich's vorleſen und lachte aus vollem Halſe.

Hätten ſie mich gefragt, rief ſie lachend, ich hätte ihnen noch viel beſſere Dinge mitgetheilt! Ueberhaupt iſt unſer milder Sinn in Deutſchland auf einer ſchweren Probe, wenn er die Geſchichte eines heißeren Landes vor ſich ſieht. Wie rückſichtsvoll iſt ſelbſt unſre Hiſtorie neben der engliſchen! Vor jeder durchgreifenden That erſchrickt unſer billiger Sinn, der das Mißliche menſchlichen Urtheils ſo tief erwägt, und der die That nur erlaubt zum Ausgleichen, nicht aber zum Endigen. Die franzöſiſche Geſchichte iſt bis auf den heutigen Tag voll der gewaltſamſten, der durchgreifendſten Dinge. Nicht nur unter Richelieu, ein Jahrhundert nach Catharinen, begegnen wir den entſetzlichſten Todesſtreichen, ſie zucken bis dicht vor unſern Füßen von Zeit zu Zeit wieder auf und erinnern uns, daß der Franzos ein hitziges, brutales Element in ſich hat, und daß ihm ein Niederhalten in Form und Grundſatz unerläßlich.

Der Wendepunkt in Catharinens Charakter, wenn einer exiſtirt, tritt kurz vor der Bartholomäusnacht ein in jenen Planen, die man bei einer Zuſammenkunft mit den Spaniern in Bayonne ſchmiedet. Da war Alba zugegen, da hatte Catharina die Unmöglichkeit einer Ausgleichung unter den Parteien eingeſehn, da verhielt ſie ſich gewiß wenigſtens paſſiv bei

Anhörung der Mordpläne. Indeſſen fehlt über dieſen Punkt aller ſpecielle Nachweis, und was übrigens von Seiten Catharinens als Lebenszeichen aus jener Zeit vorhanden iſt, das zeigt ſie ganz abgewendet von Staatsgedanken, ganz hingegeben und beſchäftigt in Zärtlichkeit für ihre Tochter, die Königin von Spanien, die ſie hier ſeit langer Zeit zum erſten Male wiederſah. In einem Briefe an Montmorency ſpricht ſie von nichts als von Mutterglück und mütterlichem Intereſſe. Wohl aber zeigen die Nachrichten, daß der kleine Karl, ein jach-leidenſchaftliches Temperament, ſich fanatiſch betragen, und die Hauptperſon geſpielt habe für mörderiſche Pläne.

Aber der Mittelmäßigkeit ladet man auch nicht gern die ſchweren Verbrechen auf, es rundete ſich dem Hiſtoriker beſſer und ſchlagender zur Redefigur, all jene Gräuel Frankreichs auf ein merkwürdig Weib zu laſten, was ſchwer zu zeichnen iſt mit ſeinen reichen, bedenklichen Eigenſchaften. Wie raſch, mit einem ſchwarzen Striche entledigte man ſich des Weibes und aller Räthſel um ſie her! Der abſcheuliche Gedanke von Saint Barthélemy zum Beiſpiele iſt gewiß ein ſpaniſcher, denn nur politiſche Kälte konnte ihn erfinden, politiſche Abſicht, dem Nebenbuhlerland gleichzeitig eine tiefe Wunde zu ſchlagen, nur ſolche Abſicht konnte

ihn rathen. Wer zu Frankreich gehörte, der mußte vor der Unklugheit erſchrecken, wenn er nicht vor dem Verbrechen erſchrak. Ein noch kindiſcher roher König allein konnte ſolch ein Mittel pflegen und anwenden. Catharina glaubte nichts, und war deshalb abergläubiſch, es ſieht ihrem unmoraliſchen Sinne ganz ähnlich, daß ſie die Dinge einmal unberührt gehn laſſen, ſie ſich entwickeln laſſen wollte wie die Orakel. Alle Klugheit hatte bisher nicht geholfen, vielleicht haben die Kinder Glück, die Unbeſonnenen!

So ſind auch die Beſchreibungen thöricht, wornach ſie ihre eignen Söhne zur ohnmächtigen Wolluſt erzogen und verleitet habe. Sinnliche Freuden waren ihr kein Unglück, und ſie dachte darauf auch für ihre Söhne, aber ſie war eine zärtliche Mutter, ſie war nicht unnatürlich ehrgeizig, es lag ihr Alles daran, in ſo ſchwerer Zeit einen ihrer Söhne zum ſtarken Könige zu erziehn. Der Sohn ihrer Vorliebe, ſpäter Heinrich III. begann auch als Herzog von Anjou ſeine Laufbahn voller Nachdruck, er ward ein Hauptheld des mörderiſchen Tages bei Jarnac. War es ihre Schuld, daß er ſpäter ſo kläglich wurde? Wenigſtens gewiß nicht in dem Sinne und Maaße, wie die hiſtoriſche Phraſe ſagt. Dieſe Phraſe erzählt, daß Catharina zu Chenonceaux ihre Ehrendamen die Tafel

ihrer Söhne habe bedienen lassen, und zwar hätten diese filles d'honneur keinen weiteren Schleier gehabt als Blumenkronen. Das wäre viel zu unkünstlerisch für Verführung, viel zu geschmacklos für ein künstlerisch erfahrnes Weib, und es ist ein Unsinn, wenn man bedenkt, daß diese Damen aus der Blüthe des stolzen Adels genommen waren, und sich nimmermehr bequemt hätten zu solchem Odaliskendienste für kleine Prinzen. Solch ein Beispiel zeigt, was derlei, stets wieder nachgesagte Klatscherei für einen Grund und Boden hat. Catharina, welche von Franz die künstlerische Mission übernahm, hat gewiß mannigfach gefehlt in Pflege der Sinnenwelt, die für Frankreich noch neu war, aber so geschmacklos und so grob hat sie nicht gefehlt. Die Sinnenwelt, die Welt der Kunst hing innig zusammen mit der neuen Religionsfrage; war doch König Franz erst entschieden feindlich gegen den Protestantismus verfahren, als er dessen Bilderwuth sah, die Zerstörung versinnlichender Kunstwerke. Catharine war selbst einen Schritt weiter gegangen, und hatte vom Pabste ein Ende des Bilderdienstes geheischt. Wäre sie, eine gescheidte Frau, so inkonsequent gewesen, das sinnliche Element selbst ohne Schimmer und Reiz nackt und wüst auszustellen, in einer Zeit auszustellen, wo sie eines soliden Ansehns

ſo ſehr bedurfte, wo ſie in Wahrheit den Hugenoten geneigter war als den Papiſten?

Catharina's Feindin Diana ſtachelte die katholiſchen Häupter zur erſten Ligue, ſie vereinigt Guiſe mit dem zögernden Montmorency und dem Marſchall St. André zum erſten Triumvirat. Franz Guiſe kam mit ſeinen Reitern aus Lothringen, um nach Paris zu ziehn. In dem kleinen Städtchen der Champagne Waſſy entſpann ſich ein Streit, der in das bekannte Blutbad gegen die daſigen Hugenoten ausartete. So war das Signal gegeben, wie es ſcheint gegen Guiſes Abſicht, der ſich noch auf dem Sterbebette verwahrt gegen dies Gemetzel. Es iſt ſchon angedeutet, daß dergleichen Maßregeln, die aus dem ritterlichen Kriege wichen, ſeinem Sinne fern lagen. Für den Erfolg war dies jener Zeit gleichgültig, die Hugenoten nahmen Waſſy als blutige Kriegserklärung, die Katholiken als Beginn des Triumphes. Ganz Paris ſtürzte ihm entgegen, empfing ihn wie einen Imperator, küßte ſeinen Steigbügel, ſein Pferd ſogar, und bereitete ihm einen Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis.

Wie war er ſtattlich, wie war er gewaltig dieſer Mann hoch zu Roſſe, ein Enkel der alten Anjou's,

welche die Krone Neapels und Siciliens und die Krone der Provence getragen! Sein Vater Claude hatte ſechs Söhne hinterlaſſen, ſechs Guiſen, alle hochgewachſen, alle geſund, alle bis zur Verwegenheit tapfer, alle klug, ein Wald von Männern, deren Gipfel Franz, der älteſte, 1519 geboren. Ihm auf dem Fuße folgte Charles, der Kardinal, in ſeiner Art von gleicher Größe, ein Verſtand erſten Wuchſes, eine Würde, Pracht und Freigebigkeit, daß ſie Sprichwort der Zeit wurden. Der blinde Bettler in Rom hatte geſagt, als er die Handvoll Geld von ihm empfing: Du biſt entweder Chriſtus, oder der Kardinal von Lotharingien! Er trug regelmäßig einen großen Schubſack an ſeiner Hüfte, den der Kammerdiener alle Morgen mit drei bis vierhundert Thalern füllen mußte, und der allen Bettlern offen ſtand. Wie war die Zeit erfüllt von dem Namen Guiſe! Nach Schottland hatten ſie eine Schweſter als Königin geſchickt, und deren Tochter war Marie Stuart, leider ſo frühzeitig verwitwet als Königin von Frankreich. Leider; denn hier bei der erſten Guiſenreihe geht das Machtverlangen noch nicht an die Krone ſelbſt, jener Griff nach der Krone war dem zweiten Geſchlechte vorbehalten, jenem Balafré, dem Genarbten, dem Sohne Franzens, der, wenn's möglich war, noch leidenſchaftlicher angebetet

wurde von Frankreich als der Vater. Auch Franz trägt zuweilen diesen Beinamen von einer Wunde im Gesicht. Vor Boulogne war ihm ein Lanzenstich in's Antlitz gedrungen, die Lanze war abgebrochen, und der Chirurgus mußte ihm das Eisen mit einer Schmiede-Zange herausreißen. Er stemmte dabei, um stark genug ziehn zu können, seinen Fuß an den Kopf des niedergestreckten Herzogs, der damals 19 Jahre alt war und lautlos diese rohe Operation ertrug. Die zeugende Narbe erweckte den Beinamen Balafré, aber Heinrich, sein Sohn, trug eine noch größere im Gesicht und erhielt vorzugsweise jenes Beiwort.

Franz war einen Kopf größer als alles Volk, er hatte ein längliches Gesicht von dunkler Hautfarbe, was von großen, weit geschlitzten Augen belebt wurde. Wie König Franz die Haare kurz geschoren und den Bart lang trug, wegen der Kopfwunde seiner Jugend, so trug auch Guise sein braunes Haar kurz geschoren, und selbst den Bart kurz. Er war in allen Lagen gleichmüthig, sanft gegen den Feind, nachsichtig für den Freund, unermüdlich und bis in's kleinste Detail sorgfältig im Kriege. Er schlief dann nur angekleidet wenig Stunden des Morgens und revidirte allnächtlich selbst die Posten. Die Ordnung seines Kriegswesens war so genau, daß ihn alle Provinzen mit Freude

kommen ſahn. Er war kurz und ſententiös im Ausdrucke, und ſprach wenig, er war noch in den meiſten Dingen ein Ritter, und darin ganz unterſchieden von Heinrich, ſeinem Sohne, der ihn an Wichtigkeit für Frankreich noch überholte.

Als der kleine Condé den Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis erfuhr, rief er aus: Cäſar iſt dieſſeits des Rubicon, wir müſſen handeln! Im Sinne jener Zeit, wo die königliche Perſon unwandelbarer Mittelpunkt, trafen beide Partei'n in einem Ziele zuſammen: ſie wollten ſich des Königs bemächtigen, um für alle Maaßregeln den Schein der Majeſtät zu haben. Catharina war mit Karl in Fontainebleau. Guiſe war am Schnellſten, zu großer Betrübniß Catharinens, die ſich lieber Condé anvertraut hätte. Aber es half kein Sträuben, kein Weinen, das Königthum war nach drei Tagen im Louvre, von der gut katholiſchen Stadt Paris mußte der Krieg ausgehn. Der zögerte denn auch nicht: in Condé, Coligny und Andelot ſtellte ſich ein proteſtantiſches Triumvirat entgegen, man begegnete ſich in den Ebenen von Dreux, an der Normandie-Grenze, und eine achtſtündige Schlacht Mann gegen Mann entzündete ſich. Montmorency wird gefangen, St. André getödtet, die Katholiken wenden ſich zur Flucht. Aber Guiſe war noch da.

Ruhig hat er mitten im Kampfe gehalten, jetzt schreit er: Zu mir! stürzt in die Hugenoten, und schlägt sie. Condé selbst wird gefangen. Guise bietet ihm den Arm, führt ihn in sein Zelt, speis't mit ihm, theilt mit ihm sein Bett. Fest schlafen die beiden Feinde neben einander.

Coligny, der General guter Rückzüge, rettet das Hugenotenheer, und der Krieg ist keineswegs beendigt. Guise eilt, Orleans zu belagern. Am Abend vor dem Sturme hört er, daß seine Frau im Lager angekommen sei, und er eilt aus der Tranchée, um ihr entgegen zu gehn. Poltrot de Méré, dem Guise in der Verschwörung von Amboise das Leben gerettet, lauert ihm auf hinter einer Hecke, erkennt ihn an der großen Guisenfeder, und feuert sein Pistol auf ihn. Guise schwankt, muß vom Pferd — Wie lange, spricht er, ist mir dies zugedacht! Ich bin schuld, aber ich konnte mich niemals gegen Mörder vorsehn! — Man trägt ihn in sein Zelt, man untersucht die Wunde — es muß gestorben sein, die Kugel ist vergiftet! Poltrot gesteht es ohne Weiteres und rühmt sich der That gegen den Feind seines Glaubens. — Deine Religion, sagt Guise sterbend, trieb Dich, mich zu tödten, die meinige treibt mich, Dir zu verzeihn. An seinem Lager stand die verzweifelnde Gattin und Catharina,

die eilig von Paris gekommen war; am 24. Februar 1563 verſchied der große Capitain.

Wer hat dieſen Mord angeſtiftet? Coligny! Coligny! ſchrie Alles, Coligny und Beza ſagte Poltrot aus, und Coligny beging die Unvorſichtigkeit, ſeinen Vertheidigungsbrief mit den Worten zu ſchließen: „ich erachte den Tod Guiſe's für das größte Heil, was dem Reiche, der Kirche Gottes und namentlich mir und meinem Hauſe widerfahren konnte.“

Die Rache der Guiſen vergaß dies nicht. Den Kardinal an der Spitze erſchien die Guiſenfamilie im Louvre, all dieſe langen Geſtalten waren in dunkler Trauer, und ſchrieen vor Karl um Rache gegen Coligny.

Umſonſt bietet Catharina alle Mittel auf zur Verſöhnung der Parteien, umſonſt verſucht ſie eine perſönliche Ausſöhnung zwiſchen Coligny und dem jungen Guiſe. Es war zu Moulins, der Hauptſtadt des Landes Bourbon, was auf dem Wege von Lyon nach Paris liegt, es waren drei Jahre nach jener Mordthat verfloſſen, König Karl ſaß auf einem Throne, die Guiſen treten wiederum ein, Coligny erſcheint von einer andern Seite, und ſchwört in die Hand des Königs, daß er keinen Theil an jenem Morde gehabt; die Guiſen erklären, daß ſie an die Unſchuld des Admirals glauben. Wohl denn, ſpricht Catharina, Hein-

rich, Herzog von Guiſe, umarmt zur Bekräftigung dieſes Worts den Admiral! Heinrich, ſchon ein Mann wie der todte Franz, ſchon ein Krieger, der bei Jarnac in den dichteſten Reihen des Feindes den Guiſenmörder geſucht hatte, den alle Katholiken mit Jauchzen begrüßt als den neuen Guiſe, Heinrich wendet ſich gegen den Admiral, der auf ihn zuſchreitet, aber die harte Guiſennatur feſſelt ihm den Fuß. Man ſieht, wie ein Schauer des Abſcheu's ihn ſchüttelt vor der Nähe des Feindes. —

Entſetzlich ward dieſe Bewegung klar in der Bartholomäusnacht. Sechs Jahre waren vergangen ſeit dem Tage von Moulins, neun Jahre nach dem Tode des Vaters. Er war unterdeſſen der Abgott Frankreichs geworden, dieſer Heinrich Guiſe, ſchön wie ſein Vater, beredt wie ein Apoſtel, liebenswürdig, unwiderſtehlich. Frankreich, ſagt der ältere Balzac, war verrückt von dieſem Manne, denn verliebt ſagt viel zu wenig, die Hugenoten waren für die Ligue, wenn ſie dieſen Guiſe anſahn. Und er hörte die Glocke von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, die neben dem Louvre ſteht, er hörte die Glocke der alten Childerich-Kirche in jener furchtbaren Nacht nur mit dem Gedanken an Coligny, und er nimmt Mantel, Hut und Degen nur, um nach der kleinen Straße de Bethiſy

zu gehn. Dort iſt des Admirals Hotel, dort tritt er in den Hof und ruft hinauf: Besme, iſt's geſchehn? — Ja, Monſeigneur! er iſt todt. — Wohl, zeig ihn! Der Körper des Admirals ſtürzte aus dem Fenſter auf das Pflaſter des Hofes heraus. Guiſe tritt zu ihm, wiſcht das Blut ſorgfältig vom Angeſichte des noch rauchenden Leichnams und läßt eine Fackel darauf leuchten. Erſt als er ihn genau erkannt für Coligny, giebt er ihm einen Fußtritt, und befiehlt, ihm den Kopf abzuſchneiden, und ſelbigen Kopf der Catharina vorzuhalten. Dann ſchlägt er den Mantel wieder um, und ſchreitet befriedigt in die Nacht hinaus, in die Mordgaſſen von Paris.

Denſelben Fußtritt, Guiſe, wird Dein Leichnam erfahren von einem kleineren Menſchen denn Du! —

22.

Von Zeit zu Zeit iſt es den Verſchränkungen der Bildung heilſam, die wilde, ganze Seite der Männer zu ſehn, die mit Blut gedüngt haben für eine Zeit der Feder. — „Die Menſchheit bezahlt es zu theuer, daß ein Menſch über die menſchliche Kraft hinausreiche," ſagt Montesquieu einmal, aber es iſt dies nicht einer ſeiner großen Gedanken, er kommt aus den Falten ſeiner Gerichtsrobe. Der Werth beſteht nicht in der großen Zahl, er beſteht auch im Gewicht, und unſer heutiger Weg durch die Majoritäten, ein nöthiger aber proſaiſcher Weg, wird nur ein Durchgang ſein zu neuen Maaßſtäben. —

Bei dem Tode Karl's und ſpäter bei dem Heinrich Guiſe's erſcheinen nicht bloß politiſche Symptome, ſondern völlig gereifte Zuſtände, die Niemand erwarten ſollte. Die franzöſiſche Revolution tritt wie zur Probe zweihundert Jahre früher auf, beim Tode Guiſe's kann man Frankreich von 1589 neben Frankreich von 1789

ſtellen, ſie gleichen ſich bis in's kleinſte Detail, ſie gleichen ſich wie ein Tropfen Waſſer dem anderen. Sie ſind deshalb nicht dieſelben, zweihundert dazwiſchen liegende Jahre ſind nicht überflüſſig geweſen. Es war eben die Wirkung gewaltiger Menſchenbilder, die der Volksanlage ſo früh eine Geſtalt gab. An den Guiſen wuchs die Nationalform blitzſchnell in die Höhe, obwohl nicht die Guiſen, nicht die Condé's, nicht die Béarn's juſt dieſe Form zu befördern wünſchten. Der ſtarke Menſch weckt Stärke, und der Hiſtoriker muß ihn ſegnend hinnehmen, auch wenn ſeine politiſche Abſicht gar nicht übereinſtimmt mit der des Helden.

Das Munizipalleben Frankreichs, was ſich jetzt ſo furchtbar entwickelte, es dankte ſeinen Urſprung einem Tyrann. Ludwig XI. hatte die Communen begründet, die freie Wahl unter den Bürgern, er hatte ihnen Waffen und eigne Polizei gegeben. Jeder Despot gründet für ſeinen Despotismus eine neue Macht und in ihr den Tod despotiſcher Uebertreibung, in ihr den Samen eines neuen Fortſchrittes. Sobald des Despoten perſönliche Ueberlegenheit ermattet, ſobald er demzufolge in's Unrecht kommt, weil ſein Recht nur die Ueberlegenheit iſt, dann bildet ſich ein höherer Standpunkt, wenigſtens ein neuer Standpunkt des

politischen Rechtes innerhalb der despotischen Macht. Das Persönliche wird abgestreift wie die Bohnenhülse, und die frische Frucht nährt und kräftigt den Feind des Despoten. Ludwig XI. schuf die Communen gegen die Feudalmacht, und die Communen beherrschten zweihundert Jahre später das Königthum. Franz schuf Kunst und Wissenschaft gegen die Rohheit des Seigneurs, Kunst und Wissenschaft waren zwei Jahrhunderte später von größerer Würde und Macht als die Inhaber der Krone; Heinrich IV., der erste Bourbon, hob die Parlamente, die Parlamente dekretirten den Untergang der letzten Bourbons, Richelieu schuf die Centralisation im Königthume, und diese Centralisation machte einen so schnellen Sturz der Royauté möglich.

Das livre des bannières auf der Pariser Polizeipräfektur, wo alles innere Gewebe der Gewerksrechte, der Confrerien rechtlich ausgesponnen liegt, ist eine der deutlichsten Geschichtsquellen. Die Ligue hielt streng auf all diese Rechte breitester Selbsterwählung unter den Bürgern, sie ging von Paul zu Peter, ihre Despotie war eine demokratische, ihr Kind mußte eine demokratische Macht werden. Der stolze Guise hatte nichts weniger im Sinne, als demokratisches Königthum, dies babylonische Geschwätz und Rechthaben war ihm in der Seele zuwider, er wollte nur auf dieser

Leiter hinauf, und dann die Leiter in Gott weiß welchen Abgrund werfen. Aber solche Leitern politischer Hilfsmittel, die man aus gebrechlichem Holze zu zimmern glaubt, sind stets wie durch Wunder, durch Zeit und Wetter steinerne Treppen geworden, wenn man oben am Ziele ist, und sich umkehrt. Da stehen die Helfershelfer, die man einzeln hinter sich glaubt, die man leicht abzuschütteln denkt, sie stehen in breiter Schaar lächelnd oder grinsend beim Usurpator, kaum durch eine schmale Stufe getrennt, sie zerren am Mantel. Kein Mensch, sei er noch so groß, kann einsam bleiben in der Macht. Ein jäher Tod sparte dem stolzen Herzoge Heinrich die Erfahrung, ein jäher Tod wäre ihm sicher gewesen, hätte er selbst die Krone Capet's auf sein Haupt gesetzt.

Karl IX., dieser jähzornige Jüngling, der sich hinter dem flüchtigen Hirsche eben so wüthend erzürnen konnte wie allem Widerspruche gegenüber, er hatte die Bartholomäusnacht frank und frei auf sich genommen, er hatte den Bräutigam dieser Bluthochzeit, seinen Schwager Heinrich von Bearn barsch angefahren: „die Messe, den Tod, oder die Bastille," er hatte mit solchem Schreckenssysteme Alles zerstreut, den Widerstand, wie den Frieden.

In der Normandie sammelte sich bald der neue Widerstand. Sully, freilich eine unsichre Quelle, erzählt, daß Karl Tag und Nacht verfolgt worden sei von den schrecklichsten Gesichten der Saint Barthélemy, und daß er von Grausen durchschüttelt seinen Arzt um Hilfe gefleht. Dies aber ist sicher: er siechte von Stund an dahin, und schleppte sich mit Schmerzen zwei Jahre lang; auf St. Germain konnte er nicht ersterben, weil der Feind aus der Normandie hereindrang in Isle de France. Unter entsetzlicher Todesqual mußte sich der vier und zwanzigjährige König nach dem Louvre bringen lassen, und dort starb er 1574.

Sein Bruder Heinrich, des Namens der Dritte, wird aus Polen gerufen, wo er als erwählter König sich gelangweilt und geärgert hatte, und unter ihm erreicht dieser ruckweise Bürgerkrieg nach allen Seiten hin seine Höhe und seine Endschaft, die Ligue wird erst Ligue in konsequentester Bedeutung, der Haß, der Krieg wird ingrimmig, die Revolte wird Rebellion, die Rebellion wird einige Monate lang wirkliche Revolution, die Heinrich IV. bezwingen muß wie Napoleon die spätere bezwang. Bis dahin, selbst in den grimmen Schlachten von Jarnac und Montcontour war der französische Scherz und manche rit-

terliche Art niemals ganz ausgegangen. Nach Jarnac, wo Condé gefallen, ſangen die Hugenoten zwar:

Le prince de Condé
Il a été tué,
Mais Monsieur l'amiral
Est encore à cheval
Avec la Rochefoucauld
Pour achever tous ces papaux, papaux, papaux!

aber es war trotz dem haßluſtigen papaux, papaux noch Heiterkeit in ſolchen Geſängen. Am Abende vor der Hugenotenniederlage bei Moncontour ließen die Seigneurs der Ligue denen des Hugenotenthums ſagen: Nehmt Euch in Acht, wir ſind Feinde, aber wir haſſen Euch nicht, macht den Admiral aufmerkſam, daß wir in dieſem Augenblicke ſehr ſtark ſind, er ſoll einen Monat temporiſiren, dann zerſtreuen wir uns ſicherlich. —

All dergleichen hörte jetzt auf, rückſichtsloſe Feindſchaft trat an die Stelle. Heinrich III. mußte 1576 das günſtigſte Edikt geben, was die Hugenoten noch erlangt hatten. Nur Paris und zwei Lieues im Umkreiſe waren ausgeſchloſſen für ihren Kultus, die verheuratheten Prieſter ſollten ungeſtört, deren Kinder ſollten legitim ſein. Eine brüllende Entrüſtung der Katholiken folgte dieſem Edikt, ganz Paris ſchrie auf, und die Ligue entſchloß ſich von dieſem Augenblicke zur ärgſten Schlacht.

Der Liguen=Plan war urſprünglich ein Guiſengedanke, und gehörte dem Kardinale Charles, der auch 1574 geſtorben war. Auf dem Concile zu Trident hatte er ihn gefaßt, zugleich als Mittel, den Lothring'ſchen Stamm an die Stelle der Valois zu ſetzen. Franz Guiſe hatte dieſe weite Abſicht nicht völlig getheilt, theils weil er loyaler geſinnt war und nur Königsmacht, gleichviel unter welchem Titel, haben wollte, theils weil er das Vorurtheil der Franzoſen gegen die Ausländer noch für ein zu tief gewurzeltes Hinderniß anſah. Der Lorrain war damals noch ein étranger, und ein étranger war noch ein barbarus, des franzöſiſchen Thrones unwürdig. Dieſe Bedeutung des étranger, lebhaft in jeder ſtarken Nation, iſt heute noch in der franzöſiſchen Provinz nicht ganz verſchwunden, obwohl die Revolution von 1789 ihr den Lebenskeim ausgebrochen hat.

Der Liguenplan datirte alſo von 1562. Franz fällt, es fehlt die handelnde Hauptperſon, Heinrich zählte damals erſt dreizehn Jahre. Aber mit achtzehn nimmt er alles Vermächtniß auf, er läßt die erſte Schwurformel aufſetzen und im Sommer 1568 vom Adel der Champagne und Brie unterzeichnen. Der Champénois war immer an der Spitze des Katholizismus. Von da an beſtand dieſe Verſchwörung im

Geheim, und äußerte ſich lauter und leiſer je nach dem Zeitbedürfniſſe. Jetzt war das Zeitbedürfniß ſchreiend. Heinrich Guiſe, der Balafré, erhob ſich, und ſandte ſeinen Partiſan, einen Sieur der Picardie, Namens de Humières, in die Provinzen. Die Ligue hatte wie der ſpätere Jakobinerklub ihre Filiale durch ganz Frankreich. Humières beruft eine Verſammlung nach Péronne, und konſtituirt die Ligue von Neuem. Zweihundert Edelleute unterſchreiben auf der Stelle; in Maimbourg ſind ſie alle namentlich aufgeführt. Merkwürdigerweiſe war der Norden das Hauptlager des Katholizismus und der Ligue. Faſt konnte man ſagen, daß die Loire die Grenze gebildet habe zwiſchen den Religionen, nur das Lyonnais, Haut-Poitou, Marſeille und Toulouſe ſind ganz auszunehmen; ſo wie im Norden auch manche Provinz, zum Beiſpiele die Normandie, mit Hugenoten verſehen war. Aber ſelbſt die nördlichen Loireufer, das Land von Orleans und Blois galt nicht für eifrig katholiſch. Der Südweſt, das Land von La Rochelle, von Saintonge, die Guienne, die Gaskogne, das Languedoc waren rein hugenotiſch, und der feſte Bergſtock in der ſüdlichen Mitte Frankreichs, der über die ſchöne Auvergne nach Lyon hinüberfällt, und ſüdlich über die Cevennen nach Montpellier hinabreicht,

er war meist hugenotisch, das alte Alby, die Heimath der Albigenser, liegt da, die starken Bergleute der Cevennen waren hier das stets bereite Aufgebot.

König Heinrich hört diese Vorbereitungen der Ligue, aber ein leichtsinniger Mann macht er kein Arg daraus trotz Catharina's Warnung. Folgendes öffnet ihm die Augen über alle Zukunft. Von Rom zurückkommend stirbt in Lyon ein Agent der Guisen, ein gaskonischer Advokat Namens David, und man findet in seinem Felleisen eine merkwürdige Schrift, einen Stammbaum der Guisen. „Die Nachkommen Hugo Capet's" — heißt es darin — „haben bis jetzt illegitim geherrscht, die Lothringer sind die richtige Nachkommenschaft Karls des Großen. Guise soll und wird der Ketzerei und den Valois ein Ende machen, wird den König geschoren in ein Kloster schicken, und mit dem Segen des Pabstes, alle gallikanische Kirche vernichtend, die Krone Frankreichs empfangen." —

Die Gerüchte über den Usurpations-Uebermuth waren also so wohl begründet? Die alten Majordomen, die Karl Martell und Pipin erhoben sich vor den nachdenkenden Blicken Heinrichs. Er verbot die Ligue. Sie wird nur eifriger. Er erklärt sich selbst zum Chef, und sorgt, daß der Pabst die Sanktion verweigert — das hält Alles nur hin. Guise arbei-

tet Tag und Nacht, Jahr um Jahr, verbündet ſich immer enger mit den Bürgerkommunen von Paris, verbündet ſich mit Juan d'Auſtria, einem Baſtard Karl's V., dem er für den Thron Frankreichs den Thron der Niederlande verſpricht, verbündet ſich nach Juan's Tode mit Philipp II. ſelbſt, der keinen Anſtoß nimmt an dieſem bei Juan entdeckten Vertrage, denn Juan iſt todt, und Guiſe, ein Schwert gegen die Ruhe in Frankreich, lebt. Was hat der Balafré für Sorge! Es iſt thunlich, durch raſche Streiche gegen die unterhöhlten Valois ſich auf den Thron zu ſchwingen. Aber von frecher Uſurpation erwartet er keine Dauer. Soll er nicht den halb legitimen Weg verfolgen? Aber der iſt ſo weit! Noch lebt der jüngſte Sohn Catharinens, der Duc d'Alençon, Monſieur, er iſt Soldat, hat Muth, iſt legitimer Erbe, aber er iſt den Katholiken zuwider, er iſt zu beſeitigen. Soll er von König Heinrich erzwingen, daß er ihn, den Guiſe, zum Dauphin erklärt? Denn hinter Monſieur erſcheint der Bearner, der Hugenotenführer im Hintergrunde als nächſter Erbe, der Schwager des Königs zwar, der Enkel Margarethens von Valois zwar, aber eine Unmöglichkeit für das katholiſche Frankreich. Soll er warten, ſoll er durchhaun? Seine Schweſter Catharina, die männliche

Montpenſier, ſchreit ihm täglich in die Ohren: Schäme Dich, Heinrich, man wird Dich für feig halten, Du weißt nicht zu endigen!

Da kommt die Nachricht: Monſieur, der letzte Sohn Catharinens, iſt plötzlich in Chateau Thierry geſtorben, vergiftet, wie es in den Mémoiren de Nevers heißt, durch ein Bouquet, was ihm ſeine Maitreſſe gegeben. Jetzt iſt der Thron offen. König Heinrich pilgert umſonſt mit ſeiner jungen Frau barfuß nach Chartres, um einen Erben zu erflehn von Notre dame de Chartres, man weiß von Heinrichs Ärzte, daß alle Pilgerſchaften der Welt nichts helfen können. Jetzt ſteht der Bearner Hugenot als Thronerbe im Vordergrunde, jetzt erhebt ſich die Ligue ungeſtüm. Die Parteien ſondern ſich ſaubrer, die Ligueurs, les zélés, ſcheiden ſich ſtreng von den politiques, die zwar auch Katholiken ſind, ſich aber allenfalls auch den Bearner gefallen laſſen. Dieſe Politiſchen, die Vermittelungs-Aufgabe Catharinens übernehmend, haben ihren Mittelpunkt im Parlamente. Die Ligue hat ihren Mittelpunkt in der Bürgerſchaft und dem Volke, und iſt hundertfach mächtiger. Sie errichtet das Comité der Sechzehn nach den ſechzehn Quartieren von Paris, und dieſe gefürchteten Seize ſchicken einen Boten um den anderen nach Lothrin-

gen, der Balafré ſolle kommen, und in's Louvre ziehn. Aber der Balafré zögert, ihm iſt die Frucht noch nicht reif, er vertröſtet und vertröſtet, und ſchickt endlich, da er nicht mehr ausweichen kann, ſeinen Bruder Mayenne. Wohl inſtruirt begiebt ſich dieſer zuerſt reſpektvoll in's Louvre, und erſt Abends zehn Uhr empfängt er im Guiſenhotel, Hotel St. Denis, die Verſchwornen, um den Barrikadenplan zu entwerfen. Die Barrikaden ſind ein alter Pariſer Gedanke, ſie waren nur damals aus Mangel der Omnibus-Wagen nicht ſo leicht bewerkſtelligt, und man bediente ſich zu ihrer Einleitung ſchwerer Ketten. Aber der Verräther iſt unter den Ligueurs! Nicolas Poulin, der uns alle Détails dieſer Verſchwörung geſchrieben hinterlaſſen hat, wird in ſelbiger Nacht von Neue gepeinigt, und geht hin zum Kanzler de Chive und erzählt ihm Alles. Dieſer eilt zu Epernon, dem Favoriten Heinrichs, dieſer zu Heinrich — ach was, ſagt der Valois, es wird übertrieben ſein, und wir haben heut Abend großen Ball!

Durch die ganze franzöſiſche Geſchichte zeigt ſich die franzöſiſche Welt in ähnlicher Weiſe: wie ernſthaft eine Politik vorbereitet iſt, Leben und Gewohnheit behält daneben alles Recht, man unternimmt die Ausführung nicht bei ſchlechtem Wetter, man ſchiebt

ein Vergnügen nicht bei Seite, weil das Leben dabei gefährdet sein könnte, man greift sich auf Leben und Tod an, und unterbricht sich durch ein gemeinschaftliches Gelächter, wenn eben etwas Komisches sich ereignet. Der Franzose ist vor allen Dingen natürlich und höflich, wie viel Mühe er sich auch gebe, dogmatisch zu sein. Und Heinrich Valois bot nun gar ein wunderlich Gemisch in seinem Wesen: Frühzeitig ein talentvoller, rascher Krieger, der die alten Hugenotengenerale auf's Haupt geschlagen, erschien er doch als König meistens ohne Nachdruck. Ein zuckendes, unstätes Wesen trieb ihn in den Zimmern hin und her, Knabenscherze mit seinen Mignons, wie die Favoriten, die Epernon, die Joyeuse ꝛc. genannt wurden, unterbrach er durch bigotte Bußübungen; in gelbe Seide prachtvoll gekleidet, vergißt er doch nicht den Rosenkranz von Todtenköpfen an die Hüfte zu hängen, ja er tanzt mit der Bußkappe auf dem Kopfe, die Pönitenzgeißel an der Seite. Es sind viel wichtige Eigenschaften in diesem Heinrich vereinigt, er ist in jeder Stunde und Lage fähig, Schweres vorzunehmen, er kann beredt sein, wenn es Noth thut, kann sich sammeln in der schrecklichsten Aufregung, kann geistreich und überlegen, in vornehmer Königsart das Gespräch werfen. Und doch erscheint er im Zusammenhange als

einer der kläglichſten Regenten Frankreichs, denn ſeinen Eigenſchaften fehlt der Zuſammenhang, fehlt die organiſche Charakterfolge, ſie fallen wie eine zerriſſene Perlenſchnur auseinander zu Halbheit, zu Unſchlüſſigkeit. Er erſcheint wie eine Subſtanz, deren Perſönlichkeit von einem Gifte durchdrungen iſt, er ſcheint ſelbſt die Empfindung zu haben, daß ſein Ich jeden Augenblick in Atome auseinanderfallen könne. Daher jene ruckweiſe Melancholie, die ihn bisweilen wie ein drückender Wind hierhin und dorthin ſtößt, und ihn ſich flüchten läßt in Kloſter- und Todesgedanken, welche ſeinem urſprünglich vergnügungstollen Blute zuwider ſind. So wollte er einſt das Boulogner Holz in ſechs Alleen ſpalten laſſen, die in einem Mittelpunkte zuſammenliefen. Dieſer Mittelpunkt ſei geziert mit einem prächtigen Mauſoleum, worin ſein Herz und die Herzen ſeiner Nachfolger. Jedem Ritter des heiligen Geiſtes werde in den Alleen ein Grab und eine Bildſäule von Marmor errichtet, getrennt vom nächſten durch düſtre Eibenbäume — „in hundert Jahren", ſagte er, „wird dies eine entzückende Promenade ſein durch wenigſtens vierhundert Gräber!"

Am Morgen nach dem Verſchwörungsplane im Hotel St. Dénis erſcheint Mayenne harmlos im Louvre — Wie, Couſin, ruft ihm der König heiter

entgegen, verlaßt Ihr die Ligue? Mayenne ſtutzt, und fragt und läugnet, da er den Plan verrathen ſieht. Rückkehrend zu den Ligueurs entwirft er ihnen neue Pläne, nimmt Abſchied, und eilt zum Balafré. Poulain verräth jeden neuen Plan, man ſieht ſich wie in einem Zauberwalde, da ſich dies von Woche zu Woche wiederholt. Die Ligueurs ſind außer ſich, und ſchreien nach dem Balafré, und doch thut auch der König nichts gegen ſie, und dieſe gewaltſame Politik, die um Leben und Königthum ſtreicht, erſcheint wie ein Kartenſpiel, nur in Frankreich möglich. Epernon verlangt Angriff und Greveplatz, „das eilt nicht", ſagt der König, und geht nach St. Germain, um Ball zu ſpielen.

Ein Weib, die Montpenſier erträgt das nicht länger. Sie veranſtaltet es, den König aufzuheben, wenn er aus der Meſſe von Vincennes durch die Barrière zurückkehre. Das mißlingt, man iſt nun thatſächlich kompromittirt, der Balafré iſt nun unerläßlich. Er kommt — es war im ſchönen Monat Mai 1588 — ſein Briſſac, ſein St. Paul, ſeine bärtigen Reiter ſind neben und hinter ihm, Hoſiannah dem Makkabäer! ſchreit ganz Paris, und jauchzend wie den Hohenprieſter empfängt es ihn an der Porte St. Dénis. Nun zittre Louvre, zittre Valois!

Was geſchieht? Nicht mit Sturm erſcheint der Balafré im Louvre, ſondern allein, höflich, ein aufwartender, aber ſtolzer Vaſall. Laßt ihn feſſeln, Sire, laßt ihn feſſeln, Sire, ſo kommt die Gelegenheit nicht wieder, rufen die Vertrauten. Ja, aber wartet mein Zeichen ab.

Und ſie ſprechen mit einander, der Valois und der Guiſe, unmerklich ſieht ſich der Balafré um, ob drohende Zeichen erſcheinen. Alle Königlichen hängen mit den Blicken am Auge des Königs. Es war ein innerlich belebtes Bild. Das Koſtum der Zeit war lebhaft und farbig: man trug das Wams von brochirter Seide, geknöpft vom Gürtel bis zum Halſe, bauſchige Aermel, gepolſtert und mit Fiſchbein geſteift, eine große Fraiſe um den Hals, ein kurzes Mäntelchen mit Goldtreſſen bordirt, einen hohen, ſpitzigen Filzhut mit breiten Rändern und breiter Feder, ſpitze Büffelſchuhe, amaranthne oder grünſeidne Strümpfe, die Hoſen von der Farbe des Wamſes. Lichte Farben waren Mode. Man trug ſeidne geſtickte Handſchuhe, Kette und Medaillon um den Hals, einen breiten Gürtel, der auf der einen Seite eine Taſche oder Börſe hielt, auf der andern den langen Degen mit blankem eiſernen Griffe. Büffelſtiefel waren Negligée, ein langer, ſpitzer Bart war allgemein.

Die Damen tragen sehr weite Kleider, besonders über die Hüften weit, damit die Taille unter dem langen Schnürleibe desto enger erscheine. Die Mode stammt noch von Franz, geht aber mehr und mehr der Uebertreibung zu. Die Haare sind frei, die Stirn ist glatt à la Stuart, hinten flattern Bänder vom Chignon auf den steifen, aufrecht stehenden Kragen. Die Aermel sind Gigots wie im neunzehnten Jahrhunderte. An der Seite trägt man die große Tasche — gibecière —, worin manche einen kleinen Jagdhund, ein Eichhörnchen oder einen Papagei mit sich herumführt. Um den Hals trägt man Ketten, um die Schultern seidne Mantillen, wenn man über die Straße geht, so deckt eine halbe Maske, bald schwarz, bald blau, bald rosa das Gesicht.

So schimmerte in Farben der große Empfangsaal des Louvre, als der Balafré vor Heinrich stand, und Heinrich das Gespräch zu spinnen suchte, um den letzten Entschluß noch eine Weile hin zu halten. Man hört fern hinter den Thüren die Eisentritte der Garden, die sich aufstellen zur Gefangennehmung des stärksten Mannes in Frankreich. Ihn gefangen nehmen hieß den Schleier abreißen von einem Kampfe um Leben und Krone. Da grüßt der Balafré zum Abschiede — bleibt doch noch, Cousin, ruft Heinrich,

— der Balafré lehnt ab, und wendet ſich, die Royaliſten fragen dringend in Blick und Geberde, Heinrich giebt kein Zeichen! Der Balafré ſchreitet durch die Garden, ſchwingt ſich im Hofe auf's Roß, und hui! wie flog er in die Stadt hinein! Mit ihm das Zeichen zur Barrikaden-Rebellion. Die Chatelets, die Baſtille fallen in die Hände der Ligue, der Valois iſt bald auf den Louvre beſchränkt, aber umſonſt beſchwört die Montpenſier ihren Bruder, den Louvre zu nehmen. Er will durch Unterhandlung auf ſcheinbar legalem Wege zum Ziele kommen, er iſt nicht ſo politiſch klug wie Catharina. Mitten in den barrikadirten Straßen erſcheint ſie, die Dame in ſchwarzer Seide, ſie ſchilt nicht, ſie bittet nicht, ſie fragt nur, ſie verſpricht, ſie nöthigt nur den Balafré, mit dem ſie in ſteter Verbindung geblieben, ihr ſein Ohr zu leihn, die Zeit zu verlieren, ſie zwingt ihn durch ihre Gegenwart, auch in der offnen Rebellion die Maske der halben Maaßregel zu tragen, und dadurch die Rebellion zu lähmen. Nun benutzt der Valois die halbe Maaßregel, ſteigt zu Pferde, und jagt verhängten Zügels an der Seine hin nach St. Cloud hinaus. Denn der Louvre, am Waſſer gelegen außerhalb der alten Stadt und durch's Waſſer getrennt von dem großen Faubourg St. Germain, gab eine freie Paſ-

ſage nach dem Weſten hinaus. Zwar hat er den Louvre nie wieder betreten können nach dieſer Flucht, aber er rettete ſich die Krone vor den Guiſen, er rettete ſein Haupt vor der Schere jener Montpenſier, die ſie immer bei ſich trug, um dem Valois die Mönchstonſur zu ſcheren.

Der Balafré ward ſtarr in Wuth und getäuſchter Erwartung, als er dieſe Flucht hörte — ſo hatte er ſich doch verrechnet! So ließ ſich das Aergſte doch nimmermehr in hergebrachter Form verrichten! Das Neue will neue Mittel. Der Balafré war wie vom Donner gerührt, ſeiner ſo ſtarken und doch ſo feinen Hand war der Erfolg entglitten. Er unterſchied ſich dadurch von ſeinem Vater Franz, daß ein feines, elaſtiſches Gewebe von Diplomatie, von moderner Klugheit in ihm organiſirt war neben dem ungeheuren Muthe der Guiſenart. Er war eben ſo furchtbar tapfer und unternehmend wie ſein Vater, aber er konnte mit langſamer, eiſerner Geduld vorarbeiten und harren. Dies, was eine Bereicherung erſcheint, verdarb ihn, denn er hatte zu kämpfen gegen einen Gegner, der ſich ebenfalls durch bloße Form zu vertheidigen wußte, den ein zerbröckelt Naturel und täglicher Rath einer Mutter dazu trieb. Das Verwandte ärgert ſich, das Verſchiedene aber unterjocht ſich gegenſeitig. Was

blieb dem Valafré nun übrig, als unter der Form eines beſcheidenen Vaſallen mit kleinem Gefolge einzureiten in den Louvre, und dem Präſidenten des Parlaments ankündigen, daß er dem Könige Paris erhalten und die Barrikaden einreißen werde? Da ſtand er am Louvrebalkone, der regelmäßig ſchöne Mann mit der königlichen Geberde, mit dem aller Welt furchtbaren, alle Welt einnehmenden Blicke, und ſah düſter hinab auf die Maſſe, die ihm entgegenjauchzte. Er war immer erſt halber König, der Valois hatte in Chartres den legitimen Königsſitz aufgeſchlagen, und die furchtſamen Parlamentsräthe zogen ihm nach und dem mächtigen Schatten der Legitimität, der Louvre war ein erobertes Haus, aber kein Königshaus. Er hatte gegen ſich ſelbſt gefehlt, und dies verdüſtert am Meiſten. Was ich nicht in einer Viertelſtunde beſchließe, war ſein Spruch, das bring ich ein ganzes Leben lang nicht zu Stande. Und er hatte es beſchloſſen, König von Frankreich zu werden, und den letzten, den nahen Griff hatte er durch Klugheit verſäumt. *Οὐδὲν μικρόν* — nichts Kleines — führte er als Deviſe, und doch hatte er klein gehandelt, weil halb. Ruhm intereſſirte ihn nur als zur Macht führend, er war nicht mehr ſorglos und frank wie der alte franzöſiſche Ritter, als augenblicklicher

Herr im Louvre zu ſchlafen war für ihn ohne Werth.

Was geſchieht nun? fragten verdrießlich die finſtern Ligueurs, die hinter ihm im Louvre ſtanden. Sie trugen große Mäntel von Serge, grün oder braun, ihr Hut war ſpitz, an den gelbledernen kurzen Stiefeln, am Roſenkranze um den Hals, am doppelten Kreuze ǂ erkannte man ſie überall. Ein Vers jener Zeit ſagt:

Mais dites moi, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est, qu'en la ligue on crucifie
Jesus Christ encore une fois —

Nach Chartres müſſen wir reiten! war des Balafré Antwort. Catharina war kühn und weislich in Paris geblieben, ſie vertrat das Königthum, ſie übernahm in letzter Inſtanz die verwirrten Zügel der Hauptſtadt-Regierung. Sie vermittelt ſogar einen formellen Frieden, wornach Heinrich von Guiſe lieutenant général wird, und Alles wie beendigt ausſieht. So iſt der Sturm wieder beſchwichtigt, und ſie zieht mit Guiſe gen Chartres. Der König hat ſich dort gelangweilt, hat einen Beſuch in Rouen gemacht, ſich an Fiſcherſpielen wie ein Kind ergötzt, und iſt eben wieder zurückgekehrt nach Chartres, nachdem er die Generalſtaaten ausgeſchrieben. Das Bedürfniß großer Lan-

desformen war allzu deutlich nach ſolcher Unform. Blois an der Loire hatte er dafür erwählt, weil dort ein unbefangenes, mäßiges Volk wohnte, was nicht angeſteckt war vom Liguengeiſte. Er war noch nicht lange zurück nach Chartres, da erſcheint in reiſiger Pracht der Ligueurzug von Paris, Catharina und der Balafré an der Spitze. Hinter der alten Königin tritt der Uſurpator in's Zimmer, ſeine Haltung iſt voll Höflichkeit, und doch fühlt Alles: es iſt der Balafré, der dem König die Hand küßt. Der König umarmt ihn lachend, und nimmt ihn neben ſich zur Tafel. Auf wen trinken wir? — Majeſtät haben zu befehlen — Nun denn, auf unſre guten Freunde, die Hugenoten! — Eh bien — Dann auf unſre Barrikadeurs!

23.

Teraſſenförmig hebt ſich Blois nördlich von der Loire in die Höhe. Es iſt eine Mittelſtadt, die für den Deutſchen etwas Romantiſches hegt durch die ſteinernen Teraſſen von der Kathedrale herab, durch die grünen Bäume des Bisthums, durch den weiten Blick links und rechts die Loire entlang, durch die verſchränkten, heimlichen Steintreppen, welche hinabführen in die untere Stadt, durch die Brunnen, welche in den Winkeln der Abhänge brüſeln, und wo die bleſiſchen Mädchen, offene, aufgegangene Geſichter und Formen, heimlich ſich unterhalten. Ihr Kopfputz, dieſer Stolz franzöſiſcher Provinz, iſt ſo rund abgegrenzt, ſo Stuart-mäßig, und giebt ihnen ein gar naives Anſehn. Das Schloß ſelbſt liegt ebenfalls am oberen Hange des Berges, und ſtellt jetzt noch ſchwarze und weiße Zeiten dar, wenn man durch einen Thorbogen in das Quadrat des Schloßhofes eintritt: rechts ein tief dunkles Haus mit Chambord'ſcher

Thurmtreppe, mit Fenſtern ungleicher Höhe; geradeein ein lichtes Schloßgebäude italieniſch-franzöſiſchen Geſchmacks aus Ludwigs XIII. Zeit; links daran ſich drängend, den Winkel bildend nach der Loire hinab, der ſchwarze Thurm, wo Catharina die aſtrologiſche Zauberei getrieben, und wo man von einem einzigen Punkte aus Chambord entdecken kann drüben im Walde der Sologne. Von dieſem Thurme aus links nach dem Eintretenden hin iſt der Loire-Abhang durch niedriges Gemäuer halb verdeckt, und das Viereck des Schloßhofes wird durch ein dunkles Thorhaus voll gemacht, durch welches man eingetreten. Gras wächſt auf dem Hofe, Steine liegen umher, das Schloß iſt unbewohnt, es iſt Kaſerne, der pfeifende Soldat putzt ſein Bandelier, oder ſchläft in der Kühle dieſer dicken Mauern. Rechts vom Eingange, in dem unregelmäßigen Hauſe der Thurmtreppe wohnte der Valois, war der Saal der Generalſtaaten. Auf der andern Seite dieſes Gebäudes, nach Norden hin ſieht man auf einen hügligen, zum Theil grünen Platz, den hie und da ein ſchlanker Baum intereſſant macht, und den hoch im Hintergrunde eine kleine Kirche begrenzt. Dies war die tägliche Ausſicht des Königs, wenn er im Groll nachſann über den verhaßten Nachbar. Denn der Umfang des Schloſſes iſt klein,

und im Mittelflügel, dicht neben ihm, dem Nominal-Könige, wohnte der Balafré, der sich die Würde eines Maire du Palais ertrotzt hatt, der wirklicher Major domus war, so mächtig wie Karls des Großen Vater, Pipin. Die Herrscher wohnten eng und unbequem zu Blois im Herbste 1588. Zwei solche Mächte so nahe neben einander konnten nicht lange bestehn. Die Lothringischen Pagen und Kriegsleute machten einen frechen Lärm auf dem kleinen Hofe, und im Saale des Thorschließers wurden die Leute des Königs täglich verhöhnt und beleidigt, zuweilen mit dem blanken Degen selbst.

Der Valois sann wohl auf ein unerwartet Ende solchen Zustandes. Es war vor Kurzem ein Brief des Pabstes in Frankreich angekommen, worin der Balafré über Alles gepriesen und der großmüthige Makkabäer genannt worden war. Dieser Brief zirkulirte gedruckt, und traf den König in's Herz. Man hatte den wechselvollen Heinrich noch niemals in solcher Wuth gesehn wie damals; plötzlich wird sein Gesicht freundlich, er unterzeichnet die neuen Würden Guise's, und ist von diesem Augenblicke an die Leutseligkeit selbst gegen ihn.

Die Wahl zu den Generalstaaten war vor sich gegangen, der König hatte an die Gouverneurs der

Provinzen geſchrieben, dieſe hatten ihre Briefe an die Bailli's, Seneſchal's und Prevot's geſchickt, damit von ihnen Adel, Geiſtlichkeit und dritter Stand aufgefordert würde, die Wähler zu ſenden. Frankreich hat dieſe Formen ſeit vielen Jahrhunderten, und weil es in neuerer Zeit alle politiſche Form verſucht und verbildet oder ausgebildet hat, ſo kann man wol in Frankreich die ermattete Spekulation hie und da nach einem despotiſchen Genius ſtreifen laſſen, wie man in poetiſcher Stimmung die perſönliche Gottheit gern herabbeſchwört, wenn die Geſammtheit des Menſchenvolks das Wort des Geheimniſſes nicht auffinden kann. Aber wozu in Frankreich das Gelüſte treibt, das iſt vom Uebel für diejenigen Länder, wo noch wenig oder gar keine Formen verſucht worden ſind.

Der König Heinrich ging auch gedankenlos über die Formenſorge hinweg, weil ihm die einzelne That als Rettung vorſchwebte, und dies war ſein letztes, völliges Verderben. Er ſorgte nicht für irgend eine Leitung der Wahlen, er benutzte es nicht, daß ein großer Theil des Adels und des Provinz-Bürgers dem legitimen Königthume noch immer zugethan war. Die Ligue aber war unermüdlich, und ſo wurden dieſe états de Blois ein neuer Triumph der Guiſen, eine neue Demüthigung des Hauſes Valois. Wenn der

Valafré vor dem Könige erſchien, was in dieſer Lokalität oft raſch wie ein Blitz geſchah, ſo galt es immer, unter der vornehm-höflichen Form des Herrn-Vaſallen eine harte Forderung durchzuſetzen mit kalter, ſchneidender Beredſamkeit, oder eine Erniedrigung zu heiſchen vom Königthume der Valois. Der Valafré iſt König im Schloſſe von Blois, er empfängt, nach ſeinem Flügel drückt ſich Alles, die Wohnung des Königs bleibt leer. Auch die Männer von Geiſt ladet er ein, befördert er, der Maire du palais, — wo bleibt Montaigne, ruft er, der lebhafte und geiſtreiche Guienner?

So näherte ſich der heilige Weihnachts-Abend, es war ein Freitag, und Alles trug ſich zu, wie vor Cäſar's Tode, und wenn ein großer Menſch ſcheiden ſoll. Alles warnte den Valafré, die Mutter weinte, der Bruder, wiederum ein mächtiger Kardinal von Lothringen, beſchwor, die Marquiſe de Noirmontiers, die Geliebte Guiſes, welche trotz der ſchlechten Jahreszeit und Wege über Hals und Kopf von Paris gekommen war, warf ſich ihm zu Füßen, umſchlang ſeine Kniee — keine Schwäche! rief er ärgerlich, und wenn der Tod zum Fenſter hereinſtiege, ich ſuchte die Thüre nicht! Und das alte Wort ſtarker Menſchen,

die zum Tode reif ſind, ſprach er aus: Sie wagen's nicht!

So zwang er die Guiſenfamilie, ſich mit ihm zum Nachteſſen niederzuſetzen, und tändelte mit der Noirmontiers, und bat ſie, das alte Zauberwort ihrer Nächte auszuſprechen, wenn ſie von ihm ginge, und — wer kommt? — Ein Bote des Königs, der den Herzog einladet, den andern Morgen um ſechs Uhr einem Conſeil des Königs beizuwohnen. Um ſechs Uhr? Wo es noch Nacht iſt in jetziger Jahreszeit? Seine Majeſtät will über Land fahren, die Wagen ſtehn ſchon bereit.

Der Balafré iſt nicht zu warnen. Vielleicht vermag die Liebe mehr — speranza! ſagt die Marquiſe im Weggehn, und als Alles im Schloſſe ſchläft, ſieht ihn ſein Diener über den Korridor ſchreiten nach dem Zimmer jener Dame. Um drei Uhr des Morgens kehrt er zurück, fünf Billets liegen auf ſeinem Nachttiſche, alle fünf warnen. Das endigte nie, ruft er, wenn man ſich darum kümmern wollte, und legt ſich ſchlafen.

Eine Stunde ſpäter, ſchon um vier Uhr, weckt drüben auf der andern Seite des Schloſſes Du Halde den König Heinrich. Leiſe wie ein ſchleichend Gewiſſen

geht der in den Zimmern und Korridors umher, poſtirt die Kriegsknechte und die Seigneurs, und ſchilt, wenn eine Hellebarde Geräuſch macht. Catharina liegt auf dem Todtbette unter ſeinen Zimmern, ſie würde zerſtören, was er vorhat, gewahrte ſie etwas davon. Er hält eine kurze entſchloſſene Rede an die Bewaffneten im Vorzimmer, und eine zweite an die Seigneurs im Kabinet. Dann wird Alles ſtill, nur der König geht leiſe mitunter an alle Poſten, ob Alles in Ordnung, geht hin und her, ſich fragend: werden ſie auch kommen? Dann zieht er ſich in das hinterſte Kabinet zurück und ſchreibt Briefe.

Dieſe Räume ſind jetzt wüſt und leer, auch Soldaten wohnen nicht darin. Von der Treppe kommt man in den Saal, wo jenes Morgen-Conſeil ſich verſammeln ſollte. Man kann von da unmittelbar in die Kabinette des Königs durch eine Thür an der Seite. Hat man dieſe geöffnet, ſo iſt man in einem Durchgange von wenig Schritten, der in ein Zimmer führt. An dieſem Durchgange ſaß ein Kammerherr, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den Balafré. Im Zimmer ſaßen des Königs 45 Gentilshommes, bewaffnet mit Schwert und Dolch, im weiterhin daran ſtoßenden alten Kabinet ſaß der König und ſchrieb. Der Tag graute, es war acht Uhr, Guiſe hatte es

verſchlafen, er wußte nicht, daß er ſo lebhaft erwartet wurde. Raſch wirft er ſich in ein grauſeidenes Wams und eilt hinüber. Es ſind wenig Räthe im Saale; er friert, er läßt Feuer im Kamin machen. Es wird ihm übel, und er läßt den Kammerdiener des Königs um etwas zu eſſen bitten aus der königlichen Küche, getrocknete Trauben, oder Früchte oder ſo etwas Stärkendes — man bringt ihm Pflaumen — da geht die Thür zum alten Kabinet auf: Monſieur, der König will Euch ſprechen! Der Balafré wirft einen Theil der Pflaumen auf den Teppich, den anderen in ſein Büchschen — drageoir — ſagt „Adieu, Meſſieurs!" und geht. Als er aus dem Durchgange in das Zimmer tritt und die vielen Männer ſieht, grüßt er, und ſchreitet auf das alte Kabinet zu. Die Männer erheben ſich, wie aus Reſpekt und folgen ihm. Als er noch zwei Schritte vom alten Kabinet entfernt iſt, greift er mit der rechten Hand an ſeinen Bart, und wendet ſich halb, um nach denen zu ſehn, die ihm folgen. Da fällt ihm einer in den Arm, und ſtößt ihm den Dolch in den Leib, ein Anderer fällt ihm um die Füße, ein neuer Dolchſtoß dringt ihm in die Bruſt, ein Degenſtoß in die Seite, „he, meine Freunde! he, meine Freunde!" ſchreit der Balafré, da dringt ihm ein Stoß des Herrn von Périac in den unterſten

Rückenwirbel, und der Valafré ſtöhnt auf „Barmherzigkeit.“ Aber nicht umſonſt hatte ihnen der König geſagt: nehmt Euch zuſammen, er iſt ſtark und mächtig. Trotz dem, daß ihm Arm und Degen unter dem Mantel zuſammengepreßt war, trotz dem, daß ein ſtarker Mann ihm die Füße feſſelte, trotz ſo vieler Wunden ſchleppte er wie ein getroffener Löwe noch das ganze Zimmer entlang die ganze Meute nach ſich bis an das Bett des Königs.

Der Saal war nur durch eine mit Sammt verkleidete Thür getrennt von dieſer Scene, der Kardinal von Lothringen hörte etwas wie einen Ruf ſeines Bruders, hörte einen dumpfen Fall — ſpringt auf, ſchreit „man tödtet meinen Bruder!“ und ſtürzt nach der Thür — halt! tritt ihm der Marſchall d'Aumont entgegen, der König hat's mit Euch zu thun! und verhaftet ihn und den Erzbiſchof von Lyon. Der Kardinal bricht in die entſetzlichſten Flüche aus gegen die Valois, wird aber von den eintretenden Garden umringt und abgeführt.

Stehend war der Valafré zum Tode gekommen, als ſein Leib am Bette des Königs niederſtürzte, war er todt.

Sobald es ſtill wurde, öffnete König Heinrich die Thür von der andern Seite, — er hatte während der

Zeit Briefe geſchrieben über den Mord, der erſt vorging — die Edelleute treten auseinander, er ſieht ihn liegen, und kommt heran — „Mein Gott, wie iſt er groß!“ Dann viſitirt man die Kleider des Todten, und findet unter Anderem einen kleinen Zettel, worauf der Balafré ſelbſt geſchrieben hat: „Um den Krieg in Frankreich zu erhalten, braucht's alle Monate 700,000 Livres.“ Er rührt ſich! — Nein, Sire — Doch! — Nein, die Augen ſind ihm ſchon verkehrt. — Doch! und man prallt zurück. Wirklich, wie der Hirſch, der zum letzten Mal die Läufe ſtreckt, rührt ſich der Balafré, und Töne wollen aus dem Schlunde — es iſt nichts, Sire, er iſt ſchon kalt.

Man warf einen grauen Mantel über ihn, und legte ein Kreuz von Stroh darauf. Dann brachte man ihn hinab in einen Saal deſſelben Schloßtheils, verbrannte ſeinen Körper, und ſtreute ſeine Aſche in die Loire.

Der Kardinal erlebte noch dieſen ſchrecklichen hellligen Abend des Hauſes Guiſe, und ward am Morgen des Chriſttags von Hellebarden niedergeſtoßen.

Nun meinte Heinrich die Krone ſicher, er meinte, mit den Guiſen Alles getödtet zu haben. So trat er in das Sterbezimmer ſeiner Mutter und rief: Madame, jetzt bin ich allein König!

Oh, mein Sohn, sprach sie mit schwacher Stimme, was denkst Du gethan zu haben! Gott gebe, daß es Dir wohl bekomme! — Sie sagte sich feierlich los von aller Kenntniß und Theilnahme an dieser That, und sie kannte ihr Frankreich. Der erste Bote, welcher am Morgen des heiligen Abends in einem Athem gelaufen war von Blois gen Paris, und der nach 24 Stunden am Christtag-Morgen dort ankam, und kaum Kraft hatte die lastende Mordnachricht mitzutheilen, entzündete Paris zur entschlossensten Revolution, die Frankreich bis dahin gesehn, Heinrich Valois ward für abgesetzt erklärt, und von allen Kanzeln verflucht. Gesegnet sei der, schrie und schrieb man durch alle Provinzen, der diesen König Herodes, diesen Mörder der Makkabäer zu Tode schlägt.

Catharina erfuhr nichts mehr davon. Sie fragte nicht mehr darnach, und Niemand fragte nach ihr, die glänzende Königin der Freude lag verlassen im Schlosse von Blois und erwartete schweigend den Tod. In den ersten Tagen des neuen Jahres fand er sie. Der wildeste Pfaff in Paris, Lincestre, verkündigte ihren Tod von der Kanzel, und setzte hinzu: Man weiß nicht, soll man sie segnen oder verfluchen; aber sie war zuletzt für die Ligue, und nicht für den Tod der Makkabäer, Ihr könnt aus Mitleid ein pater

und ave für sie sprechen, sie werden ihr helfen, was sie können, macht's wie Ihr wollt!

Des Balastré Gattin ließ später in Genua zwei Marmorstatuen ausarbeiten zum Mausoleum in Schloß Eu. Als sie fertig waren, zeigte sich's, daß eine dunkle Ader des Marmors just auf der Stirn wie eine halskre zum Vorschein gekommen war. Darüber soll der Skulpteur, Meister Gillet, sich zum Tode entsetzt haben.

IV.

Pan.

24.

Es ſcheint, als habe ſich um dieſe Zeit der Norden Frankreichs erſchöpft in Conſequenz, als brauche er einen neuen Lebensſtoff, um die glückliche Miſchung des franzöſiſchen Charakters wiederzufinden, oder eine neue und reichere zu finden. Denn eine organiſche Nation erneut und erfriſcht ſich wie der Fruchtbaum durch Pfropfreiſer. Wie war Paris, wie waren die Hauptſtädte der Provinzen in Wuth und Haß! Alles ging ſchwarz. Alles hatte nur einen Gedanken, Niemand lachte! Wer ein heiteres Geſicht zeigte, der wurde gemißhandelt. War dies Frankreich, Frankreich das heitre?

Die Ergänzung kam aus dem ſüdweſtlichen Frankreich, was Jahrhunderte lang Eigenthum der Engländer geweſen war, aus dem alten Königreiche Aquitanien, dem Tummelplatze des ſchwarzen Prinzen. Hier hatte ſich eine ganz andere Welt erhalten, als die düſtere Welt der Ligue, hier exiſtirte noch der

leichtsinnigste Franzose, der Limousinier, hier lachte noch die Gaskogne, hier schien die Sonne auf einen fröhlichen Menschenschlag, die Pik's der Pyrenäen schimmerten Freude auf das jauchzende Pau, wo Jeanne d'Albret einen Sohn geboren hatte, einen zappelnden, frischen Buben, Heinrich von Béarn genannt, der diese Welt Frankreichs zur Herrschaft bringen sollte.

Noch heute zeigt man auf dem Schlosse in Pau die Wiege Heinrichs; ein Royalist hat sie mit Lebensgefahr versteckt vor der inquisitorischen Revolution, noch heute empfindet man an den Fenstern dieses Schlosses, daß eine so schöne Welt heitre Menschen bilden müsse. Die Pyrenäenthäler bauen sich wie Terassen auf vor dem Blicke, erst dunkelgrün, dann braun, dann violett, und der Schnee des Pic du midi leuchtet wie Silberlächeln von der fernsten violetten Spitze. Die Sonne und die Landschaft, welche in die Fenster des Schlosses von Pau sehn, gehören zum Schönsten, was Europa besitzt.

Von hier mußte Frische in die versumpften Gemässer des Liguenfrankreich kommen. In solchen Mordthaten konnte die Geschichte nicht weiter gehn, die Mordthaten von Amboise, von Vassy, die Bartholomäusnacht, die Morde der Guisen, der Mord des

Königs selbst, sie mußten eine Wendung finden. Die schonungslose Municipalmacht ferner in den Städten, sie war noch schreiend unverbunden mit der übrigen Staatswelt, die südliche, mehr römische Bürgerwelt Frankreichs wollte auch erst ihr bescheiden Theil beigesteuert haben.

Und dies geschah: die kleine Gentilhommerie Aquitaniens, wohl zu unterscheiden von der schweren Seigneurmacht, setzte sich zu Pferde gen Paris, die Heiterkeit mit ihr, das Chevalereske, der Indifferentismus und andere Flecke des Südens. Das Ganze war nur eine Flecke des Südens, denn wegen der Berge und wegen der Neigung nach Abend rechnet man diesen südwestlichen Theil Frankreichs nicht mehr zum eigentlichen Midi. In früherer Zeit sprach man von einem mittleren Frankreich, und dieser südwestliche Theil gehörte dazu bis zur Linie von La Rochelle nach Lyon. Eine Linie von St. Malo in der Bretagne gen Basel hin gezogen schnitt den Norden ab. Was unterhalb La Rochelle und Lyon lag, auch die ganze Auvergne war mittägliches Frankreich. — Diese Eintheilung hat sich ganz verloren. Entweder man nennt Alles südliches Frankreich, was jenseits der Loire liegt, oder man zieht die Grenzscheide von Bordeaux nach Lyon. Diese letzte Bestimmung hat wirklich einen auffallenden

Unterschied des Klima's für sich: jenseits der Gironde im Westen, und jenseits der Beaujolais-Berge im Osten wird die Wärme reiner und mächtiger. Es geht so weit, daß nicht ein einziger der berühmten Bordeaux-Weine auf dem nördlichen Ufer der Gironde und Dordogne wächst. Heutiges Tag's aber ist der Ausdruck Süden in Frankreich gar nicht mehr gesucht, das Dauphiné will seiner Alpen wegen, die Guienne und Gaskogne woll'n ihrer Pyrenäen halber nicht mehr dazu gehören, und so bleibt also nur das Languedoc und die Provence dafür übrig, denen es an Hitze nicht fehlt und die allerdings der Schattirungen im Klima entbehren, welche den südöstlichen und südwestlichen Provinzen eigen sind.

Diese südwestlichen Provinzen, über Bordeaux nach den Pyrenäen hinauf, über Agen, Montauban, Alby nach den Cevennen hin, dieser westliche Theil des alten Aquitanien, in Deutschland wenig bekannt, war der Hauptsitz der Reform. Leichtwiegende, talentvolle, fröhliche Völker sind's mit Ausnahme der Cevennen selbst, und es erklärt sich, daß der Reformgedanke solchergestalt wohl eine Zeitlang eifrig der Enthaltsamkeit und Schmucklosigkeit hingegeben und lebhaft vertheidigt sein, daß er aber nicht tief und mannigfaltig durchgebildet werden konnte in Frankreich, daß er bei dauernderem

Widerſtande gänzlich wieder verſchwinden konnte. Wie arm, wie einſeitig bleibt dieſer Gedanke der katholiſchen Welt gegenüber in Frankreich, wie wenig erfindet er, um mit dem Verluſte einer geſchloſſenen Welt auszuſöhnen! Welch dürre Prediger ſind dieſe Mornay! Keine Spur der Flöte Luthers, der Kernhaftigkeit Lutheriſcher Welt iſt da zu finden. Mußte da nicht die begabte, lebensluſtige Gentilhommerie in Indifferentismus ausgehn, wie es in ihrem Führer Heinrich von Béarn geſchah? Man opfert nur für eine unwiderſtehliche Nothwendigkeit, die gleich einer zweiten Natur im Innerſten eingegliedert iſt, man opfert nicht für einen einzigen Gedanken, der ſich mit Mühe aufrecht erhält gegen Gewohnheit und urſprünglichen Lebensſinn. Der urſprüngliche Lebensſinn dieſes Aquitaniens war und iſt ein Auf- und Niederſchaukeln im Glück. Die ſchönſte Traube Frankreichs reift hier, das wohligſte Klima verführt hier. Ja, wenn die Reform ihren Sitz gehabt hätte in der nebligen Bretagne, wo die zähe Menſchheit brütet, ſtatt hier in der ſonnigen Guienne und Gaskogne! Der ſtandhafteſte Führer kam ihr auch von da, jener unzerbrechliche Rohan, der noch unter Richelieu alle hugenotiſchen Heere Aquitaniens kommandirte, Rohan-Soubiſe war ein Bretone, aber die Heere beſtanden aus flüchtigen Aquitaniern.

Man gelangt durch das Poitou in dieſe Gegenden. Wo die Touraine und das Land von Saumur ſüdlich von der Loire endigen, da ſchließt ſich nach dem Meere zu dieſe große Provinz an, ein Schlachtfeld des nördlichen Katholizismus, der hier dem ſüdlichen Hugenotenthume begegnete. Von Tours führt die große Straße hinein gen Poitiers hin. Weiter abwärts die Loire, Nantes gegenüber, hat man neueſter Zeit Bahn gebrochen durch die Vendée, die bis auf die neueſte Zeit unwegſam dagelegen hatte, unberührt wie die Bretagne. Das ſüdliche Poitou hat wohl einſt auch zu Aquitanien gehört, und dort findet man auch den Uebergang zum aquitaniſchen raſcheren Charakter. Nordpoitou iſt vielmehr der Bretagne verwandt, ſtarr in alter Sitte, eigenſinnig, bornirt. Poitou war auch getheilt zwiſchen Katholik und Hugenot. Der moderne Vendéer iſt der Erbe dieſes Charakters von Nordpoitou, und jener raſche Uebergang zur Aquitaniſchen Art hat ſich ſelbſt in dieſem Vendéekriege wunderbar gezeigt, ſo wie verſchieden gefärbte Waſſer ſeit Jahrtauſenden unvermiſcht neben einander fließen. Wo das große Plateau der Vendée nach Luçon abfällt, da war, noch in der Vendée, der Royalismus wie abgeſchnitten und die Theilnahme an der Revolution begann.

Ueber eine Menge Brücken ſcheidet man von Nan-

tes, um am ſüdlichen Ufer der Loire die Vendée zu betreten. So klar, ſo licht bleibt das ſtattliche Nantes im Gedächtniſſe mit ſeinen wohlgebauten Straßen, ſeinem ſtumpfthürmigen alten Dome und ſeiner ſtumpfmaurigen Burg. Wie in Breſt gewahrt man hier wenig von der eigentlichen Bretagne; die auf dem Lande, in den Haideflächen, an den Wieſenrändern, in einzelnen Häuſern lebt und in kleinen Weilern und Städten. Die beiden großen Städte ſind der Provinzfarbe entrückt, Breſt durch die Marine, Nantes durch den Loirehandel, der in das nahe Meer hinaustreibt. Rennes, die eigentliche Hauptſtadt, iſt noch am Deutlichſten bretoniſch. Einmal in der großen Stadt mag man nur in den kleinen Cabarets hie und da einer ächten Bretonenfamilie begegnen, die ein außerordentliches Geſchäft in die große Stadt geführt hat. Dort hab ich dieſe langen Männergeſtalten eintreten ſehn, in dunklen weiten Stoff gekleidet mit Weib und Kind; — nur wenn ſie trauern tragen ſie himmelblau — ihre Haare ſind lang, ihre Züge ſind ſtreng. Die heimathliche herbe Suppe war hier nicht zu haben, der Kaffeeluxus iſt ihnen fremd, und es ward ſaurer Landwein zum erſten Frühſtück genommen, der ſelbſt dem kleinen Kinde eine Feſterſcheinung ſein und wohlſchmecken mußte, wie antibretoniſch unzufrieden

es auch darüber aufschrie, und nach dem Haferbrei der Heimath verlangte.

Der alten Eintheilung nach streckt sich auch jenseits der Brücken von Nantes die Bretagne noch einige Meilen südlich in's Poitou hinein, in die Vendée. Der Uebergang in diese Provinz ist nur dadurch merklich, daß die zahlreichen Ortschaften aufhören, welche die Nähe des großen Flusses erzeugt hat. Der Vendéer selbst hat große Aehnlichkeit mit dem Bretonen, er ist eben so groß, eben so schwarzhaarig, eben so stark. Jemehr man indessen in's Poitou hinein kommt, desto unmöglicher erscheint ein blonder Mensch. Alles Haar wird tief schwarz, der Teint bleibt weiß. Auch die Weiber Poitou's sind von großen Formen, und ihre Schönheit ist junonisch, gilt aber trotz dem für mächtig. Hüte Dich vor den Frauen, und laß Dich hüten von den Männern Poitou's, sagt das Landessprichwort.

Mir hat bei einer bloßen Durchreise die Vendée den Eindruck gemacht, den ihre Geschichte lehrt, den Eindruck eines einsamen, stillen Landes, einer unnahbaren Nation, wie man sie sich vorstellt im Westen Nordamerika's. Dort verliert sie sich in den Wald, hier in das Meer, und dies Meer mit sumpfigen, sandigen Gestaden läßt den Feind eben so wenig von

der andern Seite zu wie dort der Urwald. Das Bokage, das Vendéeplateau, und eigentlich das, was wir unter dem Kriegsbegriffe Vendée verstehn, das Land, was man vom Norden her zuerst betritt, hat noch ganz das Ansehn, als sei der alte Wald mit dem Bedacht niedergeschlagen, mit welchem man eine große Festung in hundert kleine verwandelt. Man hat nicht wie im übrigen Frankreich den Wald rasirt bis auf den Keim, man hat ihn höflich behandelt wie etwas, was bestehen soll, man hat den hohen Wuchs verbraucht, aber unten alle jungen Stämme bestehn lassen in Enge und Dichtigkeit; man hat kleine Felder dazwischen angelegt, aber stets wie Nebensache, das schützende junge Holz der Eiche darf sich überall dicht daran drängen; man hat ein einzig Geleise hie und da durchgeführt, aber voller Achtung für den Baum, also schief und krumm; man hat Gräben gezogen, um den Sumpf zu bezwingen, aber nirgends mit der Schnur, nirgends auf Kosten der Waldesfestung. So ist dieses gefährliche Kriegsterrain entstanden, wo keine Kavallerie agiren, keine Kolonne geschlossen vorrücken und nur der Tirailleur mit Lebensgefahr vordringen kann. Die Schwierigkeit fällt nicht großartig in die Augen, sie besteht aus unscheinbarem, aber sicherem Detail. Dringt der Feind den-

noch vor bis auf die platten Haideplätze, welche wie braune Wüsten, mit Ginster bedeckt mitten im Bokkage liegen, so kann er dort die Feldschlacht finden mit allen Nachtheilen des Hinterhaltkriegs. Die Haiden sind wasserlos, sind rings eingeschlossen vom Eichenbusch, und die Kugel dringt von allen Seiten aus der Baumfinsterniß in die lichte, ungeschützte Haide. Die Ortschaften gleichen eben so wilden Festungen. Sie bestehn aus dickgemauerten, niedrigen Häusern, die nach außen unbewohnt, zugangs- und fensterlos aussehn. Man weiß nicht, wie und wo man diese beinahe platt bedachten Klumpen angreifen soll, um in das dunkle Innere zu dringen.

Diese massive, breite Häuserform geht von hier tief hinab in's aquitanische Land, man sieht unten die Ebene von La Rochelle damit bedeckt, man sieht sie durch das Saintonge hinab nach der Gironde. — Die neue Heerstraße über das Bokkageplateau der Vendée ist sehr todt, das Land ernährt nicht viel Menschen, der Krieg hat die wenigen gelichtet, und Verkehr und Handel ist nicht Sache des Vendéers. Finster neugierig sieht auch das schwarzhaarige Weib, was etwa am Wege sitzt, den neumodischen Postwagen an, und eine Viehheerde, die zufällig, eine Belebung der Oede, die Straße daherkommt, ist gar nicht darauf eingerichtet,

auszuweichen. Der berittene Führer derselben, mit breitkrämpigen Hute, erwartet ruhig, daß sich der Postwagen mehr Mühe geben werde als das Vieh.

Oft sieht man von dieser niedrigbewaldeten Hochebene links, östlich weit hinab in die tiefer liegenden Baumthäler der Vendée. Da scheint es belebter zu sein, da sind die Edelsitze und die kleinen Städte, da zieht sich der zweite Vendéetheil, die Plaine um das Bocage herum bis zum Flüßchen Vendée, was in's Meer eilt, um an der Meerseite auch noch den dritten Theil des Landes, den sumpfigen, le marais, zu berühren, welcher hier von der Meerseite das Bokkage einschließt. Das Bokkage allein ruht auf Granit, und war der Kern des Landes und des Krieges. Hier sind die berühmten Verstecke, — les refuges — wo mehrere Ortschaften zugleich durch dichte Bäume sich vor den Republikanern verborgen hielten, wo sie Kinder gebaren, häuslich lebten wie die Thiere des Waldes. Hier sind die hohen Pflanzengenisse, unter denen die Vendéefamilie ihre Wohnung aufschlug unter einer umgestülpten Karre. Das Genist wuchs darüber zusammen, und der Republikaner fand es nicht, auch wenn er zufällig bis auf wenige Schritte nahe kam.

Nach dem Süden des Bokkage zu liegt der Ort, welchen man zum Hauptorte des Landes gemacht hat.

Wie soll man ihn nennen? Sein Name ist eben der Wandeltaffet des politischen Hasses in Frankreich, sonst hieß er La Roche-sur-Yon, dann nannte ihn der Kaiser Napoleon-Vendée, dann strich man des Kaisers Namen aus, und nannte ihn Bourbon-Vendée, und jetzt ist auch dieser Vorname wieder unbeliebt. Man muß sich um Politik bekümmern, wenn man aus dieser Stadt gebürtig ist, nur um seine Vaterstadt richtig zu nennen, und nicht deshalb in Ungelegenheit zu kommen. Auch die alte Hauptstadt des Landes Fontenay, östlich nach der Plaine zu gelegen, ist in solchem Schicksale. Als die Grafen noch galten, hieß sie Fontenay le Comte, als das Volk galt, hieß sie Fontenay le Peuple, jetzt heißt sie simpel und unparteiisch Fontenay, und hat somit eine Sorge weniger.

In lang gestreckter Linie fällt das Land hinter Roche-sur-Yon in die Plaine hinab, nach dem Kirchthurme in Luçon, der in eitel Lilien zierlich gezackt ist, und eben, eben weiter bis an die Grenze des Saintonge, an die grüne Charente, vorüber an La Rochelle und Rochefort, durch das Ländchen, welches Aunis genannt und streng hugenotisch war. Unter Ludwig XIII. wendet man sich noch einmal gen Luçon zurück, um mit Verwunderung den gewaltigsten Menschen jener Zeit dort aufzusuchen, von wo er als armer

Prieſter kleine Möbelgeräthſchaften in Paris kaufen läßt für ein ärmliches Haus. Richelieu ſelbſt, aus dieſem Theile Frankreichs gebürtig, war Biſchof von Luçon, und begann von hier, von Luçon ſeine Laufbahn. Er war nahe an der Heimath, als er die Belagerung von La Rochelle kommandirte. Das Sumpfland der Vendée, was jene Amphibienmenſchen in Kähnen und Hütten birgt, die nichts von Frankreich kennen als die wilde Ente, und doch auch Franzoſen heißen, der Marais iſt nach La Rochelle zu in feuchtes Land getrocknet; über Kanal auf Kanal, über Brücke um Brücke naht man ſich der Hugenotenfeſtung. Sie erſcheint proſaiſch und beſcheiden, die Meerdämme ſind nützlicher als ſtattlich, der Meerblick iſt durch Inſeln zertheilt.

Dem kleinen Ländchen Aunis am Meere hin folgend durch weich-ebenes Meerland kommt man nach Rochefort, einem Kriegshafen, und findet eine moderne Stadt mit breiten Straßen, viel zu breit für die Sonne des Aunis, welche in dieſem Meerſandboden brütet und eine feiſte Hitze entwickelt. Der Kriegshafen iſt nicht im Meere ſelbſt, Rochefort liegt noch eine Meile vom Ocean entfernt, er iſt in der Charente, einem Fluſſe dritter Klaſſe, deſſen Vortrefflichkeit nirgends gerühmt, deſſen Schönheit nirgends ge-

prieſen iſt. Und doch iſt die Charente der ſchönſte Fluß Frankreichs. Liebliche Charente! Deine Ufer nach Saintes und Cognac hinauf ſind das erfüllteſte Kunſtwerk der Natur, was Frankreich beſitzt. Alles iſt einig darin, iſt harmoniſch, iſt umſchloſſen, Wieſenteppiche in ſchönſten Linien und Schwingungen begleiten Dich, treten weit zurück nach den friſchen Waldungen des Reh's, oder flüchten nahe an's Ufer vor dem nahe herbeilaufenden Bergwalde. Nicht Burg an Burg drängt ſich, aber die groſe, ſtattliche Maſſe der Tailleferburg ſpricht mit breiter, poetiſcher Stimme zu Dir herab. Dort ſind Deine Waſſer, obwohl immer noch von der Meerfluth gehoben, grün wie Edelſtein, befreit von der Geſchäftsfluth bei Rochefort. Mitten in's Ländchen Saintonge trägſt Du den Wanderer hinauf, zur Römerbrücke von Saintes und weiter hinauf in's Angoulemerland zum Parke von Cognac, wo König Franz zur Welt kam, hinauf bis Angouleme ſelbſt.

Bei der ſchönen Rhonefahrt ſelbſt kann man den Franzoſen ſagen: Ihr habt keinen Rhein. Aber auf der Charente muß man eingeſtehn: dieſe liebliche, volle Schönheit habt Ihr voraus. Die Moſel kann einiges Aehnliche bieten, aber nicht in ſo weicher, ungeſtörter Schönheitseintracht, nicht in dieſer ſatten und

doch noch grünen Farbe des nördlichen Aquitanien. Gegrüßt seiſt Du Charente, wo ein Idyll des Jagd- und Hirtenlebens heute noch am Schönſten ſpielen könnte.

Südlich vom Poitou, vom alten Lande der Picten, drängt ſich das Angoulemer-Land — Angoumois — das alte Land der Ageſinaten nach der Gironde und Dordogne hinab. Das ſchmale Aunis trennt es vom Meere, das von Norden nach Süden laufende ebenfalls ſchmale Saintonge trennt es von der Gironde, wird aber zum Angoumois gerechnet. Wird in Süd-Poitou der Volkscharakter ſchon beweglicher, der aquitaniſchen Art näher, im Angulême erſcheint bereits aller lebhafte Charakter des Südweſt, in dem nach Oſten daranſtoßenden Perigord und Limouſin desgleichen, und es bildet ſich ſchon eine kompakte Land- und Volksmaſſe, die in allerlei Schattirung abweicht von den anderen Völkern Frankreichs. Das Herz des Hiſtorikers blutet beim Anblicke der proſaiſchen Departementseintheilung, denn kein Land iſt reicher an Nüancen als Frankreich, und ohne eine alte Provinzencharte iſt die Geſchichte Frankreichs gar nicht zu verſtehn. Das eigentliche Terrain der Enthuſiaſten iſt hier, das Terrain jener leichten, wirbelnden Leiden-

ſchaft, welche alles Intereſſe beflügelt, es iſt hier zu finden im leicht wallenden Blute der Nord-Aquitanier, die an den Bergabhängen der Auvergne wohnen. In der Guienne und Gaskogne ſelbſt, weiter im Süden, wird der Enthuſiasmus ſchon ökonomiſcher und ſcherzhafter.

Von den Larochefoucaulds, deren Sitz im Angoulême, betrachte man nicht den geiſtreichen Verfaſſer der Maximen als ein Bild dieſer Völkerſchaften. In ihm iſt der Enthuſiasmus abgekühlt durch Hofleben, abgekühlt zur Einſicht, Alles ſei nichtig außer der kühlen Klugheit. Viel eher iſt Vergniaud, der fortreißende Girondiſt, ein Limouſinier, Vertreter dieſer Menſchengattung, die einſt Cypern und das Morgenland beherrſcht und ſich mit heißem Leben erfüllt hat. Der Boden iſt wie größtentheils in Frankreich auf- und abwellend in Hügelzügen, ein übendes Terrain für die leichten Pferde von Limouſin. Frankreich hat hier etwas weiter nach Oſten, nach der Auvergne hin den ſelbſtändigen Mittelſtock ſeiner Berge, unabhängig von Alpen und Pyrenäen, unabhängig in Entſtehung und Form und Charakter. Der Bergſtock in der Auvergne iſt rein vulkaniſch. Hier ſammelte ſich die hitzige Oppoſition gegen Cäſar, von hier war Vercingetorix, der Aufruhrführer gegen Rom. Die An-

vergnaten ſind ihrer Vorzeit entartet, ſie ſind keine Krieger mehr, ſie deſertiren am Häufigſten.

Wer hat nicht über Auvergnaten gelacht? Pontoiſe, unweit Paris, hat in Frankreich die Würde, welche bei uns Scheppenſtädt hat, Schilde, Krähwinkel und Polkwitz. Die Auvergne aber gilt für ein ganzes Land franzöſiſcher Schwabenſtreiche. „Es kommen Auvergnaten" iſt in Pariſer Theatern das Signal zu allgemeiner Heiterkeit. Die guten Leute von Clermont und Flour ſtecken in der tiefſten Mitte des Landes, ſie ſind arm, denn die große Provinz hat nur ein ergiebiges Thal, das Thal von Limagne zwiſchen den Bergzügen von Nord nach Süd, ſie haben nicht Mittel, noch Gelegenheit, ſich nach den raſchen Wendungen der Welt umzuthun, und es iſt ihnen nur nachtheilig, daß ihre Gelehrten den Auvergnat direkt von den Trojanern ableiten, daß ſie behaupten, es habe in der Auvergne keinen Patois-Uebergang vom Lateiniſchen in's Franzöſiſche gegeben. Wirklich ſcheint in dieſer Behauptung ein Korn zu ruhn, was heute noch die Pariſer ſtutzig macht. Das Departement Cantal, was an Limouſin ſtößt, iſt auf der Rednerbühne in Paris berühmt um des feinen Parfait defini willen, das ſeinen Deputirten da geläufig iſt, wo der Nordfranzoſe plumper nach dem ordinairen Im-

parfait greift. Es erinnert dies an das römische Perfektum.

Die vulkanischen Spitzen — Pics in den Pyrenäen, Puys in der Auvergne genannt, — geben dieser Provinz einen ganz eignen Landschaftscharakter. Sie sind nicht alle mit Asche und Schlacke bedeckt, nicht alle zerklüftet und in sterilen Orgelsäulen aufgestößt, wie man es beim Städtchen Murat sieht, der Puy-de-Dome zum Beispiele unweit Clermont ist mit Waiden und Heerden bedeckt bis auf den Gipfel. Wer sich in Frankreich tief zurückziehen will, der gehe in die Berge der Auvergne, da ist er sichrer vor Paris als in mancher deutschen Stadt. Die Heimath des scharfsinnigen Pascal giebt Raum zum Denken.

Hier war der Hugenotismus weniger eingedrungen als nach Aunis, Angouleme, Perigord, Limousin, die uns vom Meere nach Osten den Weg gebildet hatten in die Auvergne. Um in's Herz der Reform, in die Guienne und Gaskogne zu kommen, müssen wir der Charente wieder hinabfolgen bis Saintes. Von da führt eine Straße quer durch's Saintonge an die Gironde hinab in's alte Schloß von Blaye. Der Weg geht trotz der Meeresnähe in sanften Hügelbogen, die Landschaft ist in der Gegend von Saintes noch anmuthig, wenn im Sommer die weiten

Felder in Aehren blühn. Später wird sie eintönig, und man begreift den französischen Ausdruck Saintonge, der ungefähr dasselbe bedeutet wie bei uns der Ausdruck Lausitz.

Die Gironde bei Blaye ist so breit, daß keine Büchsenkugel von einem Ufer zum andern reicht, gelb ist das tiefe Wasser vom heraufwallenden Meere, wie ein Meeresarm bläht sich der Strom. Von dem weitläufigen, sonnenheißen Festungsschlosse sieht man hinauf, wo Dordogne und Garonne zur Gironde sich vereinigen, sieht man am südlichen Ufer die weltberühmten Weinhügel von Medoc. Was sind wir glücklich in dem Glauben, der feine Bordeaux-Wein sei auch bei uns für einen leidlichen Preis zu haben, der stolze Chateau-Lafitte fließe so reichlich wie die Etikette unsrer Weinhändler zeigt! Er ist in Wahrheit ein Wunder Gottes, denn er ist an Ort und Stelle theurer, als in Berlin. Die feine Rebe ist auch hier selten wie das Genie, und die Medochügel reichen so wenig hin für den Durst der Welt, wie die Kreidefelder der Champagne.

Die Herzogin von Berry fand auf Schloß Blaye jene Mutterfreude, die alle Bourbon'sche Legitimität in tiefe Trauer setzte. Es ist ein kleines Haus von Zie-

geln, wo den Grafen Rossi sein Schicksal fand; unter dem alten Schlosse von Blaye denke man sich nicht ein stolzes Feudalgebäude, sondern ein breites, plattes Fort, was aus mehrern Gebäuden besteht, alle dem Kanonenkriege ähnlicher als einer Ritterwehr. Mitten im Flusse liegt ein Hilfsfort, um die breite Wasserfläche zu beherrschen.

Nach der Dordogne hinauf ereignet sich auf diesen Wassern zuweilen ein erschreckendes Schauspiel. Es ist, als ob der Meergott eine breite Handvoll Verwünschungen gegen das Land schleudere. Man hat dies Phänomen auf den großen Strömen Amerika's, auf dem Ganges und auf dem Nil beobachtet. In Frankreich donnert es die Seine aufwärts bis gegen Rouen hin, und in der Dordogne bis über Libourne hinaus. Das Wassergeflügel flieht dann erschreckt, und alle Fahrzeuge drehen schnell ihre Spitze nach der Fluth, um nicht umgeworfen zu werden. Die glatte Wasserfläche nämlich bäumt sich plötzlich auf zur Höhe einer Tonne, und stürzt sich brüllend den Fluß aufwärts, durch jeden Widerstand immer tobender gemacht. Es tritt nur ein zur Zeit tiefer Ebbe, und man glaubt, die Fluth habe sich dann zu lange draußen verweilt im hohen Meere, im Schooße der Familie, und stürze nun im Galopp herbei, ihr verabsäumtes

Geſchäft nachzuholen. Barre nennt man dies Phänomen in der Seine, Mascaret in der Dordogne.

Die Garonne aufwärts ſteigt man in's Herz der alten Guienne. Verläßt man die Garonne da wo der Tarnfluß in ſie mündet unweit Montauban, und folgt man der Linie dieſes Fluſſes über Alby in die Cevennen bis tief in's Languedoc hinein, ſo durchläuft man die Hauptkette des Hugenotenlandes. Steigt man an der Tarnmündung vorüber ununterbrochen die Garonne aufwärts, ſo ſtößt man auf den ewigen Eckſtein der Reform in dieſer Gegend, auf das unwandelbar katholiſche Toulouſe. Nicht mehr als altes Königreich Toulouſe, wie es einſt einen großen Theil Aquitaniens beherrſcht hatte, aber doch als mächtiges Stadtgebiet unterbrach es dieſen ſüdweſtlichen Kreis der Hugenoterie, der vom Rhone bis in die ſpaniſchen Pyrenäen reichte, und mit der ſchönen Gascogne Frankreich an dieſer Grenze ſchloß. Ebenſo wie Avignon und Marſeille der durchgehenden Verbindung mit dem proteſtantiſchen Dauphiné im Wege lagen.

Dies Land Guienne mit aller Landſchaft, die im Norden und Süden daran ſtößt, war dreihundert Jahre engliſcher Beſitz. Man kann die Fußtapfen des ſchwarzen Prinzen bis in die dunkelſten Pyrenäenſchluchten hinein verfolgen. Die blutige Schlacht bei Caſtillon,

am rechten Ufer der Dordogne, machte erst 1453 dieser Herrschaft ein Ende. Wehe Frankreich, wenn der Brite heute noch, heute der Weltkaufmann, Bordeaux besäße, wie er es damals, bloß Ritter, Ackerbauer und Viehzüchter besaß! Wie vornehm, handelsstolz bietet sich selbst jetzt Bordeaux dem Reisenden dar, der die Garonne heraufkommt. Hinter dem Walde von Masten schwingt sich die edle Brücke von Stein, die breiten Quais vom Aquitanischen Thore hinab sind gesäumt mit hohen, reinlichen Gebäuden, mit weiten Waffenplätzen, worauf jede französische Stadt hält, mit schönen Bäumen, aus denen sich ein unabsehbarer Promenadenhain bildet. Und daran stoßen breite, lichtvolle Straßen und Plätze, welche der Stadt ein helles, wohliges Ansehn verleihn. Giebt's viel Schöneres in Paris? fragt der gewandte Bordelais, der äußerst stolz auf Bordeaux, und zeigt nach dem Komödienplatze, nach den Kaffeehäusern, und verweilt selbstgefällig auf dem Titel „café Montesquieu." Einige Lieues nur oberhalb der Stadt liegt das Landhaus la Brede, wo der weise Politiker gelebt und geschrieben. Es ist ein sechseckig Schloß mit Graben und Zugbrücke und kleinen Fenstern nach altem Schnitt, eine alte Eichenallee führt dahin, fette Wiesen umringen es, und im Innern steht und liegt noch Alles,

wie Montesquieu die Zimmer verlassen hat, einfach und leer, wie es dem mäßigen Sinne des Mannes zupaßte. Sein Fenster geht nach Mittag hinaus auf eine endlose Wiese.

Man darf sich übrigens nicht allzuweit nach dem Meere hin verlieren im Guienne und in der Gaskogne. Die Nähe des Oceans ist die ganze Länge entlang unerfreulich: Sandbänke oder sumpfiger Boden verderben Land und Meer bis nahe an den biskayischen Winkel hinauf, bis an die Girondemündung hinab zum Leuchtthurme von Cordouan. Ein einziger kleiner Meerhafen la Teste de Buch zeigt sich brauchbar inmitten dieser Untiefen, der große Girondestrom ist alles Heil des Landes. Südlich aufwärts nach der Gaskogne ziehn sich diesseits der Meersümpfe und Sandbänke die Haiden, landes, und immer östlich, immer östlich vom Meere ab sieht man sich gedrängt, um fruchtbares Land zu finden. Ganz anders ist das Garonnethal selbst, und namentlich das rechte Ufer. Da liegt jenseits der Brücke von Bordeaux das Meer der weißen Bastiden, wie man die Landhäuser nennt, da sind die Weinberge der weißen Bordeauxweine, da sind die lieblichen Ufer der Garonne, von denen die alte Dichtung erzählt, und wohin Wieland so gern seine Mährchenhelden führte.

Um nach Bayonne zu kommen trennt man ſich auch langſam vom Fluſſe, und macht über Bajas, Mont de Marſan und Dax einen großen Bogen, ſtatt der graden Straße durch die Landes. Der Haidentheil, welchen man ſolchergeſtalt berührt, beſteht aus Sand und Kiefern. Braucht wirklich die Reform ſo dürftigen Landes, wie hier, wie bei Wittenberg und Treuenbrietzen? Braucht nicht der Bewohner ſolchen Landes mehr als jeder andere die Wunder der Kirche, die Verſinnlichung des Himmels? Aber die Haide der Guienne und Gaskogne, die Sonnenöde des Languedoc ſind in Frankreich nur ein Theil des Reformterrain's, der Kontraſt hat ſich hier nicht zuſammengefunden und macht alle Charakterableitung aus dem Erdboden zu nichte. Juſt die Gebirge waren daneben hugenotiſch, juſt die ſchönſten, maleriſchſten Provinzen Frankreichs gehörten der Reform, die Pyrenäen-Gaskogne und das Alpen-Dauphiné.

Wo die Gaskogne beginnt in der Nähe von Dax, da iſt das traurige Element der Haiden ſchon zu Ende. Dax heißt das Paradies der Landes, ſeine Pfirſiche, ſogar ſeine Trauben ſind berühmt im Lande Chaloſſe und Labour, die ſich nördlich und weſtlich vor Béarn, vor den Mittelpunkt der Gaskogne legen. Die Haiden ſind übrigens anders, und das Leben in

— ihnen iſt anders, als wir uns vorſtellen, die wir an Walter Scott's wüſte Bergplateaus mit Ginſter bedeckt denken, an die trügeriſchen Sümpfe, an die Bewohner, die auf Stelzen einhergehn und dabei von der Spindel ſpinnen. Die Sümpfe nämlich ſind beſonders an der Meerſeite, wo wenig Verkehr und Menſchenwohnung, der Sand, der tiefe Sand iſt Hauptfeind des Gedeihens, und die Stelzen ſind vorzüglich gegen ihn erfunden. Sumpf und Sand, zwei ſolche Gegenſätze, finden ſich außerdem oft neben einander, und dies erzeugt den wunderlichen Charakter der Landes: jetzt bedarf die Straße der Knüppelbrücken, um ganze Gegenden nachgiebigen Erdbodens zu paſſiren, dann folgt eine Stunde lang der feinſte Puderſtaub, dann erſcheint plötzlich ein nur halb ſumpfiger Bach, der links und rechts um ſich die üppigſte Vegetation breitet und prächtige Bäume erzieht. Allerdings iſt wie in unſrer Lauſitz die Kiefer der Baum dieſes Landſtriches, aber die Kiefer iſt in dieſem Klima ein ganz anderes Produkt als bei uns. Sand und Sumpf verdoppeln die Wärme dieſer Gegenden noch, und dieſer Baum iſt dadurch ſo zart, fein und edel geworden in Rinde und Nadel, daß er für die feinſte Möbelarbeit geſchickt ſcheint. Er erreicht nicht die Größe und Stärke des Bauklotzes und Dachſparrens wie bei

uns, er bleibt zierlicher, geht mehr in die Breite und wird auch ganz anders benützt. Er wird gemolken wie die Kuh. Nach der Sonnenseite wird ein schmaler Strich Rinde abgelöst, damit der Saft herausschwitze, aus welchem man das feinste Terpentinöl bereitet, ein ergiebiges Produkt dieser Gegenden.

Tagelang fährt man in diesen Haiden, und der beste Geographie-Glaube fühlt sich erschüttert, daß man hier in unmittelbarer Nähe eines Hochgebirges sein solle. Dennoch behält die Landkarte Recht. Einige Lieues vor Bayonne erscheinen blaue Berge von ungewöhnlicher Form, sie erscheinen ziemlich nahe. Sie erscheinen nicht gesammelt, sondern zerstreut, man kann sie nicht für einen Gebirgsanblick zusammenfassen, es sind erst die basses pyrenées, man hat das Ländchen Labour und Nieder-Navarra vor sich, von der Meerseite die Bidassoa-Straße nach Spanien, von der Bergseite durch Navarra den Weg zum Passe Roncevaux. Man ist unter den Basken, unter dem fröhlichen, kecken Volke, was die runde, bauschige Mütze von frischer Farbe trägt und die lustige Schärpe um die Hüften. Diesseits und jenseits der Pyrenäen wohnt dieser Menschenschlag, dem man ein so hohes Alter, und die Kymren zu Ahnherren giebt, und von

dem man ſagt, daß er mit keinem Eroberer-Volke ſich vermiſcht habe. Breitſchultrig, etwas eckig in Geſichts- und Leibknochen hat der franzöſiſche Baske ſchon in der Jugend jene breiten Striche des Alters über die Wangen, über die Arm- und Handflächen, welche der vollen und weichen Schönheit fremd ſind, unter welchen aber ein breitgegliedertes Muskelweſen, ein elaſtiſches Nervenleben, eine zähe Geſundheit ruhn. Heinrich IV., obwohl kein reiner Baske, trug alle Kennzeichen dieſes Menſchenſchlags. Die große Pyrenäengrenze zwiſchen Spanier und Franzoſen hat am Ende doch vermittelſt der Jahrhunderte die baskiſche Art dieſſeits und jenſeits der Berge in zwei Gattungen geſchieden. Der franzöſiſche Baske hat die aquitaniſche Heiterkeit Frankreichs muthig in ſein Blut verarbeitet. Aber da der Grund baskiſcher Welt ſtrenge Abſicht, ſo iſt die Heiterkeit des franzöſiſchen Basken eine ganz andere als die Heiterkeit des Limouſiniers und des Angoulemers. Was bei dieſem ſanguiniſche Beweglichkeit und raſche Hingebung, das iſt beim Basken nur Munterkeit. Er bleibt praktiſcher, deutlicher Abſicht ſich bewußt, ſeine gute Laune iſt nur eine Begleitung, die Abſicht ſelbſt verliert ſich nicht in Wallungen, die Bonhommie des Béarner Heinrich iſt nur eine Form dieſes Béarner, aus welcher man

nicht Folgerungen ziehen darf, was er daneben und dahinter thun wolle oder thun werde.

Die baskischen Organe sind auch darum sehr geläufig für alle Form, zum Beispiele für die Sprache. Der ächte Baske nahe an den Pyrenäen handhabt dreierlei Sprachen: er kennt das uralte Baskische, was gar keine Verwandtschaft zeigt mit Spanischem oder Französischem, er spricht das baskische Patois, hier französisch, drüben spanisch, er versteht französisch und spricht es allenfalls auch.

Vascon nennt die französische Sprache den Basken, Gascon ist die nächste Spielart davon, und der Gaskonier bildet den baskischen Uebergang zu Frankreich. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo alle Anekdoten launiger Art, alle Prahlereien und Uebertreibungen nach der Gaskogne verlegt worden! Eine Gaskonade bezeichnete das Alles. Diese Bezeichnung kam in Frankreich auf, nachdem Heinrich IV. die Gaskogne zum ersten Male eng mit Frankreich vereinigt hatte und die gaskonische Welt auch in Paris heimisch wurde. Jetzt ist der Ausdruck vergessen, die Provinzbeiwörter sind verschwunden. Jene wunderliche Mischung im Gaskonier entstand durch eine lebhafte Phantasie, die ihm eigen, und durch ein praktisch Bedürfniß des Besitzes, was daneben hand-

thierte und die Phantaſie proſaiſch durchkreuzte, ſo daß die Phantaſie nicht harmlos poetiſch ſich geben, ſondern burlesk gewendet erſcheinen konnte.

Wir begegnen der gaskoniſchen Phantaſie Heinrich's in der politiſchen Spekulation, in dem Plane einer europäiſchen Republik dieſes Königs. —

In den niederen Pyrenäen zwiſchen Bearn und Spanien herumirrend nach den Iſards, wie die Gemſe in den Pyrenäen heißt, nach dem Bären, der hier noch gedeiht, befreit man ſich in den Bergſchluchten nirgends für einen Maſſenanblick des Gebirges, man erſchöpft ſich umſonſt nach beherrſchenden Ausſichtspunkten, und wird auf ſolche Nachfrage immer wieder hinausgewieſen zur großen Heerſtraße, welche unten am Fuß der Berge nach Pau und Tarbes führt. Von da ſoll man eintreten in die Hoch-Pyrenäen, in die drei berühmten Thäler des Lévaudan, des Argilès und Gavarny, um Angeſichts der eigentlichen Rieſen zu ſein, auf deren Gipfel Frankreich und Spanien ſich ſcheiden, Angeſichts der Vignemale, des Marboret, der Rolandsbreſche und des Mont perdu, des Kaiſers dieſer Häupter.

Durch glattes fruchtbares Land führt die Straße nach Pau, man gewahrt nur wenig Andeutungen eines Hochgebirges, was rechts im Süden liegen ſoll.

Ja man verzweifelt daran, wenn man in die untere Stadt von Pau einfährt, und steigt mißmuthig die Lehne hinauf nach dem oberen Stadttheile. Dort ist ein viereckiger Platz, mit Bäumen bepflanzt, nach Südwesten offen. Eine niedrige Steinlehne schützt ihn vor dem Abgrunde, der dahinter kommt. Hier sind die Pyrenäen; der Schleier ist hinweggezogen, in prächtigen Farben steigt das Wundergemälde auf vom bunten Gavethal zu den tiefgrünen Bergen erster Linie und über diese hinweg zu den violetten Granitpic's, die pyramidenförmig in die Wolken schießen. Eine glänzende Sonne blitzt auf diesen tiefen Farben, und zeigt den Schmelz, der vom edelsten Seidensammet ausgeht. Ueppige Laubbäume biegen sich über den Vorgrund der Gavethales, die pinienartige Kiefer, das Cypressengesträuch auf einzelnen Vorsprüngen zackt sich fein in der durchsichtigen Luft, links und rechts schließt sich der Halbkreis, unverflüchtigt steigt der Blick auf den Wellenlinien der Berge bis zur silbernen Schneespitze des Pic du midi.

Einige Schritte rechts, an eben diesem Abhange steht das Bearner-Schloß mit der Wiege Heinrichs. Es ist in den Händen der Tischler, Maurer und Zimmerleute, die seinem verwüsteten Zustande abhelfen; aber auch wenn es wieder wohnlich sein wird,

wie zur Zeit der Jeanne d'Albret, die Gott täglich bat um einen Sohn, man wird immer nur zu den Fenstern eilen, um dem Pyrenäenblicke sich hinzugeben. Das Schloß ist geringen Umfangs und unregelmäßig zusammengepackt, ganz und gar auf jenen Aussichts-Abhang hingedrängt. Rückwärts nach Pau und westwärts wird es ebenfalls durch einen Abhang geschieden, wendet aber diesem und der Stadt keine Façade zu, sondern erscheint von dieser Seite wie ein blindes unregelmäßiges Gemäuer. Ostwärts nach der Terasse zu hat der Abhang wahrscheinlich vor Errichtung des Schlosses unzertrennt zusammengehangen, in alter Schloßkriegsweise ist er aber durchgestochen und zu einem tiefen Schluchtgraben ausgeweitet worden, so daß eine Brücke über diese Schlucht der einzige Zugang gewesen, und der Schloßberg der Bearner Herren ganz isolirt worden ist. Trotzdem kann es immer nur von der Westseite, wo jetzt eine Landstraße vorüberführt, und von der Stadtseite das Ansehn eines isolirten Bergschlosses gehabt haben, da die Hauptfront nach Süden in gleicher Höhe mit der südlichen Terassenseite Pau's belegen ist, und die Trennung durch den Schluchtgraben nicht in die Augen fällt. Spätere Zeit, wo die kriegerische Bedeutung solcher Schlösser verschwunden ist, und besonders jetzt hat man auch die unzu-

gänglichen Seiten durch geschlungene Lehnwege mit Aufgangswegen versehn, und über jene westliche Landstraße sogar eine Brücke geschlagen, die heutiges Tages in den Park von Pau und tiefer hinein in die Jagdholzungen der Bearner Fürsten führt. Der Eingang über die Brücke des Schluchtgrabens ist indessen auch jetzt noch der Haupteingang. Er führt durch ein Thorhaus in den Hof des Schlosses. Dieser Hof, ringsum zugestellt und schmal, empfängt ganz wie ein alter Burghof, und zeigt nirgends ein einladendes Hauptportal. Man wird links eingeführt, und stößt auf kleinem Flur beinahe wörtlich an eine Statue Heinrichs, die eher wie ein Schloßwächter als wie Frankreichs Henri quatre angebracht erscheint. Kurz, die Erwartung großer Verhältnisse muß man hinter sich lassen, um den Raum eines ritterlich-fürstlichen Stilllebens, eines heimlichen steinernen Herrenhauses im Bearner Schlosse zu genießen. Der erste Bourbon, der Ritterführer Heinrich, zeigt in seinem Wesen gar oft Merkmale dieser anspruchslosen und doch weit aussehenden Ritterwohnung, dieses gemüthlichen Steinhauses mit vielen Ecken und Winkeln.

Die Natur giebt nur das Linienhafte, es ſind die furchtſamen, es ſind die thatloſen Menſchen, welche ſich damit begnügen. Es ſind die machtloſen Lyriker, die von nichts zu ſprechen wiſſen als von den Schönheiten der Natur, es ſind die Deutſchen, welche der Natur die beſten aber auch die zahlreichſten Worte geben. Der Franzoſe iſt der Natur gegenüber arm wie eine Kirchenmaus, er hat nichts, als ein Paar überlieferte Redenſarten. Ihm iſt die Natur verſchloſſen, uns iſt ſie übermäßig aufgethan, dergeſtalt, daß wir den bloßen Hintergrund der Dinge zum Ein und Alles machen. Alles da draußen iſt nur eine Anregung für das, was vom Menſchen ausgehn, was menſchlich entſtehen ſoll, es ſoll ſich in mich verlieren, nicht umgekehrt. Und er verlor ſich in die Reize der Natur — heißt es im deutſchen Romane, als ob dem Helden wer weiß welch eine Fähigkeit zuertheilt wäre. Die Fähigkeit des Weibes, die Fähigkeit der Hingebung, des Nichtsthuns. Reiſen und Reiſen und immerfort Natur anſchauen und nichts weiter thun, das macht den Menſchen zu nichte. Der lebhafte Sinn für Natur hat auf die Geſchichte unſers Vaterlandes einen ach, wie großen Einfluß geübt, hat die vage Kombinationswelt des Traumes geübt, hat etwas geübt, was Fertigkeit aber nicht Kunſt werden

kann, hat die That vereinzelt, die Macht hintangesetzt, hat unsere Geschichte zur Literaturgeschichte gemacht, und zwar zu einer Literaturgeschichte so unbestimmter Form, wie die Natur unbestimmte Form zeigt.

Das Gegentheil davon hat in Frankreich die Gesellschaft über Alles gestellt, die persönliche Welt des Einzelnen völlig verwischt, den Hauch der Ewigkeit, die Poesie zerstört, die literarische Form eintönig, die politische Kraft groß gemacht. Wir gehen zu weit auseinander, der Franzose schnürt sich zu fest zusammen. Raffen wir uns!

Ein jeweiliges Aufsuchen der Natur, ein jeweiliges Hingeben an dieselbe heißt sich sammeln in einer neuen Gottheit, denn das Handeln allein beschränkt, und die Natur eben weil sie todt, erweitert uns, sie ist der stets offene Raum für die Gottheit in uns, sie ist da, damit wir in ihrem Angesichte uns dehnen und neu befruchten. Darum ist Krieg und Jagd, wo das Handeln Arm in Arm geht mit der Naturanschauung, eine so überaus weckende Lebensart. Darum wird der bloße Städter so klein in Blick und Hoffnung.

Es kommt nicht so viel darauf an, wie man

gerne ſagt, daß der tägliche Anblick der Natur ein erhabener, ein beſonders ſchöner ſei. Im Gegentheile, die abgeſtumpften Linien einer alltäglichen Gegend wirken oft erweiternder auf den Geiſt, welcher aus der Mitte geiſtiger Thätigkeit kommt, als die ſcharfe Form der Landſchaft. Denn eine ſolche iſt eben auch einem Geiſtesprodukte ähnlicher, iſt alſo in geringerem Grade Ergänzung für den Menſchen. Erfahrung lehrt ja auch, daß die Völkerſchaften pittoresker Gegend ſelten die ſchöpferiſchſten ſind.

Aber — „von Zeit zu Zeit ſeh ich den Alten gern" — von Zeit zu Zeit iſt es uns ein Wunder, ein Wunder für die Schöpfung in uns ſelbſt, das Großartige der Erdumriſſe zu ſehn. Wer dies Wunder braucht, der fahre von Pau in's Pyrenäengebirge hinein. Man geht am Gave de Pau hinauf. Gave heißt in den Pyrenäen jeder Fluß, das Beiwort erſt unterſcheidet ihn vom anderen. Lange zögert der Weg, ſich an die ſteilen Bergwände zu wagen, er läuft ihnen wie ſchüchtern entlang bis Leſtelle. Man weiß auch wirklich nicht zu errathen, wie da hinein zu kommen ſei, denn der jähe Charakter unterſcheidet durchaus das Pyrenäengebirg von den Alpen. Dieſe verlaufen ſich ſo rund und mählig, die Mattenhänge ſind weich, die Berge breiten ſich, man glaubt immer

an eine Möglichkeit des Zugangs, man empfindet den Eindruck weiter Majestät, die auch dem kleinen Menschen zugänglich. Die Pyrenäen dagegen wirken auf uns wie titanische Verwegenheit, jach wie der Pfeil steigen sie auf, scharf wie das Schwert schneiden sie ab. Selten zeigt sich jene Thürmung der Alpen, wo langsam Alpe auf Alpe steigt zum breiten Gipfel. Der Pyrenäen-Berg beginnt unten im tiefsten Thale, und fliegt in einem Wurfe auf bis zur schmalen Spitze, die oft der Nadelspitze gleicht. Daher auch der passende Name Pic. Wo Wände vorkommen wie in der Schlucht gen Cauterets, da erinnern sie mehr an Tyrol als an die Schweiz, und Welsch-Tyrol, wo die Farbe schon warm, nähert sich am ersten der Pyrenäenart, aber auch dies gleicht ihr nicht. Tyrol ist baumreicher, und seine Bäume, seine Sträucher sind nördlicher, seine Felsmassen sind oft kolossaler und plumper, seine Gletscher sind als Gletscher stattlicher und wichtiger. Das Pyrenäengebirg ist daneben fein, die Buchsbaum- und Myrthenhecke zackt sich unten so zierlich, die sparsame Tanne oben erscheint so trocken, die Farbe ist so tief und satt, Schnee und Eis ist enger zusammengedrängt, es ist ein Gebirg der Thürme, ein Gebirg für den Vogel.

Bei Lestelle kann man den Granitwänden nicht

mehr vorüber, man wagt ſich hinein in die blaugrünen Geheimniſſe, man hält ſich an den Gave. Dieſe Bäche allein haben den Wegen im Hochpyrenäengebirg eine Möglichkeit gebrochen, immer an ihnen klemmt ſich die Straße hin durch die Schlucht. Es giebt nur drei ſolcher Straßen, und alle drei haben nur einen Anfangs- und Ausgangspunkt bei dem Städtchen Lourdes. Dort treffen, einige Lieues hinter Leſtelles, die Wege von Pau, von Tarbes und von Bagnères zuſammen, von Nordweſt, von Nord und von Oſt. Der ſüdliche Weg gen Spanien hat hier inmitten des Gebirgsſtockes von Lourdes aus nur einen einzigen fahrbaren Zugang. Und er führt nur in die Bäder. Die Hauptberge, die ſich öſtlich vom Mont perdu über die Rolandsbreſche und Vignemale nach Weſten herüberziehn, ſetzen ihm ein unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Ueber Cauterets, St. Sauveur und Gavarny hinaus ſteigt nur der neugierige Reiſende und der Schmuggler, denen es darum zu thun iſt, in die Thäler von Arragon hinab zu blicken. Man traue den Landkarten nicht, die mit leichtem Federzuge ihre Straßen nach Spanien hinüberziehn, ſie ſind falſch. Nur über die Vidaſſoabrücke nach Pampeluna hinab, weiter öſtlich über Bagnères de Luchon, am Maledetta-Gebirge vorüber, über Venasque

nach Saragoſſa hinab, und unweit des Mittelmeeres von Perpignan nach Figueras führen die drei fahrbaren Straßen nach Spanien. Selbſt die mittlere, an der Maladetta vorüber, würd' ich bezweifeln, wenn mir der Zweifel da erlaubt wäre, wo ich nicht ſelbſt bis an die ſpaniſche Grenze gekommen bin. Ich weiß nur, daß das Gebirge dort noch ſehr hoch und ſchwer wegſam iſt, und weiß, daß der Franzoſe ſehr unzuverläſſig iſt im Bericht über Weg und Steg.

Von Leſtelle nach Lourdes beginnt ſchon die Erſcheinung, welche dem Nordländer ſo imponirt: jede Thür-, jede Fenſterpfoſte des ordinairen Hauſes iſt von Marmor. Die Marmortiſche und Kamine, die durch ganz Frankreich in jedem leidlich möblirten Hauſe zu finden ſind, verlieren hier plötzlich ihren Reichthumszauber für den Reiſenden.

Auf einem raſchen Pferde kann man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dieſe gebahnten Hauptthäler der Hochpyrenäen durcheilen. Der gewöhnliche Touriſt, welcher alle Ausſichtspunkte beſucht, kann eine Woche in dieſem kleinen Kreiſe zubringen. Man geht zuerſt direkt nach Süden bis Cauterets. Es iſt eigenthümlich, daß die Hauptthäler nicht die Hauptkette entlang laufen, ſondern winkelſcharf in ſie hinein, von Norden nach Süden. Der Anfang die-

ſes Thalweges und das ganze Thal hieß ſonſt das Thal von Lavedan; wo ſich der Weg ein Wenig ſüdöſtlich beugt, nimmt das Thal jetzt den Namen vom Städtchen Argeles, und windet ſich bis gen Luz hinauf. Man kann alſo den Weg bis Luz als ein Hauptthal bezeichnen. Ungefähr auf der Mitte dieſes üppigen Thalweges beugt man halb rechts ab, juſt als wollte man mit der Stirn gegen die Granitwände ſtoßen. Dies iſt der Weg nach Cauterets, was hinter der zugemauerten Welt liegt. Man verläßt hier die Straße nach Luz, nach dem Mittelpunkte der Thäler, weil nach Cauterets nur dieſer einzige Einſchnitt leitet, es führt kein andrer Weg nach Außnacht; ſeitwärts ſind ſenkrechte Schluchten, hinten ſtellen ſich die hohen Berge vor, der Monné und die Vignemale, welche ganz auf franzöſiſchem Boden der höchſte Pyrenäenberg iſt. Man kann alſo von Cauterets nur über die Gebirge weiter, oder man muß dieſelbe Straße zurück. Die Straße ſelbſt iſt in Frankreich wie ein Wunderwerk berühmt, wirklich hängt ſie am Eingange der Cauterets-Schlucht über dem Flecken Pierrefitte wie ein Seiltänzerweg gemauert in der Luft, und ich konnte nicht ſogleich daran glauben, daß dies eine Heerſtraße ſei. Aber die großen Alpenſtraßen nach Italien ſind doch viel mächtigere Werke.

Ich machte sie mit meinem Gefährten zu Fuß, es war Nachmittags, die Sonne ging aber zeitig unter hinter diesen thürmehohen Wänden, und trotz der unverkennbaren Chaussée, trotz einzelner Reiter und Reiterinnen, die einen nahen Badeort verriethen, sahen wir einander oft fragend an, ob wir uns wol verirrt haben könnten. Denn bei jeder Wendung der Felsen sah man keine Möglichkeit eines weiteren Zugangs, die Wände traten aneinander wie zu enger Umarmung, der Bach selbst schien um sein Weiterkommen verlegen, zwei Stunden waren vergangen, und die Felsenöde zeigte nicht den geringsten Anschein, daß hier noch in Menschenthal sich finden könne, die Dämmerung wurde dichter. Ich wußte aber doch, daß Herr Thiers alle Jahre nach Cauterets ginge, Cauterets mußte existiren und Gelegenheit bieten für ein Nachtlager. Da erweiterte sich plötzlich die Schlucht, grüner Rasen zeigte sich statt des nackten Gesteins, verstreute Häuser, wie Schreibershau im Riesengebirge, erschienen hie und da, nicht ein Marmorstädtchen, wie ich erwartet, ein auseinandergesätes Dorf schien sich zu bieten. Aber die einzelnen Häuser am Wege waren ungastlich verschlossen, wir schritten immer hastiger und hastiger, um der Nacht vorauszueilen, kein Wirthshaus zeigte sich. Gräfenberg, wie es sonst

war, ſtieg zum Schrecken vor mir auf, und ein mitleidiger Heuboden ward meine letzte Nachthoffnung. Unterdeſſen hatte ſich der Weg immer leiſe links gewendet, das Thal war weiter geworden, und auf einmal ſahen wir auf der Höhe neben uns leuchtende weiße Gebäude, und unſer Fuß ſtieß an das Städtchen, welches wie Carlsbad oder Baden Baden ſich verſteckt hatte, und jetzt ſeine Harfen und Dudelſäcke hören ließ, wie jeder wohlorganiſirte Badeort.

Cauterets, St. Sauveur bei Luz, Barèges und die beiden Bagnères ſind die Hauptbadeorte dieſes Hochgebirgs. All die Waſſer ſind warm, und ſchmecken ſchlecht vom Schwefel. Alle die Badeanſtalten ſind von Marmor. Die von Cauterets liegt noch ein Viertelſtündchen hinter dem Städtchen aufwärts, wo man links nach der Vignemale ſteigt, rechts nach dem Lac de Gaube und der ſpaniſchen Grenze hinaufreitet auf den kleinen, äußerſt geſchmeidigen Pferden Navarra's, die offenbar aus der mauriſchen Zeit und von der arabiſchen Race ſtammen. Der Franzoſe hat wenig Sinn für das Thierleben, iſt darum ein ſchlechter Reiter, und hat ſeine Pferderacen von Navarra, von Limouſin und der Normandie ungeſchickt vernachläſſigt. Die navarreſiſchen Pferde ſind heute noch in ihrer Entartung unverwüſtlich. Der nordi-

ſche Pferdeſinn hat neuerdings, beſonders durch den Herzog von Orleans, auch in Frankreich einigen Antrieb gegeben, die Geſtüte — bei Pau iſt ein ſolches — werden aufmerkſam behandelt, Pferderennen ſind eingeführt, aber es kommt nicht über einen unbedeutenden Dilettantismus hinaus, die Fremden ſind dabei Sieger, und Frankreich iſt in dieſem Punkte hinter der Zeit zurückgeblieben. Wie todt erſcheint Berlin gegen Paris, und doch ſieht man in Berlin viel mehr ſchöne Pferde als in Paris.

Der Weg zum Lac de Gaube führt oben im Gebirg am Pont d'Espagne vorüber, eine berühmte Schmugglerpaſſage, ſo daß die Hütte am See auch als Cigarrenladen aufgeſucht iſt. Der ſo hoch liegende See, von ſtarren Felſen eingeſchloſſen, iſt lichtgrün, tief und von heftigen Windſtößen bewegt. Ein Stein am Ufer erzählt den Untergang eines engliſchen Liebespaars in dieſen einſamen Waſſern. Semilaſſo berichtet, ſo viel ich mich erinnere, ausführlich dieſen Vorfall, der jetzt manchen poetiſchen Pilger hier heraufführt in dieſe todtenſtille Gebirgsöde. Sogar den Tannen iſt es hier ſchon zu rauh, ihre Zweige hängen morſch am Stamme wie die Arme eines Menſchen, der verzweifelt. Dennoch fehlt es noch nicht an Lebenszeichen des Gebirgs, rechts abwärts von

der Vignemale, die ſchneeweiß dieſen Bergkreis beherrſcht, ſieht man an den ſteilen Wandhängen gelbe Punkte. Das ſind Kühe, die Wolkengräſer ſuchen. Dies Thier iſt zu gedankenlos, um Schwindel zu haben.

Der Führer ſtellte uns hier die Wahl, über die Vignemale und die daranſtoßenden Bergrücken nach Gavarny, dem großartigſten Pyrenäenſchluſſe Frankreichs hinüberzuſteigen, oder rückwärts über Pierrefitte die Thalſtraße dahin zu wählen, und den eigenſinnigſten Berg, die Rolandsbreſche zu erſteigen. Er liegt über dem Cirkus von Gavarny, an den Schultern des Mont perdu, iſt halb ſpaniſch, voll böſer Launen und ſchwer zu erklimmen. In der guten Zeit des Vor-Mittelalters, wo man noch keinen Weg brauchte, iſt Roland mit ſeinem Schlachtroſſe dahinauf geritten, und hat mit ſeinem guten Schwerte Durandarte eine Breſche in den Fels gehauen, damit der Fels endlich ein Ende nehme, und einen Durchgang nach Spanien geſtatte. Ich weiß Poeſie und Proſa zu unterſcheiden, und mißtraue all den Wegen, die ein Mythus berühmt gemacht. Wären ſie menſchlich, ſo hätten ſie keinen Mythus gebraucht. Zudem bin ich kein ſolcher Naturforſcher, daß es irgend Jemand was nützen könnte wenn ich einen ſelten betretenen Weg

beſchriebe. Der eitle Schein intereſſirte mich hierbei nicht, der ſonſt als ein poetiſcher Reiz auch für Rechtfertigung des thörichten Unternehmens genügt. Wozu alſo ein Leben ausſetzen, was vor der Hand immer noch die einzige Möglichkeit iſt, zu handeln und zu genießen? Kein Memoire erzählt, daß Heinrich IV. auf die Rolandsbreſche geklettert ſei, nicht einmal in Verfolgung der Iſards, es war da keine Spur zu ſuchen für ſeinen Charakter, und Napoleon hat verſichert, es ſei ſtets eine Thorheit, ſich ohne Zweck und Noth in eine Gefahr zu begeben.

So deutliche Gründe wirkten nichts auf meinen Gefährten. Eben weil ſo ſelten Jemand bewogen ſei, auf die Breſche zu klettern, ſollten wir es thun. Das Geſchlecht dieſer Logik iſt leicht zu erkennen. So ging es denn den braunen Schluchtweg nach Pierrefitte zurück, und dann rechts im Thal von Argeles weiter nach dem offenen Thalkreiſe von Luz. In dieſem weiteſten, gerundetſten Becken der Hochpyrenäen liegt auf einem einzelnen Hügel ein verzaubert Schloß des ſchwarzen Prinzen, unten nicht weit davon das Städtchen Luz, und über ihm hinaus an der Lehne des hohen Pic de Bergons eine verfallende Abtei der Tempelherrn. Die Geſchichte hat hierher ihren Weg gefunden, wie vermittelſt der Ga-

ve's die Thäler hierher ihren Weg finden. Dieser Thalwege ſind drei: der erſte von Nordweſt herkommend, von Lourdes, Argeles, Pierrefitte war der unſrige, und er allein läßt den Berggefangenen zu Wagen hinaus in die Welt. Luz liegt im nordöſtlichen Winkel des Thalbeckens, und dort hinaus führt der zweite Weg nach Barèges, aber nur bis Barèges. Die Gebirge des Pic du midi und des Tourmalet ſtellen ſich dort vor, und laſſen nur zu Fuß oder zu Pferde hinübergelangen in's Kampaner-Thal und nach Bagnères de Bigorre, was an der Abdachung des Gebirges liegt. Eine Viertelſtunde ſüdlich von Luz iſt St. Sauveur, und da führt der dritte Weg in die Schlucht von Gedre und Gavarny, direkt nach Spanien. Man reitet an ſchwindelnden Abhängen bis Gavarny, und iſt dann am Ende Frankreichs und alles Weges. Ein himmelhoher Halbkreis ſenkrechten Granits ſtellt ſich vor zur Scheide der beiden Länder, der Cirque von Gavarny, ſpaniſche Waſſer herabſtürzend von der Wolkenhöhe wie Spott und Hohn gegen den dreiſten Franzoſen.

Das Becken von Luz, zugeſtellt von hohen Bergen, hat vielleicht nur eine Lieue im Umfange, aber es iſt angefüllt mit allem Pyrenäenreize; die dunklen Farben glühn von den Kuppeln der Berge bis zur Buchs-

baumhecke und dem Thymian- und wilden Safrangesträuch, die breitschattigen Maronen und Nußbäume und Ulmen gedeihn in Pracht, obwohl das Becken von Luz fast so hoch wie der Brocken gelegen ist. Die Sommer sind entzückend und die Winter zweifellose Winter, wie der Deutsche sie liebt.

Das Städtchen Luz ist an den Rigi der Pyrenäen gelehnt, an den Pic de Bergons, den man bis zur Spitze zu Pferde ersteigen kann. Hier genießt man die volle Uebersicht der Hauptspitzen, nach Süden der Piks in Spanien bis zum Mont perdu, dem höchsten Haupte des ganzen Gebirgs; nach Südwesten der Vignemale; nach Norden, gegen die französische Fläche hin des Pic du Midi. Es ist wie ein Lanzenwald, hier in blaurothen Stahlspitzen flimmernd, wo der Granit nackt zu Tage liegt, dort, besonders gen Spanien hin, in Silberspitzen ewigen Schnees. Immer wieder folgt der Blick jener langen Schlucht, die sich nach Gavarny hinaufzieht, sich zum Cirkus aufbaut und wie von Himmelsfestungen gekrönt ist durch die Tours de Marboret, die Rolandsbresche, die falsche Bresche und hinter und über allem erst durch die Culotte du Mont perdu, endlich durch die letzte und höchste Kuppe des Mont perdu selbst. Hier wird die Welt so hoch, daß sie selbst den Charakter der Pics verliert,

den Charakter der ſpitzen Regelmäßigkeit. Breite Schneeflächen, einzelne Gletſcher bedecken und verwirren dieſe Regelmäßigkeit, die Breſchen, nach oben offene Thore, je zu zwei Pfeilern, zacken ſich eigenthümlich aus gegen die durchſichtige Luft, die Culotte ballt ſich rund auf wie eine Alp von Stein, und die Spitze des Mont perdu, öſtlich von ihr und den Breſchen, ſchließt weniger ſpitz als jeder Pik zweiter Gattung.

Wie weich und mild erſcheint daneben rückwärts das Becken von Luz mit ſeinem ſchmalen Durchblicke auf's Thal von Argeles! Ein Schneeſchauer zog wie ein Schleier über die Piks daher; es war im Anfange des September, am Himmel ſchwamm der Sonne Gold, durch die Luft wehte der durchſichtige ſilberne Schleier, und unten lag in magiſcher Beleuchtung das Becken von Luz, ſein dunkles Grün und Braun hinausſchlängelnd in die Thalöffnung von Argeles.

An welchen Abgründen, über Marmorbrücken, an wie viel Waſſerfällen reitet man hinauf im Thale von Gavarny, drei Stunden lang, immer häuptlings bedroht von ſteilen Bergen! Darunter heißt noch heute einer der Viſigoth, wohl zum Gedächtniß der Weſtgothen, die einſt das Land bedeckt haben. Da ſind Echo's, Waſſerfälle und wie viel andre Nürnberger Waare der Naturreize, die mit ihrem Detailanſpruche

den Eindruck zersplittern. Zum Beispiele ein großes und kleines Chaos, woran der Franzos seine seltensten Worte verschwendet. Es ist dies ein durcheinandergebrochenes Felsgestein von geringer Bedeutung im Vergleich der Massen, die vom Cirkus herabstarren. Der Tag verschwand uns wieder zu früh in dieser Enge, den kleinen Pferden mußte die Sorge allein bleiben vor dem Abgrunde, an welchem der drei, vier Schritt breite Weg meistens hinführt. Denn der französische Führer unterscheidet sich vom Schweizer durch gedankenlose Sorglosigkeit; „n'ayez pas peur" ist der einzige Rath, den er im Munde führt. Moralische Spannung ist ihm auf der Straße wie im Kriege das Hilfsmittel gegen Alles. Wie genau er sei in Hervorbringung und Schöpfung von Möbeln und kleinen Formen, draußen in freier Luft ergiebt er sich aller gallischen Oberflächlichkeit, und das Erbtheil Rom's, das Erbtheil genau begrenzter Fassung, vergißt er völlig außerhalb der Gesellschaft und des städtischen Lebens.

Der Gave de Pau kommt hier vom Cirkus herunter, über die letzte durchlöcherte Brücke führt der Weg in's Wirthshaus von Gavarny. Weit, jenseits drüben pfiff Jean Marie sein baskisch Lied, die Pferde hatten in den Brückenlöchern gestrauchelt, aber kein Bein

gebrochen, und mit „n'ayez pas peur" empfing er uns am Eingange der großen Wirthsſtube, wo der ſpaniſche Feuerherd, das ſpaniſche Patois, und der braune Pyrenäenmantel mit großer Kapuze uns begrüßten.

Glücklicherweiſe erkrankte mein Gefährte in dieſer Nacht, und entging dadurch der Wahrſcheinlichkeit, anderen Tages den Hals zu brechen. Ich zog allein aus, ein Schlachtopfer der Eitelkeit, die Breſche zu beſteigen. Jean Marie hatte erklärt, daß trotz Steigeiſen und Stöcken ein Führer nicht genüge, und hatte einen der Kapuzenmäntel, einen alten Iſard-Jäger geworben. Es war ein ſpaniſcher Baske, der nichts von franzöſiſcher Sprache wiſſen wollte. Er trug Sandalen und Kamaſchen von behaartem Kalbsleder, die kurze Hoſe und Jacke von brauner Lammwolle, und die geſtrickte ebenfalls braune phrygiſche Mütze des Hoch-Basken, die ſich feſt an die Ohren legt und ganz verſchieden iſt von der platten bauſchigen Baskenmütze. Eine lange Flinte für gelegentliche Gemſenjagd hing ihm auf der Schulter, und das alte ernſthafte Geſicht, wetterwüſt — hasané iſt des Franzoſen Ausdruck — fühlte nach dem Wetter. Er ſchüttelte leiſe das Haupt, und wir ſtiegen aufwärts am Gave, bei einer Glocke vorüber, die am Ende des Dorfes in freier Luft an-

gebracht war. Dies geschieht überall, wo es am Thurme fehlt, und das Gebäude der Templer, die selbst bis Gavarny gedrungen, existirt nicht mehr für Religionsanstalten dieser Art. — Nach einer Stunde waren wir im Angesichte des Cirkus, jener halbkreisförmigen Granitmauer, die sich wohl eine halbe Lieue scheitelglatt umherzieht. Ein schmaler Wasserfall, viel, viel höher als der Staubbach in Lauterbrunn, fällt da herunter. Der Raum ist zu groß, man hört kein Geräusch von ihm. Napoleon hat einmal mit dem Präfekten der Hochpyrenäen hier gestanden vor dieser unbezwinglichen Grenze Spaniens — „zwei Millionen sind hinreichend," hat er ärgerlich geäußert, „um dies Hinderniß einer Heerstraße zu sprengen." Soll dies nicht einen Gott verdrießen?

Besorgt blickte ich links und rechts, wie uns ohne diese Millionen ein Zugang auf diese Höhen möglich sei. Nach der rechten Seite hin wiesen die Führer, ja das mag wol die rechte Seite sein, aber sie ist eben so perpendikulär wie alles Andere. Ohne Brücke passirten wir den Gave, der von da oben herabkommt aus dem See des Mont perdu und nicht weit von uns durch eine von Schnee gewölbte Brücke nach Frankreich herabrauscht. Jene Brücke von Schnee und Eis gebildet, was sich einst in grauer Vorzeit

verspätet und, von Jahr zu Jahr neu versehn, dauernd erhalten hat, schien entweder den Führern zu weit entlegen, oder wie Zuckergestalt bloß des Schauspiels halber vorhanden, kurz wir sprangen von Stein zu Stein im Gave und halfen uns auf diese Weise hinüber. Es lag in diesem Cirkusgrunde sonst kein Schnee, und wir kamen über Steinblöcke und Geröll unaufgehalten an die Mauer. Hier erwartet jeder billig denkende Tourist doch einen Schimmer von Fußsteig, findet aber nur das, was die Gemse eine bequeme Promenade nennen mag. Man benützt die schmalen Felsabfälle, und bringt sich dadurch weiter, daß man nicht geradeauf verlangt, sondern sich immer nach der Seite wendet. Hinabzusehen ist nicht nöthig, da es auch dem bündigsten Kopfe Unordnung erwecken kann, da man ja zunächst nur hinauf will. Eulenspiegels Wort und eine Doppelflinte, womit ich beladen, machten mir große Pein. Ich gestehe, daß ich gern an den weitesten Rückweg durch Spanien gedacht hätte, wäre nicht da drüben jenseits der Bresche Cabrera und das Erschießungssystem gewesen. Man denkt, über Abgründen hängend, äußerst klar und kurz, alle Schriftsteller-Manier verschwindet, und ich fand das Mißverhältniß schreiend, für ein paar Zeilen Reisebeschreibung so lange Gefahr zu laufen. Gar zu

gern hätte ich meine Flinte Jean Marie aufgepackt, nicht bloß weil sie schwer und er aller Bürde ledig war, sondern weil sie jeden Augenblick anstieß und mich nach dem Abgrunde stoßen wollte. Uebrigens war es auch mit allem anständigen Gange menschlicher Art längst vorbei, das Thier hat ganz Recht auf allen Vieren zu gehn, und als der Schweiß rieselnd von mir lief, und das stete Gleichgewichthalten mich erschöpfte, folgte ich dem thierischen Erhaltungstriebe und kroch auf allen Vieren. Es gab nicht Raum, eine Flinte abzuschultern, ich trug mein Kreuz als Strafe für die Jagdpassion, ich philosophirte über des Basken haarige Sohlen, womit er so viel sichrer vor mir aufklammerte, ich verwünschte die Bildung Pariser Absatzstiefeln und Hosenstrippen — und ich erreichte den Gipfel der Wände.

Ach, es war nur die erste Station! Aber es ging nun eine Zeitlang sanfter, die Abgründe verschwanden hinter uns, eine kümmerliche Matte, durch Steine und die hohe Lage verdorben, zog sich vor uns hinauf, Jean Marie, der Nachtrab kam zu uns, und keuchte „n'ayez pas peur!“ Links und rechts sah man die Felsthürme des Marboret noch weit oben, die Bresche aber nicht, und Wolken kamen mit Regen daherge-

brüſelt. Weiter aufwärts erſchienen braune Hammel, das Thier, was den Montagnard nährt und kleidet. Zwei ſpaniſche Hirten, in der maleriſchen arragoniſchen Tracht lagen unter einem Felſen, der ſie gegen den Regen ſchützte, wenn auch nicht von der Seite, doch von oben.

Wir verließen unſre Richtung, um bei ihnen einzutreten, und um einen Trunk Milch in ihrem Keſſel heiß zu machen. Es iſt noch franzöſiſches Erdreich, aber hier oben macht man kein Eigenthumsrecht geltend, der Berghirt auf der Breſche iſt über dem Geſetze. Bis der Schnee die letzten Halme bedeckt, bleibt er hier oben, und holt ſich nur zuweilen unten in Jorla ein Paar große Brote. Iſt er ganz ausgehungert, ſchlachtet er einen Hammel, und wenn die Lüge auch auf dieſer Höheneinſamkeit entſtehen kann, ſo ſagt er ſeinem Herrn, der Hammel ſei in eine Schlucht geſtürzt. Wie glücklich der Autor, der für ſolches Hirtenpublikum ſchreiben darf, Alles darf er ſagen, hier iſt Zeit und Raum zum Leſen. Es waren ſchlanke Burſche mittlerer Größe, ſanft und ſtumpf, die einſame Zeit dient ihnen nicht zum Denken, ſondern zur Gedankenloſigkeit. Einſamkeit ohne Gegenſatz iſt Oede.

Weiter hinauf wurde der flache Berg noch ſteini-

ger, und Schneeſtriche begannen. Wir verloren einige Zeit, der Baske und ich, einen Gemſentrupp zu beſchleichen, der hinter einem Schneefelde zu ſpüren war. Eine Schneewolke vernichtete allen weiteren Jagdplan, und wir ſtiegen den Schneehang hinauf. Die für mich beſtimmten Steigeiſen waren zu weit, und ſo mußte ein Kamm von Geröll zum Wege erwählt werden, ein Weg, der beinahe ſo viel zurückbringt, als vorwärts, und der doch wie Alles ein Ende nahm. Wir ſtanden oben, die Breſchepfeiler wie Thürme in geringer Entfernung vor uns, aber aus Arragon herüber tobte ein abſcheulicher Schneeſturm zwiſchen ihnen hindurch, und ein Gletſcher lag noch zwiſchen uns und dem erſtrebten Punkte. Nicht ein Gletſcher wie in der Schweiz mit Zacken und Zinnen, ſondern ein rund abgehobelter Kegel, der ohne den geringſten Höcker hinabeilte in eine von Nebel bedeckte Tiefe. Ein Schneehauch lag darüber, um ihn noch glatter zu machen. Was thun? Ich mußte zu den ſchlotternden Steigeiſen flüchten, und mich den Göttern anvertraun. Oder ſollte ich umkehren? Die Breſche lag ja nur hundert Schritte vor mir, ich war ja doch bei ihr geweſen, und wenn ich prahlen wollte, wer verriethe es denn? Jean Marie war dieſer Logik nicht abgeneigt, aber der Baske ſchüttelte den Kopf. Er

eröffnete den Zug, er verſtand und ſprach plötzlich franzöſiſch, und verſprach mir im Nothfalle die Hand, wenn ich fiele. Seit dem Winter mußte Jemand oben geweſen ſein, es waren noch ausgewaſchene Spuren von Beilſtufen vorhanden, für uns von großem Werthe, da Jean Marie das Beil vergeſſen hatte. Man paſſirt den Gletſcher mehr quer als aufwärts, die Beine kommen deshalb leichter einander in den Weg, und das Gleichgewicht iſt ſchwerer zu halten. Der Schwindel war äußerlich nicht unterſtützt, da man nur etwa hundert Schritt die Flucht des Eisberges nach unten erblickte, und dann nur dicken Nebel ſah. Die Phantaſie hatte nur zehn Minuten lang zu ſchweigen — mich peinigte es bloß, daß man dies Alles noch einmal zurück und abwärts machen müſſe, beſonders die Thurmwände unten! Die Steigeiſen kamen denn einander auch richtig in den Weg, weil ſie ſich verſchoben, ich ſtrauchelte und fiel in der Mitte des Gletſchers auf ein Knie. Der Baske reichte mir die Hand, ich riß den ſchlotternſten Stachelſchuh ab, und ließ ihn in die Tiefe rollen; ich ſelbſt kam heil hinüber, und trat in den tiefen Schnee, der die Breſchenthürme umgiebt. Jean Marie, der Nachtrab, ſchrie um Hilfe. Er war noch mitten auf dem Eisberge, er hatte feſte Steigeiſen, was hat er? N'ayez

pas peur! Der Wicht hat Furcht, murmelte der Baske, und zog mich in den Sturm hinein, der durch die Breſche raſ'te.

Die letzten Wendungen im Schnee, wo man noch einmal abwärts und aufwärts ſteigt, unſicher wie in Wolken, verrücken Einem entweder die Himmelsrichtung, oder die Breſche ſteht ſchief zwiſchen den Grenzen, der Baske drehte meine Schultern herum, denn ich ſah nach Frankreich, wo ich nach Arragon zu ſehen glaubte, und ich bin ſonſt himmelsgegendfeſt. Iſt's ein alter Zauberſpuk der Mythenbreſche? Gott ſegne das Roß Rolands, es hat ſich beſſer benommen als ich und Jean Marie, der mich in dem Windlärmen ohne Aufhören anſchrie, wie ich hieße, und ob ich nicht meinen Namen einkrallen wollte in den Fels neben ich weiß nicht welchem Bourbon und ſonſt wen, der da angeſchrieben ſei. Die Luft riß ſich aber eben einen Augenblick auseinander über die Felſen und Klüfte nach Saragoſſa hinab, und der Baske ſprach mir Wichtigeres über die bräunen und blauen Abdachungen, die nach dem Ebro hinabſtürzen, er liebte das Land jenſeits der Breſche, jenſeits der ſie überragenden Marboretfeſten, denen die Breſche zugehört. Der Blick nach Spanien iſt reicher als der nach Frankreich. Denn hier ſchrumpft das Thal von Ga-

varny zuſammen und man ſieht nur das wüſte Meer der Pics, während der Blick gen Arragon hinab deutlicher in's Land gleitet.

Aber ich blieb nach all der Mühe nur etwa zehn Minuten in jener Pforte ſtehn, der Sturm war gar unbändig. Lohnt das der Mühe? ſagt man in der Lauſitz, und zurück muß er doch, wie ſehr ihm davor grauſ't.

Es iſt das Loos aller Berge wie aller Größen: man erſehnt ſie, man begrüßt ſie mit Jauchzen, und gar bald drücken und beengen ſie uns, wir wollen ihrer ledig ſein um jeden Preis. Der unternehmungsluſtige Menſch bleibt nicht in Bergen wohnen. Ich ſtrebte haſtig von Luz nach Barèges hinauf, die Schlucht nach Norden, um hinüber zu kommen nach Bagnères de Bigorre, wo das Land wieder offen iſt, um dieſer Rieſenumarmung zu entgehn, welche die Sonne ſo ſpät erſcheinen, ſo früh verſchwinden macht. Das Schönſte iſt uns im Wege, wenn es den Blick, wenn es die Welt beengt, unſre Seele verlangt noch mehr als die Macht des Reizes, als die Macht der Kunſt und Grenze, ſie verlangt die Weite, die ewige Weite, was unvollſtändig Freiheit genannt iſt, und was die

erfüllteſte Geſchichtsepoche weiter treibt zur Auflöſung, zu neuer, weiterer Geſtaltung.

Hinter Barèges iſt zwar auch nach Norden der Weg zugeſtellt durch den Pic du Midi und den Tourmalet, aber man kann hinüber und es iſt der kürzeſte Weg. Bis Barèges ſelbſt führt jetzt die Schlucht hinauf eine ſchöne Straße, unter Ludwig XIV. erſt veranlaßt durch die Maintenon. Sie kam mit einem kranken Prinzen hierher zu den Waſſern von Barèges, die noch ſchwer zugänglich in Bergſümpfen lagen. Es gab nur wenig Hütten und es war ſehr traurig. Heute beſteht der Ort aus einer langen Straße, und iſt noch der rauheſte und traurigſte der Pyrenäenbäder. Krieger, von alten Wunden gepeinigt, Schnurrbärte aus Aegypten und Rußland ſuchen hier Linderung, wo der ganze Norden zwar vermauert iſt durch Felſen an die 9000 Fuß hoch, wo man aber im Orte ſelbſt an die 4000 Fuß hoch wohnt.

Von hier beſteigt man den Pic du Midi, auf den neuerdings ein guter Weg gebahnt worden, und von dem man den weiteſten Blick in's Franzoſenland genießt. Denn dieſer berühmte Pik ſteht neben dem niedrigeren Tourmalet an der nördlichen Grenze des Hochgebirges, dem abfallenden Lande zu. Er trägt den Beinamen de Bigorre, weil der Name Pic du

Midi öfter vorkommt, beſonders in den baſſes Pyrenées, in der Gegend der Bäder Eaux chaudes und Eaux bonnes. Lange Zeit war er allen Reiſenden der Hauptpunkt, und ſeine Lage, ſeine Höhe von 9000 Fuß verdienten die beſondere Aufmerkſamkeit. Rückſichtlich der ſogenannt lohnenden Ausſicht ſteht er noch heute obenan. Aber neuerdings drängt man ſich nach dem Beſonderen, nach dem Höchſten, nach der Breſche, nach dem Mont perdu, nach der Maladetta, nach jener krönenden Granitfeſte, die ſüdlich von der Maladetta bis nördlich über den Perdu, die Breſchen und die Vignemale hinausgeht. Dieſe höchſte Feſte läuft einige Meilen ununterbrochen, und iſt die wahrhaftige Krone dieſes fünfzig deutſche Meilen langen Gebirgs, was vom Cap Higuer am biskayiſchen Golfe bis in das mittelländiſche Meer geht am Cap Cervera unweit Port Vendres. Die Maladetta und der Mont perdu ſind natürlich am Wenigſten beſtiegen, aber ſie ſind gemeſſen, und der Perdu, für uns Pyrenäenkönig, hat um 300 Fuß ſeine Krone an jene verwünſchte Dame Maladetta abtreten müſſen. Sie iſt 10,722 Fuß hoch, und in ihrer Nähe ſind auch die meiſten Gletſcher, serneilles hier genannt. Sie ſind, wie alles ewige Eis hier, unbedeutender als in der Schweiz, da unter ſo heißer Sonne erſt mit 8000 Fuß die

Schneelinie beginnt. Nach dem Mont perdu, 10,402 Fuß hoch, folgt die Vignemale mit vier andern Piks, die dem Perdu nur um hundert Fuß nachstehn. Daran schließt sich eine Reihe von 9000 Fuß hohen, worunter die Bresche und zuletzt der Pic du Midi.

Es ist nicht eine äußerliche, eine Pariser Mode, die jetzt über den Pic du Midi hinausdrängt. Der Franzose selbst nimmt wenig Theil daran, das romantische, das abenteuerliche Reisen ist nicht seine Sache, es sind meist Fremde, die in der Unwegsamkeit herumkriechen. Der Franzose heischt grandes routes. Neuerdings, mit England und Deutschland viel beschäftigt, ist er wohl ein Wenig davon abgegangen, aber das Naturel wird, seinem eignen Ausdrucke nach, im Galopp zurückkehren.

Wir waren zu Rosse das Vastanthal hinauf auf der Höhe des Tourmalet angekommen, und sahen zum letzten Male hinter uns nach der Kronenfeste des Gebirgs, die abschießt im Gaverny-Cirkus wie unnahbar. Unter wilden Bergregen von der Bresche kommend hatte ich am Fuße dieses Cirkus das prächtigste Naturschauspiel aller Reisen gehabt. Der fluthende Regen verbreitete jenen Wasserfall des Gave um die ganze, eine Viertelmeile breite Mauer her, der ganze Cirkus war ein Wasserfall!

Diesseits des Tourmalet, den Pic du Midi zur Linken, steigt man in die Schluchten, wo der Adour entspringt, und bald eine Kaskade bildet, steigt man in das berühmte Campanerthal, was nach Bagnères de Bigorre führt, an's Ende der Pyrenäen.

Ueber den Namen „Pyrenäen" haben die Franzosen die wunderlichste Ableitung. Sie geben im Sinne der Vulkanisten auf das griechische Wort Feuer — pyr — zurück, citiren den Plato, daß dies kein eigentlich griechisches, sondern ein phrygisches Wort sei, machen die Brigiens-Gaulois zu den Vorfahren der Phrygier, und erklammern solchergestalt eine gallische Bezeichnung für Feuerberge. Sind alsdann die warmen Quellen der Pyrenäen nicht Zeugniß genug für Feuer, so weisen sie auf die vulkanischen Berge der Auvergne, des Vivarais und der Cevennen als auf Lehensberge der Pyrenäen. Halten wir uns an die einfachere Lösung, daß ein alt celtisch Wort „pyrn" Gebirg bedeuten soll, wie kurz und bündig unser sorgfältiger Reisemarschall Europas, unser Landsmann Neigebaur anführt.

Ueberaus schön zwischen weiten Felsen steigt der Tourmalet hinab zum Adour und tiefer, wo karges Grün mehr und mehr übergeht in dunkle, feiste Grünung nach dem Campanerthale. Aber die Jean Paul'sche

Vorſtellung vom Campanerthale laſſe man völlig hinter ſich! Wohl mag man auch in einem geſegneten Thale der Unſterblichkeit nachſinnen, die Schönheit und der Segen erwecken den Gedanken eben ſo wie die wilde, erſchreckende Natur und die ſeltſame Erſcheinung. Schönheit und Segen müſſen es hier thun, um dem deutſchen Dichter nachzukommen, der immer das rauhe Fichtelgebirg vor Augen und Sinn hatte. Rechts erheben ſich niedrige Felsberge, großentheils noch mit Geſträuch und Baum bedeckt, links bauen ſich die Vorberge des Pic du Midi auf mit Schlucht und Teraſſe. Sie ſind weich überzogen von grüner Matte, von braungrüner Hecke, vom gewölbten Maronen- und Nußbaume, oben darüber ſchließt der Buchenwald die fernere Ausſicht. In den Büſchen darin klopft es und knallt es; man weiß, daß dies für Schönheit der Welt geſchieht, daß es den weichen Marmorbrüchen des Campaner Thales gilt. Zwiſchen den beiden Bergketten ſchlüpft eben und glatt, an beiden Seiten des Adour, das Thal hinab nach Bagnères, durchduftet von Wieſen, heiter geſammelt im Hauptorte Campan.

Ja, es iſt auch eine Höhle, die berühmte Campaner-Höhle in der rechten Bergreihe. Ein Höhlenleben fragt ſo natürlich nach dem Himmel, denn es hat keine Sonne. Aber ach dieſe Campaner-Höhle

iſt gar klein, niedrig und unbedeutend, es kommt Einem darin nicht leicht ein anderer Gedanke auf als der, ſich nicht zu ſtoßen, ſich nicht zu beſudeln.

Jean Paul's Anknüpfung an's Campaner-Thal gehört alſo wie jede ſeiner Anknüpfungen in die Statiſtik ſeiner Phantaſie. Man hat ihr im Zimmer oder in ſonſtiger Einſamkeit nachzugehn, nicht auf Reiſen.

Auch die Lebenszeichen von Heinrichs IV. Jugend ſind nicht mehr zu finden. Als junger König von Navarra lenkte er ſeine Jagdſtreifereien ſo gern hierher nach dem Campaner-Thale. Da ſtand ein Schloß, da wohnte eine Schöne. Ihr ſprach er ſo gern von der Unſterblichkeit ſeiner Liebe. Und ſeine Liebe war unſterblich, wenn auch veränderlich, und die Sage von ſeiner Liebe im Campaner-Thale wird dauern, obwohl das Schloß d'Aſté zerſtört iſt. Wollüſtiges Bagnères! in Deine Marmorbecken ſtieg der Bearner ſo gern, um Staub und Schweiß der Jagd abzubaden, und ſich mit dem Lebenshauche Deines Waſſers zu durchdringen. Es iſt der größte und prächtigſte Badeort Frankreichs, das franzöſiſche Bath, von unſern Bädern Wiesbaden am Aehnlichſten. Die römiſchen Conſuln, die römiſchen Cäſaren, Auguſtus ſelber haben in Bagnères gebadet. Zwei und dreißig Quellen

ſprudeln hier am Abhange des Gebirgs, als wollten die Pyrenäen da, wo ſie die Ebene berühren, alle Herzadern öffnen. Alle ſind in Marmor gefaßt, und über mehreren wölben ſich Marmorpaläſte; Hotels und Boutiken ſchimmern; die Stadt von 8000 Einwohnern birgt faſt in jedem Hauſe ein navarriſches Pferdchen zur Reitluſt der Gäſte. Nach Südweſt hinauf ſteigen Hügel; Baumgruppen mannigfach, Alleen, engliſche Gärten, ſchlängeln und vertiefen ſich in den ewigen Berghinterhalt, der hinabſieht auf die Ebene von Tarbes.

Von Bagnères aus unternimmt der Touriſt die Partieen in's Hochgebirg. Berittene Führer, wenn es nur den Thälern gilt, ſtehen überall zu Dienſt. Die Maintenon ſelbſt hat kühn den Anſtoß gegeben: ſie wagte ſich mit dem kranken Prinzen von Maine geradeaus über den Tourmalet.

25.

Geht man noch einige Meilen ſüdlicher bis in's kleinere Bagnères de Luchon, auch ein Badeort zwiſchen Alleen und Fruchtfeldern zu Füßen der Maladetta, ſo hat man im Weſentlichen die Grenze erreicht jener Bearner Hugenotenwelt. Der tiefere Süden des Pyrenäengebirgs hat im zunächſt anſtoßenden Lande Foix nur noch eine Anknüpfung daran, und verliert ſich im ſüdlichen Theile, im Lande Rouſſillon völlig in unwandelbar katholiſches, ſpaniſch katholiſches Land. Dieſer Pyrenäentheil, obwohl dieſſeits der Hochkette, mit ſeiner Hauptſtadt Perpignan, war Catalonien eng einverleibt, wurde erſt unter Richelieu franzöſiſch, hat noch heute auf dem Grunde ſeines Patois das Cataloniſche, was ſich griechiſcher Abkunft rühmt. Hier ſind die Uebergänge Hannibal's, Pompejus' und Cäſars, für welche einſt Marmorſäulen errichtet waren, hier iſt jener abgeſonderte Zweig des Pyrenäen-Gebirgs, der Canigou, der allein, gebirgs-

einsam nach dem Languedoc zu gelegen ist, und den man bei klarem Wetter auf den Höhen Toulouse's und Montpelliers sieht. Daher jene befremdliche Rede, daß man vom Platze Peyrou in Montpellier die Pyrenäen sehn könne.

Das Ländchen Foix selbst, das Vaterland der kriegerischen Foix, des Marschall Clauzel, und des zweifelscharfen Bayle, scharf im Zweifel und unfruchtbar wie die zackigen Felsen des Ländchens, kam mit Heinrich IV. an Frankreich. Es birgt in einer Schlucht, die nach Spanien ausläuft, eine politische Merkwürdigkeit, die vielleicht in der Hugenotenepoche ihren Theil Anregung beigesteuert zum Gedanken jener Communen-Republik, woran Richelieu den Krieg auf Leben und Tod knüpfte. Es birgt noch heute eine Republik, eine freie Republik, unabhängig von Spanien, so gut wie unabhängig von Frankreich. Es handelt sich hier nicht um einen bildlichen Ausdruck, sondern um die wirkliche Republik von Andorre. Glückliche Einsamkeit, Armuth und Kleinheit eines Thales, nach denen in Madrid und Paris noch Niemand gelüstet hat! Heinrich IV. bestätigte ihnen den freien Zustand, Napoleon sogar that's, da Andorre selbst den leisen Zusammenhang mit Frankreich zurückverlangte, den Niemand aufgehoben hatte als die fran-

zösische Republik von 1793. Und so zahlen sie, die 6000 friedlichen Republikaner von Andorre, nach wie vor ihre 962 Frank Feudalgebühren an Frankreich, um die Aus- und Einfuhrrechte zu genießen nach wie vor. Ihre politische Einrichtung stammt von Karl dem Großen, und der Archäologe kann hier am Leben studiren.

Das Thal von Andorre besteht aus zwei schmalen Schluchten, die am Orte Andorre zusammenstoßen und gen Urgel hinab nach Spanien ausgehn. Das Ganze hat die Gestalt eines V. Ihr geistliches Haupt ist auch der Bischof von Urgel, der sich aber um nichts als um ihr Seelenheil zu kümmern hat. Sie ernennen selbst ihren großen Rath, der aus 24 Mitgliedern auf Lebenszeit besteht. Dieser wählt zwei Syndikus, denen obliegt, die Geschäfte der Regierung zu führen und die Versammlungen zu berufen. Der geringe Unterricht, den der Hirt suchen kann, wird in der öffentlichen Schule jedes Kirchspiels umsonst ertheilt vom Vikar der Kirche. Künste und Luxus sind unbekannt, ja gefürchtet, die Sitten sind dieselben wie zu Karls des Großen Zeit. Das Familienhaupt, erblich von Erstgebornem zu Erstgebornem, ist allgebietender Patriarch. Er wählt die Frau des nächsten Erstgebornen, und sieht dabei nicht auf mehr oder

weniger Mitgift, aber ſtreng auf Andorriſche Würdigkeit der Familie. Der Familienname der Frau kommt mit zum Namen des Gatten; ſolcher Doppelname iſt néthig für irgend ein Amt. Sind nur Töchter in einem Hauſe, ſo iſt die älteſte Erbin und wählt den jüngeren Sohn einer Familie, und ſo hat ſich in dieſer Familienariſtokratie das Ländchen ungeſtört erhalten, ein unbedeutend Hirtenländchen. Wer nichts beſitzt, genießt kein Recht, wird aber liebevoll behandelt und liebt wieder. Der Erſtgeborne, obwohl Haupt des Stammes werdend, erbt nur ein Drittheil vom ganzen Beſitze. Die andern zwei Drittheile werden gleichmäßig unter die übrigen Geſchwiſter vertheilt. Jeder Familienvater muß eine Kugelflinte mit Schußbedarf im Hauſe haben gegen einen méglichen Feind von außen, denn im Ländchen ſelbſt ſtiehlt und raubt Niemand. Die Strafen ſind gelind, einer Todesſtrafe weiß man ſich nicht zu erinnern. Wolle für Kleidung, Eiſen für Geräth und Waffen und alle Nahrung haben ſie hinreichend, Eiſen verkaufen ſie ſogar nach Spanien. Dies ſind die „Thäler und Souverainetäten von Andorre," wie ſie ſich nennen.

Sie ſind ſtreng katholiſch, und gaben keinen Einſchlag in die neue Welt von Völkerſchaften, welche mit Heinrich IV. auftrat. Dieſer nachgehend muß

man aus der Ebene von Tarbes, aus dem Lande Bigorre, öſtlich in's Languedoc reiſen durch's Land von Armagnac, von Cominges, durch das untere Foix. Da begegnet man an den Ufern der Arriège, die auf den Höhen vor Andorre entſpringt und nordwärts nach der Garonne eilt, und man begegnet an den Ufern der Garonne ſelbſt den Grenzen von Languedoc.

Der Uebergang in dieſe mächtige, damals ſo hugenotiſche Provinz iſt ohne beſonderes Intereſſe von dieſer Seite. Das Land wellt ſich in mittelmäßiger Fruchtbarkeit abwärts, es wächſt ein leichter weißer Wein, und man findet, gerade auf Toulouſe zugehend, einen hohen Hügelgürtel wenige Stunden hinter Tarbes, von wo die Pyrenäen in größter Länge ſich vor dem Blicke ausſtrecken, rechts über Pau hinaus, links bis zum Canigou und Mont Louis. Tarbes ſelbſt, ein platter, proſaiſcher Ort, hat ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, das Gebirg nicht zu ſehn, und nicht ſehen zu laſſen. Alle Häuſer kehren ſich davon ab, und nur die Miſthaufen kehren ſich ihm zu. Nußbäume ſind noch zwiſchen ſie und die Berge gepflanzt, man will durchaus nichts von Naturſchönheit. Tarbes hat ſein Recht dazu, wie Hans Kohlhas ſein Recht hatte, hingerichtet zu werden.

Was hilft uns die Republik Andorre? Glücklich wird derjenige gepriesen, der wenig Bedürfnisse hat. Ist aber das Glück nicht von so verschiedener Stärke wie der Sonnenschein der verschiedenen Jahreszeit? Am Reichsten ist gewiß, wer die meisten Bedürfnisse hat; er sei nur nicht selbst ein mittelmäßiger Mensch, die Bedürfnisse seien nur nicht eitel Trivialitäten, er sei nur im Stande, zu schaffen. Der bescheidene Wunsch ist liebenswürdig für die Nähe; für die weite Welt, für den weiten Gedanken der Welt ist er die Armuth, ist er die Unmacht selbst; alle großen Menschen gehn davon aus, daß sie über das hinaus trachten, was ihnen beschieden ist, daß sie sich nicht bescheiden lassen, daß sie nicht bescheiden sind. Wir wollen es Heinrich IV. nicht verargen, daß er mit der aquitanischen Welt, mit dieser neuen Zuthat zu Frankreich's Geschichte, ganz andere Dinge anfing, als wofür sie ihm beschieden zu sein schien. Ach, dieser Henri quatre ist so gar anders, als man ihn für die geschichtliche Königsgallerie gezeichnet hat! Wie er so kursirt, auch für die Mehrzahl der Franzosen, ist er wohl großentheils ein geistreiches Fabrikat Voltaires und der Voltairischen Zeit. Man brauchte einen freimüthigen, einen wackern, einen volksfreundlichen, witzigen, einen braven König, man brauchte ihn als Gegenkönig; wo-

für hat man Geiſt, als um das zu machen für den Augenblick, was die Natur im Augenblicke verabſäumt hat? Die Geſchichte, die ſich nicht einfinden will, erfindet man; wenn man gut erfindet, ſo wird ein Theil davon doch wirklich. Die franzöſiſche Diplomatie iſt viel reicher und intereſſanter als unſer ſchwer tretender Geiſt glaubt, ſie erfindet unaufhörlich für die kleinen Schritte; die hundert Comödien und Vaudevilles, die Frankreich allmonatlich zuſammenſtellt, und die alle ſo viel Geſchick zeigen, ſie gehören ebenfalls in dieſen ausgebildeten Kreis franzöſiſcher Diplomatie. Glaubt Ihr, ſolche Diplomatie fehle in der geſchichtlichen Ueberlieferung? Was Voltaire jung, ohne klare Abſicht als Henriade ſchrieb, das wußte er, das wußte ſein Kreis ſpäter als einen Fingerzeig des Geſchickes auszubeuten. Und wie vortrefflich war die Wahl mit Henri quatre! Hatte er nicht wirklich all die aquitaniſchen Eigenſchaften, die in einiger Ferne betrachtet wirklich nahean reichen an den Kern eines modernen Helden? War er nicht tapfer, nicht ſpekulativ, nicht liebenswürdig? Hatte er nicht alle Merkmale eines bon en ant?

Jeanne d'Albret, ſeine Mutter, die Erbin Navarra's, war eine Frau entſchied'nen Willens, ſie hatte ganz das Naturel jener Pyrenäenweiber, die das bunte

baskiſche Tuch um den Kopf tragen, und ſich damit den Kopf aufſetzen: das oder den will ich, und wir wollen doch ſehn, wer's hindert. Die praktiſche, tapfere Handlung vererbte ſie dem erſehnten Sohne. Antoine von Bourbon, den ſie heurathete, und der das franzöſiſche Kronrecht auf ihren Schooß brachte, war von leichterem Gebäude der Abſicht und des Charakters. Er gab zum gaskoniſchen Blute des Sohnes, zum gleichgültigen Sinne über Himmelsfragen jenen leichten Farbenton, der in Frankreich ſo gefällt. In dieſer Miſchung konnte Heinrich, der Sohn einer eiſern proteſtantiſchen Mutter, der glaubensindifferente und doch ſtarke König werden, der er wurde.

Seine verliebte aquitaniſche Jugend ward früh an's Schlachtenraſſeln gewöhnt: kaum den Flaum um's Kinn mußte er ſeine Hochzeit mit Margarethe von Valois, der Tochter Catharinens, ſo blutig befleckt ſehn von der Barthélemy, mußte er die Mahnung erkennen, daß nur ein gutes Schwert nützen könne bei ſo guter Feindſchaft, mußte er an Coligny's Stelle die Hugenotenheere führen nach dem Poitou hinab. Dieſe mäßig begabten aquitaniſchen Lande konnten nicht alles Erforderliche beſchaffen, ſein Wams war geflickt, ſein Hut war abgeſchabt, und die große weiße Feder darauf, in ganz Frankreich bekannt, mußte

oft des Abends gewaſchen werden, damit dies neue Königszeichen mindeſtens immer leuchte. Sollte er in ſteter Drangſal und Plage die Jugend unerquickt vergehn laſſen? Warum nicht dem empfänglichen Herzen folgen, das ſo viel Abwechſelung fand beim ſteten Umherziehn! Was puritaniſches Predigen gegen ein leichtſinnig Wechſeln der Liebſchaft! Könnt Ihr's beſſer verlangen, als daß jetzt ein König von Navarra, der Erbe von Frankreich, Euer Parteiheer führt? Sind dieſe aquitaniſchen Gentilhommes um mich nicht auch luſtige Leute, wenn Ihr Schwarzröcke den Rücken kehrt? Der Guiſe iſt ermordet, der Valois abgeſetzt, was will er anfangen in ſeiner einſamen Mordhöhle zu Blois! Er kann nicht weiter ohne mich!

Und in Wahrheit, Heinrich III., von der ungeheuren Ligue geächtet, entſchloß ſich zur Allianz mit dem Bearner. Er war von Blois nach Tours hinabgegangen an der Loire; wie zur Frankenzeit ſollte dieſe freundliche Hauptſtadt der Touraine die Hauptſtadt von Frankreich vorſtellen in Ermangelung des revoltirten Paris. Noch einige Meilen weiter hinab, einer der ſchönſten Loirepunkte, baut ſich weißſteinig Saumur auf bis zu einer ſtarken Burg. Dahin zog der Bearner, dieſe Stadt ſollte ihm Unterpfand der Allianz werden mit dem Valois.

Nördlich von der Loire in Vendome lag Mayenne mit dem Liguenheere und bedrohte die Brücke von Tours. Er war der Bruder Guise's, er war ebenso nur einen Tagemarsch entfernt, wie der Béarner, konnte Valois mit seiner kleinen Macht noch zaudern, sich diesem in die Arme zu werfen? Das Volk von Paris hatte Mayenne zum lieutenant général de l'état royal et de la couronne de France ernannt, nicht mehr zum Stellvertreter einer Person, des Königs, sondern einer Sache; die Befehle fingen nicht mehr an „Heinrich von Gottes Gnaden," sondern: „Die Leute, welche das Parlament halten" — er rief den Béarner, auf Plessis les-Tours, dem alten Neste Ludwigs XI, eine halbe Stunde südlich hinter Tours wollten sie sich sehn. Die Hugenoten warnen diesen vor Hinterhalt, aber er spornt sein Pferd und sprengt über den Cher zum Schlosse hinauf. Der König ist im Garten. Es war so viel Volks zugegen, daß sie sich eine Viertelstunde die Arme entgegenstreckten zur Umarmung, ohne sich erreichen zu können.

Man war noch voll Mißtrauen, man war noch von Waffen begleitet. Am andern Morgen früh, um sechs Uhr schon, läuft der Béarner, von einem Pagen begleitet, zum Zimmer des Königs in Tours. Der König liegt noch im Bett! Einerlei! Es ist

nicht des Béarners Natur, solch ein halbes Verhältniß bestehn zu lassen, er ist ein freimüthiger, rascher Mann, er weckt den König, er erobert ihn. So schürzt sich der Untergang der Ligue, wie lange auch noch, dauernd konnte sie dieser vereinigten Macht nicht widerstehn. Bald fühlte sie an der Brücke von Tours die neuen, schweren Schwerter; Mayenne griff in der Nacht die Brücke an und drang vor, da erschienen im Dunkel die weißen Schärpen der Hugenoten, da regnete es aquitanische Streiche, Mayenne mußte weichen, die Ligue wird geschlagen, der Valois selbst hängt einmal zum Freudenzeichen die weiße Schärpe um, die Heinriche rücken vor Paris, wehe Dir, verwegenes Paris! Der König hat nichts Geringeres vor, als Deine Größe und Deinen Glanz für immer zu vernichten, Du sollst aufhören Hauptstadt zu sein. Schön und stattlich bist Du wohl, rief er vom Berge in St. Cloud, wo sein Hauptquartier, und wo er die Sonne über Paris herüber steigen sah, prächtig und groß, aber Du mußt darnieder, eine Provinzstadt mußt Du werden, wie ungern ich den Louvre lasse.

Der Béarner mit seiner hugenotischen Gentilhomerie wohnte in Meudon. Betrachtet man vom deutschen Standtpunkte diese Allianz und gemeinschaftliche

Kriegführung, ſo weiß man ſich nicht darein zu finden. Man hört, wie die Hugenoten unzufrieden ſind, daß ihr Chef mit dem katholiſchen Valois verbunden iſt, man ſieht in St. Cloud unter den Royaliſten den tiefen Aerger, daß die Feinde der Kirche, die Hugenoten, Paris und die katholiſche Ligue bedrohn, man murrt hier, man murrt da, die Häupter haben immerwährende Noth, und am Ende geht es doch weiter in dem angeregten Gange. Es iſt eine Löſung des Räthſels da: der Franzoſe lebt nicht für den Himmel, er lebt für die Erde, er kann ſich eine Zeitlang erhitzen für die Religion, das wird aber bald auf die äußeren Kennzeichen und Stichworte hinausgehn und damit überſchlagen in die weltliche Welt. Denn eine phantaſievolle innere Welt kommt nicht in Rede. Die Religionskriege ſind ſchon lange politiſche Kriege, ehe man ſich deſſen zu verſehen glaubt, der Gallier iſt politiſch, nicht gedankentief und religios. All ſeine Vorzüge ſind geſellſchaftliche, all ſeine Mängel rühren daher, daß er nichts als die Geſellſchaft im Auge hat. Was iſt denn wichtiger als die Geſellſchaft, als die Frage, wie wir Millionen leidenſchaftlicher Geſchöpfe wohl neben einander beſtehen? Was? Dieſe Frage iſt dem Franzoſen abſolut thöricht. Was wäre wichtiger! Dieſen Boden verlaſ-

ſend, ſagt er, giebt's ja keinen Boden mehr, da kann Niemand mehr allgemeine Regeln aufſtellen, da gehört die Spekulation jedem Einzelnen, jedem Einzelnen die Vorſtellungswelt, die er ſich bilden mag und kann. Der entſchiedenſte proteſtantiſche Standpunkt war von jeher in der franzöſiſchen Nation, und zwar ein Proteſtantismus ohne ſymboliſche Bücher, ohne Confeſſion, ohne Superintendenten. Alle Religionsthemata neuer Art, die in Frankreich aufgetaucht ſind vom Vernunftkultus bis zum Simonismus und Fourierismus, hatten auch immer eine neue Geſellſchaftswelt zum Ein- und Ausgange. Das Jenſeits kam nur beiläufig in Rede.

Es müßte wunderlich zugehn, wenn die Franzoſen je anders würden. Eben nur bei ihnen konnte Heinrich von Bearn, der völligſte Indifferentiſt in Sachen des Glaubens, ein mächtiger König werden mitten in einem ſogenannten Religionskriege.

Paris, damals ſo katholiſch erregt, wußte doch dieſe Erregung vortrefflich zu konſtituiren in neue politiſche Form. Die Religion war der Anſtoß und auf geſellſchaftliche Formen ging Alles hinaus. Die Hallen organiſirten ſich, die Volksverſammlungen, jetzt wie 1789, in Kirchen und Klöſtern, nur daß ſie jetzt Confréries hießen, Cordon de Jesus und ähnlich.

Neben dem Stadthause stand wie später der Wohlfahrtsausschuß der Rath der Seize mit dem Advokaten Sénault an der Spitze. Messieurs, pflegte er zu sagen, wenn etwas Mildes durchgehen wollte, ich widersetze mich für 40,000 Franzosen hinter mir. Just wie später Danton. Noch weiter unten waren Volksausschüsse organisirt, von Leclerc geleitet, ächtester Ausdruck der Gemeinen.

Der Formationssinn, hatte er nicht alle religiose Frage im Handumkehren zur Gesellschaftsfrage gemacht? Nicht auf Glaubensartikel, auf Regierungsartikel ging Alles hinaus. Die Spitze jener Versammlungen, das Parlament, war zunächst unmächtig. Jene Versammlungen der Seize, des Stadthauses, der Commune erklären sich für permanent, die Sorbonne dekretirt die Absetzung des Valois, das Parlament, welches zögert, wird gezwungen zur Einregistrirung dieses Aktes. Leclerc dringt bewaffnet hinein und reinigt die Versammlung von den zähen Mitgliedern. Nach der Bastille mit ihnen, nach Montfaucon! schrein seine Horden. Und nach derselben politischen Richtung, und in demselben Municipalitätsgange erhoben sich alle großen Städte nach dem Beispiele von Paris. Die Ligue ward eine neue politische Welt.

Vertheidigung auf Leben und Tod! hieß es in Paris, als die beiden Könige bis St. Cloud und Meudon gekommen waren. Das Parlament und die hohe Bürgerſchaft ſchließen ſich jetzt an den Conſeil de l'Union, die Mittelklaſſe ſchaart ſich um's Bureau municipal im Stadthauſe, das Volk um den Rath der Seize, der noch am Meiſten religioſe Färbung behält. Es bildet ſich eine Geſellſchaft junger Leute in Paris, den Valois zu ermorden.

Aber dies Aeußerſte blieb einer Welt vorbehalten, wo neben der politiſchen Hitze auch ein religioſer Fanatismus zu finden war. Merkwürdig genug fällt das Geſchick und die Montpenſier auch juſt auf den Orden, deſſen Name ſo bedeutſam geworden iſt, deſſen Kloſtermauern auch 200 Jahre ſpäter das Aeußerſte hörten, auf den Orden der Jakobiner. Jacques Clément, ein kleiner, häßlicher Menſch, ſieren Blicks, ſchwerfälligen Ganges, war ein Jakobiner. Die plumpe Maſchine, ihres ſchweren Tritts wegen Capitaine genannt von den Novizen, wurde erhitzt mit Geſichten und ſchwarzer Heiligkeit. Er taumelte hinaus in's Lager von St. Cloud, in's Haus des Königs. König Heinrich ſaß auf dem Nachtſtuhle, als er hört, daß man einen Mönch nicht in's Zimmer laſſen will, der einen Brief abzugeben habe. Er war bigott, er

wünschte täglich, den Klerus zu versöhnen für die Allianz mit den Hugenoten, er rief laut: laßt doch den armen Mönch herein! Clement tritt ein, der König nimmt sich nicht die Zeit, seine Kleider fest zu machen, er greift nach dem Briefe, und während er lies't, zieht der Mönch das lange Messer aus dem Aermel, und stößt es ihm in den Unterleib. Auf das Geschrei des Königs stürzt man herbei, und stößt den Mönch nieder.

Der König hielt die Wunde nicht für gefährlich, und schrieb Abends im Bett noch einige Briefe, die erzählen, daß der niederträchtige Streich verunglückt sei. Am nächsten Morgen war Heinrich III. todt.

20.

Heinrich IV. beſaß jenes unberechenbare Etwas, was wir den Franzoſen gar übel nehmen, in hohem Grade. Wie ſoll man's nennen? Unbeſtändigkeit, Falſchheit, tyranniſche Tücke, ſind unſere gröbſten Ausdrücke dafür. Dieſe Ausdrücke ſind aber zu grob und darum falſch; dicht neben einander wohnen im Menſchen-Character die Nüancen, und gehen doch weltweit auseinander in ihrer Aeußerung. Um den Vorwurf unbeſtimmter und dadurch feiner auszudrücken, hat man's den franzöſiſchen Tic genannt. Es iſt leicht nachzuweiſen, daß er den meiſten Franzoſen, die ſich ausgezeichnet haben, beiwohnte. König Franz hatte ihn, Heinrich IV. noch ſtärker, ſelbſt Ludwig XIII. zeigte ihn in jener paſſiven Art, mit welcher er unvorhergeſehn einen oder den andern ſeiner Lieblinge verließ, um ſie dem Staate zu opfern. Richelieu beſaß ihn in hohem Grade und Ludwig XIV. dämpfte ihn nur, weil er ſich ihm zu kleinlich äußerte neben

der monarchiſchen Bildung, neben dem monarchiſchen Uhrwerke, was er zuſammengeſtellt hatte, und was unvorhergeſehene Wendungen nicht vertrug. Zwei Bourbons beſaßen dieſen Tic nicht, und beide haben die Krone verloren, Ludwig XVI. und Karl X. Sie waren das, was wir in Deutſchland ſo hoch ſtellen: gutmüthige, gleichmäßige Männer, an denen nie eine unerwartete Wendung ſtörte. Der Tic ſelbſt aber iſt keineswegs an ſich etwas Schlimmes, er iſt eine Druckfeder des Charakters, die unberührt bleibt von alle dem, was ſich regelmäßig in und neben dem Menſchen entwickelt, unberührt von Gewohnheit, ja unberührt von Freundſchaft und Liebe. Iſt's ein unparteiiſcher Dämon in friſchen Menſchen, ein Dämon, der zu ewiger Eheloſigkeit beſtimmt iſt? Er kann ſich nie verbinden, mit der Verbindung hört er auf zu exiſtiren. Er iſt das Eigenſte, das Perſönlichſte jedes Menſchen. Die Mehrzahl beſitzt es entweder in zu ſchwachem Maaße, um damit zu wirken, oder ſie läßt es untergehn in Stumpfheit einerſeits, in gleichmachender Bildung andrerſeits. In Deutſchland bekennen wir uns durchaus zu der letzteren Weiſe, wir trachten der Bildung ſo weit nach, daß ſie das Verſchiedene nicht nur niederhalte, ſondern völlig aufhebe. Wir gehen auf Frieden aus, während

der Franzoſe nur auf Waffenſtillſtand ausgeht. Denn — das Naturel bei Seite — wir glauben an die Unfehlbarkeit der ausgebildeten Idee, der Franzoſe glaubt nur an die Macht der Idee. Wir wiſſen uns keinen größeren Menſchen als denjenigen, der ſich in vorgezeichneter Linie mächtig entwickelt, zuverſichtlich für ſich und für uns; der keine Falte birgt, in dem kein Rückhalt wohnt, dem wir uns rückſichtlos hingeben können, ohne daß für unſre Vorſtellung von ihm jemals ein plötzlicher Wechſel zu erwarten ſtünde.

Hat denn aber der Franzos in ſeiner ganz anderen Weiſe ſo ohne Weiteres Unrecht, wie wir der Gutmüthigkeit zu Dienſt ſo gern behaupten? Pflegt er nicht eben darin ununterbrochen die mögliche Geburt des Genies? Der Tic kann nichtswürdiger Eigenſinn, er kann aber auch unberechenbar Neues ſein, er kann aus unerſchöpfter Perſönlichkeit Wichtiges entwickeln, was in der großen Menſchenſumme noch nicht dageweſen, noch nicht eingerechnet iſt. Wer nur das Bekannte entwickelt, nur das Vorausgeſehene — ſagt der Franzos — der iſt zunächſt unintereſſant. Wende ich mich vom Unintereſſanten blos aus Modegrille? Andere Völker ſagen's, ich mag es nicht glauben, denn ich muß zunächſt an mich ſelbſt glauben, um etwas zu ſein. Das Unintereſſante kann

arbeiten, aber es ſchafft nicht. Iſt es nicht alſo an Perſonen, die eine ausgezeichnete Stellung einnehmen, das Unbedeutende ſelbſt? Wer mich beherrſchen will, muß mich überraſchen können, ich muß das Geheimniß der Schöpfung in ihm fürchten oder hoffen. Dies war die Macht unſrer abſoluten Könige. Geht ihnen die intereſſante Perſönlichkeit aus, ſo wende ich mich doch lieber an das Mittelmaaß ſelbſt, wie es unſere Geſammtkultur in ein Syſtem bilden kann, als daß ich mich an das mangelhafte Mittelmaaß einer unproduktiven Perſon hielte.

So erklärt der Franzoſe ſeinen Uebergang zum Repräſentativſyſteme. Allerdings ganz anders, als bei uns das Leben angeſehen wird. Aber es iſt gar merkwürdig, wie ſich der Franzoſe dem ſogenannten Tic unterwirft, widerwillig, knirſchend unterwirft er ſich ihm, aber er unterwirft ſich. Heinrich IV., der uns immer als geliebteſter König dargeſtellt wird, war der Mehrzahl Frankreichs bitter verhaßt, aber er war eben franzöſiſch ſtark durch geniale Wendungen ſeines Weſens. Er entſetzte durch eine ſcheinbar ihm ganz unregelmäßige Härte, zum Beiſpiele durch das kalte Todesurtheil gegen Biron, der ihm die Krone erobert; er entzückte durch eine Wallung, durch einen Zuſpruch,

deren ſich Niemand verſehn hatte; er hielt in Athem, er war ein ächter franzöſiſcher König.

Aber nach dem Tode des Valois war ſein Weg noch weit bis zum Throne, man vergißt das gern beim Namen Henri quatre: Fünf Jahre brauchte er, um von Meudon, zwei Stündchen von Paris, bis in den Louvre zu kommen, katholiſch mußte er wirklich werden, ehe nur an eine Möglichkeit zu denken war des Königthumes in Paris, ſeine Hoffnung auf Frankreichs Krone war lange, lange nicht mehr werth, als ſein zerriſſener Reiterrock. Sein Haar wurde grau, Falten gruben ſich in ſein Geſicht, als keine Schlacht, nicht bei Arques, nicht bei Ivry, helfen wollte, als man da drinn in dem unermeßlichen Häuſermeere unbeugſam gegen ihn predigte, und Gegenkönig auf Gegenkönig gegen ihn wählte. Wohl gelang es ihm eines Morgens, mit ſeinen Reitern bis in den Faubourg St. Germain hineinzuſprengen, nur einige Straßen und die Seine lagen noch zwiſchen ihm und dem Louvre. Aber es war umſonſt, es mußte noch viel Noth ausgeſtanden, und zuerſt mußte er katholiſch ſein. Im Grunde kam's ihm darauf nicht an, wenn nur nicht darüber ſeine Kerntruppe, die aquitaniſche Gentilhommerie, die feſte hugenotiſche Reiterei verloren geht. Wie läſtig ſind nicht ſchon lange die

Moraliſten, denen er nicht ernſthaft genug und denen er vor Allem zu verliebt iſt! Viel kluge Briefe wird's koſten an die proteſtantiſchen Alliirten, beſonders an Eliſabeth von England! Gleichviel! Kluge Briefe ſind leicht, aber es iſt unerträglich, ſo fort zu kampiren um Paris her, da drinn im Palais de Juſtice immer brau'n zu laſſen mit dem Spanier, der die Krone will, und der die längſte Geduld, die längſte Klugheit, den längſten Doublonenbeutel hat. Wer am Längſten aushält, dem iſt die Welt! Paris iſt eine Meſſe werth! rief er entſchloſſen aus, und ritt gen St. Denis. Da liegen die Könige von Frankreich begraben, da kann zur Abwechſelung auch Einer geboren und getauft werden.

Sein Enkel, Ludwig **XVIII.**, ebenfalls nicht ohne milden Tic, rief bei verwandter Gelegenheit: Paris iſt eine Charte werth!

Den Abend vor ſeinem Uebertritte in St. Denis ſchrieb er an die Mouſſeaux, ſeine damalige Geliebte: „Morgen mach' ich den gefährlichen Sprung; aber ich werde auch Dich morgen ſehn — die Wirthſchaft iſt unausſtehlich!" — Es war ihm durchaus nichts weiter als ein politiſcher Akt, und die Wirthſchaft mit Abſchwören und Beichten war unausſtehlich, weil die Erreichung des Ziels hierdurch noch gar nicht

verbürgt wurde. Aber durch dies garſtige Waſſer ging der Weg, wenn eine weitere Eroberung überhaupt möglich ſein ſollte, die Krone lag auf katholiſchem Ufer, drüben mußte er ſein, um nur mit einiger Ausſicht auf Erfolg weiter zu handeln. Hat er an ſeine Mutter gar nicht gedacht? An die ſtarr hugenotiſche Jeanne? Was thut man mit den Todten, wenn ſie begraben ſind! Das Leben verlangt alle Tage Neues! Hat er nicht vorausgeſehn, daß die Katholiken dieſen leichtſinnigen Uebertritt ſchlimmer aufnehmen könnten als ein ſtreng religioſes Hugenotenthum? O, er kannte die Parteien, und er kannte die Franzoſen. Eine Handlung, die ihn unter Deutſchen vernichtet hätte, konnte ihm wohl eine augenblickliche Entrüſtung der Franzoſen zuziehn, aber ſobald er dieſer Entrüſtung muthig und kräftig zu begegnen wußte, dann konnte er in Frankreich großer Erfolge gewiß ſein, dann erſchien die freche Wandlung wie die Ueberlegenheit des königlichen Tics, dann machte ſie ſelbſt ruhige Leute an der Würdigkeit des Glaubens irre. Wie? dieſer erfahrene Bearner, der Sohn Jeanne d'Albrets, er legt keine Wichtigkeit auf den Glauben, der unſerm ganzen Leben zu ſchaffen macht! Muß er nicht auch ſterben? Hat er keine Furcht? Ei, ſind wir kläglich neben ihm! Ei, iſt er ein überlegener Menſch,

iſt er ein Herr, den Niemand überſieht! Wer kann einem Solchen wehren, König zu ſein!

Ungefähr in dieſer Folge ging der religioſe Enthuſiasmus in Frankreich auseinander, ein bedeutender Charakter der Nation wie Heinrich iſt nie allein. Dieſer leichtſinnige Uebertritt war ein Symptom, daß das religioſe Moment bereits erſchöpft ſei. O, man ſtellte das in Paris noch gewaltig in Abrede, man predigte noch, man fluchte noch, aber das war bereits Terminologie, und der ſpaniſche Geſandte mußte immer mehr Gold ausſtreun, um den Zorn im Gange zu erhalten. Man hatte ſich wirklich zu Generalſtaaten vereinigt, um nach dem Tode des Herodes einen neuen, einen gläubigen König zu wählen. Er ſollte gute Eigenſchaften haben, aber nicht ſtark ſein, wie das immer Wunſch der Wähler iſt, denn Niemand wählt einen Herrſcher, der Herrſcher entſteht und überraſcht, die Wahl ſorgt für's Mittelmäßige. Da gab's denn aus dem Hauſe Bourbon einen alten Kardinal, von dem Niemand was fürchtete. Er war alt und war ſchwach, er konnte nichts ſtören, er konnte es nicht lange treiben, und brachte doch unter legaler Form über die unſichere Zeit hinaus. Man liebte wol die ſpaniſchen Dublonen, aber nicht die ſpaniſchen Prätentionen, und dieſe wurden mit ſolcher Wahl auch

im Wesentlichen beseitigt. Denn König Philipp wollte sonst nichts Geringeres, als eine Infantin auf den Thron des heiligen Ludwig setzen. Dieser Zug ist für Weltgeschichte interessant, und Professor Leo, der Philipp's Politik zu einer legitimen Religiosität erhoben hat auf Kosten großer Ereignisse und Menschen, hat diesen Zug übersehen. Wir kennen das salische Gesetz gegen die weibliche Nachfolge, und König Philipp kannte es noch besser als wir, und der streng gesetzliche Mann ließ es damaliger Zeit so frivol wegspotten wie irgend ein revolutionairer Sophist, um seiner Infantin die Krone Frankreichs zu verschaffen. Mit dem Kardinal von Bourbon entwich man dieser Zudringlichkeit, denn die alten Ligueurs blieben doch am Ende Franzosen. Man erwählte ihn unter dem Namen Karls des Zehnten. Dieser Name hat so unglücklich vorgespukt; es existirt noch in seltnen Exemplaren eine Münze mit Bildniß und Chiffre dieses Königsnamens, den man später ausgestrichen hat, als sei er nicht dagewesen. Und man soll nicht an Schicksalsnamen glauben!

Der alte Kardinal war übrigens in des Bearners Macht, und konnte und wollte persönlich nichts zuthun. Die Angelegenheit war ihm so peinlich, daß er, in diesem Punkte wahrscheinlich mit Vergnügen,

bald darauf ſtarb. Den Generalſtaaten zu großem Aerger. Nun drängte Spanien auf's Neue, und doch ſahen die klügeren Ligueurs oder Parlamentarier voraus, daß über Kurz oder Lang eine Transaktion eintreten, und derjenige gelten würde, welcher nicht kompromittirt ſei. Der legitime Nachfolger war ja ſeit dem Tage von St. Denis Katholik! Glauben nur erſt die Parteien nicht mehr an die Zweifelloſigkeit ihres Rechts und Erfolges, dann werden ſie alle beſtechlich, ſei's mit Furcht, ſei's mit Gründen, ſei's mit Geld. Zwiſchen Glaube und Beſitz ſchwankt alle Maaßregel der Welt hin und her. Ja, wenn die Guiſen, denen man die Infantin zur Königin geben wollte, vom Wuchſe der Balafrés geweſen! Aber der hohe Schuß der Race war dahin.

Der Termin von fünf Jahren, deſſen eine große franzöſiſche Revolution zu bedürfen ſcheint für innerliche Erfüllung, war verlaufen. Briſſac, der die Pariſer Beſatzung kommandirte, nahm Geld, und am 22. März öffnete er dem Bearner die Porte neuve und die Porte St. Dénis. Heinrich IV. ward nun Heinrich IV., und zog ein — prächtig, am hellen Tage, unter Akklamation, wie es heißt? nein; bei Nacht und Nebel, geharniſcht bis an die Zähne ritt er durch's verrathene Thor und in den Louvre, gehar-

niſcht ritt er am Morgen nach Notre Dame zum Te=deum. Paris war todtenſtill. Der ſpaniſchen Partei ließ er Zeit, durch andre Thore hinaus zu gehn.

Amneſtie oder Rache? fragte man ſich, welches von Beiden wird eintreten? Keins von Beiden; man blieb geſpannt, man ahnte nur den Tic des neuen Herrſchers. Es fehlte nicht an verſöhnlichen Aeußerungen, Heinrich trat nirgends ſyſtematiſch auf, ein Syſtem nutzt ſich ab, lernt ſich aus, eine Perſon iſt unerſchöpflich. Er griff Alles perſönlich an, er ſchob leiſe das Bündel ſeiner Feinde auseinander; wo neuer Widerſtand ſich zeigte, da wurde raſch aber ſtill zerbrochen, wo der perſönliche Feind zu reden begann, da redete man nicht blos zurück, da umarmte man ihn; wo die feindliche Macht zu groß war, da beſtach man, da bezahlte, da erkaufte man Freundſchaft und Frieden. Die Rechnungen ſind noch übrig, was die Guiſen, was Marſeille, was Rouen, was die Ruhe der Liguen=Großen gekoſtet, man kann die Millionen heute noch nachſehn. Und bei alledem begann gleich in den erſten Tagen der erſte Mordanfall auf Hein=rich. Er kam heimgeritten, ſtieg im Louvreportale vom Pferde, und wollte eben einen Edelmann umar=men, der ihn erwartete, da ſtieß ihm ein Jeſuiten=ſchüler Jean Châtel den Dolch in's Geſicht. Die

Oberlippe war durchgeſchlitzt, ein Zahn ausgeſtoßen. Auch von der geringen Schönheit des Antlitzes mußte der geplagte Heinrich zahlen für die Herrſchaft. „'s iſt nichts", ſchrieb er noch denſelben Abend an ſeinen Jagdfreund, „'s iſt nichts, ich gehe deshalb nicht früher ſchlafen."

Aber dies gab doch Gelegenheit, eine verſchobene Reaktion gegen die Pfaffen theilweiſe in's Werk zu ſetzen: ein Jeſuit ward gehenkt, Châtel ward geviertheilt, die Jeſuiten wurden verjagt. Saß er auch in Paris nur wie auf einer Schanze, war er auch verführeriſch freundlich gegen den Einzelnen, Korporationen ſah er doch nicht das Geringſte nach, die Königsmacht ließ er doch überall durchblitzen, das Parlament, ſo lange verwöhnt, demonſtrirte breit und viel — nichts da mit dieſer langweiligen Hemmung! rief er aus, und fuhr despotiſch dazwiſchen. Dieſe Beſitzergreifung der Krone iſt in ihrem Gemiſch von Milde und Strenge ein Meiſterſtück der Klugheit, dem es nicht an genialen Momenten fehlte. Alles ging aus von einer einzigen Perſönlichkeit, Alles kam dahin zurück. Oh verſchmitzter Bearner! — béarnais rusé — knirſchten die Gegner, juſt wie ſie heutiges Tags gegen Orleans knirſchten.

Heinrich und Heinrichs Welt, näher der ritterli-

chen Sitte, hatten nur den Vortheil, mit der leiblichen Perſon dreiſter vortreten, die Blicke dreiſter darauf lenken zu dürfen. Ludwig Philipps Aufgabe, in die Epoche der Syſteme gehörig, mußte in ſolchem Betrachte modificirt werden, und daran hat er's nicht fehlen laſſen. Es iſt erſtaunlich bei näherem Zuſehn, wie viel Klugheit in den Herrſchern Frankreichs entwickelt worden iſt, und wie viel kluge Herrſcher dies glückliche Land gefunden hat.

27.

Glaube oder Beſitz! Die Angeln des Intereſſes. Mit dem Glauben konnte ſich Heinrich, der gleichgültige Apoſtat, unmöglich befaſſen. Seine Welt gruppirte ſich alſo um den Beſitz, und zwar nach innen und nach außen. Für das europäiſche Verhältniß Frankreichs wurde er höchſt wichtig: an die Stelle der Meinungsfragen ſetzte er poſitive Intereſſen, Spanien und England hörten auf, ein katholiſch, ein proteſtantiſch Verhältniß zu haben gegen Frankreich, es wurden Nachbarſtaaten, deren Grenze da oder da, deren ſtaatlicher Lebenspunkt dort oder dort zu berühren, zu gewinnen ſei. So feſt ruht dieſer ſtrenge Boden unter jedem franzöſiſchen Baume, wie üppig, wie irdiſch frei dieſer Baum erſcheinen möge! Die ſublimſte Völkerliebe jetziger Parteien in Frankreich ſteigt zur ordinairen Praxis herab, ſobald das Thema einer Eroberung in Rede kommt. Alle Parteien rauſchen da wie Ströme zuſammen. Und leider iſt juſt

die „Rheingrenze" ein Oberon'ſches Zauberwort, die Welt Heinrichs IV. ſpringt da überall hervor, franzöſiſche Gemeinſchaftlichkeit ſchnellt Alles gemeinſchaftlich in die Höhe, rechte und linke Seite, Centrum und Republikaner. Zu dieſem egoiſtiſchen Familienhalte, deſſen in Wahrheit jede Familie bedarf, hat Heinrich der Vierte weſentlich beigetragen. Oder ſoll es den Familiengliedern auch nicht geſtattet ſein, parteiiſche Vorliebe für einander zu haben, wenn die Außenwelt gegenüber ſteht? Soll auch in der Familie nur der abſolute Maaßſtab gelten? Und kennt denn irgend ein Theoretiker die Geſetze der Liebe? Sie tritt ja dem Anſcheine nach immer willkührlich auf. Und wenn wir das Aſyl der Familie dem Menſchen entziehn, ſo wird mehr Gutes und Böſes in ihm ſtarr werden, es wird ſelbſt mehr berechenbarer Schaden für die Geſellſchaft, ja für die Tugend entſpringen, als wenn das Eheweib, wenn die Mutter dem Gatten, dem Sohne in jedem Falle Recht giebt. Unfragliche Partei für uns iſt ja auch nur die Mutter und das Weib; ſie allein vertreten die für uns engſte, die völligſte Gemeinſchaftswelt, wo die Trennung zwiſchen Körperlichkeit und Geiſtigkeit verſchwindet. Der Vater und die Kinder ſtehen ſchon ferner, auf ſie wirkt ſchon, auch in Bezug auf uns, ein getrennt geiſtiges

Prinzip. Iſt aber irgend ein Land in Europa, wo man Auflöſung des Familienaſyls heiſchen, und vielleicht hie und da mit einigem Erfolge heiſchen könnte, ſo iſt es Deutſchland. In Frankreich iſt Dergleichen platterdings unmöglich. In dieſem Gange weiter ſchreitend können wir einer großen Idee Grenz-Vortheile, vielleicht ſogar Grenzen und Provinzen opfern — nimmermehr der Franzoſe, auch ideentrunken behält er einen politiſchen Magen nüchtern, frei und thätig. Uns werden alle Ideen — auch die kaum aufgefundenen philoſophiſchen — Glaubensartikel: Kant, Fichte, Hegel ſind kaum verſtanden, ſo zieht auch ſchon die Religion hinter ihnen her. Dem Franzoſen iſt die Idee eine Witterung, die begünſtigt oder hemmt — ſehen wir Einzelne Außerordentliches thun für eine Idee, ſo ſtammen ſie entweder aus einer germaniſch afficirten Provinz, oder ſind Ausnahmen, an denen es keiner Regel fehlt, oder wir täuſchen uns. Der Franzoſe nämlich handelt viel leichter, opfert viel ſchneller denn wir. Es ſpringt ihm leicht etwas Außerordentliches hervor für eine Idee, in Paris namentlich iſt das Leben offenbar viel wohlfeiler als in Deutſchland, man ſieht in den Tod gehn, man ſieht ſterben, als ob man das mehrmals im Leben thun könnte. Bei alle dem opfert der Franzoſe

einer Idee lange nicht ſo unbedingt als der Deutſche, der ohne Aufregung zu opfern im Stande iſt, ja ohne Menſchlichkeit. Denn der Deutſche kann ſich aller, aber aller Exiſtenz entäußern für ein Gedachtes, und er findet darin ſeinen Gottesſtempel. Der Franzoſe findet ihn, aber ohne ihn zu ſuchen, in der raſchen Theilnahme, in der raſchen Handlung.

Wie Heinrich IV. iſt durchaus eine ſehr verbreitete Franzoſenart: der Wallung, der politiſchen Spekulation fähig, aber in aller bedachten Ausführung vollkommen nüchtern, und das Nächſte, das Erreichbare mit Lächeln ergreifend ſtatt des vorgeſteckten Ideals. Bei all dieſer Handthierung des Geiſtigen unwandelbar liebenswürdig. Die Briefe Heinrichs IV. an auswärtige Mächte, die er faſt regelmäßig ihrem Schickſale überläßt, wenn er für ſich günſtig Frieden abſchließen kann, dieſe Briefe ſind detaillirte Portraits ſolcher Franzoſenart. Wie weiß er die Eliſabeth zu behandeln! Allerdings iſt ſie nicht thöricht genug, ſeinen ſophiſtiſchen Wendungen, die unter Bonhommie verſteckt ſind, zu glauben, allerdings nimmt ſie die Schmeicheleien nicht für baare Münze, und wirft ſie ihm oft keifend wieder vor die Füße, aber ſie kann doch dieſer ſo perſönlichen, ſo naiven Diplomatie gegenüber zu keinem dauernden Zorne kommen, ſie

vergiebt ihm doch den Abfall zum Baalsthume, den ſie ſonſt nie vergab, ſie vergiebt ihm eine Treuloſigkeit nach der anderen.

Worin liegt das Geheimniß dieſer Macht, welche er auch gegen die ihm feindlichen Franzoſen ausübte? Eben darin, daß er immer Familie ſpielte; wer erörtert in der Familie Streitigkeiten dogmatiſch! Man umarmt ſich, man iſt vor allen Dingen liebebedürftiger Menſch, man ißt und trinkt und lacht mit einander, und gelegentlich kommt man auf das Geſchäft, was entzweit hat. Hütet Euch, Seigneurs, hütet Euch vor dieſem liebenswürdigen Heinrich! Wollt Ihr Euch, geht es dann beiläufig an's Geſchäft, nicht mit eben ſolcher Leutſeligkeit hingeben, ſo ſollt Ihr mit Schrecken inne werden, daß eine eiſerne Politik unter dem bunten, weichen Putze des Umgangs ruht. Auch Biron lockte er nach Fontainebleau zu Schmaus und Spiel, und ließ ihn faſſen und ließ ihn köpfen, ohne daß er ſich um eine Entſchuldigung bemüht hätte für ſolche Gaſtlichkeit. Wie redſelig vorher, ein ſchweigender König wird er alsdann, wenn es ſich um's Reſultat handelt.

Welch eine Laſt von Aufgaben ſtürzte aber auch auf ihn, da er endlich den Thron gewonnen hatte! Alles wollte belohnt ſein, die Feinde, welche man nicht

beſiegen konnte, und die Freunde, welche zum Throne geholfen hatten. Man kann ſagen: ganz Frankreich zerrte an ſeiner Hüfte, und um in ſolcher Lage zu einiger Macht und Ruhe zu kommen, mußte wol ſeine Politik ſchlimmer werden, als ſie ſonſt zu werden brauchte. Wie herb zudringlich riſſen an ihm die Hugenoten, ehe er ihnen die große, ſyſtematiſch geordnete Conceſſion des Ediktes von Nantes — 1598 — ausgearbeitet hatte. Und auch damit waren ſie nicht zufrieden, wie viel Sicherheitsplätze er ihnen auch eingeräumt. Wie alle Partei! Sie iſt nie zufrieden mit Macht, ſie will allein Macht. Und war's nicht ihr Bearner, ihr Knabe aus Pau, der auf dem Throne ſaß! Müßten ſie nicht neben ihm ſitzen?

Wie ſtolz gebieteriſch waren die katholiſchen Edelleute, Biron an der Spitze, die aus des Valois Lager zu ihm übergetreten, oder die für ihn die Ligue verlaſſen hatten! Sie hatten den Ausſchlag gegeben, ja Biron war der Hauptfeldherr, die ſtrategiſche Seele ſeines Heers geweſen; denn Heinrich war von ungeſtümer Tapferkeit, aber ein überlegenes Feldherrntalent war ihm nicht eigen. Sie verlangten Lohn auf Lohn, und wem er neunzig gegeben ſtatt hundert, der ging mit dieſen neunzig Tauſend Frank unzufrieden zu

Philipp von Spanien, bei dem ſich alle Gegner Heinrichs ſchaarten.

Die Regierung war in der That ſo ſchwer, ſie nahm ſo unabläſſig Sorge und Kraft in Anſpruch, daß er trotz Scherz und Lachen reißend ſchnell alterte und jener verrunzelte Kopf wurde mit weißgrauem Haar und Barte, wie ihn alle Bilder, ſelbſt die Rubens'ſchen darſtellen. Was Wunder, daß er Parlament und Bürgerſchaft barſch anfuhr, wenn ſie auch noch queruliren wollten. Was Robe und Stadthaus! Ein König der Gentilhommerie, durch dieſe auf den Thron gebracht, an dieſe verſchuldet bis an die Halskrauſe, hatte er für Parlaments- und Magiſtratserinnerungen nicht Zeit noch Geduld. Wenn er das ſtörrige Paris befeſtigte, und Prevoſt und Echevin kamen ihm mit Vorſtellungen darob in den Weg, ſo lächelte er nicht einmal wie bei der Seigneurfrage, mit rauhen Worten ſchickte er ſie fort: „ſagt Eurem Rathe, er habe ſich hierum nichts zu kümmern, car tel est mon plaisir.“

Dies Mottowort der Revolution iſt ein Wort Heinrichs, des ſogenannten Bürgerkönigs. Unter bourgeois verſteht man noch heute den niedrigen Bürgersmann; den bourgeois und paysans, kurz der armen Klaſſe war er, ein menſchenfreundlicher Mann,

geneigt, ihnen wollte er den Staat bequemer machen, das heißt in Allem, was materielle Exiſtenz betrifft. Das bekannte Wort, „jeder Bauer ſoll ſein Huhn im Topfe haben," bezeichnet auch ſchon deutlich genug, daß es ſich hier nirgends um politiſche Begünſtigung handelte. Mit nichten. Dergleichen hat man hineingetragen, Dergleichen hat man mit dem Ausdrucke Bürgerkönig heutiger Tage verwechſelt. Es war Bonhommie bei Heinrich, ſonſt nichts. Man leſe ſeine furchtbaren Jagdgeſetze, und bezweifle noch, daß er ein Edelmann-König war: nur der Gentilhomme hat das Recht, das Gewehr zu führen, wenn aber ein „marchand, laboureur, paysan et autre telle sorte de gens roturiers" ſich unterfangen ſollte, ein Gewehr abzuſchießen, ſo wird dieſe Sorte ohne Weiteres — gehenkt.

Heute durch die großen Städte Frankreichs reiſend kann man ſo leicht irre geführt werden über das Verhältniß dieſer Städte zu Heinrich. Immer iſt es auf den Stadthäuſern ſein in Stein gehauenes Bildniß, was entgegentritt, dies merkwürdig magere Bild, was den ohnehin eckigen Gaskonier in enger eckiger Rüſtung darſtellt, den zuſpitzenden Lorbeerzweig um's Haupt. Dieſe Rüſtung, dieſer Lorbeerzweig deuten allein auf's Rüſtige: er hat die Städte zu ſtrengem

Geſetz bezwungen und geordnet; er haßt: ſie als die Sitze der Ligue, und als er endlich einige Ruhe erreicht hatte, und ſich für Handel und Wohlfahrt umſehen konnte, da ließ er nicht nur Maulbeerbäume im Lyonnais und Dauphiné hinab nach der Provence pflanzen, damit Lyon einheimiſche Seide zu verarbeiten habe, er nahm unter dieſe breite Sorge alles Detail der Ortsverwaltung auf bis auf Kutſcher und Straßenbuden, kurz er legte dieſem Lyon, dieſem Marſeille, dieſem Rouen mit größter Sorgfalt feſtes Gebiß ein. Haß gegen den hochbürgerlichen Stadt-Liguiſten und ſtrenger Sinn für Ordnung ließ ihn jeden Bankeruttirer mit dem Tode beſtrafen. Die Ordnung, die ſtrenge Ordnung iſt von ihm unwandelbar im Gedächtniſſe geblieben — auf der Oberfläche ſo wandelbar, ſo leutſelig wechſelnd, ſo heiter und witzig, dem Augenblicke, dem Zufalle ſo viel einräumend, und auf allem Grunde doch ſo ſtreng regelmäßig, mußte dies nicht ein franzöſiſches Königsmuſter werden! Ein leichtſinniger Glaube, aber ein ſtarkſehniger Wille, eine freie Perſönlichkeit, aber ein unerbittlich feſſelndes Geſetz, dies war die Macht des berühmten Heinrich.

So möge man auch in Sully, ſeinem großen Finanzminiſter, vor allen Dingen nur jene ſtrenge

Ordnung ſuchen, welche nach einer Revolutionszeit ſo tiefe Spuren eingrub, ein ſcharfes, nettes Weſen der Steuer-Eintheilung und Eintreibung, wie es neu, überraſchend und zwingend war. Mit Finanzprojekten ſpäterer Zeit verglichen iſt alle Sullyſche Idee arm, und erweckt nirgends neue ſelbſtändige Quellen, ſie iſt ohne alle Genialität, und Arbeit, Geld-Umlauf bleiben bei nüchternem Werthe. Aber ein eiſerner Charakter und Arm, der Arm Sullys giebt einem geordneten Weſen Nachdruck. Es fehlte nie an Geld, was wollte Heinrich mehr! Er hätte den finſtern Miniſter beibehalten, auch wenn ihm deſſen ſtarrer Lebensgedanke nicht immer eine willkommene Leitſtange geweſen wäre für Haus und Hof, an der er ſich immer augenblicks orientiren konnte, wenn er leichtblütig ſeinen Neigungen nachgejagt war, und Richtung wie Maaßſtab verloren hatte. Sully war jenes Factotum, was genialen Naturen von ſo großem Werthe, ja unerläßlich.

Den Geldbeutel für Heinrich voll halten war nicht ſo leicht, wie wir bei einem Bürgerkönige glauben. Die Millionen für die großen Ligueurs und für die Kriegsgenoſſen bei Seite, Heinrich lebte nicht eben ſparſam: er baute Stadthäuſer, er baute am Louvre, an den Tuilerien, es fehlte im Louvre und in Fon-

tainebleau nicht an großen Festen, und es ging dabei nicht eben bürgerlich her, das Huhn im Topfe that keinen Einspruch. So erzählte man lange von jenem prachtvollen Karoussel im Louvrehofe 1606, einem Ballet à cheval, wo die vier Elemente dargestellt wurden mit allem Luxus damaliger Zeit. Heinrich hatte für Klugheit und für Prachtliebe nicht umsonst vier Jahre am Hofe seiner Schwiegermutter Catharina gelebt.

28.

Man hat in Frankreich ganz genau Buch geführt über Heinrich's Liebschaften, und der alte Röderer zum Beispiele knüpft daran die entsetzlichsten Folgerungen. Aber Dergleichen hat in Frankreich am Wenigsten geschadet: Verliebtheit, Ausschweifung in der Liebe ist national-französisch. Sie begreifen den deutschen Trunk nicht, und der Deutsche begreift die französische Verliebtheit nicht. Die Maitressen-Wirthschaft trug allerdings das Ihrige bei zur allgemeinen Summe des Vorwurfs, besonders weil sie auch zu frecher Geldverschwendung überging, aber so viel, als wir glauben, machte der Franzose nicht daraus. Für heutige Zeit muß ich übrigens hinzusetzen, daß ungeweihtes Zusammenleben der Geschlechter zwar noch sehr verbreitet, in Paris namentlich gäng und gebe ist, daß aber die gesetzliche Ehe in der geselligen Achtung alle moralischen Vortheile einnimmt, die sie nur im keuscheren Deutschland ansprechen kann. Der Franzose ist im Punkte

der Liebesneigung nachsichtiger als wir, er hat aber eine unerschütterliche Achtung vor dem Gesetzlichen, und die legitime Ehefrau, stehe sie auch in allen Fähigkeiten der freien Dame nach, hat überall den Vortritt. Wie denn überhaupt die inneren Sittenverhältnisse fest und sicher, ja fester und sichrer sind als der kühnste Sanguiniker sie nach solcher Umwälzung erwarten möchte, bei Weitem fester und sichrer, als man in Deutschland glaubt. Mitten in Paris ist die größte Mehrzahl, ist aller Grundstock so ehrlich und zuverlässig, wie im kleinsten Städtchen unsers Vaterlandes. Ja, die dem Anscheine nach bedenklichsten Individuen, zum Beispiele die Eckensteher, — commissionaires geheißen — sind eine wahre Elite von braven Leuten in abgeschabter Manchesterjacke.

Aber man mag National-Neigung und Nachsicht den Liebschaften Heinrich's noch so weit vorausschicken, vierzehn legale Maitressen für ein Leben von mäßiger Dauer erschreckt doch auch den billigen Sinn. Unter den sieben, die just auf seine erste Lebenshälfte, auf den König von Navarra kommen, sind folgende von besonderem Interesse: Zuerst die Fosseuse, ein lieblich Mädchen von vierzehn Jahren. Anfangs — sagt Margaretha seine Frau in ihren Memoiren — respektirte er so viel Jugend, aber nur Anfangs. Als die

Fosseuse Mutter ward, schickte er Margarethen seine Frau — dergleichen ist in Frankreich nicht so selten — zur Entbindungshilfe, und verließ bald darauf die Kleine für Diana, genannt la belle Corisande, die Witwe des Grafen Guiche. Sie herrschte an die sieben Jahre in seiner Gunst, sie die Gräfin Guiche war's, gegen deren schöne Arme die Hugenoten mit Recht eiferten, denn um dieser schönen Arme willen verließ er spornstreichs, als die Schlacht von Coutras kaum gewonnen war, das Schlachtfeld, und gab die Siegesfolge auf, um zu küssen. Nach sieben Jahren wurde sie fett — die allgemeine Gefahr der Französinnen — roth und garstig, und er verließ sie für die Marquise de Guercheville. Hier fand er einmal keine Erhörung, und die Historiker der Franzosen sind darüber sehr erstaunt. Es war um's Jahr 1590, da er vor Paris lag. Eines Morgens ritt er in die Abtei von Montmartre, und erblickte da die 16jährig: Marie de Beauvilliers, die dahin gekommen war, um den Schleier zu nehmen. Nicht doch, rief er, seine spröde Marquise vergessend, nicht doch, das ist eben ein Gesicht, um unverschleiert zu sein! Sprach's, und nahm sie mit sich nach Senlis. Leider für sie sah er bald darauf die Gabrielle d'Estrées, und ließ die halbe Nonne wieder nach dem Montmartre bringen. Arme

Maria! Wie ſchnell war ſie zur vollſtändigſten Lebensromantik gekommen! Religionserfüllt, im Glaubensſchmelze erſter Jugend hatte ſie das Kloſter betreten, da kommen die Reiter, da wird ſie in des Königs Armen ſinnlich erweckt, die bunte Welt geht in aller Farbenpracht vor ihr auf — um wie ein Traumbild zu verſchwinden. Mit aller Aufregung iſt ſie wieder allein in der kalten Zelle, die Religion, vor Kurzem noch das Glück eines aufgehenden Lebens, muß ſich jetzt hergeben zum leidlichen Troſte. Heinrich machte ſie ſpäter für ihre „verlu“ zur Aebtiſſin des Montmartre.

Am Liebſten verweilt man immer beim Herzblatt ſolcher Liebſchaften, denn ein ſolches giebt es immer, wie viel der Blätter ſeien. Könnte man über den Erſatz dieſes Herzblatts einig werden, wenn Zeit oder Krankheit oder Tod einen Erſatz nöthig machen, ſo vereinigte ſich in dieſem Punkte der Moslem, der Katholik und der Simoniſt. Denn der monogamiſche Punkt iſt als tiefſter, urſprünglicher überall vorhanden, er iſt der Maiwuchs des Baumes, der aus innerſtem Kerne in die höchſtmögliche Höhe des Stammes ſteigt. Aber der Erſatz beim Verluſte, und der häufige Verluſt machen irr über die Frage.

Heinrich hatte ſeine Gabrielle, Louis XIV. hatte ſeine La Vallière, die den Maiwuchs der Neigung,

das überwiegend monogamiſche Geſetz menſchlicher Neigung darſtellten. Gabrielle ſtarb, die La Vallière verlor ihre Schönheit, ſtarb alſo auch für einen jungen König. Oder richtiger ausgedrückt, denn ſie war niemals ſchön: ſie verlor diejenige Erſcheinung, woran ihre Macht über den König gefeſſelt war, ſie verlor ſich. Nicht Heinrich, nicht Louis, beide ſo wechſelreich, wechſelten ihrer ſtärkſten Neigung gegenüber von ſelbſt, ohne äußerliche Veranlaſſung. Bei Heinrich könnte die Frage entſtehn, ob nicht die Gräfin Guiche, eine ſo lang dauernde Liebſchaft der Jugend, und ob nicht die ſpätere Marquiſe von Verneuil, die unmittelbar auf Gabrielle folgte, und für welche Heinrich leidenſchaftlich entzündet erſcheint, ob dieſe beiden nicht Theil hätten am Maiwuchſe der Neigung, und ob der allerchriſtlichſte König nicht auch innerlichſt wie ein gewöhnlicher Türke ſich darſtelle. Die Zeitgenoſſen warfen es ihm vor: Um Paris zu erobern haſt Du mit dem Großtürken unterhandelt, Hugenot warſt Du niemals recht, Katholik biſt Du nicht, Weiber brauchſt Du wie der Türke, Köpfe läſſeſt Du abſchlagen auch den treuſten Waffenfreunden, wie der Sultan dem unbequem werdenden Paſcha — was biſt Du!

Allein nicht die Gräfin Guiche, nicht die Verneuil täuſchen uns über den leichtblütigen Gaskonier. Jene

war 26 Jahr alt, da er, ein gar junger König, ſie ſah: es iſt zwar bekannt, daß die Knabenneigung ſich meiſt zuerſt an älteren Frauen entzündet, in Frankreich wenigſtens iſt es ſo bekannt, daß es mancher Autor wie etwas Vorausgeſetztes hinwirft; aber dies iſt das Moment der ſtreng ſinnlichen Neigung, die ſich an ausgebildeter, an reifer Fleiſchesform zuerſt erweckt. Eine Franzöſin von 26 Jahren kann einen jungen Mann in Flamme ſetzen und ſieben Jahr feſſeln, aber die innerſte Seele ſeiner Liebe, den monogamiſchen Herzenskern erſchließt ſie nicht. Und die Verneuil kam zu ſpät, ſie erbte vielleicht von dem Reichthume, den Gabrielle in Heinrich entwickelt hatte, und auch dies ſchwerlich in großem Maaße, wie heftig der König ſich anließ, wie bereitwillig er auch ihr gleich der Gabrielle die Ehe verſprach. Sie beſaß zu viel Verwandtes von ihm ſelbſt, von einem herrſchluſtigen, politiſchen Manne, und das Verwandte wirkt wol am Raſcheſten, aber nicht am Tiefſten auf einander, das Verſchiedene begegnet ſich zu Ungewöhnlichem. — Man leſe die häufigen Billets, die Heinrich geſchrieben hat! Er war darin ganz ein Vorzeichen jetziger franzöſiſcher Art, die über alle Vorſtellung ergiebig iſt im Schreiben von Noten, von Billets? Schreiben Sie mir un petit mot, und das geſchriebene

petit mot iſt in Paris die immerwährende Begleitung des Bon jour. Aber unter der Schaar Heinrich'ſcher billets doux, wie fein unterſcheiden ſich die an Gabrielle! Ja, alle ſind haſtig, voller Leben, alle werfen Küſſe und Zärtlichkeit, das ganze jedesmalige Lebensintereſſe dieſes raſch producirenden, offen hinwerfenden Königs, dieſer ganze raſchblütige Gaskonier iſt in allen. Aber die Billets an Gabrielle allein tragen Kennzeichen edelſter Rührung. Er hatte ſie zuerſt auf dem Schloſſe von Coeuvres bei ihrem Vater geſehn, und das Verhältniß ſchien ſich nicht beſonders glücklich zu ſchürzen: ſie liebte einen Grafen von Bellegarde. Doch wandte ſie ſich raſch genug zum Könige, wie wahr, und wie herzlich nothwendig iſt unbekannt. Dafür iſt überhaupt ſchwer etwas aufzufinden, in wie weit Heinrich's perſönliche Liebenswürdigkeit ſeiner ungeſtümen Eroberung und ſeinem Königsſchimmer zu Hilfe gekommen ſei. Die Zeichen ſind nicht beſonders günſtig, die weiblichen Zeugniſſe, die noch vorhanden, ſind entſchieden ungünſtig, er war in dieſem Punkte kein Louis quatorze, er hatte körperlich abſtoßende Eigenſchaften und üble Gewohnheiten der ſüdlichen Heimath. Seine zweite Frau, Marie von Medicis, konnte ihn, dem ordinairen Ausdrucke nach, nicht riechen ſeines Fußſchweißes halber; die alte hugenotiſche Rohan ſagte

von ihm, als man die Verneuil der Untreue beschuldigte: Wie kann die Liebe sich einnisten zwischen einer Nase und einem Kinn, die eins in's andre fahren.

Gabrielle's Vater wollte kein formloses Maitressenthum, sie wurde also einem picardischen Edelmanne zur Frau gegeben, und bald darauf zur geschiedenen Frau desselben gemacht, weil dieser Picarde, dem die erste Frau 14 Kinder geboren, kein rechter Mann sei. Heinrich ernannte sie zur Herzogin von Beaufort, und wollte sie selbst heurathen, hier nicht wie bei der Verneuil, um sie zu besitzen, sondern um der innigsten Liebe auf alle Art zu genügen. Sie erfüllte ihn ganz bis zu ihrem Tode. Es war im Jahre 1598, da schieden sie in Zärtlichkeit von einander in Fontainebleau, nur auf einige Tage, der König wollte ihr bald nach Paris folgen. Kaum in Paris angekommen erkrankt sie plötzlich nach dem Essen, wie es heißt von Gift. — Boten fliegen nach Fontainebleau, Heinrich springt auf's Pferd und jagt gen Paris. Aber auf halbem Wege, in Melun schon begegnet ihm die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Er ist außer sich, er will wenigstens die Leiche sehn; aber die Begleiter nehmen ihn unter die Arme, und führen ihn nach Fontainebleau zurück. Wie ein Sonnentag war

dieſe Liebeswelt auf einmal verſchwunden, als er aufwachte lag ſie wie eine tief abliegende Welt vor ihm. Das Todte iſt todt, das Lebende behält ſein Bedürfniß. Als er zum erſten Male wieder nach Paris kam, flog wol noch ein Trauerwölkchen über ihm hin, aber kein Eindruck haftete lange in ihm, er war eine politiſche Natur, Politik kennt nicht Treue noch Rache. Da begegnete ihm die ſchöne Mademoiſelle d'Antragues, und das Feuer loderte wieder auf, ſo lebhaft, daß er diesmal ſchriftlich dem ebenfalls politiſchen Vater des klugen Mädchens ein Eheverſprechen gab. Sully hatte bekanntlich den Muth, das Exemplar, was ihm der König zeigte, zu zerreißen, und Heinrich gewann die Faſſung, dem kühnen Miniſter dies nachzuſehn, und ſeine politiſche Thorheit zu erkennen. Das gab widerwärtige Dinge, dies Feilſchen um Vertrag und Mädchen, das giebt widerwärtigen Eindruck, als man ihn an's Ziel gekommen, das Mädchen zur Marquiſe de Verneuil erhoben, und das ganze Verhältniß zu einem herben Ausgange eilen ſieht. Sie ſei untreu geworden, ſie habe ſich in politiſche Intrigue mit dem Spanier eingelaſſen — ja, ſagen die Gegner, er brach mit ihr, weil er ſich legitim verheurathen wollte, er warf ihren Vater in die Baſtille, damit die Geſchichte mit dem Heurathsverſprechen begraben werde!

Im Jahre 1601 ereignete ſich dieſer Bruch, er wollte Kinder haben, ſeine Valois Margaretha, die Bartholomäusbraut, eine ſehr merkwürdige Figur, gebar keine, und der Pabſt willigte in die Scheidung, indem er ihm kontraktlich ſeine Verwandte, Maria von Medicis, als neue Gattin zutheilte. Alles dies war indeſſen an die Zuſtimmung Margarethens geknüpft. Sie gab ihre Zuſtimmung; politiſche Macht intereſſirte ſie nicht; ſie war von ungewöhnlich ſinnlicher Beſchaffenheit, dieſe Tochter Catharinens, wohnte abgeſondert im Faubourg St. Germain, da wo die bekannte Duellwieſe, pré aux clercs, noch in der Vorſtadt grünte. Dort führte ſie ein eigen wollüſtig, faules Leben, lachte über die Hatz politiſcher Leute drüben im Louvre, die ſich das wohlſchmeckende Leben ſo ſauer machten, trat an's Fenſter, wenn ſie vom Lager aufſtand, ſah den übermüthigen Studenten zu, die ſich auf der Wieſe umhertummelten, wählte ſich einen aus, und ließ ihn rufen. Wie man tagelang allein leben könne, war ihr unbegreiflich. Wäre nicht viel italieniſcher Stoff in dieſem Weibe, man könnte einen franzöſiſchen Gebrauch von ihr herleiten, der heute noch manchen Deutſchen in Verlegenheit ſetzt: in Frankreich wundert man ſich, wenn ein Mann und eine Frau, die zuſammen wohnen, nicht mit

einem Bette begnügt ſind. Dafür ſind ja die Betten zwei- und dreimal ſo groß als die deutſchen! — Es ſcheint jener Margaretha nicht an Geiſt, nicht an epikuräiſcher Philoſophie gefehlt zu haben, einer Maitreſſenheurath des Königs wäre ſie nimmer in Scheidung gewichen, einer neuen Königin aus ihrem mütterlichen Hauſe wich ſie bereitwillig. Wie ſie alt wird, und immer älter, und nach ſo manchem abſcheidenden Regimente immer noch am Fenſter ihrer Wieſe zu treffen iſt, macht ſie einen wunderlichen, zuletzt einen garſtigen Eindruck, man freut ſich, daß dies einſeitige Erbtheil Catharinens mit ſeiner Faulheit endlich aus der Welt ſcheidet.

Mit der neuen Heurath kam dem Könige ſchwerer Aerger. Aber der Franzoſe ſchlägt die Uebelſtände nicht hoch an, die von einer Dame kommen; Dame bedeutet doch beinahe ſo viel wie bei uns das Wort Engel im bürgerlichen Gebrauche. Es iſt offenbar, die galanten Könige haben das Meiſte beigetragen zur Errichtung eines Kultus, der dem Sinne des Volkes angemeſſen iſt, und der die Revolution in aller Stärke überdauert hat. Iſt ihr feiner Civiliſationsſinn, ihre tiefe Furcht vor Rohheit dabei thätig geweſen? Haben ſie da heiligen, da ſtrenge Linien ziehn ſollen, wo ihnen Leidenſchaft am Erſten gefährlich, wo ſie

ihnen zur Verletzung guter Sitte verführerisch sein könnte? Kurz, diese bei uns oft verspottete Galanterie, oder richtiger diese Höflichkeit gegen alle Dame ist im heutigen Frankreich dergestalt ausgebildet und durchgebildet, daß man es für einen Hauptbestandtheil der Civilisation anerkennen muß. Es ist unter seiner Form schon lange das, was in Deutschland vor kurzem als Emancipation der Frauen gewünscht und gepredigt wurde. Auch ist es nichts Unbedachtes, Jedermann ist sich des Sinnes bewußt, Jedermann weiß, daß das schwache aber fein und schön begabte Geschlecht Schutz und Vorzug von dem Manne ansprechen kann, auch wenn es diesen ein Opfer koste. Ich habe dieser Opfer unzählige, auf der Reise täglich bringen sehn, und dies hat mir den in Deutschland verlachten Begriff französischer Galanterie oft ehrwürdig gemacht; ich habe erkannt, daß das Gegentheil davon, oft nur eine Unterlassung, wirklich Rohheit genannt werden darf; ich habe erst mit Unwillen, dann oft mit Scham bemerkt, daß die Franzosen allen Fehl gegen solchen Kultus leichthin mit den Worten entschuldigten: oh, das ist ein Fremder — étranger, das römische „barbarus". Wie stolz entschuldigen sie damit den Fehl! Auch glaube man nicht, daß Rang oder Schönheit der Dame die Höflichkeits-

form bestimme, keineswegs, ein ächter Franzose überläßt dem unscheinbarsten Frauenzimmer sogleich seinen Platz, wenn er der bessere ist. Unter Anderm erinnere ich mich einer schlimmen Wetternacht im Dauphiné, wir fuhren von Gap nach Grenoble einen rauhen Weg über hohe Berge. Bei sinkendem Abende war ein Mädchen zu uns gekommen, alle ersinnlichen Plätze waren besetzt, das Mädchen hatte aber Eile, man suchte sie um jeden Preis unterzubringen. Denn jene deutsche Pedanterie ist unbekannt, wornach die Fahrt von einer Stadt zur andern wie ein Staatsgeschäft behandelt wird, mindestens eine Stunde vorher angemeldet und was sonst noch sein muß. — Es war für das ärmlich gekleidete, nicht hübsche Mädchen nur ein schmales Brett außen am Wagen über der Deichsel anzuweisen, dort saß sie allem Wetter preisgegeben, aber sie saß und kam fort. Dies sahen die Franzosen nicht eine Viertelstunde mit an; wie froh Jeder war, bei so üblem Wetter im Trocknen und Warmen zu sitzen, sie stritten sich um den Deichselplatz, damit das Mädchen einen geschützten inneren Platz bekäme. Der Herr, welcher obsiegte und das Opfer die ganze Nacht hindurch brachte, hatte zwei Tage in Marseille auf einen guten Platz der Diligence gewartet.

Doch glaube man bei alledem nicht, daß die Bestialität nicht zuweilen durchbreche juſt im Punkte gegen Frauen: eben weil es ihre ſchwächſte Stelle haben die Franzoſen hier die ſtärkſten Formen errichtet. Glaube man aber auch nicht, daß bei franzöſiſcher Emancipation der Frauen, bei dieſem Kultus der Damen der Gegenſatz zum Vorſchein komme, welchem man in Deutſchland leicht verfällt; die Dame exiſtirt deshalb nicht im Glasſchränkchen, um bloß geehrt und bewundert zu ſein. Nein, ihre Erhebung beſteht in ihrer Theilnahme, in der thätigſten Theilnahme an Allem, was gethan wird. Es giebt keine angeſtrengtere, keine arbeitſamere Exiſtenz als die einer Frau aus dem Mittelſtande in Paris, nicht bloß als dame du comptoir kontrollirt, ſchreibt, rechnet ſie im Kaſé, im Speiſehauſe, im Laden bis in die tief ſinkende Nacht, auch in anderem Kreiſe iſt ſie fortwährend in verantwortlicher Thätigkeit, nirgends faſt iſt ſie abgefunden mit Stickerei, Nähzeug oder Strickſtrumpf, dieſe bei uns „weiblichen Arbeiten" verſchwinden ganz vor wichtigerer Arbeit, oder vor dem Nichtsthun der Hände, wenn man der Unterhaltung wegen zuſammenkommt.

Marie Medicis und Heinrich hatten einander nie geſehn, in Lyon wollten ſie einander begegnen. Sie

erſchien in Lyon, aber der König kam nicht und kam nicht, plötzlich umfaßte ſie Jemand von hinten und herzte und küßte ſie. Heinrich hatte hinter der Gardine geſteckt, — er hatte ſolche Manieren, die theils nach der Provinz ſchmeckten, theils durch natürlichen Sinn beſtechend wirkten. Und ſie küßten ſich lange Zeit, ſagt der Chroniſt.

Aber am andern Morgen hatte ſich das geändert. Heinrich hatte wohl zunächſt gegen das Aeußere ſeiner neuen Frau nichts einzuwenden, wenn es auch ganz anders als das ſeiner Franzöſinnen war. Das Neue konnte ja reizen. Sie war, vielleicht noch etwas mehr als Catharina, ebenfalls von jener Völligkeit des italieniſchen Körpers, ſtark in Wuchs und Geſicht, rund und feſt, hatte große Augen, und gefiel dem franzöſiſchen Bürger nicht. Am andern Morgen gefiel ſie auch Heinrich nicht mehr, er hatte ſo viel Erfahrung, daß er nicht leicht über einen Mangel zu täuſchen war. Es entſtand eine dergeſtalt zänkiſche Ehe, daß es oft bis zum Raufen kam, das einſpännige franzöſiſche Bett, was die Reichsſitte auch den Königen zutheilte, ward nur zu oft ein Kampfplatz; ja Sully mußte oft gerufen werden, um Frieden oder doch Waffenſtillſtand zu ſtiften. Die beiderſeitige Untreue war oft nur der wörtliche Vorwand des Strei-

tes. Unter den Männern, die ihr Heinrich vorwarf, findet ſich neben Urſin und Bellegarde auch bereits jener Concini, der nach des Königs Tode eine ſo große Rolle als Maréchal d'Ancre ſpielte. Einſt auf der Reiſe ſtörte ſie Heinrich ſo ſehr aus aller Mäßigung, daß er ſie durchaus fortjagen wollte, — Sire, ſagte Sully, ſind zu Rande gekommen mit ſo viel Feinden, werden Sie nicht ein ſtörriſches Weib zwingen?

Aber das königliche Paar aß nicht mehr zuſammen, oder ließ ſich, wenn es geſchehn mußte, aus eigner Küche, von eignen Dienern ſerviren, um vor Vergiftung ſicher zu ſein. Dennoch war der Gaskonier ſinnlich ſo erregbar, daß er ſich ihr wieder einmal näherte, wenn eine Pauſe des Haſſes eintrat und wenn er augenblicklich gelockt wurde; während des Sommers lag ſie auf Strohmatratzen an der Erde, in leichten Kleidern, die ſchönen Arme bloß, und den prächtigen Hals, la gorge, womit der Franzoſe den Hals bezeichnet, bis in die Bruſt hinein. Sie gebar denn 1601 auch wirklich einen Sohn — wer hätte geglaubt, daß aus ſo lebhafter und ſtarker Sinneswelt eines gaskoniſchen Vaters und einer florentiniſchen Mutter der kränkliche, melancholiſche Ludwig XIII. hervorgehn würde.

Heinrich's Maitreſſenwirthſchaft nimmt unter ſol-

chen Umſtänden noch kein Ende, und es folgen der Verneuil noch fünf, darunter eine Condé und eine Montmorency. Je älter er wurde, deſto übler ſtand ihm dies Treiben, deſto lauter mußte er oft Sitte und Form verletzen, um ſeine Zwecke zu erreichen. Seine Gegner zeigen geradezu auf ſeine Zudringlichkeit gegen Charlotte de Montmorency hin, wenn ſie aufzählen, was den Fanatismus geſchürt, und Ravaillac's Dolch geſchärft habe.

Dies ſind indeß Alles nur Beiläufigkeiten, wodurch die große Summe vermehrt wurde, die Summe des Widerwillens. Um der Maitreſſen willen erſtach ihn kein Franzoſe. Aber Heinrich verſchwand keineswegs hinter Liebesluſten, er war überall wie ein raſch treffender Blitz zu ſpüren, wo ein altes Intereſſe ſeine alte Macht wieder ſammeln wollte, er war ein überaus behender, ein überaus kluger, zu aller Handlung ſcharf und ſchnell wählender König. Er erbte und eroberte ein revoltirtes Reich, und war geſund und tüchtig genug, es nicht in alter verbrauchter Form reſtauriren zu wollen, da konnte er nichts für ſich haben als ſeinen unabläſſig regſamen Geiſt, den Handwerker und Kaufmann, dem er Ruhe für Abſatz und Handel brachte, den kleinen Gentilhomme, der mit der Krone in keinen Machtanſprüchen zuſammenſtieß, und mit

dem Könige chevalereske Sitte und Art gemeinschaftlich hatte. Alle Glaubensgemeinschaft im Großen, alle Korporationsmacht, Kirche, Herrenthum, Parlamentsthum mußte sich mehr und mehr gegen ihn gestalten, je deutlicher man sah, daß er alle Mittel in jedesmalig neuer Erfindung aufsuchte, daß er nirgends Konsequenzen aufkommen ließ, um welche sich gelegentlich eine abdringende Opposition schaaren könnte, daß er ein Herrscher war allein und eigen. Biron's Schicksal zeigte dies aller Partei zum Schrecken.

29.

Charles de Gontaut-Biron war aus dem niedern Aquitanien, aus dem Perigord. Die Birons gehörten nicht zu jenem Fürſtenadel der Condé, Bouillon und ſo weiter, welcher die Krone ebenbürtig ſo oft beunruhigte. Aber ſie repräſentirten doch die mächtigſte Adelsbedeutung im Perigord, und dieſer Biron vertrat eine tapfere Gentilhommerie Aquitaniens, welche dem Béarner ohne Rückſicht auf Kirchenglauben bis zum Throne geholfen hatte. Heinrich war gegen ſeinen beſten Feldherrn erkenntlich geweſen, er hatte ihm Viel gegeben; aber Biron wollte noch viel mehr. Nun zeigte ſich übrigens der kriegeriſche Bearner als König von Frankreich keineswegs ſo kriegeriſch, wie er als junger König von Navarra geweſen war. Natürlich, er hatte das Kampiren und Kriegen ausgekoſtet die große Hälfte ſeines Lebens lang, er war am Ziele, des Landes Intereſſe war jetzt das ſeine, und das Land bedurfte des Friedens, der König bedurfte

des Friedens, um dem erniedrigten Königthume wieder Macht zu sammeln. Auch hatte Heinrich eine Welt von andern Fähigkeiten in Bereitschaft, worin er unbestritten Herr und Meister war und mit keinem Edelmanne zu theilen brauchte. Heinrichs genialste Partie ist offenbar seine diplomatische, eine Diplomatie, die in vielem Betrachte neu und schöpferisch war. Nicht bloß nach Innen, wo sie eine ganz eigenthümliche Restauration zu Wege brachte, eine Restauration, worauf alles Bourbonenthum in Frankreich gegründet ward. Auch nach Außen. All die banal gewordenen Freundschaften und Feindschaften ließ er fallen, um sie anders zu begründen. Sie lebten ein kümmerlich Leben von Tradition und Herkommen und Glaubensgemeinschaft, oder Glaubenstrennung, diese Freundschaften und Feindschaften. Heinrich schritt über dies Scheinleben hinweg, er begründete alle Anknüpfungen neu unter Darlegung neuer Gesichtspunkte, er sprach nichts von Dogmen, er sprach von weltlichem Nutzen und Schaden, er schrieb überall selbst hin, er faßte Jeden, dem er schrieb, ganz persönlich, kurz, er begründete jene moderne Kunst der Diplomatie, die unter bloßen Formen persönlichen Umgangs jedes Verhältniß neu anfassen, neu ausbilden kann, die sich der Prinzipien bloß bedient, wie man sich des Tisch-

geräthes bedient. Das mag von Silber oder Gold und Damaſt, oder von Blech und grober Leinwand ſein, man ſättigt ſich vermittelſt deſſelben, und alsdann wird es ein gleichgültiger Gegenſtand, bis man wieder Hunger fühlt. Man leſe Bethune's Sammlung, und man wird mit Erſtaunen einſehn, wie ſo wohl überlegt dieſe ſo harmlos hinfluthenden Briefe ſind, wie ſie individuell Jedem an's Leben gehn, wie doch nichts von einer übereilten Herzlichkeit zu ſehn iſt, die man Heinrich nachſagt, wie im Gegentheile unter aller Correſpondenz dieſes Königs ein ſchwerer Ernſt von Machtbeſtrebung liegt. — Franz hatte kein Glük, die kleinen Valois hatten nicht Sinn und Macht dafür gehabt, Frankreich ſolcherweiſe als eine geſetzgeberiſche politiſche Hauptmacht in Europa aufzurichten, wie es Heinrich IV. that. Und zwar im Weſentlichen ohne Schwertſtreich that er's; bald nach ſeiner Thronbeſteigung in Paris war er zu einem Kriege gegen Spanien genöthigt, was all ſeine Gegner aufnahm und pflegte, der Krieg ward aber lau und unintereſſant geführt, und Heinrich entſchlüpfte ſeinen Alliirten, und ſchloß raſch ohne ſie den Frieden zu Vervins. Beſſer hinterdrein ſich entſchuldigt — war ſeine Politik — als vorher verloren, und hinterdrein bedauert. In dieſer diplomatiſchen Macht ent-

rang er eigentlich zuerst dem deutschen Reiche jenen Schatten von idealer Grundmacht Europa's, den es als heilig römisches Reich auch in Schwäche und Zerfahrenheit hinter sich her gezogen hatte. Die Spekulation einer europäischen Republik, die einem Praktiker wie ihm nur ein halber Ernst sein konnte, ein spielerischer Ernst, aus dem sich Viel entwicken könne, sie setzte Frankreich als schöpferische, ideale Macht zum ersten Male an die symbolische Stelle des christlichen Kaiserthums, des Kaiserthums vom Occidente. Heinrich hat Frankreich europäisch groß gemacht — dies hat der stolze Franzos wohl herausgefühlt, und hat seinen Henri quatre hoch gestellt; absonderlich mußte dies ein geschichtliches Thema werden unter Ludwig XV., der Frankreich klein machte.

Aber dies Wachsthum Heinrichs und Frankreichs, was half's zunächst seinen alten Feldherrn und Kriegsgenossen? Dabei war nichts zu erwerben, nicht an Beute, nicht an Macht. So wendete sich denn der Hauptmann dieser Klasse an Spanien, um einen Einbruch zu erregen, und dem zähen Könige dadurch Zugeständnisse abzuzwingen. Der Herzog von Bouillon, der im Norden die feiste Herrschaft um Sedan besaß, und damaliger Zeit mächtigster Vertreter der Hugenoten war, sollte ebenfalls ausbrechen, wenn

Biron mit den alten Royaliſten, auf ſpaniſchen Rückhalt geſtützt, ſich erhöbe, und ſo ſollte der undankbare Bearner zur Raiſon gebracht werden.

Das ging unter dem dritten Heinrich, nicht unter dem vierten. Er ſchrieb eigenhändig an Biron, und lud ihn ein nach Fontainebleau, kein Buchſtabe verrieth, daß er die Verſchwörung kenne. Biron, um ihn ſicher zu machen, ging trotz aller Warnung nach Fontainebleau, ward freundlich empfangen, ſpeiſ't und ſpielt mit dem Könige. Es vergeht ein Tag, dann tritt ihn der König an, er ſolle ihm offen geſtehn, was er vorhabe, verrathen ſei es doch. Biron läugnet. Der König tritt ihn noch einmal an, er ſolle ehrlich geſtehn, er läßt ihn antreten durch ſeine Getreuen — Biron läugnet frech und hartnäckig Nun denn, ruft Heinrich, nach der Baſtille mit ihm, und Prozeß um Hals und Kragen! — Biron hat ſo etwas gemerkt, und ſeine Abreiſe gerüſtet, die Pferde ſind geſattelt — aber die Verhaftung kommt zuvor. Und nun ereignet ſich, was kein Menſch erwartet hatte: kein Bitten, kein Flehen hilft, der König iſt ſtarres Eis gegen den alten Freund, unterzeichnet das Todesurtheil, will nichts von Gnade hören.

Paris begriff nicht, daß ſolche Härte möglich ſei, man ſah ſich an, man ſchüttelte die Köpfe. Damit

kein Attentat versucht würde, ließ der König den Marschall auf der Seine herabführen von der Bastille zum Justizpalaste; die Ufer waren mit Truppen besetzt. Als man dem alten Krieger das Todesurtheil vorlas, rief er aus: Ist es denn möglich, daß dieser Mann nicht mehr an die Dienste denkt, die ich ihm erwiesen! Mein Vater ist für ihn gestorben, mein Leib trägt fünf und dreißig Wunden für ihn, und zum Danke läßt er mir den Kopf abschlagen! Wahre er sich, daß Gottes Blitz nicht auf ihn falle!

Als der Henker kam, schrie Biron: Zurück, rühre mich nicht an vor der Zeit! Kein Mensch soll mich binden!

Er war ein stolzer, hochfahrender Mann dieser Biron, begierig und jähzornig. Alle Welt fürchtete diesen Jähzorn; wenn er ihm kam, so schonte er nicht König noch Weib. Er war zwar nur mittleren Wuchses, aber so stark, daß er mit den Händen eine Arkebuse entzweibrach. Zurück, Henker! fuhr er fort, oder ich erwürge Dich! — Der Henker zitterte vor Furcht, der Delinquent zitterte nicht. Oh, meine Freunde, rief er den Soldaten zu, wie wohl thäte mir eine Salve von Euch! Welch ein Jammer ist das, so miserabel sterben zu müssen.

Er verband sich selbst die Augen, und wollte auf-

recht ſterben. Der Henker rief, er müſſe knien, ſo treffe der Streich nicht ordentlich. — Nein! Kannſt Du's nicht mit einem Streiche, ſo thu's mit dreißig, ich werde nicht mehr zucken als eine Eule. — Nun wollte ihm der Henker das Haar abſchneiden. — Hinweg, Canaille, Du ſollſt mich nicht anrühren, ſo lang ich lebe! Macht mich nicht wild, oder ich erwürge die Hälfte Menſchheit die hier iſt, bis mich die andere tödtet.

Der Henker wußte nicht, was thun. Biron erwartete auf dem Schaffot noch die Gnade Heinrichs, er konnte ſich's nicht anders denken, wie gutmüthig war dieſer Heinrich ſtets geweſen! Dreimal band der alte Krieger das Tuch ab, um nach dem Boten auszuſehn, der von Fontainebleau kommen ſollte. Das Pferd kann ihm geſtürzt ſein, er kann ſich verſpätet haben!

Da bat ihn der Henker, doch ein Gebet zu ſprechen, und dabei überraſchte er ihn, und ſchlug ihm raſch das Haupt herunter.

Das Volk liebte dieſen Streich nicht, wie es den Bearner nicht liebte. Paris war gar traurig! Die Peſt war da, wilde Hunde tobten durch die engen Gaſſen der Cité — das ſind die Strafen, hieß es, für ein Regiment, das keine Religion hat! Das ſich

in Ehebruch und ſinnlichen Lüſten wälzt! Das Journal de Henri IV. erzählt ſchauerliche Dinge: man klagte ihn der Magie an und ſchwarzer Kunſt und beſchuldigte ihn auch unnatürlicher Gelüſte. Wie gewiß dies eine Lüge, der natürliche, rationale Heinrich fand dieſe Anklagen doch ſo bedenklich, daß er ſtrenge Unterſuchung und Aufklärung über dieſen Punkt befahl.

Gegen den waffnenden Bouillon ließ er ebenfalls ein ſchonungsloſes Urtheil fällen, und drückte ihn nieder, wenn er ihn auch nicht perſönlich erreichen konnte. Wo ihm Strenge nöthig ſchien, kannte er kein Erbarmen. Wohl aber ſah er ein, wie große Maſſen er ſich dadurch entfremdet hatte, es regnete Pamphlete gegen ihn und Sully, umſonſt baute er Brücken und Springbrunnen, umſonſt rief er ſeine frühen Feinde, Jeſuiten und Jakobiner zurück, um den einen großen Riß des Haſſes zu ſtopfen. Er blieb fortwährend auf dem Spiele ſtehn, ein tägliches Ziel der Mordverſuche mit Gift und Dolch; denn was er nach außen gewann durch Aufgeben alles Dogma's, durch bloße Balancirung der Kräfte, das gewann er nach innen nur auf Koſten ſeiner perſönlichen Sicherheit. Einen Feind brauchte man noch, und da er dem alten Ligueur-Paris die feindlichen Parteien entzog, ſo ward er ſelbſt der Mittelpunkt alles Angriffs. Er mußte,

ſo weit war es gediehn, auf Zerſtreuung des Volksſinnes denken, auf Krieg, den er bisher abſichtlich vermieden hatte.

An epigrammatiſchen Verſen iſt die franzöſiſche Geſchichte ungemein reich, jeder bedeutende Vorfall oder Menſch iſt mit einem leicht rollenden, charakteriſtiſchen Verſe der Nachwelt überliefert. Heinrichs Freunde ſangen über den undankbaren König Folgendes:

Ce prince est d'étrange nature,
Je ne sais, qui diable l'a fait:
Car il récompense en peinture
Ceux, qui le servent en effet.

30.

Worin beſtand nun jene Spekulation einer chriſtlichen Republik, die dem Namen Heinrichs IV. bei der Geſchichtſchreibung ſo förderſam geworden iſt?

Europa ſollte in fünfzehn Staaten getheilt werden, die ſo viel als möglich von gleicher Macht ſein, deren Grenzen gegenſeitig garantirt und vertheidigt ſein ſollten. Dieſe Staaten wären:

1. Das Pontifikat.
2. Das deutſche Reich.
3. Frankreich.
4. Spanien.
5. Groß-Britannien.
6. Ungarn.
7. Böhmen.
8. Polen.
9. Dänemark.
10. Schweden.
11. Savoien oder das Königreich der Lombardei.

12. Die Herrſchaft Venedig.
13. Die italieniſche Republik (die kleinen Staaten Mittel-Italiens).
14. Die belgiſchen oder Nieder-Lande.
15. Die Schweiz.

Darunter wären fünf erbliche: Frankreich, Spanien, Britannien, Schweden und Lombardei.

Sechs Wahlreiche: Pontifikat, Deutſchland, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark.

Vier Republiken: Die Niederlande, die Schweiz — demokratiſche —, Venedig und Italien — ariſtokratiſche.

Der Pabſt ſollte außer dem Kirchenſtaate Neapel haben, und die Huldigungen — les hommages — der italiſchen Republik und Siciliens. Sicilien ſollte übrigens an Venedig kommen. Jene Huldigung ſollte nur im Fußkuſſe und von zwanzig zu zwanzig Jahren im Geſchenk eines goldnen Kruzifixes beſtehn.

Zur Schweiz ſollte die Franche Comté, Elſaß, Tyrol, Trient gehören. Ihre Huldigung kam an's deutſche Reich. Eben ſo die der Niederlande. Für Ungarn war Siebenbürgen beſtimmt, die Moldau und die Walachei. Der deutſche Kaiſer ſollte an keinen Verwandten Lehn austheilen; nie ſollten zwei Kaiſer hintereinander aus demſelben Hauſe ſein.

Gegen alle Differenzen ſollte eine Ordnung und Form und ein Allgemeiner Rath von 60 Perſonen errichtet werden, vier von jeder Macht. Deſſen Sitz ſollte in einer Stadt des deutſchen Reiches ſein, etwa in Metz, Nancy oder Cölln. Dieſer Rath wäre Senat der chriſtlichen Republik. Außerdem ſollten drei andere Räthe, mit jenem in Verbindung, entſtehn, deren Sitze an verſchiedenen Orten. Dann ſei eine Ordre und Regel aufzuſtellen zwiſchen Herrn und Unterthanen, um Tyrannei und Rebellion vorzuſehn. Dann ein Schatz und eine Truppenmacht gegen die Grenzen der Ungläubigen, gegen Türken, Moskoviter und Tartaren. Drei Hauptleute ſeien zu wählen, zwei zu Lande, einer zur See, die gleichzeitig das türkiſche Reich angreifen ſollten.

Die Erfindung des Projektes ſtammt offenbar nicht von Heinrich: die Grundlage war Chriſtenthum und politiſche Garantie gegen übergreifende Macht, ein geiſtreicher Mönch mochte darauf verfallen ſein, und es heißt denn auch, der Plan ſei vom Pabſte ausgegangen. Heinrich's Spekulation beſtand darin, daß er ſich an die Spitze ſtellen und unter dem Schirme deſſelben zuſehn wollte, was ſich Vortheilhaftes daraus geſtalten ließe. Das iſt ja immer der Zauber politiſcher Macht, daß ſie eine große Idee zur Standarte

nimmt. Die Idee will endigen, die Politik, die ſtets neue Form für den Wechſel, will das nicht. Sie verbündet ſich mit der Idee, wie das kleine, behende Geſchöpf auf den Rücken des Vogels ſchlüpft, um über Meere zu kommen und dann den Vogel wieder zu verlaſſen.

Heinrich ließ den Plan in ſeinem Miniſterrathe vorleſen, und hörte aufmerkſam zu, welche Gründe dafür und dawider entwickelt würden. Sully ſprach dafür, Villeroy, ein geſund politiſcher Kopf, zeigte alle Lücken und Schwächen des Projektes, und ſeine Politik war ſo nüchtern, daß er es verwarf und keine Unterſcheidung fand zwiſchen Plan und Vorwand. Heinrich ſagte zu alle dem nichts, aber wie ideal der praktiſche Gaskonier dieſe europäiſche Spekulation anſah, zeigte ſich ſehr ſchnell. Das Ganze war für ihn gegen Oeſterreich gerichtet, und die kleinen Staaten fielen ihm bei. Er rüſtet, und es ſoll natürlich gegen den Rhein gehn. Dabei handelt es ſich ihm um die ſtille Frage, ob er ſich nicht zum deutſchen Kaiſer machen ſolle. Ein prächtiger Anfang für das neue Gleichgewicht!

Um dieſe Zeit floh Condé aus Frankreich, man weiß nicht, ob bloß wegen des unzüchtigen Attentats von Seiten Heinrichs auf die Prinzeſſin. Er warf

ſich Spanien in die Arme, und der ſpaniſche Geſandte nahm dies zum Vorworte für eine ernſte Nachfrage: wozu Frankreich ſo große Rüſtungen mache? Es entſteht eine hitzige Debatte, und Heinrich ſagt endlich: Wenn Euer König mich nöthigt zu Pferde zu ſteigen, ſo werd' ich in Mailand die Meſſe hören, in Rom frühſtücken und in Neapel Mittag eſſen!

Sire, ſolchen Schritt haltend kämen Sie zur Veſper nach Sicilien!

Gleichgültig, wie man ſich anließ, die Nothwendigkeit auswärtiger Unternehmungen war dem Könige zu deutlich. Auch die Gelegenheit ſtellte ſich ein: Cleve war geſtorben, Oeſterreich hatte die Agnaten übergangen, und es einem Habsburger gegeben. Die Agnaten baten Heinrich um Hilfe. Marſchiren wir, und ſehen wir zu, was ſich entwickelt. Für allen Unglücksfall ließ er die Königin Maria krönen, und betrieb dies mit einer Haſt, als ob der Unglücksfall zweifellos vor den Thoren liege. Es war im Frühjahre 1610, er war fortwährend in Bewegung in und um Paris für die Feierlichkeiten, für den Abgang des Kriegsmaterials nach der deutſchen Seite.

So kam der 14. Mai heran, er hatte zu Mittag geſpeiſ't, und wollte noch einmal in die Stadt hinaus

fahren. Zwiſchen drei und vier Uhr trat er aus dem Louvre und ſtieg mit ſechs Edelleuten in den breiten Wagen. Betrachtet ihn, den langbeinigen raſchen Herrn es iſt zum letzten Male, daß der Pariſer dieſen wunderlichen Vogelkopf mit der Bourbon'ſchen Adlernaſe vorüberfahren ſieht. Ravaillac ſieht ihn einſteigen, und folgt raſch, da der Wagen in den engen Straßen nicht eilig vorwärts kommt. In der Rue de la Ferronerie erreicht er ihn, da der Wagen halten muß wegen mehrerer Karren, die nur langſam aus dem Wege zu bringen ſind. Der König wendet ſich eben zu Epernon, da reicht Ravaillac über das Rad herein und ſtößt ihm das Meſſer zweimal in den Leib. Niemand ſah es im Augenblicke, hätte Ravaillac das Meſſer weggeworfen, man hätte nicht gewußt, wer zu greifen ſei. Der erſte Stoß war zwiſchen der fünften und ſechſten Ribbe eingedrungen und hatte die große Ader zerſchlitzt, ſo daß der König ſogleich die Sprache verlor. Der zweite Stoß war überflüſſig geweſen, hatte nur die Haut geritzt. Da die Edelleute den König hintenüber fallen, da ſie das Blut aus dem Munde ſtürzen ſehn, ſo ſpringen ſie auf, ſehen Ravaillac mit dem blutigen Meſſer, ſpringen herab und hau'n mit den Degen in ihn. „Der König iſt todt!" rufen die, welche im Wagen geblieben. „Nein!" — „Schafft

Wein herbei!" Man läuft darnach, die Straße wird tummultuarisch erfüllt.

Die Edelleute sehen aber, daß Heinrich regungslos auf der Seite liegt, sie sehen, er ist dahin, abgeschieden ohne Laut, in einer einzigen Zuckung, und sie treffen nun andere Maaßregeln: Der Wagen wird aufgeschlagen, man wirft den Mantel über den König, sagt zu den Umstehenden, er sei nur verwundet, und fährt nach dem Louvre zurück.

Glücklicher Heinrich! Muskulös und gesund wie ein Baske hatte er zu aller Strapaze und Freude den Körper immer treu erfunden. Wollte Essen und Vergnügen einmal nicht scharf genug schmecken, so blieb er einen Tag lang mit einer Purganz zu Hause, das war Alles. Und da es zum Sterben geht, genügt ein Stoß, er trifft die rechte Stelle, und ohne ein Wort, im Handumwenden vollbringt Heinrich die schwere Scheidung. Sein Körper sparsam mit Fleisch bedeckt, aber fest in Sehnen, fest in Organen, konnte in hohes Alter hinauf dauern ohne ein Attentat von außen.

Ein aquitanischer Edelmann Jacques Pluviers de St. Michel, der beim Könige war, hat eine ausführliche Beschreibung hinterlassen: darnach ist Ravaillac

auf's Rad getreten, und hat ſich vertheidigt, als man ihn greifen wollte.

Wer hat den Mörder angeſtiftet? Die Verneuil, die Königin Marie, die Jeſuiten und die Spanier wurden genannt — Niemand ſtarb er gelegener als Spanien. Die Unterſuchung, ſelbſt wieder beſchuldigt, hat nichts des Nachſagens Werthes ergeben, Ravaillac allein blieb übrig, um von Pferden zerriſſen zu werden.

Französische
Lustschlösser.

III.

Französische Lustschlösser

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

W 1914, 1642

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1840.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK

Inhalt.

V. St. Germain.

VI. Versailles.

VII. Die Gaschba.

V.

St. Germain.

31.

Was über Politik Geiſtreiches geſagt wird, iſt niemals ohne Verwegenheit. Denn der Geiſt allein iſt rückſichtslos, und die Politik iſt eine Kunſt der Rück- und Ausſichten. Man iſt aber auch nirgends verwegener in politiſcher Sentenz als in Frankreich, jeder Einfall, jede Antitheſe verlangt ein Recht der Würdigkeit. Folgt man im Auslande nur einigen Journalen Frankreichs, und geräth man bei Wahl derſelben nicht auf die gründlicher redigirten, ſo wird man durch jene ſententiöſe Verwegenheit, durch dieſe geiſtreiche Atomiſtik leicht über Frankreich irre geleitet: nach ſo viel Kämpfen und Syſtemen glaubt man das Land immer noch auf den augenblicklichen Einfall geſtellt.

Dem iſt aber nicht ſo. All dieſe bald ſo, bald ſo geſchnörkelten Melodieen kommen alle von einem feſten Kontrapunkte des Landes und gehen zu ihm. Eine vernünftige Freiheit kann wie Brot und Wein in Frankreich nicht mehr entbehrt werden; ſogar ein

ſtarker Genius, der wie Napoleon allen Schwächen der Nationalität ſchmeichelte, könnte unter despotiſchen Formen jetzt nur äußerſt kurze Zeit beſtehn und dauern. Seit 1815 hat die Politik der Proſa, die Politik der Rechtsverhältniſſe ſo tief ſich eingepflanzt, daß oft in Blatt und Blüthe der proſaiſche Urſprung nicht mehr zu erkennen, und daß jedenfalls der geiſtreiche Einfall nicht im Stande iſt, daran etwas zu ändern, auch nur auf kurze Zeit zu ändern. Man kann ſprachlich nachſehn, daß das Wort „bon sens“ ſeit einiger Zeit unverhältnißmäßig öfterer angewendet wird, als ſonſt.

Dennoch, trotz des bon sens, reizt den Franzoſen nach wie vor für alle Diskuſſion das geiſtreich-Paradoxe, in aller Proſa wird er nie Philiſter, und wenn man ihm auseinanderſetzt, daß die Zeit der Regentſchaften nach Heinrichs IV. Tode bis Louis XIV., daß dies halbe Jahrhundert eben durch ſchwache und vielfach wechſelnde Regentſchaften Frankreich am Meiſten gefördert habe, ſo geht er zuſtimmend darauf ein, wenn die Begründung intereſſant genug ihm entgegentritt, ja, ſagt er, die ſchwachen Regentſchaften ſind äußerſt förderlich!

Nach unſerm heutigen Entwickelungs-Schema der Welt giebt es auch dafür artige Gründe. Ein ſter-

ker Herrscher wie Heinrich hat seine persönliche Welt ausschließlich zur Geltung gebracht, hat alles ihm nicht Verwandte niedergehalten. Dies erhebt sich bei seinem Tode; die Mannigfaltigkeit entwickelt ihre Gewalt, durch Fülle ersetzend was ihr abgeht an Macht der Einheit; tausend kleine Bestandtheile einer Nation, unberührte Landstriche, vergessene Interessen bringen sich zur Geltung; in Verworrenheit und Drang der Regentschaften wächst der Reichthum. Innen unruhig und unsicher, nach außen unmächtig sind die Regentschaften in Frankreich doch wirklich äußerst befruchtende Uebergangszeiten.

Maria von Medicis übernahm nach Heinrichs Tode die Regierung: sie war nicht unbedeutend, aber sie war nichts Großes, sie hatte neben dem freien, dreisten Manneswurfe Heinrichs nur die kleinen Convenienz-Schritte des Weibes, denn das nicht ungewöhnliche Weib ist darum in politischer Handlung kleiner als der Mann, weil ihre Welt von Convenienz ausgeht und auf Convenienz hinauskommt. Das Gefühl der schöpferischen Kraft fehlt dem weichen Arme, fehlt der Seele, die zuerst und zuletzt gefallen will; vor allem Unerhörten hat sie Furcht, das Neue, an welches sie sich wagt, darf nicht groß, das Große, dem sie vertraut, darf nicht neu sein, denn sobald sie aus

der Privatneigung heraustritt, findet sie als Weib ihre Existenz nur in dem, was vorgezeichnet, was bekannt ist. Ganz anders ist sie in der Welt des Ideals, in der Neigung zum Manne — dort wünscht sie ungemessen, weil sie beim Gedanken der Ausführung an den Mann denkt und nicht an sich, hier, in der Neigung, ist sie des Größten fähig, weil sie alle innere Welt kühn entwickeln, alle Bethätigung dem Manne der Neigung anheim geben kann. Darum ist die weibliche Anregung oft so gewaltig, wenn auch das anregende Weib, allein gelassen, in's Nichts zusammenfällt. Und Maria war nicht mehr frisch und energisch in ihren Neigungen, und hatte zu wenig Geist, um wirksam zu werden. Geistlos verließ sie des ungeliebten Königs Bahnen, und schloß sich, südlich und katholisch, an den Erbfeind Frankreichs, an Spanien. Ganz als Weib verhoffte sie in diesen ihr bekannten Formen der katholischen Monarchie die beste Sicherheit. Ihre Gewohnheitsneigung ruhte unglücklicherweise auf einem Ausländer, auf dem Italiener Concini, der zum Marschall d'Ancre erhoben wurde. Er war ein ganz tüchtiger Mensch, der auch den überlieferten Kampf der Krone gegen die Großen nachdrücklich aufnahm, aber als verhaßter étranger bei den übrigen Franzosen keine Stütze fand.

Dieſer Mann iſt vorherrſchend geſchmäht von franzöſiſchen Hiſtorikern, aber jetzt rechtfertigt ihn mehr und mehr eine neue Einſicht in die Quellen. –

So ließ ſich die erſte Regentſchaft an, — der alte Epernon, dieſer unermüdliche Mignon Heinrichs des Dritten, der in aller politiſchen Kriſis dem Anſcheine nach ein ganzes Jahrhundert lang immer behende zum Vorſchein kommt, er hatte der Maria die Zügel zurecht gelegt, und wohl oder übel ging dieſe Regentſchaft ſieben Jahre. Vom Tode Heinrichs, bis Ludwig XIV. fünfzig Jahr ſpäter die Zügel ſelbſt ergriff, kann man nach Miniſterien zählen, als ob es ſich ſchon um eine konſtitutionelle Geſchichte handle: auf d'Ancre folgt ein junger Jagdedelmann, dann tritt der melancholiſche dreizehnte Ludwig in den Schatten Richélieu's, dann folgt die Regentſchaft der Anne d'Autriche mit Mazarin. Alles konnte ein halb Jahrhundert lang in Frankreich ſein Heil verſuchen, denn ſelbſt Richélieu, obwohl mächtiger als mancher ſtarke König, war doch nicht König, mußte dem ſtillen Herrn in St. Germain gefallen, mußte viel mehr Hilfsmittel der Macht entwickeln als ein fragloſer Herr, mußte zu dem Ende allem auftauchenden Geiſte willfähriger und förderlicher ſein, damit dieſer ihm zu Hilfe und zu Gute komme.

Mit Marias Regentschaft verlegt sich der Schauplatz des Pariser Regierungslebens nach dem Marais, die Place royale sah die Carousels und Festspiele und Maskeraden italienischen Geschmacks. Dieser Platz, der jetzt weit hinten liegt in Paris, nach dem Bastillen-Platze zu, wo aller Lärm aufhört, wo die Dichter wohnen, wo Victor Hugo sinnt, er trägt noch heute einen ganz eigenthümlichen Stempel. Rundum ist er von Giebelhäusern gebildet, die aus florentinischem Geschmacke entstanden sind und jetzt an die Plätze in Holland, in Rotterdam oder Amsterdam erinnern; Baumalleen beschatten die Mitte, und unter Bäumen steht im Mittelpunkte ein weißer Reiter, Ludwig der Dreizehnte, ein schönes Marmorwerk.

Der Marais war lange Zeit vornehmes Viertel, noch unter dem jungen Louis XIV. wohnten hier die spöttischen Frondeurs und ärgerten von hier den jungen König. Der Faubourg St. Germain ward auch nicht sogleich nächster Wechsel der Großen: die Parlamentarier und die Literaten, an den Marais grenzend und die St. Honoré hinauf bildeten den Uebergang, als der Adel seine Hotels in Versailles und im Faubourg St. Germain errichtete. Diese letztere Vorstadt jenseits des Wassers wurde erst alleiniges Hauptviertel des Adels, als nach Louis XIV. die spä-

teren Bourbone wieder öfter im Louvre und den Tuilerien wohnten. Da war man im Faubourg St. Germain vom Hofe und deſſen Feſten nur durch die Seine getrennt. Dieſer Stadttheil der großen Hotels, wo man in Straßen wie St. Dominique Thorhof auf Thorhof und dahinter Hotel auf Hotel findet, vornehm verdeckt und verſchwiegen nach der Straße hin, dies quartier de la noblesse iſt ſeit dem Sturze der älteren Bourbons nicht nur darum verödet, weil der Karlismus dem neuen Regimente abgewendet iſt und meiſt in der Provinz bleibt, ſondern weil die Wohnung der Vornehmen und Mächtigen jetziger Zeit wieder eine andere Stadtrichtung aufgeſucht hat. Ich ſpreche nicht vom Bankier in der Rue Lafitte, Chauſſée d'Antin und ſo weiter, denn dieſer iſt noch nicht ſo unmittelbar mächtig, wie die Zeitungsſteigerung darſtellt, der vornehme Staatsmann, auch ohne Geld, hat durch geiſtig-geſchichtliche Macht, durch unmittelbar perſönliche Macht immer noch größeren Einfluß auf die Königsregierung als der bloße Bankier. Und jener Vornehme, die engliſche Welt an der Spitze, dehnt jetzt ſeine Reſidenz in der Vorſtadt St. Honoré, in der Vorſtadt du Roule und nach dem Montmartre hinaus. Man iſt in aller Weiſe vorſichtiger geworden, und ſucht den geſunden höheren Theil von Paris.

Dem Marais wurden nur wenige Jahre gegönnt zu Spiel und Lustbarkeit auf der Place royale; die Großen ertrugen es nicht, daß sie unter einer bloßen Regentschaft, obenein durch einen fremden Abenteurer ausgeschlossen sein sollten vom Mitregieren. Condé, die jüngere Bourbonlinie, an der Spitze regten sie Pläne und Verbindungen auf, die an Verwegenheit der Ligue nachstrebten. Diesmal war aber das Hugenotenthum eingeschlossen in die Verbindung der Großen, die Rohan, die Lesdignières, die Bouillon stimmten bei, daß Condé der neue Guise, daß er König werden solle statt des unmündigen Bubens einer verhaßten italienischen Mutter. — Immer also, wenn der Herrscher fehlt, erheben sich die Herrschaften in Frankreich. Die Namen nur waren jetzt arg verändert: ein Guise geleitete als ergebener Ehrenritter, der die Legitimität aufrichtig schützt, den merkwürdigen Hochzeitszug durch ganz Frankreich bis an die Bidassoabrücke. Die Königin Maria hatte nämlich eine Doppelheurath mit Spanien geschürzt, eine Infantin für den jungen König, einen Infanten für ihre Tochter sandte man ihr von Madrid bis an die Grenze. Sie führte durch die aufrührerischen Großen wie mitten im Kriege ihre Kinder eben dahin. Man schoß, man blokirte, man eroberte auf dieser Reise durch die

Guyenne, als ob der Liguenaufruhr nicht aufgehört hätte; 1615 war der Adel mit dem Vertrage von St. Ménehould in Waffen zusammengetreten, und es war Wunders genug, daß der Hochzeitszug ziemlich unbeschädigt wieder zurück gelangte bis Tours. Aber hier schienen alle Wege verlegt, man wagte sich nicht bis Paris, und Marie entschloß sich zu dem Vertrage von Loudun, wornach die Großen Zutritt erhielten in den Regierungsrath.

Nun strömt Alles nach Paris, die Großen haben gesiegt, und Condé herrscht im Conseil. Aber hier faßt sich Marie vom Marschall d'Ancre gehalten ein Herz, sie wagt das Verwegenste und läßt Condé mitten im Louvre verhaften 1616. Er wird hinaus auf's Schloß von Vincennes gebracht, man erwartet in Rüstung, was darauf geschehen werde, und ob der Marschall Recht habe mit der Versicherung, die Zeit der Guisen sei vorüber. Er hatte Recht: Paris war flau, umsonst fuhr Condé's alte Mutter durch die Straßen, um das Volk zu erregen zur Befreiung ihres Sohnes, sie brachte nur eine Plünderung des Ancre'schen Hotels zu Wege. Die alten einigen Interessen des Volks waren geknickt, die neue Politik war den Massen noch nicht reif zu Haß oder Vorliebe. Selbst die Personen waren nicht mehr von altem

Korn, vielleicht waren ſie auch nur ſchwächer, weil nicht mehr wie einſt der feſte Meinungshalt im Rücken zu ſpüren war: Condé brach im Gefängniſſe zuſammen, beichtete, beugte ſich, verrieth ſeine Genoſſen.

Unterdeß rüſtet der Marſchall in der Normandie ein Heer für die königliche Einheit gegen den vereinigten, aufrühreriſchen Adel, und es wird ein Conſeil zuſammengeſetzt, ganz in dieſem Sinne, worin Richélieu als Miniſter des Auswärtigen erſcheint. Man erläßt Manifeſte, man proſkribirt.

Aber ein junger Mann von 16 Jahren war außer Acht gelaſſen, der im Louvrehofe Falken ſteigen läßt mit ſeinen Spielkameraden, und mit einer kleinen Kanone ſchießt zu ſeinem Vergnügen. Er war noch ſo unmündig, daß man nicht nach ihm fragte, es war Ludwig XIII., ein ſchwächlicher Knabe. Albert de Luynes, ein junger Edelmann, der das Falkeniren und alle Jagdgriffe trefflich verſtand, war ſein Liebling, und mit Hilfe deſſen wurde unter Jagdſpielerei aller politiſche Plan, alle kriegeriſche Rüſtung in einem Nu vernichtet. Der Adel wirkte auf ſeinen Genoſſen Luynes, Luynes ſchilderte dem jungen Könige dieſen fremden Abenteurer, dieſen Marſchall als den räuberiſchen Feind ſeiner Krone, der kleine König geräth in

Zorn, und ſchießt zum Zeichen davon ſeine Kanone ab, er ſagt, man ſolle Sorge tragen für ſein Königreich, und Luynes trägt Sorge. Der Marſchall war nach Paris zurückgekommen, man erwartet ihn im Louvre. Damals war die Eintrittspaſſage vom Waſſer her lang und eng, dort errichtete Vitry, welchen Luynes im Namen des Königs dazu gewonnen hatte, ſeine Angriffsmaaßregeln. Man wartete mehrere Tage vergeblich auf den Marſchall; einen Tag hatte er eine Purgation genommen nach damaliger Diätsmode, den andern Tag hatte er Händel mit ſeiner Frau gehabt, endlich Montag den 24. April kommt er zu Fuße mit ſeinem Gefolge die Seine entlang, man erkennt ihn an den wehenden Federn und der blitzenden Agraffe, die ſie zuſammenhält. Wer kommt? — Maréchal d'Ancre! — Paſſirt! — Vitry iſt auf ſeinem Poſten, und als der Marſchall weit genug heran iſt, tritt er ihm mit ſeinen Trabanten entgegen, und ſagt: Ich verhafte Sie im Namen des Königs! — Mich? ruft der Marſchall, und tritt einen Schritt rückwärts, wie um Widerſtand zu leiſten. Da ſchießen die Trabanten drei Piſtolenſchüſſe. Alle drei treffen: der eine in den Kopf, der zweite in's Herz, der dritte in den Leib. Der Marſchall ſtürzte augenblicks todt darnieder, und ein noch abgebrannter Hellebarden-

ſchuß war übrig. Einer vom Gefolge war niedergerannt, ohne verwundet zu ſein, das übrige Gefolge entwich. Man ſchleppte den todten Marſchall in den Portierſaal, man riß ihm den Diamant von der Agraffe und ſonſtige Koſtbarkeiten vom Leibe, über den ganzen Louvre, der ſich ſchließt, verbreitet ſich das Geſchrei „Vive le roi!“ Ludwig zeigt ſich mit Albert de Luynes am Fenſter, neuer Jubel bricht aus, er verbeugt ſich, und man ruft hinab: der König dankt Euch!

Als ihm Vitry die Nachricht gebracht, hatte er juſt wie Heinrich III. ausgerufen: „Jetzt bin ich König!“

Marie aber, die in ihren Louvre-Appartements es erfuhr, ſchrie auf: „poverella di mi!“ habe ſieben Jahre regiert und jetzt werde ich nichts haben als Kreuze und Kronen des Himmels —

Und ſo geſchah's. Ihre Thüren wurden beſetzt, es durfte Niemand zu ihr, gewaltſam war ihre Regentſchaft beendigt. Luynes quälte ſie ſo lange, bis ſie das that, was er beabſichtigt hatte, bis ſie bat, Paris verlaſſen zu dürfen. Er hatte ſie um keinen Preis zum Könige gelaſſen, eine vertraute Unterredung mit dem jungen Sohne konnte Alles vernichten. Doch verlangte ſie entſchieden eine Abſchieds-

audienz, ſie wurde gewährt und dem jungen Könige einſtudirt.

An einem prächtigen Maitage warteten die Maulesel und Equipagen im Louvrehofe, um diejenige in's Exil zu führen, welche bisher Frankreich beherrſcht. Sie empfing, roth, mit verweinten Augen, die Abſchiedsviſiten — die Thüren flogen auf, der junge König in weißer Seide und ſcharlachrothen Stiefeln trat ein, geführt von Albert de Luynes. Marie erhob ſich, die Thränen ſtürzten ihr über die Wange, und Taſchentuch und Fächer konnten ſie nicht verbergen. Sie ermannte ſich und führte den gefühllos drein blickenden Sohn in eine Fenſterbrüſtung. Er begann die einſtudirte Lection: daß er ihr Adieu ſagen und künftig allein regieren wolle. Damit wollte er ſich umwenden, Marie aber machte eine tiefe Verbeugung, um durch ſolche Umgangsform ſeinen ſchnellen Abgang aufzuhalten, dann ſprach ſie:

Monſieur, ich bedaure, das Reich nicht zu Ihrer Zufriedenheit regiert zu haben, ich habe wenigſtens mein Mögliches gethan, und bitte, mich immer für Ihre ergebenſte Mutter und Regentin zu halten —

Ludwig ſchwieg — ſie fuhr fort und erbat ſich zur Begleitung in's Exil einen ihrer Italiener, ihren Intendanten Barbini. —

Barbini? Das war in seiner Lection nicht vorgesehn, er schwieg. —

Monsieur, gewähren Sie mir diese Bitte, vielleicht meine lehte an Sie!

Er schwieg — wohl denn! sprach sie, machte noch eine Verbeugung und küßte ihn, den Unbeweglichen, auf beide Wangen. Er schien dessen gar nicht gewahr zu werden, wartete es nicht völlig ab, wendete sich und ging. Erstarrt richtete sie noch dieselbe Bitte an Luynes, aber der König rief im andern Zimmer „Albert! Albert!“ — und auch dieser ließ sie stehn.

Sie fiel fast ohnmächtig auf den Sessel und weinte bitterlich. Dann erhob sie sich rasch, und eilte in ihre Sänfte. Am Pont neuf, dem Werke Heinrichs IV., warf sie einen Blick auf den Marmorblock, den ihre Familie gesendet, und woraus man das Denkmal ihres Gatten meißelte — ach, auch er hatte sie, auch ihn hatte sie nicht geliebt, und doch war neben ihm bessere Zeit gewesen. — Auch dieses steinerne Bild wurde in der Revolution zerbrochen, und ein neues in Bronze hat die kurze Wiederkehr der Bourbonen-Enkel errichtet, eilig errichtet, sonst wäre auch der Gatte Mariens vielleicht noch ohne Denkmal in Paris.

Mittlerweile sah ihr der gleichgültige Sohn vom

Louvrebalkone nach, ob ihr Zug auch in richtiger Fortbewegung bliebe. Aber auch dies dauerte ihm zu lange: auf, rief er, nach Vincennes, die Falken herbei, wir wollen jagen! Und so rollte er zur Jagdluſt, während die Mutter in tiefem Schmerze zur Barrière de l'Enfer hinausgetragen wurde. Es war in Ludwig XIII. keine natürliche ſinnliche Empfindung ſtark ausgeprägt, er hat kein Weib ſtark geliebt, keinen Mann dauernd geliebt, Niemand feſt gehaßt, und dieſer Mangel feſten Menſchengrundes erzeugte in ihm das matte Weſen, was auf den erſten Anblick wie Charakterſchwäche erſcheint, und was im Grunde doch ſinnliche Schwäche war. Denn Ludwig XIII. war keineswegs ſo unbedeutend, wie der oberflächliche Anblick ihn zeigt.

Den Marſchall d'Ancre hatte man wie einen Verbrecher hinter dem Altar in St. Germain Auxerrois begraben. Man ſchlug vor, den Fremden an den Galgen zu hängen, und gab von da an Geſetze, daß kein étranger in Frankreich was beſitzen könne. Parlament und Volk zeigte ſich bei all dieſer Gelegenheit in tiefer Erniedrigung, denn keine höhere Leidenſchaft rechtfertigte die Formwidrigkeit, milderte die Grauſamkeit und Gemeinheit, die man ausübte. Frankreich, vielleicht jedes Land hat ſich dann immer am Wider-

wärtigsten geäußert, wenn eine Idee am Allgemeinsten und Heißesten ergriffen wurde, oder und noch ärger, wenn gar keine Idee des Glaubens und der Regierungsweise herrschsam existirte. Man übertreibt im sklavischen Dienste einer Idee, aber man erkennt die Grenze, über welche man hinaus getrieben, man erzwingt sich einen Maaßstab. Im anderen Falle, in der Gedankenlosigkeit, aber wird man völlig maaß- und grenzenlos, verfällt der Bestialität.

In dem Ancre'schen Prozesse bewies sich Volk und Adel roh, der Tiersparti kläglich, dessen Vertretung, das Parlament, niedrig. Man hatte ihn ermordet, und das Parlament befliß sich, den Mord zu rechtfertigen. Auf welchen Grund hin? Er habe Truppen geworben und selbst gezahlt. Dies Opfer, was er als erster Minister gebracht und was man in jedem andern Falle hoch gepriesen hätte, ward ihm zum Verbrechen gestempelt, Niemand dürfe Truppen werben — im Dienste des Königs, zur Beschützung des Königs hatte er's gethan! Nun denn, drückte man als Grund für Alles darauf: der König hat unumschränktes Recht über Leben und Tod, wenn es die Sicherheit des Staates heischt.

Dies sprach neben einem unmündigen Könige dasselbe Parlament, welches vorher und nachher die

organiſche Ausbildung einer beſchränkten Monarchie in Anſpruch nahm. Dergleichen leichtblütige Inkonſequenz hat ſo viel heftige Zuckung in die Entwickelung Frankreichs gebracht.

Das Volk ſtürzte nach der Kirche, grub den Leichnam aus, ſchleifte ihn durch Paris,, riß ihm Naſe, Bart, Haare, Schamtheile aus, hing ihn an einen Galgen auf dem Pont neuf, verbrannte ihn halb, warf in die Seine, was nicht brennen wollte, und that Alles das aus bloß kannibaliſchem Triebe. Man hatte nichts gegen ihn gehabt, da er regierte, er hatte dem Volke nichts gethan — der Adel, dem er im Wege, gab das Stichwort „étranger, der Schätze aus dem Lande ſchleppt," und das genügte.

Um den Skandal zu vollenden, machte man ſeiner Frau, der unter dem Namen Galigai bekannten Dienerin Maria's, den Prozeß als einer Zauberin und Hexe, Alles dies im Jahre 1617! Unter den jämmerlichſten Formen und Vorwänden wurde ſie, eine ſchwangere Frau, verurtheilt und enthauptet!

32.

So endigte das erſte Miniſterium. Die Ritterpartei ſchien vollkommen geſiegt zu haben, ihr leichtſinnigſter Ausdruck, der Jagdjunker de Luynes, übernahm die Zügel. Er war vom kleinen Adel; Baſſompierre, der joviale Lothringer und Verehrer du feu roi, pflegte ſpöttiſch zu ſagen: ein Haſe ſpazirt gemächlich an einem Nachmittage über die Güter ſeines Vaters. Dies ſchien unwichtig und gleichgültig, war's aber vielleicht nicht: Luynes verließ wenigſtens ſehr bald die Fahne der abſoluten Ariſtokratie. Lag dieſer Gang ſo tief nothwendig in den Verhältniſſen? Führten die Regierungsgeſchäfte, überall durch den Adel behindert, von ſelbſt darauf? Denn bekanntlich bringt oft das einfache Geſchäftshinderniß die neue Meinung, ebenſo wie der unparteiiſche Stockmeiſter nach den erſten Schlägen, die er austheilt, in Hitze und in immer ſteigende Wuth geräth. Das Geſchäft hat ſeinen eignen Wind, wie das Gewitter. Der junge Ludwig

zum Beiſpiele trieb damaliger Zeit ſeinen Jagd-Premier gewiß nicht gegen den Adel: er erwuchs im reinſten Gentilhomme-Stile, der erſt ſpäter, durch Richelieus Erfolge verwöhnt, zum abſoluten Stile neigte.

Kurz de Luynes gab auch Condé nicht frei, und de Luynes war nicht ohne Takt für das, was nöthig war. So empfand er offenbar neben Richelieu etwas von deſſen mächtiger Zukunft. Er hätte ſich ihn gern zur Seite erhalten, und ließ, da es für den Augenblick nicht wohl anging, ihn nicht aus den Augen. Richelieu hatte ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr edel benommen — die dauernde und großartige Macht erwächſt nicht auf gemeinem Boden; die kriecheriſche Klugheit mag lange Zeit glücken, aber wird das Große nie gewinnen. Das Große iſt nur für die Größe. Richelieu war d'Ancres Miniſter geweſen, und erſchien nach deſſen Tode ebenfalls in jenem Billardzimmer, wo Ludwig, auf dem Billard ſitzend, die neuen Aemter vertheilte. Luynes ſouffirte ihm, es ging äußerſt frivol her über den Gemordeten, wo noch ein Fußtritt anzubringen war, dahin trat man — Richelieu that es nicht. Er lobte den Todten nicht, aber er tadelte ihn auch nicht, er ließ ihn wie einen Schatten unbeſprochen ruhn zwiſchen ſich und dem neuen Regimente.

Die Sieger berechnen ja auch für ihre eigene Zu-

kunft, wie ſich ein Freund beim Sturze des Freundes benommen.

Luynes gab ihn der exilirten Regentin mit, um ihn gelegentlich zur Hand haben; denn die politiſchen Verhältniſſe ſahen nach großer Thätigkeit aus. Im ſüdlichen Frankreich quer hindurch von den Pyrenäen bis an die Alpen, und inmitten beider Gebirge, beſonders in den Cevennenbergen haftend, bildete ſich ein Oppoſitionsſtock, der für jeden Adelsaufruhr immer bereit war, und Gefahren in ſich barg, die weit über den Adelsaufruhr hinaus gingen. Das Hugenotenthum nämlich wurde von Tage zu Tage politiſch gefährlicher; das kirchliche Moment ganz bei Seite, Europa war, mit Ausnahme Spaniens, ringsum in proteſtirender Welt furchtbar gewachſen, und alle Proteſtation war überall mehr oder minder gegen die monarchiſche Regierung gerichtet. Dieſer ſüdliche Hugenotenſtrich reichte von La Rochelle am Meere von Berg zu Berg, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt die Hand hinüber nach Genf; von Genf bis nach dem Haag konnte man zu Lande von einer proteſtantiſchen Gemeinde zur andern reiſen; die Niederlande waren bereits eine furchtbare Republik geworden, hatten ſich im Blute Barnefeldt's alles zerſplitternden Demokratenthums entledigt, reichten in einer Nacht hinüber

nach England, wo die Oppoſition gegen katholiſche Monarchie ſich knurrend wie ein Löwe erhob; in Deutſchland brach der furchtbare Religionskrieg aus, Mansfeld ritt bis über Metz herein, das Nanteſer Edikt hatte das Hugenotenthum im Süden zu einer geſchloſſenen legalen Macht erhoben, der Adel war eben jetzt in ſeinen Hauptvertretern proteſtantiſch. Bouillon im Norden, die Tremouille's im Saintonge, die de la Force im Guienne, die bretoniſchen Rohan im oberen Languedoc, die Chatillon im niederen bis an den Rhone, Lesdiguières drüben im Dauphiné.

Dies Alles ſah damals innerlich eben ſo entſchieden nach allgemein werdender Republik aus, wie im Jahre 1790, wie im Jahre 1830. Ein Mann, der damals in dieſen Gegenden ſtill lebte, ſah dies vielleicht ganz genau. Dies war Richelieu, und er richtete ſpäter einen Angriff auf Leben und Tod gegen den hugenotiſchen Süden. Die offen republikaniſchen Pläne jener Zeit, welche Hand in Hand gingen mit dem Proteſtantismus, liegen jetzt deutlich zu Tage, und wenn man dies proteſtantiſche Bild der Republik im Sinne behält, und die klaſſiſchen Literaturideale des nun entſtehenden akademiſchen Frankreich, die Römer-Bilder Corneilles dazu rechnet, ſo erhält man bereits ein deutliches Profil eines franzöſiſchen Repu-

blikaners von Anno 1790. Der Religionspunkt mag verloren scheinen in Frankreichs organischer Entwickelung, er schoß an den politischen, und erschien als politischer Glaube, der so viel Fanatismus in sich beherbergte, wie nur irgend ein Religionsglaube. — Die Pläne einer Föderativ-Republik waren damals bereits so weit gediehen, daß man alle Grenzen und Herrschaften bestimmt hatte: Bouillon erhielt den Kreis der Normandie bis an die Touraine, Soubise die Bretagne und Poitou, Tremouille erhielt Angoumois und Saintonge, die de la Force erhielten Nieder Guienne und Béarn, Rohan erhielt die obere Guienne und das obere Languedoc, Chatillon erhielt den Strich quer durch bis an den Rhone, nämlich Nieder-Languedoc, die Cevennen, Gévaudan und Vivarais; Lesdiguières endlich erhielt die drei prachtvollen Provinzen Provence, Dauphiné und Bourgogne.

De Luynes war nicht verblendet über die Gefahr, wenn er auch nicht ein so klares Bewußtsein darüber hatte wie sein Nachfolger Richelieu, wenn es ihm auch nicht wie diesem darum zu thun war, Alles in diesem südlichen Lande, Alles bis auf den letzten Stein zu zerschmettern. Er fing es geschickt an, die Föderativherren zu spalten, und wirklich gewann er den wichtigsten, er gewann Lesdiguières mit dem Mar-

ſchallsſtabe, mit dem Connetableſchwerte, mit Geld und Gütern.

Aber der nachdrückliche Krieg wurde durch Maria's Umtriebe noch verzögert. Sie ſaß ſo gut wie gefangen auf dem uns wohlbekannten ſchwarzen Schloſſe von Blois; nach der nördlichen, nach der bergigen Seite gingen ihre Zimmer, dieſelben, welche Heinrich III. bewohnt hatte. Aecht diplomatiſch ſchrieb ſie nur die reſpektvollſten Briefe an ihren Sohn nach Paris- oder St. Germain, aber ſie ſchrieb an alle Welt, und ſetzte Alles in Bewegung. Richelieu, zuerſt neben ihr, konnte oder wollte das nicht verhindern, und wurde nach Luçon auf ſein Bisthum relegirt, da man in Paris dieſe Umtriebe genau kannte. Er hatte nicht viel dagegen, eine Zeitlang unbeſchäftigt zu ſein, er ſtudirte, er ſchrieb gegen die Ketzer, vielleicht um *eine* Seite der Welt ganz zu haben. Wie wenig er ſpäter in auswärtiger Politik darauf Rückſicht nimmt, perſönlich iſt er ein ſtrenger, ein gläubiger Katholik geblieben bis zum letzten Lebenshauche. Seine damaligen Brochüren ſchickte er dem Könige, ohne ſonſt was zu verlangen. Er wollte nur zeigen, daß er in befliſſener Thätigkeit bleibe. Ich ſchreibe dies, ſagt er dem Könige, für die königliche Einheit.

Unterdeß war der Adel de Luynes' Abfall inne

geworden, Condé wurde nicht frei, die Großen ſtanden wieder auf, den kleinen eisgrauen Epernon an der Spitze. Marie wandte ſich ſogleich an ihn, und er war damit ſehr zufrieden, ſolch eine Perſon, ſolch Intereſſe, ſolche Fahne mehr war dem Aufſtande ſehr erwünſcht. Aber Maria mußte frei, mußte in ſeinen Händen ſein. Angoulème, ſeine Provinz, war nahe bei Blois, von Angoulème konnte mit der Regentin operirt werden. Aber wie die ſchwere, ſtarke Frau aus dem Bleſiſchen Schloſſe bringen?

Ein Graf Brennes unternimmt's mit zwei Männern. Dergleichen Treiben, was nach allen Richtungen kreuzt, was Intrigue und Abenteuer bringt, was als Oppoſition in neuer, unerwarteter Richtung kreuzt, das iſt franzöſiſch Leben auch heute noch. Während wir, dem Zeitintereſſe einſeitig nachhängend, für keine Nebenſache Sinn haben, wenigſtens nicht für eine Nebenhandlung, iſt der Franzoſe für alle letztere bereit, ſolche Handlung reizt ihn wie eine neue Wendung des Raiſonnements, und das übrige Franzoſenthum ſorgt dafür, jeden ſolchen Nebenakt in logiſchen Rapport mit dem großen Zeitintereſſe zu bringen.

Um Mitternacht den 22. Februar 1619 erſchienen dieſe drei Männer am linken Loireufer mit einer Karoſſe von vier Maulthieren gezogen. Die Nacht war finſter,

der Wind war laut, die Loire ſchleifte Eisſchollen. Sie gingen über die Brücke, die Stadt hinauf, an die hintere, die nördliche Seite des Schloſſes, und gaben das Zeichen. Dort war über der ein Stock hohen Plateform ein unvergittert Fenſter. Sie hatten zwei Leitern; auf der einen ſtiegen ſie bis auf die Plateform, die andere legten ſie nun an, und ſie reichte bis an das Fenſter, wo Maria erſchien. Aber Maria war furchtſam. — Sind Sie's, Brennes? — Ja, kommen Sie raſch, Majeſtät! — Mein Gott, ich wag es nicht. — Endlich wagt ſie's, die Leiter knackt unter ihr, halbtodt vor Angſt kommt ſie auf der Plateform an. Um keinen Preis will ſie ſich einer neuen Leiter anvertraun — „ſie wackelt, ſie knackt, ſie wird brechen." Aber Majeſtät, wir können doch nicht hier oben bleiben, halbfrei, halbgefangen. — „Um keinen Preis." — Die beiden Männer wickeln ſie dann in einen Mantel und bringen ſie ſo hinunter. Nun geht's ohne Licht hinab bis an die Loire. Auf der Brücke am Arme Brennes' begegnen ihr ein paar Soldaten — ſie treten ſchäkernd heran, und ſagen: „Oh, das iſt zu viel, ein Liebchen für drei." —

Die Kerle halten mich wol für eine Griſette — ſtill, ſtill! — Sie kommen hinüber, aber der Wagen fehlt. Marie iſt in Verzweiflung — man ſucht in

der ſtockfinſtern Nacht, man wagt nicht zu rufen — endlich findet man ihn doch, er iſt nur auf die Seite gefahren, um Niemand aufzufallen, fort geht's nach Angoulême.

Louis ſpielte eben zu St. Getmain in einem Zauberſpiele nach Taſſo den Gottfried von Bouillon, als die Nachricht ankam — nun beginnt eine Correſpondenz, die ein wahres Muſter iſt für Diplomatie: beide Theile ſind ſüß und zärtlich, die Rebellin und der rebelliſche Sohn, ſie will nicht die geringſte Macht, nur die Liebe des Sohnes, er ſchreibt nie anders an ſie, denn als an eine Königin, die vom Adel entführt und gefangen iſt. Dabei erläßt ſie ein Manifeſt, was alle Unzufriedenen um ſie ſammeln muß. Dabei hat de Luynes den furchtbaren Hugenotenſüden auf der Schulter, es iſt kein Ende abzuſehn, da nicht abzuſehn iſt, wo man anfangen ſoll. Rufen wir Richelieu, ſpringt er auf, um dies heilloſe Zwiſchenſpiel auszugleichen. Dieſer war von Luçon in die alte Pabſt-Reſidenz nach Avignon gegangen, dort war er auf der Mitte Wegs zwiſchen Rom und St. Germain und korreſpondirte hierhin und dahin, erwartend, ob ſich nach weltlicher oder geiſtlicher Seite hin der verheißungsreichſte Weg öffnen würde. Er war damals 34 Jahre alt und das Geklatſch fehlt denn natürlich nicht, er

ſei auch als Liebhaber der Maria nicht fremd geweſen. Sichere Zeugniſſe fehlen, und die Verhältniſſe entwickeln ſich zwiſchen den Perſonen deutlich genug auch ohne Kenntniß ſolchen Details. Er ging eilig nach Angoulême, und entwirft einen Vertrag, der in richtiger Diplomatie Schritt für Schritt gehend zunächſt nur Billiges, Privatbeſitz und perſönliche Freiheit für des Königs Mutter heiſchte. Die Folge war eine Zuſammenkunft zwiſchen Sohn und Mutter: in einem Dorfe unweit Tours begegneten und umarmten ſie ſich. „Mein Herr Sohn, was ſeid Ihr gewachſen," ruft ſie aus. Ich hoffe, Madame, entgegend lachend der Sohn, zu Euren Dienſten. Man führte ſich nach Tours, man feierte ſich, man trennte ſich diplomatiſchen Ganges, halb verrichteter Sache.

Marie ging auf ihre Domainen, und nahm Angers, die Hauptſtadt des flachen Anjou, nicht weit vom Brückenkopfe Cé an der Loire zu ihrem Sitze. Hier konnte ſie der Oppoſition im Süden wie im Norden die Hand reichen. Sie ruhte denn auch nicht, und der Adel ſtand wieder auf. De Luynes fühlte, daß dies kräftig zu Ende gebracht ſein müſſe, um die gefährlichere Oppoſition des Südens vollſtändig angreifen zu können. Der junge König rückte ſelbſt in's Feld. Er hatte militairiſchen Sinn, beſonders für den Ar-

tillerieſeuer, und war von kaltblütigem Muthe. Der Feldzug richtet ſich nach der Normandie, iſt ſiegreich, und dehnt ſich bald nach Anjou hinab, in Maria's nächſten Bereich, ja der König nimmt ſelbſt den Brückenkopf von Cé, und es hat Noth, daß Richelieu an der Brücke erſcheint, um für ſeine Klientin neu zu unterhandeln. Man wollte das um jeden Preis abmachen, denn es war Wichtigeres zu thun, und Richelieu erlangte in einem geheimen Artikel, daß Maria wohnen könne, wo es ihr beliebe, auch am Hofe zu St. Germain.

In ſelbigem Jahre — 1620 — konſtituirt ſich der Süden ganz formell in einer großen Verſammlung zu La Rochelle, Rohan-Soubiſe tritt an die Spitze; de Luynes betreibt dagegen das Unternehmen ganz wie einen Religionskrieg, der Klerus ſteuert eine Million dazu, und mit ungewöhnlichem Nachdrucke rückt das königliche Heer durch Poitou hinauf in's Hugenotenland. Wie hartnäckig ſich Rohan wehrt, Ludwig nimmt eine Stadt nach der andern, der Aufruhr wird erdrückt.

In dieſem Kriege wird de Luynes plötzlich krank und ſtirbt. Der Junker-Miniſter vom Pont St. Eſprit am Rhone ſchloß monarchiſch, centraliſirend, wie d'Ancre begonnen, und wie der König-Miniſter Richelieu fortſetzte und vollendete.

Es iſt ein ganz eigenthümlich Land in Frankreich, dies narbonniſche Gallien der Römer von der Garonne bis an den Rhone, von den Cevennen herab bis an's Mittel-Meer, wogegen de Luynes dieſen Krieg begann, und was Richelieu bald ſchonungslos zuſammenwirft. Toulouſe ausgenommen am weſtlichen Eingange des Languedoc war dieſe große Provinz vorherrſchend hugenotiſch, und die kleinen Länder im Norden, welche von Weſt nach Oſt bis zum Rhone daran ſtoßen, das Quercy mit dem feſten Montauban, das Albigenſer Ländchen, die Rouerge mit Rhodez, das Gevaudan mit Mende, das Vivarais, was bis an den Rhone reicht bei Viviers und beim Pont St. Esprit, ſie waren gleichen Sinnes, und bildeten dem Süden einen feſten Hinterhalt. Zwiſchen ihnen und dem eigentlich ſüdlichen Languedoc ziehen die Cevennen hin, welche den Kriegskern dieſes Glaubens bargen, die armen, wetterdürren Landleute, dieſe braunen, unermüdlichen Kamiſards. Nördlich geht das Gebirg in Hochebenen von großer, wüſter Ausdehnung — die von Larſac enthält 30 Lieues im Quadrate, da hinüber in die Schluchten des Gevaudan gab es noch keine Heerſtraßen, da waren viel ſteinerne Schlöſſer zu brechen, eh' eine Pariſer Regierung in Wahrheit befehlen könnte.

Noch heute treten Einem die Gebirgsbewohner der Cevennen überraschend entgegen, und mir haben sie alsbald den Gedanken erregt, daß sie vom römisch gefärbten Südfranzosen wesentlich verschieden seien, daß sie vielleicht von einem westgothischen Ueberreste stammen möchten. Mehrere Jahrhunderte wohnten bekanntlich hier die Westgothen, als Rom zur Grube neigte, und dehnten ein großes Reich über die Pyrenäen hinüber nach Arragon und Catalonien, ein Zusammenhang, der in Sprache und Sitte bis in die neusten Jahrhunderte sichtbar geblieben ist. Vor dem eindringenden Araber sind sie gewiß zahlreich im Gebirge zurückgeblieben, ein Reitervolk dringt nicht so nachdrücklich in die Berge. Die großen nervigen Leute, das blonde Haar, was sonderbar abfällt vom tief gebräunten Antlitze, gemahnen so lebhaft an's Gothische, wenn man sie herabkommen sieht nach Toulouse, nach Montpellier, nach Nismes unter die kleineren, dunkelhaarigen Languedociens. Die Hartnäckigkeit gemahnt ebenfalls daran, womit sie von den Albigenserkriegen an ein religioses Moment verfochten, und theilweise, trotz des mächtigsten Despotismus, bis jetzt bewahrt haben. Denn auch nach Richelieu und Louis XIV. findet man hier, und findet man heute noch den Protestantismus.

Toulouse, was ſich immer feindlich dagegen verhielt, Toulouse, was einſt von achtzig Kirchen ſeinen katholiſchen Stolz hinüberläutete gen Montauban und Albi, es entſprach nicht der Vorſtellung, die ich mir davon gemacht. So ſchwarz und ehrwürdig hatte ich mir die Stadt vorgeſtellt, die älter als Rom ſein will, die ſich Rome de la Garonne nannte, die mit ihren Troubadours, ihren Minneſpielen, ihren Prälaten ſo geprahlt! Derartig erſcheint ſie nicht. Ohne beſondere Würde, ohne beſonderen Reiz liegt ſie in einem ſeichten Becken, das ringsum mäßige Höhen beherrſchen — ſie waren das Schlachtfeld zwiſchen Soult und Wellington — die Feſtungswerke, wodurch der Eintritt düſtrer geweſen ſein mag, ſind geſchleift, man rollt durch eine ganz heitere Vorſtadt, durch eine röthliche Bogenpforte auf die Garonnebrücke und in die Stadt. Alle Gebäude ſind von rothen Ziegelſteinen und ſie geben ganz Toulouſe die Färbung — die grauen Quaderſteine der alten Welt ſind nicht da, man iſt enttäuſcht und hat doch keinen beſonders vernünftigen Grund für dieſes Enttäuſchtſein. Aber auch die Hauptgebäude, die Kirchen, das Capitol heben den Eindruck nicht. Dies mauriſche Etwas in der katholiſchen Kirche, dies Stumpfe und Breite des Raums im Gegenſatze zu dem Langen und Schlanken

des Gothischen hatte ich in den spanischen Grenzstädten schon oft und noch ausdrucksvoller gesehn als hier in Toulouse, das ganz merkwürdige Capitol, das Stadthaus von Toulouse ist vielleicht nicht hoch genug für die Ansprüche, welche seine vielen Theile und seine Façade machen, die Straßen sind krumm, die Plätze sind neu und noch nicht fertig, kurz das Ganze macht den Effekt einer bemerkenswerthen Provinzstadt, aber nicht eines uralten Toulouse. Eigenthümlich bleibt dem Reisenden die dunkelrothe Färbung im Sinne.

Hier bei Toulouse beginnt der berühmte Canal du Midi von Riquet, der das atlantische und Mittelmeer verbindet. Leider ist die Garonne nicht immer tief genug, um dies großartige Unternehmen auch in großer Art ergiebig zu machen, und man sinnt bereits auf neue Hilfsmittel. In den Herbstmonaten bleibt er leer, um gesäubert zu werden, und so fuhren wir stundenlang an diesem gemauerten Bette hin statt auf seinem Postschiffe hinabzugleiten nach dem Meere. Die Wasserverbindungen kosten Frankreich ein furchtbares Geld, denn auch die Küste des Lyoner Golf ist von der Natur durchaus nicht begünstigt, Sümpfe und Teicheinbrüche des Meeres haben nur wenig brauchbare Häfen bis Marseille und Toulon hinüber gestattet. Schon die Römer haben dagegen gearbeitet.

Toulouse hat Gemüse- und Getraideland, weder schöner Wein noch schöne Früchte sind da zu suchen, immer tiefer hinab nach dem Süden trachtet man darnach, und findet doch Wenig davon im eigentlichen Languedoc. Wie heiß diese Provinz sei, sie hat sich vielleicht nicht genügend bemüht um edle Traube und edlen Fruchtkern, es sind nur einige Weine auszuzeichnen, wie der von Frontignan unterhalb Montpellier, die Mehrzahl ist heiß, aber roh. Die Masse indessen ist für den Norddeutschen erschreckend. Wer die Weinöde Rheinbaierns kennt von Neustadt bis Dürkheim, der erstaunt freilich weniger, denn auch da sieht der Blick wie über Getraidefelder Stunden lang nur über Weinfelder, über die Wachenheimer, Forster, Deidesheimer Kellerfelder. Stunden lang; dann sieht man aber doch, daß es eine Ausnahme des Bodens war, das untergeordnete Feld tritt wieder in seine Rechte. Wie oft dagegen in Frankreich sieht man Tage, Tage lang nichts als Weinstock, nichts als Weinstock, Provinzenweise keinen Fußbreit Getraideackers — was essen die Leute, wenn man den Wein nicht kauft? fragt erstaunt der Deutsche, dem auch die Maisfelder noch eine unbekannte Erscheinung sind, der nicht begreift, wie ein Boden zu edel sein könne für die Kartoffel.

Die Maislinie durchschneidet Frankreich von der Gironde-Mündung nach Nancy hinüber, während der Wein bis zu einer nördlichen Linie gedeiht von der Loire-Mündung über Mezières an den Rhein. In den Thalfeldern nach Narbonne hinab hat mich die Gemeinheit des Weins am Meisten überrascht. Der Weg von Toulouse hatte uns wieder gegen die Pyrenäen hin geführt; als ich des Nachts erwachte, hielten wir — ja, ich bin eine Viertelstunde herumgetappt, eh' ich wußte, ob das Natur oder Kunst, Gegend oder Stadt sei, was uns umgab. Der erste Eindruck war der: Du bist in einer großen Höhle. Pferde, Maulthiere, Esel, Wagen, Alles das stand und lag in Massen herum; ich ging vorwärts, ich ging rückwärts, so weit das Laternenlicht um unsern Wagen reichte, der hohe, steinern eingefaßte Raum war endlos — es war einer jener kolossalen Pferdeställe dieser Gegenden, wo das große Gestein wohlfeil. Diese Ställe erinnern an die Beschreibung großer Karavanserein im Oriente, die zahlreichsten Karavanen haben darin Platz, und hier geben sich darin die großen Diligence-Wagen und alle Kärrnerei des Landes ihr Rendezvous. Es war in Carcassonne, einer uralten Tectosagen-Stadt, durch deren breitschattige Promenaden, an brüselnden Springbrunnen, am stol-

zum Aquadukte vorüber wir im Mondſcheine hinabrollten in die Weinfelder von Narbonne. Ein vereinzelter Steingebirgsarm, „das ſchwarze Gebirg", rothblau in der heißen Sonne, lief um die Mittagszeit zu unſerer Linken hin, vor uns war der Horizont trotz aller Mittagsklarheit nebelig — dort dampfte das Mittelmeer. „Wem beliebt?" rief der Kondukteur, der Wagen hielt, und zehn bis zwölf Paſſagiere gingen links und rechts in's Weinfeld und ſchnitten ſich die Hüte und Schürzen voll blauer Trauben — die Gottesgabe iſt dort ſo reichlich und wohlfeil, daß nicht der Beſitzer noch ſonſt Jemand ein ſolches Attentat beachtet, noch weniger ein Aergerniß daran nimmt.

Hier in der Abdachung Languedoc's von Narbonne bis Nismes iſt man im heißen, trocknen Languedoc, in einem ganz eigenen Theile des ſüdlichſten Frankreich. Jenſeits des Rhone, wo die Provence beginnt, iſt ein ganz anderer Süden, ein baumreicherer, ein friſcherer Süden. Die alte Eintheilung Frankreichs in die Langue d'Oc, die an der Gironde begann, und die Langue d'Oil im Norden, ſie iſt allerdings völlig vergeſſen, aber die Sprache vom Oc exiſtirt noch, und man tadelt hier im Süden mit Recht, daß die verwandten Accente von der Guienne bis an die Spitzen der Provence verſchiedene Patois genannt ſein ſollen.

Sie ſind nicht platt-franzöſiſch, ſie ſind viel älter, als das Franzöſiſche und vollkommen unabhängig davon, eine wohlklingende romaniſche Sprache, durch alle Dichter geweiht, und zu lebhaftem Intereſſe dieſer Provinzen von neuen Dichtern immer aufgefriſcht und lebendig erhalten. Wie ſtolz ſangen die Leute ihre modernen Chanſon's, die mir durchaus ſpaniſch waren. Hier iſt eine Probe aus dem Patois von Quercy, aus der Gegend von Montauban, ſie lautet franzöſiſch:

Voila déja tant d'années, que je Vous sers, et je ne Vous ai jamais désobéi en rien de ce que Vous m'avez commandé; et cependant Vous ne m'avez jamais donné un chevreau, pour me réjouir avec mes amis —

Sie lautet in der Landesſprache:

Aqui tan d'annados, que io bous serbi, me soui toujours counsourmat a bostris ordres, et jamaï nou m'abes doumat un guiti crabic per lou manteja ambe mous amitchs —

Man denke übrigens nicht an ſogenannte Naturdichter Frankreichs, wie den Bäckermeiſter Réboul in Nismes, den die Pariſer Kritik ſo gefeiert. Dies iſt das Talent eines Handwerkers hochfranzöſiſch und hochbeinig abgefaßt, das in aller Terminologie hochfranzöſiſcher Kultur rhetoriſch herumgreift, und ſol-

dergestalt nichts vom Reize französischer Klassik hat, und nichts vom Reize einer eigenthümlichen Provinzpoesie. Solche Bäckermeister wollte Richelieu haben, dahin ging sein großer Gedanke einer französischen Akademie, über den wir oft unkundig gespottet. Er wußte, daß diese Landessprachen Landesmächte bildeten, in den südlichen Kriegen dahier, bei seinem langen Aufenthalte in Narbonne, erkannte er dies tief und genau, er wußte, daß in Frankreich nicht blos so und so viel Patois, sondern verschiedene Sprachen geredet würden, die Akademie war eins seiner größten Centralisations-Mittel. Was wir dem Genius unsres Luther und unsrer Dichter überließen, das erzwang man in Frankreich durch Verwaltungsmittel, und kam solcherweise überall darauf hinaus, für etwas poetische Verarmung politische Macht einzutauschen. Wie schwer, wie nothwendig für Frankreichs Einheit dies gewesen, kann man noch heute aus französischer Statistik ersehn, gar oft, besonders über den Süden heißt es: in dieser Gegend spricht man jetzt fast überall französisch, wenigstens versteht man es.

Diese alten Römerstädte, wie Narbonne, Beziers, bieten jetzt wenig Interesse, sie liegen noch wie damals an die zwölftausend Schritte vom Meere, wie der Römer beschreibt, man sieht das Meer nicht, und

geht man hinaus bis an den Strand, ſo ſieht man's auch noch nicht. Es iſt durch Untiefen, Landſpitzen, Teiche, Dünen dergeſtalt verſplittert, daß es nicht mehr wie Meer erſcheint. Der berühmte Narbonnenſiſche Handel der Römerzeit hat ſich ganz nach Marſeille geworfen, und nur das Städtchen Cette unterhalb Montpellier, was ſich auf eine äußerſte Landzunge hinaus gewagt hat, rafft ſeit einiger Zeit auch für dieſe Küſte etwas von der verlorenen Handelsbedeutung zuſammen.

Staubig und unordentlich erſcheint Narbonne und Beziers dem Reiſenden, ſteinig und verbrannt der Küſtenweg nach Montpellier, und wie bildet ſich das Alles großartig zuſammen auf der Place du Peyrou in Montpellier. Als ob man vorher nur Farbenſkizzen des Languedoc geſehn, und jetzt erſt das Gemälde erblicke. Dieſer Zauberplatz des Süden, der allein ſo viel Fremde lockt, von dem man eine römiſche campagna zu ſehen glaubt, er liegt breit und weit auf dem höchſten Punkte der Stadt. Ein moderner Aquadukt, ſchön und großartig wie ein antiker, führt ihm von der Cevennenabdachung her das theure Waſſer zu, ſchattige Bäume, Tempel und Bogen laſſen aus lieblicher Kühle hinausſehn in das ſonnenglühende Land ringsum bis an das Meer. Dieſer prächtige Platz und die Tourmagne auf der Parkhöhe von

Nismes geben dem Fremden das Andenken an das kahle, steinige, tief gefärbte, tief südliche Nieder-Languedoc. Montpellier rühmt sich, von seinem Platze Peyrou die Alpen, die Cevennen, die Pyrenäen und das Meer in einem Umblicke zu sehn. — Unter den Pyrenäen ist denn der Vorposten derselben, der Canigou zu verstehn.

Es führt jetzt eine Eisenbahn nach Cette hinaus, und es ist gar interessant, mit dieser dämonischen Kraft geradeaus in's Meer hineingeschleudert zu werden. Denn der Weg führt zum Theil schmale Landzungen entlang, an dreimastigen Schiffen vorüber, wie unmittelbar in's Meer hinein.

Plinius sagte, im Narbonnensischen Gallien sei es ebenso wie in Italien, und als Augustus, aus dem Cantabrer-Kriege kehrend, zum ersten Male nach Nemausus — Nismes — kam, meinte er nach Rom zu kommen: da war die Lage auf sieben Hügeln, da war die gleiche Entfernung vom Meere, nur die Tiber fehlte zu noch größerem Leidwesen der Nismer. Der Wasser-Mangel ist die von Jahrhunderten her wunde Stelle der Stadt. Da nun Nismes von August begünstigt, und August in Nismes vergöttert war, so wählte Agrippa, ein Schwiegersohn des Kaisers, eben Nismes zum Endpunkte eines kolossalen

Römerbaues, einer Waſſerleitung, die ſieben Lieues durchlief. Der Pont du Gard iſt heutiges Tages das letzte Zeugniß davon, für mich die intereſſanteſte Antike, welche Frankreich beſitzt. Nismes hat bekanntlich trotz aller Zerſtörung, die es erlebt, noch viele Alterthümer, darunter einen zerbrochenen Dianentempel, ein Amphitheater — les arènes nennen ſie es ſtets —, was nur vom Veroneſiſchen übertroffen ſein ſoll, von dieſem jedoch weit übertroffen wird an Größe und Schönheit, und die berühmte Maiſon carrée, das Tempelvorbild der Madeleine in Paris, ein rechtwinkliges Parallelogramm, ringsum außen bis zum niedrigen, ſchiefen Giebeldache von Säulen getragen, die in Korinthiſcher Form und alle wie Kunſtwerke gearbeitet ſind. Es iſt jener ſchweigſam reiche Stil feinen Geſchmacks, der nicht prahlt, und der uns bei näherem Zuſehn eine reiche Empfindung bringt. Athen und Rom haben wol noch freiere, genialere Formen hinterlaſſen, aber die Form der Maiſon carrée iſt doch von edler Schönheit. So ganz ein Gegenſtück zu dem Volksſchlage, den man bei kurzem Aufenthalte in Nismes kennen lernt. Er iſt ſo grob und widerwärtig, wie man ihn durch ganz Frankreich nicht wieder findet; er zeigt lauter têtes carrées, wie die Franzoſen ſagen, mit roher, aber energiſcher Phyſiogno-

mie. Hier haben die Karliſten noch einen wirklichen Halt, und nicht blos in dieſer rohen Klaſſe: was ich vom gebildeteren Stande im Nieder-Languedoc und in der ſüdlichen Provence kennen gelernt, das hielt zum Karlismus; hier muß der junge Heinrich landen, hier muß er aber auch bleiben. Wunderlich, wie die Sympathieen eines Landſtrichs ſich entwickeln! Juſt die Bourbons, der dreizehnte und vierzehnte Ludwig, haben das Seelenleben des Languedoc gewaltſam, ſchonungslos zerbrochen, und die Familie der Bourbons findet im 19. Jahrhunderte hier ihre letzten und einzigen Anhänger. Napoleon war hier ohne Weiteres verhaßt, man hört jetzt noch die roheſten Ausdrücke gegen ihn, und wer erinnert ſich nicht der rohen Wuthausdrücke im Beginn der Reſtauration! Dieſe ſogenannten weißen Jakobiner hatten zu Nismes ihren Hauptſitz, ihre Hauptquelle.

Der Kutſcher, welcher mich aus den ſtaubigen, für das ſüdliche Klima zu breiten Straßen hinausfuhr nach dem einige Stunden entfernten Pont du Gard, war vom ſtärkſten Nismer Gepräge. Es iſt gar überraſchend, von dieſer Menſchenklaſſe den Kaiſer geſchmäht zu hören, ja grimmig gehaßt zu ſehn, in Frankreich, und nicht um republikaniſcher Vorliebe halber!

Da iſt hinter den kleinen, weidengrauen Oelbäu-

men, die immer traurig und ſtaubig ausſehn, ein Wirthshaus mit einigen Häuſern, das von jenes erſten Kaiſers Schwiegerſohne, von Agrippa lebt. Hier verläßt man nämlich die Heerſtraße nach der Provence, und erwählt diejenige, welche links nach dem Pont St. Esprit, nach de Luynes' Heimath und nach dem Vivarais, nach Lyon hinauf führt. Ein halbes Stündchen hinter der Biegung erſcheint im einſamen Thale der Pont du Gard. Dreimal wölben ſich die Bogen übereinander, und laſſen durch ſich hinaufſehn in ein todtenſtilles, wüſtes Thal des Gardon. Die heiße Nachmittagsſonne lag auf der lautloſen Gegend, das kleine Flüßchen ſuchte umſonſt nach Schatten, und hinab nach Süden öffnete ſich weit der Blick in ein baumloſes, aber höchſt maleriſches Bild von Languedoc. Ein Städtchen Caſtiglione bildet da auf einer Höhe den Hintergrund, und zeichnet ſich ab, wie jeder Ort dieſes Landes, in der klaren Luft gleich einem ſteinernem Schloſſe mit ſeinen Steinhäuſern und ſeinem breiten Thurme.

Dieſer ſogenannte Pont iſt der Hauptreſt jener Waſſerleitung, welche die barbariſchen Kriege vernichtet haben. Sogar an dieſem Reſte ließ Rohan, der Hugenotenführer, noch abſchlagen zu bequemerem Uebergange ſeiner Kanonen. Die Stände von Langue-

doc haben dies geſchickt wieder herſtellen laſſen, und die Brücke, welche man im vorigen Jahrhunderte an die untere Bogenreihe angefügt, um die Heerſtraße an dieſer prachtvollen Ruine hinzuleiten, iſt ſo paſſend und unſcheinbar angeſetzt, daß ſie in keiner Weiſe ſtört. Von unten, wo ſich die Gard-Schlucht nach Süden öffnet, und wo der Anblick des Monumentes am Schönſten, wird man gar nicht inne, daß eine wirkliche Brücke die Steinmaſſen entlang führt. Sie iſt unten auf der erſten Bogenreihe, die unmittelbar über dem Fluſſe nur fünf Bogen zählt. Darüber erheben ſich, um die breiter werdende Schlucht auszufüllen, elf Bogen, und auf dieſen laufen fünf und dreißig von einer Schluchthöhe zur andern. Dieſe waren die eigentliche Waſſerleitung; ein und fünfzig Bogen alſo zeichnen ſich ab in der klaren Luft, und laſſen hinten auf geſchloſſene Bergtrümmer ſehn. Noch oben auf der dritten Etage iſt das Werk ſo breit, daß der Fußgänger darüber ſchreitet, und der Kamiſard raſch den Gard paſſirte, um den franzöſiſchen Soldaten zu entgehn. Gardon iſt in den Cevennen die Benennung für jeden Fluß, wie Gave in den Pyrenäen.

Oben auf dem Pont du Gard ſitzend, in der auch vogelloſen Einſamkeit und Stille, hinausſehend aus der Schlucht in dieſen dunkel gefärbten, ſterilen Strich

von Languedoc kann man römischer Größe und Ruhe, römischen Kriegen nachsinnen, von denen in aller Zone noch die Heerstraße und das Steinwerk Zeugniß hinterlassen hat nach beinahe zweitausend Jahren, die Via Domitia durch's Languedoc und drüben im heißen Afrika noch mancher Weg, den jetzt der Franzose nicht zu betreten, viel weniger zu besetzen wagt.

Nach der Grenze des Languedoc, nach dem Rhone hin führt die Straße über ein steiniges Hochland, Stunden lang wartet man, bis auf einmal das Plateau nach Südosten abschießt, und die baumreiche Provence sichtbar wird, wie Kanaan den Israeliten, als sie Moses auf den Berg geführt. Zunächst unten glänzt der Rhone dahin; da harrt das zierlich ummauerte Avignon mit der päbstlichen Residenz auf seinem Berge. Links davon tritt ein großer Alpenberg mitten in's Land, und zeigt dem heißen, dunklen Lande schimmernden Schnee; rechts davon blitzt ein viel geschlängelter Wasserspiegel durch die Baumebene, das ist die Durance, und tiefer hinab schließen blaue Meergebirge die Aussicht. Das päbstliche Comtat Venaissin mit der Residenz Avignon, die vorzugsweis provincia genannte Landschaft liegt zu Füßen, und sondert sich scharf vom dürreren Languedoc.

33.

Im Perigord, dem nördlichſten Theile der Guienne, lebte ein wenig begüterter Edelmann, Franzois du Pleſſis, Seigneur de Richelieu; dem wurde am 5. September 1585 ein dritter Sohn geboren. Er nannte ihn Herman, oder wie der Franzoſe ſagt und ſchreibt, Armand, und beſtimmte ihn zum Kriegsdienſte. Denn ſo war die Ordnung der Zeit: der Aelteſte erhielt das Erbe, der Zweite ward der Kirche gewidmet, und machte die Karriere der Pfründen, dem Dritten und den Folgenden fiel die kriegeriſche Glücksritterſchaft anheim. Armand Richelieu ließ ſich ganz heiter dazu an, als plötzlich ſein Bruder den geiſtlichen Stand als Stand eines Amtes aufgiebt und von der Carrière zur wirklichen Frömmigkeit abgeht: er tritt in eine Karthauſe — chartreuse.

Nun mußte Armand die Anwartſchaft des Hauſes auf ein Bisthum verfolgen. Er geht raſch an's Studium, iſt mit 20 Jahren Doktor, läuft nach

Rom, erhält Altersdispens vom Pabſte, und wird, erſt 22 Jahre alt, dort 1607 zum Biſchofe geweiht. Er war von vornherein ſehr katholiſch; ein Inſtinkt für große Macht war in ihm, er hätte ſich mit Leib und Seele der Kirche angeſchloſſen, wenn ſich ihm nicht eine mächtige Laufbahn im Staate eröffnet hätte. Es giebt Menſchen, und es ſind meiſt die gewaltigſten, auch Napoleon iſt von dieſer Zahl, welche lieber eine Menge Rückſichten und Wünſche, die ihnen ſelbſt theuer ſind, niedertreten, als eine zerſplitterte, ſchwächliche Herrſchaft vor ſich ſehn. Das geſchichtliche Moment wohnt in ihnen: ein faßbar Ganzes zu errichten, was auch faßbar und deutlich daſtehe, um bekämpft zu werden.

Dieſer Zug hilft in Richelieu erklären, daß er unerſchütterlich der römiſchen Kirche zugethan blieb, obwohl er im politiſchen Bündniſſe, in der politiſchen Abſicht keinen Unterſchied machte zwiſchen Katholik und Ketzer. Er unterſtützte die deutſchen Proteſtanten, während er die einheimiſchen vernichtete; er begriff vielleicht vollkommen den aufgeklärten Standpunkt eines Proteſtanten, aber er hielt für das menſchliche Unvermögen einer andern Welt gegenüber den Katholizismus für beſſer. Was! mich zerſplittern um Dinge, die wir doch nicht ergründen, und eine Ordnung ein-

reißen, die einmal da iſt, und die uns in anderen Bereichen Gewaltiges beginnen läßt, da ſie in feſten Linien eine lockere Menſchheit nach einer Seite zuſammenhält! So werden wir ſehn, daß er als gläubiger Katholik ſtirbt, dieſer ſcharfe Geiſt, der ſich niemals einer Illuſion hingegeben, daß er von der kirchlichen Formel, von dem ceremoniellen Loſungsworte abſolute Hilfe erwartete Angeſichts des Todes.

Das Bisthum von Luçon, was er ſo frühe antrat, war klein und ärmlich. Es ſind Briefe übrig, die er damals nach Paris an eine Frau von Bourges geſchrieben. Sie betreffen die Sorge für ſeine kleine unbehagliche Wirthſchaft, und ſind nicht ohne Laune. Da iſt keine Promenade in Luçon, um ſich zu ergehn, da rauchen die Kamine, da ſind die Meubles ſo kläglich, da hat er kein Geld, und Alles iſt ſo unbequem für einen ſchwächlichen, empfindlichen Körper, der gepflegt ſein will von der Umgebung. Er bittet dringend um einen Marderbeſatz für ſeinen Muff, damit er nicht gar ſo viel frieren müſſe.

Um dieſe Zeit hatte Marie den vierzehnjährigen Louis majorenn ſprechen laſſen, um am königlichen Ausſpruche eine kräftige Unterſtützung ihrer Macht zu haben. Zu dem Ende wurden die Generalſtaaten nach Paris berufen, und Richelieu wurde zu ſeiner großen

Freude dafür gewählt. Er wollte so gern in's grö-ßere Leben. In Paris setzte er sich sogleich in den nachgiebigsten Verkehr mit der Regentin und mit dem Marschall d'Ancre. Obwohl damals noch unreif, obwohl noch schwülstig und mit predigender Emphase sprechend, trat er doch wie vom Instinkte getrieben mit seinem Lebensgedanken auf, mit dem Königsprinzipe, was ihn zum Richelieu machte: das Königthum sei unverletzlich, und erlaube keinen Angriff, auch wenn der Fürst nicht mit der Kirche stimme.

Dies sprach er mit einer sanften, angenehmen Stimme aus, der junge Bischof, und setzte es gegen den alten Klerus durch, zu großem Wohlgefallen der Regierung. Die Glaubensmacht blieb aus dem Spiele, aber das Königthum sollte eine souveraine moralische Macht besitzen, und diese vereint mit der kirchlichen Macht sollte die stets trennungslustigen Massen des Volks mit doppeltem Zwange zusammenhalten.

Und warum sollten Geistliche, sprach er für sich weiter, nicht auch in des Königs Rathe sitzen? Re-gierte doch in diesem Frankreich einst der Druide! So kam er in d'Ancre's Ministerium, so hielt er sich vorsichtig und vermittelnd nach dessen Sturze. Jetzt nach de Luynes Tode trat Maria, für die er gearbei-tet, wieder in das Conseil, und sie zieht ihn langsam

nach, wie ſtark Ludwigs Vorgefühl und Widerwille gegen ihn ſei. Denn Ludwig war herrſchſüchtig und fühlte die Ueberlegenheit Richelieu's, wie gefliſſentlich ſie dieſer zu Anfange verbarg. Ludwig entzog ſich ihr ſpäter nicht mehr, weil aller Gang vom großen Geiſte eingeleitet und ohne ihn nicht fortzuführen war, weil Ludwig ferner ſo viel Einſicht hatte, nicht das Schwache zu wollen, und doch auch zu ſchwach blieb, oder zu einſichtig blieb, um die tief empfundene Ueberlegenheit mit bloßem Machtworte wegzuſtoßen, weil Richelieu endlich auch in höchſter Macht immer aufmerkſam dem Charakter des königlichen Herrn nachging, und dieſen immer nur durch Gründe, durch geiſtige Macht zu Maaßregeln vermochte, niemals durch rohe Forderung. Wie unumſchränkt er ſpäter erſcheint, Ludwig hat immer den nominell endlichen Theil daran, die rationelle Beſtätigung.

Bei alle dem war es natürlich, daß Ludwig mit Widerſtreben einen ſolchen geiſtigen Herrn neben ſich treten ſah, denn jeder zum Handeln berufene Menſch haßt die Ueberlegenheit neben ſich, auch wenn ſie ihm helfen will; ſein erſter Gedanke iſt nicht ſein Reich, was dadurch gewinnen, ſondern ſeine Perſon, die dadurch verlieren muß.

Richelieu war unterdeß durch Maria's Verwen-

dung Cardinal geworden. Erst trat er nur als Zuhörer in das Conseil, mehr wurde ihm zunächst nicht gestattet; aber man mußte diesen aufmerksamen Zuhörer fragen, und wenn er sprach, so mußte man ihm folgen, und so schob er allmählig Alles bei Seite, bis er Premier-Minister war. Diese seine freie Wirksamkeit beginnt mit dem Jahre 1624. Er war damals 38 Jahre alt, war noch mehr denn früher von schwacher, kränklicher Leibesbeschaffenheit, aber zäh. Er hatte in der Jugend viel gelebt, und immer viel gearbeitet; davon sah er bleich aus und mager. Die schwarzen glatten Haare traten weit zurück von der Stirn, und hoben deren Weiße und sinnende Größe hervor. Scharfe, schwarze Brauen zogen sich hin über große Augen, aus denen der Blick bohrend hervordrang. Eine Adlernase adelte das Antlitz, der Mund war fein geschlossen, über der Oberlippe spreizte sich spitzig ein Schnurrbart, unter der Unterlippe jener sogenannte Henri quatre, der ihm, wie man damals sagte, das Oval des Gesichtes noch schmälerte. Kam zu diesem Haupte die rothe Mütze, der Kardinalpurpur von der Schulter bis auf den Boden, und das Ordensband, so mag man sich denken, wie grauenhaft interessant dieser gefürchtete Kardinal daher schritt, langsam, ernst, ein wenig schwankenden Ganges.

Er war um dieſe Zeit völlig durchgebildet, und ſprach und ſchrieb jetzt klar, ohne Salbung, ohne Reiz, die Sache mußte durch ſich ſelbſt ſiegen. Er war mild, wo nichts Weiteres in's Spiel kam, und die ſtrengen Lippen verſagten dann keineswegs ein einnehmendes Lächeln, er war raſch entſchloſſen, todesentſchloſſen, wo es galt.

Zunächſt galt es, den Platz aufzuräumen, wo die Herrſchaft ſich entwickeln ſollte: da traten die Prinzen von Geblüt ſtörend und vorlaut umher, da erſchienen die hochmüthigen Großen des Landes und klirrten mit Sporn und Schwert, da erſchienen die Parlamentarier mit rauſchender Robe, und waren ſo langweilig und hemmend mit dieſem und jenem Prinzipe, was dieſe und jene raſche Handlung unmöglich machte, da trat der bäuriſche Hugenot hinzu, und berief ſich auf das Nanteſer Edikt und auf chriſtliche Grundſätze demokratiſcher Art, die jeden Einzelnen begünſtigten, mit denen eine Centralmacht unmöglich war — da ſaß am Ende auch noch im ſammetnen Königinnenkleide die alte Regentin ſelbſt, die all ihre Sympathie und Antipathie berückſichtigt ſehn wollte in aller Politik.

Dieſer Raum mußte leer und frei werden, und Ludwig war darin mit ihm, denn dieſe Hinderniſſe

waren auch alle Hinderniſſe des Königs. Maria war zunächſt auch mit ihm, denn er ließ Anfangs Alles durch ſie thun, er war die Feder, welche verborgen blieb, und Maria ſelbſt kam erſt an die Reihe, als ſie geholfen hatte, ſo weit ſie helfen konnte.

Dieſer Charakterzug, Raum für unbeſchränkte, unbehinderte Handlung zu erſtreben, ſchuf die erſte Hälfte von Richelieu's Thätigkeit, und entwickelte als raſirende Macht ſchon die große Hälfte all ſeiner Beſtimmung: wo die Hinderniſſe verſchwanden, war von ſelbſt eine neue Welt geworden.

An die Prinzen von Geblüt griff er zuerſt. Da waren die Baſtarde König Heinrichs, eine verwegene, widerſpenſtige Race — dieſe Vendomes mußten danieder. Da war Gaſton, Monſieur, Bruder des Königs und deſſen großer Anhang. Denn der Adel, welcher ſtets einen König in petto haben mußte, weil aller Thronwechſel Leben und Bewegung für den Adel brachte, er hoffte auf des kränklichen Ludwigs Hintritt, ja er war nicht abgeneigt, dieſen Hintritt zu beſchleunigen. Es ſetzte ſich da unter Maria und dem Kardinal eine Gewalt feſt, die in ihrer Hartnäckigkeit dem Adel widerwärtig wurde. Die Vendomes ließen ſich zu einer Verſchwörung her, den Kardinal auf Fleury, ſeinem Landſitze, einzufangen

und gut oder übel, lebendig oder todt, bei Seite zu bringen. Monsieur und sein Anhang bildeten den moralischen Hintergrund für solches Attentat, der junge Chalais aus der Suite Monsieurs hob bereits trotzig den Kopf gegen die Kardinalisten, der alte eiserne Ornano, der die Haustruppen Monsieurs kommandirte, war bereit, mit unerbittlichem Schwerte seinem Herrn Bahn zu brechen.

Richelieu wußte das Alles, ließ die Verschwörung aufdecken, ließ den alten Ornano in Fesseln legen, ließ die Vendomes fangen, ließ dem jungen Chalais den Kopf abschlagen.

Rasch wie der Blitz schlug dieser Anfang des neuen Regimentes ein, der König half in der Weise, die er immer beibehalten hat: er verhielt sich wie ein unparteiischer Cousin oder Freund, oder Zuschauer, er speis'te mit dem oder jenem vertraulich noch zur Nacht, auch wenn er ihn schon der Politik zum Schlachtopfer unterschrieben hatte. Nach der Mahlzeit zog er sich zurück und es erschien der Henker, gleich als ob die politische Welt ein unbestechliches, von der königlichen Person ganz abseits liegendes Fatum sei. Er hat im Laufe der Zeit all seine Lieblinge dem Kardinal kaltblütig ausgeliefert, zum Theil an's Messer geliefert.

Um den Adel niederzubringen, um durchgehends königliches Recht und Anſehn aufzubringen, mußte das Duell vernichtet werden. Wie lächerlich fand man dieſe Abſicht zu damaliger Zeit, wo man ſich am Pont neuf, an der Place royale in vollem Sonnenſcheine chlug, wo das Duellrecht die Exiſtenz jedes edlen Mannes war! Man ſchlug ſich gewöhnlich zu ſechs, da jeder zwei ebenfalls kämpfende Sekundanten mit ſich führte, es klirrte alſo überall von kleinen Schlachten. Richelieu hielt unerbittlich an ſeinem Verbote, er ließ die adligſten Häupter auf dem Greveplatze herunterſchlagen. Man war erſtarrt über ſolch Regiment, denn der franzöſiſche Adel hat bis in ſpäte Zeit herein alles Königs-Regiment nur für eine Convenienz angeſehn, die ſelten Ernſt machen wolle und dürfe.

Ja Richelieu ſchrieb allen Ständen, auch dem Adel, das Koſtum vor, um den Luxus zu beſchränken, den er überall in ſtrenge Grenzen zwang. Er ließ alle Schlöſſer ſchleifen, dieſe Feſtungen des Adels, die nicht an der Grenze lagen und deshalb zur Abwehr des Auslandes erforderlich ſeien. Seinen Hugenotenzorn benutzte er am Rhone herauf, um die katholiſche wie die hugenotiſche Burg zu brechen. Wo will das hinaus? ſchrie aller Edelmann, und ver-

band ſich eilig mit dem Cevennenſtocke der Oppoſition, den de Luynes noch immer nicht ganz entwurzelt hatte.

Richelieu wußte, daß alle ihm feindliche Strahlen dort zuſammenſchöſſen, aller Privilegien-, aller republikaniſche Gedanke. Dahin richtete er alle Kräfte des Angriffs, und er wechſelte für dieſen einen Zweck und für kurze Zeit ſogar jene auswärtige Politik, die er da aufgenommen, wo ſie Heinrich der Vierte verlaſſen hatte, die Territorialpolitik ohne Rückſicht auf Glaubensbekenntniß. Dies eine Mal verbündete er ſich mit dem ſonſt immer bekämpften Spanien, vor dem Eskurial ließ er die Glaubensfahne entfalten, der es Folge und Beiſtand ſchuldig ſei, die republikaniſche Verſchwörung ließ er auseinanderſetzen, welche von La Rochelle bis nach Genf hinüber, bis in's Herz des deutſchen Reiches, bis nach dem äußerſten Holland hinauf und in das puritaniſche England hinüber reiche, welche alles alt monarchiſche Element am Leben bedrohe, welche eine gemeinſchaftliche Gefahr katholiſcher Chriſtenheit ſei.

Wie zeigt er ſich auch in dieſem Kriege! Perſönlich iſt er überall, der kranke Körper kommt nicht zum Worte, perſönlich leitet er die Belagerung von La Rochelle, er iſt in Wahrheit auch die kommandirende Seele des Heeres. All die kleinen Billets

sind noch übrig, die er damals im Feldlager geschrieben, und in denen all seine Sorge auf eine Ladung Mehl oder Fourage, auf einen Reiterhaufen, auf eine Hafenkette, auf eine Schaluppenbemannung gerichtet ist. Und er kommt an's Ziel mit einem Talente, das Alles umgreift, mit einem Geiste und Charakter, die Alles fest wie scharf ergreifen und halten. — La Rochelle fällt, das ganze Land über die Cevennen hinüber bis über den Rhone in's Dauphiné hinein wird unterworfen, alles Schloß, aller Thurm, alles Haus des Widerstandes wird zertrümmert, ein siegreicher Feldherr kommt er nach Paris zurück, und denkt auf innerlichen Wegen der Unterjochung weiter nachzugehn.

Damals faßt er und beginnt er die Idee einer Akademie. Sehen wir dabei über seine Autor-Schwäche und Eitelkeit hinweg, die ihn schlechte Verse und Dramen anfertigen, mittelmäßige Poeten begünstigen ließ. Der poetische Geschmack war vielleicht der Punkt, wo er am Leichtesten sterblich war, wenn es auch später bei Corneille nicht ein literarisch sondern ein politisch Moment, die römisch-republikanische Phrase war, die ihm den größten Genius in Poesie so ungebührlich verleidete. Die Gründung der Akademie war für das noch so uneinige Frankreich ein Werk großer Politik.

Daß er, ein überbeschäftigter Mann, den Poeten Pläne aufgab, dramatische Scenen skizzirte und solch Stück alsdann für das seinige aufführen ließ, ist das so arg? Immerhin! Aerger ist's, daß die Stücke in Plan und Ausführung nichts taugten, aber verlangt Richelieu seine Geltung als Dichter?

Mit seinen Nichten bildete er während aller politischen Schlacht ein behagliches geistvolles Haus, und man hat wol nicht Rücksicht darauf zu nehmen, daß von einer derselben, von der Marquise de Comballet hie und da wie von seiner Maitresse gesprochen wird. In Wahrheit liebte er diese, ein zartes, liebliches Geschöpf, auf's Zärtlichste, aber nichts deutet dabei auf den gewöhnlichen Liebhaber hin. Er hatte den stolzesten Ehrgeiz für sie, und wollte sie bis in die königliche Race verheurathen. Als sein Haus ein Sterbehaus wird, da zeigt es in den wehklagenden Dienern, in der ohnmächtig hinsinkenden Nichte, daß es darin gütig und freundlich hergegangen, und daß der blutrothe Kardinal daheim auch ein sanfter Mann gewesen sei.

Den unerbittlichen Politiker repräsentirt eigentlich neben ihm ein Freund, der wie das kalte, mitleidslose Prinzip aussieht neben dem weicheren Kardinal. Dies ist die sogenannte „graue Eminenz", der Vater Jo-

seph, ein Franziskaner. Die großen Menschen sind immer menschlicher als ihre Werkzeuge; das Einseitige wirkt schärfer, aber kommt selten zur Wirkung. Richelieu mußte erst Menschen gewinnen, ehe er das Prinzip schonungslos gegen Menschen richten konnte. Die graue Eminenz, die nur zu richten hatte, konnte energischer sein. Sie war übrigens — nach dem, was ich darüber gefunden — keineswegs eine so gemeine Kutten-Natur, wie Alfred de Vigny sie darstellt. Die Kalviniſten natürlich haben diesen ihren Todfeind nicht übel gefärbt; dies platte Obergesicht mit kurzer Stirn, dicken Brauen, kleinen Augen, gedrückter Nase — wer mochte es nicht hassen! Das Tüchtigere an diesem Menschen lag in der Energie von Absicht und Idee, und dergleichen sah man nicht heraus, wenn man ihn täglich hineinschleichen sah in's Haus des Kardinals. Er hatte immer Zutritt, immer, der Kardinal mochte mit seiner Nichte scherzen, oder mit Hunden und Katzen tändeln, die auf seiner chaise longue umherlagen, oder er mochte in voller Entrüstung eben vom Hofe gekommen sein, und diese Entrüstung eben auslassen, wie er sie auszulassen pflegte, an Meublen und Tapeten, die er zerbrach oder mit dem Federmesser zerschnitt. O, er war ein heftiger, giftiger Franzos, der Kardinal — die

edelmüthige Faſſung eines deutſchen Groß-Charakters möge man nicht bei ihm ſuchen. Im Unheil verzagte er auch wol, brach kleinmüthig und kleinlaut zuſammen, ja wimmerte und ſtöhnte — verächtlich ſah alsdann der Vater Joſeph auf ihn nieder! Er kam alle Tage in derſelben Kutte, denſelben Strick um den Leib, dieſelbe Stimmung und Abſicht im Gemüthe, denſelben Ausdruck um den feinen Mund — dieſer Mund war das-einzig Adlige, was er beſaß neben dem langen Barte. Die Männer der Kutte lebten reiner den Ideen, und ſie konnten dies, ſie kannten weniger Intereſſen und Rückſichten. Richelieu mochte nicht alle katholiſchen Pläne des Paters theilen — ein ſtarker König kann ſelten genug dem Idealen nachgehn, ein Miniſter, ſelbſt ein Kardinal-Miniſter kann es noch ſeltner, faſt nirgends, wenigſtens nicht in gerader Linie. Es iſt gewiß ein Irrthum der Geſchichtsſchreiber, wenn ſie großen Wendungs-Epochen ein volles Bewußtſein dieſer Wendung zutraun, ja zuſchreiben. Das Prinzip findet ſeine Wege, aber es weiß ſie nicht voraus. Als ob ſich die Geſchichte bildete, wie der Syſtematiker ſie konſtruirt, eine Algebra menſchlicher Kombinationen! Als ob die beſcheidnen Syſtematiker, die ſich nur an Kennzeichen äußerlicher Natur halten, als ob Phyſiker noch jemals

das Wetter vorausgewußt hätten und nicht ſtets überraſcht worden wären! Und die Wege und Fußſteige einer noch tauſendfach feineren, einer noch tauſendfach trichteren Welt, die Wege der Gedanken-Möglichkeit im Menſchenthume, ſie ſollen mathematiſch vorausberechnet ſein, und die Probe halten! Gott, oder der Weltgeiſt wäre penſionirt, wenn ein großer Menſch aufſtünde, ja ſelbſt wenn die kleinen Kinder des großen Menſchen mit deſſen Tagebüchern weiter rechneten! Der große politiſche Menſch bringt die Aufgabe, welche eben der Zeit obliegt, in die Form ſeiner Anlage, ſeines Charakters; je ſtärker die Perſönlichkeit ſolchen Mannes, je ſtärker der Widerſtand, den er findet, deſto ſtärker wird das perſönliche Inſiegel dieſes Mannes darauf geprägt. Je größer die Bildung dieſes Mannes neben oder anſtatt der perſönlichen Kraft, deſto mehr giebt er alles Neue einem Prinzipiendrange und trotz dem um ſo mehr der Unberechenbarkeit hin. Denn die Linie der Maxime verwiſcht ſich viel ſchneller von den Geburten als das Merkmal der Perſönlichkeit. Die vollkommmenſten Geburten in der Welt ſind nicht jene allgemein-linienhaften des Stein- und Pflanzenreiches, ſondern die perſönlich-unterſchiedenen, die vom Thiere aufſteigen bis zum eigenſten Menſchen.

In alle dem liegt die ewige Ohmacht der ſtets

neuen Perſon, des ſtets unerwarteten Verfalls, die Obmacht über den menſchlichen Kalkül, die Obmacht der Poeſie über die Proſa, denn poesis iſt, was gemacht wird ohne den Kalkül der Zeit. Dieſe poetiſche Herzkammer kann und darf der blos ſyſtematiſche Philoſoph nicht anerkennen, er verlangt von Richelieu die bewußte Schöpfung einer Central-Macht, die bewußte Verarbeit der Revolution, und dieſe Form der Weltanſicht iſt dem Menſchen ebenfalls von unſchätzbarem Werthe, ſie giebt uns die Zuverſicht einer göttlichen Nachſchöpfung, die Zuverſicht einer Einſicht und Macht, ohne welche wir klägliche, in den Tag hinein lebende Geſchöpfe wären. Aber täuſchen wir uns darüber nicht: dieſe ſyſtematiſche Linienzeichnung der Geſchichte iſt nur günſtig für Perioden und Epochen im Großen. Allem perſönlichen Entwickelungsgange, allem Einzelnen folgend wird ſie überſichtig, manierirt, ſelbſt thöricht und unwahr; bei aller feinen Wendung einer Entwickelungsgeſchichte mangelt ihr der Auffaſſungsſinn, ſie darf nur ſkizziren, nicht ſchildern.

Was kann ſie Alles dem Richelieu auf den Kopf zuſagen, und von alle dem hat Richelieu, ſo viel vorhandene Zeugniſſe beſagen, nichts gewußt. Eins nur iſt klar in ihm: er will eine unbehinderte Staatsmacht zu Wege bringen, alſo ein Werkzeug. Wozu

sich dies brauchen, wozu es sich in Bewegung setzen soll, davon ist kein Zeugniß seiner Seits gebotrn. Man müßte ihm denn das allgemein französische Moment anrechnen, daß Frankreich vergrößert und dadurch von Tag zu Tag mächtiger gemacht werde. Spekulationen lagen ihm deshalb nicht so fern, Pater Joseph erinnerte alle Tage an irgend eine, aber — „das Nächste, das Nächste zuerst!“ mit diesem Geheimniß-Worte aller Macht wies er ihn zurück. Das Nächste war, sich selbst zu behaupten, und die Feinde in Frankreich niederzuwerfen; kann man zweien Herren zugleich dienen, Joseph? Der täglichen dringenden nächsten Nothwendigkeit und der Mönchsspekulation? Pater Joseph wollte die Griechen befreit sehn, er war der erste, der 1628 diesen Gedanken durch Europa rief, zwei hundert Jahr früher, ehe er allgemein lebendig und ausgeführt wurde.

Diese „graue Eminenz“ hieß von Hause aus François Leclerc du Tremblay. Er hatte studirt, hatte unter Heinrich IV. gefochten, und war dann lebensatt Franciskaner geworden.

34.

Es war um's Jahr 1528, er war also erst vier Jahre durch Maria Regent von Frankreich, da zeigte sich diese Freundschaft zwischen ihm und ihr erschöpft, sie hatten sich ihre gegenseitigen Dienste geleistet, jetzt ergänzte die Königin den Minister nicht mehr, sie hinderte ihn, und somit mißfiel er auch der Königin. Sie wendete sich von ihm. Richelieu wies dem Pater Joseph diese Lage, und sie konnten sich Beide nicht verhehlen, daß es sich nun binnen Kurzem um Sein und Nichtsein handeln werde.

Es ist dies der gewöhnliche, ja der natürliche Gang der Dinge: wer in der Politik den Anderen hebt, wird der nächste Fußschemel für diesen. Der Erdkloß, welcher den Keim zum Halme bringt, wird von der Aehre verzehrt. Die Herrschaft von Mantua war ledig, und die Frage, wer sie einnehmen sollte, gab den Ausbruch des Zwiespalts. Maria konnte nicht von der alten Medicis-Politik, von der anti-

französischen Politik lassen, sie wollte den Spanier in Mantua sehn. Richelieu wollte dies um keinen Preis. Er setzte seinen kriegerischen Arm daran, er stellte den stets kriegbeflissenen König an die Spitze, er ging selbst den Rhone hinab nach den Alpen zu, Susa ward forcirt, der Krieg glückte wie aller Krieg, den er unternahm. Seitwärts wurde bei der Rückkehr noch ein Feldzug gegen Rohan gemacht, der wieder gewaffnet hatte; er wurde niedergeworfen, das Languedoc wurde rasch noch einmal gezüchtigt.

Siege thaten Noth, denn Maria spann das Uebelste gegen ihn, die Parlamentarier, höchst unzufrieden über das despotische Regiment, aber für den Augenblick unzufrieden und kriechend, harrten begierig, wann er ihnen überliefert werden möchte zur Formulirung eines Richterspruches. Gaston und Maria waren populär, wie das immer populär wird, was der Macht nahe steht, aber von dieser unterjocht ist. Die Volksgunst geht immer wie das Wild gegen den Wind des Jägers; und gehen muß sie, denn von Hoffnung auf Neues lebt des Menschen Herz. Als er 1529 aus jenem italienischen Kriege zurückkehrte, und in seiner Sänfte nach Fontainebleau hinein getragen wurde, empfängt ihn Maria mit schneidender Kälte; sie antwortet ihm kaum. Richelieu wird roth

vor Zorn, hält aber unverrückt aus in Höflichkeit. Wie befinden Sie sich? fragt ihn Einer. Stolz sieht er sich um, und erwidert: Besser als viele Leute wünschen, die hier sind.

Der König kommt an, und ist freundlich, die Thaten gelingen ja so wohl unter dem Kardinal, und Ludwig gebietet Waffenstillstand zwischen der Mutter und dem Minister. Richelieu schrieb die demüthigsten Briefe an Maria, beugte das Knie, küßte die Hand — die Tochter florentinischer Kaufleute lächelte wohl, aber sie vergab nicht, denn Richelieu wich nicht in der italienischen Politik. Er ging das Jahr darauf wiederum mit dem Könige in den Krieg an die italienische Grenze, und brachte die Frage durch glückliche Unterhandlung zum Schluß. Diese Unterhandlungen wurden zwischen den fechtenden Heeren geführt, und hier war's, wo er die Bekanntschaft eines jungen Diplomaten machte, der kühl durch's Feuer der Truppen gesprengt kam, und sich äußerst geschickt in der Ausgleichung erwies. Richelieu war erstaunt und erfreut über den jungen Mazarin, und dachte sogleich darauf, ihn an sich zu ziehn.

Als er im Herbste 1630 mit dem Könige zurückkehrte, erkrankt dieser in Lyon zum Tode. An diesem

ſchwachen Lebensfaden hängt das Richtſchwert des Kardinals. Die Ehe, welche damals Maria für den jungen Louis geſchloſſen hatte mit der ſpaniſchen Infantin, mit Anna von Oeſterreich, die ſpäter ſo hervortreten muß, dieſe kalte Ehe mit dem kalten Könige war bisher unfruchtbar geblieben. Wenn der König ſtarb, ſo kam die Krone an Gaſton, an den Todfeind des Kardinals.

Aber ein großer Menſch hat eben das Glück, was der Größe nöthig iſt. Der König genas. Hier am Krankenbette jedoch ward die Koalition gegen Richelieu reif. Geſund war Ludwig eigenſinnig und hartnäckig, krank zeigte er ſich hingebend. Er hat ſeiner Mutter den Kardinal verſprochen, hieß es, ſobald er nach Paris kommt.

Richelieu hatte nur halbe Zeichen davon, er wußte nichts Rechtes. In einem Zelte an der Loire fand er Maria zum erſten Male wieder, ſie waren Beide voll Süßigkeit, er kniete oft, und ſie nannte ihn mio caro, amigo del cuore mio! Man ging côte à côte, wie Baſſompierre ſagt, gen Paris. In dem letzten Nachtquartiere, in Auxerre, erfährt Richelieu die vollſtändige Intrigue; die ganze königliche Familie war darin thätig und einig, auch die junge Königin

Anna. Richelieu verrieth mit keiner Miene, was er wußte, was in ihm vorging.

Wäre blos durch italieniſche Weiber die Intrigue in's franzöſiſche Geſellſchaftsleben gekommen? Gewiß nicht. Sie hat nur durch italieniſchen Beitrag hie und da einen herben Ausgang gefunden, der gar nicht national franzöſiſch iſt. Der Franzoſe, den geſelligen Verkehr wie ein immerwährendes Kunſtwerk vor Augen und im Sinne tragend, findet einen Hauptreiz des Lebens in der Intrigue, für alle Zwecke des Lebens, für ernſte und heitere, für den Staat, für ſeinen Ideal-Gedanken ſelbſt, für Unterhaltung aller Art ſpinnt er die Intrigue an, und immer mit Geſchicklichkeit. Die einzelne Individualität iſt ihm auch hierbei nicht ſo intereſſant, als ein neu gewendetes Verhältniß von Individuen zu einander. Wie es ihn weniger intereſſirt, daß ſich ein Individuum eigenthümlich in ſich vertiefe, eigenthümlich von innen heraus ausbilde, ſo intereſſirt es ihn außerordentlich eine ganze Partie von Individuen mit einander in Konflikt zu bringen; die dramatiſche Welt iſt ſeine Luſt. Bis jetzt haben wir den Kopf dazu geſchüttelt, daß zwei, drei Franzoſen zuſammentreten für Erfindung eines Drama! Nicht blos die Aeußerlichkeit

ſolcher Erfindung ſchien uns widerwärtig, wir bezweifelten auch, daß da nur was Geſcheidtes zum Vorſchein gebracht werden könne. Und wie irren wir uns darin, weil eben in uns kein Sinn und Geſchick für Intrigue. Das ſogenannte „Machen" eines Stücks verſtehen die Franzoſen meiſterhaft, und ihre „faiseurs" verſorgen denn auch ſeit Jahrhunderten Europa mit aller Komödie. Wie klein iſt die Zahl ſelbſtändig erfundener Komédien in Deutſchland und England! Wie bitter klagt die ſchlechte und die gute Kritik darüber, daß es ſich immer nur um franzöſiſche Ueberſetzung handle. Mit der Geſelligkeitsform iſt unſern feineren Zirkeln wohl auch etwas Intriguen-Geſchmack aus Frankreich zugekommen, aber er wächſt nicht beſonders auf unſerem Felde. Schien doch dies der alte Baſſompierre damals wie ein lehrreiches Vorbild darzuthun. Von der deutſchen Seite her, Kriegs- und Freudengenoſſe Heinrichs, tappte er mit großer Zuverſicht in die franzöſiſche Intriguenwelt hinein, und war gar ſtolz, es dem feinſten Franzoſen gleich thun zu können. Aber mitten im Stolze erfuhr er's, daß er es ungeſchickt angefangen, daß er die Baſtille eingetauſcht habe vom Kardinal, und eine Baſtille, die ſich bei Lebzeiten des Kardinals dem vorlauten Fremdlinge nicht wieder öff-

nete, und die nur zu viel Muße gab für Memoiren-Abfaſſung.

La journée des dupes iſt eins der Haupt-Intriguen-Stücke aus franzöſiſcher Geſchichte.

Jeder im königlichen Hauſe hatte eine beſondere Rolle auf Richelieu's Sturz hinzuwirken beim Könige. Ganz Paris war voll davon: der Kardinal iſt reif. Die Italienerin trieb es am Plumpſten und Aergſten gegen ihn, ſie beſchimpfte ihn in Gegenwart des Königs. Richelieu verhielt ſich fortwährend demüthig und ergeben; der König zögerte. Des andern Morgens ward ihm gemeldet, ſeine Mutter ſei krank, ſie empfange Niemand, ſie medicinire, der König möge ſie in ihrem Schlafzimmer beſuchen.

Richelieu wußte: da geht's um die Entſcheidung, da mußt Du perſönlich hin, es koſte, was es wolle, denn perſönlich iſt Deine dämoniſche Macht wirkſam auf den König trotz Mutter und Krankenbett. Er eilt hinüber; alle Thüren ſind verſchloſſen. Aber er kennt die kleinen Wege, geht um die Gallerie, tritt in die kleine Kapelle. Die Kammerfrau vertritt ihm entſchieden den Weg, einer Handvoll Dublonen widerſteht keine Kammerfrau, Richelieu tritt auf einmal in's Kabinet — Per Dio! Vous ici Cardinale! ſchreit die Florentinerin im Bette auf, hochroth vor Zorn.

Ich bin überzeugt, daß Eure Majeſtäten von mir ſprachen —

Keineswegs.

Zuverläſſig!

Nun ja denn, wir ſprachen von Ihnen, von dem ſchlechteſten, undankbarſten Menſchen — und nun folgte halb franzöſiſch, halb italieniſch eine Fluth von Vorwurf und Beleidigung. Richelieu kniete und weinte! — **Miserabile! Miserabile! teme ma vendetta!**

Er ſieht, eine Beſchwichtigung iſt nicht möglich, er kann nur durch andere Wendung ſiegen; er erhebt ſich, und ſagt feierlich zum Könige: Ich darf nicht mehr in Ihren Dienſten bleiben, Sire, da ich das Unglück habe, Ihrer Mutter zu mißfallen. — Ludwig will etwas ſagen, ſeine Mutter aber wirft ihm einen zornigen Blick zu: Bedenken Sie, mein Sohn, ob Sie einen Diener Ihrer Mutter vorziehn —

Richelieu trat ab, ließ ſeine Wagen rüſten, ließ ſeine Meubles auf Maulthieren nach Pontoiſe abgehn. Es war kalt, der elfte November 1630, aber der Pont neuf ſchwirrte von Spottliedern auf den Kardinal; an der Samaritanerin, einer beliebten Rendezvous-Figur auf der Brücke, äffte Einer den Kardinal nach in tauſend Grimaſſen, zu großem Jubel

des Volkes. Die Parlamentarier berathſchlagten über die kriminelle Form gegen ihn.

König Ludwig fuhr zur Stadt hinaus, nicht wie gewöhnlich nach St. Germain, ſondern auf die einſame Jagd, auf die ächte Pürſch-Jagd, nach dem einſamen Forſthauſe in Verſailles. Noch war kein Befehl von ihm ausgegangen, aber keiner der alten Beſucher wollte heute das Haus des Kardinals betreten — auch Baſſompierre fand zu ſeinem Unglücke fünf Tage lang den Weg nicht zum Hotel Richelieu's. Nur der Kardinal La Valette, Chateauneuf und Le Jeay traten ein zu dem niedergeſchlagenen Kardinal. Sie rüttelten an ihm, der wie vernichtet da ſaß, ſie riethen ihm dringend, nach Verſailles zu fahren. —

Unterdeß drängte ſich Alles zur Königin-Mutter, man erdrückte ſich faſt um die Schwelle, als ob die Florentinerin wieder jung geworden ſei. Hütet Euch! Sie hat ein träges Naturel, und während Ihr hier den Sieg feiert, kommen zwei feine Franzoſen in Verſailles an. La Valette eilt in das alte Schlößchen, was ſpäter das Prachtſchloß der Welt werden ſollte. Der König ſieht Niemand, aber der junge St. Simon läßt La Valette ein, und geht den König fragen. Der Kardinal Richelieu ſoll kommen, iſt die Antwort — Lavalette eilt hinweg, ihn zu holen, er harrt in

einem kleinen Hauſe des Oertchens, er kommt, er wirft ſich dem Könige zu Füßen. — „Ich hätte Euch abgedankt," ſpricht der König, „hättet Ihr nicht ſo ehrerbietige Gefühle gegen meine Mutter gezeigt — fahrt fort mir zu dienen!"

Richelieu, dem dieſer Sieg zu leicht und unſicher, fordert wie gewöhnlich ſeinen Abſchied, er will nicht gegen den Willen der Königin-Mutter bleiben, er weiß wohl, daß Ludwig am Erſten hält, was ſich ihm entziehen will.

Das iſt ihre Umgebung, mein Couſin, erwidert hierauf befliſſener König Ludwig, ich bürge Euch, ſie ſollen ſich nicht rühren.

Dies Alles ereignete ſich bei Einbruch der Nacht, und hiermit war die Partei der Maria verloren. Maria ſelbſt war verloren, die der Kardinal bald nach Compiegne brachte, von da zur Flucht in ſpaniſche Arme veranlaßte, und ſo für immer aus dem Reiche entfernte. Mangel leidend iſt ſie in dieſem Exil geſtorben, noch Jahre lang umſonſt vom Auslande her gegen den verhaßten Kardinal aufregend.

Jenen merkwürdigen Intriguen-Tag, den elften November, nennt man la journée des dupes, weil außer dem Könige und dem Kardinal Alles düpirt worden, und alles Spiel und aller Ausgang des Ta-

ges lange vorher zwiſchen dieſen Beiden abgemacht geweſen ſei. Als ob Richelieu mit Ludwig ſo etwas hätte wagen dürfen, als ob eine abgeredete Komödie in ſolcher Form verliefe! Richelieu hatte wieder geſiegt, und man ſtellte ſich lieber, als ob die Intrigue nicht verloren worden, als ob gar nicht gekämpft worden ſei.

Mit all ſeinem Nachdrucke erzwang er alle nur möglichen Erfolge dieſer gewonnenen Schlacht. Auch Gaſton wurde wie Maria landflüchtig und zum Rebellen gemacht, und wehe dem Franzoſen, der eine Mitleidenſchaft für ſie zeigt! Nicht nur der Marſchall Marillac, ein Freund Marias, wurde hingerichtet, nein, ein Montmorency ſelbſt, ein ächter Träger dieſes hohen Namens, der überall in Frankreich alſobald nach der Krone genannt wurde, den man Couſin nannte mit der Jungfrau Maria ſelber, ein Montmorency ward im Capitole zu Toulouſe geköpft, weil er ſich für Gaſton erklärt! Kardinal! Kardinal! Dir prophezeiht Jedermann ein Ende mit Schrecken! Alle öffentliche Meinung, das Parlament ſelbſt, das ſeit Heinrich IV. ſo ſchüchterne, iſt für die Vertriebenen. Das Parlament muß folgen, ja er nimmt ihm das alte Einregiſtrirungsrecht, ein Recht, wodurch es im-

mer eine Kontrolle, eine letzte Bestätigungsinstanz besaß. Ludwig XIII. war mit solchen Maaßregeln völlig einverstanden, er war in diesem Punkte äußerst deutlich, dieser melancholische Mann, war ein Bourbon, der im unbeschränktesten Herrschgedanken aufgewachsen, der als einfacher Jäger und Soldat jeder Parlaments-Remonstration geradezu unzugänglich war, ja er riß sie entzwei, und schlug an seinen Degen.

Richelieu gab indessen doch gar viel auf öffentliche Stimme, auf schriftstellerische Vertheidigung; man sagt ihm deshalb nach, die ersten Mitglieder der Akademie, die er erwählt, seien die ärgsten Pamphletschreiber von Paris gewesen, die er dadurch für sich erzogen hätte. So viel ist gewiß und in den Quellen aus jener Zeit deutlich zu ersehn, daß er selbst und der König selbst schriftstellerisch äußerst thätig gewesen ist. Früher existirten bloß die „chroniques de St Dénis," jetzt gab es den Mercure und die gazette de France, und für die letztere schrieben die beiden Herrscher sehr oft Artikel. Ludwig XIII., ein stiller, sehr ordentlicher Mann, führte nicht bloß für sich ein Journal, wie es eifrige Jägersleute heute noch thun, er schrieb auch Alles weitläufig und sauber und genau, er lieferte die exaktesten Beschreibungen von Schlacht oder Belagerung, und referirte Dergleichen stets für die Gazette. Es

iſt bekannt, daß er ein talentvoller Artillerie-Oberſt war, und daß er einen Schlacht-Verlauf ſehr richtig darzuſtellen wußte. In den manuscrits de Bethune kann man die Schriftſtellerei dieſer großen Herrn finden. Théophraſt Rénaudot, Redakteur der Gazette, hieß damals l'inventeur. —

Als nun Richelieu ſolchergeſtalt im Königshauſe, gegen die Großen, gegen die Hugenoten aufgeräumt, ſolchergeſtalt negativ centraliſirt hatte, ging er auch an poſitive Maaßregeln: in die ſonſt unabhängige Provinz ſandte er den Intendanten des Königs, die Geſetze ſammelte er in den Code Michaud, die Polizei ordnete er im Detail, für Handel und Schiffahrt trug er eifrige Sorge. Auf eine Centraliſation der Natur ſogar war er bedacht, und gründete den großartigen Pflanzengarten in Paris. Nun nahm er auch die Politik nach außen wieder kräftig auf. Nicht umſonſt hatte er ſeinen Pater Joſeph nach Regensburg geſchickt an den Reichstag, um alle die kleinen Fürſten gegen Oeſterreich zu verbünden, er ging jetzt offen in Krieg mit der ſpaniſchen Macht.

Aber dieſer Krieg, den er nicht perſönlich leitete, ſchien ihm alle bisherigen Erfolge zu vernichten, die vertriebenen Widerſacher des Kardinals belebten den Spanier, der damals ſchon ermattete in ſeiner ſonſtigen

Kriegsmacht der regimentos, er drang überall vor, die Exiſtenz Frankreichs ſchien bedroht, und nun brach Paris, das ſo lange blos pasquillirt hatte, tobend aus. Rottenweis ſchrie man nach dem Kopfe des Kardinals! Der Purpur allein hat ihn damals geſchützt, war er bloß Miniſter Richelieu, ſo erreichte ihn wahrſcheinlich das franzöſiſche Miniſterſchickſal, und es endigte blutig eine Laufbahn, die noch einen Augenblick vorher überall geglückt zu ſein ſchien. Der nationale Wechſel Frankreichs, der das Geſchick dieſes Landes in allem Detail nicht auf acht Tage voraus mit Gewißheit bezeichnen läßt, dieſer Wirbelwind politiſcher Poeſie hatte auch ihn plötzlich ergriffen, ihn, der ſo lange wie gefeit dagegen erſchienen war.

Tief verſchloſſen ſaß er in ſeinem Hotel, zerbrochen, muthlos — ganz der Franzoſe des Südens, der dem entſchiedenen Unglück ſich kleinlaut unterwirft, wie hoch er auch kurz vorher das Haupt getragen. Pater Joſeph und Mazarin fanden ihn in Thränen, erregten ihn jedoch durch Erzählung zu jenen kleinen Zeichen der Wuth, daß er mit dem Federmeſſer die Tapeten zerſchnitt, und zornzitternd umherſchwankte. —

Pfui, ſchrie Joſeph, da verkriecht Ihr Euch, wenn es tobt, Ihr ſeid nichts als ein naſſes Huhn, wollt herrſchen und könnt der Gefahr nicht in's Auge ſehn!

Soll man kommen, und uns hängen? Auf, zeigt Euch ein Wenig, reitet auf dem Maulthiere durch Paris, oder fahrt in der Karoſſe, oder laßt Euch in der Sänfte tragen, jedenfalls zeigt Euch!

Mazarin, ſanfter und höflicher, rieth daſſelbe: Muth, monsignore, il petto protegga l'uomo!

Und Richelieu folgte, denn er war keineswegs perſönlich furchtſam, er hatte nur einen nervengereizten Leib, der bei plötzlicher Erſchütterung auf Augenblicke den Dienſt verſagte. Die Kühnheit wurde belohnt, wie immer in Paris, er wurde mit Bravo's und Vivats empfangen für ſolchen Muth, und der Widerſtand gegen den Spanier erhielt jetzt einen geſammelten Aufſchwung. Aber ein ſchweres Opfer entriß ihm doch dieſe Zeit: Pater Joſeph ward vom Schlage gerührt, er lag in den letzten Zügen, als der Kardinal außer ſich, über ſeine Kräfte ſchnell herzueilte, und ſchon von Weitem rief: „Kourage, Joſeph, Breiſach iſt unſer!" Die kleinen Augen des Mönchs leuchteten noch einmal auf, und verloſchen dann auf immer. Oh, ich verliere meinen Troſt, ſtöhnte der Kardinal, meine einzige Zuflucht, meinen Vertrauten, meinen Freund!

Als dies Opfer verſchlungen war, ſchienen die Schickſalsmächte wieder geſühnt: der Krieg ſchritt glücklich vorwärts, und die junge Königin gebar unerwartet

1638 einen Dauphin! Gaston war jetzt hoffnungslos, und daß Richelieu selbst nach der Krone gestrebt habe, ist Fabel. Er war jetzt auf der Höhe seiner Wünsche, ihm fehlte nichts als der graue Mönch und ein festerer Leib.

Daß bei der Geburt des Dauphin — Ludwigs XIV. — unendliches Geklatsch sich erhob, war natürlich, da war das Kind im bloßen Traume empfangen wie der Heiland, da war der Kardinal selbst der Vater und was Dergleichen mehr. Von Ludwig XIII. erwartete man allerdings keine Nachkommenschaft, denn er lebte fast immer draußen in St. Germain allein, und Anna wohnte langweilig einsam in Paris, im Val de Grace, in jenem Thurmgebäude, was von fern dem Pantheon ähnlich sieht, und was so tief draußen im abgelegenen Paris steht. Er hatte nirgends eine Fähigkeit zu Liebesleidenschaft verrathen, er war kalt und matt in aller Neigung, blöde sogar allen Weibern gegenüber. So schien es einmal, als ob er eine Hautefort liebe, aber er wagte keine Annäherung. Gegen das Fräulein von Lafayette hegte er offenbar eine zarte Neigung, der klösterliche Trauersinn dieses Mädchens war von starker Fessel für ihn, und als sie sich wirklich in's Kloster zurückzog, war er Stundenlang im Kloster, setzte sich an's Sprach-

gitter und unterhielt ſich mit ihr. Da aber Richelieu ſprach: „das iſt unſchicklich für den König," entſchlug er ſich auch deſſen.

Eine Pariſer Sage meint, er ſei einſt von einem Platzregen in der Nähe des Palaſtes überraſcht worden, den Anna bewohnte, habe nur auf kurze Zeit darin Schutz ſuchen wollen gegen das Wetter, und ſei länger geblieben, weil der Regen länger gedauert. Dieſem Wetterzufalle habe Ludwig XIV. ſeine Exiſtenz zu verdanken. — Paris iſt immer glücklich, wenn es etwas auf den Zufall ſchieben kann, eine Weltregierung iſt ihm eben ſo läſtig, wie eine Regierung im Louvre.

35.

Balzac, neben Richelieu lebend, preiſ't deſſen Despotismus. Es iſt zu begreifen, daß man einem Despoten zuſtimmt, weil er eine poetiſche Genialität im Staate repräſentirt. Aber auch dieſer ſoll lieber verſtorben ſein: ein tüchtiger Menſch trägt wol Ueberlegenheit neben ſich, ja der gutmüthige bewundert ſie ſogar gern; aber kein tüchtiger Menſch duldet es guten Muthes, daß ein Einzelner den Sinn und die Bildung Aller mißachten, und ohne ſie oder gar gegen ſie verfahren mag. In herkömmlichen Formen beleidigt dies nicht, und alle herkömmliche Form iſt ſchon ein Gegenſatz des Despotismus. Bei alle dem indeſſen iſt es zu begreifen, daß der lebhafte Menſch auch einen Despoten preiſ't; wie man aber gleich Balzac den Despotismus preiſen kann, den Despotismus als Syſtem der Willkühr — doch nein, Balzac ſpricht von einem beſtimmten Despotismus, vom Despotismus Richelieus. Dieſer geiſtvolle Autor war alſo ſchwach, oder

war hingebend genug, dies raſirende Centralſtreben des Kardinals zu bewundern. Hinten in der Geſchichte, wo man Theſe und Antitheſe geſchichtlichen Ganges ſich aufbauen ſieht, da verweilt man allerdings wohlgefälliger beim ſchöpferiſchen Despoten, als beim mittelmäßigen Regenten des Herkommens, jetzt ſieht man in Frankreich Richelieu's Maaßregeln mit Vergnügen zu. Man erkennt, daß er die Herrſchaftsidee der Valois und Bourbone energiſch einem Ziele zugeführt, daß er der Vollendung ſelbiger Idee unter Ludwig XIV. am Nachdrücklichſten vorgearbeitet. Je vollſtändiger ſich etwas ausbildet, deſto reifer iſt es zu neuer Wendung. Man erkennt in Frankreich, daß ſich ohne despotiſche Talente wie Richelieu und Ludwig XIV. Frankreichs Staatsleben erſt ſpäter oder unvollſtändiger zu dem Gegenſatze einer Alles ergreifenden Revolution entwickelt, daß man ſich in ſtumpferen Winkeln herumgeſchleppt und nicht das Reſultat ſolchen Prozeſſes alſo gewonnen hätte, wie man es ſchon gewonnen zu haben, oder bald zu gewinnen glaubt. Merkwürdig genug findet Richelieu juſt bei den Männern der Revolution die meiſte Nachſicht, ja Anerkennung. Das Niedermähen der Ariſtokratie, das Nivelliren und Centraliſiren überhaupt, das Gleichmachen vor dem Geſetz, das heißt hier vor dem Geſetz des Kardinal-Wil-

lens, das Alles rechnen ſie ihm zu Gute. Alsdann war er ja nicht König, er hatte ſich ſeine Macht erworben. Wirklich ſcheint kein Liebesglaube für das Königthum bei ihm vorhanden zu ſein — inſtinktartige Vorliebe großer Parteien entdeckt oft verborgene Merkmale — gegen das Ausland war er doch in dieſem Punkte unerhört gleichgültig, und war der direkte Gegenſatz Ludwi'gs XIV., welcher ſo dogmatiſch-königlich! Richelieu ging nicht nur allem Dogma vorüber, ſondern er ging über allen Anſtand des Königthums hinaus, er ließ ſich mit den ſchottiſchen Covenants in intime Unterhandlungen ein, behandelte die engliſche Puritaner-Macht als concentrirte Macht eben ſo wie irgend eine königliche. Die Königspartei der Stuarts hatte ihn bei ſeinem weiteren Kriege mit Spanien im Stich gelaſſen, hatte die Königin-Mutter aufgenommen, die puritaniſche Macht war ihm verheißungsvoller. Wir werden Ludwig XIV., den dogmatiſchen Monarchen im baaren Gegenſatze ſehn von alle dem.

Richelieu erregte auch Catalonien, von Spanien abzufallen, es war ihm vollkommen Ernſt, dieſe Provinz mit Frankreich zu vereinigen, er empfing die kataloniſchen Deputirten in Paris, er ſetzte eine Verfaſſung mit ihnen feſt, es war ein durchgebildeter,

abgeschlossener Plan. Ein Zipfel davon wurde auch realisirt; die kleine Grenzprovinz Roussillon mit Perpignan und dem Hafen Port Vendres wurde für immer den Spaniern entrissen.

Sonst erfüllt schmerzhafte Krankheit und die Verschwörung des Cinq-Mars des Kardinals letzte Jahre. Schmerzvolle Jahre! Der Urin war ihm unterdrückt, er litt grimmige Schmerzen, es war kaum zu verwundern, daß er nach außen immer härter wurde. Aus einer Adelsfamilie der Touraine hatte er einen Junker Cinq-Mars dem Könige zum neuen Mignon besorgt, zum Mignon und Spion. Vor einem harmlos erscheinenden Buben, wie dieser noch war, hatten die Feinde kein Arg, und sprachen rücksichtslos. Der König selbst mußte sie warnen, denn er durchschaute Dergleichen ganz wohl, ließ es aber hingehn, weil Richelieu's Verhältniß zu ihm einmal rationell begründet und ihm, dem Könige, nothwendig war. Dieser König ist in ganz andrer Weise schwach, als er gemeinhin dargestellt wird. Er ist wol apathisch, wie man ihn schildert, aber weniger aus Schwäche des Entschlusses, als weil er für die Schwäche der Zukunft ohne den Kardinal nicht genügenden Ersatz weiß; mehr aus Besorgniß und Mangel an Zuversicht läßt er den Kardinal nicht fallen. Oft mögen die

Intriguen gegen ihn unter des Königs Augen hergehn, er sieht nur mit halbem Blicke darauf, ohne für oder gegen etwas zu beschließen, gleichsam als lauschte er nur, ob sich unter den Widersachern wol ein Ersatz herausbilden könne für den Kardinal. Dann erscheint denn dieser plötzlich, oder — was noch häufiger — eine Schrift von ihm voll Grundsätze und Linien hoher Politik, es erkennt Ludwig, daß bei dem Alten immer noch die bei Weitem mächtigere Welt und Einsicht, und er opfert ihm kalt alle Opposition. Ludwig ist in diesem Zusehn und Abwarten, in diesem rationellen Entscheide, den er sich immer vorbehält, eine ganz interessante Novellenfigur, wenn auch kein interessanter Herrscher. Wenn Cinq-Mars auf Stühlen oder Teppichen oder hinter Gardinen im Schlosse zu St. Germain zusammengekauert lag, und die Opposition in Vorwürfen gegen den Kardinal sicher sich erging, weil sie glaubte, der Page schliefe, da sprach der König oft: „Hütet Euch, der Schlingel schläft nicht, er horcht, um morgen im Hotel de Ruel zu erzählen, was er heute gehört." Dabei behielt er ihn aber gern, hatte ihn lieb; er hatte nichts dagegen, daß sich der Kardinal vorsähe.

Cinq Mars war Groß-Stallmeister geworden unter dem Titel Monsieur Le Grand. Der Page wurde

übermüthig, der Kardinal ſpottete über die Frühreife, der Page wurde rachſüchtig. Man wohnte auf St. Germain, auf jenem entfernteſten Luſtſchloſſe des hüglichen linken Seineufers, was von ſeiner Höhe am Weiteſten hinabſieht auf die Ebene von St. Dénis und vom Montmartre. Es iſt ein kleines Schloß im Verhältniſſe zu Fontainebleau und Chambord, und ohne architektoniſchen Charakter. Jetzt iſt es ein militairiſches Strafhaus, und iſt in tiefere Ungnade gefallen, als irgend ein Luſtſchloß. Das iſt auffallend, da es nächſt Marly, ſeinem Nachbar, die ſchönſte Lage hat hoch auf geräumigem Berge, unter welchem die Seine ſtrömt, und deſſen Rückſeite vom alten Königsforſte bedeckt iſt. Damals, zu Ludwigs XIII. Zeit, war die lange, lange Teraſſe noch nicht angelegt, die oben am Bergabhange ſich hinzieht und den Anblick der reichen Pariſer Gegend meilenweit bietet. Sie iſt von Ludwig XIV. geebnet und gelichtet worden. Unter Ludwig XIII. war es traurig und monoton auf St. Germain; der König ſuchte keine andere Ergötzlichkeit als die der Jagd. Er ſtand zeitig auf, muſterte die Musketiere, und ritt alsdann in den Wald. Ueberall mußte Cinq Mars ihn begleiten. War das Wetter ſchlecht, ſo ließ man auf der Höhe am Schloſſe Falken ſteigen — wo iſt Cinq Mars?

rief der König, wenn jener einen Augenblick fehlte. Solcher Dienst wurde dem jungen Manne beschwerlich, beim Kardinal gab's auch nur Verweise; Monsieur Le Grand war oft so verdrießlich, daß er zum Könige sagte: Ich gebe alle Gunst Eurer Majestät hin für einen ganz freien Abend im Marais, in meiner schönen Gesellschaft dort! — Abends wenn der König zu Bette war, jagte er dann verhängten Zügels nach Paris, nach dem Marais, und trat um Mitternacht in den Salon der Marion de Lorme, wo man trank, liebelte, geistreich war, und gegen den Kardinal witzelte. Dann ging's verhängten Zügels zurück, um beim Lever des Königs zu sein. Da hatte denn der Ueberwachte schlechten Humor, auch gegen den König, schlief auf dem Pferde, schlief auf den Stühlen. Ludwig beschwert sich in Billets bei dem Kardinal selbst über Cinq Mars' Faulheit.

In ihm fand die Opposition einen besseren de Luynes. Besonders de Thou, Sohn des Geschichtsschreibers, leitete ihn mit bestem Erfolge zu einer entschlossenen Verschwörung gegen Richelieu. Man setzte sich mit Gaston, mit Spanien in Verbindung, man hoffte endlich, den alten Fuchs zu erschlagen.

Richelieu wußte darum, aber er hatte keinen Beweis in Händen. Er lag krank in Narbonne, und

die Feinde hatten freies Feld. Sie lagen vor Perpignan, die Verbindung mit Spanien war offen, der gesammelte, furchtbarste Ausbruch war jeden Augenblick möglich. Dort im Lager galt es für ausgemacht, daß der Kardinal verloren sei, kein Mensch sprach für ihn, aber Jedermann bestürmte den König, ihm ein Ende zu machen.

Unterdessen litt der Kardinal in einem Privathause zu Narbonne, nicht im Bischofshause, wie gesagt worden ist; er litt quälenden Schmerz, er war allein, und sah aus allen Zeichen, daß er vom Aeußersten bedroht sei. Dort setzte er das berühmte Testament auf, was Voltaire für unächt ausgegeben, was aber jetzt für eine ächte Quelle gehalten wird. Darin vermacht er unter Anderem dem Könige das Palais-Cardinal, was seit seinem Tode den Namen Palais royal trägt, und ein Mittelpunkt des bewegten Paris, ein klein Paris im großen geworden ist. In selbigem Palais brach denn auch, ein Theil der Kardinals-Erbschaft, die Revolution von 1789 aus, und die Julirevolution fand darin ihren Herrn. Mazarin, des Kardinals treuer Freund, hatte sich eingefunden zur Abfassung dieses Testamentes. Richelieu war todesschwach, und die verzweifelnden Aerzte riethen zu einer Reisetour in der Sänfte, deren Schaukeln ihm so oft

gut gethan. So machte er ſich denn auf, und ließ ſich auf Nebenwegen durch das Languedoc tragen, was er ſo tief gebeugt, vorüber an den Hugenotenſchlöſſern, die von ihm in Trümmern lagen. Jetzt nahm er ſelbſt die Nebenwege, um ſeinen Mördern zu entgehn. Mit Mördern war er rückwärts bedroht, und nach vorwärts gaben ihm die Aerzte nur noch zwei Tage Lebenszeit. Nach Tarascon am Rhone wollte er, was ihm gerühmt war wegen geſunder Lage. Plötzlich hielt die Sänfte — ſind die Verfolger da? Der alte Herr, ſchmerzensreich an die ſeidenen Kiſſen gelegt, fährt auf: Was iſt? Ein keuchender Kourier überreicht einen Brief; mit zitternder Hand werden die Siegel aufgeriſſen, ein flüchtiges Feuer leuchtet durch das erſterbende Auge — „Chavigny! Chavigny! Auf der Stelle zum Könige! Kopirt dieſe Depeſche und überreicht ſie ihm!“

Sie enthält den Vertrag mit Spanien, den die Verſchwornen abgeſchloſſen, ein Dokument iſt gewonnen, jetzt wahrt Eure Köpfe, ſo lange nicht der letzte Odem aus dieſem magern Leibe gefahren iſt!

Man lag immer noch vor Perpignan. Cinq Mars trieb ſeine übermüthigen Launen mit dem Könige, und dieſer war eben ſchlecht auf ihn zu ſprechen. Da kommt Chavigny. Ludwig beſchließt noch nichts. Es

wird aufgebrochen gen Narbonne; Chavigny's Ankunft hat die Zuversicht erschüttert, man warnt Cinq Mars. Aber der Leichtsinn wird umsonst gewarnt, er geht mit nach Narbonne. Dort weicht Ludwig dem Drängen der Kardinalisten, den 12. Juni 1642 werden die Verschworenen verhaftet. Cinq Mars, noch kurz vor dem Schlage unterrichtet, flüchtet zu einer Frau, und verbirgt sich im Bett 24 Stunden lang. Aber man findet ihn doch.

Jene Depesche war indessen nicht hinreichend für einen Kapital-Prozeß, de Thou war ein kluger Rechtsgelehrter, für den man bestimmtere Zeugnisse brauchte. Gaston allein konnte sie geben, und von Richelieu bedroht und in die Enge getrieben, der diesen schwachen Helden zu behandeln wußte, gab er sie. Nun waren de Thou und Cinq Mars verloren.

König Ludwig war auch krank; er ließ sich ebenfalls in der Sänfte, ebenfalls nach Tarascon tragen, und dort sein Bett aufrichten neben dem des Kardinals. Da lagen sie, beide dem Tode nah, und beichteten einander, und vereinigten sich gegen das strotzende Leben der Jugend. Die heiße Sommersonne schien über die Provence herüber, der Rhone rauschte. — Mein Cousin, sprach der König, Ihr seid hier sehr

nahe am Rhone, es macht traurig, so das eintönige Rauschen des Wassers zu hören.

Er ließ, als er von Tarascon schied, dem Kardinal die Todesvollmacht gegen die Verschwornen. Er hatte seinen Mignon aufgegeben, wie er immer that, ein nichts heischendes und deshalb auch nichts bewahrendes, ungetreues Herz. Richelieu ließ sie nach Lyon bringen, er führte sie nicht selbst beide den Rhone hinauf, wie die Sage und das Bild von de la Roche schildert. Cinq Mars ward in einer Karosse mit sechs Pferden hinaufgefahren. Nur de Thou ward von der Barke des Kardinals aufwärts gezogen gegen den jähen Strom, an Avignon vorüber, durch den Pont-St.-Esprit, die malerischen Ufer hinauf, deren Ruinen zumeist Richelieu's Werk, bis Valence. Von hier bis Vienne, was nach Nismes am Dauerndsten und Zahlreichsten von Rom gestempelt ist, hat der Rhone seine schönsten Ufer und Weine, hier gleicht er am Meisten unserm Rheinstrome, nur hat er die heiße Farbe voraus, und steht dem Rheine nach durch die dürr bepflanzte Cote rotie, deren edles Gewächs nicht auf dem Steinhügel seine Reize entwickelt.

Als Richelieu in Valence ankam, lag er ohnmächtig auf dem seidenen Bett unter einem Palankin. Dreimal waren ihm auf der Fahrt die Sinne vor

Schmerz vergangen; er wollte lieber in ſeiner Sänfte weiter, in dieſem ihm vertrauten Zimmer, worin Bett und Tiſch und Armſtuhl Raum hatten. So kam de Thou zu Lande nach Vienne, und ſo vor dem Avignoner Thore an der Pyramide des Pontius Pilatus vorüber, der vom Gerichte über Chriſtus hier hergekommen war. Der edle junge Mann fand im Anblick dieſer Pyramide einen ſchönen Gedankengang über Verdammniß und Todesurtheil dieſer Welt.' Denn er wußte ſehr gut, daß die nächſte Station nach Vienne, daß Lyon ſeine letzte Station ſein werde.

So war es auch. Dieſe Freunde ſtarben ſchön und groß auf der Place des Terreaux in Lyon, wo Heinrich der Vierte jetzt vom Stadthauſe herabſieht; Cinq Mars raſch, fröhlich, der franzöſiſche Edelmann, de Thou milde und ruhig, ein Kind reifer und ſchöner Bildung. Ludwig **XIII.** hatte, fern vom Schauplatze, um die Stunde der Hinrichtung ſeine Uhr hervorgezogen, und zu ſeiner Umgebung geſagt: Jetzt hat Monſieur le Grand eine böſe Viertelſtunde.

Dieſe letzte Unerbittlichkeit ſelbſt ſchon halb todter Herrſcher erregte eine furchtbare Erbitterung, die Freunde Cinq Mars' ſchworen, ſie wollten dem Mord-Kardinale mit dem Degen ein Ende machen, er mußte, damit ein natürlicher Tod für ſeinen Schmerz mög-

lich werde, das Palais de Ruel eng mit Wachen umringen, ja im Sterben ſelbſt erzwang er vom Könige, daß er ſeine Gardeoffiziere verabſchiede, denn ſie trachteten offen dem Miniſter, einem ſterbenden Miniſter! nach dem Leben. — Um dieſe Zeit war auch Marie zu Cölln im Elende geſtorben, ſie hatte den Untergang des grimmig gehaßten Kardinals nicht erlebt. Jetzt kam ſein Ende; die Nichten Comballet und d'Aiguillon weinten an ſeinem Lager, er hatte noch geſorgt, daß ſeine Neffen den Namen Richelieu forttrügen, und kämpfte jetzt Tag und Nacht einen ſchweren Todeskampf, alle kirchlichen Formen dabei in Anſpruch nehmend. Endlich riß dieſer zähe Faden doch entzwei.

In ſeinem Hirne fand man ein Wunder: die Organe doppelten Verſtändniſſes. Wie athmete man in Paris auf, daß man dieſer doppelten und dreifachen Macht entledigt war, und das Volk ſang ſeine luſtigen Sterbekouplets, wie immer wenn was Großes ſtirbt; hohe Bäume haben die meiſten Aeſte, um Lappen und Zeichen dran aufzuhängen. Das ausdrucksvollſte Kouplet aus großer Anzahl iſt folgendes:

Ci gît, que personne ne pleure,
Ici repose le Cardinal —
S'il est bien, Dieu le garde mal,
S'il est au diable, à la bonne heure!

Die Parlamentarier, die erſt mit ſeinem Tode wieder zu Anſehn und Macht kamen, drückten ſich rückſichtsvoller aus, und ließen ihn ſagen:

J'ai vécu sans pareil, et je suis sans égal,
L'on admire partout mes vertus et mes vices;
Mes desseins, comparés avec mes services
Font douter, si je suis souverain ou vassal.

Er hatte dem Könige geſchriebene Vorſchriften hinterlaſſen, und dieſer dachte nichts Anderes, als wie er ſie am Genau'ſten befolgen könne. Dergeſtalt herrſchte über ihn die Idee des Kardinals-Geiſtes. So war zunächſt noch Desnoyers, aus Richelieu's Conſeil, die Hauptperſon beim Könige, der Schatten des Sarges herrſchte noch einige Wochen, bis denn das Leben ſich geltend machte, bis Ludwig deutlich genug ſah und fühlte: es ſind nur die Prätentionen des Kardinals übrig, nicht aber die ſcharf geſtalteten Pläne und Mittel, bis eine lebendige Fortſetzung Richelieu's, Mazarin, ſiegreich hervortrat. Ludwig XIII. würde nie allein geherrſcht haben; hätte er keinen Richelieu gefunden, er hätte ſich einen andern Premier aufgeſucht; er hatte juſt ſo viel Einſicht, um für ſich eine Ehe nöthig zu wiſſen im großen Regimente. Und jetzt, nach ſo langer Zeit, war er ganz

verwöhnt, wie es in Ehen ohne Neigung zu kommen pflegt: man hat die Frau beklagt, daß ſie an ſolchen Mann gefeſſelt, ihm unterworfen ſei, den ſie nicht liebe, und wenn dieſer Mann ſtirbt, ſo zeigt ſich, daß dies Verhältniß ihr ganzer Lebenshalt geworden, ſie wankt, ſie ſchwankt, ſie ſinkt ihm nach, als ob die ſtärkſte Nothwendigkeit des Herzens ſie zöge. Das Menſchenweſen iſt viel mannigfacher als der Romanſchreiber darſtellt, der eben ſolcher Terminologie von Herz zu Herz nachläuft, wie der philoſophiſche Schüler den Formeln des Syſtemes. Ludwigs Lebenskraft war dahin mit Richelieu. Es erinnert dies Verhältniß an das Bild alter Centauren, wo zwei Weſen zuſammengewachſen ſcheinen, und wo eins dem andern folgen muß, auch in den Tod. Der König eilte ihm nach, dem Kardinale. Man drang ihm noch Konzeſſionen ab: alle Feinde und Gefangene Richelieu's durften wieder erſcheinen, die Vendome, Elboeuf, Beaufort bis auf den dicken Baſſompierre, der mit ſeinen Memoiren und ſeiner guten Laune aus der Baſtille ſchlüpfte.

Noch ſetzte der ſterbende König eine Regentſchaftsakte auf, und zwar ganz in ſeinem Geiſte zweiten Ranges, der ſein Beſtes gethan hat, wenn er ſorgfältig auf allen Anſpruch Rückſicht nimmt, Alles neben

einander ſtellt und den Kern nicht findet. Da ſollte neben ſeiner Witwe, der Anne d'Autriche, jener Herzog von Orleans und der Prinz Condé herrſchen, und Mazarin und ein Conſeil und alles Mögliche. Damit Uebermacht vermieden werde, hinterließ er eine organiſirte Unmacht und Verwirrung, und ging ein zu ſeinen Vätern wenige Monate nach Richelieu, am 14. Mai 1643.

36.

Für den oberflächlichen Geschichtsanblick hat Frankreich nach diesen Todesfällen das Ansehn, als ob die Wirkung Richelieu's mit dessen Tode zu Ende sei, als ob die alten Elemente und Gegensätze der Liguenzeit nur niedergehalten worden, und jetzt nach wie vor ihre Häupter erhöben. Denn die Tumulte und Concessionen, die Kämpfe und Parteien und Rechtsgründe der Fronde, welche jetzt aufsteht, sie tragen auf den ersten Anblick ganz das verjüngte Gesicht der Ligue. Aber es ist ein verjüngtes und darum anderes Gesicht; dieser Gegensatz der unbeschränkten Monarchie erscheint immer mit neuer Zuthat bis zu seinem Siege, aber er ist nur innerlichst derselbe, in aller Nüance, in aller Begründung ist er verändert, verändert durch die Hilfsmittel seines Feindes, des monarchischen Systems selber. Den alten Gegensatz hat Richelieu besiegt, aber besiegt, wie aller geschichtliche Sieg sich bildet, indem er ihm neuen Lebensstoff durch die eig'nen

Siegesmittel bietet, und indem er ſolcherweiſe immer neue Kräfte für die große Entwickelungsidee eines Landes in Bewegung ſetzt. Dieſer Hauptidee Frankreichs, der Idee politiſcher Herrſchaft, war Richelieu ſelbſt als Perſon, als unberufener Sohn eines ärmlichen Gutsbeſitzers ein neuer Fortſchritt geworden. Nicht durch Privilegien unterſtützt, ſondern durch rein perſönliche Fähigkeit war er Herrſcher von Frankreich geworden, nicht Guiſe oder Bourbon oder Condé oder Montmorency kam nach ſolchem Vorgange mehr in Frage, die Bahn war jedem Namen eröffnet. Die Waffe des Geiſtes ferner hatte der Kardinal überall zu Hilfe gerufen, er hatte geſchrieben, er hatte den König zum Schreiben veranlaßt, er hatte die Schriftſtellerei durch die Akademie zu geſetzgebender Macht erhoben — er hatte alles Kriterium im Lande verändert. Jetzt mögt Ihr immer die alten Fahnen erheben, Nobleſſe und Parlament und Stadthaus, Euer Kampf iſt ganz verändert, und Ihr ſelbſt ſeid verändert, Eure alten Standarten müſſen jetzt mit neuen Gründen angekündigt werden. Wo iſt der ſtolze Kriegsadel, den Heinrich belebt und unter Zügel gehalten? Er iſt überlebt, die Kriege Richelieu's haben ihn nirgends zu Hilfe gerufen. Die alten Adelsbanner, ſind ſie jetzt noch Berufung genug? Zeigt der

Edelmann noch ſtatt alles weiteren Grundes auf ſein Wappen? Nein, auf Rechtsausſprüche beruft er ſich, auf das Parlament, was ſie beweiſen ſoll. Und das Parlament, durch Richelieu tief niedergehalten, hat dennoch durch ihn neues Leben gewonnen, was allmählich ſeinen Ausdruck ſucht. Indem er die alte Herrenwelt in Verwirrung geworfen, hat er Fragen nach neuer Rechtsbegründung erweckt, die früher unerhört waren, die jetzt eine Rechtsbehörde zu unendlicher Wichtigkeit erhoben, und ſie zu Rechtsſpekulation förmlich nöthigten. Dieſe Behörde nun mußte ſich nach dem literariſch erweckten Geiſte umthun, ſie mußte ihrerſeits eine Schriftſtellerwelt adeln, denn in dieſer Welt that ſich der erfinderiſche Gedanke hervor. So griff Eins in's Andere, ſo ſtützte Eins das Andere, um einen neuen Gegenſatz der politiſchen Herrſchaft zu bilden. Das war Alles jung und unreif, und die Macht gegenüber war geſpalten, forderte zu Angriffen heraus, der Tumult konnte nicht ausbleiben, aber es konnte nur Tumult werden, nicht mehr kompakte Gegenmacht der Ligue, nicht mehr ſchwere Macht des zweifellos geltenden Kriegsadels.

Die gens de lettres waren noch auf andere Weiſe befördert worden ſeit Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts: Die höhere Geſellſchaft, durch Heinrich

und Richelieu von der politiſchen Bühne gedrängt, hatte ſich durch Wort und Rede, durch geiſtreiche, moqueuſe Geſelligkeit zu entſchädigen geſucht. Wer darin das Meiſte vermochte, begann zu gelten, ſo drang ein neues Wappen, ein neues Kriterium ein. Geiſtreiche Roturiers wurden zum Adel gezogen, belebten deſſen Welt, und man gewöhnte ſich daran, dieſe neue Macht anzuerkennen, denn ſie war allein wirkſam, wo mit der That nichts auszurichten war. Dies mußte zuerſt beim politiſch thätigſten und geſelligſten Volke entſtehn, und mußte ſich, wie jetzt, am Reifſten bei ihm ausbilden. Die Gleichheit darin geht heutiges Tages in Frankreich über all unſere Vorſtellung; die ärmlichſte Kleidung, der gleichgültigſte Name erſcheint im Salen, und gewinnt auf der Stelle die größte Achtung und Hingebung durch das geiſtreiche Wort, oft durch die einzelne Bemerkung, welche von Ueberlegenheit zeugt. Man ſpricht immer von einer Souverainetät des Volkes, und dieſer mißliche Ausdruck erweckt ſo viel Streit, von einer Souverainetät des Geiſtes ſollte man ſprechen, und kein Franzoſe würde die Rechtmäßigkeit derſelben bezweifeln, ſie hat ſich aufgebaut ſeit Richelieu zu einer koloſſalen, Alles in ſich begreifenden Macht. Vergeſſen möge man übrigens nicht, daß die Herrſchaft Richelieu's in die Zeit

Berlin

ſiel, in welcher die Folgen der Reformation ſich durch ganz Europa in's Werk ſetzten, in welcher die Kriterien des ſouverainen Geiſtes auch da überall eindrangen, wo man die alte Form bewahrte, vergeſſen möge man nicht, daß Richelieu wohl alle kirchliche und ſtaatliche Aeußerung der neuen Welt unterdrücken, nicht aber das Lebensprinzip völlig abhalten konnte. Ja er konnte dies ſo wenig, daß er es, wie wir geſehn, durch ſeine auswärtige Politik, durch ſeine Manifeſte und Zeitungsartikel und durch Beförderung der Schriftſtellerei auf's Nachdrücklichſte ſelbſt förderte.

Das Hotel de Rambouillet in Paris war damals Mittelpunkt dieſer neuen Welt geworden, die Börſe der neuen Münze, die Privatakademie neben der officiellen. Da fanden ſich die Chapelain, Voiture, die Scudery's, Scarron, La Rochefoucauld, die Marquiſe de Sablé zuſammen, Corneille kam dahin, und Balzac, obwohl Verehrer Richelieu's, fehlte nicht, denn mit Geiſt konnte Alles ſich behaupten, er war die neue allgemeine Waffe; Adel des Degens, Adel der Robe war nicht mehr hinreichend, Adel des Geiſtes hatte allein Erfolg, denn Jedermann brauchte geſcheidte Menſchen, Alles wurde ja Polemik und Pamphlet.

Wie frei und ſchrankenlos und innerlichſt willkührlich der alſo freigemachte Geiſt in Frankreich war, wie

er ſo gar keine menſchliche Illuſion mehr brauchen konnte, wie er das Prinzip des Egoismus mit Naivetät vortrug, davon ſind die „Maximes“ La Rochefoucauld's ein getreuer Abdruck. Voltaire ſagt, daß ſich immer die eine Wahrheit unter hundert Geſichtspunkten darin darſtelle, die Wahrheit nämlich: Eigenliebe iſt der Beweggrund für alle Welt. Er ſetzt aber hinzu, daß kein Buch — und es iſt nur eine ſchlanke Sammlung von Bemerkungen — mehr beigetragen habe als dies, den franzöſiſchen Geſchmack zu formiren, dem franzöſiſchen Geiſte die Präciſion und Rundung anzugewöhnen, wodurch er beſticht und wodurch er ſich heute noch ſcharf vom deutſchen Geiſte unterſcheidet. Aeußerlich und innerlich iſt die Fronde ein franzöſiſcher Typus für Zeiten nämlich, wo neue Wünſche noch nicht völlig reif ſind: Heroismus, Uebermuth, raſch eintretende Verzagtheit, augenblickliches enormes Opfer, lachende Umkehr, als ſei Alles nur Scherz geweſen, Unterbrechung, um ſich auch parteilos, rein menſchlich gehn zu laſſen, gedankenloſes Vergeſſen, und ſolcher Eigenſchaften mehrere bilden das Frankreich ſolcher Zeit. Unſern Großvätern war auch kein anderes Frankreich bekannt, und ſie glaubten deshalb ſo langſam an den dogmatiſchen Ernſt der Revolution von 89. Im Jahre 89 war die Oppoſition,

war der Jahrhundert alte Gegensatz erfüllt, und hatte sich zu einer dogmatischen Ueberzeugung verdichtet. Man wird jetzt, wo alles Wesentliche gewonnen, wo der französische Geschichtsgeist in neue Bahnen der Aufsuchung sich vertheilt, man wird jetzt wieder mehr Aehnlichkeit mit der Fronde finden, so wie 89 die Aehnlichkeit mit der Ligue schlagend war. Natürlich in ausgebildeterem, höherem Boden, denn das Naturel behält wohl seine Grundzüge, aber die Handlung selbst ist bereichert durch die Vergangenheit. Man wird jetzt wieder von den geistreichen Führern sagen, wie Retz von Rochefoucauld sagte: er glaubt nicht genug an die Tugend, das heißt an die Vertu der Franzosen. Diese Vertu ist ihnen eine zweifellos große politische Würdigkeit, und sie war 1789 das Losungswort. — So ist La Rochefoucauld ein Gedankenbild der Fronde, und für das jetzige Frankreich immer wieder ein Liebling, dem man in den meisten Punkten Recht giebt. Folgende Maximen charakterisiren ihn und das Frankreich beider Zeiten:

Die Eigenliebe ist viel geschickter als der geschickteste Mensch auf Erden.

Die Dauer unsrer Leidenschaften hängt nicht mehr von uns ab, als die Dauer unsers Lebens.

Die Eigenliebe leidet viel ungeduldiger die Verurtheilung unſers Geſchmacks, als die Verurtheilung unſrer Meinungen.

Dafür haben wir Alle Kraft genug: die Leiden eines Andern zu tragen.

Die Philoſophie triumphirt ſehr hoch über die Uebel der Vergangenheit und Zukunft; die Uebel der Gegenwart triumphiren über ſie.

Das Ueble, was wir anrichten, macht uns nicht ſo verhaßt, als die Eigenſchaft, wodurch wir uns auszeichnen.

Die Güte, woraus man den Fürſten eine Tugend macht, entſteht bald aus Eitelkeit, bald aus Trägheit, oft aus Furcht, und faſt immer aus all den dreien zugleich.

Unſere Kaprice iſt noch viel bizarrer als die des Glücks.

Man iſt nie ſo glücklich, oder unglücklich, als man ſich einbildet.

Um ſich in der Welt zu etabliren, thut man nur alles Mögliche, um etablirt zu ſcheinen.

Die Liebe iſt ſchwer zu definiren: in der Seele iſt ſie eine Leidenſchaft zu herrſchen, in den Geiſtern iſt ſie eine Sympathie, und im Körper iſt ſie nur eine heimliche und zarte Begier, das was man liebt zu beſitzen und zwar nach viel Myſterien. — Giebt's eine reine Liebe, ſo wohnt ſie ganz tief im Herzen und wir ſelbſt wiſſen nichts von ihr.

Es giebt keine Verſtellung, die auf lange Zeit Liebe verbergen könne da wo ſie iſt, oder Liebe heucheln, wo ſie nicht iſt.

Wie es nie in unſrer Macht ſteht, zu lieben oder nicht mehr zu lieben, ſo kann ſich auch Geliebter oder Geliebte niemals mit Recht über Unbeſtändigkeit beſchweren.

Nach den meiſten Effekten zu urtheilen, die ſie hervorbringt, gleicht die Liebe mehr dem Haſſe als der Freundſchaft.

Es iſt viel ſchwerer, ſeiner Geliebten treu zu ſein,

wenn man glücklich iſt, als wenn man von ihr maltraitirt wird.

Man entſagt viel eher ſeinem Vortheile, als ſeinem Geſchmacke.

Die Schwäche iſt der Tugend feindlicher als der Fehler.

Es mag Frauen geben, die nie galant geweſen ſind, aber es giebt keine galante Frau, die es nur einmal geweſen.

Mit der wahren Liebe iſt's wie mit Geiſtererſcheinungen: Jedermann ſpricht davon, und gar Wenige haben eine geſehn.

Rechtsliebe iſt meiſtens Furcht, Unrecht zu leiden.

Freundſchaft im gewöhnlichen Leben iſt ein Austauſch guter Dienſte, ein Verkehr, wo die Eigenliebe ſich immer verſetzt, etwas zu gewinnen.

Fürſten um Vorzüge loben, die ſie nicht beſitzen, heißt ihnen ungeſtraft Injurien ſagen.

In der Eifersucht ist mehr Eigenliebe als Liebe.

Jedermann beklagt sich über sein Gedächtniß und Niemand über seine Urtheilskraft.

Jedermann rühmt sein Herz, und Niemand wagt seinen Geist zu rühmen.

Man giebt nichts so freigebig, als seinen guten Rath.

Wenn wir unsern Leidenschaften widerstehn, so geschieht's mehr, weil sie schwach, als weil wir stark sind.

Wenn man sich nicht selbst schmeichelte, so hätte man selten ein Vergnügen.

Man spricht wenig, wenn die Eitelkeit nicht zum Sprechen treibt.

Man ist nie so lächerlich durch die Eigenschaften, welche man besitzt, als durch die, welche man zu besitzen affektirt.

Man spricht lieber schlecht von sich, als gar nicht.

Eine Lobpreiſung ablehnen heißt gewöhnlich, ſie zweimal hören wollen.

Die Könige machen Menſchen wie Münze, man muß ſie nach ihrem Kurſe, nicht nach ihrem Werthe hinnehmen.

Geiz iſt der Oekonomie viel feindlicher als Freigebigkeit.

Frauen ſind oft ihres Rufes und ihrer Ruhe wegen anſtändig.

Es iſt eine große Thorheit, allein weiſe ſein zu wollen.

Den Preis der Dinge kennen iſt die Hauptgeſchicklichkeit.

Paris hatte bei dem Fronde-Aufruhre ſchon 350,000 Einwohner, war alſo ſchon eine furchtbare Macht, und ſein mürriſches Dreinſehn, als man das Teſtament Ludwigs veränderte, war von übler Vorbedeutung. Anna übernahm die Herrſchaft und Mazarin die Regierung; da war alſo wieder eine Maria

und d'Ancre, eine Maria und Richelieu, und in verhaßter Wiederholung auch wieder ein bepurpurter Kardinal. Dieser Kardinal Mazarin faßte allerdings seinem Charakter und wohl auch den Umständen gemäß die Aufgabe weicher, nachgiebiger als Richelieu gethan. Aber was hilft das, wenn ein beweglich Volk fühlt, daß eine Zeit zum Tummeln gekommen sei, was hilft's, wenn eine Phase sich durchsetzen will! Diese Sanftmuth machte nur dreister, und man sieht auf Mazarin allen Zorn entladen, der gegen Richelieu sich nicht entladen gekonnt. Das gesellschaftliche Leben muß immer wie ein Geschirr irgendwo drücken, und da wird, wie in jeder Familie ein Sündenbock nöthig ist, auch im Staate ein Mittelpunkt ausgesucht, auf den sich aller Vorwurf häuft. Dahin entlastet sich der Mensch, und er fühlt sich immer erleichtert, wenn er nur den Vorwurf gegen ein lebendiges Wesen angebracht hat.

Während Mazarin den Krieg gegen Spanien fortführen ließ, der unter d'Enghien — dem späteren Condé — und Turenne bereits vom Glückssterne des Knaben Ludwig beschienen war, während man glücklich und belehnenseifrig die Medaillen und das Ludwigs-Zeitalter von Bronze aufbrachte, während Mazarin mit großer Gewandtheit auf dem Münster'schen

Kongreſſe für Frankreich ſorgte, da knatterte das unruhige Feuer in Paris hin und her, und ſuchte ſich einen Ausgang. Der Schreckens-Kardinal war hin, man fühlte nicht mehr den ſtarren ehernen Zügel, man ſchweifte mehrere Jahre umher, man ward dreiſter und verwegener, die Geſchichte andrer Länder gab die kühnſte Anregung, in Neapel revoltirte Maſaniello, in England ſiegte die Volksopposition und Karl Stuart war an der Stufe des Schaffots! Sollte das Parlament ſo völlig zurückbleiben hinter dem engliſchen? Es ſetzte all ſeine alten Anſprüche in Bewegung, und um anzufangen wollte es keinen allmächtigen Miniſter mehr. Fort mit ihm! ſchrie das Volk, die Auflagen ſteigen täglich, er miſcht ſich in Alles, in unſre Stadtkirche St. Euſtache ſogar ſetzt er uns Prieſter von ſeiner Fabrikation, der Coadjutor Retz ſelbſt ſagt, das ginge nicht, fort mit Mazarini! Alles vereinigte ſich gegen den Fremdling, der ja eben auch wieder ein étranger, aus dem habgierigen Italien war. Richelieu war doch wenigſtens Franzoſe, wenn auch ein ſchlimmer Franzoſe, einer von den ſcharfeckigen, mit glattem ſchwarzen Haare und ſpitzigem Auge!

Retz, ſpäter Kardinal, ſpielte eine große Einleitungsrolle zum Fronde-Aufruhr, und iſt dann durch ſeine Memoiren geſchichtliche Hauptquelle dieſer Epoche

geworden. Neuerdings hat man das Manuſkript dieſer Memoiren aufgefunden, was mehr als der Druck enthält, neuerdings hat man aber auch dieſen Prologus der Fronde ungünſtiger beurtheilt, und ihm Schwäche, wie kleine Abſicht nachgeſagt. Jedenfalls war er ein feiner Kopf, und da er im Verlauf der Revolte bei Seite geſchoben wird, ſo kommt nicht gar viel darauf an, ob er etwas mehr oder weniger Muth und Plan gehabt. Er trat nicht ſowohl als Geiſtlicher, ſondern als Ariſtokrat zum unruhigen Volke, und die Ariſtokratie übernahm denn auch nach ihm gemeinſchaftlich mit dem Parlamente die Führung dieſes Aufruhrs.

Die Regentin Anna wohnte mit dem jungen Könige im Palais royal. Ludwig XIV., am 5. September 1638 in St. Germain geboren und ſchon im Mai 1643, alſo noch nicht volle fünf Jahre alt, als König vorgeſtellt, war beim Ausbruche des Tumultes, im Sommer 1648, ein Knabe von zehn Jahren. Nach den erſten Bewegungen in Paris, die man für einen gewöhnlichen Auflauf hielt, verſuchte Anna einen raſchen Streich und ließ die dreiſteſten Parlamentsräthe Blanc-Meſnil, Charton und Brouſſel verhaften. Dies ward das Signal zur ſtürmiſchen Revolte. Die mit Truppen ausgeſendeten Marſchälle werden zurück-

geworfen, Retz erſcheint in Pontifikalibus auf dem Pont neuf, und ſegnet das Volk, die Glocken läuten, alle Straßen wimmeln, er übernimmt es, zur Regentin zu gehn, und die Freilaſſung der Parlamentarier zu verlangen.

Anna empfängt ihn ſpottend und weiſt ihn ab. Da holt das Volk die alten Ketten hervor, ſpannt ſie über die Straßen — es war der 26. Auguſt — und in der Nacht werden Barrikaden errichtet, 1200 an der Zahl. — Das Parlament liebte die Drohung gegen das Königthum, aber die Revolte ſelbſt war ihm unbequem, denn alsdann ſchuf die Maſſe das Geſetz, und alles Eigenthum, was vorzugsweiſe in den Händen der parlamentariſchen Bourgeoiſie, wurde bedroht. Mathieu Molé alſo, Präſident des Parlamentes, obwohl als ſolcher an der Spitze der Widerſtands-Partei, ſuchte doch zu vermitteln, und führte die parlamentariſche Kommiſſion in's Palais royal. Bitter weiſt ſie die Regentin ab, und um alle Nachtheile der Vermittelungsrolle an ihnen darzuſtellen, empfängt ſie beim Heraustreten aus dem Palais auch die Volksmaſſe mit Verwünſchung und Zorn, man zieht den Präſidenten an ſeinem ſchönen langen Barte in die dichteſten Haufen, und die Kommiſſion iſt genöthigt, wieder in's Palais zurück zu flüchten. Dort ſpielt

der junge König im Hofe Ball. In dem hinteren Hofe des Palais, wo 1830 Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, wohnte, abgesondert vom großen Kauf- und Café-Hallen-Hofe, findet man jetzt in großen Gemälden alle damaligen Scenen der Fronde dargestellt. — Bei der eiligen Rückkehr der Kommission erkennen Anna und Mazarin, daß Großes auf dem Spiele steht, Mazarin hatte sich, mit grauem Rock und hohen Stiefeln verkleidet, in die Straßen gewagt auf Kundschaft, und hatte den Zustand bedenklich gefunden. Die Regentin willigt jetzt in die Freilassung der gefangenen Parlamentsräthe. Und das genügte nicht mehr, Mazarin mußte große Zugeständnisse machen, mußte zwölf Millionen Steuern streichen; das Parlament als vermittelnde und entscheidende Behörde wuchs dabei von Tag zu Tage.

Hiervon hatte die Aristokratie noch wenig Gewinn, sie sachte also die Flamme von Neuem, und zwar zu einer Flamme, die weit über den ersten Straßenaufruhr hinaus schlug. Umsonst waren die Opfer Mazarin's gewesen; der Herzog von Beaufort, ein Sohn der Vendome-Bastarde, den Mazarin gefangen hielt, sprang mit Lebensgefahr herunter von den Thürmen des Gefängnißschlosses von Vincennes, und stellte sich an die Spitze des Pariser Volkes. Nach aller Racen-

theorie müßten dieſe Königsbaſtarde die begabteſten Erzeugniſſe ſein, und an Herz und Leib wenigſtens ſind ſie dies in Frankreich auch geweſen vom Dunois herab bis auf die natürlichen Söhne Ludwigs XIV. Dieſer Beaufort war einer der vermeſſenſten und kühnſten, er gab alſo das Signal für den Adel, und dieſer ſchloß ſich nun in Maſſe an den Aufruhr. Fort denn von Paris! rieth Mazarin der Regentin; es war Flucht, es konnte die Lage Heinrichs III. wiedererzeugen, und war doch ein geiſtvoller Rath. Wenn Paris nicht von einem ſtarken Dogma revolutionair bewegt, ſondern nur revoltenhaft aufgeregt iſt, ſo wird es am Leichteſten von außenher bezwungen. Wenn ein Heer die Landſtraßen und die Seine ſperrt, ſo bezwingt dies ſicherer, als Feſtungswerke die ſanguiniſche Stadt bezwingen. Die Flucht der Regentin hatte allerdings ein peinlich Anſehn. In der Nacht des 6. Januar geſchah ſie bei Glatteis nach St. Germain. Dort war Niemand erwartet, war nichts vorbereitet, es fehlte an Betten, an Holz, der kleine König fror bitterlich. Man mußte erſt im nahen Forſte einige Bäume umhauen laſſen, damit Kaminfeuer gemacht werden könne gegen die harte Kälte, man mußte ſich zum Schlafe mit einer Strohmatratze begnügen.

Diese Flucht, diese Nacht hat Ludwig den Parisern nie vergeben, sie hatte sich unvergeßlich in sein Herz geprägt; sie ist seinem despotischen Sinne ein steter Vorhalt gewesen, wie man von der Macht nicht eine Linie opfern dürfe, um nicht dem Aeußersten ausgesetzt zu sein.

Daß ihnen der junge König entführt sei, vermerkten die Pariser sehr übel; auch Handwerk und Kaufwerk sah sich damals in Arbeit und Absatz noch sehr an den Hof gewiesen, der so Viel herbeizog und so viel Bedürfniß erzeugte durch Cour und Feste. Sie sangen nach dem 6. Januar in Paris:

Ces voleurs de Louis, ces infames harpies,
Le grand maitre et le Cardinal,
Après s'être saisis de toutes les copies,
Ont enlevé l'original.

Zur Königin außen hielt Condé, der mit der flandrischen Armee anrückte, nach Paris aber strömte aller Adel mit reisigem und kriegerischem Gezeuge, es kamen die Conti, die Longueville, die Brissac, die Marsillac, die Bouillon, und was war denn eine Armee ohne den Adel! Der Adel war ja der privilegirte und der eingeübte Soldatenstand. Jeder Edelmann erhob von seinen Ländereien seine Truppen, das war in geordneter Zeit seine Steuer an die Krone, sonstige zahlte er allerdings nicht, aber er zahlte Leib

und Leute. Was blieb an Kriegsmacht des Landes übrig, wenn aller Adel nach Paris ging? Werden die adligen Fahnen unter Condé treu bleiben gegen ihre Genossen? Darin lag es eben: der Adel war schon nicht mehr das einige Herreninstitut, er war schon durch neuen Sinn, durch neues Bedürfniß zersplittert. Drohend genug sah es allerdings aus, als das Parlament gewagt hatte, Mazarin zu ächten, als jene Prinzen im Parlament erschienen und sich für dasselbe erklärten zum Kriege gegen Mazarin. Die Bourgeoisie des Stadthauses, die keine Revolutionslust hatte, weil sie kein Prinzip vor sich sah wie in der Liguenzeit, sie ward mit fortgerissen; auf den Befehl der Regentin, das Parlament solle Paris verlassen, ward verweigernd geantwortet; die Souverainetät des Volkes, von den Kalvinisten herstammend, ward jetzt vom Parlamente in Anspruch genommen, und alles Uebrige bedeckte sich mit dem Schlachtrufe „Nieder mit Mazarin", um nicht offne Rebellion gegen die Krone einzugestehn. Es regnete Pamphlete und Karrikaturen gegen ihn, der Charivari ist ein uralter Franzose, und Mazarin seinerseits errichtete in St. Germain eine Druckerei, von wo er täglich antworten und angreifen ließ. Dermaaßen war die neue Waffe des Geistes schon anerkannt. Des Nachts ließ er

durch einen Reiter sein Journal „le Désintéressé“ in Paris auswerfen.

Paris machte zwar ungeheure Anstalten, um ein Heer auf die Beine zu bringen, aber der Adelssoldat blieb die Hauptsache, das Stadtmilitair war nicht exercirt und konnte gegen Condé's geübte Truppen nicht aufkommen. Retz zum Beispiele errichtete ein Regiment und nannte es theologisch „die Corinthier“. Als es vor die Thore rückte, jagten es Condé's Truppen heim, und es eilte mit blutigen Köpfen wieder durch die Thore Das ist der erste Brief an die Corinther! rief man draußen unter großem Gelächter. Dieser Frondekrieg zeigt die französische Welt in all ihrer leichten Produktion, da kein kernhafter Mittelpunkt die Gedanken sammelte; unter Witz und Lachen wurden Opfer und Anstrengungen gebracht. Denn der Parlamentsgedanke war in seiner großen Konsequenz damaliger Zeit noch durchaus abstrakt, und die Energie, welche er jeweilig zeigte, war offenbar noch nicht innerlich erzeugt, sondern ein Ergebniß des englischen Beispiels. Dieser Parlamentsgedanke lebte auch nur in Wenigen, die Pariser Opposition bestand ja aus gemischten Parteien, zwischen denen bald das Mißtrauen umherschlich. Dem Adel wurde vorgeworfen: Du hast so oft angefangen, alsdann plötzlich Frieden

gemacht, und wir haben die Kosten gezahlt! Der Adel antwortete damit, daß er seine Frauen wie Geißeln darbot: die Herzogin von Longueville, obwohl hochschwanger, bezog ein Zimmer des Stadthauses, worin bisher nur Ratten gehaust, sie gebar dort einen Sohn und bat die Bürgerschaft zu Pathen. Charles-Paris wurde der Prinz getauft; die Parlamentarier nannten sie die Mutter der Gracchen, Corneille's Römerbegriffe wurden überall lebendig.

Aber der Mangel an Lebensmitteln ward immer schmerzlicher, der Bürger wollte nicht länger hungern, er wußte ja kaum wofür, und Anna und Mazarin draußen wünschten auch sehnlichst ein Ende, das unerhörte Beispiel in England entsetzte sie, in demselben Monate Januar fiel Stuart's Kopf in London — man war von beiden Seiten zum Vertrage geneigt. Nach einigem Zaudern kam den 11. März der Waffenstillstand von Ruel zu Stande, der allerdings gar keine Frage entschied. Paris unterwarf sich in allgemeinen Ausdrücken dem Könige, und dessen Armee ließ Lebensmittel in die verhungerte Stadt passiren. Aber der Frondeur-Adel protestirte gegen die trève von Ruel, zog ab nach den Provinzen, und trug die Fronde in alle Himmelsgegenden des Reichs. Die Parlamente der Provinz-Hauptstädte nahmen begierig

die Oppoſition auf, welche das Pariſer Parlament begonnen. Außer der Normandie und Guienne that dies beſonders die Südoſtſeite der Monarchie, das Burgunderland mit ſeinem anſpruchsvollen Parlamente von Dijon, das provençaliſche Land mit ſeinen Traditionen von König René, dem die modernen Könige ſo gar nicht mehr ähnlich ſahn. In Kurzem ſehen wir auch das Hoflager von St. Germain aufbrechen in Waffen den Lauf der Seine hinauf gegen die burgundiſchen Frondeurs, gegen die Frondeurs des Südoſten.

Dieſer Südoſttheil Frankreichs, den ich den ſchönſten nennen möchte, wäre ich nicht in Pau geweſen, dies Burgund, Dauphiné und Provence iſt wiederum ſo reich und ſchön! Man geht ſie nicht zu Ende, wenn man auch ein Jahrlang geht, die Macht und Pracht dieſes Frankreich; hier ankommend geſteht man überwunden zu: ſie iſt eine belle France, und die geſegnetſte Macht Europas. Dieſe drei kleinen Königreiche Burgund, Dauphiné, Provence repräſentiren dreierlei Klima und Produkt: Burgund, was bis an den Rhone hinabſteigt, iſt durchzogen von den Goldhügeln, an denen Beaune und in deren Nähe Macon

liegt, heilige Städte für jeden Weinkenner. Petrarca ſagte in Avignon, und er war doch ſonſt ein ſo ſteif-ernſter Mann, er ſagte von der päbſtlichen Kleriſei: ſo lange der Wein bei Beaune wächſt, iſt ſie nicht zurückzubringen nach Italien, denn ſie glaubt nicht daran, daß es irgendwo auf der Erde nur eine ähnliche Rebe giebt wie die von Beaune. Es hat ein mildes, warmes Klima, das Burgunderland, an den Rebenhügeln, die das Land vorzugsweiſe bilden, lagert ſich die ſüdliche Sonne, um die Traube zu brüten, und von den nahen Alpen kommt doch Friſche und Kühlung genug.

Das Dauphiné, durch den von Oſt nach Weſt gehenden Rhone vom Burgunderlande geſchieden, iſt eine ganz andere Welt, iſt das ſchönſte Gebirgsland, was man erdenken mag, der üppigſte Baumwuchs ſteigt in den Thälern hinauf, und immer höher hinauf bis zu den höchſten Alpen. Die Becken der Iſere, des Drac, das Becken von Grénoble und das Thal von Greſivaudan ſtrotzen von friſcher Erdeskraft, von unabſehbarer Pracht der edelſten Bäume, und doch darf man nur eine mäßige Höhe erſteigen, um den Montblanc ſelbſt in ſchlehweißer Schneepracht ſcheinbar ganz in der Nähe zu ſehn, ein Greis der auf die

grüne Jugend des Dauphiné Sommer und Winter gleichmäßig herabschaut.

Das Dauphiné und die Provence sind vom übrigen Frankreich klar abgeschnitten durch den Rhone. Die Provence, das dritte dieser Länder, stellt den Süden selber dar, wo die burgundische Traube zu heiß wird, wo der grüne Baum des Dauphiné vertrocknet, wo andere Reize und Vortheile geboten werden, der Oelbaum und das Meer. Wie im Aeußeren, so sind diese Länder auch in den Bewohnern ganz verschieden, und in Deutschland würde man es unumgänglich nöthig finden, daß jedes derselben ein besonderes Königreich bildete. Lyon, an der Kniebeugung des Rhone gelegen, wo mit der burgundischen Saone die Bourgogne aufhört, das würde mit seinen Beaujolais-Bergen zur Republik gemacht, ein Genf der Seide und des Beaujolais-Weines. So wäre Mannigfaltigkeit gewonnen, und der Macht wäre ausgewichen. Wie annehmbar dies dem von früh auf selbstständigen Burgunder, dem Lyoner und Marseiller einst geschienen hat, jetzt ist es ihm doch noch angenehmer, daß von Ludwig XI. an die Könige von Frankreich und Richelieu und jener König der französischen Könige Louis le Grand andrer Meinung gewesen sind, daß diese kleinen Königreiche jetzt zur großen la France gehören,

und die unabsehbaren Vortheile einer großen National-Macht mitgenießen. Unser Schwaben, Baiern, Hessen und wie sie weiter heißen, sie glauben, sie wünschen dies heute noch nicht, sie wissen nicht auszuzählen, wie groß ihre Verschiedenheit sei von den übrigen Provinzen Deutschlands. Wahrlich, die Verschiedenheit in Deutschland von Memel bis Kostnitz, sie zeigt nur harmlose Familiennüancen im Vergleich mit den Völkerschaften Frankreichs. Der Marseiller stammt von phocensischen Griechen, der Burgunder von germanischer Race, Jahrhunderte lang haben sie einer des anderen Sprache nicht verstanden, heute noch hat jede Landschaft zonenweit verschiedene Sitte, getrenntes Bedürfniß, und fragt sie jetzt, ob ihnen dies ein Grund scheine, getrennt zu existiren!

Ich habe die Wanderung in diesen Landschaften von Avignon angetreten. Auf einem Felsberge dieser Stadt liegt die päbstliche Burg, von einem mürrischen, wüsten Ansehn, jetzt großentheils zum Militairgefängnisse benützt. Sonst wurde für Rom da gesammelt, jetzt steht eine kleine Blechbüchse an der Treppe, die bittet um ein Scherflein für den Gefangenen. Wer je gefangen war, kann dieser Bitte nicht widerstehn, er weiß, wie wohlfeil hinter Eisengittern eine sonst theure Freude zu erkaufen ist — obenein sehen die

armen Teufel aus den Fenstern herab, die einst päbstlich waren, und bitten mit den Augen. Neben dieser Burg ist die Steinhöhe offen, und ich fand allabendlich Invaliden aus der Kaiserzeit dort sitzen, und hinabschaun in die einst päbstliche Grafschaft Venaissin, wo der Rhone und die Dürance blitzen, und die Baumwelt aus dem Dauphiné noch herabreicht bis an den Horizont im Süden. Die alten Soldaten sahen dort gern die Sonne untergehn, und zankten sich über Geographie und über päbstliche Geschichte, die ihnen so fabelhaft fern lag, wie uns die Geschichte des Dalai Lama. Ich fragte sie nach der Stadt Orange, wo noch große Römerreste, und woher das Haus Nassau durch eine burgundische Heurath seinen Beinamen Oranien hat, den Ludwig XIV. im Utrechter Frieden gern für Geldern fortbestehen ließ, da das Fürstenthum am Rhone, Orange, selbst dafür abgetreten wurde; ich fragte sie nach der Quelle von Vaucluse, und immer wiesen sie mit ihren Stöcken nach dem Berge Ventoux, der riesenhaft allein in der Ebene liegt, und mit seinem Gipfel hinabschimmert bis auf's Meer, den Schiffern im Lyoner Golfe ein Wegzeichen, und immer zankten sie sich darüber, wie weit links ich vom Ventoux zu gehn hätte nach Orange, wie weit rechts nach der Vaucluse. Diese

bekannte Quelle des Petrarca liegt in den erſten Bergſchluchten, die nach dem Dauphiné hinaufſteigen, etwa fünf Stunden von Avignon; ſie iſt der Urſprung des Flüßchens Sorgues, und der Fels ihrer Grotte ſchließt das enge Thal der Sorgues. Dort ſitzen täglich Reiſende und ſchauen in den ſmaragdgrünen Waſſerſpiegel der Grotte, der um ſeiner prächtigen Farbe und Klarheit und Tiefe berühmt iſt und den die Sonne niemals finden kann. Jedermann wirft einen Stein hinab und ſieht ihn lange, lange ſinken; ich meinte, dieſes allmählig entſtehende Haus von Steinen, da dies Spiel ſchon ſeit Jahrhunderten ſpielt, müſſe der Quelle nachtheilig werden. Der Wirth aber, welcher in der kleinen Ortſchaft von dieſem Quell und von Petrarca's Liebe lebt, ſchüttelte lächelnd ſein Haupt, und verſicherte, ſolcher Quell der Liebespoeſie ſei grundlos. Hören denn die Forellen der Sorgues auf? ſetzte er hinzu, und doch werden alle Tage ſo viel bei mir gegeſſen! Das iſt der Dichterſegen, welchen oben von der Burg der ſchöne Dichter über die Vaucluſe-Schlucht geſprochen. — Auf dieſer kleinen Burg hat Laura eine Zeitlang gewohnt, und Petrark iſt oft hier geweſen. Sie liegt in dürren Trümmern jetzt, kein Baum ſchützt gegen die Sonne, und die ſchattige Quellſchlucht, in welche ſie faſt überhängend hinab-

ſieht, lockt noch heute wie Poeſie. All dieſe Verhältniſſe denke man ſich übrigens nicht grandios und beſonders pittoresk, es iſt eine ſehr einfache kleine Landſchaft des Südens, blos durch den ſchönen blaugrünen Quell und den hiſtoriſchen Reiz geſchmückt. Die Franzoſen nennen es „la fontaine de Vaucluse“ und ihre Bilder zeigen einen ſpringenden Quell; vielleicht iſt dies ein Bild des Frühlings, wo alle Waſſer in Bewegung ſind, ich habe den Quell todtenſtill und unbewegt gefunden.

Man hört jetzt nicht mehr zwei bis dreihundert Glocken auf dem Pabſtfelſen — roc des Dons — Avignons, wovon Rabelais die Stadt la ville sonnante hieß, man begegnet nicht mehr den Mönchsſchaaren, die bevölkerte heilige Stadt iſt jetzt ſtill und unſcheinbar provincial mit 30,000 Einwohnern, die ſonſt allein 35 Klöſter beſaß, und wo mehrere tauſend Menſchen Tag für Tag blos das Metier des Betens trieben.

Welchen Weg ſchlägt man ein, um am Ergiebigſten in die Provence zu kommen? Avignon bietet zwei Wege: die Stromfahrt auf dem Rhone hinab an Tarascon und Beaucaire, dem Meßorte, vorüber nach Arles, durch eine der Rhone-Mündungen hinaus in's Meer, an der Küſte entlang nach Marſeille.

Dabei gewinnt man Arles, verliert aber Marſeille, denn Marſeille iſt wie eine intereſſante Schöne, die nicht in jeder Lage ſchön iſt und nicht in jeder Lage überraſcht ſein will. Von Aix, was ſie haßt, muß ihr der Beſuch kommen, dorthin, nach dieſer Seite iſt ſie aufmerkſam und präſentirt ſich der ariſtokratiſchen Nachbarin zum Hohne in allem Reiz und Zauber, der ihr zu Gebote ſteht. Dieſer Anblick iſt ſo ſchön, daß er Joſeph Vernet's Talent zuerſt und für immer entzündete: von beiden Seiten zeigen ſich Strandgebirge, ſchließen Marſeille ein, ſtreuen violette Felſeninſeln nahezu in's Meer, und ſchließen in Rahmen die Stadt und den fernhin ſchimmernden Meeresſpiegel. Bis zur Stadt hinab aber iſt eine Thalbucht und Berglehne unzählbar von Baſtiden beſät und von jenen zarten Kieferbüſchen des Südens beſchattet, die wie Sonnenſchirme ausſehn, und überaus maleriſch ſich darſtellen. Ueber das Alles breitet die Sonne des Südens oder in der Morgen- und Abendſtunde das Meer den Duft und Nebelhauch, der da lockt und verſchönert.

Um dies beſte Theil Marſeille's nicht zu verlieren, gehe man zu Waſſer bis Arles, und von da zu Lande über Aix nach Marſeille, ſo gewinnt man Arles, klaſſiſch durch ſeine römiſchen Reſte, durch Arena

und Venus, und durch das beſte, weil lebendige Erbtheil des Venusdienſtes, durch ſeine ſchönen Weiber. Unter den lebhaften, zu Jähzorn geneigten Provençalinnen ſtehen die Weiber von Arles obenan. Sie zeigen unter kurzen Röckchen das zierlichſte Bein graziös beſchuht, haben die ſchönſten Augen, den lieblichſt gerundeten Kopf, und tragen das Haar ſo genial, daß man eine lebendige Ueberlieferung des Venusdienſtes darin allein erkennen mag. In grauer Vorzeit bildete Arles den Mittelpunkt eines provençaliſchen Königreiches, des Königreiches von Arles; Aix aber — Aquae Sextiae — war im goldnen Zeitalter der Provence die Hauptſtadt derſelben, ein Hof der Troubadours, der Künſte und Reize bis zum König René aus dem Anjou-Hauſe. Dies Aix, jetzt noch der Hauptſitz provençaliſchen Adels, feinerer Sitte und Bildung neben dem fünfmal ſtärkeren kaufmänniſchen, demokratiſchen Marſeille, erinnert durch ſeine Lage und ſein Aeußeres keineswegs an Reiz und Schönheit, die mit ſeiner Geſchichte verknüpft ſind. Baumalleen, die es umgeben, ſind noch das Schönſte daran, es liegt noch einige Lieues nördlich von der ſchönen Meerabdachung, und auch die meiſt modernen, breiteren Straßen deuten nicht einmal auf intereſſantes Alter. Da ſteht eine Statue Königs René, ich

möchte ſagen im Leeren, weil mitten im Modernen, womit der Troubadour-König keine Verbindung gehabt. Ein Fürſt des Geſanges in der Bildſäule gefeiert iſt in Frankreich, im Lande des Thuns, ohnedies eine befremdliche Erſcheinung, vielleicht hätte man ihm ein lieblich einſames Plätzchen, oder eine überſchauende Höhe ſuchen ſollen.

Auch in ſolcher Feier eines ſeltenen Mannes trennt ſich Marſeille von Aix; Maſſilia hat immer einen Inſtinkt der Abneigung gehegt gegen große Männer: es hat Hannibal gehaßt, es hat Cäſar gehaßt, und dieſen Mißgriff theuer bezahlt, es hat Napoleon gehaßt, und wenn wir an der Durance die nördliche Provence aufwärts ſteigen über Siſteron bis an die Grenze des Dauphiné, was den Napoleon am Treuſten liebte, ſo finden wir im engen Thale der Durance eine Grabſtätte der Marſeiller für dieſen Kaiſerhaß. Als Napoleon nämlich von Elba zurückkam, machten ſich die Marſeiller auf, ihm den Paß aus der Provence in's Dauphiné, ihm die Durance-Schlucht zu verleiden, erlitten aber bei der ſogenannten Sauce oberhalb Siſteron von den Bergbewohnern des Dauphiné eine zerſchmetternde Niederlage.

Der Charakter des Provençalen gilt übrigens in Frankreich für brüsk, lebhaft, ja heftig, für beredſam,

dichterisch, für gutmüthiger in der hohen Provence, für gröber, eigennütziger am Rhone, wo er mit dem groben Süd=Languedoc grenzt. Politische Talente hat die Provence in den letzten fünfzig Jahren viel hervorgebracht: Barbaroux der feurige Girondist, Sieyes der Konstitutionserfinder, Barras, Mignet, Thiers, sie sind Provençalen. Wer erinnert sich nicht der tobenden Marseiller, welche in den ersten Jahren der Revolution in Paris Hauptkern aller Straßenschlacht waren! Sie waren aus der südlichsten Provence. Thiers und Mignet, so maaßvolle Talente, sind aus dem Oppositionstheile des Marseiller Bezirks, sie sind aus Aix.

Marseille selbst, was sich von der eingeschlossenen Abdachung sanft hinabzieht nach dem hufeisenförmigen Hafen, entspricht mit seinen großen, breiten Straßen der unteren Stadt, mit seinem wimmelnden, auch orientalisch belebten Hafen, mit seinen Boulevards an der Berglehne, mit seinem ungeheuren Lazareth auf der einen Seite, den endlosen Bastiden im Rücken, und seiner Notre Dame de la Garde, der höchsten Höhe auf der andern Seite über den Boulevards, es entspricht mit Leben und Treiben durchaus der Vorstellung von einer großartigen Handelsstadt und von einer wunderschön gelegenen Seestadt. Der von Ver=

gen eingeſchloſſene Halbkreis, in dem es liegt, geht nicht nach Süden hinab, ſondern iſt durch den ſüdlich herum tretenden Felsberg der Notre Dame nach dem weiten Meere hin geſchloſſen, er hat ſeine Oeffnung nach Weſten. Die Bai, durch Felſeninſeln geſperrt, tritt alſo von Weſten her in den allerdings engen Hafen, der aber ſolchergeſtalt dem offenen Meeresdrange ganz entzogen iſt. Um das volle Meer zu ſehn muß man über die Boulevards hinaus auf den Notre-Dame-Fels ſteigen. Dort ſteht ein Kirchlein und ſtationirt ein Wachtpoſten — einſt hieß es: Wenn ein gemalter Soldat an der Wand von Notre Dame de la Garde ſteht, ſo iſt das hinreichend, Notre Dame wacht, man ſieht ſo weit, der Feind hat ſo weit durch die Inſeln herein, daß man keiner weiteren Wache bedarf.

Allabendlich ſteigt man als Fremder da hinauf: die Sonne geht den Hafenthürmen gegenüber unter, ſinkt hinter den Inſeln Pomègue und Ratoneau in's Meer, und ihre letzten Strahlen zittern durch den Hafen über den rauchenden Orientale, der unbeweglich ſitzet, über die breite Cannebière, den Straßenſtolz Marſeilles, über die Dächer hinauf an der Berglehne und verliert ſich im Gewimmel von Baſtiden und Kieferngruppen.

Oder ein Gang am Hafenquai entlang mahnt den

nördlichen Fremdling, daß er hier an einer Brückenspitze Europa's sei: statt unserer Lohnkutschertafeln „Gelegenheit nach Berlin, nach Prag, nach Frankfurt" sieht er Schiffstafeln „Gelegenheit nach Stora, nach Bona, nach Tunis, nach Alexandrien, nach Smyrna." —

Ich habe, von Africa kommend, im großen Lazareth von Marseille eine achttägige Quarantaine verlebt, und das Glück gehabt, an einer offnen Gallerie meine Wohnung zu erhalten, die hinaussah auf Meer und Inseln und rückwärts auf die letzte Westkrümmung der Bai, auf Chateau d'If und den fruchtbarsten Theil der Küste. Es war Anfangs October und der wohlthätigste, ungetrübte Sonnenschein; — wenn ich des Morgens heraustrat, lagen die Inseln wie dunkelglühende Schätze im Meere, wenn ich des Abends dies schöne Schreibzimmer, diese Gallerie verließ, die an die dreihundert Schritt lang gleichzeitig Promenade war, da winkten wieder aus funkelndem Meere die rothblauen Inseln — ich habe da stets an die Hesperiden gedacht, wo unter bloßer Greisenhut die herrlichsten Schätze und Geheimnisse ruhn, ich habe den Reiz des Klima's und der Formen provençalischer Lande genossen still und ruhig. Die Levante-Baumwollenballen unten im Hofe, deren Berührung

vierzig Tage Strafe kostete, waren mir eine heilsame Grenze, die Unterschiede des Landesreizes zu respektiren. Allerdings, wenn man nicht ruhig und genau zusieht, und sich nicht Stoff und Form genau in's Auge faßt, so weiß man dem Vorwurfe nichts zu entgegnen, der in dem grauen, grasloſen Boden, der an den grauen Oelbäumen nichts Schönes findet. Das Sonnenreife befriedigt unser Auge, ein näheres Zusehn zeigt alles Einzelne so überaus edel, die Kiefer ist fein wie edelstes Holz, der andre Baum ist eine Pistazie oder ein Mandelbaum oder ein Feigenbaum, der Fuß zertritt Thymian und Lavendel, deren Duft sich alsbald verbreitet wie ein Weihrauch für die edle Schöpfung.

Meerfelsen ziehen sich an der Ostküste hinüber nach dem bergigen Strande von Toulon, dem die in's Meer heraus gruppirten Berge den schönsten und größten Hafen Frankreichs bilden. Hier kann man alle Wasserkrieg-Anstalten im Großen betrachten, und landwärts hinter der Stadt auf die befestigten Höhen steigend, wo Napoleon sich zuerst auszeichnete, sieht man über ein viel weiteres und durch Kriegsschiffe stolzeres Hafenbecken als bei Marseille. Die südliche Kraft der Provenceerde, zum Theil vulkanisch, wächst nach dieser Südostküste hin von Lieue zu Lieue. Das Städtchen

Hyères ist nur vier Lieues von Toulon entfernt, und die Niederung, die sich vor ihm hinabzieht an's Meer, den Hyerischen Inseln zu und eine Lieue breit vom Städtchen bis an den Strand, sie ist wie herübergetragen aus dem Königreiche Palermo, zu dem sie einst politisch gehörte, sie ist mit Citronen und Orangebäumen bedeckt, ja einzelne Palmen steigen dazwischen auf, Boten des Orients. Chronisten, wie es scheint, sehr vollen Mundes, erzählen, daß man unter dem Hohenstauffen Friedrich II., der Sicilien so überaus liebte, hier bei Hyères das Zuckerrohr und den Pfefferbaum gebaut habe. Das Alles betrifft aber die Niederung vom Städtchen Hyères hinab, nicht wie es gewöhnlich heißt, die Hyèrischen Inseln, welche dieser Niederung gegenüber liegen. Es sind ihrer vier, darunter eine Titan genannt, ein Fels mit einer guten Wasserquelle. Die größte, Porquerolles, ist bewaldet, und Louis XIV. ließ eine große Fasanerie dort errichten, aber weder sie noch Port-Croz, die fruchtbar und mit Lavendel bedeckt, noch Bagneau, die unbewohnt wie Titan ist, haben jene berühmten Vorzüge der Niederung von Hyères. Pinkerton aus England will Homer's Insel der Kalypso hier gefunden haben.

Weiter nach Osten über Fréjus hinaus beim alten

Antipolis, heute Antibes, liegen die beiden Lérin-Inseln, von denen St. Marguérite viel Geheimnisse und Sagen aus Ludwigs XIV. Zeit auf sich nehmen mußte. In der That hatte sie ein Staatsgefängniß, und die eiserne Maske ward hier gesehn, hinter welcher bekanntlich bald der Minister Fouquet, bald ein naher Verwandter des Königs gesucht wird, bald ein italienischer Gesandter. Die Sache gilt jetzt nur in so weit für aufgeklärt, daß sie in's beliebige Dunkel des unsichern Sagenthumes verwiesen wird, was allerdings für eine so klare Zeit sich wunderlich genug ausnimmt.

37.

Die Könige Frankreichs haben ſich wenig in dieſem Südoſttheile Frankreichs aufgehalten, nicht in der Provence, nicht im Dauphiné, nicht in Burgund iſt eins ihrer Luſtſchlöſſer. Ich reiſ'te von Aix gegen Norden, um einen baaren Gegenſatz königlicher Luſtſchlöſſer aufzuſuchen, ein Trauerſchloß altfranzöſiſcher Zeit, was wunderlich genug jetzt wieder bevölkert worden, die große Karthauſe nämlich — la grande chartreuse — oberhalb Grénoble unweit der ſavoyiſchen Grenze Frankreichs. Sie iſt die Urkarthauſe, das Vorbild und die Herrin aller übrigen, ſchon im elften Jahrhunderte vom heiligen Bruno ſelbſt geſtiftet.

Alles klöſterliche Leben, die Kehrſeite von Verſailles, kommt in ganz eigenthümliche Frage, als Ludwig XIV. ſeine Reform des Kirchenregiments beginnt, und ſich zuerſt der Grundſätze des Port royal, eines damals modernen Kloſterlebens unweit Paris bedient gegen den Papismus, alsdann aber die Welt des

Port royal mit der Verwerfung alles Janſenismus ebenfalls verwirft. Das ſtrengſte Religionstreiben der großen Karthauſe, gedankenlos und unthätig, ſteht im hohen Gebirge ſo unfruchtbar und ſchattenhaft daneben, eine modernde Tanne neben dem ſtrotzenden Ludwigsbaume.

Niedrige Bergkämme kriechen bald oberhalb Aix in der Provence umher, und der Uebergang in anderes Erd- und Luftleben ſtellt ſich dar nach 24ſtündiger Reiſe. Der graue, heiße Boden geht über in Wieſenſtriche, der Oelbaum wird ſelten, der Maulbeerbaum löſ't ihn ab, ein niedriger, friſcher Baum, nur durch ſeine Nützlichkeit entſtellt wie ein Stück von Fabriken. Von den Blättern des Maulbeerbaums lebt der Seidenwurm, ſie werden alſo abgeſtreift, und der gutmüthige Baum präſentirt ſich denn oft nur als Beſen, wenn Alles ringsum voll und buſchig ſteht. — Die Alpen drängen ſich ſteiler herab, und bei Siſteron bildet ſich ſchon ein ſchmaler Ausgangspaß aus der Provence in's Dauphiné hinauf. Es iſt jener Alpenſtrich, von einem alten Könige Cottius kottiſche Alpen genannt, der ſich weſtlich gen Avignon hin mit dem Berge Ventoux abſchließt. Der Paß von Siſteron war eine der letzten Muthsproben für Napoleon. Der Kaiſer kam von Cannes über Digne durch die

östliche Provence herauf, sein Häuflein war noch klein, und er hatte große Eil, die Durance-Brücke bei Sisteron zu erreichen, welche Angesichts eines wohlversehenen Forts herüberführt auf die westliche Seite des Flusses, an welcher der einzige Weg hinaufleitet gen Gap und Grenoble. Er hatte Eile, damit ihm die feindlichen Marseiller nicht zuvorkämen. Uebrigens wußte er auch nicht, ob der Kommandant des Sisteron-Forts ihm geneigt oder abgeneigt handeln werde. In dieser Ungewißheit kam er an die Brücke von Sisteron, die Kanonenmündungen starrten vom Fort herab, er sah hinauf, ob sie blitzen und ihn zerschmettern würden, hielt aber nicht inne, sondern ritt mit seinen Truppen über die Brücke, des Aergsten gewärtig. Sie blitzten nicht, und er schlief die Nacht leichteren Herzens in Sisteron. Jetzt lag die Provinzentreihe vor ihm, auf welche er am Sichersten zählen konnte, die Provinzentreihe des Ostens das Dauphiné, die Franche Comté, der Elsaß und Lothringen. In Grenoble wußte er den General Labouchère, er setzte also seinen Marsch zuversichtlich fort über Gap hinauf gen Grenoble. Es ist bekannt, daß Labouchère zu ihm überging, und daß er dies später den Bourbonen mit dem Leben bezahlen mußte. Ich folgte dieser Bergstraße, und sah mich schon im tiefen Kessel von Gap in

Bergen gefangen, als ob ich in die Schweiz ſelbſt gerathen ſei. Hier herrſchten einſt die Lesdiguières, die im entſcheidenden Augenblicke unter de Luynes das Hugenotenthum verließen, ein ſteinernes Grabmal in Gap zeigt den großen Bataillenr, wie ihn die Chronik nennt, den Connetable Lesdiguières in voller Rüſtung. — Von hier ging man ſonſt öſtlich die alte ſpaniſche Straße über den Col du Genèvre nach Italien. Der Pelvoux, gegen 13,000 Fuß hoch, iſt die höchſte franzöſiſche Alp, im Dauphiné an der ſavoyiſchen Seite gelegen, rechts von ihm kommt das Waſſerbecken der Durance herab, links hinunter das Becken der Iſère, des Hauptſtroms dieſer Provinz. Man begegnet hier ſchon wieder Maibäumen, die an die deutſche Heimath erinnern, und einem ſonderbaren Gebirgsfeſte, die Rückkehr der Sonne, was jährlich gefeiert wird. Es giebt nämlich einige Thäler, wo ſich die Sonne hundert Tage nicht hinfindet, der erſte Strahl, welcher wieder hereinblitzt, wird mit Muſik gefeiert, und Jedermann bietet der Sonne einen Eierkuchen dar. Sobald ſie ihn beſchienen, trägt man ihn nach Hauſe und verzehrt ihn. Es giebt hier wie in den Pyrenäen ein Republikthal, das Thal von Queyras, aber nicht von ſo ausgebildeter Form wie in Andorre. Die Menſchen ſind bereits viel derber als in der Provence,

denn selbst von den Gavots, wie sich die Nordprovençalen des Gebirgs nennen, sagt man, sie hätten nichts Grobes als die Kleidung, so fein und geschickt sei die Menschenart. Darin aber kommt Gavot und Dauphinois überein, daß Lesen, Schreiben und Rechnen bei ihnen viel verbreiteter ist, als in vielen Theilen Frankreichs. Die Wintereinsamkeit der Berge treibt die Leute zur Schrift. Ein großer Theil dieser Leute steigt übrigens bei herannahendem Winter hinab in die Provence, um dort zu arbeiten. Höher aus dem Gebirg kommen auch wie aus Savoyen die Buben in's mildere Land hinab, französische Savoyardenjungen, und sammeln mit einem Murmelthiere oder sonst einer Rarität der Berge einen kleinen Gewinnst. Der Dauphinois gilt für brav, tüchtig und kriegerisch; hier findet man noch in jeder Hütte, was unsre Dichter fälschlich von ganz Frankreich aussagen, das Bild des Kaisers, und den Ruhmeskultus, von dem es umgeben wird.

Ueber hohe Berge, durch tiefe Thäler, an steilen Abgründen hin führt die Straße nach Grénoble, wo mehrere Thäler zusammentreffen, und eine Schluchtenebene bilden, die vom Drac und der Isère bewässert baumreich und fruchtbar ist. Ostwärts aus dem materischen Thale von Graisivaudan, der Heimath

Bayards, kommt die Iſere herabgebrauſ't, und über die Wände dieſes Thales links hinauf führt auch der nächſte Weg nach der Karthauſeneinſamkeit des Gebirges. Der bequemere Weg aber führt nördlich aus dem zugeſtellten Thale von Grénoble durch liebliche Städtchen an Berghängen. Von da ſieht man links ſeitwärts hinab in die Iſeren-Au, eine prächtige Niederung, die weſtlich nach dem Rhone hinunterſtrebt. Grénoble liegt bereits verſteckt hinter Bergwänden, die zuſammentreten, und von der freundlichen Stadt Voiron wendet man ſich nun erſt ſtreng rechts nach Oſten, der Bergſtock zwiſchen hier und Grénoble, auf welchem die Karthauſe liegt, iſt umgangen, und man kommt der ſogenannten „Oede" — désert — von flacherer Seite bei. Dennoch wird es eine einſame Gebirgsſtraße bis St. Laurent, die weiter verfolgt nach dem nahen les échelles und an die ſavoyiſche Grenze führt. In St. Laurent nahmen wir Bergpferde, und ritten in die Berg-Oede hinauf. Es iſt eine gebirgige Waldſchlucht, durch welche ein Bach herabſtürzt; ein ſteinerner Thorbogen am Eingange der Schlucht bezeichnet den Eintritt in dies Karthäuſergebiet, ein Reitweg führt am Bache aufwärts, und für uns wurde der Eindruck zunächſt darauf beſchränkt, daß wir zum erſten Male in Frankreich einem grotesken,

ächten Wald, einen Wald der Heimath um uns sahen, eine Seltenheit in dem gelichteten, überall angebauten Lande. Man reitet einige Stunden darin, ehe man den Bach überschreitet, und nun überaus steil einen Berg hinaufklimmt. Dann kommt eine zweite Thorpforte, deren Thorhaus zerfallen ist. Eine Viertelstunde höher, und es treten ziemlich weit gegenüber einige grüne Matten aus der Waldesdichte, man sieht Häuser darauf und Vieh. Dort haben die Karthäuser ihre Meierei, ihre Küchengärten. Noch eine Viertelstunde höher und man hält an der Mauer, welche die Karthause wie eine Festung umschließt, die Klostergebäude, grau und verwittert, sehen mit hohen Spitzdächern, mit Thürmchen und zahlreichen Dachgiebeln darüber herab. Der Grandsom, die hohe Bergspitze, ragt hinten darüber hinaus, die Wolken ziehen als noch selbständige Wolken zwischen den Dächern hindurch, es ist todtenstill, und man hält das Ganze für eine wüste, unbewohnte Mauerwelt.

Es war Sonntag Vormittags, die Sonne trat zuweilen hervor, und ein rasches Glöcklein begann plötzlich zu läuten, langsame schwere Glocken folgten ihm. „Die Messe beginnt," sagte unser Führer. Abgesondert vom Mauerringe steht ein einzelnes, breites Haus, für Fremde bestimmt, welche nicht eintreten

dürfen, Ketzer und Frauen. Wir waren Beides, ich aber als bloßer Ketzer ging zuversichtlich hinein, der Pförtner öffnete, und wies mich ohne Konfessionsfrage nach dem Kirchenchore hinauf. Dort fand ich einige Bauern aus der Umgegend, unten im Schiff der Kirche saßen die Karthäuser in weißen, schwarzen und braunen Kutten und sangen die Messe. Dieser Chor von bloß Männerstimmen wirkte wie mahnender Donner in dem leeren Raume, die verborgenste Fähigkeit zur Andacht mußte aufgescheucht werden.

Bist Du in Frankreich? fragte ich mich erst später. Ja, aber im Frankreich der alten Könige, der Könige, die in St. Dénis schlummern.

Nach der Messe zerstreuten sich die Karthäuser, und unten im Kreuzgange strichen einige an mir vorüber. Sie standen mir im Gedächtnisse wie die Trappisten, und ich glaubte, jeder Anrede würde nur die Erwiderung folgen: „memento mei!“ Jedenfalls wollte ich Keinem die einsame Gedankenreihe stören, für welche so viel Anstalt gemacht, ein Orden gestiftet, auf dem Gebirge eine Stadt erbaut, die Sinnenwelt verwiesen war. Ich ging also in den Vorhof zurück, der hinter dem Pförtnerbogen belegen, und von wo ich gerade ein in den Kreuzgang des Hauptgebäudes geschritten war. Ich wußte in Wahrheit nicht, an

wen ich mich wenden ſollte, ein Bauer hatte mir beiläufig die Pforte geöffnet, ein officieller Pförtner war nicht zu ſehn, und einer vorüberſtreichenden Kutte traute ich keine Rede zu. Am Ende redete mich eine braune Kutte in klarem Franzöſiſch zuerſt an; ein junger Kopf ſaß auf dem groben Gewande, und der noch ungeſtüme Haarwuchs mochte alle Woche gebändigt werden müſſen zum kahlen Haupte. Ich wünſchte das Kloſter zu ſehn und einige Nahrung für mich und meinen Reiſegenoſſen. Er war bereitwillig, fragte, warum jener nicht eingetreten, und ließ mich ſogleich im Stiche, als ich ihm den Grund geſagt. Er würde mir einen Andern ſchicken, ſagte er im Fortteilen. Nach einiger Zeit erſchien ein eisgrauer Bruder, deſſen glatter Kopf ſich ergeben und nicht Meſſer noch Scheere mehr brauchte; ein dünner grauer Bart hing ihm um's Kinn, eine weiße Kutte um die mageren Glieder. Er fragte mich, ob ich Franzoſe ſei — dies iſt eine Schmeichelei, die in Frankreich nicht leicht begegnet, weil ſie den fremden Accent beim erſten Worte hören, und nicht gern ſo unhöflich ſind, zu fragen, ob man aus dem Elſaß ſei. Dort ſpricht man nämlich ein Franzöſiſch, was alles Ausland an unfranzöſiſchem Accente übertrifft. — Nein, ehrwürdiger Vater, ich bin aus Deutſchland. — „Aus Deutſchland?“ Das

ſchien ihn zu intereſſiren — „aus Nord- oder Süddeutſchland?“ — Aus Norddeutſchland. — „Vielleicht aus Preußen?“ — Ja, aus Berlin. — „Dann ſind Sie wohl nicht katholiſch?“ — Dieſe ſtatiſtiſch weiſe Frage iſt auch ungewöhnlich in Frankreich, und mir fiel ein, ob die Karthauſe am Ende doch auch auf eine Zeitung abonnirt und ich nun in Gefahr ſei, wegen des erzbiſchöflichen Streites mit Cöln und Poſen an der Karthauſenthür abgewieſen zu werden. Indeſſen verläugnete ich doch meinen Unglauben nicht, und geſtand, daß ich ein Ketzer ſei. Darauf ſchien er ſeine Maaßregeln für mich zu ändern, ging unentſchloſſen hierhin, dahin, und führte mich am Ende doch überall herum, ſprach unbefangen und freimüthig — und zwar deutſch. Er war aus der Pfalz, war ſchon an die dreißig Jahre Karthäuſer, und verſicherte, es ſei ihm, als ob er geſtern eingetreten, ſo ſchnell ſei in der regelmäßigen Zeitintheilung die Zeit vergangen. Jede Stunde nämlich hat ihre vorgeſchriebene Beſchäftigung: wenn ſie nicht beten oder zum Gebet ſich ſammeln, beſchäftigen ſie ſich mit einer Hand- oder ſonſtigen Arbeit auf ihrer Zelle oder in ihrem Gärtchen. Jeder hat, was man in Frankreich ein appartement nennt, eine abgeſonderte, aus mehrern Gemächern beſtehende Wohnung: durch ein kleines Entrée

kommt man in's Zimmer, was links und rechts hinter sich zwei kleinere Gemächer hat, eins zum Schlafen, ein's zum Studiren. Diese Zellen, weil jede neben sich ein abgesendert Gärtchen hat, sind alle wie kleine Anbauhäuschen an das Hauptgebäude angelehnt, vernichten dadurch alle Architektur, geben aber dem Ganzen etwas Charakteristisches, da sie sich auch vom Hauptgebäude bergaufwärts vereinzeln, und dadurch an die Einsiedler-Kabanen erinnern. Alle am Hauptgebäude stoßen innen an den großen Kreuzgang, so daß man zu bestimmter Stunde die ganze Länge dieses bergab sinkenden Gewölbganges entlang Mönche heraustreten sieht wie Automaten, welche ein Zauberer regiert. Der Kreuzgang ist dadurch, durch seine Länge, und durch seine bergab sinkende Lage interessant, aber er ist sonst nicht besonders hoch und schön, und das Kloster mit Bibliothek und Versammlungssälen inmitten, mit der Kirche und den Speisesälen am Eingange zeigt in seiner inneren Baulichkeit nichts Besonderes. Es ist nur die Lebensweise darin besonders. „Zwei Irrthümern," sagte mein Führer, „welche hierüber verbreitet sind, muß ich immer widersprechen," und dabei zeigte er mir einen kleinen Kirchhof inmitten der Gebäude — „der eine ist, daß wir uns selbst und täglich das Grab grüben, und daß wir niemals mit

einander sprächen. Beides ist unwahr. Wenn wir einander auch nicht zu unserer Unterhaltung auf den Zellen besuchen, wenn auch zu jedem etwa vorkommenden Besuche eine besondere Erlaubniß nöthig ist, wenn auch innerhalb des Klosters selten einer zum andern spricht, so haben wir doch gemeinschaftliche Spazierstunden, wo jeder spricht, der sprechen will."

Einmal in der Woche nämlich, am Sonntage außer der Fastenzeit, und an Festtagen dürfen sie außerhalb der Ringmauer zwei bis drei Stunden in Berg und Wald gemeinschaftlich promeniren und mit einander sprechen. Uebrigens ist ihre Entstehung und ihre Lebensweise folgende:

Der Stifter des Karthäuserordens, der heilige Bruno, stammt aus Deutschland, wo er 1035 zu Cölln geboren wurde. Er kam mit 6 Genossen nach Grenoble, und bat den Bischof um das Einsiedlerrecht in der Gebirgsöde. Noch eine halbe Lieue höher als das jetzige Kloster, am Felsen des Grandsom siedelten sie sich an, und bauten sich zerstreut liegende Kabanen. Um sie vor dem harten Winter zu schützen, errichtete ihnen der Bischof die Karthause, von welcher allmählig 260 Filialkarthausen ausgingen, 66 allein in Frankreich. Ihr Leben ist gleichzeitig ein-

ſiedleriſch und gemeinſchaftlich — solitaires et cénobites — ſie eſſen und beten zuſammen, und ſind alle übrige Zeit allein, beſchäftigen ſich irdiſch zu beſtimmter Stunde, denken frommen Gedanken nach zu beſtimmter Stunde, examiniren ſich des Abends zu beſtimmter Stunde, wie ſie den Tag zugebracht. Des Morgens iſt große Meſſe, Nachmittags iſt Vesper, des Nachts weckt ſie die Glocke zu den Matinen in der Kirche, die vier Stunden dauern. Wer noch nicht genug geſchlafen, kann nach den Matinen noch einige Stunden ruhn. Sie eſſen gemeinſchaftlich, und während der Mahlzeit wird aus einem frommen Buche vorgeleſen. Fleiſch iſt nie erlaubt, ſelbſt nicht dem Kranken; zur Advents- und Faſtenzeit und Freitags verſchwinden auch Eier und Milch, und es giebt nur Waſſer und Brot. Sie ſchlafen auf Stroh und bedecken ſich mit wollenen Decken; ſie tragen wollenes Unterkleid und wollene Kutte, an der die Kapuze zum Auf- und Niederziehn angebracht iſt. Die Erfahrung zeigt, daß ſie bei dieſer Lebensweiſe geſund ſind und alt werden. Zu Novizen nehmen ſie gewöhnlich nur junge Leute. Ihr liebſter Spruch iſt: Der heilige Geiſt hat verſprochen zu dem zu reden, deſſen Herz ſich in der Einſamkeit gefällt. Ihr liebſter Ausruf das Wort des heiligen Bernhard:

O beata solitudo!
O sola beatitudo!

O glückſelige Einſamkeit!
O einzige Glückſeligkeit!

Sie verkaufen auf Begehr ein geſchichtliches Buch über die Große Karthauſe, was authentiſch über ihre Verhältniſſe iſt, da es von ihrer Mitte ſelbſt ausgeht. Der Buchhändlerpreis ſteht darauf gedruckt, wie das in Frankreich Sitte iſt, und wenn mein Exemplar in böswillige Hände käme, ſo wäre den Karthäuſern die übelſte Nachrede gewiß: die Zahl der Franks nämlich iſt ganz fein herausgeäht. Ich weiß nicht, was das für ein übler Zufall ſein mag, mein ehrwürdiger Vater, der mir's für einen ganz mäßigen Preis überließ, war ein ſanfter, frommer Mann; ich hatte mich verrechnet und ihm für Buch und Mahlzeit einige Sous zu wenig gegeben, er erinnerte nichts, und mir fiel es erſt ein, als ich ſchon weit auf dem Rückwege war. Zu großer Bekümmerniß ward ich deſſen inne! ich ungläubiger Ketzer, dem man gefällig geweſen, verkürze die armen Leute, beſtärke am Ende ihren Glauben an die Unredlichkeit der Welt — aber die Nacht hätte mich im Gebirge übereilt, wenn ich den Fehl gut machen wollte, und der weltliche Sinn mußte es zum Uebrigen nehmen, wie ſchwerfällig er ſich hierbei

anſtellte. Die Wahrheit zu geſtehn, es kränkt mich heute noch, und erzeugt mir Vorwürfe. —

Der erſte braune Bruder, dem ich begegnet war, ein Novize wie ich nun erfuhr, brachte doch am Ende ſelbſt die magere und, was überflüſſig, auch unſchmackhaft bereitete Koſt in's Fremdenhaus herüber, und machte uns Feuer im Kamine. Denn obwohl in der Ebene warmes fröhliches Wetter war, ſo näherte ſich doch der Karthauſe ſchon die Winterzeit. Sie liegt ſo hoch wie die Brockenſpitze, und der Grandſom erhebt ſich noch einmal ſo hoch über ſie. Als wir den abſchüſſigen, viel beſchwerlicheren Rückweg antraten, ſahen wir noch einen weißkuttigen Karthäuſer, der eine der höchſten, einſamen Zellen bewohnte, vor ſeinem Häuschen auf und abgehen, die Neugier ſchien ihm keinen Blick auf uns abzugewinnen, noch auch die Sonne, welche durch Wolken auf ſeine Kapuze hervortrat — unter ihm lag die graue Karthauſe, über ihm der graue Grandſomfels, dazwiſchen zogen Wolkenſchleier im Sonnenlichte; welch eine Welt mochte in dieſes Mannes Seele ausgebildet liegen? Ich glaube an die glückliche Ruhe dieſer Leute, aber ich fürchte, ihre Welt iſt eine kleine und kümmerliche. Aus einer feſtgehaltenen Regung beſteht ſie, den Gedanken verliert ſie in der einförmigen Bahn, wie ein

Glied unfähig wird, wenn man es ſtets nur nach einer Richtung bewegt — die wahre Welt, das iſt die Entwickelung der Welt, wird ihnen unbekannt. Karthäuſer, ich beneide Dich nicht, ich richte Dich nicht, ich wünſche Dir den Frieden, der Dir genügt, und der uns Weltkindern ein Tod iſt.

Wenn ſie über ſich ſprechen und ſchreiben, die Karthäuſer, ſo fehlen ſie darin, daß ſie ihre Einſamkeit und ihre Opfer wie ein Verdienſt anſehn neben der unenthaltſamen übrigen Menſchheit. Damit tödten ſie noch die höchſte Idee, welche in ihrem Inſtitute lebt, und welche in der höchſt möglichen Gottſeligkeit des Einzelnen ruht, des Einzelnen für ſich. Ihr Prinzip iſt ein ganz egoiſtiſches, für das Glück, was ſie genießen, müßten ſie die Welt, von der ſie ſich ausſchließen, um Verzeihung bitten; durch die Beſcheidenheit und Lieblichkeit ihres Glücks müßten ſie dem, der ihrer zufällig anſichtig wird, Theil geben an ihrer höchſten Idee. Sie gewähren nichts als einen vereinzelten Eindruck; darin müßten ſie Alles gewähren. Was iſt denn Tugendgewinn, wenn er allein bleibt? Er iſt Ruhegewinn für den Einzelnen, weiter nichts, der Begriff Tugend geht damit zu Grunde, denn er ſtrömt nirgendhin aus, er wirkt nirgend hin, er entſteht und vergeht wie ein folgen-

loſes Atom. Es iſt zu begreifen, daß von Einzelnen abſolute Einſamkeit geſucht und ihnen ein Glück iſt, aber es iſt nicht zu begreifen, wie man ein Verdienſt darin finden kann. Eins wäre übrig: Dieſe Leute denken und ſchauen ſo ungeſtört, ſie werden das Denk- und Schau-Vermögen des Menſchen zu ſublimſter Höhe ausbilden, und uns durch ein Wort, durch ein Zeichen, wenn auch nur durch den ganzen Weg dafür ein Wunder der Menſchheit hinterlaſſen als ewige Eroberung. Nein, die Erfahrung lehrt das Gegentheil, ſie lehrt, daß der menſchliche Geiſt in der bloßen Abſtraktion wüſt wird, geſchwächt, daß er in leerer, öder Zeit und Weile in ſchwankende Schattenhaftigkeit vergeht, daß Geiſt und Welt nur in ihrem Zuſammen etwas ſind, daß der rein abgezogene Geiſt auf Erden eine Ohnmacht iſt. Was müßten dieſe 260 Karthauſen Europas für Denker erzeugt haben! Und die Geſchichte weiß von keinem Einzigen! Aller Weltgeiſt Europas iſt außer ihnen entſtanden, die Karthauſen in Frankreich ſind wüſte Inſeln, die gar keinen Zuſammenhang haben mit Frankreich. Selten ſchreibt und denkt ein franzöſiſcher Autor ſo mittelmäßig, wie dieſe Blüthe der jetzigen Karthauſe, welcher die Ausarbeitung des oben erwähnten Buchs übertragen worden iſt. Zur Verherrlichung des ein-

ſiedleriſchen Lebens führt er unter Anderem die Worte an, welche ein Biſchof von Genf zur Frau von Chantal geſprochen: es iſt nicht möglich, in dieſer Welt glücklich zu ſein, wenn man nicht aus all ſeinen Kräften beiträgt zum Glück ſeiner Mitmenſchen. —

Merkwürdig, daß dieſe ungeſellige Kléſterlichkeit juſt beim geſelligſten Volke ihren Anfang nehmen konnte. Seit der Franzoſe den kargen Reſt religioſer Illuſion, deſſen er fähig, hinter ſich geworfen, iſt er über ein Inſtitut wie die Karthauſe gar nicht mehr zu ſprechen; die Nicolai's und platt philoſophiſche Adepten bei uns ſind dann nur unſchuldige Stümper gegen die franzöſiſche Auffaſſung alles Kloſterverſuchs. Unten am Heerſtraßenplateau in St. Laurent liegen die leidliche Jahreszeit hindurch Maler, die im Gebirge Studien ſuchen, wie man denn an allen Seeküſten und intereſſanten Berg- und Landſtrichen Frankreichs dieſe Künſtler ſchaarenweis findet. Deren Betrachtung über die Karthauſe war die erſte, welche ich jetzt, von da herabkommend, mit Aufmerkſamkeit anhörte. Künſtler hätten doch am Erſten einen Zugang, eine Schonung für einſame Welt. An die Karthauſe ſelbſt haben die Maler ſogar eine direkte Anknüpfung; die Karthauſe lockt mit beſondrer Theilnahme den Hauptmaler aus der Fronden-Epoche, le Sueur, er hat das

Leben des heiligen Bruno gemalt, als er einen Edelmann im Duell erstochen hatte, und auf lange Zeit in der Pariser Karthause Schutz vor dem Königsbann suchte und fand. Dieser Bildercyklus, dessen Original im Louvre, ist ein Stolz der Karthause, wenn auch der Antheil an dieser sinnlichsten Kunst in ihrer inneren Welt eigentlich eine Inkonsequenz ist. Die Farben- und Fleischeswelt des Gemäldes gehört folgerecht durchaus in den Bereich der Fasten, denen der Karthäuser sonst unterworfen ist, ja mehr noch als der grobe Sinnengenuß durch die Zunge.

Aber die französischen Maler haben kein Erbarmen mit der Karthausen-Welt; ein gebildeter Franzose reiste mit uns hinab nach Voiron: dieselbe Ansicht, derselbe Ausdruck! Das ist stehende Form der Sprache geworden, wie bei uns der Haß gegen Jesuiten. Faulenzer, Heuchler, Dummköpfe, Narren, sind die unwandelbaren Bezeichnungen. Es ist bekannt, daß die theilweise Wiederherstellung solcher Anstalten durch die 1815 zurückkehrenden Bourbons diesen augenblicks den innigsten Widerwillen der Nation zuzog. Die französische Kirchenwelt hatte sich vollkommen in der Ligue erschöpft, die Fronde hatte schon nicht den geringsten religiosen Beisatz, die Zeit Ludwigs XIV. war trotz der Bossuet und Père la Chaise der kirchlichen

Innerlichkeit ſchon völlig entfremdet, dieſe ſtrenge Innerlichkeit vertrat Port Royal und der Janſenismus, und Ludwig XIV. entſchied ſich richtigen Inſtinktes gegen ihn, und für die moderne, für die politiſche Kirchlichkeit der Jeſuiten, in denen die Befreiung von Illuſion den Untergang aller Illuſion vorbereitet.

Hatte die grande chartreuse in den Hugenotenkriegen oft Ueberfall, Plünderung, ja Zerſtörung zu leiden gehabt, denn ſie lag wie eine Inſel im hugenotiſchen Lande, welches ſich von den Alpen hinabzog über den Rhone nach den Cevennen und Pyrenäen hin — die Revolution 89 machte natürlich all ſolchen Inſtituten radikal ein Ende. Da kam diejenige Definition von Tugend auf, wornach man nur in geſellſchaftlicher Wirkung auf Mitmenſchen tugendhaft ſein könne, der direkte Widerſpruch aller Karthauſe.

Jetzt giebt es in Europa nur noch 12 Karthauſen und eine weibliche — 7 in Italien, 2 in der Schweiz, 3 in Frankreich, wenn eine kleine Karthäuſer-Anſtalt bei Montpellier, und die weibliche Karthauſe bei Voiron nicht gezählt wird, die dort im Schloſſe Beauregard ſeit 1821 errichtet iſt.

Nach der kleinen Chartreuſe bei Montpellier ziehen ſich die alten und kranken Karthäuſer, welche das rauhe Klima der großen Karthauſe nicht ertragen. Dieſe hat jetzt, Väter und Brüder und Novizen zuſammengerechnet, ungefähr ein Perſonal von 60 Kutten.

38.

Die Regentſchaft Ludwigs XIV. richtete zwar nach dem Waffenſtillſtande von Ruel Aufmerkſamkeit und Kriegsplan zunächſt auf jenen Südoſt von Frankreich, aber vor den wirklichen Angriff dieſer Provinzen-Fronde rollten ſich noch unerwartet die bunteſten Ereigniſſe.

Umſonſt erwartete man von Tag zu Tage die Ankunft des jungen Königs in Paris. Er war zehn und ein halbes Jahr alt, und hatte ein unterſetztes, ſehr ernſthaftes Anſehn. Vom Bearner Bourbon hatte er die gebogene Naſe geerbt, aber keineswegs die übrige Häßlichkeit. Seine Erziehung bis dahin war nur auf Gentilhomme-Form und Sitte gerichtet, er hatte tanzen, reiten und fechten gelernt; alle intellektuelle Erziehung war noch völlig vernachläſſigt, der junge König konnte noch nicht einmal leſen. — Seine Mutter, die Regentin Anna, obwohl bereits 45 Jahre alt und überaus gottesfürchtig nach ſpaniſcher Art, hatte doch

noch heftige Leidenschaften. Wie immer wird denn Mazarin, die Hauptperson, auch als Liebhaber der Regentin aufgeführt. Dergleichen ist Bedürfniß des Geschwätzes. Er war damals 50 Jahre, und von Geistesarbeit schon sehr geschwächt, bleich und mager; die großen Augen blitzten unter grauenden Brauen hervor, eine römische Nase, ein kurzer Bart über der Oberlippe, ein Henri quatre schärfte das blasse Antlitz, und er erscheint auch im Aeußeren wie ein sanfteres Nachbild Richelieu's. Vielleicht war nicht so viel schonungsloser Handlungskern in ihm wie in jenem Vorfahr, nicht so viel unbedingter Drang nach Macht, wenn auch eben so viel Verstand, und eine noch feiner geschmeidige Klugheit. Vielleicht bedingten die ganz geänderten Verhältnisse, daß Mazarin mit ähnlicher Anlage doch eine ganz andere Figur wird als Richelieu. Er hatte nicht eine so einfache Autorität hinter sich wie Ludwig XIII. war, zu deren Eigenthümlichkeit sich der Kardinal doch immer in gleichmäßigem Gesetze verhielt; hinter ihm stand ein Weib und ein Knabe, und als der Knabe mannbar wurde, zeigte er sich viel eigensinniger, von viel stärkerem Naturel als sein Vater. Vor Allem war die Opposition des Königthums im Groben bereits gespalten, sie weiter zu splittern bedurfte es jetzt feinerer Maaßregeln, der

Nachwehen gar nicht zu gedenken, die einem despotiſchen Regimente immer folgen. Tauſend Kräfte, die mit Gewalt von despotiſcher Hand allmählig gefeſſelt worden ſind, ſchnellen nun auf, mit einem Male, um ſo heftiger, je weiter ſie aus ihrem natürlichen Willen gebogen ſind. Die Erbſchaft eines Reiches, das kurze Zeit despotiſch regiert worden, ſonſt aber ausgebildet genug iſt zu bedingter Regierung, ſolche Erbſchaft iſt geradezu bedenklicher als die eines durch Aufruhr zerrütteten Landes. Hier findet man Uebermuth neben Erſchöpfung, dort aber verhaltene Kraft

Mazarin hatte ſeine blühenden Nichten bei ſich, die ſchönen Mancini aus Siena und Florenz — pour distraire ses jours d'ennui, et pour servir de parterre à Son Eminence, wie Balzac ſagt. Man ſprach damals am Hofe von St. Germain wiederum eine Zeitlang wenig Franzöſiſch: die Herrin war aus Spanien, der Herr aus Italien, man zog alſo dieſe romaniſchen Sprachen vor zum Aerger Frankreichs. — Wie ſteht's mit dem Einzuge in Paris? wurde alle Tage gefragt. Nicht die Regentin, nicht der Kardinal, nicht der junge König bezeigten Luſt dazu — man entſchloß ſich plötzlich, und ging ſtatt öſtlich nach der Hauptſtadt direkt nördlich bis an die Spitze von Isle de France, nach dem Luſtſchloſſe Compiegne. Dies Jagdſchloß

der älteſten Könige hat die Größe und den Glanz, die es jetzt noch zeigt, erſt unter Ludwig XV. erhalten. Es iſt in der Geſchichte Frankreichs nie ſo hervorgetreten wie Fontainebleau oder St. Germain oder Verſailles.

Paris war höchſt unzufrieden über dieſe Unhöflichkeit des Hofes. Aber der Hof in Compiegne war auch ſehr unzufrieden, denn der Kriegshauptmann gegen die Fronde verlangte ſeinen Siegestheil. Hatte etwa Condé aus Liebe für Mazarin gegen Paris gefochten? Er wollte nun voll gemeſſenen Theil an der Herrſchaft. Das wollte Mazarin nicht, und der hitzige franzöſiſche Prinz wirft in zorniger Wallung die ganze mühſam gewonnene Lage wieder in's Chaos. Er läßt anſpannen, und fährt ſchnurſtracks mitten nach Paris hinein, am lichten Tage, nach Paris, das er noch eben bekämpft und beſiegt hat. Welcher Jubel empfängt dort den berühmten Kriegshauptmann! Die Fronde, welche ausgelöſcht ſchien, wird mit einem Male fürchterlicher denn je, der Feldherr des Hofes, an welchem die Soldateska hängt, iſt zum Feinde übergegangen. Mazarin iſt in großen Nöthen, er läßt ihm ſagen: Wollt Ihr den Oberbefehl in Flandern gegen den einbrechenden Spanier? — Nein!

Aber obwohl ſich der Aufruhr nun überall neu

entzündet, obwohl spanische Heere über die Grenze fluthen, obwohl die Regierung ihr Kriegshaupt verloren — Condé hat sich doch geirrt, und seine soldatische Macht überschätzt. Wenn alle Kräfte in Bewegung kommen, da ist ein einzelnes Talent nicht mehr unentbehrlich. Mazarin findet einen glücklichen Entschluß, er bricht mit dem Könige nach Paris auf, jetzt, wo sich dort die Feindschaft wieder ausbilden wollte. Den 16. August 1649 kommen sie an, Mazarin reitet neben dem Kutschenschlage des Königs — der unerwartete Schritt überrascht und befriedigt die Pariser ungemein, Alles zeigt Freude, das ist Mazarin, dort, zu Pferde! flüstert man sich zu, aber Niemand thut ihm was zu Leide.

Noch kühner verfolgt Mazarin den kühnen Streich: er läßt Condé und dessen Genossen verhaften, Condé selbst! Man erstarrte; ist Richelieu wieder auferstanden? Und nun in demselben Feuer führte er den Hof mit dem Heere nach den Provinzen, nach dem Südosten hinauf gegen Burgund, nach Westen gegen die Guienne, und er siegte überall!

Unterdeß erholte sich freilich Paris von seiner Ueberraschung, man frondirte wieder hie und da, leise und laut: beim gelähmten aber unerschöpflich geistreichen Scarron, der die 15jährige Mademoiselle Aubigné

zur Frau genommen, im Marais traf man ſich wieder des Abends, und die tollſten Pamphlete wurden wieder zuſammengeſetzt. Der Strang ſtand darauf, aber was fragten Franzoſen, Scarron, Marigny darnach, wenn ſie frondiren konnten! So fand Mazarin, als er ſiegreich aus den Provinzen in den Louvre zurückkehrte, Paris ſchon wieder in einer aufgereizten Stimmung. Außerdem hatte ſich Prinz Gaſton mit dem Parlamente vereinigt, nachdrücklich auf Freilaſung der Prinzen zu beſtehn. Mazarin, dem energiſches Verfahren jetzt ſo gut gelungen war, handelte ohne Zögern in dieſem Zuge fort, und ließ alsbald die Prinzen zur Nachtzeit auf der Seine einſchiffen, ſie hinabführen nach dem Franzthurme im Havre.

Als Paris deſſen inne wurde, krachte es überall auf, als ob ein Feuerſtrahl in die zerſtreuten Pulverſtriche gefahren wäre, man griff zu den Waffen, man beſetzte die Thore, man verlangte Mazarin's Kopf, man war das unberechenbare, kapriciöſe Paris. Dahin waren alle Vortheile, die der Kardinal erfochten! Alles verließ ihn, nur die Regentin Anna nicht. Aber ſie konnte ihn nicht ſchützen. Am 6. Februar 1651 des Abends um 8 Uhr, alſo bei Nacht und Nebel, verkleidete er ſich als Kavalier mit breitkrämpigem Hute, ſetzte ſich zu Pferde, und ritt unerkannt aus

dem Thore von Paris. Endlich war er flüchtig. Aber er floh wie der Fuchs, den unerwarteten Weg und eine unerwartete Zukunft in's Auge faſſend. Gen Havre floh er, die Freilaſſung der Prinzen trug er in der Taſche, er ſelbſt wollte ſie frei laſſen, ſo handelte er noch als Herr, nicht als Flüchtling, und verpflichtete ſich den Feind.

Anna mußte indeſſen in Paris der Oppoſition weichen, das Parlament hatte geſiegt, ſein Präſident, Molé, trat als Großſiegelbewahrer in's Kabinet, Mazarin ward für einen Landesverräther erklärt und verbannt, der junge Ludwig mußte das unterſchreiben, und um für neue Bahn ganz freie Hand zu haben, kamen Molé und Gaſton überein, den unmündigen Prinzen volljährig zu erklären. Für das dreizehnte Jahr geſtattete dies der Landesbrauch.

Mazarin zog an der nördlichen Grenze hin, und ließ ſich in Bouillon nieder. Tag und Nacht korreſpondirte er mit Paris, und verkehrte, unterhandelte mit dem Auslande, als ſei er noch Miniſter. Paris urtheilte ganz richtig: er hatte ſich große Geldſummen vorbereitet. Damit warb er ſich eine kleine Armee, und an deren Spitze kündigte er in unterwürfigſter wie geſchickteſter Form dem Hofe und dem Stadthauſe ſeine Rückkehr an. Er wußte ſehr wohl, daß die

Prinzen nicht geruht: Condé war wieder frank Frondeur geworden, und hatte sich an die Spitze der aufrührerischen Guienne gestellt. Sie wußten ja selbst nicht, wo es hinaus sollte, diese Großen, sie hatten nur das beunruhigende Gefühl, daß bei aller Wendung ihre Herrschaft keine hinreichende Gestalt fand. In immer neuer That betäubten sie sich und suchten neue Wechselfälle. Der Adel war durchaus ohne größeren und klaren Plan; wie hätte er siegen mögen!

Als Mazarin sich so gerüstet ankündigte, schickte ihm Anna flugs zwei Marschalle für seine Armee; es war ja Aufruhr im Lande, den der patriotische Kardinal mit seinem Gut und Blute zu unterwerfen kam. Heiter zog er also wieder in's Frankreich hinein, nach der Guienne zu. König und Regentin mußten zur Armee, und an der Loire begegneten sie ihm, das Zersprengte war wieder vereinigt.

Als sich Paris in solcher Form betrogen sah, stieg seine Wuth gegen Mazarin auf's Aeußerste. Es setzte einen Preis auf den Kopf des Kardinals, wie auf den Kopf eines Wolfes. Der Adel blühte in Abwesenheit des Hofes zu so hevaleresker Romantik auf, daß Mademoiselle Montpensier, Gastons Tochter, sich an die Spitze der Milizen stellte, gen Orleans zog und es eroberte. Darauf schrieb sie an die Re-

gentin, daß ſie für den jungen König die paſſendſte Partie ſei, und daß ſie ihn heurathen wolle.

Dies Hin- und Herzerren, dies Auf- und Ableben des Kampfes in der Fronde wird nach und nach für den Zuſchauer unerträglich, weil keine herrſchende Kraft dramatiſch hervortritt, weil endloſe Luſtſpielwendungen ſich ohne Zuſammenhang da herumtummeln, wo der ernſthafteſte Inhalt erwartet wird. Der Edelmann zeigt noch die Tapferkeit des Ritters, noch den unabhängigen, hartnäckigen Sinn, aber er zeigt ihn nur ſtoßweiſe, er producirt nichts, es iſt keine einige Welt mehr in ihm. Der tiefer revolutionaire Theil der Fronde, der zukunftsſchwangere, das Parlament, das berechtigte Bürgerthum — es war nicht organiſch legal erwachſen, wie man gerne ſagt, es entſtand wie der Stein, der anſetzt und wächſt durch Zeit und Zufall. Die alten Coutumes unter den früheren Königsracen waren als bürgerlich-parlamentariſche unwichtig, ihr eigentliches Leben war jenes Herrenrecht der freien und mächtigen Großen, bloße Zugabe waren einzelne Gnadenrechte ſpäterer Zeiten, da die Städte groß und für den Herrſcher wichtig wurden. Seit den Valois ſpielte dies Alles als unweſentlich alt Regiſter, was etwa organiſch darin fortgebildet war, gehörte in's bloße Municipalweſen, aller politiſche Theil

konnte nur unter den Händen kräftiger Spekulation durch Anknüpfung, durch kombinirende Folgerung neu erzeugt, konnte nur durch heldenmäßig entschlossenen Sinn errungen werden. Waren die Blanc Mesnil, die Molé, und namentlich der am Lautesten ausgerufene Broussel solche Helden? Keineswegs; weder an Geist, noch an Muth, noch an Charakterkraft. Das Energische war in früherer Zeit nur vom Adel und dem gemeinen Volke, dem Volke der Hallen zu gewärtigen. Jener war durch Unabhängigkeit und Wehrhaftigkeit an großen Sinn gewöhnt; das Volk der Halle hatte nichts zu verlieren, blieb dem freien Triebe des ledigen, ungebundenen Wesens nahe, Rohheit wirkt oft wie großer Sinn. Der Mittelstand, durch Bildung und Beispiel noch nicht über den Sinn des Mittelmaaßes hinausgehoben, konnte und wollte nicht dauernd beisteuern für eine Revolution, deren Absicht und Ziel noch unentwickelt und nicht vorzuzeichnen war. So hätte die Fronde, wenn sie auch sonst stärker gewesen wäre, an der Flauheit des Stadthauses scheitern müssen. England, was in gleicher Zeit zu neuen Formen durchdrang, hatte den zähen Nationalcharakter für sich, der selbst für's Mißliche bis zum Aeußersten aushält, wenn er auch ungeschickter ist für einen genialen Wurf als der französische.

England hatte endlich das Religionsmotiv in aller Stärke zur Hilfe aufgespart, was Frankreich frühzeitig in der Ligue erschöpft hatte.

Dies Parlament der Molé und Broussel wurde eine organische Welt für die Folge, für die späteren Generalstaaten und Assemblés, denn jetzt fiel seine Bewegung und Prätention in eine geistig erwachende, in eine literarisch fortkombinirende Zeit. Die spekulirende Wissenschaft, welche Louis le Grand zwar zunächst für den Despotismus benützte, trug doch mitten durch den Despotismus die einmal lebhaft empfangene Frucht unter dem Herzen hindurch, und gebar sie als ein reifes Kind im achtzehnten Jahrhunderte. Das Parlament der Fronde war also viel mehr Ahnherr als Abkömmling, und als der die Fronde lähmende Sinn der Bürgerschaft dem Alltäglichen enthoben war durch allgemeiner gewordene Bildung, als der Bürger auch für politische Idee Opfer zu bringen bereit war, wie einst für die religiose, da konnte die Fronde in durchdringende Revolution ausgehn. Für diesen Weg lagen noch anderthalb Jahrhunderte vor den Franzosen.

Condé, der in der Guienne nicht so festen Hintergrund fühlte als in dem großen Kriegswalle Paris, ritt Tag und Nacht durch Frankreich, ritt ein Pferd

nach dem andern nieder, um wieder nach Paris zu kommen, und von der großen Frondefeſtung aus den Krieg fortzuſetzen. Das royaliſtiſche Heer folgte ihm, und es kam unter den Mauern von Paris zur Schlacht, auf der nördlichen, auf der Montmartre-Seite, welche ſtets Pariſer Schlachtfeld. Turenne, ein neues Feldherrntalent, führte die Royaliſten. Der junge König erſchien zum erſten Male Angeſichts des Schlachtfeldes, und ſah kaltblütig in Feuer und Sturm; das kalte Blut der Race war auch ihm eigen. Condé, der noch für ihn einſt der große Condé werden ſollte, war überall, bald an der Porte neuve, bald an der von St. Dénis, aber er konnte eine halbe Niederlage nicht aufhalten, ſeine Schaaren wurden an die Mauer von Paris gedrängt, und Paris hatte die Thore geſchloſſen! Wie? Der König war mit dem Stadthauſe, was ihm geneigt blieb, in Unterhandlung getreten, und das Stadthaus hatte die Thore geſchloſſen gegen den Rückzug Condés. Die Montpenſier, mit dem Strohkreuze, dem Symbol der Fronde, bezeichnet, erſchien auf dem Hôtel de Ville, und beſchwor, die Thore zu öffnen. Das Geſchütz krachte immer näher, in den Vorſtädten ſchlug man ſich mörderiſch — ſie rannte auf die Baſtille und ließ die Kanonen auf die Royaliſten abbrennen. Es

war ein heißer Julitag: der wilde Beaufort ſtaubig, blutig, mit nacktem Säbel kam auf den Grèveplatz geſprengt, wollte das Oeffnen der Thore erzwingen. Condé und unſre Leute gehn zu Grunde! ſchrie er — aber er kam nicht weiter als bis auf die Treppe des Stadthauſes, er muß ſich ſetzen, ſo iſt ſelbſt dieſer ſtarke Körper von Kampf und Hitze erſchöpft. Schafft mir Wein! Wein! ich verſchmachte — das Volk bringt ihm Wein, er trinkt in langen Zügen. Die Herren oben woll'n mich entſchuldigen, ich finde ſogleich die Kraft wieder —

Die Thore wurden geöffnet, und die Entſcheidung war wieder hinausgeſchoben. Jetzt entſchloß ſich Anna, Mazarin noch einmal zu entlaſſen — es geſchah, und das Parlament, dem nun jener große Vorwand genommen war, verlor hiermit ſeine Haltung. Die Friedlicheren darin wollten zum Ende. Anna berief das Parlament nach Pontoiſe. Nach Pontoiſe? Wie lächerlich. Aber die Ruhebedürftigen, Molé an der Spitze, kamen doch, und ſo war das Parlament geſpalten, die Wirkung ſeiner Beſchlüſſe war dahin, die Transactionen beginnen, und zwar ohne deutliche Bedingung, wie viel man auch von Amneſtie ſprach, des Königs Einzug wird beſchloſſen, die Fronde iſt zu Ende.

Am 21. October 1652 gegen Abend kam der ernſthafte, ſtattliche Königsjüngling, von Fackelträgern begleitet, nach dem Louvre geritten. Er ritt ein feuriges, graues Roß, er ſaß ſehr gut zu Pferde, und die Pariſer hatten ihre Freude an ſeiner ſchönen Erſcheinung. In der großen Mehrzahl und in aller unbefangenen Theilnahme war der Sinn für Königshaus und Königsmacht noch immer lebhafter als jeder andere.

Es war nun erreicht, Mazarin war fort, aber auf wie lange? Und was ſtand übrigens zu erwarten, da die Gegenſätze innerlich nirgends geknickt waren? Die Gegenſätze waren zu keiner Reife ausgebildet, man konnte ſie noch biegen, wie man die Ruthe biegt. Condé und die Hauptfrondeurs eilten von dannen, ſie trauten dem Landfrieden nicht. Einige ganz ſtille Tage zogen über Paris; dann beginnt Anna nach Mazarin's Vermächtniß zu handeln: Retz, der bei der Transaktion gar freundlich behandelt worden, verſchwindet hinter den Gräben von Vincennes, und Mazarin kommt einfach wieder im Louvre an, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, er machte die Probe, ob das Wild des Aufruhrs wirklich todt ſei. Es war todt. Umſonſt wird Condé von Spanien

aufgenommen und der Unterſtützung verſichert, die Zeit iſt ausgelebt, Paris iſt müde, und der junge König erbt die ganze Erſchlaffung und Niedergeſchlagenheit, die einer wüſten Revolte folgt. Darauf erbaut er ſeinen Despotismus. Ludwig XIV. hat keinem Frondeur vergeben, er hat dieſe Jugendeindrücke ſein ganzes Leben hindurch nicht vergeſſen, und doch erſcheint er jetzt und noch einige Jahre gedankenlos.

Um die getrübte Königsmacht rein herzuſtellen, wird 1654 in Rheims Krönung und Salbung veranſtaltet. Wie ſchön nahm er ſich aus im weißen Krönungskleide der ſchöne, junge Fürſt, der ſich ſo wohl zu tragen wußte, wie gefiel er den Franzoſen, welche in dieſem Punkte ſo empfänglich ſind! Die alte Seigneurie der Vaſallenherzöge ward beliebig vertreten durch gewählte Edelleute: ein Vendome ſtellte den Herzog von Aquitanien vor, ein Elboeuf den der Normandie, ein Beurnonville den Grafen von Toulouſe — die Welt der Repräſentation kündigt ſich an, wo Alles im Könige beruht. Er bezeichnet, was der Stoff gilt, und das wird der allgemeine Werth deſſelben; er erfindet frei ſchöpferiſch die Symbole für eine alte Macht, die jetzt einen Augenblick dargeſtellt werden ſoll, nicht zum Zeichen alter, ſondern zum Zeichen neuer Macht.

Frühzeitig beginnen übrigens die Verliebtheiten des Königs, und dem Anſcheine nach beſchäftigen ſie ihn allein, ſo lange Mazarin lebt. Das geſunde Naturel in ihm macht alles Geleit der Lebensalter in guter Ordnung durch: der Knabe übt den Körper, der Jüngling geht der Liebſchaft nach, der junge Mann liebt, und iſt unter alle dem ein Mann und Herr geworden, der herrſchen will und kann. Man ſagt, ein Bürgermädchen ſei ſeine erſte Paſſion geweſen, blond, ſchlank und drall, halb ſpaniſch, halb italiſch gekleidet, wie damals in Paris Mode war. Durch den Tuilerieengarten promenirend hatte er ſie geſehn. Er war ſchüchtern; Anna hatte ihn ſtreng erzogen; aber das ſtark wollende Naturel ſiegte bald: er ſchickte ihr Guiſe nach, der neben ihm promenirte, und ließ ihr ſagen, ſie möchte in eine Seitenallee kommen. Schnippiſch wie eine kluge Franzöſin erwiderte ſie: Sagt dem Könige, daß ich die Welt fürchte, wie er ſeine Mutter fürchtet; wenn er mich ſprechen will, ſoll er in die große Allee kommen. — Er ſchickte ihr nach, um ihre Wohnung zu wiſſen — Rue Froidmanteau hieß es, und nun ritt er oft durch die Rue Froidmanteau, und wagte ſelbſt nächtliche Zuſammenkünfte, um das zierliche Mädchen zu ſehn.

Zu zweit kam eine Ehrendame der Regentin an

die Reihe, eine Mademoiſelle de la Mothe. Sie tanzte ſo ſchön, und Ludwig liebte den Tanz ſo ſehr, er figurirte ſo gern in den Ballets! Gemeſſene, graziöſe Bewegung des Körpers wirkte früh wohlthätig auf ihn, all ſeine Anlage ging auf eine wohl gemeſſene Welt der Erſcheinung.

Anna kam hinter dieſe Neigung, und das Ehrenfräulein wurde alsbald entfernt. Neben dieſem edleren Knospentriebe entſchädigte er ſich aber bereits ſinnlich mit dem, was er in der Nähe hatte. Da war eine Kammerfrau ſeiner Mutter, eine Madame Beauvais, ſie war einäugig und garſtig, aber ſie war nahe. Merkwürdig! Die erſte Hauptliebe dieſes Königs bildete ſich faſt unabhängig von äußerer Schönheit, wenn auch nicht unabhängig von anmuthiger Erſcheinung des ganzen Weſens, wofür Ludwig immer empfänglicher war als für blendende Schönheit. Die La Valliere war bekanntlich nie ſchön, weder von Antlitz noch von Körper, ſie hatte Pockennarben und hinkte ſogar ein Wenig. Die Franzoſen ſagen ihr, für Ludwig erſtaunend, ſogar ein fades Geſicht nach, aber die erſte Liebe ſucht ja nach dem Verſchwimmenden, die ſpätere erſt nach dem Pikanten. Ludwigs letzte Neigung für die ſtrengen, ſtarken Züge, für das feiſte, bleiche Geſicht der Maintenon zeigt indeſſen noch ein-

mal wie die Neigung zur La Valliere und zur eigensinnigen Montespan, daß sein Herz sich überall jenes Unterscheidende, jenes Individuelle aufsuchte, was sein Geist so geflissentlich vernichtete. Vor der La Valliere'schen Zeit entbrannte er in allerlebhaftester Neigung für eine der Mancini, und zwar wiederum für die am Wenigsten hübsche von Mazarin's Nichten, für eine kleine, dicke Person, die aber allerdings vom eigenthümlichsten Wesen war. Sie hatte sehr viel Geist, und plauderte verführerisch — causer! causer! wie der Franzose diesen Hauptreiz seines Lebens nennt. Der junge König duzte sich mit ihr, das Verhältniß hatte aber noch ein unbefangenes Ansehn, und Mazarin machte zunächst nichts daraus. Er regierte allein, Ludwig verhielt sich noch völlig gedankenlos, und der Kardinal regierte ganz nach jenem Richelieu-Systeme außen hin, nach jenem freien Systeme, was dem Bedürfnisse und nicht einem Prinzipe nachfragt. Es giebt keinen großen Politiker ohne Prinzip, aber der große Politiker ist dem Prinzipe nicht unterworfen, er hat noch mehr, er hat noch sich, während die politisirende Menge pedantisch nur vom Prinzipe lebt, weil sie keine andere Kraft als die Kraft des Prinzips in sich fühlt. Der Stuart-Legitimität brachte er so wenig Opfer wie Richelieu, obwohl er die traurige

Lage dieſer Familie erſchütternd in ſeiner Nähe ſah. Die Witwe des hingerichteten Königs, Henriette von England, Heinrichs IV. Tochter, wohnte während des Frondetumultes im Louvre, und ſie ſoll in der allgemeinen Zerſtörung oft am nöthigſten Lebensbedürfniſſe, ja an Holz und Brot Mangel gehabt haben. Sie war die ſchwarze Caſſandra des Hauſes, rief entſetzt von dem, was ſie in England geſehn, rief für der Regentin unaufhörlich zu: gebt nach, gebt nach, eben ſo begann's in London, es endet fürchterlich! — Auch der Prätendent Stuart harrte auf Mazarins Hülfe. Aber dieſer zog keine Conſequenzen, er konnte keinen Krieg brauchen, er hatte noch mit Spanien zu thun, er brauchte Allianzen — was Cromwell oder Stuart! Das kümmerte ihn ſo wenig wie Richelieu. Sie waren nicht ſelbſt Könige, ſie waren Regenten durch Talent, ſie ſorgten für Intereſſen, denn das lag nahe, nicht für Grundſätze. Darin ging Ludwig XIV. großartig konſequent über ſie hinaus, als er die Zügel ergriff, denn ſein Stolz ergriff auch allen Umkreis, ſelbſt die geringſte poetiſche Nebenader des abſoluten Monarchismus, er verfolgte die gewaltige Abſicht, ſich perſönlich als ein Prinzip hinzuſtellen.

Das Verhältniß zwiſchen Ludwig und der Marie Mancini wurde peinlich, als Mazarin weit entfernt

war, und für den Friedensabschluß mit Spanien arbeitete. Es war im Jahre 1659, da er vier Monate in St. Jean de Luz dicht an der spanischen Grenze wohnte, um den Pyrenäenfrieden abzuschließen. Er entfaltete dabei all seine Feinheit, und hatte all seine Geduld nöthig den schwerfälligen, ernsthaften Spaniern gegenüber. Mazarin unterschied sich darin von Richelieu, daß die scheinbaren Gegensätze des menschlichen Wesens, der Ernst und die Heiterkeit, die strenge Absicht und die fröhliche Form deutlicher in ihm ausgebildet, und interessant durch einander gemischt waren. Richelieu war streng ernsthaft in seiner späteren Zeit, und er hätte auch keine Grausamkeit mehr gescheut, wenn sie ihm zu irgend was förderlich gewesen wäre; sein Wesen war in den Staatsmann eingesteinert. Nicht so Mazarin, der in sich den raschblütigen italienischen Menschen immer bewahrte, der nach dem Staatsernste in Lazzis ausbricht über die steifen Spanier.

Bei alle dem war er doch in Politik streng und von weiter Absicht, es ist eine Verleumdung, ihm nachzusagen, daß er das Verhältniß des Königs zu seiner Nichte begünstigt habe. Im Gegentheile, er nannte es einen Skandal, er nannte es Tollheit, an eine solche Heurath zu denken, wie der König that,

eine politische Heurath mit Spanien lag ihm über allen Vergleich näher am Herzen als eine Königsheurath für seine Familie. Eben da er in St. Jean de Luz war, machte ihm Ludwig mit dieser Angelegenheit die peinlichste Sorge. Marie war schlau, sie versagte ihm Alles, sie stachelte ihn in die heftigste Leidenschaftlichkeit, sie wollte Königin werden. In diesem Sinne war sie kaum betrübt, daß sie ihr Onkel von Paris wegnimmt, und erst nach La Rochelle, dann nach Bordeaux verweis't. Sie kennt die Gluth des Liebhabers. Dieser, sonst träge für Feder und Arbeit, schreibt ihr alle Tage. Umsonst beschwört ihn Brief auf Brief Mazarins, von dieser Thorheit abzulassen, er setzt sich zu Pferde und reitet nach La Rochelle und Bordeaux. Mazarin hat die größte Mühe, einen Excess zu vermeiden; er appellirt an den jungen Königsstolz, und veranlaßt ihn, einen Königszug durch die südöstlichen und südlichen Städte zu machen, damit der Fremdeneindruck vermischt werde. Diese Aufforderung trifft einen starken Lebenspunkt Ludwigs. Wir sehen ihn vor Marseille, was ein Freudsitz gewesen, eine Rüstung anlegen, womit er kriegerische Strenge bezeichnen will. Er zieht nicht durch's offne Thor, sondern läßt eine Bresche schießen zu seinem Einzuge, die symbolische Aeußerung seiner Herrschaft

kündigt sich deutlich an; als man ihm die ringsum gefärbten Bastiden zeigt, sagt er kurz: ich will hier auch meine Bastide haben; zwei Thürme läßt er erbauen, damit der dreisten Massilia ein Zaum angelegt werde. Die monarchische Knospe zeigt sich zum ersten Male in Drang und Ausdehnung. In Toulouse trifft er Mazarin, und läßt sich, wenn auch noch verliebt, zur Heurath der spanischen Infantin leiten nach St. Jean de Luz. Als er von Marie Mancini Abschied nahm, die nun einen Colonna heurathen ging, weinte er. Marie sagte darauf: Sie lieben mich, Sie weinen, und Sie sind König! Worte, die sich ihm tief eingruben.

Mazarins Werk war mit Frieden und Heurath an den Pyrenäen erfüllt, der junge König hatte eine heftige Krisis überstanden, die Selbständigkeit wachte in ihm auf, als die Lebenskraft des Ministers in dessen 59sten Jahre versiegen ging. Mazarin zog sich nach Vincennes zurück, um gesündere Luft zu finden, oder zu sterben. Er starb unter viel Schmerzen, aber äußerst muthig, und ebenfalls als ächt gläubig katholischer Christ am 9. März 1661.

Das bekannte Bild von Delaroche, wo Mazarin leidend im Bette liegt, die Hofgesellschaft in seinem Zimmer Karten spielt, und einige Damen, dem kran-

ten Manne die Karten zeigend, ihn über ein Spiel befragen, gehört nicht an's Todtenbett von Vincennes. Hier gab es keine Frivolität mehr.

Als die Glocken von Vincennes herüber Mazarins Tod läuteten und auf dies Signal sämmtliche Kirchen von Paris einstimmten, rief König Ludwig das Konseil zusammen, und erklärte, daß er keinen Premierminister mehr wolle, er selbst sei es künftig.

VI.

Verſailles.

39.

Es iſt im deutſchen Popular-Urtheile durchaus vorherrſchend geworden, von Louis XIV. mit Geringſchätzung zu ſprechen. Man findet es nicht unbegreiflich, daß er in Frankreich Louis le Grand genannt werden konnte, weil man den Franzoſen im Punkte der Nationat-Eitelkeit das Unbegreifliche zutraut.

Aber auch in Frankreich iſt es jetzt ſelten, daß Ludwigs XIV. Größe pſychologiſch aufgeſucht und dargeſtellt werde, der Geſchmack iſt nicht auf dieſe königliche Menſchenart gerichtet, denn dieſe Menſchenart bildet ſich in einer Zeit nicht aus, die mehr auf Gründe giebt, als auf Thaten, mehr auf Entwickelung als auf Erſcheinung, mehr auf Zweckmäßigkeit als auf Schönheit, mehr auf Recht als auf Größe. Der Geſchmack iſt ferner durch eine halbe Aehnlichkeit verleidet, die ſich Louis Philipp mit Louis quatorze nachſagen läßt. Jede halbe Aehnlichkeit iſt wenigſtens eine halbe Lüge. Für den Beſitz der Krone iſt es

dem Könige Louis Philipp ein Glück, daß jene Aehnlichkeit mehr als eine halbe Lüge ist, denn als eine Wiederholung Ludwigs XIV. würde er unfehlbar den Thron verlieren. Daß er wie dieser gern baut und regiert ist ein sehr äußerliches Begegnen. Louis Philipp ist mächtig durch ein Ensemble von Klugheitsgaben, Ludwig XIV. wurde groß durch eine massive Kraft des Charakters. Dies liegt zwischen ihm und einer Gunst der Gegenwart. Er schuf aus der beiden Kardinäle Erbschaft durch willensstarkes Naturel eine unerwartet einige, das ist poetische Welt. Sie konnte nicht lange bestehn, da sie nicht Ergebniß organischer Keime war, sondern Ergebniß persönlicher Machtwirkung. Deshalb bleibt sie dem jetzigen Beschauer nur groß, wenn sie dieser wie Fresko-Malerei von einem wohl gewählten fernen Standpunkte ansieht, oder wenn er sich die enorme Thatenmasse aufzählt, statt nach mannigfaltigen Prinzipien umzuschaun. Das Mächtigste in der politischen Welt ist selten mannigfaltig; denn der Erfolg in Thaten braucht scharfen, nicht breiten Drang. Ist nicht selbst Napoleons Gedankenkreis mit wenig Worten zu umschreiben? Aber die geheimnißvolle Macht eines Naturels schreibt keine Kombinatien aus. So wird das karg im Umfange auftretende Gedicht mächtiger als

der reichlich raisonnirende Foliant. Ludwig XIV. wird nicht erfunden, wenn man ausgeht nach der Schärfe oder Größe seines Geistes, oder nach dem Reichthume seiner Talente. Er war ein geistvoller Mann, aber er war nicht voll von Geist, es gab tausend Leute seiner Zeit, die viel geistreicher waren als er. Er hatte nicht viel Talente, aber er hatte Talent. Besonders das Talent der Wahl, was so unbedeutend benannt ist, was bei aller Kunst so ordinär Geschmack heißt, und was für einen Herrscher das Gedeihn aller Herrschaft in sich begreift.

Mit alle dem findet man ihn nicht aus, mit alle dem entsteht kein Louis quatorze. Das von Göthe eingeführte Wort hilft vielleicht am Besten das Räthsel lösen: er war eine Natur.

Drei und zwanzig Jahre zählte er, da er seine eigne Regierung begann. Er war nicht eben groß aber wohl gewachsen; jedenfalls wäre er gern größer gewesen, und trug deshalb die bekannten rothen Absätze. Noch waren die Perücken, diese artige Beihilfe majestätischen Ansehns, nicht eingeführt, sein braunes Haar wallte ihm lang auf die Schultern, um ein edles, ernstes Antlitz. Er sprach langsam und accentuirt. Obwohl lebhaft zeigte er sich doch geflissentlich langsam und besonnen, hatte viel Fassung, sagte sel-

ten Hartes und nie etwas Rohes. In dieser gebildeten Bedingtheit ruhten ihm doch volle Entschlüsse, und rasch und ganz stiegen sie ihm auf, wenn die Gelegenheit erschien. Er war nicht ohne Scharfsinn, hielt sich aber für unendlich hoch und klug, und nahm keine Rathschläge an. Gesellschaftliche Formen, natürliche Gefühle respektirte er streng, auch wo sie ihm eine Last waren. Die Regentin Anna, seine Mutter, in der letztern Zeit annullirt, behandelte er mit formeller Hochachtung, obwohl er sie nicht weiter liebte und von irgend einem Einmischen in die Herrschaft nicht das Geringste duldete. Sie hatte sich wieder in ihr altes Pariser Exil, in's Val de Grace, zurückgezogen und pflegte Rosen und Tulpen. Sie und die neue Infantin Marie Therese, die ungeliebte Frau des Königs, mästeten sich gegenseitig. —

Bevor wir in das Innere seines Kabinets eintreten, den hundert Ordonnanzen nachgehn, wodurch alle großen Administrativeinrichtungen des modernen Frankreich entstanden sind, vergegenwärtigen wir uns den ganzen Umkreis der Welt, in welcher, mit welcher, trotz welcher er despotisch regierte, welche er niederhielt bis an seinem späten Tod, welche theilweise von ihm selbst geleitet wurde, und welche doch so breit und reich seine Ludwigswelt überwucherte, daß noch Ver-

lauf von hundert Jahren das grandiose Regiment von Verſailles ſelbſt in der Geſchichte für ein thörichtes Regulthum ausgegeben werden konnte. Es war dies ein Sieg des Gegenſatzes, und das todte Beruhn darauf im Schildern ein Irrthum der Geſchichtsſchreibung. Neuere Zeit hat denn auch das Herculanum und Pompeji der Ludwigszeit wieder ausgegraben, es hat wenigſtens den Anſchein gehabt, als grübe man. Man hatte nur die Augen zu öffnen: die königliche Landſtraße, auf der man hinrollte, die größten Manufakturen Frankreichs, die Kanäle, die Häfen, die genaue Landeskenntniß in den Büreaus, dies ganze Netz der Büreaukratie, der regelmäßige Griff und Takt durch Militair und alle Verwaltung, die ganze imponirende Einheit Frankreichs, verherrlicht durch Paläſte und Monumente, wo iſt dies Alles her? Alles aus der Ludwigszeit. Die ganze Wohnung des Staates Frankreich iſt aus ihr verblieben, wie ſehr man geändert, genial gründert hat. Die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hat im Inſtituiren nicht weniger Genie gezeigt, als der Schluß des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten im Reformiren.

Folgenderweiſe gruppirten ſich die Beſtandtheile damaliger Zeit, denen allen ein und derſelbe Ausgang vorbehalten blieb, der Ausdruck durch die Schrift.

Der literariſche Ausdruck wurde für alle der Seelenausdruck; denn mit der That der Faktionen war es zu Ende; was durchaus handeln wollte, mußte auswandern und ſich dem nördlichen Auslande anſchließen. Dies Ausland repräſentirte den Gegenſatz Ludwigs, wie es ſpäter den Gegenſatz der Revolution bildete. Es gab Emigrantenſchaaren am Schluſſe des ſiebzehnten wie am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts, jene gegen, dieſe für ein abſolutes Königthum.

Der Adel, der erſt noch ſo frondirt hatte, das Parlament desgleichen, ſie wurden am Völligſten unterworfen. Der Parlamentarier mit allem Machtanſpruche brüsk zurückgeſchleudert durch den despotiſchen König, zog ſich in ſeine Studirſtube, arbeitete nun tief innerlich den Rechtsprinzipien nach, als ob er ein Deutſcher geworden ſei, oder ſchloß ſich an Letellier, Ludwigs ergebenen, wohl geſchulten Miniſter, welcher nach Mazarin das Detail weiter führen durfte, welcher ſeinen älteſten Sohn Louvois, bald das moderne Muſter eines Kriegsminiſters, herbeiführte, welcher die Geſetzbücher ſammelte und ordnete. So bildete ſich die parlamentariſche Welt entweder ebenfalls zu verwaltender Präciſion weiter, oder ſie bereitete jenen innerlichen Reformſinn vor, welcher am Ende der Ludwigszeit in Montesquieu geiſtreich und maaß-

voll erſchien, und ſpäter die mächtige Rechtsſpekulation der Generalſtaaten, Aſſembléen und Konſtitutionserfindungen leitete.

Der Adel, einer poetiſchen Welt durch Gewohnheit zugethan, ließ ſich von dem Glanze einer neuen Welt am Leichteſten blenden, er vertauſchte das Kriegskleid mit dem ſeidenen Hofkleide, die freie Pairswürde mit der Hofchargе, die freie Kriegsführung mit der einregimentirten, die Luſt des unabhängigen Ruhmes mit dem Reize der vom Könige geſpendeten Auszeichnung. Er verließ ſein freies Herrenſchloß, um den geſelligen Hofzauber von Verſailles zu genießen, er ruinirte ſein Vermögen, um in all der Feſtespracht ſich noch auszuzeichnen, er bedurfte deshalb bald ökonomiſch jener Gnade, mit welcher er eben noch poetiſch geſpielt, er verfiel der Krone, die er erſt noch ſo übermüthig bekämpft hatte. Und der Zukunftsweg, der literariſche, ward ihm zunächſt kein beſonderer Troſt, als daß er ihm mehr und mehr das leichte Unabhängigkeitsſpiel in den Memoiren lockend machte: die bürgerliche, oder was in Frankreich ziemlich daſſelbe, die klein-adelige Welt lieferte alle Schöpferrolle in der Literatur, lieferte die Corneille, Moliere, Racine, Boileau im Bereiche der ſchönen Kunſt, die Paſcal, Arnauld, Nicole in der theologiſch-moraliſchen Kontro-

verſe, die Fléchier, Boſſuet, Maſſillon, Bourdaloue in der geiſtlich oratoriſchen Kunſt, die Descartes, Gaſſendi, Mallebranche in der philoſophiſchen, die Jurieu, Bayle in der theologiſch-politiſchen und der philoſophiſch-politiſchen Wiſſenſchaft. Umſonſt ſucht man da Namen der alten Nobleſſe. Die Memoiren St. Simons, Dangeau's, des Marquis de Seurches, der Créqui, eine Aehrenleſe nachdem die Erntezeit vorüber, gaben doch nur Stoff für Converſation des Adels, aber nicht für eine Zukunft deſſelben. Eben ſo die ſpät gedruckten Briefe der Sevigné, der bekehrten Frondeuſe, die ſo amüſant ihrer Tochter all die kleinen Hofgeſchichten ſchreibt, die im Ausdruck, in Mutterliebe, in Auffaſſung ſo lieblich geiſtreich, ſo geſittet, und die doch mit all dieſen Vorzügen die neue litterariſche Kunſt ſo wenig erkennt, und Racine gering ſchätzt.

Die Territorialmacht des Adels war auch darin zurückgegangen, daß in Folge billiger Gedanken der Bauer ſchon im Weſentlichen frei gegeben wurde. Im Norden, wo die alten Coutumes, die hundertfachen, galten, hatte ſich doch mit Ausnahme des Jagdverhältniſſes ein billiges Verhältniß errichtet. Im Süden, wo römiſches Recht von früh auf vorherrſchte, war von früh auf die Adelsmacht beſchränkter geweſen. Der Adel zahlte auch jetzt allerdings noch keine Steuern,

aber die Kriegsverpflichtung blieb ihm auch unter Louvois' Militaireinrichtung — als dieſes Steuern mit dem Leibe zu Ende ging, und der Adel demungeachtet nicht beſteuert ſein wollte, da mußte er dergeſtalt in Unrecht und Haß kommen, wie ſich das in Frankreich gezeigt hat.

Der Hugenot, welcher in der Fronde paſſiv geblieben, theils weil er von Richelieu zu tief niedergebeugt, theils weil er ohne Intereſſe für einen von allem Glaubensprincip entkleideten Kampf war, nahm ſeine Stellung während der Ludwigs-Zeit im Auslande, namentlich in Holland. Erſt finden ſich nur die Häupter da, wie Jurieu, der eine bewegende Hand Wilhelms von Oranien wurde, dann nach der Revokation des Nanteſer Edikts zogen ſie ſich ſchaarenweiſe in die nördlichen Länder, in die Oppoſitionsländer Ludwigs, deren Mittelpunkt Holland. Dieſe entſchiedene, republikaniſch-konſtitutionelle Oppoſition hat ſeinem abſoluten Sinne die bitterſten Stunden gemacht, der holländiſche Merkur, dies Journal ſeiner Feinde, hat ihm oft in der Pracht von Verſailles das ſtolze Herz zu ſchmerzlichſtem Zorne entzündet.

Verborgener lag die Oppoſition gegen ihn in der philoſophiſchen und theologiſchen Welt des ſich aufklärenden katholiſchen Frankreich. Einerſeits von Des-

cartes und Gassendi ging sie unscheinbar in auflösende Tendenzen über, andererseits schien sie im Port royal zusammenziehend, moralisch streng dem königlichen Absolutismus genehm, und er bediente sich ihrer auch gegen Rom. Aber mit dem Jansenismus vereinigt wurde sie der Ludwigswelt widerwärtig, und der Absolutismus verfehmte den Jansenismus. Er schloß sich dabei an das aufgeklärte Jesuitenthum, ohne zu gewahren, oder ohne hindern zu können, daß dessen der Zeit nachgehende Theorie in ihrer Konsequenz mit dem liberalsten Staatswesen zusammentraf.

So sehen wir alles Gedankenprinzip dem Ludwigs-Absolutismus abgewendet, und können ermessen, welch eine starke Hand nöthig war, damit die neue Königsmacht dennoch hoch erhalten, und gegen das feindliche ganze Europa mächtig erhalten wurde.

Die Philosophie des Descartes, den eine bretonische Mutter in Tours geboren, war bei Weitem nicht so eingedrungen in Frankreich, wie man dies von dem damals bedeutendsten philosophischen Systeme erwarten sollte, und wie dies nach dem germanischen Auslande hin später auch eintrat. Was so subtil in philosophisch-mathematische Anfänge zurückgeht, das ist dem Franzosen unleidlich, das widerstrebt seinem hon sens noch heute. Voltaire erzählt, daß der bre-

teniſche Parlamentsrath des Cartes, ein Bruder des Philoſophen, geäußert habe, es ſei unſchicklich für das Glied einer Parlamentsfamilie, ſolch unnützen Kram zu ſchreiben. Voltaire übrigens, dem Popular-Philoſophiren, dem überraſchenden Antitheſenthume hingegeben, und ein ſubtil philoſophiſches Syſtem im Grunde eben ſo haſſend wie eine ſpirituelle Religion, ſpricht mit einer Geringſchätzung von Carteſius, welche der Geringſchätzung des Herrn Bruders Parlamentsrath nicht weit nachſteht. Gaſſendi, der ſenſualiſtiſche Philoſoph, iſt ihm um der epikuräiſchen Richtung willen viel bedeutender und lieber. Von ihm ſtammen die Bachaumont, die Chapelle, Chaulieu, Bernier, La Fare, und es gleitet durch ſolche Hände der Gaſſendiſche Senſualismus in die geſchickteren Hände der Encyklopädiſten, die ſo verwegen auf die Ludwigszeit zurückblitzten. Einzelner Carteſiſche Gedanke iſt wol auch in den feineren Katholizismus gefallen, der Ludwigs gallikaniſcher Trennung von Rom zu Hilfe kam, dafür iſt aber der Janſenismus, der ſich in den Port royal einniſtete, unvergleichlich wirkſamer geworden. Es war dieſer aus den Niederlanden ſtammende Janſenismus etwas dem Franzoſenthume durchaus nicht Angemeſſenes, aber die Miſchungen, wodurch eine Geſchichtsphaſe geſchieden wird, bilden ſich oft aus

widerſtrebenden Elementen, bewirken den Scheidungsprozeß, und entweichen, als ob ſie niemals wirkſam geweſen wären. Der Janſenismus war ein puritaniſcher Verſuch, eine ſpiritualiſtiſche halbe Reform, ein katholiſches Quäkerthum. Hugenotiſcher, parlamentariſcher, Frondeſtoff kräuſelte ſich zuſammen, den Reformideen des Janſenismus entgegen. Der ganz zeitgemäße Proſatrieb, das Allgemeine, das Unbedingte zu zerſplittern, weil es kein Glaubensleben mehr in ſich trug, dies war der Grund und Boden einer halbwüchſigen Reform, die ein juste milieu einſchlagen wollte zwiſchen Calvin und dem Pabſte. Miſchungen der Autorität hervorzubringen war beliebt ſeit dem erwachten Parlamentarismus; das Individuum frei zu machen war beliebt ſeit der Reformation. Die Politik war jetzt durch einen ſtarken Abſolutismus geſperrt, vielleicht iſt etwas zu thun im verdeckteren Religionsterrain! Der erweckte Geiſt will ſich befriedigen, und ſo wird er unter Ludwig auf theologiſch-philoſophiſchem Boden ganz unfranzöſiſch thätig. Als es ſich dann um's Reſultat fragte, konnte als entſinnlichte Welt der Janſenismus ſo wenig wie das Hugenotenthum in Frankreich heimiſch bleiben. Der Franzoſe iſt Fleiſch und Blut, der ſich ſein ſenſualiſtiſches Prinzip auf die Länge nimmer nehmen läßt. Der Janſeniſt ver-

warf den freien Willen, und ſtellte die Gnade, die Gnade Gottes perſönlich für jede Perſon, obenan. Was wäre das für Franzoſen, für eine politiſche Nation, welche im freien Willen nach aller Bedeutung lebt und webt! Wo bleibt die Handlung und deren Werth? Die Gnadentheorie erlebten ſie zu ihrem Kopfſchütteln eben in der Politik. — Der Janſeniſt erklärte allen modernen Fortſchritt für Sünde, Handel auf Gewinn, Leihen auf Zins, aller Luxus, aller Glanz, aller Kunſtreiz war ihm ein Greuel — wie konnte dies dauern bei einer Nation, deren Seele in ſtets moderner Bewegung, deren Blut in heiterem, gefälligem Scheine und Schimmer ſpringt! Die düſtern Leute des Port royal, die Pascal und Arnauld und Aehnliche, die ſich mehr oder minder mit dem Janſenismus betheiligten, ſie konnten eine Zeitlang mit ihren ſtrengen Formen imponiren, namentlich einem überluxurioſen Gouvernement gegenüber, was ſchrecklich viel Steuern koſtete, aber wie lange? Das überluxurioſe Gouvernement ſelbſt war viel nationaler. Wie heftig wir von Zeit zu Zeit die puritaniſchen Herzenspunkte in Frankreich auftreten ſehn, ſelbſt in der ſo ſehr modificirten Weiſe Rouſſeau's und Rouſſeau'ſcher Folge in der Revolution, in den Robespierre, St. Juſt, ſie greifen als ungewöhnliche Dog-

menwelt immer am Harſcheſten ein, eilen aber am Schnellſten vorüber, es folgt ein menſchlich Barras-Direktorium, und die Talleyrand'ſche Macht überlebt eine ſo furchtbare Welt der Begriffstugend. Thiers, die moderne Fortſetzung Talleyrands, wird aus denſelben Gründen viel länger mächtig und viel mächtiger bleiben als Guizot von der puritaniſchen rechten und Barrot von der abſtrakten linken Seite.

Man hielt ſich alſo nach einiger Zeit viel lieber an die geiſtreichen Jeſuiten, die dem Fortſchritte neben der alten Kirche ſo geſchickt zu huldigen, Kirche und Sinnenwelt, Religion und Luxus ſo fein, ja poetiſch zu verbinden wußten, und unter denen es Marianas gab, in denen der lockendſte Demokratismus dem politiſchen Ideale ſchmeichelte. Dieſer Orden hat doch wie eine unmittelbare hiſtoriſche Stimme in Europa die feinen Uebergänge zu Wege gebracht: bei uns die Reformation aufgehalten, und den Katholizismus innerlichſt durch Geiſt moderner Konceſſion gleichzeitig aufgelöſ't; in Frankreich den Janſenismus getödtet und gleichzeitig den weltlichen Abſolutismus vergiftet. Letzteres war ja in Frankreich für alle ſelbſtändigen Geiſter das Erwünſchte. Der Menſch ſehnt ſich immer nach den Gegenſätzen, und Ludwigs Despotismus, der den Franz- und Richelieu-Gedanken zur höchſten

Höhe steigerte, arbeitete im Innern der Geister nach lauter demokratischen Idealen hin. Alles bildet sich in der Welt, um bei seiner Ausbildung dem folgenden Wechsel vorgearbeitet zu haben. Und that's nicht Ludwig, indem er alle Rivalen der Kronmacht erdrückte, und Alles gleichmäßig niederbeugte vor dem Throne? So ward das Niedergebeugte eine nivellirte große Macht, die Krone ward vollkommen einsam, nur auf das Genie des Inhabers angewiesen, rettungslos verloren, wenn diesem Inhaber das persönliche Genie fehlte.

Die jesuitische Schule damaliger Zeit gruppirte sich besonders um fünf Namen: um Sanchez, Molina, Suarez, Escobar und Lemoine. Nur Letzterer war Franzose, die andern schrieben in Spanien und Belgien, aber ihre Schriften erlebten außerordentlich viel Auflagen, wurden getreulich übersetzt, und gingen vollkommen in französische Adern über. Er ist Molinist! zum Beispiele war ein Stichwort zu Ludwigs Zeit. Molina trachtete, Vorsehung und freien Willen in Harmonie zu bringen, Sanchez schreibt geistvoll politisch über die Rechtsverhältnisse, und durchdringt die Ehe nach allen Seiten; Suarez spekulirt über die Gesetze im Staate; Escobar sucht das Christenthum

mit der Sinnenwelt auszuſöhnen.. Bei ihm hört es auf, ein abſtrackter Spiritualismus zu ſein, der nur auf eine künftige Welt verweiſ't, die Leidenſchaften erhalten eine geſetzmäßige Stelle, er ſucht Prinzipien des Wohllebens im Großen, von ihm datirt ein großer Theil ſpäterer Nationalökonomie, er geht in die modernſten Fragen ein, er rechtfertigt die der alten Moral bedenklichen Fortſchritte des Handelsverkehrs, er weiß dem Duell eine leidliche Seite abzugewinnen, und endigt politiſch in Gleichheit der Rechte Wie unermeßlich wichtig wurde Dergleichen für Frankreich! Nach aller Reformationsſeite wurde die theologiſch-ſtaatliche Spekulation unterdrückt, und von katholiſcher Seite drang ſie alſo in geiſtreicher Wendung herein. Lemoine iſt der poetiſche Literat dieſer Schule, beliebt in Frankreich als Père Lemoine. Er hatte eine verführeriſche Einbildungskraft, dieſer Jeſuit! ruft Voltaire aus. Ja, er bekämpft ſogar ſtreng den Spiritualismus im Chriſtenthume: Ihr habt keine Augen, ruft er den Puritanern zu, für die Schönheit der Natur und Kunſt! Wenn der Feſttag kommt, geht Ihr zu den Todten, eine Höhle iſt Euch lieber als ein Pallaſt, Ruhm, Ehre und Unehre ſind Euch nichts, Ihr ſeid ſteinerne Statuen, ein ſchönes Weib iſt Euch ein Geſpenſt, Ihr ſeid Phariſäer! Wer hat

denn die Tugend gesehn, wer hat denn gesagt, daß sie nur rauh und garstig aussehe?

Wie nahm sich daneben für den sinnenheitern Franzosen der Jansenismus aus? Corneille Otto, bekannt unter dem Namen Jansenius, hatte von alle dem das Gegentheil gelehrt. Aber er hatte sich von der Kirche gesondert, das lockte doch den verwegenen Oppositionsgeist des Franzosen. Des Franzosen Sinn für Auszeichnung fand wol auch den Seelenreiz der Abstinenz, und Pascal, der sinnende, stürzte sich mit aller Kraft hinein, Boileau, kalt von Hause aus, trat hinzu, Racine, im Port royal erzogen, trat an seiner Lebensneige, als ihn Verzweiflung über einen ungnädigen Blick des Königs ergriff, wieder zurück zu dieser strengen Richtung; aber all diese Talente konnten der Richtung keinen auch nur scheinbaren Sieg erringen. Der Kampf hat an die zweitausend Bände hervorgebracht, die dem Wißbegierigen auf der königlichen Bibliothek zu Gebote stehn. Das Geistreichste von puritanischer Seite sind Pascals „Lettres provinciales," worin er mit seinem nervigen Worte die Jesuitentheorie bitterlich bernimmt, ihnen das Akkommodiren vorwirft, den Mangel an Fasten, den Mangel an Geißeln, den Ueberschwang, welcher dem Herzen gestattet werde.

40.

Solchem Hintergrunde ſeiner Herrſchaft wuchs Ludwig ſorglos und zuverſichtlich entgegen. Sorglos, denn er war kein Gelehrter, er war kein Philoſoph, aber er ward bald aufmerkſam, er ließ ſich vortragen, er wußte zu hören, er hatte den ſcharfen Sinn des Talentes, das Freund und Feind auf viele Jahre voraus wittert. Zuverſichtlich, denn e glaubte im vollen Umfange an ſich und ſeine Bdimmung. Wagte er es nicht von vornherein ſich der wirklich genialen Miniſters, den er vorfand, zu entbigen? Was mußte Fouquet, der erfinderiſche Kopf, einem jungen Könige ſein, der erfinderiſch regieren wälte! Man ſagt, die meiſten großen Pläne der Luwigszeit, alle Pläne Colberts ſeien von Fouquet geweſen. Abzurechnen iſt nun wohl, daß Fouquet ein Lebling der gemäßigten Adelsfrondeurs war, und durch das Unrecht, was er erlitt, noch mehr wurde, daß alſo viel zu ſeinen Gunſten aufgeputzt ſein mag. Frau v. Sevigné geht nie

mit der Feder an ſeinem Namen vorüber, ohne ein freundlich Beiwort, wenigſtens „le pauvre“ auszugeben. Ich weiß nicht, ob es eine der vielen Klatſchereien des Memoirenthums iſt, daß Fouquet ein frevles Auge auf die La Vallière geworfen, und ihr große Geldſummen angeboten habe. Das ſieht wol dem verwegenen Gelüſte, dem alten Baronenſtolze ähnlich, der zu eignem Genüge König ſpielen will, weil er will, nicht weil ihm die La Vallière gefällt. Fouquet war über die Maaßen luxuriös; ſein Schloß Vaux bei Melun hatte 18 Millionen gekoſtet, es war viel prächtiger gehalten als Fontainebleau und St. Germain, der junge Le Notre hatte ſich an den Gärten verſucht, der junge Lebrun hatte gemalt, königliches Mäzenatenthum war darin zu Hauſe: Lafontaine und Boileau hatten dort ein Aſyl, und im Sommer 1661 gab Fouquet dort dem Könige ein Feſt, was alles bisher Geſehene übertraf. Der junge König war ernſthaft, blieb oft vor dem überall angebrachten Wappen Fouquets ſtehn, einem Eichhörnchen mit der Deviſe „quo non ascendam — wohin könnte ich mich nicht aufſchwingen?“ aß guten Appetites und ließ ſich freundlichen Angeſichts in eine Fichtenallee vor ein Theater führen. Man gab ein Molière'ſches Stück, der König war entzückt darüber, ſagte dem Verfaſſer Artigkeiten, und

zeigte ihm einen Jagdultra zu neuer Luſtſpielkopie. Er betrachtete noch das Feuerwerk, und als er in der Nacht hinüber fuhr nach Fontainebleau, lud er noch am Wagen Fouquet zur Hofreiſe nach der Bretagne ein. Und bei alle dem hatte der noch ganz junge König Fouquets, ſeines genialen Miniſters Untergang unwiderruflich beſchloſſen. Hätte ihm Colbert an jenem Abende in Vaux wirklich eine Eiferſucht erweckende Notiz mitgetheilt, wie es heißt, ſo verlöre allerdings die furchtbare Härte gegen den Miniſter an ihrer Höhe eines Herrſchprinzips. Und Colbert ward allerdings Fouquets Nachfolger, und hatte die Gewandtheit, alle die großen Pläne dem Könige vorzulegen, als ob ſie von ihm, dem Könige ſelbſt, ausgingen.

Fouquet wurde einige Tage nach dem Feſte von Vaux in Nantes verhaftet, nach Angers, nach Vincennes, nach der Baſtille gebracht. Eine Parlamentskammer von Colberts Freunden zuſammengeſetzt inſtruirte drei Jahre an dem Prozeſſe, und alsdann ward Fouquet zum Exil verurtheilt. Ludwig war ſehr grimmig über dieſe geringe Strafe, und ſteigerte ſie auf ewiges, ſchweres Gefängniß. Es iſt bekannt, daß Jacob le Bibliophile die eiſerne Maske für Fouquet hält, ohne mit dieſer Anſicht Proſelyten zu machen.

So widerwärtige Einblicke in einen despotiſchen

Beginn ſollen nicht vergeſſen ſein, wenn man übrigens die Größe freier Schöpfung anerkennen will. Die frevle Behandlung alles perſönlichen Rechtsſchutzes hat der franzöſiſche Despotismus immer mit ſich geführt, wie die Eumenide ſelbſt. Umſonſt hat die La Vallière, umſonſt hat Lafontaine in Verſen. Ludwig war unerbittlich. Der Anblick von Vaux hatte ihn erregt; auch dazu daß er ein eigen, großartig Luſtſchloß haben wollte. St. Germain war ihm verleidet durch die ſchmähliche Erinnerung, Paris haßte er, und Fontainebleau war nicht ſein Werk, er wollte ein eigen Werk bewohnen. Seine Liebſchaft mit der La Vallière war noch friſch und geheim, auf ſeines Vaters kleinem Jagdſchloſſe von Verſailles hatte er oft das Rendezvous mit ihr, dort auf den Waldhügeln ſollte die Geliebte ihres Herrn Zauberwerk aufſteigen ſehn.

Weſtlich von Paris, wo man jetzt bei Sevres und St. Cloud über die Seine geht und den Flußhügel aufwärts ſteigt bis in Waldhöhen und Waldgründe, zwei gute Stunden von Paris, hatte es ſchon zu Hugo Capets Zeit einige Wohnungen gegeben, und von einer Kapelle des heiligen Julian hatte eine Abendglocke durch den tiefen Wald geklungen. Ein Donjon war da, und der Name des Ritters hieß: Hugo de Verſaliis. Die Geiſtlichkeit hatte ſpäter

hier eine Abtei gefunden, aber unter Karl IX. ſchloß ſich der Seigneur von Verſailles, Martial de Léoménie, an die Hugenoten und an den Bearner. Heinrich jagte damals mit ſeinem Freunde Léoménie oft den Hirſch in dieſen Wäldern, und man hielt die Jagd für einen Vorwand, um im alten Donjon über die Zukunft der Hugenoten zu berathſchlagen. Die Bourbons hatten alſo, merkwürdig genug, frühzeitig einen Bezug zu Verſailles. Der durchtriebene Gondi, Marſchall Retz, war lüſtern nach dieſen Wäldern, und in der Bartholomäusnacht läßt er ſich zum Preiſe der Lebensrettung Verſailles von Léoménie verſchreiben. Dieſer wird trotz dem in's Gefängniß geſchleppt, und erſtochen. Vier Tage feiert allda Marſchall Retz als Seigneur von Verſailles das Feſt des heiligen Julian.

Ludwig XIII., von St. Germain aus jagend, vertiefte ſich melancholiſchen Sinnes mit Vorliebe in die Wälder nach dieſer Seite, und oft überraſchte ihn der Abend auf der Höhe von Satory, dicht bei dem heutigen Verſailles, wo jetzt die Pferderennen gefeiert werden. Der traurige König ſaß dort gern — ringsum waren Wälder, bei Sevres gab's noch keine Brücke, welche zudringliche Weltmenſchen mit politiſcher Klage herbeigeführt hätte, nur zuweilen ward auf Waldwegen ein Trupp normanniſcher Ochſen gen Paris vor-

beigetrieben. Von diesem königlichen Lieblingshügel sah eine Windmühle auf die Seigneurie von Versailles hinab, die im Thale lag, wie jetzt Versailles. Dort übernachtete der König oft, um des andern Morgens sogleich weiter zu jagen, dort ließ er einen Jagdpavillon bauen, und begnügte sich mit ihm drei Jahre lang. Im Jahre 1627 kaufte er das Grundstück und baute im bescheidenen festen Geschmacke seiner Zeit ein Jagdschloß; Richelieu ließ Gräben darum ziehn, um seinen Herrn zu schützen, der alte Donjon ward ebenfalls gekauft und rasirt. Dies ist das Schloß, wo la journée des dupes endigte, und was jetzt noch, wenn auch von Flügeln eingefaßt, die Schloßfaçade nach der Stadtseite bildet. Wie Mansard auch hat, Ludwig XIV. ließ dies Haus kleineren, anderen Geschmacks nicht vertilgen, vielleicht aus Theilnahme an geschichtlicher Entstehung. Er füllte die Gräben aus, so daß der jetzige breite Zugang hügelauf von der Stadt aus entstand, und legte sein Hauptschloß auf der Rückseite an, gen Sonnenuntergang, zusammenhängend mit dem alten Jagdschlosse, und doch von dem großen Gartenplateau aus eine eigne, mit langlinier, großartiger Facade imponirende Schloßwelt. Diese prächtige Linie ist innen der eine, prachtvolle Thronsaal. Für sich selbst aber wählte er zum Schlafzimmer

den mittelsten Raum des alten Jagdschlosses, die Mitte der Stadtfaçade, so daß die Sonne früh zuerst in sein Zimmer kam, und ihn am spätesten verließ, wenn er Abends auf der Rückseite König war in seinem blitzenden Thronsaale.

Der ungeheure Bau hat natürlich lange gedauert, und wir müssen noch darauf zurückkommen. Er begann ihn bald zu Anfange seiner Regierung, und die zärtlichste Neigung seines Lebens, die für die La Vallière war dabei thätig. Den Berichten nach wäre diese Neigung Ludwigs aus geschmeichelter Eitelkeit entsprungen. Einige sagen, er habe das Geschwätz von vier Hofdamen behorcht, von denen die eine, die La Vallière, mit Entzücken von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gesprochen. Andere gestehen ebenfalls, daß er sie vorher weder ausgezeichnet noch bemerkt, bis ihm der Herzog von Roquelaure von ihr erzählt habe. „Ich wollte, er wäre kein großer Monarch" war ihre Aeußerung gewesen. Sie hatte rothblondes Haar, offenbar eine Schönheit, wenn die Konvenienz unsers Geschmacks nicht dagegen übereingekommen wäre, und braune lebhafte Augen. Ihr großer Mund zeigte breite, weiße Zähne, ihr Körper war reizlos Vorherrschend durch Frankreich ist noch heute bei den Frauen eine volle gewölbte Büste, und

ein unangenehm, weil rund geformter Rücken. Hals und Oberbruſt, was der Franzoſe am Weibe la gorge nennt, iſt meiſt von großer Schönheit. Auch dies beſaß die La Valliére nicht. Alles war erſtaunt über dieſe Neigung des Königs, Alles ſetzte ſich dagegen. Grund genug für Ludwig, entſchloſſen darauf zu beſtehn. Ich habe nur ein Bett mit Ihnen, ſagte er zur unbedeutenden Königin, was können Sie mehr von mir verlangen? Die La Valliére — ſchüchtern oder kokett? — floh vor den Anfeindungen in's Kloſter Chaillot. So wie dies Ludwig hört, ſprengt er im Galopp allein nach dem Kloſter, holt ſie, führt ſie zu ſeiner Mutter, und befiehlt, Sorge für ſie zu tragen, ſie ſei ihm theurer als ſein Leben. Ungeſtüm äußert ſich jetzt die aufgereizte Liebe: als Anna Vorſtellungen macht, ſagt er, gegen ſonſtige Gewohnheit, im Beiſein der Hofleute: Man hat gut Tugend predigen, wenn man auf dem Rückzuge iſt!

Er macht die Geliebte zur Herzogin von Beaufort, und iſt außer ſich vor Freude, als ſie ſchwanger. Er hilft ſelbſt bei der Entbindung, und die kreiſende, welche ſich an ihn hängt, reißt ihm einen engliſchen Spitzenkragen von 10,000 Thalern entzwei. Sie iſt todt! ruft man unbedachtſam. Ludwig bricht in heftiges Schluchzen und in die Worte aus: Gebt ſie

mir wieder, und nehmt Alles, was ich habe! — Aber ſie genas von einer Tochter, die er Mademoiſelle de Blois nennt. Mit zärtlicher und ſtärkſter Vorliebe liebte er ſeine natürlichen Kinder. Es beginnen nun die großen Feſte zu Ehren der Geliebten, die Aufführungen von Arioſt's Zaubergeſchichten in Verſailles, **les plaisirs de l'île enchantée**, worin er den Roger ſpielt, und womit das neue Syſtem ſpieleriſcher Reize anhebt, was ſo ernſthaft aufgenommen und ausgebildet wird.

Es iſt ſchwer, eine Anfangslinie zu ziehn, und zu ſagen: von hier aus ſetzt ſich der große politiſche Plan Ludwigs in's Werk. Zweierlei charakteriſirt nach außen die erſten Jahre ſeiner Regierung: das iſt ungemeſſener Stolz auf das franzöſiſche Königsthum, und die dogmatiſche Idee vom Königthume überhaupt, welche ihn für die Stuarts in Bewegung ſetzte. Eine Neigung des Charakters, die ſich allmählig zum Glauben aushärtete, dies war aller Urſprung ſeiner Politik. Man hat nach ſonſtigem Plane nicht zu ſuchen, denn jene Charakterneigung führte ihn zu hundertfacher Konſequenz, welche Angriff oder Vertheidigung, Thätigkeit überhaupt in Anſpruch nahmen. So folgte Entwickelung nach aller Seite, in Folge deren er über Verwandtes und Feindliches der Gedankenwelt aufgeklärt

wurde, es folgte gegen seinen Stolz und seine Anmaaßung der Widerstand von ganz Europa, der sein Leben erfüllte und ihn zur Entfaltung aller Kräfte zwang.

Nirgends also abstrakt aus einem Prinzip entwickelt sich diese Existenz, wenn man nicht die Charaktereigung zu Stolz und Herrschsucht ein solches nennen, und den dogmatischen Monarchismus an die Spitze stellen will. Seine erste Absicht war, Frankreich und Europa zu zeigen, es sei ein wirklicher König auf den Thron des heiligen Ludwig gestiegen. Da hatte in London der spanische Gesandte dem seinigen auf brutale Weise den Vortritt streitig gemacht, wie nimmt er es auf? Er läßt dem Könige von Spanien den Krieg erklären, wenn dieser nicht feierlich anerkennen wolle, daß Frankreich der Vortritt gebühre vor Spanien. Ein spanischer Abgesandter, ein stolzer Kastilier leistet diese Erklärung vor allem Hofe des jungen Königs, vor ganz Europa. — Da ist in Rom dem französischen Gesandten ungebührlich begegnet worden. Ludwig besetzt das Kantat von Avignon, und erzwingt, daß der Pabst politische Verluste in Italien hinnimmt, und einen Legaten in's Louvre sendet, um öffentlich Abbitte zu leisten. Einen Legaten, der einst nur kam, um zu drohen, zu schelten, zu strafen!

Die Frage der Stuarts nahm er, ganz im Gegensatze zu den Kardinal-Ministern, wie eine Glaubensfrage des Monarchismus an sein Herz, räumte später, da er Versailles bewohnte, dem vertriebenen Königshause seinen Palast zu St. Germain ein, sorgte für königlichen Haushalt, und ob ihn diese Frage Millionen auf Millionen kostete, ihm Verlust auf Verlust brachte, er blieb ihr treu, er brachte ihr stumm die größten Opfer, es war eine seiner schmerzlichsten Niederlagen, als er von Krieg und Kriegskosten erschöpft im Friedensschlusse sie übergehen muß. Das Geleit dieser Frage klärte ihn über alle dogmatische Feindschaft auf, welcher er nachzugehn hatte. Das Dissenterthum in Religion sah er aus diesem Gesichtspunkte, und so wuchs ihm der Gedanke reif und reifer, das Nanteser Edikt zu widerrufen, keinerlei Sekte in Frankreich zu dulden. Das Dissenterthum war ihm Anfang von Republik; Holland bereits Republik und die rechte Hand der englischen Opposition ward der Mittelpunkt seines Hasses, seines steten Krieges. Nicht bloß das gewöhnliche Thema Frankreichs, Eroberungen zu machen, trieb seine Heere immer gegen Schelde, Maas und Rhein, wenn auch dies Thema natürlich in einem anmaaßenden Könige Frankreichs seine stehende Rolle spielen mußte. Nach jener Rich-

tung zog er denn auch zuerſt ſein Schwert, und machte im Jugendglücke die erſten Eroberungen in Flandern vom matt und matter werdenden Löwen Kaſtiliens. So rückte er dem ſcheinbar kleinen Feinde, dem verhaßten Holland näher, aber erſt 1669 begannen die breiten Kriege, die nach Friedensſchlüſſen ſeine Regierung in Epochen theilen. Bis dahin genoß er noch jugendlich ſeine Königsfreuden in Verſailles, und ſeine Miniſter Colbert und Louvois errichteten die großartigen Anſtalten ſeiner Zeit, deren Hilfsquellen unerläßlich waren für immerwährenden Krieg mit ganz Europa.

Was ſind nicht dieſe Miniſter geſchmäht worden! Wie oft entdeckte Einer ganz unzweifelhaft, daß es eine ganz mittelmäßige Geſellſchaft geweſen ſei dieſer Finanzmann Colbert, der Adam Smiths Grundſätze nicht gekannt, dieſer Louvois, der den Kamaſchendienſt und die Pedanterie beim Militair eingeführt, dieſer Ludwig ſelbſt, der ein unerfahrner Dupe unerfahrner Miniſter geweſen ſei. Die großen Dinge eines großen Jahrhunderts müßten denn alſo gewachſen ſein wild und ohne Pflege wie die Bäume des Waldes, und nebenher fünfmal ſchneller, als Bäume des Waldes zu wachſen pflegen. Allerdings war Ludwig nicht in Wiſſenſchaft und Kenntniß aufgewachſen, allerdings waren die zehn Jahre von 1660 bis 1670, dieſe

Hauptschöpfungs-Jahre seiner Regierung, auch die glänzendsten Jahre seiner persönlichen Lust und Laune. Aber Ludwig hatte zwei ungemeine Vorzüge: Seine Beschäftigung, war es auch eine zum Vergnügen, sie war niemals eine leere, es war stets eine geistige Welt darin, die Plattheit, die Trivialität, die Gedankenlosigkeit konnte niemals neben ihm bestehn. Sein Ohr ferner war immer offen. Vermied er auch als stolzer Herrscher den Anschein, als ginge er auf's Lernen aus, in der That war es doch nicht anders; ließ er auch den einmal gefaßten Plan nicht mehr ändern, wie viel Triftiges dagegen gesagt werden mochte, er hatte doch überall hingehört, ehe er den Plan faßte, und folgte nur dann einem ganz königlichen Grundsatze, dem Grundsatze nämlich: Lieber das Brauchbare ganz vollenden, als den Anfang immer wieder aufgeben, weil der beste Weg noch nicht gefunden sei.

Ludwig fragte nicht nach Ahnen des Namens oder Titels für seine Minister. Colbert, im Büreau aufgewachsen, war aller Welt unbekannt, ehe er ihr durch die großen Institute bekannt wurde, durch die königlichen Landstraßen, durch die ungeheure Kanal-Idee, worunter der Kanal von Languedoc, durch die kolossalen Fabriken und Manufakturen, die Porzellankunst in Sevres, die malerische Webekunst der Gobe-

lins. Allen Erfindungen wurde durch Privilegium und Protektion zu Hilfe gekommen, des Königs Kasse stand gleichsam an Märkten und Landstraßen, und harrte derer, denen nur irgend eine Erfindung zu Gebote stand, um sie zu belohnen. Das unendliche Feld seinen Metiers vom Passementier bis zum Steinmetz, was man jetzt in Paris noch so geschickt versehen sieht, was einem ohnedies geschickten Volke die tausendfachen Kleinigkeiten, alle sauber, alle geschmackvoll gegeben hat, es stammt in seiner Zierlichkeit und Ausbreitung aus der Ludwigszeit. Der Luxus von Versailles wirkte schöpferisch bis in die kleinste Hütte. Als Ludwig im Alter auf die häufigen Feste verzichtete und sich die kleine Gesellschaft in Marly anlegte, da sann er auf neue Mittel, alle industrielle Erfindung aufzumuntern durch Kauf und Ausstellung: er wiederholte einen Mazarin'schen Scherz im größeren Maaßstabe, ließ prachtvolle Buden aufschlagen, ließ sie anfüllen mit aller nur erdenklichen Luxuserfindung des Landes, setzte Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses in jede Bude, und veranstaltete nun die Schenk-Lotterie, die ihn vielleicht eine halbe Million kostete, die aber unberechenbar Aufmunterung und Absatz erregte.

Der Sinn für Ordnung und Regel ist von allem

großen Erfolge unzertrennbar; denn der Erfolg wächst darnach, je enger die Regel den Umfang einkreist, je schneller nach einwärts die Ueberſicht, nach auswärts die Wirkung möglich. Die Ordnung und Regel in den Stoffen iſt die Philoſophie für die Stoffe, und eine ſich ſelbſt fortzeugende Philoſophie, deren Nothwendigkeit Ludwig wie Napoleon empfand. Letellier beſorgte mit Hilfe der Parlamentarier die große Sammlung und Ausgleichung der Geſetzbücher, was unter den Kardinälen ganz brach gelegen hatte. Zum erſten Male ward eine genaue Statiſtik Frankreichs angefertigt, um mit Kenntniß die Provinzen in ihrer abgeſonderten Selbſtändigkeit zu ſprengen. Die oft angeklagte Centraliſation iſt unerläßlich für alle Macht, und der richtige Einwand beginnt erſt da, wo man Alles kennt und in Händen hat. Es fehlt keine Kommune, keine Bailliage, die nicht bis in's Detail verzeichnet worden wäre. Wie im franzöſiſchen Ausdrucke die Präciſion unter Ludwig begründet, ſo wurde im Geſchäft jene Genauigkeit begründet, welche dem leichtfüßigen Franzoſen von ſo großem Werthe und Gedeihn ward. Die Colbert'ſche Sammlung zeigt über dieſe ſtatiſtiſche Arbeit 60 Bände; nie iſt wieder etwas ſo Vollſtändiges geſammelt worden.

Colbert, oft ſo bitter verklagt, war ein Haupt-

ſchöpfer franzöſiſchen Handels und Verkehrs; bis auf die Weinbereitung erſtreckte ſich ſeine Detailſorge, von ſeiner Zeit ſtammt unter Anderem der Champagner-Wein in ſo verführeriſcher Form, daß er über das Ausland mächtig geworden iſt, wie die Sprache Frankreichs.

Was unter Ludwig für die Kriegführung geſchah, iſt unermeßlich. Die Uniform, das Bayonett wurden jetzt erſt allgemein eingeführt, Regimentirung, regelmäßige Verwaltung alles Materials, Transports, aller Lebensmittel wurde exakt wie in der Civilverwaltung, Louvois war für alle das hart und ſchonungslos aber von durchgreifendſter Wirkung. Vauban bildete Befeſtigungs- und Belagerungskunſt in ſolchem Maaße aus, daß der König, die Uhr in der Hand, einer Belagerung zuſehn und beſtimmen konnte: um dieſe und dieſe Stunde muß das letzte Werk fallen, und der Platz unſer ſein.

Ludwig ſchuf zuerſt die großen Armeen, die Armeen der Hunderttauſende, und Verwaltung wie Geſetz waren dafür ſo genau und paſſend, daß dieſe vorher unerhörten und unlenkſamen Maſſen dem Könige und Lande nicht einmal bedenklich worden ſind durch Undisciplinirtheit. Er begann auch zuerſt die großen Kriegsübungen im Frieden, die ſogenannten

Manövres, die bis dahin unbekannt waren. Im Jahre 1698 geschah dies zum ersten Male bei Compiegne, und zwar mit 70,000 Mann.

Wie er gesegnet war mit talentvollen Feldherrn, zeigt die Folge. Der große Condé kehrte bald in seinen Dienst zurück, um lieber gegen das Ausland mit Turenne zu rivalisiren, als mit dem Auslande gegen ihn. Er ist, ein streng persönliches Talent, für die Kriegskunst nicht so wichtig geworden als Turenne, der mehr auf allgemeine Regeln und Grundsätze ausging. Condé's Macht beruhte im raschen Ergreifen der jedesmaligen Lage, der augenblicklichen Gelegenheit, in der ungestümen und doch kaltblütigen Durchführung, er war ein handelndes Talent, Turenne ein folgerndes. Auffallend ist's, daß Erfahrung und reifendes Alter auf Beide in entgegengesetzter Art und doch in günstiger Art auf Beide wirkte: Condé ward ruhiger und besonnener, Turenne ward kühner und unternehmender gegen das Ende seiner Laufbahn. Dieser fiel auch auf dem Schlachtfelde, und der persönlich verwegenste Krieger seiner Zeit, Condé, starb friedlich auf Chantilly, seinem Stammschlosse.

Die Anstrengungen, welche Ludwig für die Marine machte, überstiegen die verwegenste Vorstellung eines Franzosen. Es hatte aber auch kein Franzose

ein ſo tiefes Bedürfniß, den puritaniſchen Engländer, den kalviniſtiſchen Holländer in ſeinem beſten Lebenstheile zu vernichten. Das Baſſin von Rochefort in der Charente ward gegraben, Toulon wurde zum großen Kriegshafen eingerichtet, in alle die Häfen von Breſt, Cherbourg wurden Millionen verwendet, es ward eine Flotte aufgebracht, die über 200 Kriegsſchiffe ging. Und das Alles umſonſt, die franzöſiſche Regierung bezahlt von jeher ihre Marine wie eine Schuld an Europa, ſie hat nie Segen und Erfolg davon geerntet und wird deſſen ſchwerlich ernten; am Strande hört die Welt des Franzoſen auf. So wie ſein Gedanke nicht über das feſte Land des Anhaltes hinaus kann, ſo Hand und Fuß nicht über die Meeresküſte — Ruyter ſpottete ungeſtraft und wirkſam des Königs von Babylon.

Wie groß aber auch in den ſpäteren Kriegen die Geldnoth ſich anließ, wie verzagt der Miniſter die Summen für den großen Kanal, für den Bau des Invaliden-Hôtel, der Louvrefaçade, des Stiftes von St. Cyr zu verkleinern ſuchte, Ludwig machte ruhig wieder die großen Zahlen daraus, welche erheiſcht wurden. Er war nie königlicher als im Unglück. Daß er ſich ein Budget vorlegen ließ, gehörte zu dem neuen Ordnungsplane. Dergleichen war bisher dem

Könige von Frankreich unbekannt gewesen: nach dem Bedürfnisse des Königs hatte sich die ruckweise Sorge des Ministers gerichtet. Es war dies Budget Ludwigs auch nur eins in Bausch und Bogen, wo in summarischer Zahl Einnahme und Ausgabe notirt war. Ludwig schrieb entweder sein „bon" hinter die Rubrik, oder änderte die Summe.

Eben so ordnungsmäßig, wie Finanz, Handel, Justiz, Verwaltung, Krieg und Hof eingerichtet wurden, eben so ordnungsmäßig suchte er auch die Welt der Kunst und Wissenschaft seiner Macht einzuverleiben. Den tiefen Einfluß derselben empfand er ganz und gar. Er war darin so aufmerksam und empfindlich, daß ein Vers oft wie eine Staatsaktion behandelt wurde. Man citirt noch vier Verszeilen aus Racine's Berenice, durch welche er bewogen wurde, von Stund' an nicht mehr im öffentlichen Ballet mitzutanzen, was er, ein graziöser Tänzer im ernsthaften Tanze, bis daher so gern gethan. Molière war absolut sein Komödien-Minister, durch den er bald den Marquis, bald sonst eine Gattung oder Sitte, die ihm zuwider, verspotten ließ. Als er den alten Gerichtsgang einreißen wollte, half ihm Racine durch seine „plaideurs", welche den Rechtsschlendrian, die Advokatenchikane verhaßt und lächerlich machten. Le ridi-

cule tue war ſchon eine franzöſiſche Wahrheit. Ludwig ging ſo weit, auch im Auslande allen großen Schriftſtellern Geſchenke und Penſionen anzubieten, „wenn er auch nicht das Vergnügen habe, ihr Souverain zu ſein, ſo gewinne doch er und die franzöſiſche Nation von allem Fortſchritte der Wiſſenſchaft, und ſei den Förderern deſſelben verpflichtet.“ Und kein Schriftſteller hat dieſen Uebergriff übel genommen!

Für alle Fächer wurden neue Branchen der Akademie errichtet, eine académie des médailles et inscriptions, in welcher ſehr richtig das Lateiniſche durch das Franzöſiſch verdrängt ward, eine académie des sciences, eine de peinture, eine de musique. Letztere beinahe eines einzigen Mannes wegen, Lulli's; die Muſik war in Frankreich noch ſo neu, daß Lulli's Kompoſition für unbeſchreiblich ſchwer gehalten wurde. Wenn des Königs 24 Violinen feierten, ſo ſchwieg alles Inſtrumental-Enſemble in Frankreich. Ja Voltaire findet es noch witzig, daß man ſagt: es wird nach dem offnen Notenbuche getanzt. Ganz anders war es mit bildender Kunſt: Bernini aus Italien berufen zum Bau der Louvre-Facade, und wie ein reiſender Fürſt behandelt vom Könige, war umſonſt da geweſen, man fand Perrault's, des Fran-

zosen Entwurf großartiger und schöner. Für Malerei war Pouſſin da, Lebrun, Le Sueur.

In den Wiſſenſchaften geſteht der Franzoſe zu, daß England beſonders in den philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen dem grand siècle voraus geweſen, und daß dies für Colbert Veranlaſſung geworden ſei, eine académie des sciences zu errichten und auch fremde Gelehrte dafür zu berufen. Aber mit voller Wucht ſtützt er ſich auf die ſchöne Literatur des grand siècle, als die geſetzgeberiſche Europa's. Was bis zur Ludwigszeit empfehlenswerth geweſen an den Amiot, Marot, Montagne, Regnier, darauf egt er keinen Nachdruck, das habe ſich nur durch eine gewiſſe Naivetät ausgezeichnet. Voltaire, hierin Autorität, nennt als Hauptvertreter jener klaſſiſch gewordenen Zeit Folgende:

Mit Balzac beginnt eine harmoniſche, wenn auch noch etwas ſchwülſtige Proſa. Die erſte geniale Proſa ſchreibt Pascal, aus deſſen lettres provinciales — 1654 — noch 100 Jahre ſpäter zu Voltaire's Zeit jedes Wort und jede Wendung für gut und fein gegolten. Auf der Kanzel tritt zuerſt Bourdaloue hervor mit geſchmackvoller, wenn auch ganz ſchmuckloſer, mit nachdrucksvoller Rede. Maſſillon bringt ſeine Schilderung auf die Kanzel. Boſſuet, der gefeierte Kleri-

ker jener Zeit, deſſen Marmorſtatue heute noch gegenüber der von Fénélon den Saal der Akademie ſchmückt, wirft ſich in großem Stile auf den Leichenſermon. Wie jetzt eine Charakteriſtik, wurde damals ein Leichenſermon geſucht und beachtet. Von da ging er majeſtätiſchen Schrittes auf Geſchichtſchreibung über in ſeiner Univerſalgeſchichte für den Dauphin. — Wiederum in ganz neuer Gattung folgte der Télémaque von Fénélon, einem Freunde und Schüler jenes Biſchofs von Meaux. Der Hof ſah im Télémaque eine Satire, und Fénélon ward in Verſailles gehaßt, aber die Nation, die bei Erſcheinung Télémaque's der Kriege und des Despotismus bereits müde war, verſchlang das Buch, vergötterte den erfinderiſchen Geiſtlichen. — Eben ſo unerwartet waren les Caractères von La Bruyère, raſche, maleriſche, mit wenig Strichen treffende Schilderungen, Leſer und Feinde weckend durch den Angriff und noch mehr Nachahmer, weil Jeder glaubt, ſo kurz ſchildern zu können. — Bayle beginnt eben auch den erſten Dictionnaire, der raiſonnirt, zwar in Holland, wohin er geflüchtet, aber ächt franzöſiſch, ſo daß das Parlament von Toulouſe über ſein Teſtament dekretiren konnte: ein ſolcher Mann könne nicht wie ein Fremder betrachtet werden.

Vor und neben der Proſa waren die Verſe Mal-

herbes auf Corneille übergegangen. Dessen Cid und Cinna hatten Richelieu mißfallen, der die Literaten aber nicht die geschmackvolle Literatur begünstigte. Auch jetzt hatte der schwere Normann kein Glück; Condé weinte im Cinna, das mußte ihn entschädigen, denn er selbst war in seiner rauhen Form dem zierlichen Geschmacke, dem politisch gebrochenen Sinne der Ludwigszeit nicht angenehm. König Ludwig liebte ihn nicht, wenn er ihm auch nicht so zuwider war wie jener naive Lafontaine mit republikanischen Fabeln. Molière und Racine mußten den König bitten um ein Geldgeschenk für den Noth leidenden Corneille, den Vater des französischen Drama. Racine und Molière waren die ersten Sterne jener Zeit, und sind es heute noch in Frankreich. Racine begann 18jährig mit einer Ode, die Ludwig beschenkte. Dies Geschenk veranlaßte den Jüngling, sich ganz der Poesie hinzugeben; die antike Größe, das Römerwort Corneille's ließ er fallen, selbst im Britannicus, in der Phädra, aber er erhob die zarten Regungen des Herzens, die weichen Leidenschaften zu schönem Ausdrucke, zum schönsten, wie noch das heutige Frankreich sagt. Er ist noch angebetet, und wenn von Enthusiasmus für Klassik die Rede geht, so denkt alle Welt nur an Racine, den göttlich zärtlichen, dem Frau von Sevigné wie

dem Kaffee keine Zukunft zutraute. — Molière fand einige Komödien nach ſpaniſchen Muſtern von Corneille bearbeitet vor und einige Intriguenſtücke von Quinault, unter dieſen die „kokette Mutter", ſonſt war er der ganz eigene, unerwartete Schöpfer des franzöſiſchen Luſtſpiels. Im Dienſte Ludwigs, eines despotiſchen Herren, war er dergeſtalt ergraut, daß ſein berühmter Tartuffe mit einem unmotivirten Staatsſtreiche, mit einer lettre de cachet gewaltſam zu Ende gebracht wird, ohne daß er oder Boileau, der Aeſthetik folgernde Kritiker ein Arg dabei gefunden hätten. In der Polemik gegen den Adel waren ſie beide dem unter ſich nivellirenden Könige gleichmäßig befliſſen.

41.

Wenn sich der Deutsche in Paris historisch orientiren will, so fährt er nach Versailles, um der letzten Königsgeschichte Frankreichs still und einsam und Aug' in Auge gegenüber zu sein. Vor der großen Westfronte des Palastes, an den großen Wasserschalen, oder an der großen Marmortreppe der Schweizer kann man nicht sitzen, durch die Le Notre'schen Alleen kann man nicht wandeln, ohne die vollkommenste Täuschung, das wiedererweckte Ensemble der Ludwigszeit in sich zu erleben. Die Blumen blühten in den Parterres, die Laubwaldgegend von Versailles war in voller Pracht und Frische, die Vögel sangen, die Sonne senkte sich hinter die drei Bergrücken, welche man von der großen Fronte aus tief hinten den Horizont begrenzen sieht. Jetzt wird er heraustreten, der König, welcher aus einigen Formen der menschlichen Gesellschaft eine so ernsthafte Komödie macht, welcher so viel damit erreicht, und wohl gar an die absolute

Wahrheit dieſes Spieles glaubt. Er ſchreitet ſo gar majeſtätiſch daher; wenn er nicht ſo ſtattlich ausſähe und wirklich Ludwig XIV., König von Frankreich wäre, ſo fände man dieſen Gang geziert und lächerlich.

Im Sommer 1839 war's, da ich ihn alſo vorüberſchreiten ſah, juſt 170 Jahre nach dem Frieden von Nimwegen, wo er auf dem Wendepunkte ſeiner Jugend und ſeines Glückes ſtand. Was ſind 170 Jahre für einen großen König! Und doch darf man nur den erſten, den beſten Franzoſen anreden, um zu ſehn, daß tiefe, breite Meere zwiſchen Verſailles und dem jetzigen Frankreich liegen. Die Formen in Sprache und Verkehr ſind meiſt noch da, die Gedanken ſind zurückgewichen weit, weit, wie in ein Saturniſches Zeitalter. Dort liegt auch die Bezeichnung „Louis le Grand.“

Dies Schloß von Verſailles ſammt aller Umgebung hält dem Luſtſchloß-Idealismus getreulich Wort: die große Mittelfront, breit, wie breit! und prächtig, den König allein darſtellend, denn er bewohnte ſie allein, die zurückweichenden Seitenfronten, in derſelben Richtung herblickend, aber wie reſpektvoll eine Schloßbreite zurückgeneigt, die Springbrunnen, die Statuen, die Treppen, welche vom breiten Hügelplateau hinabführen, die Waſſerſpiegel unten, die geſit-

teten Wälder ringsum, die Todtenstille, der rothe letzte Sonnenstrahl auf der unzählbaren Fensterflucht des weißen Pallastes — Alles das ist Versailles, wie es sich der Idee des Geschichtslesers dargestellt hat. So treu, daß Niemand hinzureisen braucht. — In einem Punkte führen die Beschreibungen irre: sie sprechen immer von der Sandwüste, der man ein Paradies habe abringen wollen, sie wiederholen den Ausdruck der Jahre 1660 bis 70, wo man es le favori sans mérite nannte. Von Paris bis über die Berglehne von Sèvres hinaus giebt Einen die Banlieue von Paris nicht frei mit Ortschaft, Landhaus und Allee. Hinter jener Berglehne ist ein einziger kurzer Uebergang, welcher auf der Seite eine Strecke unbedeutenden Feldes zeigt, sogleich folgen breite, breite Rasenalleen links und rechts, aus dem Grunde links taucht die Verlängerung des Waldes von Meudon herauf, man ist in einer waldigen Parkwelt, die ganz verschieden von der Pariser und Seine-Gegend. Von mehreren Seiten laufen solche Baumreihen abwärts in das flache Thal vor dem Schlosse; die eigentliche Stadt läßt den Zugang unberührt, sie hat sich bescheiden links und rechts halb im Verborgenen errichtet Oben über der breiten Avenüe sieht des Königs Schlafzimmer herab auf die von Paris herbeilaufenden Al-

leen; die dreifarbige Fahne flattert jetzt über dem Kopfkissen, auf welchem einst der Sultan einfarbiger, weißer Fahne geruht. Man erzählt, einst beim Aufstehn habe er jene Alleen großer Bäume erblickt; ausgewachsen, in voller Pracht begrüßten sie ihn, seine Garden hatten sie in der Nacht gepflanzt, er war nun seinem Wunsche gemäß noch dichter geschieden von der ihm verhaßten Pariser Welt. — Der Kampf mit der Natur, welchen man diesem Lustschlosse nachsagt, ist wol vorzüglich durch die kolossale Bestrebung in Rede gekommen, Wassermassen heraufzuzwingen in diese vom Seinethal abgesperrten Waldberge. Sonst sind solche Vorwürfe gegen Versailles leer und nichtig im Vergleiche mit Boden und Lage anderer Lustschlösser: Fontainebleau hat ein fast noch schlechteres Erdreich, und Chambord kein besseres. Unweit der Hauptstadt und doch ganz getrennt von dieser sollte die neue Residenz sein, es gab keine passendere Wahl, da St. Germain einmal verlassen sein sollte.

In jenen zehn Jahren, den schönsten von Ludwigs Königsthume, 1660—1670 baute Mansard Tag für Tag, ja noch weitere zehn Jahre, ehe es für fertig erklärt wurde zur Residenz des Königs. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Baukosten nicht so enorm gewesen sind, als man lange Zeit geglaubt hat.

Innerhalb jener zehn Jahre war die glücklichste Jugendzeit des Königs, die Zeit jener lieblichen Liebe zur La Vallière, die Zeit des Molièreschen Lustspiels, die Hauptepoche der Colbert'schen Anlagen vorüber gegangen, es begann eine andere Epoche, leidenschaftlichere Bewegung trät ein. Anna war 1666 im Val de Grace, 64 Jahre alt, gestorben, bei Hofe war eine brillante Schönheit, die Frau von Montespan aufgetreten, in einem Ballet hatte der König mit Staunen diese Schönheit und stolze Grazie sich entwickeln sehn, in der Unterhaltung nahm er mit Entzücken diesen raschen, gewandten Geist wahr, welcher ihrer ganzen Familie nachgerühmt und Mortemart'scher Geist genannt wurde. Athenais de Montespan war eine geborne Mortemart, und eine geborne Maitresse.

Vor diesem Glanze galt die La Vallière für fade; sie wehrte sich eine Zeitlang mit Thränen, und mit Hoffnungen auf Ludwig's Herz. Aber ihr Jugendreiz war durch drei Entbindungen dahin, und der König wollte Leben, nicht Traurigkeit — wie viel Leben, besonders Frauenleben hat er verbraucht! — „Sie wissen, Madame, daß ich nicht genirt sein will" waren seine Worte, und die Herzogin von Beaufort faßte den seltnen Entschluß, von der Seite des Königs in's Kloster zu gehn. Sie hatte sich ja auch

immer geſchämt, Herzogin zu ſein, ſagt Frau v. Sevigné. Die Partieen, welche man ihr anbot, lehnte ſie ab, ging zu den Karmelitern, nahm den Schleier, legte das Gelübde ab, und ſchied für immer von der Sinnenwelt. Sonderbar genug wohnte der Hof dieſer Ceremonie bei, die Königin ſelbſt, die eben ſo viel Anſpruch darauf hatte, gab ihr den Schleier, Boſſuet predigte. Unter dem Namen soeur Louiſe de la Miſéricorde lebte ſie noch 36 Jahre in ſtrengſter Disciplin, und nahm als einzig Andenken vom Könige den Namen Louiſe mit in's Grab und wie ſie glaubte mit vor Gott.

Der König mit der Blüthe des Hofes war in's Feld gerückt, der erſte europäiſche Krieg entwickelte ſich, Louvois hatte über Kolbert den Friedliebenden die Oberhand gewonnen, 1669 war gegen das verhaßte, republikaniſche, proteſtantiſche, preßfreie Holland ein fröhlicher Krieg eröffnet worden, der es vernichten ſollte. Die Kunſt war nicht groß, wenn Holland allein blieb. Da wo die holländiſche Lüge anfängt, um uns den ſchönſten Fluß zu verleiden, wo ſie dem Rheine den Namen ſtehlen und die Geographie täuſchen, da entwickelte ſich das in Verſailles gefeierte Bild: Der König und Frankreich gehn über den Rhein, die Reiter ſchwammen, der König geht über

die erſte Pontonbrücke, die man erfunden. Aber ganz Europa erhob ſich zeitiger als unſrer Zeit gegen Napoleon. Umſonſt entwickelte Turenne die neue ſtrategiſche Kunſt des Manövrirens, raſcher Märſche, raſcher kombinirter Angriffe, umſonſt entwickelte Condé alle Macht ſeiner glänzenden Tapferkeit, das deutſche Blut [illegible] über in Oranien und den Feldherren des Reichs, die Feinheit Montecuculi's wogen die neuen Erfindungen auf: der übermüthige König kam in große Noth des Friedens, es bedurfte aller überlegenen Diplomaten-Geſchicklichkeit der Seinen, um den Frieden von Nimwegen 1678 dahin zu bringen, daß er dem Status vor dem Kriege nicht allzu viel kleine Fetzen abriß. Die franzöſiſchen Autoren ſtellen übrigens dieſen Krieg und Frieden noch auf die höchſte Höhe ſeines Glücks. Paris ließ ihm auf dem Stadthauſe den Namen „le grand“ zuſprechen und denſelben auf Medaillen ſchlagen.

Dieſer Krieg hatte zwei Unglückskeime für Louis in tiefe Furche gelegt: es war ein unnützer Frevel Louvois', die Pfalz verwüſten zu laſſen, ein Frevel, von dem tiefer Franzoſenhaß in Deutſchland datirte. Ferner hatte ſich Ludwig mit Uebermuth und Eroberungsplänen zu frech gezeigt, und war doch geſcheitert. Man wußte nun zweifellos, welcher Abſichten

man ſich von ihm zu verſehn habe, und daß er doch niederzuhalten ſei. Aber für den hochmüthigen König ward dies keine Lehre: von hier an kann man bemerken, daß er in der Theilnahme der Nation tiefer und tiefer abſtieg, mit dem Titel le grand war der Enthuſiasmus erſchöpft, der Krieg hatte große Anſtrengungen erfordert, und ſtatt der Ruhe zu neuer Sammlung bereitete er neue Kriege. — Ludwig hatte ſelbſt den Oberbefehl geführt, nicht weil er ſich kriegeriſches Talent in ſolchem Maaße zutraute, ſondern um die Eiferſucht der Feldherrn zu erdrücken. Er befehligte deshalb nicht, er miſchte ſich nicht herriſch in die Kriegführung — nicht aus Furcht unterließ er dies, nein, gelegentlich war er mitten und ruhig im Feuer, er unterließ es, weil ſolche doch auch dem Mißlingen direkt ausgeſetzte Aktion ſeinem Königsbegriffe nicht ganz entſprach, jenem olympiſchen Königthume, was über dem Getriebe der Ereigniſſe ſtehen ſoll, über dem möglichen Wechſel der Erfolge.

Seine Winterquartiere hielt er ſtets in Verſailles, und wie groß die Kriegsnoth ſein mochte, man feierte nicht minder Feſte, die Damen ſtudirten den Mercure galant, der alle Details des Hofs und Lagers erzählte, und allen Liebſchaften zur Nachricht diente, ob eine Kugel oder Untreue getroffen habe. In den Cevennen

las man einen anderen Merkur, den holländiſchen, welcher das aſſyriſche Baalsleben furchtbar geißelte.

Gewöhnlich ſchiebt man die unerklärlich ſcheinende Ruheloſigkeit Frankreichs, unerklärlich nach ſo erſchöpfendem Kriege und ſo wenig gewährendem Frieden, gern auf Louvois, der als Kriegsminiſter Krieg gewünſcht, um mächtig zu ſein. Louvois war frech, aber des Königs verwegener Trieb, an ſich zu reißen, den Herrn der Welt zu ſpielen, war es nicht minder. Er war in dieſen achtziger Jahren noch bei jener Manneskraft, die aus Furcht vor Alter zuweilen etwas Gereiztes zeigt, die hochfahrende Geliebte war nicht geeignet, zu beſchwichtigen, zufällige Ereigniſſe, wie eine fabelhafte Geſandtſchaft aus Siam überſpannten den fix gewordenen Stolz, das prächtige Verſailles, was er jetzt ſammt dem Hofe bezogen hatte, ſchien immer größeren Stil zu heiſchen nach innen und außen. Ach, im Liebeswunſche, der Geliebten zu gefallen, hatte er es begonnen dies Haus der Luſt, zwanzig Jahre waren darüber hingegangen, die Karmeliterſchweſter Louiſe betrat es nicht, da es fertig war, und jetzt ſtachelte es vielleicht durch ſich ſelbſt, wie ein dämoniſches Werk, ſeinen Schöpfer in's Verderben. Er ruhte nicht mit Uebergriff und Beleidigung, bis ganz Europa wieder gegen ihn zu Felde lag.

Und doch, wie klein ſind all dieſe Erklärungen neuen Krieges, wenn man die dogmatiſche Welt des Königs, deſſen innere Beſtimmung ſich vergegenwärtigt. Eben ſo klein wie die Rathſchläge, welche man für Napoleon bereit hält vor dem Zuge nach Rußland. Einer wie der Andere war in ſeiner Nothwendigkeit. Ludwig hatte gegen die proteſtantiſche, konſtitutionelle Welt, welche Oranien repräſentirte, Alles daran zu ſetzen, und es ward ihm ſchreiend klar, daß dieſer ſein Inſtinkt der richtige und nöthige geweſen, als derſelbe Oranien 1688 plötzlich auf dem engliſchen Throne ſelber, und Jakob Stuart, ein vertriebener König Hilfe ſuchend in Frankreich erſchien. Es war der Kampf für ein katholiſches abſolutes Königthum, der die Meere und die Länder mit Kriegern bedeckte, die neuen Marſchälle, die Luxemburg, Catinat, Villars fochten für den heiligſten Glauben ihres Königs gegen den Herzog von Marlborough und den Prinz Eugen von Savoyen. Dadurch erhielt der Krieg von Seiten Ludwigs das roh Barbariſche in einzelnen Zügen, was ſo grell abſticht von der weichen Kultur des Verſailler Hofes. Die nochmalige und noch abſcheulichere Verwüſtung der Pfalz, welche Louvois allein zur Laſt gelegt wird, iſt ein Schandflecken in dieſer ſonſt ſo großartigen Regierung, und ſie hat einen Franzoſen-

haß in Deutschland hervorgebracht, den nur Napoleon steigern, und die Julirevolution nicht vertilgen konnte. Ludwig hat sicher um diesen Mordbrennerplan gewußt, und hat ihn in seiner damals so leidenschaftlichen Stimmung gut geheißen.

Auch den König Jakob entließ er damals zur Expedition gegen Irland, zur Schlacht an der Boyne, der Grabesschlacht für die Stuartkrone, er entließ ihn mit einem Witzworte, was viel gröber und schneidender ist als sonst in des Königs Wesen lag — „Ich wünsche, daß wir uns nicht wieder sehn." Man ist immer am Witzigsten, wenn man von Leidenschaft gepeitscht wird.

Dieser König, dem man so viel Glück nachsagt wie dem Augustus, nöthigt den aufmerksamen Zuschauer, sich den Begriff des Glückes nicht in gewöhnlicher Weise zu bilden. Ja, er hat in seiner kühnen Auffassung des französischen Königthums, er hat in der Gleichzeitigkeit großer Talente, in einer Geselligkeits- und Kunst-Kultur, die sich seiner Zeit feststellten, er hat in interessanten Weibern, die er für sich gewann, er hat in alle dem einen großen Wurf des Geschickes für sich gehabt. Dieser große Wurf ist aber auch immer alles beneidete Glück seltner Menschen. Bei näherem Zusehn entdeckt man Mißlingen auf Mißlingen, Wetter und

Winde, die launenvollen, sie gehn auch den glücklichsten Menschen nicht vorüber; alles Glück der großen Glücklichen ist eine architektonische Schönheit, die man von einem bestimmten Gesichtspunkte betrachten, der man nicht zu nahe treten muß. Zu nahe besehn zeigen sie das gewöhnliche Baumaterial und alle Spuren von Regen und Wetter.

Als Ludwig in diesem zweiten europäischen Kriege dem herben Frieden von Ryswik entgegen ging, da hatte er schon daheim den Frieden des Genusses verloren, das Glück des Stolzes; — die Blasirtheit überschlich ihn, bei welcher der Stolz nur noch eine gewaltsame Hilfe des Charakters, bei welcher das Glück nur noch ein stachelnder Reiz ist. Gesellt sich die Blasirtheit zu einem langen Leben, so bedarf sie des Trostes, und der Trost wird der Herr.

Also ergeht es dem Könige Ludwig, aber wir müssen einräumen, daß sich sein starkes Naturel stark und überlegen genug benommen hat bis zum letzten Hauche, ein ächtes Naturel, welches die neu persönliche Macht bleibt neben aller Macht der Geschichte und des geschichtlichen Grundsatzes.

Die stolze Montespan erlebte es, daß ihr Reiz nicht mehr mächtig genug war, den erregten König

zu fesseln. Dieser flatterte herum unter den Hofdamen, und verweilte zuerst bei einer Mademoiselle du Lude. Frau v. Montespan warf sich so heftig auf das Mädchen, man sagt sogar, sie habe sie eigenhändig gemißhandelt, daß sie vom Hofe flüchtete — was half es der Favorite? Eine Soubise trat an die Stelle, und noch gefährlicher eine marmorartige Schönheit, ein Fräulein Fontanges, die noch heute durch einen improvisirten Haarputz bei unsern Damen fortlebt. Es war ein unbedeutend schönes Kind, was die Goldstücke durch alle Fenster schleuderte, was monatlich 100,000 Thaler verbrauchte, was sich wunderte, als man dies Verschwendung hieß. Ein Geburtssturm brach die Rose, brach das Glück des Gefallens, und ein rascher Tod endigte Erinnerung oder Gram.

Bontemps, des Königs Kammerdiener, besorgte wol seinem Sultan vorübergehend sinnlichen Ersatz, Gewohnheit und energischer Reiz zogen den König wol auch wiedek zur Montespan, aber all diese jache Hast war nur Symptom, daß die alte Welt des Reizes für ihn erschöpft war. Mit genialem Blicke erkannte dies ein Weib, was längst über die Jugendschönheit hinaus war, mit den talentvollsten Mitteln wußte sie das zu benutzen — die Witwe eines Frondeurs, eines dem Könige überaus verhaßten Frondeurs,

die Witwe des alten Scarron brachte es dahin, daß der ſtolze König Ludwig ſie heurathete. Kann man ein größer Zeugniß ſeltnen Talentes, ungewöhnlicher Klugheit ablegen? In Wahrheit, dieſe Frau v. Maintenon — ein Name, den ihr Ludwig mit einem Landgute gab — war ein Spiegel ſeltner Lebenskunſt. Im wechſelvollſten Mißgeſchick war die kleine d'Aubigné aufgewachſen, das Meer, Amerika, der Kerker eines bankerutten Vaters, der Tod deſſelben, Armuth und Elend waren der wechſelnde Hintergrund ihrer Jugend geweſen. Noch mehr: man hatte ſie genöthigt, den Kalvinismus abzuſchwören, in dem ſie erzogen war, an dem ſie mit zäher Hartnäckigkeit hing, man hatte ſie an den alten Scarron verheurathet, der ihr bei ſeinem Tode nichts weiter hinterließ, als die Erlaubniß, ſich wieder zu verheurathen. Doch; er hinterließ ihr viel mehr: ſein Haus war ein Sammelpunkt der geiſtreichen Pariſer geweſen, alter Frondeureſte, neuer Munterkeit. Die berüchtigt-berühmte Ninon de l'Enclos, die hundert Liebſchaften, aber auch den Geiſt von hundert Liebſchaften hatte, die noch mit achtzig Jahren einem jungen Manne eine Neigung bis zum Todtſchießen einflößen konnte, ſie war von dieſer Geſellſchaft. Statt zu fragen, ob die junge Scarron in ſolcher Geſellſchaft unſchuldig geblieben ſei, ſollte der

Hiſtoriker fragen, wie viel ſie von ſolchem Umgange gelernt habe, denn er war der geiſtreichſte und erfahrenſte von Paris. Es hing doch auch eine Abtheilung damit zuſammen, die von ſanften Sitten war, das waren diejenigen, welche den langen Roman kultivirten, die Calprénède, die Scudérys. Das Fräulein v. Scudéry war hoch angeſehn beim Könige, und wenn ihre uralte Karoſſe die Rampe von Verſailles hinaufklapperte, und Alles rief „das Fräulein von Scudéry kommt", ſo ging Ludwig lächelnd entgegen.

Die junge Witwe wußte ſo vielfältige Anknüpfungen zu benutzen, und obwohl es ihr lange nicht gelang, eine Unterſtützung vom Könige zu erreichen, obwohl ihre ſtets wiederkehrenden Petitionen durch Ludwigs Ausruf „Schon wieder Witwe Scarron!" allgemein bekannt waren, obwohl ihr Schickſal durch ein Sprichwort des Hofes „Ungelegen wie Witwe Scarcon" bezeichnet wurde, ſie hatte doch nicht umſonſt geſchrieben. Sie ſchrieb ſehr gut, und König Ludwig, der ſich hierauf verſtand, hatte dies wohl bemerkt. Frau v. Montespan ſelbſt zog ihre Siegerin herbei. Der Herzog von Maine, ein Sohn, den ſie dem Könige geboren, war lahm und krank, brauchte Wartung und Pflege. Frau von Montespan berief die Witwe Scarron dazu. Dieſe zeigte ſich bereit, wenn eine

Aufforderung vom Könige erfolgte. Als dies geſchah, kam ſie, führte den kranzen Prinzen über den Tourmalet nach Barèges, wohnte alsdann in Verſailles, zum Hauſe der Montespan gehörig, führte ſich muſterhaft, ärgerte zuerſt den König, der ſie gelegentlich antraf, und dem ſie einen ungünſtigen Eindruck machte, durch herbe Grundſätze, womit ſie die Dinge beſprach, intereſſirte ihn durch Konſequenz, Beſcheidenheit, Geiſt, womit ſie in ihrer Art ſich verhielt, intereſſirte ihn mehr und mehr. Seine Welt war eigentlich verliebt, was konnte ihm lockender ſein, als eine ihm fremde, ſelbſtändige Sinneswelt, die ſo ruhig und geiſtreich auf ſich beharrte? Hier bot ſich dem verarmten Lebemanne ja eine unerwartete Ergänzung.

Die Künſte der Maintenon beruhten auf einer ganz ſoliden inneren Welt, es waren nicht bloße Buhlkünſte, wie man ſie oft darſtellt. Künſte der Koketterie waren allerdings unerläßlich, um ſolch einen Liebhaber dauernd zu feſſeln, und darüber geben ihre bekannten Worte hinreichende Auskunft „ich entlaſſe ihn immer in Betrübniß, aber nie in Verzweiflung.“

Umſonſt wehrte ſich Frau von Montespan ſtürmiſch gegen die langſam und ſicher vorrückende Nebenbuhlerin, je gereizter ſie wurde, deſto tiefer ſank ihre Macht über den König. Sie wich noch nicht, als

Frau von Maintenon ſchon entſchieden geſiegt hatte, und verließ erſt Verſailles, als ihr Abgang kaum noch bemerkt wurde.

Dieſer auf eine innere Formenwelt gegründete Sieg der letzten Herrin mußte große Folgen für den Staat haben. Die La Vallière hatte ein friſches Liebesherz gefeſſelt, die Maintenon fand ein in Liebe verwelktes, ſie erweckte darin, was noch zu erwecken war, die religioſe Regung, den Reiz der Furcht. Deshalb glaube man nicht, daß nun Ludwig wirklich ein Frömmler geworden, und daß die Macht der Maintenon nur in der Beichtvater-Macht beruht habe. Die Religionsmaaßregeln, die jetzt eintraten, waren doch innerlichſt politiſcher Natur, die Macht der Maintenon war doch die einer perſönlich mächtigen Frau, einer Frau, die alles Weltreizes, des feinſten Geſpräches, des beſten Geſchmackes kundig war. Daß alle weltliche Luſt immer auf ſtrengem Hintergrunde erſchien, darin beruhte der neue Reiz. Der König fragte noch immer, und ſie ſagte es ihm lächelnd, was Ninon, die geiſtreiche Läſterzunge, über dieſen oder jenen Vorfall, oder über die Frau von Maintenant geſagt habe.

In ſolchem Gange kam dem Alter des Königs eine vorherrſchende Aufmerkſamkeit auf Kirche und

kirchliche Dinge. Erſt trat dieſe Aufmerkſamkeit noch ganz in politiſcher Abſicht auf: er bediente ſich der Gemeinſchaft, die zwiſchen Port royal und den Parlamentariern ſtatt fand, und konſtituirte durch die Deklaration von 1682 eine neue gallikaniſche Kirche, die ihr Verhältniß zu Rom in freiere Grenzen zog. Aber ſein Beichtvater, Père la Chaiſe, ein Jeſuit, verbündet mit der Maintenon, trieb ihn auf ſtrengere kirchliche Bahn, erſt gegen die Hugenotenreſte, dann gegen den Janſenismus ſelbſt, gegen Port royal als einen Sitz deſſelben. Das Alles vereinigte ſich gar wohl mit Ludwigs Einheits-Gedanken, aber es vereinigte ſich ſehr übel mit einer überaus bedrängten Kriegeszeit, die bald den ſilbernen Thron von Verſailles und ſonſtige maſſive Herrlichkeit in die Münze verſchlingen, die bald ähnliche Opfer von den Großen des Reichs, Aufruf des Banns und Arrière-Banns erheiſchen ſollte. Dennoch erfolgte nahe an der Kriegesnoth 1685 die Zurücknahme des Nanteſer Edikts, Krieg gegen die hartgläubigen Kamiſards der Cevennen, Dragonade auf Dragonade. Boſſuet war vorausgegangen mit einem edleren Proſelytismus, der ordinaire, ja der ordinairſte folgte ihm auf dem Fuße, drängte ſich in die Auswanderung, welche Frankreich um eine halbe Million der fleißigſten und geſchickteſten

Einwohner beraubte. Colbert, wenn er es erlebt, hätte blutige Thränen geweint, seine besten Fabrikanten mit seinem Handwerkszeuge und Kunstgriffe nach Deutschland, nach Holland auswandern zu sehn. Da brach denn der Krieg wie eine Wetterwolke überall los, wie später in Coblenz so rüsteten sich jetzt im Haag 5000 französische Edelleute gegen das Vaterland. Und der König war krank, litt an einer gefährlichen Fistel, litt große Schmerzen, mußte operirt werden. Aber wenn er nur stehen und sich bewegen konnte, erschien er gefaßt vor der Welt, gab Audienz, Niemand in Europa sollte ahnen, wie schlimm es um ihn stünde. Daß die spanische Puppe, die Königin, gestorben, und eine geliebte Frau an seinem Krankenbette war, mochte er jetzt zu seinem Glücke rechnen. Als er genas, betrat er zum ersten Male wieder Paris, zum ersten Male seit dem Hausthüren- und Nachttopf-Kriege, wie Voltaire die Fronde nennt. Es war im Jahre 1687, als er durch das Portal von Notre Dame schritt, um Gott für seine Genesung zu danken, dem Gott, von dem der französische Priester erst nach dieses Königs Tode sagen mochte „Gott allein ist groß."

Noch wollte der genesene König allein groß sein. Seine Stadt Paris bewirthete ihn auf dem Stadthause, und setzte ihm 300 Schüsseln vor; er stellte

mit Anſtrengung aller Mittel 180,000 Mann in's Feld; aber das alte Glück war nicht mehr bei den Fahnen, einzelne Siege wie Luxemburgs bei Fleurus helfen nicht, die Mittel gehen aus, zum erſten Male erhebt ſich lautes Oppoſitionsgeſchrei im gedrückten Lande, die Maintenon, von trauernden und penſionsbedürftigen Witwen belagert, drängt ihn zum Frieden, er entſchließt ſich mit Schmerz zu dem, was ihm ſonſt Erniedrigung ſchien, zu den erſten Schritten um Frieden. Er thut ſie geheim, und ſie gelingen nicht.

Damals arbeitete der alte Herr vierzehn Stunden des Tages, und ließ ſich überall herab: Bürgerliche wie Catinat werden Ritter des heiligen Geiſt-Ordens, ein Orden für alle Welt, der Orden des heiligen Ludwig wird errichtet, Adelsbriefe werden verkauft, wohlfeil, das Stück nur 2000 écus, Anleihen werden gemacht, der ſtolze König entſchließt ſich, dem Rothſchild jener Zeit, dem Samuel Bernard ſchmeichelhafte Behandlung zu adreſſiren, damit er dem kontrahirenden Miniſter gefällig ſei, er zeigt ihm ſelbſt ſeine Anlagen in Trianon. Und die Anleihen waren ſo ungeſchickt! Sie enthielten kein Mittel der Abzahlung in ſich, ſolcherweiſe waren für die Intereſſen immer neue Anleihen nöthig, und ſo erbaute ſich die franzöſiſche Schuldenlaſt, der Steigbügel der Revolution.

Und Alles das reichte nicht aus! Man eilte zu der großen Neuerung, alle Klaſſen zu beſteuern: den Prinzen von Geblüt, den Edelmann, den Prieſter wie den Bürger. In ſolchen Schritten, die man ſonſt revolutionaire nennt, wenn ſie nicht von einem Einzigen ausgehn, war er außerordentlich; ein Wink, und ſeine Söhne von der La Vallière und Montespan waren ſo weit legitimirt, daß ſie Vortritt, ja regelmäßige Erbfolge haben ſollten unmittelbar hinter ſeiner eignen Sohneslinie. Der Despotismus iſt ſo gut eine Revolution, wie die Revolution ein Despotismus. Es iſt gleich thöricht, das Eine oder das Andere vererben zu wollen, eben ſo thöricht, als wenn man an die Söhne eines genialen Mannes die Anſprüche der Genialität macht. Der Menſch kann [illegible] die Regel folgern, er kann nur auf der Regel beſtehn; die Regel im Staate verlangt Geſetz und Garantie; die Genialität, der despotiſche Genius im Staate iſt ein Schwung über Beide, wie das Gewitter ein Schwung über die Stimmungen der Jahreszeit. Gewitter und ſchöpferiſcher Despotismus geben Folgen, aber nicht regelmäßige, nicht ſolche, die in's Erbrecht zu bringen ſind — ſo empfindet man eine dämoniſch tragiſche Wirkung, wenn man den Gipfel abſoluter Monarchie in Frankreich der weiteſten Revolution ſtracks entgegen-

arbeiten sieht. Sogar in Dingen, wofür nicht einmal Beruf der Stimmung in ihm war, wie in kirchlichen. Eine unfranzösische Ableitung des protestirenden Menschengeistes, geradezu ein französisches Fontanell, verstopfte er mit Schweiß und Blut, um allen Protestantismus auf den Staat selbst zu drängen!

Ludwig's Wesen, wie das aller französischen Könige seit Franz, war eigentlich ohne religioses Moment; er besaß nicht einmal, was er selbst heischte: Scheu vor hergebrachter Autorität. Wie er noch als Jüngling im Jagdkostüme, die Hetzpeitsche in der Hand, von Vincennes in's Palais de Justice geritten war, um dem Parlamente zu erklären, daß es nichts, und daß er Alles sei, so war er sein Leben hindurch gewesen, so blieb er trotz Frömmigkeit bis an seinen Tod, nichts respektirend als die eigne, moderne Form des Sultanenthums. Einheit der Kirche daneben und dafür war ihm kein religioses, sondern ein politisches Dogma. Sein Verhältniß zum Innerlichsten der Kirchlichkeit war offenbar ein gedankenloses. Wie er streng und gedankenlos von der spanischen Mutter darin erzogen war, so hatte er sich gehn lassen; ein theoretischer Skeptiker oder Kritiker war er nie, er war ein künstlerischer Mensch, dem die Dinge als Ganzheiten kommen; selbst die absolute Macht ward keineswegs von

ihm raffinirt, ſie ſprang, ihm eigen und nothwendig, aus ſeiner perſönlichen Völligkeit hervor. Das Verhältniß zu Gott trug er unbeſehen durch ſein Leben, unbeſehen, wenn ihn auch die Erſcheinung deſſelben an Anderen, in ſeinem Staate, an ſich ſelbſt intereſſirte. Seine Welt war dieſe, die Welt Angeſichts der Sonne und des Mondes; Tartuffe war ihm ſonſt ein Lieblingsſtück geweſen, an den Janſeniſten haßte er juſt die religioſe Demüthigung der Creatur vor Gott, den religios abhängigen Gnadengedanken, zu den Formen der Frömmigkeit leitete ihn auch jetzt nur die jeſuitiſche Form, ein ganz moderner Vertrag mit Gott, welcher Würdigkeit und Reiz der Welt vollkommen beſtehen ließ.

Es iſt alſo ein Irrthum, ſich den alten König in ſeiner letzten Periode als einen büßenden Sünder oder als alltäglichen Frömmling zu denken. Er war ein blaſirter Mann, ſchwer zu amüſiren, weil nicht mehr „amusable," wie die Maintenon ſelbſt ſagt, dem die Religionsform ſo viel Intereſſe geben mußte, als ſie einem dem Tode zuſchreitenden Manne meiſtens giebt. War's doch auch nicht allein politiſche Bedrängniß, die ihn an den Wechſel des Irdiſchen erinnerte: furchtbare Schläge trafen in den letzten Lebensjahren ſein Vaterhaupt, wie Priam's Burg ward ſein

Königshaus verödet durch unerklärlichen Tod, Sohn, Enkel, Tochter, was ihm theuer war durch Liebe und Hoffnung, fuhr in die Grube. Ja, wir werden sehn, je näher er an Jenseits, an Tod und Gott gedrängt wird, desto mehr läutert sich dieser fromme Stil dieser achtziger und neunziger Jahre zu dem einfachen, unbekümmerten Sinneswesen seines Naturels.

Auch jetzt, wo die Frömmigkeit so in Schwung kommt, suche man ihn nicht hinter Betpulten: mehr ennuyirt vom Versailles'r Hoftrubel, als trostbedürftig, wandelt er des Abends durch den Park hinüber nach Trianon, wo er sich ein reizendes, kleines Marmorschloß erbauen läßt, unter den Blumen von Trianon sucht er Erholung vom Regieren. Dann wählt er eine malerische Schlucht in den Seinebergen, und erbaut sich Marly, und nimmt nur kleine, bequeme Gesellschaft mit dahin, aber nicht eben fromme. Es war nicht mehr die Zeit der großen Jagden, die mit Hörnerklang, Hundegebell und Pferdegewieher ringsum den Forst erfüllten, wodurch der einsame Jagdreiz ebenfalls in ein berechnetes Schauspiel verwandelt war, wo der Hirsch am bestimmten Platze Angesichts des Königs zusammenbrechen mußte; es war nicht mehr die Zeit der île enchantée, aber der Wald- und Hü-

gelkranz von der Seine bis an die Eure war doch noch ein Kranz belebter Schlösser, war noch das Luxus- und Freuden-Centrum Europas. Auf all diesen Straßen fünf Meilen in der Runde hinab bis Sceaux, wo Colbert sein prächtig Schloß errichtet hatte, bis Chantilly, wo die Erben Condé's wie im Paradiese lebten, bis Rambouillet, wo der Herzog von Maine residirte, kreuzten sich Karossen, Portechaisen, Reiter, Spaziergänger in Sammt und Seide, Alles hatte seinen Herzpunkt noch in Versailles. In Meudon regierte der Dauphin, in St. Cloud der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, in Petit Bourg wohnte der genialste Schmeichler des Königs, der eheliche Sohn der Montespan, Herzog von Antin, der lange Alleen und kleine Wälder mit einem Streiche, in einer Minute verschwinden ließ, wenn der König die Aussicht zu enge fand. In Chateau d'Anet, wo einst Diana von Poitiers geschlafen, haus'te der wüste Vendome, das unbeliebte Kriegstalent mit seinem Sekretair Alberoni, demselben, der nachmals Spanien regierte; der ganze Waldkranz war besät mit Schloß und Glanz, Ludwig liebte, auch dies zu centralisiren. Die einzige Störung darin, das Thal von Chevreuse mit der jansenistischen Abtei Port royal-des-Champs, war jetzt auch verödet, und trat mit seinen ascetischen

Bewohnern dem Glanzesleben nicht mehr in den Weg, im Jahre 1709 wurden die letzten Nonnen daraus vertrieben, im Januar 1710 das ganze Kloſter raſirt. Man entdeckt jetzt kaum noch die Spur in dem kleinen, engen Thale.

42.

Das Naturel kommt in Galopp zurück! hat der Franzoſe das römiſche Sprichwort ausgedrückt. Der alte König hatte endlich im Herbſte 1697 zu Ryswik, einem Schloſſe unweit dem Haag einen Frieden abgeſchloſſen, der gegen all ſeine Königsnatur zu gehen ſchien: die frechen Reunionskammern, die juriſtiſch für Franzoſeneigenthum erklärten, was Frankreich am Rheine und im Elſaß erobern wollte, dieſe frechen Inſtitute wurden geopfert, Lothringen wurde herausgegeben, ja! König Wilhelm von England wird anerkannt von Ludwig XIV.! König Stuart in St. Germain, eine Stunde von Verſailles, ſcheint auf den Privatſtand eines Königes zurückgeführt. Ludwig zeigte das in Frankreich nicht, was er nach Ryswik hin unterſchrieben.

Mochte er zeigen, was er wollte, war dieſer Friede nicht Zeugniß genug des Abſterbens? Rauſchend fielen

die Blätter von dieſer ſtarken Eiche. Frau von Maintenon ſoll ihn einſt um jene Zeit vor einem Spiegel überraſcht haben, in welchem er, eine Thräne im Auge, den Verfall ſeines Antlitzes, Runzel und Falte betrachtet habe. Eine Natur der ſchönen Erſcheinung wie er konnte nicht ohne Thränen von der Jugend und Leibesſchöne ſcheiden.

Europa konnte ſich beruhigen über die Prätentionen Frankreichs: der alte König regierte im Kabinet der Maintenon, die nüchterne Dame ſaß in einem Lehnſtuhle, und las oder arbeitete, wenn er mit den Miniſtern regierte. Sie zeigte keinen Antheil, um den größten zu haben: ihr Rath, der immer eingeholt wurde vom Könige, war immer beſcheiden, ging ſtets auf das Mäßige, Verſöhnliche. Europa konnte ſich alſo beruhigen? Das Naturel kommt wieder im Galopp! Mag Alter, Umgebung und Mißgeſchick den ſtolzen König dämpfen, er bleibt der ſtolze König bis zum letzten Hauche, die kleine Beſorgniß immer wieder aus ſich hinaus werfend trotz Alter, Maintenon und Mißgeſchick. In Spanien hat er ſeine Diplomatie, dies unbeſtritten mächtigſte Feld ſeines Reiches, dafür ſorgen laſſen, daß der ſterbende König Karl den Enkel Ludwigs zum Erben der ſpaniſchen Krone einſetzt. Es trifft ein. Nur vierzehn Tage trägt Ludwig die Sorge

vor dem Ungeheuren mit ſich herum, vor den unüberſehbaren Stürmen, die er über ſeine letzten Tage heraufbeſchwören will. Aber dies iſt die Sage von den Titanen: nach dem Thron der Götter greifen ſie, wenn er erreichbar ſcheint; die ſtarke Königsnatur Ludwigs konnte einer Krone nicht vorübergehn, wenn er den Todesabgrund neben ihr offen ſah. Eines Morgens gleich nach ſeinem Lever läßt er ſeinen Enkel Philipp rufen, läßt die Flügelthüren öffnen, ſpricht zum ſpaniſchen Geſandten: Ihr könnt ihn begrüßen als Euren König!

So war der Würfel geworfen für den Lebensreſt eines ſchon hochbejahrten Königs, der Manchem ein in Sinnenluſt und Tand geſchwächter, beendigter König ſcheint. Er wußte gar wohl, daß die beiden Kriegstalente, deren Auftreten ihm ſchon ſo zugeſetzt, daß Marlborough und Prinz Eugen jetzt in voller Kraft und ihm bald gegenüber ſein würden. Aber er fühlte ſich in ſeiner Nothwendigkeit als König von Frankreich, und ſo begann er verwegenen Krieges das 18te Jahrhundert, wie Franz gegen die ſpaniſche Macht das ſechzehnte, Heinrich IV. für ſeinen Europaplan ebenfalls gegen die ſpaniſche Macht das ſiebzehnte begonnen, er begann es als Herr von Spanien gegen Europa.

Merkwürdig ſind die Verhaltungsregeln, die er ſelbſt ſeinem Neffen aufgeſetzt, und die er ihm wie einen Katechismus alle Morgen vorleſen ließ. Sie fallen wie ein Abendſonnen-Blick auf des Königs eignes Thun und Leben, wie eine Selbſtkritik, die mit ſich zufrieden iſt, und ſich doch nicht ſchont. Der Herzog von Noailles, der ſie von des Königs eigner Hand beſaß, hat ſie auf der königlichen Bibliothek niedergelegt. Es finden ſich darin folgende Sätze:

„Fehle nie in Deinen Pflichten, beſonders gegen Gott; ſolch Beiſpiel eines Königs iſt von großer Wirkſamkeit. — Habe nie ein Attachement für Jemand. — Liebe Dein Weib, lebe gut mit ihr. — Zieh nicht Diejenigen vor, welche Dir ſchmeicheln, ſondern die, welche für Dein Wohl Dein Mißfallen wagen. — Mache Dein Land glücklich, dazu gehe nur gezwungen an einen Krieg; iſt er unerläßlich, ſo ſtelle Dich an die Spitze der Truppen. — Verlaß nie Deine Geſchäfte Vergnügens halber. — Mache Dir eine Tages-Eintheilung. — Jagd und Landhaus ſind unſchuldige Vergnügungen. — Verſchwende für den Bau letzterer nicht zu viel Geld. — Höre genau, höre viel, ehe Du entſcheideſt, aber entſcheide ſelbſt. — Laß Dich nicht beherrſchen, habe keinen Favoriten, keinen Premierminiſter. — Be-

deutende Leute mußt Du alle genau kennen lernen. — Behandle Jedermann höflich, sage Niemand Betrübendes, aber unterscheide dabei doch Ausgezeichnetes und Verdienst. — Behandle Deine Domestiken gut, aber sei nicht familiär mit ihnen; beim geringsten Fehl entferne sie. — Bereise Dein Reich. — Spotte nicht über wunderliche Manieren einer fremden Nationalität, jedes Land hat seine Manieren, man gewöhnt sich selbst daran. — Sei freigebig, und nimm nur Kleinigkeiten an, überbiete sie; aber nicht auf der Stelle." —

Manches ist nur interessant, weil es von ihm kommt und seine Ansicht zeigt über die eigne Vergangenheit. Manches scheint trivial, und doch ist solche Trivialität, wenn sie durchdachtes Produkt der Erfahrung, so viel werth als ein neuer Gedanke. Nur die gedankenlos überlieferte Phrase ist bloße Trivialität. Es giebt in Klugheit nicht viel Neues, denn die Welt hat schon Jahrtausende beobachtet.

Ludwig XIV. hatte kein schriftstellerisches Talent, dazu war sein kompakter Geist nicht weit genug aufgeblättert. Das wenige Autographische von ihm ist schwer anzusprechen als ächt oder unächt, weil sein Hauptsekretair Rose ihm die Handschrift vollkommen

ähnlich nachahmte, und solcherweise, wenn auch unter den Augen des Königs, als König schrieb.

Es ist bekannt, daß die erste Hälfte jenes spanischen Successionskrieges, der von 1701 bis 1713 dauerte, außerst unglücklich verlief. Frankreich erlitt 1704 die große Niederlage bei Höchstedt — in derselben Gegend von Ulm, wo ein Jahrhundert später Napoleon eine ganze Armee Oesterreichs gefangen nahm — bei Ramillies, bei Oudenarde und Malplaquet, ein furchtbarer Winter brach von 1708 zu 1709 über Frankreich ein, Krankheit und Hungersnoth brachten das Land an den Rand der Verzweiflung, Lille war gefallen, der Feind stand nur einige Tagereisen von Versailles, der alte König ward gedrängt und beschworen, über die Loire zurück nach Chambord zu gehn! Versailles, seinen Lebens- und Königspunkt sollte er verlassen? Nimmermehr. Jener Prinz Eugen, dem er einst ein Regiment versagt, sollte in Versailles schlafen? Nimmermehr soll das geschehn, so lange ein Blutstropfen im alten König lebt. Der greise Fürst wich nicht vom Platze, er ließ sich, was er nie gethan, herab, einen Brief an die Nation zu schreiben, worin er sich zu rechtfertigen suchte, aber er wollte lieber untergehn, als dem Feinde weichen. Villars und Vendome stellten zwar das Waffenglück einigermaaßen her,

die geſchickte Diplomatie wußte zwar den Frieden vorzubereiten, den Sturz der Whigs und Marlboroughs in England eiligſt dafür zu benützen, aber das Unglück ſollte noch auf andere Weiſe über dem greiſen Haupte zuſammenbrechen. Der Tod fiel unter die blühende Nachkommenſchaft des Königs, ſie ſank in wenig Monaten wie ein Aehrenfeld unter der Senſe des Schnitters. Der Dauphin, Fénélons Schüler, ſtarb, deſſen Sohn, der Herzog von Burgund, ſtarb, deſſen Gattin, der Liebling Ludwigs, war ſechs Tage vorher geſtorben. Der alte König liebte dieſe ſavoiiſche Prinzeſſin ſo zärtlich, ihre Heiterkeit war ihm ſo ermunternd, ihr hatte er Freude und Leitung der Hofluſtbarkeit überlaſſen, damit man ſich ſeiner Welt freuen könne, auch wenn er die Feſte nicht mehr leitete! Auf den Knieen lag er an ihrem Bette, als der Tod ſie ergriff. Es iſt mir nicht erlaubt zu weinen, hat Napoleon geſagt für ſolche Königslage — der greiſe Ludwig ſtand ſtarr wie ein Standbild unter ſo viel Särgen, die nach St. Dénis gebracht wurden. Auch der älteſte Sohn des Herzogs von Burgund ſtarb, deſſen Bruder, nachmals Louis XV., fiel in Lebensgefahr. Wo wird das enden? fragte ein König, dem bis auf ein kleines Kind drei Generationen zerſtört wurden im Laufe weniger Monde. Der Friede von Utrecht brachte

zwar endlich Friede nach außen, aber der König war doch für die drei letzten Lebensjahre, die er noch hatte, zu tiefer Traurigkeit gebrochen, der Finger Gottes hatte ihn schwer berührt, und jetzt ließ er dem gierigen Jesuitenbeichtvater Le Tellier, welcher dem gestorbenen Père la Chaise gefolgt war, freieren Lauf als bisher, wo der kirchliche Trieb zwar hervorgetreten aber immer noch politisch geleitet war. Jene Todesfälle schrieb alle Welt Vergiftungen zu, ja man zeigte mit Fingern auf den Herzog von Orleans, der jetzt als nachfolgender Regent dem Throne zunächst stand. Vergiftungen! wie man bei der Cholera Vergiftung schrie; man sucht eine plötzliche Kalamität immer zuerst bei Menschen und menschlicher Absicht. Der König wies das schweigend zurück.

Die völlerische Lebensweise jener Zeit hilft vielleicht die damals so häufige Apoplexie und rasche Krankheit erklären. Man war ganz das Gegentheil vom jetzigen Franzosen; man aß sehr oft, man aß sehr viel. Chokolade, Früchte, spanischer Wein waren das Frühstück. Zeitig folgte ein starkes Diner. Schon um vier Uhr ward wieder eine kleine Mahlzeit genommen, um acht Uhr wurde üppig soupirt, und gab's ein Fest oder sonst eine festliche Veranlassung, woran es selten fehlte, so kam noch eine Nachtmahlzeit, la media noche genannt.

Dem mächtigen Leibe des Königs ward dies keine Gefahr, er verlangte reichliche Nahrung, und um so reichlichere, je höher das Alter hinaufstieg. Sonst theilte Ludwig in all seiner letzten Lebenszeit die Lebensweise seiner Umgebung nicht mehr: Regierungsarbeit nahm ihn dringend in Anspruch, Regelmäßigkeit war ihm Bedürfniß. Man sah ihn, als das Reiten ihm zu beschwerlich wurde, auf einem kleinen Wagen in der Versailler Umgebung herumfahren. Indessen lenkte er noch die Rosse selbst; noch am 9. August 1715, drei Wochen vor seinem Tode, hetzte er solcherweise den letzten Hirsch. Wo er übrigens auch in dieser letzten Zeit öffentlich erschienen war bei einem Feste oder einer Revúe, da zeigte er sich noch immer frei und aufrecht. Sobald der junge Stuart zum Tanze antrat, erhob sich jedesmal der alte König, und stand unbedeckt trotz schmerzhaften Podagras, bis der junge Fürst wieder abtrat. **Honneur au pair et au malheur!** war sein Ausdruck.

An einem Sonntage, den 11. August, ging er das letzte Mal nach Trianon zu den Blumen. Noch bis zum 25. arbeitete er mit den Ministern, an diesem Tage, wiederum eines Sonntags, gegen Abend brach der mächtige Leib zusammen. Alles lief herbei, das große Ereigniß, das man hoffte, das man fürchtete,

es trat auf die Schwelle. Die Diener allein, denen er ſtets ein guter Herr geweſen, weinten zu ſeinen Füßen, ſonſt floß nicht am Hofe, vielleicht nicht im ganzen Königreiche eine Thräne um den Hintritt dieſes mächtigen Menſchen. Allem Anſcheine nach war ſelbſt die Maintenon froh, ihrer immer ſchwierigeren Unterhaltungspflicht ledig, von dem großen Egoiſten getrennt zu werden. Sie hatte ihn vermocht, ſtatt Orleans' ſeinen Erſtgebornen von der Montespan, ihren Pflegling den Herzog von Maine zum Regenten im Teſtamente einzuſetzen, und ſo war ſie einer ununterbrochenen Stellung gewärtig. Sie war ein kühles Weib ohne Hingebung; nur allzugern ging ſie vom Krankenlager hinab an das Parkgitter, wo ihr Waiſeninſtitut, ihr Privatkönigreich St. Cyr begann, und blieb allein in St. Cyr, während Ludwig mit dem Tode rang. Acht Tage lang kämpfte der ſchwer zu brechende Körper nach dem Tode, und noch am letzten Tage mußte der König nach ſeiner Frau Boten ſenden.

Ludwig litt männlich und ſtandhaft. Glaubtet ihr denn, ich ſei unſterblich? ſprach er zu den ſchluchzenden Dienern. Als es zum Ende ging, ließ er ſich noch zwei kleine Kiſten an's Bett bringen, und verbrannte die darin befindlichen Papiere, dann ließ er ſeinen kleinen Nachfolger herbeiführen, einen Knaben,

der noch nicht sechs Jahr alt war, und ermannte sich für ihn zu einigen guten Lehren, die der junge Fürst seiner späteren Regierung einprägen möge. —

In der großen Gallerie und den daran stoßenden Zimmern harrte der Hof und die königliche Familie seit acht Tagen der Todesnachricht — da endlich, am ersten September des Morgens ein Viertel nach acht Uhr, öffnete der erste Edelmann des Königs das Fenster, rief hinab „der König ist todt," brach seinen Stock entzwei, nahm einen andern, hielt ihn hoch und rief weiter: „Es lebe der König!" Der Weiser auf der Schloßuhr ward gehemmt, damit er dem Ceremoniell gemäß zum nächsten Königstode unverrückt diese Todesstunde zeige.

Der große Egoist war nicht mehr, und man sollte bald inne werden, welch ungeheure Lücke dadurch entstanden sei. Dies Frankreich seines Stempels war zu Ende mit ihm — wo hat es einen großen Herrscher gegeben, dem nicht Egoismus vorgeworfen wurde! Wo giebt es koncentrirte Macht und gesammelte Wirkung ohne egoistisches Abschließen!

Die Geschichte Frankreichs hört mit diesem Tode auf Geschichte der Könige, Geschichte der Lustschlösser

zu ſein. Was Könige und Luſtſchlöſſer vorbereitet, erfüllt ſich jetzt in andern Kreiſen: Frankreichs Geſchichte wird von jetzt an 80 Jahre lang eine literariſche Geſchichte, und alsdann eine Geſchichte der Revolutionen. Der nächſte Held war ſchon zu Ludwigs Lebzeiten in Ninon's Salon geführt worden als ein zehnjähriger Knabe. Der Abbé Chateauneuf, der letzte Liebhaber Ninon's, die 81 Jahr alt war, hatte ihr eines Tages den kleinen Voltaire zugeführt und mit den Worten empfohlen: er macht ſchon leidliche Verſe, und wird der gefährlichſte Feind der Religion werden. Darauf vermachte ihm Ninon 2000 Fr. zum Ankaufe einer Bibliothek. Er ſollte den Uebergang in ein neues Zeitalter, den Fontenelle damals begann, fortſetzen.

Mit Ludwigs letztem Athemzuge ward auch Verſailles auf der Stelle eine verlaſſene Herrlichkeit. Das Parlament, was in der Oppoſition gegen die Jeſuiten ſchon in den letzten Jahren Ludwigs wieder einigen Muth gefaßt, ermannte ſich nach dem Tode des Herrſchers, erklärte das Teſtament für ungültig, Orleans übernahm die Regentſchaft, und verlegte die Regierung und Reſidenz nach Paris in's Palais royal.

Wie ſtille ward's im Schloſſe, was die abſolute Monarchie in ſich darſtellte! Ein großer Autor des neuen Uebergangs wandelte öfters darin umher, und

betrachtete die Formen einer Herrschwelt, die er zu brechen sich rüstete. „Du hast Alles eingerichtet — sprach er da zum Schatten Ludwigs — daß es auf Deiner Person beruhte; hattest Du vergessen, daß Du sterben mußtest? Um eine Macht zu übertragen, muß man sie zu vertheilen wissen. — Du warst voller Kontraste, weil Du entblößt von allem wirklichen Prinzipe warst. Du hattest nichts als den Lebenshauch einer stolzen Seele. — Ich kenne nur drei mögliche Staatsformen: entweder der Fürst ist Despot und das Volk ist Sklav, oder der Fürst und das Volk theilen die Macht, oder es giebt keinen Fürsten, und das Volk regiert sich selbst. Welche von diesen drei Formen war die Deine? Keine. Du bildetest Dir ein, Frankreich sei für Deine Monarchie gemacht, Du irrtest Dich, Deine Monarchie war für Frankreich gemacht, ein Kleid, das sich abnützt, die Realität bleibt, Frankreich bleibt und wechselt."

„Die Regentschaft, die jetzt in Paris schwelgt, ist Dein Erbtheil. In Versailles herrschte die Verstellung, in Paris herrscht jetzt die Ausschweifung. Du glaubtest, die Sitten gefesselt zu haben, sie sind jetzt ausschweifender als je. Du hast England zu besiegen geglaubt, kämst Du nach einigen Jahren noch einmal

aus der Gruft von St. Dénis hierher, Du fändeſt in Frankreich nichts als Englands Welt."

„Unerſchöpflicher Gegenſtand der Bewunderung und des Streites" — ſchließt Montesquieu — „mein Geiſt verweilt ſo gerne bei Dir!" —

Ludwig XV. kam zwar nach Verſailles zurück, aber nur um es ſo zu entweihn, wie er die Monarchie Ludwigs entweihte. Die königliche Luſt, die Luſt am Großen ſank herab zum Vergnügen an ordinairer und verſteckter Schwelgerei; die großen prächtigen Räume wurden zu Schlupfwinkeln der Lüſte verzettelt und verbaut, eine raffinirte Einſiedelei, le parc aux cerfs, zwiſchen Verſailles und St. Germain von der Pompadour angelegt, war die genialſte Aeußerung dieſes entarteten Abſolutismus. Da wurden Mädchen eingefangen, wie das Wild des Waldes. Die Pompadour ſelbſt war allerdings voller Talente, aber die verbindende Seele dieſer Talente war klein, wie das Rococo, was namentlich von ihr ſtammt, und was ein kleiner Geſchmack ihr jetzt noch einmal nachthut. Sie ſtarb, und der Erbe Ludwigs ſtieg bis zu dem Freudenmädchen hinab, was man Dubarry nannte, um ſie doch zu nennen. Ehe ſie dem königlichen Verſailles präſidirte, hatte ſie trügeriſchem Spiele am Spieltiſche präſidirt, ein verloren Kind von großer

Schönheit. Das Geschick zeichnete mit Fäulniß den Ausgang dieser Zeit: in einer Mainacht 1774 sah man einen gespenstischen Train auf den weißen Thurm von St. Dénis zu galoppiren, geharnischte Reiter mit Fackeln geleiteten einen Jagdwagen, auf dem Jagdwagen stand ein Sarg, in dem Sarge lag der König von Frankreich, man peitschte unaufhörlich die Rosse, denn die Leiche verpestete die Luft.

Reißend schnell und entsetzlich ging das französische Königthum zu Grabe. Ein sanftgesinnter, aber unbedeutender Fürst, Ludwig XVI., übernahm es, und zahlte mit seinem Blute die Schuld der Geschichte. Versailles sah kleine, idyllische Freuden, ehe die blutige Zeit ausbrach, es sah Schweizerhäuschen und Schäferspiele, es hörte den Erben Ludwigs hämmern und feilen an seinem Lieblingsgeschäfte, der Schlosserarbeit, bis in einer Nacht der Tumult über die Marmortreppen herauf brach, bis die Wache schrie: „weckt die Königin, damit sie sich rette!" bis die schöne, unglückliche Frau im Nachtkleide durch's oeil de boeuf, durch des großen Ludwigs Zimmer stürzte, den Verfolgern zu entrinnen. Ein entschlossener Officier vertrat ihnen die Thür des oeil de boeuf. Mit dem folgenden Tage, wo die Plätze und Zugänge des Schlosses, einst so majestätisch still, vom Pariser Volke

wimmelten, wo König und Königin auf den Balkon genöthigt, zur Abreiſe nach Paris genöthigt wurden, mit dem Tage ſchließt die Geſchichte des königlichen Luſtſchloſſes Verſailles, und die Geſchichte der Lilienkönige, die ſeit Ludwig XI. und Franz I. einen ſo merkwürdigen Weg zum abſoluten Königthume zurückgelegt hatten. Man ſah von des großen Ludwigs Schlafzimmer die Wagen der königlichen Familie in jener Allee hinauffahren, die einſt über Nacht entſtanden war, man ſah ſie verſchwinden, und Niemand hat ſie wiederkehren ſehn.

Verſailles ward ein ſo verwaiſtes Haus, daß es verfiel, daß man es zum Kaufe ausbieten wollte. Ludwigs Pallaſt unter dem Spieße!

Ludwig Philipp hat es aus dem Verfalle erhoben, und aus dem Schloſſe der Könige ein Ruhmesſchloß der Nation gemacht, an deſſen Façade jetzt zu leſen iſt: „A toutes les gloires de la France.“ —

Wir lachen oft über die National-Prahlerei der Franzoſen, ſelbſt wenn wir wiſſen, daß ihnen der Nationalitätskultus Kultus einer einzigen Religion iſt, die ihnen wahrhaft eigen. Aber es muß ein von allem Schwunge verlaſſener Deutſcher ſein, der jetzt in Verſailles lachen kann über dieſe Verherrlichung alles Franzöſiſch-Nationalen, über ein wirkliches National-

Museum, wo der Franzose die Werke und Helden seines Landes von Chlodwig bis Casimir Périer in allen Lagen, in allen Opfern, in allen Siegen sieht. Kaum ist Mazagran in Africa heldenmüthig vertheidigt worden, so eilen Bild und Rahmen auf der Ferse nach, und wenn jene Soldaten aus Afrika heimkehren, so eilen sie nach Versailles, um im Anschaun ihrer bildlichen Verherrlichung das höchste Glück ihres Lebens, den berauschenden Ruhmeszauber einzusaugen. Wer mag es sagen, wie viel große Regung, großer Vorsatz jetzt täglich wieder aus Versailles kommt! Wie Wenige begreifen es in unsrer zerstückten deutschen Welt, welch eine poetische Macht dem Franzosen gewährt ist in dieser sogenannt prosaischen Centralisation alles französischen Landes, aller französischen Geschichte. Hätten wir doch erst ein Waldschloß, wo der Schwabe wie der Preuße die Verherrlichung seiner Vorzeit in Bild und Marmor fände!

Die unabsehbaren steinernen Korridore sind von Statuen und Büsten erfüllt, in dem Labyrinthe von Gemächern hat jede Epoche ihren eigenen Raum, der sie darstellt, den Schlachten aller Zeit ist eine besondere Gallerie — galerie des batailles — eingerichtet mit Meisterstücken Horace Vernets, des ächt französischen Bildergenius geschmückt, und Alles ist wie von

Ruhmeshand zusammen gehalten durch die wiederhergestellte Welt Ludwigs des Vierzehnten. Die Lebrun, die Philippe de Champagne geleiten durch die prachtvollen Gemächer und Säle, welche sich so weit hinziehn, ehe sie des Königs Gemächer, die Gallerie des glaces, das Oil de boeuf und Ludwigs Kabinette erreichen. Die Gallerie der Spiegel, jener Thronsaal Ludwigs, blendet jetzt wieder und verblendet, wie es nur jemals die absolute Macht jenes Königs gethan. Der Blick verirrt sich in den Spiegelwänden; rechts durch die Fenster tritt der Park bis zum fernen See und Waldberge herein, links durch die Spiegel geht er in gleicher Unabsehbarkeit fort, oben, hoch oben ist Himmelsgewölbe, wo Götter thronen, man faßt sich selber langsam, da man diese weite Prachtwelt nicht zu fassen und zu umspannen weiß. — Auch das technische Mittel solcher Blendung, der Spiegel datirt von Ludwig XIV. die Größe und Verbreitung, welche er in Frankreich gefunden hat. Nicht die gewöhnliche Chambre garnie in Paris entbehrt der eingemauerten Spiegel über den Kaminen, Spiegel von einem Stücke, wie sie bei uns nur Schloß und Pallast erschwingen. Der Boutikier sitzt hinter Thüren von Glas, deren fensterhohe, eine Scheibe bei uns die Rarität einer fürstlichen Wohnung. —

Der ſilberne Thron ſteht nicht mehr, der Hof betritt nicht mehr allein dieſe Zimmer, ganz Frankreich betritt ſie. Das Hauptluſtſchloß iſt ein Luſtſchloß der Nation geworden. Ludwig XIV. hat nivellirt für die Gleichheit des Bürgerkönigthums.

VII.

Die Kaschba.

Sie nennen jetzt das Land von Algier Neufrankreich. Man ſpricht von Algier wie man von Marſeille ſpricht oder von Bordeaux, nur der mittelländiſche See liegt dazwiſchen, der See Frankreichs, wie Napoleon wollte. Es lohnt gar ſehr der Mühe, ihn zu durchſegeln, wenn man einmal der Kenntniß Frankreichs nachgeht: man findet nicht nur Africa, man findet ſo naive Offenbarungen der franzöſiſchen Welt, ſo naive, wie ſie im europäiſchen Frankreich ſelten ſind. Iſt nicht aller Gegenſatz das wirkſamſte Mittel, Eigenſchaften zu wecken, wenigſtens zu zeigen? Die franzöſiſche Humanität in Frankreich, wie überfirnißt, wie unächt will ſie uns oft erſcheinen, uns denen die ſchmeichleriſche Form ſo mühſam anzueignen iſt. In Africa iſt jene Humanität unverkennbar ächt, liebenswürdig, iſt das franzöſiſche Chriſtenthum ſelber, ja ſie iſt es hauptſächlich, welche Frankreichs Schwäche gegen wilde Völkerſchaften in ſich verpuppt.

Die Uebertreibung allgemeiner Grundſätze, jene abſtrakte Tugend Frankreichs, die nirgends eine charakteriſtiſche Form ſucht und wünſcht, ja eine ſolche kaum begreift, jene Propaganda-Eigenſchaft, wodurch Frankreich die bewegende Feder Europas geworden, ſie erſcheint Angeſichts der afrikaniſchen Völker in liebenswürdig abſtrakter Höhe, und von all der Schwäche, von all dem nur vorübergehenden Erfolge begleitet, die jedem bloß abſtrahirten, innerlichſt unlebendigen, ſelbſt nach außen unorganiſchen Grundſatze eigen ſind. Frankreich iſt aus Abſtraktion zu human gegen die Beduinen, nützt dadurch den Beduinen nicht das Geringſte, verdirbt die Franzoſen zu Tauſenden, verwüſtet Geld und Zeit, hemmt die Verbreitung europäiſcher Kultur, hemmt die Verbreitung der Humanität ſelber durch Humanität.

Die Menſchen ſind vielleicht einander gleich, wenn bei allen die Fähigkeit in gleich kräftiger Weiſe geweckt und gepflegt wird. So iſt dieſer Gleichheits-Grundſatz groß wie eine neue Schöpfung. Die Menſchen haben als ſolche die Möglichkeit einer gleich großen Vervollkommnung vor ſich — dies iſt die richtigere Faſſung, und auch ſie iſt aller Erfahrung gemäß nicht ſtrenge wahr, denn es giebt ſpecifiſche Grade in der Menſchengattung. Dies ſei dahin geſtellt; für

den unbefangenen Europäer aber, ſei er ein noch ſo großer Menſchenfreund, kann doch die bloße Gattung nicht alles Verdienſt des Vorzuges aufheben; der rohe, gedankenloſe Beduin kann doch unmöglich als Theil menſchlicher Gattung ſo viel werth ſein, wie der ihm gegenüberſtehende gebildete Franzos? Hierin liegt's. Der Franzoſe zwingt ſich zu ſolcher Anſicht, und vernichtet ſo in abſtrakter Unwahrheit alles Verdienſt, allen geſchichtlichen Werth. Hierin liegt aller Ultraismus der Revolution, welche durch Frankreich repräſentirt wird: um verjährte Ungerechtigkeit auszurotten, hat man das Prinzip gegen bloß Eingejährtes dergeſtalt in's Freie abſtrahirt, daß es der geſchichtlichen Barbarei auf dem Punkte einer geſchichtsloſen Barbarei begegnet, daß der verdienſtliche, durch geſchichtliche Schöpfung würdige Menſch vollkommen gleich erachtet wird dem ganz geſchichtsloſen alſo thieriſchen Menſchen. Wo bedeutende Leute der Konſequenz ſolches Grundſatzes nachgedacht haben, da iſt ihnen ſtets vor einem Zuſtande der Fortdauer nach dem Tode angſt und bange geworden. Göthe erklärt, daß er den Himmel der Pietiſten durchaus nicht brauchen könne. Scheint uns alſo ein unterſchiedslos gleicher Zuſtand nicht einmal nach dieſer Erde möglich, — und er erſcheint auf dem heutigen Standpunkte als

eine anfängliche, oberflächliche Abstraktion, da er die persönlich verschiedene Bestrebung auslöscht — wie soll er möglich, wie soll er vernünftig sein in unsrer irdischen Existenz!

In solcher Gedankenreihe erscheint der Franzose in Afrika wie vor dem jüngsten Gerichte.

Geht man von Paris direkt nach dem Süden hinab, so wird man in Lyon zum ersten Male der heißeren Sonne, der mittäglichen Anzeichen gewahr. Zwischen den Burgunder Weinhügeln die Saone herab fährt man schon durch brütende Sonnenwärme. Sie steigert sich, wo der Fluß zwischen die Berge tritt, welche mit Vorstädten Lyons bedeckt sind. Die nahen Alpen indessen, die Wassermassen der Saone und des Rhone, welche die Stadt umfluthen und durchfluthen, verleihen dem Lufttone eine Kräftigkeit, die unsern dickheißen Sommertagen fehlt, und die im mittäglichen Europa der reinen dunstlosen Luft halber selten ganz ausgeht. Man steigt in Lyon gern sogleich nach dem steilen Stadtheile hinauf, welcher la Fourvière genannt ist, um dem engen Gassengewinde des eigentlichen Lyon zu entkommen, und die mächtige Stadt zu übersehn mit den zahlreichen Brücken zweier Hauptflüsse,

mit den Quais derſelben, mit den Bergen, worauf die fabrikreichen, revolutionairen Vorſtädte ruhn. Die Saone kommt um die Berge herum mitten durch die Stadt, dem Rhone ausweichend, der im Süden die Stadt begrenzt, ſo lange es gehen will. An der äußerſten Weſtſpitze von Lyon wird ſie von jenem ſtürmiſchen Hauptſtrome verſchlungen, der hier ſeinen weſtlichen Lauf plötzlich nach Süden beugt und reißend hinabeilt nach dem mittelländiſchen Meere.

Es kann keine lockendere Straße nach Afrika geben, als dieſen ſchönen alpengrünen Strom, der von Genf herabkommt durch die Juraſchlucht. Man ſieht von der Fourvière ſeine Heimath, die Alpen, hoch herunterſchaun, man ſieht, wie er die gelbe Saone mit ſich fortreißt, wie ſich neben ihm abwärts das ſüdliche Land in Wieſen und Weinhügeln breitet, man widerſteht nicht, mit ihm hinabzueilen den Lauf zweier Tage Vienne, Tournon, Valence, Pont St. Esprit, Orange, Avignon, Arles vorüber in den gefürchteten Golf von Lyon hinein nach Marſeille. Von Marſeille eilen täglich die Wagen nach Toulon, und mindeſtens einmal in der Woche geht ein Dampfboot des Staates von Toulon nach Algier. In drei Tagen und drei Nächten, heißt es, ſteigen Sie an's Geſtade eines anderen Welttheils. Wir widerſtanden

dieſer Lockung nicht, eben weil wir an dieſem afrikaniſchen Geſtade neue Aufſchlüſſe über franzöſiſche Welt erwarten durften. Iſt auch das alte Dey-Schloß, die Kaſchba — cassaubah franzöſiſch-arabiſch genannt — kein Luſtſchloß mehr, ſeit der Harem und die türkiſche Herrlichkeit daraus verſchwunden, war ſie auch nie ein Luſtſchloß franzöſiſcher Könige, ſo iſt ſie doch jetzt ein Luſtſchloß franzöſiſcher Soldaten, deren provençaliſche Lieder und europäiſche Janitſcharen-Muſik dort jubeln, ſeit Neu-Frankreich jenſeits des mittelländiſchen Sees errichtet worden iſt.

Le tartare, ein gerühmtes Dampfboot der Krone, heizte draußen im Hafen. Wir ließen uns hinrudern, fanden noch die Galeerenſklaven von Toulon mit Einladung von Kriegsmaterial beſchäftigt, fanden eine Abtheilung Infanterie an Bord, und das Schiff beſehligt von Officieren der Kriegsmarine, auch zur See höfliche, galante Franzoſen, denen es nicht verziehn würde, wenn ſie nicht jeder mitreiſenden Dame ihr Kompliment, ihre Unterhaltung und alle erſinnliche Gefälligkeit anböten. Ich erinnere mich, daß bei unſrer Rückkehr der Kapitain ſich angelegentlich gegen eine Paſſagier-Dame entſchuldigte, ihr wegen des Schiffsdienſtes nicht in der erſten Stunde ſein Kompliment gemacht zu haben. Unter dieſer franzöſiſchen Form

bleibt aber auch der ganze Landfranzoſe mit im Marineofficier, und wie viel er Ungeſtüm und Tapferkeit nöthigen Falls zeigen wird, ein durchgewirkter, durchgetheerter Marineofficier wie der engliſche wird er nimmer. Und wie ſehr er es werde, die franzöſiſchen Küſten liefern nimmer den gewetterten Matroſenſchlag Englands. Was ich auf jener Hin- und Herreiſe von Einrichtung, Ordnung, Kenntniß und Sinn franzöſiſcher Marine geſehn habe, zeigte überall die reſpektabelſte Abſicht, nirgends das Gelingen einer durchgearbeiteten Welt. Völker, die eine gediegene Freiheit errungen, waren immer mit dem Meere vertraut, waren ſeefeſt; die Waſſerwüſte mit ihren Schrecken und ihrer Langenweile reift den Menſchen zur ächten Unabhängigkeit. Stünde vielleicht dem Franzoſen noch der Sieg über die Seekrankheit zu erringen, damit die Charte eine wahre Wahrheit werde!

Die Kajüte für Paſſagiere iſt klein und unzureichend, der Schlafſtellen — couchettes — ſind wenige, und auch uns traf das Schickſal, weil die Zahl der couchettes durch die Zahl der Paſſagiere erſter Taxe überſtiegen war, eben ſo zu kampiren, wie die zweiter Taxe, die für ein nicht geringes Fahrgeld nichts zum Aufenhalt und Lager haben als das offene Verdeck. Es giebt keine Zuflucht im Schiffsraume, wo

die Officiere des Schiffs, die Ladung und die Kohlen allen Raum nehmen. Unglücklicherweise wurde denn der blaue Golf auch bald schwarz und unruhig, und der Regen stürzte herab auf uns Schutzlose, Uebelstände genug zum herkömmlichen Uebelstande einer Seefahrt. Französische Galanterie verläugnete sich aber nicht bei dieser harten Probe: meiner Begleiterin ward eine Couchette abgetreten. Ich selbst fand unter einer kleinen Treppe leidlichen Schutz gegen das Himmelswasser und den Ungestüm des Windes, der alte Mantel that das Uebrige, und so ließ ich harmlos die Elemente wirthschaften, arbeiteten doch die Räder neben mir ununterbrochen, um uns nach den balearischen Inseln hin, den Hesperiden zuzuschieben. Dort, aus dem unruhigen Golfe heraus, sollte es besser werden, südlich von ihnen, versicherten die Seeleute, beginne ein andrer Windstrich, ein ander Klima, und von Afrika scheine jetzt im September ungetrübt die Sonne herüber bis gegen die Balearen.

Der folgende Tag war grau und rauh, der Tartar rückte langsam, die verwünschten Eimer, deren der Passagier bedarf, empfingen überall noch die traurigen Opfer, die traurige Nacht kam wieder, die Meeresöde einer langsamen, weiten Fahrt zog schon zuversichtlich um die Masten, als wollte sie sich auf lange

einen Sitz erwählen, die franzöſiſchen drei Tage und drei Nächte ſtellten ſich in Reihe und Glied zu der franzöſiſchen Ungenauigkeit und ſanguiniſchen Ueberhoffnung, die uns ſo oft getäuſcht hatte. Da erſchien des nächſten Vormittags ein Vogel auf dem Maſte, ein fröhlich Zeichen, daß die Hesperiden nicht mehr weit ſein könnten. Ein Lieutenant in ächt franzöſiſch-proſaiſcher Weiſe führte für ſolchen Fall die Jagdflinte auf dem Schiffe mit ſich herum, und tödtete das Thier, was uns ſo poetiſch erſchienen war.

Uebrigens ereignete ſich's wirklich, als ob wir auf einer Wetterſcheide der Zonen angekommen ſeien, die Sonne brach hindurch, die Inſel Mahon mit violetter Felſenbrandung zeigte ſich uns zur Rechten, dahinter dämmerten noch andere Balearen, wir aber, der afrikaniſchen Sonne vertrauend, ſuchten keinen Kohlenzuſchuß und ſtrichen mehr und mehr ſüdwärts haltend vorüber.

Himmel und Meer hielten Wort, der nächſte Tag empfing uns klar und ſchön, wir gingen raſch, acht Knoten die Stunde — drei Knoten ſind eine Marine-Lieue — und gegen Mittag verkündete man Land, Afrika!

Es waren im blauen Dämmer die Spitzen des kleinen Atlas, der ſich hinter Algier und der Metidſcha

hinzieht. Gegen Sonnenuntergang kamen wir der Bai von Algier nahe, ohne jedoch von der einſtigen Korſarenſtadt mehr als einige Landhäuſer ſehen zu können, denn der Hafen birgt ſich wie jeder leidliche Hafen durch eine Wendung vor dem offnen Meere. Wunderlich! ich konnte mich der Vorſtellung nicht entſchlagen, Algier ſei noch Korſarenneſt, Wir ſeien Chriſtenſklaven, denen der Anblick ihres Grabes bevorſtehe. — Ein Kanonenſchuß verkündete den Sonnenuntergang und Schluß des Hafens — wir müſſen dieſe Nacht noch auf dem Schiffe bleiben! Als ob noch phlegmatiſche Türken in der Kaſchba herrſchten, als ob nicht neugierige Franzoſen längſt auf das wöchentliche Dampfboot Frankreichs harrten, auf Briefe und Zeitungen aus Paris!

Spiegelheller Mondſchein fiel vom ſchönen Himmel auf Meer und Land herab, als wir im Hafen von Algier Anker warfen. Algier thürmt ſich ſteil an einem Berge auf, ſchneeweiß und geiſterhaft. Unten am Meere breit anfangend lauft es ſchmaler und ſchmaler zu einem Dreieck auf die Bergſpitze hinauf, und dieſe Spitze des Dreiecks hoch oben iſt die Kaſchba. Nur dort oben ragen einige Palmbäume über die weiße Häuſermaſſe, ſonſt iſt Alles glatt und kahl, und ſchneidet ſich ſcharf am Himmel ab. Dies

macht übrigens auch am Tage keineswegs den dürftigen, traurigen Eindruck, wie wenn bei uns eine baumlose Bergstadt sich darstellt. Im Gegentheile, die satte Sonnenfarbe auf Berg und Meer stempelt diese ununterbrochene Linienwelt zu einem mächtigen, uns an das Klassische erinnernden Reize.

Wir hatten Zeit, diesen mondhellen Anblick zu genießen, der Bescheid des Gouverneurs über Landen? oder nicht Landen? verzögerte sich, unser Auge versank in den schwarzen Schattenstrich, den die Küste warf, und aus welchem das einzige Lebenszeichen Algiers sich entwickelte: Boote von dunkelfarbigen Menschen gerudert, die auf unser Schiff zu hielten — sie werden Kette und Peitsche bringen für uns arme Gekaperte! Nein, die Neger und Boote führten Franzosen, welche die Neugier herbeitrieb, und die, unser Schiff umkreisend, nach bekannten Namen heraufriefen zu uns.

Endlich kam die Landungserlaubniß. Ein deutscher Kaufmann, der in Algier lebte und selbst Schwarze besaß, nahm sich unsrer an bei dieser hastigen, uns unverständlichen Ausschiffung, die zumeist von Schwarzen bewerkstelligt wurde. Wir hörten zum ersten Male diese krächzende, gurgelnde, zischende Sprache der Kehllaute, die jach herausgestoßen wie eine Sprache der

Schlangen erſchreckt. Wenn der Birkhahn bei uns balzt, ſo ſpricht er ungefähr ſo, wie dieſe gefärbten Leute ſprechen. Iſt dies das geprieſene Arabiſch? Die Peinlichkeit der Franzoſen, alle die hauchenden h und ch aus ihrer Sprache zu drängen, dies ſemitiſche Ziſchgeſtöhn völlig abzuthun, ich begriff ſie plötzlich an der Hafentreppe, wo das arabiſche Geziſch der Ausſchiffung unheimlich lärmte, wo ein alter, türkiſch angethaner Aufſeher ſaß, und mit wenig Worten, aber mit einem langen Kantſchuhe die ungeſtümen nackten Leiber regierte.

Es fiel mir ein, wie oft man in Deutſchland lacht über des Franzoſen Unfähigkeit unſer „Hauch" und „fürchterlich" auszuſprechen, und wie man niemals bedenkt, daß ihn unſre Sprache ſo mißklingend abſchrecken kann wie mich das ſemitiſche Geziſch in Afrika.

Jener Kantſchuh ſchien nöthig, denn dieſe Laſtträger fielen wie Raben über das Gepäck her, griffen wahllos zu, rannten wie Räuber damit von dannen — erſt hatte ich noch dieſe uns fabelhaften Kerle wie Weſen angeſehn, die meeresfern von deutſcher Berührung lägen, und jetzt ſchon mußte ich unmittelbar in ihr Fleiſch greifen, damit mir Koffer und Reiſeſack nicht geſtohlen würde. Dies war ein Irrthum, die Kerle

gelten für ganz ehrlich, und äußern sich nur nach andrer Disciplin als der uniformirte Packträger in Leipzig. Eben so auffallend ist es, wie sie die Lasten tragen: immer zu Zwein, die Last an eine Stange bindend, sie auf der nackten Schulter tragend, auf welche höchstens ein kleines Kissen gelegt wird, laufen sie im Trabe damit fort. Vielleicht weil in schaukelnder Bewegung die Schwere balancirend sich vertheilt.

Der untere Theil von Algier, das Hafenviertel, ist meist von Franzosen bewohnt. Deshalb sind denn hier die Straßen breiter, wenigstens fahrbar gemacht, die Landesbauart ist meist geändert und in neuen Bauten, besonders am Regentschaftsplatze — place du gouvernement — ganz vertauscht mit französischer Bauweise. Dieser Theil begreift im Wesentlichen drei Straßen, die von drei verschiedenen Seiten auf dem Regentschaftsplatze zusammentreffen. Die erste dieser Straßen ist die, welche vom Hafen aufwärts nach dem Platze führt, der Platz ist groß, und nach der Meerseite offen, so daß man vom Café de la bourse, was an der nordöstlichen Spitze erbaut ist, die prächtigste Aussicht hat. Jene Hafenstraße — rue de marine — heraufkommend, sieht man vor sich jenseits des Platzes die maurisch gebliebene Stadt aufsteigen zur Kaschba, links steht jenes Börsenkafé, rechts an

dem Platze prangt das größte Kaffeehaus, le café de la regence, und wiederum rechts um deſſen Ecke biegend führt die zweite Hauptſtraße weſtlich hinaus nach dem Thore Bab el Oued, Thor des Niedergangs. Dahinaus geht der Weg nach der alten Römerſtraße, nach den Gärten des Dey, und weiter am Geſtade hinab gen Sidi Ferruch hin, wo Bourmont 1830 mit dem franzöſiſchen Eroberungsheere landete. — Ueberſchreitet man in ſchräger Richtung links den Platz, ſo trifft man in die dritte Hauptſtraße, welche nach dem Thore des Aufgangs — Babazoun — führt. Von hier aus geht man entweder unten am Geſtade über Kara Muſtapha nach der weither leuchtenden Maison carrée, welche am nordöſtlichen Eingange der Ebene Metidſcha ſteht, oder man kehrt der Meerſeite den Rücken und ſteigt neben dem mauriſchen Algier die Berge aufwärts. Dieſer Bergſtock im ſüdlichen Rücken der Stadt, die Kaſchba ſelbſt noch überragend, iſt mehrere Stunden lang und breit, iſt in viele Thäler und Schluchten geſpalten, heißt das Maſſiv, und trennt Algier von der Metidſcha, die ſich neben und hinter ihm halbkreisförmig, vom Meere anfangend, herumzieht, bis ſie weſtlich wieder an's Meer kommt.

In der Marineſtraße ſtiegen wir an jenem Abende

der Ankunft eine ſteile Treppe aufwärts, welche die Einfahrt des Hotels vorſtellte, und gelangten dadurch in das Innerſte eines mauriſchen Hauſes, welches durch einige Zuſätze in ein halb europäiſches Gaſthaus verwandelt worden war. Wir gelangten nämlich in den Hof, welcher Mittelpunkt jedes arabiſchen Hauſes, und meiſt mit einem Springbrunnen geziert iſt. Hier, im Hotel du Nord, war dieſer Hof Anrichteraum für Speiſen, Eßzimmer für Wirth und Bedienung, allenfalls auch Speiſezimmer für Fremde. Ich wußte nicht ſogleich, daß es ein Hof ſei, bis ich die Sterne oben hereinflimmern ſah. Die Bedienung des Hauſes war das wunderlichſte Gemiſch: ein tuneſiſcher Jude mit rothem Fez, welcher dem Fürſten Pückler eine Zeitlang als Dolmetſcher gedient, ſpielte den Hauptgarçon, ein ſchwarzbrauner Knabe reinigte Kleider und Stiefel, ein Stubenmädchen — ſonſt ein ſeltner Begriff in Frankreich, wo Männer, wie in Italien, alle Zimmerbedienung verrichten — führte uns über verwegene Treppchen nach einer Dachſtube, die allein leer ſtand, und dieſes Mädchen verſuchte ſich plötzlich, ein ſehr ſchlechtes Franzöſiſch aufgebend, in einer Mundart, die uns einen Augenblick ſtutzen machte. Ich hielt ſie dieſen Augenblick lang für einen arabiſchen Dialekt, weil ſie etwas handfeſter als das

Gezische am Hafen, und mir übrigens eben so unbekannt war. Das Mädchen hatte uns deutsch reden hören, und redete höflich in Elsasser Deutsch zu uns, was allerdings mit dem Hochdeutschen nur sehr entfernte Aehnlichkeit hat, und unerwartet in Afrika auftretend, zuerst ganz unverständlich ist. Geschickter Elsaß! der Du Deutsch und Französisch so eigenthümlich redest, daß der Deutsche den Franzosen und der Franzose den Deutschen zum Dolmetscher für seine eigne Sprache braucht.

Unsere Dachstube steckte nicht im Dache, sondern stand auf dem Dache, also daß das Dach unser Parterre und unsre Promenade war. Im Mondscheine über Meer und Stadt hinsehend, suchte ich mich über Lage und Himmelsgegend zu orientiren, fand aber am nächsten Morgen, daß mir die Sonne ganz falsch aufging, und daß ich mich getäuscht, wenn nicht dieser unerwartete Sonnenstand auch eine besondere afrikanische Sitte sein sollte. Die Täuschung entsteht daher, daß man sich der Landkarte nach Algier mit dem Antlitze gegen Norden gerichtet denkt. Durch die Hafenwendung ist aber die Lage verrückt und mehr nach Morgen gekehrt.

Das Bett hatte ein von eisernen Stangen gehaltenes Viereck von Gazeflor über sich, was die Mus-

kitos, hier eine überaus malitiöse Mücke, abhalten soll. Mitten in der Nacht wurde ich durch ein Rufen geweckt — es waren die Muezzins, die von den Moscheethürmen das Nachtgebet zu Allah in die Luft hinausrufen, ein wunderbar ergreifender, schöner Kultus. Wer da Schmerz hat, oder sonst einsam wacht, den mahnt die nächtliche Stimme an Allah, den Allsorgenden. Wer da schlummert, und nicht mehr erweckt wird von dem gewohnten Rufe, zu dem tritt Allah im Traume, dem zeigt er das Paradies.

Es wurde mir jetzt erst der Gedanke lebendig, daß ich unter Menschen sei, die Gott auf eine ganz andere Weise suchen, als bei uns der Superintendent lehrt und der Priester. Mein Gott, dachte ich, wenn Hengstenberg hier an Deiner Stelle wäre, was würde er sagen! Müßte er nicht im Bettnegligé stracks auf das Dach hinaus stürzen, und diesen Muezzins das heidnische Geschrei verbieten? Säh er's nicht im Geiste vor sich, wie über Kurz oder Lang all diese Millionen Moslems vom Teufel geholt werden? Wie brächte er diese schreckliche Lage auf eine leidlich vernünftige Art mit sich in Ordnung? Wie könnte er einschlafen? Und mich glücklich preisend, daß ich nicht Hengstenberg sei mit jener unlösbaren Sorge, schlief

ich ein, und verſchlief die erſte Nacht, den erſten Morgen in Afrika.

Beim erſten Ausgange fiel uns nichts ſo ſehr auf, als der farbige Menſch und das verhüllte Weib. Die halbnackten Geſtalten von allerlei Farbe, von Gelbbraun, Rothbraun bis in's Violette und ſchmutzig Schwarze machen den peinlichen Eindruck durch Benehmen und Lebensart, als ſähe man nur eigenthümliche Thiergattungen neben ſich — die Größe der Gleichheits-Theorie, die Größe derſelben im guten und ſchlechten Sinne ſpringt nirgends greller in die Augen. Und das ſind auch Menſchen! iſt der erſte Ausruf, und nach wenig Tagen ſtreicht man gedankenlos an ihnen vorüber wie bei uns am gleichgültigen Hausthiere, und begreift es, daß die Menſchen jenſeits des Oceans und in den Ländern des Mittags unſre theoretiſche Forderung nicht begreifen. — Die Weiber, mit weißer Leinwand über und über verhangen, und nur aus zwei Augenlöchern ſehend, ſind ebenfalls von der unterſten Klaſſe, erſcheinen aber ſelbſt als ſolche ſchon wie eine Ariſtokratie neben den farbigen Lastträgern. Ihre Kleidung iſt ſchon Zeichen eines Prinzips; bei dieſen aber iſt noch Alles thieriſche Unmit-

tribarkeit. Das Weib des Mauren erscheint gar nicht auf der Straße, oder nur in Begleitung und ebenfalls verhüllt, aber auf stattlichere Weise verhüllt. Ganz auf's Reine zu kommen über das Verhältniß des Weibes ist sehr schwer, weil die Franzosen nirgends scharf unterrichtet sind, weil Tradition und einzelner Landesgebrauch am Korangesetze vielfach geändert haben, weil also auch außer der Sunna, dem mündlich überlieferten Supplemente des Korans, noch mannigfache Schattirung des religiosen Grundgesetzes unter den islamitischen Völkern eingetreten ist. Die Franzosen in Algier zum Beispiele behaupten, der Islam gestehe dem Weibe keine Seele zu. Die bekannten Houri's im Paradiese seien demnach nicht eine verschönerte Fortdauer irdischer Weiber, sondern eine selbständig-jenseitige Gattung. Ich habe zu diesem Zwecke alle hierauf bezüglichen Stellen des Korans nachgelesen, und finde, daß jene französische Ansicht durchaus unvereinbar ist mit allem Worte und Geiste des Korans, von welchem sich doch keine Sekte so direkt entfernt hat. Durchschnittlich gelten dem Propheten allerdings immer nur zwei Weiber so viel als ein Mann, aber das Weib ist ihm doch ein menschlich Wesen mit aller Konsequenz, die er übrigens einem solchen zutraut. „Sie sind die Decke Eures Leibes, und Ihr seid die Decke des ihri-

gen", ſagt er in der zweiten Sure, welche „die Kuh" genannt iſt. In der 24. Sure, genannt „das Licht", iſt den böſen Weibern angeſagt, ſie würden in jener Welt zur Strafe böſe Männer kriegen. Sure 43, „der Goldprunk" verſetzt ſie einfachen Wortes in's Paradies, dort würden die alten jung, die häßlichen ſchön, und die Houris können nach dieſen und anderen Stellen ebenſo gut ſelige Weiber aus dieſer Welt, wie eigene Weſen ſein, begabt mit der vortrefflichen Eigenſchaft, daß ſie immer genießen, immer Jungfrauen bleiben können, und keinerlei Folgen der Liebe ausgeſetzt ſind.

Für alles Bürgerliche empfiehlt der Koran überall Milde und Güte. Selbſt das ehebrecheriſche Weib kann erſt durch vier Zeugen für überwieſen erachtet werden, und dann ſteht dem Manne zu, ſie dem Tode zu überantworten. Die Forderung von vier Zeugen iſt doch für einen ſo geheimnißvollen Punkt alle mögliche Nachſicht des Orients. Den ſinnlichen Verkehr, welchen der Prophet übrigens ſo begünſtigt, ſucht er dadurch der thieriſchen Gedankenloſigkeit zu entreißen, daß er gebietet, ihn ſtets durch ein gutes Werk zu heiligen. Darunter verſteht der Moslem zumeiſt ein Almoſen, was er verrichten müſſe, ehe er in den Harem ſchreite.

Die Weiber können ſogar vor Gericht Zeugen ſein, unter der ſchon bemerkten Form, daß ihrer zwei ſo viel Gewicht haben als ein Mann. Die Sitten der Weiber ſind beſonders durch die Türken ſtrenger geworden, und der türkiſche Islam hat bekanntlich neben dem rein arabiſchen die meiſte Verbreitung gefunden in der letzten Lebenszeit des Islam. Der Prophet geſtattet dem Weibe noch mancherlei Umgang mit männlichen Verwandten — ein ſolcher hat bei den Türken ganz aufgehört, und iſt auch in Algier gegen die Sitte.

Die Sklavinnen ſind von all den Rechten ausgeſchloſſen, und dem Manne Preis gegeben. Der Prophet empfiehlt da nur Billigkeit, und verbietet nur ausdrücklich die Nothzucht.

Um in Algier den Unterſchied genau beſtimmen zu können zwiſchen legaler ſittlicher Ehefrau, zwiſchen legal geduldetem Freudenmädchen, zwiſchen vogelfreier Weibsperſon und rechtloſer Sklavin bedarf es der allergenaueſten Landeskenntniß, und man erfährt von den Franzoſen nichts Probehaltiges. Es bedarf auch einer ganz genauen Kenntniß der total verſchiedenen Völkerſchaften, aus denen die Einwohnerzahl des afrikaniſchen Küſtenlandes beſteht. Der vornehmſte Bewohner iſt der äußerſt kleine Ueberreſt türkiſchen Stam-

mes, kenntlich am schönen Barte, am Stolze alten Erobererblutes. Frankreich beging damit den ersten Fehler, daß es die große Mehrzahl türkischen Stammes nach der Einnahme von Algier auswandern ließ. Was übrig geblieben, ist so gering an Zahl, daß man nur von drei Hauptstämmen der Bewohnerschaft sprechen kann, von Mauren, den Bewohnern der Städte, von Beduinen, die draußen hausen, und von Juden. Neger und farbiges Volk, was aus dem Innern Afrika's herzugekommen ist, gilt für ausdrucksloses Gesindel. Der Maure ist Kaufmann und Handwerker, von weicheren, fleischigen Formen, weiß und nicht selten schön. Er kleidet sich mit Turban und Oberkleid ungefähr so, wie wir den Orientalen zu sehen gewohnt sind, und sein Anblick erinnert allein an den arabischen Glanz der Sagen von Granada und vom Khalifate. Aber es ist nur eine Aeußerlichkeit, es ist kein Kern eines tüchtigen Stammes mehr in ihm. Es sind eben tausend Jahre verflossen seit der arabischen Blüthe, und von jener straffen Welt ist nichts mehr übrig als Boden und Sonne und eine vereinzelte, äußerliche Menschengestalt. Der Maure, blos verschlagen, gilt auch nicht für ein Widerstandsmittel gegen die Eroberung; wie er dem Türken schnell unterlag, so unterliegt er machtlos dem Franzosen. Der Beduine,

der lärmend kriegeriſche, aber auch hohl kriegeriſche, verachtet ihn deshalb eben ſo, wie er ihn deshalb verachtet, daß er Hoſen trägt, ein dem Beduin widerwärtiges Kleidungsſtück. Unter den Beduinen, die ſich in den Bernus von weißer Schaafwolle hüllen gegen Sonne und Nacht, unterſcheidet ſich der Kabyle vom Hadjuten. Der Hadjute iſt der eigentliche Räuber, lebt faſt nur vom Raube und macht da keinen Unterſchied des Glaubens. Sein braun glänzendes, eingedrücktes Antlitz mit ſtoppligem Barte macht ihn dem Kalmücken ähnlicher als dem Araber. Sie müſſen unten im Hofe bleiben, wenn ſie zu Algier in ein Kaufhaus treten, von der Gallerie herab zeigt man ihnen die Waare, denn ſie ſtehlen wie der Rabe. Der Franzoſe nennt ſie „läches“, eine Bezeichnung, die verächtlich nicht nur Feigheit und Schlechtigkeit, ſondern noch einen gemeinen Grad von Feigheit und Schlechtigkeit ausdrückt. Denn auffallend genug ſind dieſe räuberiſchen, ungeſtüm angreifenden Kriegshorden europäiſcher Tapferkeit gegenüber vollkommen unmächtig, ja ſie erſcheinen im ungeſtümſten Angriffe ſelbſt leer und unkräftig neben dem europäiſchen Krieger. Der klare, ſeiner ſelbſt bewußte Muth der Franzoſen erſcheint da wie eine moraliſche Kampfesüberlegenheit gegen wüſten Rauſchlärm und hohl aufgeblaſenen

Muth. Ein lehrreich Beispiel für jene Deklamation, die über dem vertheilten Inhalte einer Kulturwelt gerne vergißt oder vergessen macht, daß darin ein großer Reichthum des inneren Menschen ruhe, die eine moralische Macht und festen Halt ableugnet, weil es an äußeren Zeichen einer religiosen Sammlung gebricht. Solche Zeichen sind in Frankreich immer selten gewesen, und deshalb ist die französische Bildungswelt doch immer innerlichst zu bewußtem Unternehmen gesammelt und tüchtig, und wer von blasirter Aufgelöstheit dieser Nation den Zeitungen nachdeklamirt, oder dem Jargon der Folgerung nachspricht, der ist in großem Irrthume. Just den Beduinen gegenüber kann er einsehn, welch eine furchtbar überlegene Macht in der scheinbar zerstreuten moralischen Welt Frankreichs, in der mißachteten Ehrenwelt eines modern thätigen Volkes ruht. Der Beduin mit einem geschlossenen, aber vom Geiste des Fortschritts verlassenen Religionscentrum ist der haltlos Unmächtige, der Franzose ohne allgemein geglaubtes Resultat einer noch wild treibenden Gedankenwelt ist der Ueberlegene. Er ist im fortzeugenden lebendigen Leben, wenn auch dies noch keinen Titel gefunden hat, jener aber wie aller Orientale ist im Tode des bloßen Titels. Wie nahmen vor kurzer Zeit 600 Kinder Frankreichs, die kein Priester

abſolviren könnte, kühlen Muthes, klingenden Spieles Gigelli gegen tauſendfache Schaaren, die einſtimmig zu Allah rufen; wie ſtanden jetzt wiederum bei Mazagran 120 Franzoſen feſt und ſiegreich gegen tauſendfache Araber! Nun, dieſe Araber ſind Söhne des Landes, dieſe Luft, dieſe Sonne ſind ihnen vertraut, ſie ſind an alle, an die äußerſten Entbehrungen des Krieges gewöhnt, und jene ſind Kinder des raffinirten Luxus! Wie groß muß doch die Macht einer europäiſchen Kultur ſein, die täglich von der nachgeſprochenen Redensart geſchmäht wird! — Bis jetzt haben dieſe Beduinen nur einen wüſten Muth gezeigt, ich möchte ſagen: einen unartikulirten. Sie kommen in Maſſe, wo jeder Einzelne ſeinen Erfolg von der Menge hofft, ſie zerſtieben, ſie verunglücken, ſobald es ſich darum handelt, den Maſſetroß auf perſönliches Heraustreten zu artikuliren, die krauſe Menge wahrhaft lebendig zu machen durch Einzelnthat. Sie hatten damals noch nicht ein Blockhaus genommen, denn dazu war ein Abſteigen vom Pferde, eine ſelbſtſtändige Einzelnhandlung des Einzelnen nöthig. Auch vor dem Blockhauſe kommen ſie in lärmender Reitermaſſe an, und zeigen nirgends diejenige Muthesbildung, welche ſich individuell abſondern kann; ſie ſind in Wahrheit Barbaren.

Der Kabyle unterscheidet sich vortheilhaft vom Hadjuten. Er ist der Bergbewohner und deshalb meist zu Fuße. Dies hilft schon bewußteren Charakter bilden; denn das gleichmäßige Pferd nivellirt nicht nur in Oberflächlichkeit, sondern unterstützt alles Ausdruckslose dadurch, daß es die halbe Rolle des Kriegers übernimmt, daß es für allen Nothfall die Hilfe der Flucht bietet. Haben denn auch Reitervölker jemals anderen als vorübergehenden Bestand in der Weltgeschichte erlebt? Der Kabyle, an den Abhängen des kleinen Atlas wohnend, ist offenbar ganz anderen Ursprungs, als irgend ein arabischer Stamm; er ist meistens blond und groß, und man hat deshalb daran gedacht, ob er ein Rest jenes Vandalenreiches sei, was Geiserich einst auf den Strandländern Afrikas gründete. Die Stämme ferner, welche um Constantine her wohnen, unterscheiden sich durch billiges Benehmen wesentlich von der rohen Beduinenschaar, die das alte Beylik Algier durchstreift, die Dörfer, Duera's, aufschlägt, wie der Köhler seine Hütte, die um die wenigen Grade einiger Koranlehren civilisirter lebt als der Wilde des amerikanischen Urwaldes. Man hat vermuthet, daß die meisten dieser nordafrikanischen Stämme von Tunis bis Fez Nachkommen der Kananiter seien, die Moses vertrieb. Phönizische Völker-

ſchaften ſeien ſie nach der phöniziſchen Kolonie Karthago gekommen und von dort weiter ausgebreitet worden. Dann verfolgte ſie alſo das alt-moſaiſche Eroberungswort, das Eroberungswort aller Zeiten „fallet ein mit Feuer und Schwert", macht Euch geltend, ſo viel Ihr könnt, Eure Berechtigung geht ſo weit, ſo weit Ihr Geltung zu Wege bringt. In dieſer Geltung liegt Eure Ueberlegenheit, in der Ueberlegenheit Euer geſchichtliches Recht.

Vom Regentſchaftsplatze bis vor das Thor Babazoun kann man des Morgens zur Marktzeit Völkerſtudien machen, alle Spielarten erſcheinen hier, alle ärmlich. Vielleicht verſchmäht aller glänzendere Theil des Landes jede Berührung mit dem verhaßten Fremdling? Gewiß; aber von der Alhambra bis zum wollüſtigen Geheimzimmer des Arabers ſchrumpft all dieſe arabiſche Außenwelt und Wirklichkeit zu winzigem Verhältniſſe zuſammen gegen die Bilder unſrer unklar aufgeregten Phantaſie. Schloß und Haus iſt klein, die Frucht iſt roh, der Menſch iſt arm. Das Bischen Gekörn und Frucht, was ſie zu Markte bringen, dieſe vertrockneten Geſtalten, das giebt ein ärmlich Marktbild, und was ſie gar auf einem National-Markte auslegen, wie ich ihn in der Metidſcha geſehn, das iſt das Allerdürftigſte von Produkt und Austauſch, was ge-

boten werden kann. Dieſe Sonne ſo heiß und zeugend, ſo wohl gedämpft von Winterregen, dieſe Erde, meiſt ein Boden klar und fein und mächtig wie Gartenland, ſie bringen die edelſten Gattungen hervor: die Banane, die Dattel, die Jujube — ich kenne kein richtig deutſches Wort für dieſe Frucht, welche auch im ſüdlichen Frankreich gedeiht, unſere Dictionnaires nennen ſie Bruſtbeere, ſie gleicht aber nicht mehr einer Beere als die Dattel, und hat die meiſte Aehnlichkeit mit einer großen Olive — die weiße Melone, die Orange, die berberiſche Feige, der Pfirſich, der Granatapfel, die nußgroße Weinbeere, Alles das gedeiht von ſelbſt, bleibt aber auch ganz ſeiner wuchernden Entſtehung überlaſſen, wild und ungezogen; denn die Menſchen ſind roh, träge, unerfindſam.

Der Fremdartigkeit, nicht des Reichthums wegen iſt es intereſſant, vor dem Börſenkafé Angeſichts des Meeres dieſem Markte zuzuſehn, und zuweilen über ihn aufzublicken nach den kahlen Kalkhäuſern, die ſich wie Treppenſtufen aufthürmen nach der Kaſchba. Noch fremdartiger und intereſſanter iſt der Morgen vor dem Thore Babazoun: da kommen denn officielle Kameele an, nicht blos dilettantiſche unſrer Bärentreiber, garſtig, überaus garſtig, und kauern ſich nieder unter den Palmen, deren hier einige ſtehn. Wahrſcheinlich hat

auch dies heiße Land ſo viel verborgene Vorzüge wie dies Thier, dies Schiff der Wüſte, Vater der Pilger genannt. Der Maure fürchtet den Hund, und das Kameel iſt ihm halb heilig, er wäſcht ſich mit dem Schaume des häßlichen Kameel-Mundes. Wirklich entwickelt aber auch dies Thier bewundernswerthe Eigenſchaften: Ortskenntniß, Waſſerwitterung, Geduld, Muth, Unermüdlichkeit bis es zuſammenſtürzt. Es läßt ſich von Muſik beleben und beſchleunigt darnach ſeinen Schritt, es wacht des Nachts in der Wüſte, es erträgt Hunger, Durſt und Hitze, und ſteuert dabei noch ſeine Milch, man ſagt, es hebe ſich Speiſe und Trank auf, und noch im Tode iſt jeder Theil an ihm von Nutzen, das Fleiſch, die Haut, das Haar, der Magen. Der Bau dieſes praktiſchen Wunders iſt ſolch ein Meiſterſtück nach dem Nützlichen hin wie der des Pferdes nach dem Schönen: ſein Kopf hebt ſich hoch aus dem Wüſtenſtaube, ſeine halb vermauerten Augen ſind ebenfalls geſchützt, ſein breiter leichter Fuß überwältigt Sand und Stein.

Leider erhält man alle Notizen über Land, Leute, Sitte und Thiere ſelten oder gar nicht von den Eingebornen, theils weil dieſe nicht mittheilſam oder durch die Sprache für uns abgeſchloſſen ſind, theils weil die Berührung mit ihnen im Durchſchnitte eine nur

äußerliche ist. Von europäischer Mundart ist ihnen das Spanische bei Weitem näher und vertrauter als das Französische. Man findet auch bis auf Tabak und Cigarre, die hier nicht Regal sind wie in Frankreich — Algier hat eine ganz getrennte Verwaltung — mancherlei spanischen Rest, wie man in Spanien, nächst der Türkei dem orientalischsten Lande Europa's, zahlreiche Reste des Maurenthums findet. Je weiter westlich auf der afrikanischen Küste, desto spanischer wird sie natürlich: Oran ist darin auffallend von Algier verschieden.

Die Vermittelung zwischen alle dem bildet der Jude, unglücklich hier wie allerwege. Der Prophet schon, dem Christenthume viel genigter und näher, hat sie gehaßt, und dieser Haß, dem sie überall begegnet sind, ist ihnen treu geblieben wie ihr Glaube, eins gewiß zur Unterstützung des anderen: sie wurden von den Türken und Arabern behandelt wie bei uns im Mittelalter; es war ihnen Farbe und Schnitt des Kleides vorgeschrieben, sie durften kein Pferd reiten, ja nicht auf einem Esel durften sie zur Stadt kommen. Wenn der Christ die Bastonade bekam, wurde der Jude verbrannt oder gehenkt. Wie überall rächten sie sich durch den Erfolg überlegener Klugheit; in neuerer Zeit war Ben Durand ihr Triumph und ihr Stolz. Dieser afrikanische Talleyrand, der dem Abdel

Kader und dem Gouverneur von Algier gleichzeitig zu dienen wußte, der Waſſer und Feuer vereinigte, war bei meiner Ankunft eben um's Leben gekommen, da er von Abdel Kader nach Algier zurückkehren gewollt. Es erregte dieſer Todesfall unter den Algierſchen Juden große Trauer und Beſtürzung, einige ſchrieben ihn einem beigebrachten Gifte zu, andere einer akuten Landeskrankheit. Man glaubte am Ende den letzteren; aber das milderte die Trauer nicht: der Stolz Iſraels war dahin! Ein aus Europa eingewanderter Jude beſchrieb mir dieſen Ben Durand als eins der gelungenſten Menſchenbilder: groß, ſchön, wohlig und üppig und ſauber habe er Alles an ſich gelockt, wenn er Abends auf der Place du gouvernement — vorherrſchend in Algier „Regentſchaftsplatz" geheißen — erſchienen ſei, und die ſüßeſte Rede ſei ihm wie Honigſeim von den Lippen gefloſſen, allen Nationen verführeriſch, allen eine Erquickung durch Sinn und Geiſt.

Wo franzöſiſche Fahne weht, da ſtrömt der Jude hinzu, und in dieſen unbefragt gleichen Rechten, welche nicht nur das Geſetz, ſondern die Sitte Frankreichs gewährt, geht er mit jüdiſcher Abſonderung in Frankreich am Erſten unter. Ich habe mit Erſtaunen in Paris geſehn, daß unter den zahlreich dort lebenden

Deutschen drei Viertheile Juden sind, und daß von ihren Nationalfehlern nur die leichteren bei ihnen geblieben waren in dieser völligen Emancipation. Einige israelitische Kaufleute aus Deutschland, die in Algier tüchtig und glücklich gearbeitet, nahmen uns mit deutscher Gastlichkeit auf; es verschlingen sich auf diesem afrikanischen Gestade die Nationalitäten dergestalt, daß man sich am Ende gewöhnt, immer nur vom Menschen zum Menschen zu fragen, und daß man oft nach längerer Bekanntschaft erst erfährt, der Bekannte habe diese oder jene wildfremde Sprache als Muttersprache geredet.

Auf 5 bis 6000 wurde bei Eroberung Algiers die Anzahl der Juden geschätzt. Ungefähre Schätzung ist bis jetzt alle Angabe der Einwohnerzahl gewesen, weil eine genaue Zählung von größter Schwierigkeit ist. Die Franzosen behaupten: es giebt viele maurische Weiber im innersten Häuserknäul Algiers, die jetzt noch nicht wissen, daß Algier von uns erobert und besetzt ist. Mag dies eine Uebertreibung sein, ein genaues Eindringen in die Häuser, ein Zählen ist schwer und unsicher: die jetzt noch ganz maurische Oberstadt ist wie ein Teig zusammengeknetet, von Dach zu Dach entweicht eine Hausbewohnerschaft, wenn der Fremdling eindringt, und kehrt zurück oder wendet sich an

einen neuen Ort, wenn er ſich auch jener Zuflucht naht.

Ein italieniſcher Jude war auch uns der Cicerone für die Innerlichkeiten Algiers. Ich machte ſeine Bekanntſchaft ſchon am erſten Abende im Mondſcheine auf der place de la regence, ehe ich noch in die Oberſtadt hinauf gekommen war, und er erbot ſich ſogleich zum erſten Pröbchen ſeiner Gaſſen-, Sitten- und Mauren-Kenntniß. Er bot ſich nämlich zum Führer an in das Eingeweide der Oberſtadt, und zwar in eine Spelunke freier mauriſcher Mädchen. Ich bin aus dem Unterſchiede nicht klug geworden, den man in Algier behauptete zwiſchen gemeinen Freudenmädchen und zwiſchen Mädchen, denen die Landesſitte einen freien Verkehr geſtatte. Von letzterer Art ſollten die ſein, die er uns zeigen wolle. Ein Franzoſe aus dem Dauphiné, Namens Lamonta, mit dem ich ſchon einige Zeit zuſammen reiſ'te, und der mir alle franzöſiſche Humanität angedeihen ließ, ging lebhaft ein auf den Vorſchlag, auch weil wir das innere Algier ſolcherweiſe unter romantiſchſter Beleuchtung zum erſten Male betreten könnten. Romantiſch genug war's. Durch finſtre Bogengänge tritt man ein, und man bemerkt es kaum, daß die Bogengänge aufhören, denn die ſteil aufſteigenden Straßen ſind ſo eng, daß

oft nicht drei Personen neben einander gehn können, und die Häuser drängen sich oberwärts noch enger zusammen, so daß nicht Sonnen- noch Mondesstrahl sich hinein findet. Das ist dem Klima angemessen; der Maure rühmt sich der Straßen, in welche nicht Sonne noch Regen dringe, und sieht höhnisch dem Franzosen zu, welcher unten leichtsinnig lichtet, europäische Häuser baut, breite Landstraßen anlegt statt der früheren Hohlwege. Nachts sind jene Straßen der Oberstadt allerdings halsbrecherisch; aber wer baut Straßen für neugierige Fremdlinge! Von Zeit zu Zeit kommt eine Stufe, oder ein Mensch liegt im Wege, der sein Bett hier aufgeschlagen hat; denn der wollene Lappen um seinen Leib ist ihm hinreichender Laken, der Erdboden hinreichendes Lager. Der Cicerone rieth uns, nicht zu sprechen, und so krochen wir denn wie in endloser Höhle dahin, alles Rückweges unkundig und unmächtig, wenn uns der Führer verließ. Todtschlag und Raub kam Jedem von uns zu Sinne; man war jedoch in Algier selbst vor nichts Derartigem gewarnt worden, ja ich erinnerte mich des Ausdrucks, den ich in Paris gehört: Im engsten Gedärm von Algier sind Sie des Nachts sichrer als auf dem freien Quai Voltaire in Paris. Die wahrscheinliche und epochenweis gewisse Gefahr beginnt vor den Thoren Algiers.

Vor einem dieſer ſogenannten Häuſer, die nach außen alle blind und ſtumpf ausſehn, und nur ein Paar Löcher, groß genug für Eulen zeigen, blieb der Führer ſtehn und klopfte. Man antwortet, man fragt, eine Thür ſpringt uns unvermuthet zur Seite auf, eine alte Maurin leuchtet uns eine enge Treppe hinauf. Man weiſ't uns in ein kleines, hell erleuchtetes Zimmerchen, was meines Erinnerns auch nicht ein Guckloch für den Tagesſchein beſaß. Es ſtand ein Himmelbett darin, vor welchem auf Kiſſen ein Paar mauriſche halbnackte Mädchen kauerten. Mit einem neugierigen Kichern empfingen ſie uns, zeigten ſich aber in keiner Weiſe auffordernd oder gar zudringlich. Die eine war ſehr jung und ziemlich hübſch, ihre Haut war fein und klar gelbweiß, ihre Beine bis an das Knie, ihre Arme bis an die Schulter waren nackt, und der Oberkörper bis unter die Taille war nur mit einem durchbrochenen Spitzenhemde bedeckt. Geldmünzen trug ſie als Halsband. Die kleinen, feingeformten Hände und Füße, letztere mit Pantöffelchen ſpielend, waren äußerſt ſauber, und an den Nägeln gefärbt, wie man dies hier überall findet. Unſer Cicerone wurde von ihnen als Bediente in Anſpruch genommen, mußte Cigarren beſorgen, und die wunderliche Schlauch-Waſſerpfeife in Stand und Gang

ſetzen. Dies Inſtrument von Pferdehaaren machte angezündet die Runde: die garſtige reichte es nach einigen Zügen der hübſchen, die hübſche reichte es uns, bis es wieder zu den Mädchen zurückgekommen war. Wir zogen die Cigarren vor, die hier von Spanien her ſo wohlfeil und gut wie ſie in Frankreich theuer und ſchlecht ſind, und das hübſche Mädchen folgte unſerm Beiſpiele. Sie rauchte tapfer wie ein deutſcher Student. Nach einem Blicke auf die ärmliche Hauseinrichtung, und nach einigen Opferfranks, die auf irdenen Teller niedergelegt wurden, überließen wir ſie dieſer Beſchäftigung, und tappten wieder hinab durch das Straßengewinde, öfters ſtrauchelnd über die Straßenſchläfer. Abwärts iſt der Weg leichter, denn links oder rechts, gerade oder krumm führt er immer nach dem Platze oder den beiden Straßen links und rechts, die nach dem Thore des Oſtens und dem des Weſtens gehn.

Allen Luxus, alle wollüſtige Ueppigkeit dieſer Völker muß man ſich in kleinem Stile, in engem Raume denken. Daran erinnerte uns anderen Tages das jetzige Biſchofshaus, was vorher Palaſt des Algieriſchen Hauptminiſters geweſen, und als ein Juwel mauriſcher Häuſer geprieſen iſt. Es liegt ziemlich nahe hinter dem Regentſchaftsplatze aufwärts. Unſere

Abſicht war, die ganze Bergſtadt hinaufzuſteigen bis zur Kaſchba, ein franzöſiſcher Wachtpoſten machte uns aber aufmerkſam, daß hinter einem kleinen Thorwege etwas Beſonderes ſein müſſe. Nach Façaden nämlich und irgend einer äußeren Ankündigung darf man ſich nirgends umſehn, alles Außen iſt völlig unſcheinbar, und hinter den kläglichſten Zugängen entwickelt ſich oft eine nach dortigen Begriffen weitläufige und reiche Wohnung. Der Wache halber glaubten wir, der Gouverneur Marſchall Valée wohne da, denn es war uns bekannt, daß er ebenfalls eine kurze Strecke hinter dem Platze Anbeginns der oberen Stadt hauſe. Sein verſteckter Palaſt iſt aber etwas weiter rechts, und der hier wohnende neue Biſchof in partibus infidelium war unſrer Neugierde und Nachfrage gnädig, er ließ uns Alles öffnen. Folgendes haben alle mauriſchen Häuſer gemeinſchaftlich: ſie ſind im Quadrat gebaut, und die Mitte dieſes Quadrats iſt nach dem Himmel offener Hof, ſo daß man zur Regen- oder heißen Sonnenzeit ſich durch oben ausgeſpannte Tücher ſchützen und doch im Freien ſein kann. Gewöhnlich iſt ein Springbrunnen in der Mitte des Hofes, an allen vier Seiten laufen Arkaden und Gallerieen umher, von denen der Eingang und die wenigen Fenſter in die Zimmer gehn. Sehr ſchmale,

ſteile Treppchen machen die Verbindung bis zum platten Dache, von welchem man in den Hof herab ſehen kann. Dadurch daß der Kern des Raumes dem Hofe zugetheilt iſt, werden die Zimmer ringsum klein, und haben niemals Tiefe, auch wenn ſie lang ſind. Die Gallericen um den Hof herum waren hier im Biſchofshauſe mit gewundenen Marmorſäulen geſtützt, die ſich ſtockweis übereinander ſehr gut ausnehmen, wenn das mauriſche Gebäude wie dieſes mehrere Stockwerke hat. Es erinnert dann der Anblick an den byzantiniſchen Stil. Natürlich iſt aber Dergleichen ſelten, und war immer nur den Reichſten erſchwingbar, da der Marmor nicht Landesprodukt iſt, ſondern aus Italien geraubt oder gekauft wurde. Die Mauern ſelbſt, oder wenigſtens deren Sockel ſind von bunten Fließen, der Boden iſt Moſaik und dieſer wie die ſchweren Goldholzplafonds ſind in Zeichnung und Geſchmack bei uns unter dem Namen „arabiſch“ hinlänglich bekannt. In Steinbordüren, die wie Spitzen durchgearbeitet ſind, waren überaus ſaubere Sachen dieſes Miniatur-Stiles hier zu ſehn, und ein beſcheiden angelegtes Chriſtenthum mit buntfenſtriger Kapelle, nahm ſich in dieſem klein-ſinnlichen Islamsgeſchmacke gar wunderlich aus, wenn man nicht durch die mauriſch-ſpaniſchen Kirchen im Baskenlande und dem

Pyrenäenfrankreich auf dieſe Miſchung vorbereitet war. Wir gingen hinweg mit dem Eindrucke einer durch kleinliche Ausführlichkeit erreichten Harmonie. Der gedrückte, aber farbig kräftige Typus alles Gebäudes in dieſem Lande entſpricht allerdings von einer Seite dem Naturſchauſpiele dieſes Landes, wie ja alle Kunſt die zunächſt von Gott gegebenen Linien nachahmt, oder wenigſtens zum Ausgangspunkte nimmt. Die Vegetation breitet ſich nicht in mächtigen Bäumen, ſondern kriecht in mächtig blühenden Ranken am Boden hin. Eben ſo platten ſich Häuſer und Städte, ja Polſter und Teppich am Boden hin ziehen den Menſchen in zuſammengekauerte Stellung. Wie vereinzelt Palme und Aloe auf dünnem Stile aufſchießt, ſo ragen faſt lächerlich dünn die Minarets hoch über die Moſcheen hervor. Dieſe Moſcheen ſelbſt ſind reizloſe, proteſtantiſche Räume, ohne Gewölb, ohne Geſchmack, am Boden mit Binſen beſtreut. Nahe bei uns in der Marineſtraße war die größte, und ich trat zuerſt öfter hinein, bis mir das Ausziehn der Schuhe läſtig und der leere Anblick gleichgültig wurde.

Vom Biſchofshauſe ſtiegen wir nun zum erſten Mal bei Tage aufwärts, und empfanden auf's Neue, daß man vom Kameele bis zum Menſchen nicht leicht irgendwo ſo viel Häßliches und Widriges ſehen muß.

Der Anblick in dieſen Gaſſentunnels iſt oft ekelhaft. Ich denke da beſonders an die Mohrinnen, die nicht nur ohne Schleier oder Lappen, ſondern ſelbſt mit ganz entblößten Brüſten einhergehn. Sie tragen ein offenes Männerhemd, was durch ein Tuch um die Hüfte gefaßt wird. Dies Tuch hat ſeinen Zipfel hinten, gleicht alſo einer hinten angethanen Schürze. Hoſen tragen ſie ſelten. Wenn ſie im beſten Staate ausgehn, ſo nehmen ſie ein Tuch, meiſt ein bunt geſtreiftes, wie ein Bettuch um, auch über den Kopf und das Kopftuch hinweg, jedoch ſo, daß Geſicht, Hals und Bruſt ganz frei bleiben. Dazu ſind ſie meiſt häßlich und ſchmuzig, und beleidigen das Auge noch mehr als die Männer mit dem umgeſchlagenen Lappen, der in Fetzen von ihnen hängt.

Je weiter man hinauf kommt gegen die Kaſchba, deſto mehr ſieht man Juden, und ſie beſonders treiben die rothbraune Färbung des Haares, welche auf altitaliſchen Bildern ſo häufig vorkommt, und unſern Farbengeſchmack Anfangs ſo befremdlich anmuthet.

Ein europäiſch feſtliches Gepränge beim Erſcheinen in der Stadt war auf dieſem engen, abſchüſſigen Terrain dem Dey unmöglich; er iſt denn auch meiſt auf einem Eſel zum Hafen hinabgeritten, und der letzte Dey, ein einfacher Mann, iſt viele Jahre lang gar nicht in der Stadt ge-

ſehn worden. Man hatte ihn aus ſtillem Hauſe, von anſpruchsloſer Beſchäftigung, ganz gegen ſeinen Wunſch, zum Dey erwählt, nachdem im Laufe weniger Tage mehrere Vorgänger aufgetreten und raſch gewaltſamen Todes abgetreten waren. Schon dieſes Beiſpiels halber fühlte er keinen Beruf zu dieſer Herrenwürde, behauptete ſich aber alsdann durch ſtrenge Abgeſchloſſenheit. In dem franzöſiſchen Streite, den er bekanntlich durch einen Fächerſchlag nach dem Conſul erregt, war er unerklärlich verblendet und eigenſinnig — entêté ſagt der Franzoſe; Algier galt ihm für unnehmbar, weil Karl V. daran geſcheitert war, und ſelbſt England 1816 unter Ermouth nichts Entſcheidendes dagegen ausgerichtet hatte. So ſah er zuverſichtlich auf die Landung Bourmonts bei Sidi Ferruch, und als ſeine Truppen am 19. Juni die Schlacht von Staoueli auf dem weſtlichen Küſtenplateau lieferten, nahm er ſeine Weiber mit zum Zuſchaun, ſich des beſten Erfolges verſehend. Als dieſer Erfolg verunglückte, baute er auf das Fort von Algier, welches Sultan Calaſſi, Chateau de l'Empereur, jetzt Fort de l'Empereur heißt, und welches links über der Stadt nahe am Gipfel des Maſſiv liegt, an den Höhenſpitzen, welche der Araber Boud-Jareah nennt. 1541 ſoll Kaiſer Karls Zelt dort geſtanden, und vielleicht

mag der Name davon entsprungen sein. Es vertheidigt die Stadt mehr indirekt dadurch, daß ihr Besitz dem Feinde ohne Besitz des Forts unhaltbar ist. Sonst scheint es mir gegen einen Angriff vom Massiv mit schwerem Geschütze nicht von vollkommenster Lage, weil noch Punkte des Boud-Jareah höher und zum Angriffe des Forts geeignet sind, dieselben Höhen, welche Bourmont zum Bombardement des Forts benützte. Vielleicht weil Frankreich nur einen Angriff der Araber zu fürchten hat, ist bis jetzt keine höhere Befestigung angelegt, sondern das Fort nur so in Stand gesetzt worden, daß alle arabische Attake daran scheitern muß. Bourmont nahm es damals, und damit mußte Algier fallen, und der Dey in seiner jetzt von Feuerschlünden beherrschten Kaschba mußte sich ergeben.

Diese Kaschba macht wenig Eindruck, wenn man bereits Algier'sche Häuser gesehn hat, es sind dieselben Verhältnisse, nur daß der Häuser und Höfe mehrere sind, und daß dieser unordentliche Gebäudehaufen gegen einen Anfall befestigt ist.

Gebildete Militairmusik empfing uns statt des einstigen Beckengeklirrs, jener Fächerpavillon erschien uns um nichts besser als das Sommerhäuschen manches schlesischen Pächters, das Gewirr von Gängen, Winkeln, Löchern, plumpen Gemächern, Treppen und

Treppchen gäbe einen gefälligen Schauplatz für unerhörte Novellenbegegnung, für Experimente verschiedenartigster Ehegattung, als Palast entspricht dies maurische Schloß nicht den bescheidensten Ansprüchen, die wir an ein Schloß machen oder an einen Palast. Nur die Moschee, von marmornen Säulenbüscheln getragen, fände einige Gnade vor unsrer Erwartung, und der prachtvolle Blick über Stadt und Meer und rückwärts in die heiß gefärbte Bergbauschung übertrifft Alles, was man sich darunter vorstellt. Hier ist die Oasis des kalkweißen Algier, hier ist Weinlaub und Blume, hier ist der Orangen-, der Granatbaum, der Jujubier mit seinem Schatten, hier steht wie ein Gedicht des Orients scheinbar schwankend die Palme, der Baum der Sonne, dessen Blätter die Tage, dessen Rindenränder die Jahre zählen, die Hoffnung in der Wüste, einen Fächer Schatten, einen Labetrunk Saft verheißend. Hier an den brüselnden Springbrunnen allein begreift man, daß es der Mühe lohnte, seinen Kopf zu wagen und Dey zu sein, und den Galeeren als trotziger Herr nachzusehn, die ganz Europa trotzend hinüberfuhren gen Norden.

Die Kaschba ist jetzt Kaserne, höfliche Officiere führen den Fremden umher, wo einst nur Kopfabschneider wohnten. Am oberen Thore der Kaschba

kommen die beiden Heerwege zuſammen, welche der Franzoſe links und rechts um Algier hinauf gebrochen hat, den rechten am Fort de vingt quatre heures vorüber, welches den weſtlichen Geſtadeeingang der Stadt deckt, den Reſten einer Römerſtraße und den Gärten des Deys vorüber, die nicht viel mehr als eine Orangenpflanzung geweſen zu ſein ſcheinen, und jetzt ein Lazareth ſind. Aus dem Kaſchbathore konnte der Dey da hinabſteigen mit ſeinen Weibern, ohne die Stadt zu betreten. Sie ſind jetzt wüſt, aber dieſe weſtliche Seite des Maſſivhanges iſt beſonders reich an maleriſchen Schluchten und umhergeſtreuten maleriſchen Landhäuſern, ſoweit ein weißer Fleck, eigentlich immer ein Flecken, maleriſch genannt werden kann.

Ihrem Grundſatze getreu „ziehe Straßen, wo Du kultiviren willſt" haben die Franzoſen über das Maſſiv hinüber bis hinaus in die Ebene eine Heerſtraße angelegt, ein ſehr verdienſtliches Werk, was durch das verworrene Maſſivterrain erſchwert war. Dieſer Heerſtraße vertrauend, worauf doch hie und da ein Franzoſe oder ein militairiſcher Transport zu betreffen war, worauf von Stunde zu Stunde ein Kriegslager ſtationirt iſt, und dem damaligen Ruhezuſtande vertrauend, wagte ſich im Sommer und Herbſte 1839 der Fremde

allenfalls allein hinaus auf die Heerſtraße. Vollkommen rathſam war dies nie, unbewehrt über die Stadt hinaus ſich zu verlieren war auch damals mißlich, aber eine Kugelflinte, die man fertig zeigte, ſchien genügend, um alle Annäherung vorüberziehender Araber von ſich zu halten. In dieſem Punkte hatte denn auch der Franzos ſeine vertraulichen Formen des Verkehrs aufgegeben, und ſtatt der ſonſtigen Zutraulichkeit und Begrüßung gegen arabiſche Wanderer, hatte auch er, durch Schaden gewarnt, den Gruß des Flintenanlegens einführen gelernt. Es iſt ein edler und ſchwächlicher Zug unſrer Civiliſation, daß wir vom Feinde dieſelbe Gutmüthigkeit verlangen, die uns eben anwandelt, daß wir ſelbſt einem unterdrückten Feinde nicht einen einfachen, unbeſtechlichen Haß zutrauen. Nicht einmal dem fremdeſt gearteten Feinde. Darin hat die franzöſiſche Regierung in Algier und der einzelne Franzoſe dort das Verderblichſte Jahr um Jahr herbeigeführt: der ganzen Eroberung iſt kein Nachdruck geworden, der Einzelne hat auf Weg und Steg ſeinen Kopf an's arabiſche Meſſer geliefert. Erntet man Roſen von Diſteln? Der Araber kennt die Vorausſetzungen ſolcher Civiliſation nicht, er hält das für Schwäche, was ihn nicht zu bedrohen wagt. Ihm das Land nehmen, ſich als entſchiedenſter Feind be-

tragen, und daneben gelegentlich auf der Landstraße freundschaftlich begrüßt werden, dies reimt sich ihm nicht anders zusammen, als daß eine geheime Schwäche verdeckt werden solle, und daß der bisherige Erfolg der Unterjochung ein zufälliger sei. Die Araber erwarteten neue Türken in denjenigen, welche ihre alten gefürchteten Herrn besiegt hatten. Als die ihnen unbegreifliche Höflichkeit zum Vorschein kam, und mancherlei kleine Niederlage der Franzosen herbeiführte, da erwachte das entschiedene Mißtrauen in die Macht der Franzosen, und der Araber verbesserte den Glauben, welcher ihm durch die Eroberung Algiers gekommen war, er sagte nicht mehr „Gott will es," sondern er sagte: Gott will es also nicht! Das Land hatte 18,000 Türken gehorcht, und nun war eine dreimal so starke französische Macht nicht mehr im Stande, einem Spaziergänger Sicherheit zu garantiren, der sich nur eine halbe Stunde über Algier hinauswagte. Nur dem alten Kaisermarschall, dem Rovigo, der ihre kleinste Uebelthat mit dem Tode bestrafte, hatten sie den Beinamen eines ächten Gouverneurs gestattet, und der Marschall Clauzel, der sie in größerer Kriegskombination bedenklich einengte, hatte Respekt bei ihnen gefunden. Jetzt, neun Jahre nach der Eroberung, ritten wir mit Flinten bewaffnet aus der Porte Ba-

bazoun, um das Landhaus eines Franzosen zu besuchen, was nur eine Stunde oberhalb Algiers auf dem Massiv liegt.

Dergleichen Landhäuser und Besitzungen sind dem Araber nirgends genommen, sondern sie sind ihm abgekauft worden, und er hat ringsum sehr gern verkauft, weil er außer dem Kaufpreise doch früh oder spät sein Landhaus wieder zu bekommen hofft, und weil er jedenfalls nicht in der Nähe seiner Feinde leben mag, sondern sich zurückzieht nach Blidah oder selbst bis Medeah, Milianah und Mascara jenseits des kleinen Atlas.

Araber begegnen Einem selten auf der breiten französischen Heerstraße: sie finden dergleichen Anlage eben so thöricht wie die Anlage der großen, lichten Häuser auf der Place de la regence, und im Betracht ihrer Sonne mögen sie nicht ganz Unrecht haben. Sie betreten aber auch aus Haß dies Werk der Feinde ungern, und ziehen in den engen Hohlwegen umher, wo das Gestrüpp des wilden Feigenbaums, die Aloë, der Cactus und das undurchdringliche andere Gerank sie der Sonne und dem Blicke verbirgt, also daß sie oft plötzlich wie aus der Erde gewachsen unweit des Europäers auftauchen.

Die Heerstraße am Kaschbathore, am Fort de l'Em-

pereur vorüber langsam aufsteigend zur Höhe des Massiv, gewährt eine der schönsten Aussichten von der Welt auf den Hafen von Algier, auf das blaue Meer, auf den östlichen Küstenweg nach der Maison carrée hinüber, auf die Berge, welche jenseits dieses Hauses sich hinumziehn und zum kleinen Atlas sich aufbaun, auf den Anfang der Ebene Metidscha, die sich hinschlängelt zwischen Abhängen des Massiv diesseits und den Abhängen des kleinen Atlas jenseits. Man sieht hier hoch oben über Algier nur den Anfang der Ebene, da das bergige Massiv noch weit hinausreicht gen Süden, und die daran hinziehende Thalebene verbirgt. Aber die jenseitige Grenze der Ebene, den kleinen Atlas sieht man, einen blauen Gürtel herumreichen weithin nach Süden.

Wir lenkten rechts von der Heerstraße nach unsrer Campagne, und fanden dies Landhaus eben so gebaut wie jedes arabische Haus. Aber es muthete uns wohnlicher an, weil es mit europäischen Möbeln versehen war. Der Hof inmitten war durch die Ranken und Blätter eines kolossalen Weinstockes und durch darein verschlungene Citronenbäume gegen die zudringlichste Mittagssonne gedeckt, und Trauben hingen reif bis zum Munde herab von einer Größe, wie die Bibel die Traube Kanaans beschreibt, welche Josuah und Kaleb

gemeinſchaftlich auf einer Stange tragen mußten. Alle morgenländiſche Uebertreibung bei Seite, es waren Trauben darunter ſo groß wie ein umfangsreicher Damenhut, und die einzelne Beere war ſo groß wie unſere Herzkirſche. Es ſpeiſ'te ſich gar anmuthig unter dieſem grünen Dache, aber die Thüren müſſen zugehalten und des Nachts verrammelt werden gegen Beduinen und wilde Thiere. Iſt dies geſchehen, ſo gleicht jedes ſolche Haus, was unten herum nicht ein einziges Fenſter hat, ganz und gar einer Feſtung, für Hunderte von Beduinen unnehmbar. Wilde Thiere anbetreffend iſt der weſtlichſte Koloniepunkt Oran, die Grenze von Marocco das Hauptrevier. Dort findet man den numidiſchen Löwen, der ſelten oder gar nicht vorkommt in dem Küſtenzipfel Algier, deſſen Spitze Algier und deſſen rundumgeſchwungene Hintergrenze der kleine Atlas iſt, rings um die Metidſcha her. Zuweilen wechſeln indeß bedenkliche Beſtien durch die Atlasberge herüber in die Metidſcha und bis auf's Maſſiv. So trieb ſich juſt eine Hyäne mit zwei Jungen in der Nähe dieſes Landhauſes umher, und die provenzaliſche Haushälterin, die ſich ſtündlich nach Marſeille und nach der amüſanten Converſation zurückwünſchte, ſchilderte ihr nächtliches Geheul mit allem Aufwande erſchreckender Worte. Es war voller Mond-

ſchein in den Nächten, und ich bat den Beſitzer, ein Aas zu beſchaffen, und vor dem Hauſe unter den Wind zu werfen, wir könnten die Beſtien ohne die mindeſte Gefahr von der Terraſſe todtſchießen. Es wurde Anſtalt gemacht; aber der Franzoſe hat für ernhafte Jagd wenig Sinn, Vögel ſchießen, **faire une broche** iſt ſein Ein und Alles dabei, und ſo brachte ich dieſe wohlfeile Hyänenjagd nicht zu Stande. Wir gingen den in Frankreich und dem ſüdlichen Europa allbeliebten Wachteln nach in der Umgegend — zum Unglück unſrer Beinkleider, und ich habe dabei deutlich erkannt, was es ſagen will, wenn man vom militairiſch ſchwierigen Terrain dieſes Landes ohne Baum und Graben ſpricht, abgeſehen ſelbſt von Schlucht und Abhang dieſes Maſſivs. Die wilde Vegetation nämlich bedeckt den Boden dergeſtalt mit ſtachlichem, armsſtarkem Gepflanz und Geſtrüpp, daß man außerhalb eines Fußſteiges wie unter Lanzen und Spießen zerriſſen wird und nicht von der Stelle kann.

Schon in Alt-Frankreich hatte man uns mit Stolz geſagt, daß in der Provinz Titery oder Algier bereits eine Dilgence errichtet ſei. Sie gehe quer über das Maſſiv, quer durch die Metidſcha bis an den kleinen Atas, bis an den ſüdlichſten Punkt dieſer

franzöſiſchen Provinz bis nach Blidah, der heiligen Stadt. Man war damals ſehr verſichert, daß ſich in gutmüthig leichtſinnigem Verkehr mit den Arabern die Kolonie verſchmelzen und zu einem lieblichen Amalgama ausbilden werde. Man ließ geſchehn, und der äußerliche Zuſtand war etwa folgender:

Von den drei Provinzen, aus welchen die Regentſchaft beſteht — Oran oder Tlemcen, Titery, Conſtantine — iſt der nördliche Theil von Titery, das eigentliche Land Algier das Herzblatt, und der größte zuſammenhängende Landſtrich, über den die Franzoſen gebieten. Größere Strecken und Ausdehnungen, wie zum Beiſpiele im Oſten von Bone nach Conſtantine hin dürfen darüber nicht irre machen. Zufälliger- und glücklicherweiſe ſind die öſtlichen Völkerſchaften zwiſchen dem Meere und Conſtantine von geneigterer Art als die Völkerſchaften im Titery, beſonders im Titery jenſeits des kleinen Atlaszuges, und ſie ſtören den Pariſer Glauben ſelten, daß dort ſo viel Land, ein Land mehrerer Tagereiſen bis Conſtantine den Franzoſen gehorche. Im Grunde aber beſitzt Frankreich außer dem Herzblatte Titery's, außer dem eigentlichen Algiergebiete, Maſſiv und Metidſcha, nur Küſtenpunkte, und muß alle Verbindung zu Schiffe unterhalten. Wie ſanguiniſch kommt man an, und will am Meere öſt-

lich bis Bone hinüber, westlich bis Oran reiten! Ist auch das Innere unruhig, die Küsten werden doch praktikabel sein! Nichts da! Kaum bis an die Maison carrée, was man eine Meile weit von Algier liegen sieht an der östlichen Metidschaöffnung gegen das Meer, kaum bis dahin konnte man im Frühherbste 1839 mit einiger Sicherheit reiten, hinter dieser Maison schließen Berge und ganz unsichere Völkerschaften alle Landkartenverbindung. Und in jener Zeit hatten Ruhe und Vertrauen den höchsten Gipfel erreicht. Der Herzog von Orleans wagte damals zum ersten Male, einen Landweg einzuschlagen von Constantine nach Algier, den Weg über die eisernen Thore: es war dazu die Begleitung einer Armee, es war aller Vortheil der Ueberraschung nöthig, es wurde dadurch aller Zorn und aller Einbruch der Araber wieder aufgeweckt, Krieg aufgescheucht bis an die Thore von Algier, und die ganze Besitzung war auf einmal wieder in Frage gestellt. Abdel Kader nennt sich ganz in diesem Zusammenhange „König des Landes" und sagt in herablassender Rede zum Franzosen: Du bist König des Meeres!

Daß eine Diligence bis Blidah gehn könne, mit Relaispferden eine Tagereise direkt in den Süden hinein, das war also wirklich ein Symptom von ungewöhnlicher Macht. Dieses kompakte Stück Vorland

alſo, das Maſſiv, gen Algier zugeſpitzt und vorne vom Meere beſpült, die Metidſcha, welche ſich dahinter ringsum anlegt wie ein Gürtel, dieſer abgerundete, von den Atlasbergen begrenzte Landestheil alſo war die zuſammenhängende Kern-Provinz für ein Neu Frankreich. Die Landhäuſer und Landſtriche auf dem Maſſiv, die Ländereien in der Metidſcha wurden gekauft von Marſeille über Lyon hinaus bis Lille, man erwartete, daß eine Pachtung an der Chiffa bald als gültige Hypothek figuriren könne auf einem Stadthauſe des nördlichen europäiſchen Frankreich. Etwas mährchenhaft und chimäriſch ſchien es freilich dabei herzugehn: zu unſrer Partie nach Blidah geſellte ſich ein Advokat aus Lyon, der eine ganz eigene Entdeckungsreiſe vorhatte. Seit Jahren war er Herr eines Landbeſitzes in der Metidſchah, wußte aber wegen der mangelhaften Landkarten — die, nebenher geſagt, ſelbſt über dieſen bekannteſten Landestheil mangelhaft oder falſch ſind — nicht genau, wo er läge, ja bei näherer Nachfrage in Algier hatte man ihm berichtet, dieſer Landbeſitz exiſtire gar nicht. So idealiſch hatte ſich das Börſenſpiel mit Scheinkapital auch der Metidſcha bemächtigt. Jetzt wollte der Mann genau zuſehn, ob er wirklich bloß ein Ideal gekauft und beſeſſen habe.

Ueber das Maſſiv hinüber rollte die Diligence gar

munter, und gerieth selten in völlige Oede und Einsamkeit. Dieser Bergstock ist den Heerweg entlang stationenweis mit Häuserchen bepflanzt, und der elsässische und schwäbische Einwanderer, der einzige Kolonist, hat sich bereits zu kleinen Ortschaften versammelt, hat zu ackern angefangen, wie man in Deutschland ackert, fährt mit vierrädrigem Wagen Mist, wie man den Mist in Deutschland fährt — Eine weiße Spahi-Kaserne rechts vom Wege giebt dem baumlosen Sonnenlande eine andere Abwechselung, türkisch rothe Reiter auf den Berberpferden des Landes, Spahis, die schönste Kavallerie der Welt, welche man jetzt ihrer Kostspieligkeit halber eingehn läßt, erscheinen und verschwinden zwischen Berg und Thal, eine neue Ortschaft mit weitläufigem Kriegslager ladet zum Ausruhn, sie ist Duera genannt und besteht aus einer leidlich aussehenden Häuserreihe. Im Wirthshause fehlt das Billard nicht und das Dominospiel, und im Wirthszimmer ist man völlig versetzt nach einer Provinz des europäischen Frankreich.

Hinter Duera wird die Straße öder, und auch die Hütten arabischer Tribus, großen Biberhäusern oder Hundehütten von Erde ähnlich, werden seltner, bis man den südlichen Abhang des Massiv erreicht, und links und rechts unter sich die Metidscha sieht, lachend

und weit, wie das verheißene Land Paläſtina, das Moſes vom Berge überblickte. Die durchſchnittliche Breite der Ebene beträgt etwa zwei deutſche Meilen, und der Atlas, welcher ſie hinten ſchließt, erſcheint ungefähr von der Höhe des Rieſengebirges im Hirſchberger Thale. Vielleicht nicht ganz ſo hoch. Unſicher lichtblau ſchwimmt weit dahinter für den ſcharfen Blick das eigentliche, das große Atlasgebirge. Dieſe Namen gebraucht wenigſtens der Franzos, wenn es auch wahrſcheinlicher iſt, daß man in ſolcher Entfernung trotz durchſichtigſter Luft den eigentlichen Atlas nicht ſehen könne. Links hinab, nach der Maiſon carrée hinaus, ſieht man nicht ſo weit in die Ebene zurück, weil das Maſſiv breiter vortritt, als rechts, wo die Metidſcha ſich farbig weitet bis zu dem Häuſerpunkte unweit des Meeres, welcher Koleah heißt, bis zu einem ſpitzen Hügel, welcher das Grabmal einer chriſtlichen Königin ſein ſoll vielleicht noch von den Zeiten des heiligen Auguſtinus, bis an die meerabfallenden Atlashöhen, wo die Chiffa herabfließt, ein Zeuge häufiger Schlachten. Denn hinter jenen Höhen kommen die Sitze Abdel Kaders, Medeah, Milianah und weiter hin Mascara. Aus den Schluchten der Chiffa ſteigt allnächtlich der Feind eines europäiſchen Metidſcha-Reiches.

Gerade gegenüber von uns im Dunkel des Atlas leuchteten die Minarets von Blidah, und inmitten des geraden Weges dahin liegt mitten in der Ebene Buffarik, das Centrum der Metidscha. Dahinab fuhren wir rasch, um von dort mit frischen Pferden Abends noch das äußere Lager von Blidah zu erreichen.

Die Ebene, welche theilweis für sumpfig gilt, ist in dieser Gegend mit niedrigem Strauchwerk bewachsen. Aber weder der Sumpf, welcher einer Grabenleitung schnell weichen würde, noch die Baumlosigkeit, noch der Boden ist dem ergiebigsten Anbau im Wege. Die Baumlosigkeit ist bei diesem Erdboden und Klima kein wesentlicher Mangel: die geringe Feurung, deren man zum Kochen und Waschen bedarf, ist durch Gesträuch, durch Mist, durch brennbare Erde, durch die Nähe des Atlas, der nicht ohne Bäume, zu beschaffen. Der Baum selbst könnte in wenig Jahren zahlreich vorhanden sein. Wasser liegt überall nur wenige Fuß tief unter der Oberfläche, der Boden ist vom ergiebigsten, edelsten Korn, der edelsten Pflanze genügend und förderlich, so daß man das feinste Getraide, ja das Zuckerrohr, den Kaffeestrauch ohne Mühe zu Wege bringen kann. Das Klima ist in seiner austrocknenden Hitze durch thaureiche Nacht, durch die Nähe von Berg und Meer, durch wassergießende, gewitterreiche

Winter hinreichend unterſtützt, der Frühling im Januar, Februar und März ſoll von entzückender Fruchtbarkeit und üppigem Wuchſe ſein. In der ausgetrocknetſten Zeit des Jahres fanden wir das Land zwar dürr und heiß, aber keineswegs ſo erſtickt vernichtet und unthätig in ſeiner reinen Wärme, wie die dunſtige Hitze eines brennenden Sommers bei uns zu Wege bringt. Eine Krankheitsepoche wäre allerdings durchzumachen, wenn die Metidſcha zum erſten Male umgepflügt und umgegraben würde, und ihren verhaltenen Urathem ausdampfte; aber ohne dieſe Bedingung iſt kein roher Landſtrich nutzbar zu machen. Es war damals noch gar Wenig geſchehn: der Araber zeugt um ſeinen Tribus her nur das Unentbehrlichſte von Gerſte und Mais für ſein Pferd und ſich, und nur die deutſchen Koloniſten handhabten Pflug und Spaten. Von Frankreich aus war faſt nur aus der Ferne der Schacher-Mißbrauch mit dem Boden getrieben worden, der den Beſitzer daheim in Frankreich ſitzen und der heimiſchen Converſation genießen läßt. Die abgetretene Redensart, der Franzos tauge nicht zum Koloniſiren, iſt vollkommen richtig, man erzählt aus Canada her einen Charakterzug franzöſiſcher Koloniſation, der dies Verhältniß ganz erſchöpfend ſchildert: Dreißig Franzoſen hatten einen großen Landſtrich

zur Theilung und zum Anbau vor ſich, wie fangen ſie dies an? Sie bauen ihre Häuſer alle in eine Straße neben einander, und Jeder nimmt ſich einen unabreichbar langen, ſehr ſchmalen Strich Landes zur Kultivirung. So wird vielleicht Keiner die entfernte Partie ſeines Bodens erreichen und pflegen können? Nein; aber ſie können mit Leichtigkeit einander beſuchen, mit einander konverſiren. Die einſame, aus dem Anfänglichen ſtreng entwickelnde Thätigkeit, die germaniſche Thätigkeit iſt dem franzöſiſchen Naturel verſagt. Dies Naturel wird erſt von Werth, wenn die Vorarbeiten einer Kultur überwunden ſind. — Die Regierung hatte dieſen Uebelſtand eingeſehn, und man erwartete damals ein Geſetz, wornach Niemand Land ankaufen dürfe in der Metidſcha, der es nicht anbaun laſſe. Die militairiſche Verwaltung war aber für die Koloniſten noch in allem Detail viel zu vornehm: die Deutſchen in Buffarik erzählten uns trübſelig, daß ihnen der Araber des Nachts das Vieh ſtehle, und der Gouverneur auf die Klage erwidere, er könne nicht jeder Kuh halber einen Krieg anfangen. Er muß aber, wenn das Land ſicher werden ſoll, um jeder Kuh halber zum Kriege bereit ſein, die Kuh iſt hier ein Prinzip wie die Preßfreiheit in Paris. Im Fort bei Blidah ſaß der bekannte Officier Duvivier, der im

unabläſſigen Studium des Landes halber Araber geworden iſt, ein ganz ſeltner Franzoſe. Dieſer behandelt ſolch Thema ganz anders, und vollkommen wirkſam: Haben die Araber Vieh geſtohlen, ſo reklamirt er nicht mit einer Sylbe bei den Tribus, ſondern wartet bis zum nächſten Markttage der Araber. Da nimmt er ihnen doppelt ſo viel Vieh, als ſie geſtohlen, und giebt es ihnen erſt heraus, wenn ſie ſelbſt das geſtohlene unter ſich auftreiben und ausliefern.

Der Ort Buffarik iſt nach einem ſo weitläufigen Plane angelegt, daß die Häuſer und kleinen Straßenanfänge noch außerordentlich weit auseinander liegen, und der Bewohner alſo nächtlichem Diebſtahle beſonders ausgeſetzt iſt. Abſeits liegt das große Lager, welches vom General d'Erlon den Namen Camp d'Erlon führt. Dies Buffarik, die natürliche Hauptſtadt der Metidſcha, kann von großer Wichtigkeit werden, wenn die Regierung auf eine gründliche Sicherſtellung der Metidſcha denkt. Das hat ſie, halben Verhältniſſen thöricht vertrauend, noch in keiner Weiſe gethan. Hätte ſie nur ſtatt aller Schlachten und Scharmützel durch die Armee rings um die Atlasgrenze der Metidſcha einen breiten und tiefen Graben auswerfen laſſen, es hätte dies ordinairſte Hilfsmittel die hoffnungsreiche Ebene ſichrer geſtellt, als alle Kom-

bination, Unterhandlung und Kampagne, die seit zehn Jahren versucht worden ist *). Der Julithron hatte offenbar noch immer nicht Zeit und Interesse gewonnen, irgend einen durchgehenden Plan für Algier aufzunehmen. Ludwig Philipp, täglich zum Kampf für seine bloße Existenz genöthigt, zeigt auch nirgends jenen spekulativen Sinn großer Regenten, der für das zunächst Unberechenbare unternimmt und sorgt. Auch in Frankreich werfen ihm diejenigen selbst kleine Gesichtspunkte vor, Sorge von einem Tage zum andern, welche übrigens sein Regiment wünschenswerth, welche ihn äußerst klug und geschickt finden. So ist die Kolonie fortwährend ein Flickwerk geblieben, man hat die Summe für einen großen, kombinirten Feldzug gescheut, hat solchergestalt die Jahre hindurch für halbe Feldzüge mehr ausgegeben, als der ganze gekostet haben würde, ist natürlich militairisch und dem Feinde gegenüber moralisch zurückgekommen. Denn der Araber wächst, sobald er den Franzosen nicht wachsen sieht. Den Häuptling Abdel Kader hat sich Frankreich selbst geschaffen zum Feindesmittelpunkte, und um Algier

*) So eben, im Juni 1840, da ich die Korrektur dieses in Afrika Aufgezeichneten lese, kommt man auch in Paris auf diese einfachste Maaßregel.

brauchbar zu machen, muß man immer wieder auf den Kriegsplan Clauzel's zurückkommen, den man als zu weit greifend vor mehreren Jahren nicht unterstützte, sondern thörichter Weise mit dem Unterhandlungskriege Bugeauds vertauschte, mit dem Vertrage an der Tafna. Clauzels Plan geht von der Idee aus, daß man die Berge des kleinen Atlas, die natürliche Grenze der Hauptprovinz Algier, beherrschen muß, und daß die Ebene nie sicher werden kann, sobald man nichts als die Ebene selbst beherrscht. Um diese Berge, den steten Hinterhalt des Feindes, wirksam befestigen zu können, muß die dahinter liegende Linie Abdel Kaders, die Grundlinie des Häuptlings, gebrochen werden. Sie zieht sich rechts, westlich hinter den Bergen von Medeah und Milianah über Mascara nach der Provinz Oran bis Tlemcen an die marokkische Grenze hin. Ein großer Feldzug, kombinirt von Oran über Tlemcen nach Mascara, mit einem Zuge von der Ebene aus über Medeah und Milianah nach Mascara, drängte den Häuptling haltlos in die südlicheren Landstriche, gegen die Wüste selbst zurück. Würde er auch nicht vernichtet, so würde er doch zerbrochen, das moralische Waffenübergewicht wäre hergestellt, ein unabsehbarer Gewinn gegen solchen Feind, und die Frage: wie weiter? was soll uns so große, kostspielige Linie?

fände den Umſtänden gemäß eine Löſung. Sie iſt in Voraus ſchwer zu beantworten, aber dies iſt in Voraus unzweifelhaft, daß ohne ſolchen Schlag die Kolonie unmöglich, und nur auf blokirte Hafenplätze beſchränkt iſt. Letzteres wäre nicht viel beſſer, als Algier aufgeben, und dies würde dem Könige der Franzoſen jetzt unfehlbar in Paris die Krone koſten. Des Ruhmes wegen, zehnjährigen Beſitzes wegen, und vorzüglich Englands wegen vergäbe das der Franzoſe nimmermehr. Sich auf Algier ſelbſt zu beſchränken, und Araber Araber ſein zu laſſen, klingt ganz artig. Beſäße man noch die gegenüber liegende Inſel Mahon, die man jetzt pachtet, ſo ſcheint alle militairiſche Forderung befriedigt; der Beſitz von Gibraltar ſelbſt ſcheint aufgewogen, da man den Ein- und Ausgang des Mittelmeeres ebenfalls beherrſchen könne. Und doch iſt dies eine furchtſame, nicht einmal ökonomiſche Krämerpolitik, eine Politik, welche der Nachkommen Ludwigs XIV. völlig unwürdig wäre. Algier, ewig blokkirt von der Landſeite, bliebe eine immerwährende Hungersnoth für Frankreich, jeder Biſſen Brot müßte über's Meer gebracht werden, Alles müßte auswandern oder ſterben, was nicht als Soldat von Frankreich ernährt würde — und dicht an den Thoren läge umſonſt geſegnetes Land, und der moraliſche Stolz Frank-

reichs wäre erniedrigt, die kläglichſte Unmacht eingeſtanden, die ſchönſte Gelegenheit zu Kriegsübung und intereſſanter Ausbreitung wäre aufgegeben, Angeſichts vom ſtolzen Rivalen England aufgegeben. Wie thöricht nach aller Seite! Der Franzos würde dies nicht wollen, auch wenn er jetzt erſt Algier eroberte, und noch durch keinen weiteren Verſuch der Ehre halber getrieben wäre — wie müßte er erröthen neben dem Römer, ſeinem ſonſtigen Vorbilde, der bis an die Wüſte hin durch Kaſtelllinien die wilden Numidier und Mauretanen ſtill und ſtreng beherrſchte, der um des Mittelmeers willen ſeine Exiſtenz an die Eroberung Karthago's geſetzt hatte. Dies Eine iſt unerläßlich geworden: der Algierzipfel bis an den Atlas muß dauerndes Beſitzthum werden, und zu dem Ende muß darüber hinaus der Krieg geführt werden. Ob außer dem ſogenannten Eroberungsrechte ein Recht dazu vorhanden wäre, ob von einem Civiliſationsrechte außerhalb der Städte die Rede ſein könne, da der Beduin jederlei Gemeinſchaft verwirft, großentheils ausgetrieben werden müßte, und alſo keine Civiliſation erhielte, das iſt eine andere Frage. Sie iſt ſo groß wie die Frage um Geſchichtsentwickelung überhaupt, und keineswegs mit einigen Phraſen abſtrakter Humanität erledigt. Die Franzoſen, bis 1840 in unentſchiedener Scheu davor, jetzt die

Scheu aufgebend, mögen ſie verantworten, und es wird ihnen ſchwer werden, ſo lange ſie von keiner eigentlichen Miſſionsidee getrieben ſind und über die Beſitznahme ſtottern und mäkeln. Für uns iſt es vor Allem eine Frage der Politik: wir ſehen den Franzoſen ganz gern ſeine Macht nach Afrika wenden. Die abſtrakte Theilnahme für den rohen Beduin — politiſch unthätige Staaten erletzen ſich gern an einer krankhaften Vorliebe für das Rohe und Ungeſchichtliche, weil dies den unthätigen Sinn mit vagen Möglichkeiten beſchäftigt — mag auf ſich beruhn, oder mag, noch beſſer, jene große Geſchichtsfrage in ſchärfere Diskuſſion bringen, als dies bis jetzt zwiſchen gedankenloſer brutaler Macht und weichlichem Theoretiſiren geſchehen iſt.

Als herbe Kriegsfrage liegt ſie jetzt zu Thaten vor. Als wir in Buffarik waren, lächelte der zuverſichtliche franzöſiſche Officier zu meiner Behauptung, daß ſie über Kurz oder Lang gelöſ't werden müſſe. „Ich gebe Ihnen, prahlte er, zwei Reiter mit als Bedeckung bis Blidah hinüber, und Sie werden mir bei Ihrer Rückkunft einräumen, daß Sie auch dieſer zwei Reiter nicht bedurft hätten; die Pleine iſt unſer, und man beobachtet hier nach dem äußerſten Punkte hin nur ſolche Vorſicht gegen einzelne Beduinen.“ Vier

Wochen ſpäter konnte man dieſe zwei Meilen Wegs nur mit einer zur Schlacht formirten Armee machen, und die geiſtreiche Prophezeihung Abdel Kaders, er werde nächſten Freitag ſein Maulthier hinter dem Thore von Babeloued tränken, und es werde todt niederfallen, will ſagen: er werde keins rückwärts brauchen — ſetzte die Pleine von Koleah bis zur Maiſon carrée, ſetzte Algier ſelbſt in Schrecken. So leichtſinnig war das unmilitairiſche Vertrauen einer militairiſch ſo tapferen Beſatzung, und eines militairiſch ſo erfahrenen Staates wie Frankreich geweſen. Die unbeherrſchten Atlasberge rollten allnächtlich viele tauſend Allahſchreier herab.

Ein gräßliches Mittel iſt nun für den als unvermeidlich anerkannten Feldzug vorgeſchlagen worden: man will mit Feuer und Schwert vorrücken, Heerde und Feld vernichten bis hinter jene Städtelinie, ſo daß ein wüſtes Land ferneres Feſtſetzen derjenigen Araber unmöglich mache, die nicht Freundſchafts-Garantieen gewähren. Vielleicht iſt dies gräßliche Mittel ſparſamer für Menſchenleben als irgend ein anderes civiliſirten Krieges. Einmal das Recht der Eroberung zugegeben, der Eroberung im Intereſſe einer überlegenen Kultur, handelt es ſich am Ende nur um das, was wirkt, und was nicht unmittelbar auf ſummariſche

Vernichtung von Menſchenleben gerichtet iſt. Denn der Araber würde deshalb nicht verhungern, er würde ſich, ein behender, wie das Thier bedürfnißarmer Menſch anderswo unterbringen. Aber der Franzoſe wird dies Mittel nicht anwenden, wenigſtens nicht konſequent anwenden, es widerſtrebt ſeinem Civiliſations-Naturel. Seit ich weiß, daß Wein und Weißbrot jedem Franzoſen tägliches Nahrungsmittel, ſeitdem weiß ich auch, daß er 1813 bei uns ein menſchlicher, ja ſanfter Feind geweſen iſt. Daß er in Feindeslande wenigſtens ſo viel verlangt, als er täglich zu Hauſe hat, iſt doch wahrlich nichts Unbilliges. Eben ſo habe ich ihn in Afrika immer human geſehn gegen den Eingebornen, und habe den gemeinen Soldaten unter ſo ſtrenger Disziplin gefunden, wie ich ſie im Lande des Liberalismus nicht erwartet hatte.

Der Weg ſelbſt von Buffarik nach Blidah iſt viel weniger Straße als von Algier nach Buffarik, ſondern gleicht in ſeinen tiefen Gleiſen den alten Fuhrwegen vor Nagler, auf denen unſre Väter krochen. Die weißen Minarets in der Bergſchlucht kamen nur äußerſt langſam näher, hie und da ein Blockhaus, ſolch ein Kriegstaubenhaus, wenn die Treppe aufgezogen iſt, war Symptom, daß wir noch in franzöſiſchem Afrika. Die Reiter, zwei chasseurs d'Afrique,

also von der besten Kavallerie der Franzosen, welche an die Stelle der rothen Spahi's kommen, blieben eine Viertelstunde hinter uns zurück; ich weiß nicht, ob ihnen das gegen den Staub die bequemste oder die wirksamste Art des Eskortirens schien. Wir hielten unsre Kugelflinten, die Begleiter jeder Landpartie, in Bereitschaft, und horchten nicht ohne Sorge den Schilderungen, welche der Kutscher passend zum Besten gab, Schilderungen beduinischer Angriffe, die er auf dieser Straße erlebt hatte. Er war bei Luxemburg her, und sprach deutsch mit mir, zu meinem Troste versichernd, daß die Angreifer stets nur kleine Haufen, und immer zurückzuschlagen seien mit Feuergewehr. Außerdem erfuhr ich von ihm, daß wir zwar nach Blidah führen, aber nicht nach Blidah hinein dürften. Diese Stadt gehöre noch den Heiden, die Franzosen hätten nur ein Fort über ihr besetzt, und zwei große Lager, eine Viertelstunde seitwärts von Blidah, in einem dieser Lager — camp superieur de Blidah — oder wenigstens im Anbau desselben würden wir schlafen. In der That gewannen wir nur im Vorüberfahren, nachdem wir das Camp inferieur passirt, einen Anblick der Orangegärten, welche Blidah nach der Ebene zu umsäumen. Rechts abbiegend vom Eingange in die heilige Stadt steuerten wir auf den Erdwall des Lagers zu, ge-

langten in deſſen Barakenvorſtadt, und hielten vor einem hölzernen Häuschen, was hier den Gaſthof vorſtellt. Das eigentliche Kriegslager lag hinter einem neuen Erdwalle, der Kanonenſchlünde zeigte, noch tauſend Schritt weiter, und liegt höher als unſer Marketender-Anhang. Um eingelaſſen zu werden, bedarf's eines Erlaubnißſcheins von der Kriegsbehörde in Algier. Wir hatten ihn, der Sergeant begrüßte uns deshalb höflich, nachdem er ihn geleſen, und ließ uns eintreten. Der Arme! War der kommandirende Officier übler Laune, oder mißfielen ihm unſre Phyſiognomieen, kurz, er ließ uns wieder hinaus weiſen und dem Sergeant drei Tage Arreſt ankündigen, weil er uns ohne vorhergehende Meldung eingelaſſen habe. Umſonſt berief ſich dikſer auf die vorgewieſene höhere Erlaubniß — wer iſt Ihre Behörde? hieß es, und da er dieſe übergangen, blieb es beim Urtheilsſpruche, und auch wir blieben exilirt. Da ſah ich am äußerſten Vorpoſten Frankreichs in Afrika, welch ein Zauberwort das Wort „Journal" für den fernſten Franzoſen, ſelbſt für den Militair. Lamonta verſicherte der Mittelsperſon, einem Unterlieutenant, daß er ſich jedenfalls in 14 Tagen das Vergnügen geben werde, dem Herrn Kommandant die Darſtellung ſolcher unfranzöſiſchen Höflichkeit im Courrier francais zuzuſenden. Kaum

war dies hinterbracht, ſo ließ der Kommandant ſagen: er habe ſo eben erſt erfahren, daß eine Dame von unſrer Geſellſchaft ſei, er ſei untröſtlich über ſeine Unhöflichkeit. Kurz, er machte nun ſelbſt den Cicerone, der uns wenige Minuten vorher ſammt unſrer Dame zornig angeblickt und fortgejagt hatte.

Der Erdwall iſt gar gering und die Verſchanzung nur eben hinreichend gegen die hieſigen Völker. Ich habe mit Erſtaunen geſehn, als vier Wochen ſpäter eben hier Schlacht um Schlacht geſchlagen wurde, daß dies mäßige Lager immer ſeine Rolle ſpielte als zweifelloſe Feſtung. Es liegt dicht unter den erſten Atlashängen, rechts hinüberblickend nach den Schluchten, aus welchen die Chiffa tritt und nach jenem Grabhügel der chriſtlichen Königin, links in einer üppigfruchtbaren Vertiefung hinführend zu den Orangegärten und Minarets von Blidah. Dies iſt nur eine Viertelſtunde entfernt, Niemand aber durfte dieſen Zwiſchenraum betreten ohne das Geleit einer militairiſchen Bedeckung. Ein Chaſſeurofficier, der ſich uns mit franzöſiſcher Zuvorkommenheit und geſelliger Kunſt anſchloß, mit jener Formen-Anmuth und Sicherheit, die der Liebenswürdigkeit ſelbſt ſprechend ähnlich ſieht, verſprach uns, anderen Tags mit ſeinen Reitern eine Rekognoscirung zu veranſtalten und uns mitzunehmen,

uns am Berge hinum zur Blidah-Burg Duviviers zu führen, ja in raſchem Trabe durch einen Theil von Blidah ſelbſt. Leider wurde das vereitelt, weil Lamonta zum abgehenden Dampfboote zurück mußte. Er wollte nach Oran, und wir wollten ihn nicht verlaſſen. Was uns aber jetzt Opfer ſchien, ward anderen Tags reichlich belohnt. — Wir genoſſen auf dem Erdwalle den ſchönſten Abend dieſes Landes: die Sonne ging ſeitwärts von den Chiffabergen des Atlas unter und beleuchtete mit den tiefſten Farben, welche ich je geſehn, jenen Grabhügel der Königin, die Ebene, das ferne Koleah. Der höhere Atlas, nur eine Kanonenſchußweite von uns, trat braunblau in rothumſäumte Schatten, Duviviers Fort ſchimmerte aus dem Bergwinkel über Blidah wie ein ſüdliches Ritterſchloß, das höchſte Minaret von Blidah ragte nicht hinauf, und in dieſer todtenſtillen Abendfeier einer fremden Natur zeichneten ſich die franzöſiſchen Schildwachen des Walles ſcharf und maleriſch in die durchſichtige rothe Luft hinein. Als es dunkel ward, ſchmetterte die Trompete, wirbelte die Trommel Europa's das Signal der Nacht, das Signal der doppelt nöthigen Wacht, das Signal europäiſcher Welt am Fuße des Atlas.

— Des anderen Morgens, als wir nach Buffarik zurückfuhren, empfahl uns der erſte Blockhauspoſten

doppelte Vorsicht, das Gesträuch, die Vertiefungen der Ebene seien in der Nacht lebendig geworden, man habe bei grauendem Morgen die gespenstischen weißen Bernus an vielen Orten auftauchen sehn, es seien Hinterhalte — „embuscades“ — vorhanden. Unter gespannter Aufmerksamkeit und Besorgniß fuhren wir durch die thaublitzende Ebene im tiefen Erdgleise dahin, wo es anging beeilte sich der Luxemburger, und mit dieser Jagd bekannt wies er uns einige Male, mit dem Peitschenstiele die weißen Striche, welche durch das Gesträuch hinzogen. Der nächste Posten klärte uns so weit auf, daß dies zahlreiche Erscheinen der Beduinen heute nichts Befremdliches sei, sie zögen zum großen Markte in Buffarik, der heut statt finde, und es seien befreundete Tribus. Freundschaft und Markttag machten aber, setzte er hinzu, gerüstete Vorsicht nicht überflüssig, denn diese Art habe keine Rechtsgrundsätze. — Je näher wir Buffarik kamen, desto näher kamen uns die Reiterzüge, wir erreichten aber ungefährdet den fremdartigen Markttrubel, und mischten uns, die Flinten im Arm, darein, da wir französische Offiziere darin umherwandeln sahen. Dicht vor dem Orte auf freiem Plan sind die dürftigen Verkaufsgegenstände meist auf platter Erde ausgelegt, einige beduinische Zelte sind für den Sheik, für die

Häuptlinge und die Garküchen errichtet, Kameele und Esel lagen umher, und die schwarzbraunen Menschen trieben sich zischend und gurgelnd durcheinander, Schafe schlachtend, berberische Pferde tummelnd oder müßig. Diese Pferde, von arabischem Blute stammend, sind etwas größer als die rein arabische Race, und von weniger schöner, weil abfallender Croupe. Aber sie sind von großer Festigkeit und Dauer, und ertragen gesund die schlechteste Pflege, die ärgste Mißhandlung. Der Beduine hat zum Sporn einen langen eisernen Spieß am Steigbügel, der lange, tiefe Wunden in die Flanken reißt, so daß man selten ein Pferd sieht, was nicht heftig blutete. Zu unsrer Freude führten die Beduinen ihr Kriegsspiel auf, was sie, wahrscheinlich noch von der spanischen Vorzeit her, fantasia nennen. Es sind mir noch einige Worte vorgekommen, die ich schon in Spanien gehört hatte, zum Beispiele das Vorwärts-Wort „arrez", womit auch der spanische Maulthiertreiber sein Thier antreibt. Diese fantasia besteht darin, daß zwei Beduinen im Karrière neben einander hin reiten und im vollen Rossestaufe ihre Karabiner um den Kopf schwingen, anlegen und abschießen. Schössen sie gut oder nur leidlich, so wäre dies allerdings eine bemerkenswerthe Kriegsgeschicklichkeit; aber man kann sich ohne großes

Risiko diesen Schüssen aussetzen, es ist ein Auf- und Niederwanken, ein so unsicheres Abschießen, daß es mir wie ein unnützer, wirkungsloser Lärm erschien, völlig entsprechend dieser hohlen Kriegsweise der Beduinen. Wir empfanden uns durchaus wie mitten unter Wilden, deren Kulturversuche nicht über den Kindesanfang hinaus seien. Der Khaid, welcher mit den Häuptlingen dieser fantasia präsidirte, trug auf dem Kopfe einen ungeschickten Federtopf, der ihm sehr unbequem wackelte und bei jeder Bewegung des Pferdes die Hand zum Halten in Anspruch nahm. Er hatte ein dunkel gebräuntes Negergesicht, und sein Kostum war grell geschmückt wie bei den Wilden. Sein Nachbar dagegen sah im einfachen Burnus viel edler aus, und interessirte mich. Der Markt nämlich war ungewöhnlich bewegt durch die Ankunft eines Häuptlings, der direkt aus der Gefangenschaft Abdel Kaders entwichen sei — dieser Häuptling hieß Ben Zegri, und war ein Nachkomme jener Zegris aus Spanien, von deren Kampfe mit den Abencerragen die spanisch-maurische Romanze singt. Er hielt auf rein arabischem Rosse neben dem Khaid, und sein kleines Antlitz zeichnete sich durch einen feinen Zug von Ueberlegenheit und durch edlere Gesichtsbildung vor den übrigen aus. Die wunderliche Gewohnheit,

ein Auge ſtets zuzudrücken, gab ihm etwas Spöttiſches über den ganzen Troß. Als das Kriegsſpiel zu Ende war, ſtiegen der Khaid, Zegri und andre Häuptlinge ab, und ſetzten ſich unter das offene Zelt auf Kiſſen, man zieht ihnen die rothen Stiefel aus, und giebt ihnen Sandalen; es wurde Hof gehalten: beſonders junge Leute kamen, umarmten den Khaid und die Häuptlinge, und thaten dies unter vielfacher Nüancirung des Ceremoniels. Einem ward die Hand, dem Andern die Schulter, dem Dritten der Turban geküßt, der Eine ward um die Schultern, der Andre nur um den Arm umarmt, oder die Aufwartenden küßten ihre eigene Hand, welche den Vornehmeren berührt hatte, ein gewöhnlicher Gruß in Afrika neben dem gegenſeitigen Kuß auf die Achſel. — Die Civilbehörde, der Kadi mit ſeinen Gehilfen, ſaß in einem zweiten Zelte. Höchſt wunderlich nahm ſich ein franzöſiſcher Officier aus, der ſich in blauem Dolman neben den Khaid und Zegri ſetzte und eine pantomimiſche Unterhaltung anknüpfte. Daneben wurde nach dortiger Schlachtweiſe, die für Menſch und Vieh dieſelbe zu ſein ſcheint, den Schaafen der Kopf abgeſchnitten, und die Haut wurde abgezogen, ehe das Thier ausgeweidet war.

Außer dem des Zegri hab ich unter all der Be-

duinenmaſſe nicht ein Antlitz geſehn, was an den arabiſchen Schnitt erinnert hätte, überall ſtarke afrikaniſche Backenknochen, gedrückte Naſen, dünner Stoppelbart. Von der alten Herrſcherrace ſcheint außer den kriegeriſch verweichlichten Mauren wenig mehr übrig zu ſein. —

Dieſſeits Buffarik, als wir dem bedenklichen Landfrieden jenes Marktes entſchlüpft waren, zogen auf hundert Schritt zwei fremdartige Thiere über den Weg. Sie hatten etwas von großen Ratten, und ſonſt entfernte Aehnlichkeit mit dem Fuchſe, nur waren ſie größer und länger und bei Weitem garſtiger als unſer fein gebildeter Reinecke. Der Luxemburger löſte die Frage: es waren zwei Schakals. Ich ſprang eilig vom Wagen, und ſchlug auf den einen an, der ſtehen blieb, und mich anſah. Die Flinte verſagte, der Schakal ging ab, und umſonſt kroch ich ihm eine Viertelſtunde in dem Beinkleid-gefährlichen Strauchwerke nach. Der Schakal ſucht vorzugsweiſe Aas, und wird von den Koloniſten hier nicht gefürchtet.

Meine Waffe gegen die Beduinen war alſo Illuſion geweſen wie die Sicherheit der Franzoſen — prächtige Ebene, in der Milch und Honig fließen könnte, wie ungern ſchieden wir von Dir, als wir die Höhen von Duera wieder erreicht. Gleich einem breiten Segens-

fluſſe lag ſie hinter uns, das ſchönſte Terrain für einen Park, was ich jemals geſehn, von Oleander bedeckt, im Frühlinge ein Blumenbeet von einem Ende bis zum andern. Im Kaffeehauſe Duera's fand ich einen deutſchen Flüchtling, den die Burſchenſchaft nach Buffarik geführt und zum Koloniſten gemacht hatte. Wie ſchön er es fand, doch rief er wehmüthig: o niederſchleſiſche Lauſitz, mein Vaterland!

Iſt Einem ſchon in Paris das Verbrechen deutſcher Burſchenſchaft unverſtändlich, wie räthſelhaft erſcheint es neben einer Beduinenſchaft, wo ohne Ideenkram ohne Weiteres Köpfe abgeſchnitten werden!

Bei der Kaſchba ankommend fuhren wir diesmal links hinunter nach der Porte Babeloued zu, den Gärten des Deys, der alten Römerſtraße vorüber. Wo ſähe Rom mächtiger aus, als wo man unter heißer Sonne in fremdem Welttheile ſeiner feſten, ruhigen Beſitzesſpur begegnet! Tief hinein gegen den großen Atlas, gegen die Wüſte hin begegnen die römiſchen Steine, die langſam und ſchwer aufgerichteten Zeugniſſe ſichrer Herrſchaft. Daneben iſt freilich das moderne Römerthum, die Franzoſenwelt eine oberflächliche, in ſich ſelbſt erſchöpfte Bewegung; jener

Aplomb von Objektivität wird vermißt, womit der Römer ohne sentimentalen Heimathswunsch die wildfremde Bedingung sich aneignete. Wird Afrika nur in hundertmal kleinerem Umfange das blühende Reich werden, was mit einigen Inseln dem Triumvir Lepidus als dritter Theil der Weltherrschaft zugeschätzt werden konnte? Es ist im französischen Soldaten etwas von jener römischen Objektivität des Thuns und Leidens, ich habe das Militair in diesem Punkte freier und unabhängiger von allem Heimweh gefunden, als den französischen Bürger, aber es ist nur ein Etwas, und es wird gehemmt vom Departementsgeiste der Deputirten, welche in diesem Punkte dem englischen Hause der Gemeinen nachstehn. Es ist dieser römische Weltsinn unter Frankreich und England mit Bevorzugung Englands vertheilt, und wird in seinem antiken Schritte schwerlich wiederkehren. Auch der Sinn wiederholt sich nicht einförmig in der Geschichte, was in diesem Falle besonders unsrer deutschen Gemeinschaft zu Statten kommt. Besäßen wir wenigstens die Niederlande, so hätte unsre Philosophie nicht die große Noth, dem politisch beengten Reiche die gefesselte Wissens-That als absonderliche Bestimmung zu konstruiren. —

Am Morgen nach unsrer Rückkehr — Algier war

ſchon Heimath neben der Beduinenfremde — weckte uns Kanonendonner vom Hafen herauf und wir ſahen alle Schiffe mit Flaggen bedeckt von unten bis oben. Das Dampfboot, was den Herzog von Orleans trug, war im Geſichtskreiſe der Bai erſchienen, Soldatenreihen ſtellten ſich auf vom Hafen zum Regentſchaftsplatze, Marſchall Valée, ein ſtockernſthaft ausſehender, ergrauter Krieger, ritt hinab, um den wahrſcheinlichen Thronerben zu begrüßen. Es dauerte lange, ehe er mit ihm herauf geritten kam; aber die Neugier der Koloniestadt war gering. Wandelte doch ein franzöſiſcher Algierer, wahrſcheinlich in Geſchäftsgedanken, ſo rückſichtslos in der leeren Soldatengaſſe vor dem Roſſe des Prinzen einher, daß dieſer unter unſerm Balkone zu ihm ſagen mußte: **Mais restez donc, Monsieur!** Da nun auch Valée völlig ſchweigſam neben dem Prinzen einherritt, und die Einwohnerſchaft ſich gar nicht äußerte, ſo hatte dieſer Einzug etwas befremdlich Todtes, um ſo befremdlicher, da man nicht leicht einen ſchöneren und dadurch zur Begrüßung mahnenderen Prinzen ſehen kann.

Aber auf dem Regentſchaftsplatze war in kleinem Maßſtabe für nationale Freudenbezeigung geſorgt. Erſt ſahen wir ein Paar Beduinen, die zu einer Bockspfeifen-Muſik einen mimiſchen Tanz traurig-

ſehnſüchtig, einen erſterbenden Fandango aufführten. Dann mehrere Neger, die ſich nach einer Kindertrommel wie toll geberdeten: ſie hoben aus wie zu einer Cachucha und drehten ſich wirbelnd, unaufhaltſam. Man wurde eher des Zuſehns müde, als ſie des Drehens müde wurden. Das Dritte war ein Schnupftuchtanz, der uns unverſtändlich blieb, und alle dieſe Aeußerungen waren im Ganzen eben ſo garſtig wie all Menſch und Thier dieſes Landes, was auf den Straßen umherläuft, garſtig iſt, mit Ausnahme des rein mauriſchen Blutes und des Pferdes.

Meine Begleiterin fand an dieſem Tage noch Gelegenheit, in ein mauriſches Familienleben eingeführt zu werden, was für jeden Mann verſchloſſen iſt. Sie erzählte mir, was ſie geſehn, folgendermaaßen:

„Die Dame, welche mir die Gelegenheit verſchaffen wollte, erwartete mich mit einem ſchönen Juden, der als moderner Maure gekleidet war. Das heißt er trug den rothen tuneſiſchen Fez auf dem Kopfe, den eng anliegenden Bruſtlatz, die weiten, kurzen Hoſen, weiße Strümpfe und Schuhe. Er führte uns zuerſt durch das gewöhnliche Labyrinth von Gäßchen und Durchgängen in ſein eignes ſchönes Maurenhaus, was er wahrſcheinlich der Emancipation durch Frankreich verdankte. Es war prachtvoll-überladen einge-

richtet, vor allem das Prachtzimmer, in welchem das reiche Ehebett ſteht, und außer einem Divan und einer Kommode nur das Ehebett. Die Wände waren mit Stickereien in Gold und Seide behangen, auf dem Divan lagen Goldkiſſen, eine goldbrochirte Gardine fiel vor den karmoiſinſeidnen Kiſſen des Bettes herab. Hier allein hab ich die orientaliſche Ueberfüllung unſrer Romane geſehn. Die ſchöne Frau des ſchönen Juden hatte ihre Augenbrauen und die inneren Augenwinkel fein ſchwarz gemalt. Ihre Tracht war kleidſam, ja ebenfalls ſchön, ein Mittelding zwiſchen griechiſchem und — ja ich weiß es nicht anders zu nennen! altdeutſchem Geſchmack. Ein enges ſeidnes Gewand liegt ohne Gürtel ſtraff an den Formen; ein goldgeſticktes Mieder mit ſchmalen Achſelbändern faßt in kurzer Taille die Bruſt, weite, weiße, griechiſch gefaßte Aermel laſſen den ganzen Arm bloß, eine Art Spitzenhemdchen macht halbhoch den Kleidausſchnitt. Von hinten vor um die Hüfte war ein ſeidnes Tuch gebunden, was gar nicht unſchön ausſieht. Ueber dies Alles fällt nun an Feſt- und Putztagen ein buntſeidner Zeugſtreif in Gold und Perlen geſtickt, in der Weiſe, wie der katholiſche Prieſter zur Meſſe überhängt. Die Mädchen tragen geſchlungene ſeidne Tücher auf dem Kopfe, die Frauen eine lange, ſchwere

Drahthaube, an welcher ein weißer oder ſchwarzer Schleier fliegt, ſo daß Geſicht, Arm und Hals offen bleiben, auch auf der Straße.

Wir gingen zur Porte Babazoun, nahmen einen der dort ſtehenden franzöſiſchen Miethwagen, und fuhren unten parallel mit dem Strande auf die Maiſon carrée zu nach einem mauriſchen Landhauſe. Dies lag rechts an der Höhe, und hatte den wundervollen Blick auf Meer und Algier. Es war verſchloſſen. Auf unſer Pochen öffneten ſcheu einige Negerſklavinnen, und fuhren vor dem uns führenden Juden als einem Mannsbilde erſchreckt zurück. Dieſer machte ihnen arabiſch unſre Bitte verſtändlich, und ging dann ſeitwärts in einen Gartenpavillon, wo Männer waren. Uns aber öffnete ſich der Harem dieſes Landhauſes. Zu einem Feſte waren an die ſechzehn mauriſche Frauen verſammelt. Ihre Maulthiere mit feuerſchlotartigen Schirmen, worin vornehme Maurinnen die Straße beſuchen, ſtanden in der Nähe. Das Haus gehörte der Frau des letzten Schatzmeiſters, und ſie bewohnte es mit drei verheuratheten Töchtern.

Bei unſerm Eintritte flohen die Weiber hinweg wie geſcheuchte Kinder, nur die alte Wirthin, eine koloſſale, dicke Matrone blieb, reichte uns die Hand und küßte ſie ſich alsdann. Wir traten aus dem Qua-

drathofe, der von Weinlaub und Orangezweigen beſchattet war, in ein rings mit Kiſſen belegtes Zimmer, was ſehr einfach aber mit einem prächtigen Teppich belegt war. Im Nebenzimmer ſtand ein großes bronzebuntes Himmelbett mit rothſeidnen, goldbefranzten Gardinen, darin lagen vier muntre Jungen, die Veranlaſſung des Feſtes. Sie waren in der Moſchee beſchnitten worden, und verlaſſen nach ihrer Heilung die Frauengemächer, bis ſie heurathen.

Die andern Frauen fanden ſich allmählig wieder ein, ſahen uns an, flüſterten mit einander und lachten. Beſonders unſer europäiſches Sitzen erregte ihre Luſtigkeit. Unter den jüngeren waren einige hübſche. Ihre Tracht, obwohl hübſch, hängt zu ſehr an ihnen herum; auch macht ſie der Mangel an Bewegung ſchwerfällig und ungeſchickt. Sie haben ein durchſichtig Tüllhemd im Schnitt unſrer Männerhemden, was ſie bis an die Hüfte bedeckt oder vielmehr zeigt. Auf der Bruſt liegen einzelne Goldſtücke wie feſtgeklebt; an den Hüften hängen bis auf die Kniee ganz weite türkiſche Hoſen, das von hinten nach vorn gebundene Hüftentuch fehlt nicht. Ein reich geſtickter Gürtel faßt das Hemd unter der Bruſt, und hebt den Buſen; die nackten Füße ſtecken in kleinen, koſtbaren Pantoffeln; um den Kopf iſt recht graziös ein ſeidnes

Tuch geſchlungen; Perlen, Halsbänder, Fuß-, Armreifen und Ringe zeigen den Geſchmack roher Bildung an ſchimmernder Zier.

Nachdem wir einige Zeit unbequem genug auf den niedrigen Polſtern geſeſſen, kamen zwei Negerinnen, knieten auf den Boden inmitten des Gemachs und ſchenkten Kaffee ein in chineſiſche Taſſen ohne Henkel mit ſilbernem Unterſatz. Knieend reichten ſie uns denſelben, es war Ambrakaffee, der wie gewürzter warmer Crème ſchmeckte.

Nachdem man uns im Hauſe umhergeführt, wo nichts Beſonderes zu ſehen war, ſchieden wir mit dem Eindrucke, den fremdartige Kinder fremder Sitte und Zunge hinterlaſſen. Einen Augenblick traten wir in den Pavillon der Männer, und fanden unter ihnen viel ſchöne Köpfe. Sie ſpielten mit uns unbekannten, wahrſcheinlich ſpaniſchen Karten, ihre Thür war wie hier überall mit den ausgezogenen Schuhen bepflanzt.

Die Gärten um das Landhaus waren holländiſch, kleine Fließchen faßten die abgezirkelten Beete, lüderlich üppig wucherte Pflanze und Blume darauf, ein armſeliger Anblick gegen das mächtige Panorama zu Füßen und zur Seite."

Iſt es vielleicht eine Gewähr für Exiſtenz in andern Welten dieſe unſere Fähigkeit, wildfremder Art und Sitte nach wenig Tagen unbefremdet zuzuſehn? Ja, wie ſchnell treten wir ſelbſt hinein in einen fremden Kreis, bewegen uns, handeln in fremdem Stile, wir Deutſche beſonders, deren Lebensformen ſo viel weniger feſt und gleichmäßig ausgebildet ſind als die der Franzoſen. Was daheim durch mangelnde Form Bequemlichkeit und Anmuth unſers Lebens ſo weit zurückbleiben läßt hinter dem Leben Frankreichs, das erleichtert uns allerdings wie eine Unbefangenheit den Eintritt in eine wildfremde Weiſe, erleichtert die Aufnahme, ja die Aneignung einer wildfremden Welt. In Afrika iſt mir dieſe Fähigkeit an mir ſelbſt ſchauerlich, grauenhaft erſchienen. Dieſe Fähigkeit reicht ja eben ſo leicht nach unten wie nach oben: in unſrer Freiheit von Form ſind wir dem Unwürdigen eben ſo offen wie dem Würdigen, dem Adel wie der Rohheit. Daher der Eindruck, welchen wir Jahrhunderte lang und noch heute dem Franzoſen machen, der Eindruck von Barbarei. Der kühne Weg germaniſchen Genies zum Großen und Gewaltigen erſchreckt ihn faſt ebenſo, wie die germaniſche Ausſchweifung im Gemeinen: im Franzöſiſchen braucht man wenig oder gar nicht den Ausdruck „genial“ nach der Bedeutung, welche ihm

bei uns innewohnt. Sinn und Form der ganzen franzöſiſchen Welt umſchließt ihnen ſolchen Begriff des Genies, und dem Einzelnen kommt nur Beſcheideneres zu. In ſolcher Folge liegt für den Franzoſen die Schwierigkeit, fremder Art zu verfallen und fremder Art ſich zu bemächtigen, er ſinkt ſchwerer und ſeltner in's Formloſe, in's Rohe, er gewinnt ſchwerer und ſeltner das Koloniſiren. Den Blick auf's Ganze gerichtet beklagt man ihn darüber in Afrika, den Blick auf's Detail richtend preiſt man ihn glücklich. Hat Euch die höhere Welt dieſer zerklüfteten Völkerſchaften, ſo weit man einer höheren Welt an ihnen inne werden kann, einen unerquicklichen Eindruck gemacht, den Eindruck verſumpfter Gewäſſer, die niedere Welt Afrikas wirkt über die Maaßen peinigend, und erweckt dann ein förmliches Grauen, wenn man ſeine vaterländiſche Welt nicht durch Formen feſt geſchützt hinter ſich weiß, geſchützt vor der Möglichkeit des Verfalls in ſo bodenloſe, thieriſche Unform. Der deutſche Trunk, dies Hintaumeln an die Pforte der Nichtigkeit, iſt ſchon mitten unter uns eine traurige Mahnung, aber bevor er zum Aeußerſten kommt, zeigt er doch in ſeiner Umarmung des Thiers immer noch deutliche Spuren einer Gedanken- und Formenwelt, deren Hintergrund eine Geiſteswelt nationaler Gemein-

ſchaft. In Algier dagegen trifft man nächtlings in Kellern und Spelunken, wo der gemeine Afrikaner ſich ergötzt, eine lallende, bodenloſe Weiſe, die man am Liebſten nicht mehr Menſchenweiſe nennen möchte. Wenn dieſe gedankenloſen Islamiten erſt, deren einziger Bildungshalt das religioſe Dogma, dieſem Halt ſich entſchleichen, und aus der Paſſivität zur Weinflaſche herbeikriechen, zum ordinair europäiſchen Verſuche der Luſt und Geſelligkeit, dann gemahnen ſie den Zuſchauer abſolut wie Thiere, obenein wie matte Thiere, und in dieſen Kellern Algiers verliert man allen Glauben, daß in dieſer verdumpften Race irgend eine Widerſtands-Fähigkeit exiſtire.

Man nennt dieſe Keller mauriſche Cafés. Ein Paar Mauren, ſtier, ſtumpf-ernſthaft ſpielen auf einer Bank kauernd die Geige, das heißt, ſie ſtreichen auf dem Inſtrumente, was ſie zwiſchen den Knieen halten, eine rohe Melodie, die *eine* Wendung in ſich hat, und die ſtundenlang ununterbrochen kreiſchen muß. Ruckweiſe ſchreien ſie dazu einen unartikulirten Geſang, und ein Freudenmädchen ſchlägt den Takt auf einer kleinen Trommel, ein mörderlicher Muſik-Verſuch. Eingeborne ſaßen umher, ſtierten auf den Rothwein, welcher vor ihnen ſtand, oder mit gläſer-

nem, lebloſem Auge auf uns, ſelten ermuthigte ſich einer zu mattem, unartikulirtem Ausrufe.

In einem mauriſchen Bade hab' ich eine beſſere Probe von ihrer Muſikfähigkeit gehört: Ibrahim, der Bademeiſter, ſang mit ſeinen Gehilfen arabiſche Verſe, während er mir mit flacher Hand die Glieder knetete. In dem ſteinernen Dampfgewölbe klang dies eintönige Geſchrei lebhaft wieder, hatte aber nur die menſchliche Stimme vor jener verſtimmten Fiedel voraus.

Das abendliche Umherſtreifen in Algier hat mir mehr als ſonſt etwas den Gedanken ernährt, es ſei dieſe matte Welt haltlos vor europäiſchem Leben, und immer wieder, wenn ich im ſchönen Mondſchein vor dem erleuchteten Börſenkafé ankam, wenn ich mich wieder umringt ſah vom Detail europäiſcher Welt, erſchien mir der hinten weiß aufſteigende Algierberg wie ein großes Grab des Orients, immer wieder flog mir der Blick hinüber über das ſchimmernde Meer gen Europa, als wo wirkliches Leben ſei gegenüber dieſem mumienhaften. Ich weiß, wie wenig ein kurzer Aufenthalt unter Islamiten, deren eigenſtes Leben am Undeutlichſten auf der Straße zu finden iſt, ich weiß, wie unzureichend er aufklären mag. Aber was wäre alle mediziniſche Kunſt, was wäre feinere Wiſſenſchaft, was wäre poetiſche Intuition, wenn die Fol-

gerung aus Symptomen nichts mehr zu bedeuten hätte?

Den Geist des Orientes mit dem unsrigen vergleichend, sind wir vielleicht ebenso allzu human, wie die Franzosen es bis jetzt in der Behandlung waren, allzu rücksichtsvoll, allzu bedenklich, allzu hineindenkend. Noch hat keine Beobachtung dem Satze widersprochen, der Orient sei jetzt von allem schöpferischen Leben verlassen, ja selbst die dem Orient günstige Beobachtung lehrt, daß alles versuchte Schöpfungsleben ein dem europäischen nachgeahmtes sei. Uebertreiben wir also nicht in Schwäche der Ueberbildung die Rücksicht und die Schonung. Was sich geschichtlich weiß und fühlt, das ist auf Ausbreitung angewiesen, was zu wachsen Macht hat, dem gehört auch wie dem starken Baume der Platz, den es vollwachsen kann. Darin nur sollen wir der gedankenlosen Natur voraus sein, daß wir dem Wachsthume nicht blind nachgehn — sicherlich ist in den Urländern der Geschichte noch tausenderlei Marke, Witz, Wendung und Handgriff übrig, auf welche der anders gestellte Occident, die jüngere Welt, noch nicht gerathen ist. Aber erfahren wir davon in unserm jetzigen Verhältnisse zum Oriente, in einem jeweiligen Besuchsverhältnisse? Ist also einmal wie in der Türkei, in Aegyp-

ten, in Algier eine intimere Berührung geboten, so ergreifen wir sie doch auch mit gründlicher Entschlossenheit, verzögern wir nicht die Gunst des Momentes dadurch, daß wir allüberall, auch dem Ungemessenen gegenüber, das Maaß der Konvenienz allein suchen! Geboren wird das Kind, ohne daß bis zum ersten Schrei desselben von unserm System der Bildung ein Atem hinzukommen kann, geboren muß es sein, dasein muß es, ehe es in unsere Konvenienz gebracht werden kann. Ebenso muß ein europäischer Orient, wenn er einmal möglich, erst erbrochen, zur Welt gebracht werden, ehe unsere Kulturbedingung darüber reden mag. Können wir ihn erbrechen und zur Welt bringen, so haben wir auch damit das Recht der Ueberlegenheit dargethan, ein Recht, was ewig, was der Gott alles Geschehens ist. Das Recht des Stärkeren heißt nur bei Anfängen das Recht der Faust, und schließt die Ohnmacht der Ordnung und der Kultur in sich. Das Faustrecht ist nicht durch Konzessionen verschwunden, sondern die Konzessionen sind entstanden, weil die Faust nicht mehr das Stärkste war. Die Eroberung wird nur verhütet, das Recht der Eroberung wird nur verhütet dadurch, daß man sich stark, der Selbstständigkeit würdig, dadurch, daß man sich im steten Fortschritte mächtig erhält.

Wozu also, wenn man nicht von englischer Politik getrieben wird, das principienhafte Bemäkeln französischer Eroberung in Africa? Wünschen wir ihr vielmehr ein Gedeihn! Frankreich wird bei solcher Aufgabe am Ersten genöthigt, letzten Gründen der Kenntniß nachzugehn, etwas, was wir so gern und so stolz an ihm vermissen, und was Frankreich in Rücksicht auf unsere Unförmlichkeit und Unmacht uns noch immer nicht beneiden will. Frankreich wird ferner selbst durch die ausgehöhlten, machtlosen Stämme Afrika's in seiner Eroberungs-Frivolität stutzig gemacht: selbst diese ausgehöhlten, von eig'nem Kulturbewußtsein verlassenen Stämme machen der Eroberung jeden Fuß breit Landes streitig. So wird französischer Kraftaufwand immerwährend in Anspruch genommen, und das Phantom der Rheingrenze wird doch hoffentlich in etwas erschüttert. Dies Phantom steht bis jetzt unverrückt, der Franzose jeder Partei läßt sich dadurch locken und mahnen, dagegen ist all unsre Aufmerksamkeit, all unsre Energie nöthig. Wie sollte der Franzos nicht darauf rechnen? War der Suntgau, Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht eben auch durch all die vage Phrase von Nationalbedeutung und Nationalkraft, von deutscher Innerlichkeit und von deutschem Tiefblick in die Geheimnisse der

Schöpfung geſchützt? Galten nicht dieſe Länder für urdeutſch und unveränderlich und unveräußerlich? Dieſe Zeugniſſe ſind heut noch alle da, und doch ſind die Länder franzöſiſch geworden. Sie haben nicht einmal franzöſiſch reden gelernt, ſie baun ihre Häuſer, ſie pflügen ihr Feld noch wie ſie unter der deutſchen Reichsherrſchaft gethan, von Baſel nach Paris reiſend hab ich viele Stunden lang geglaubt, noch in Deutſchland zu ſein, aber das wirklich politiſche Moment iſt eben noch etwas ganz Anderes als das, was unſre formloſe Theorie dafür ausgiebt: Das Herz hat es mir zuſammengeſchnürt, immer hören zu müſſen, daß ſie ſich keineswegs nach politiſcher Gemeinſchaft mit uns zurückſehnen! Soll das den Franzoſen nicht verführen oder beſtärken? Soll ihm ſämmtliches linke Rheinufer nicht ſichre Beute der nächſten Gelegenheit ſcheinen? Nicht ein Dorf ſoll er haben! Das Vogeſengebirg iſt die ſogenannte natürliche Grenze, dahin ſoll er zurück! Aber Dergleichen gelingt nur, wenn wir ihm an formeller Kraft, an politiſcher Waffe gewachſen ſind. Kann er unſre Gedanken nicht brauchen, ſchlimm genug für ihn, denn er hat keinen Ueberfluß daran, wir können Form von ihm brauchen, und nicht bloß Form für Kleider und Meubles Frankreichs Geſchichte ſei auch für uns da geweſen

mit jenem Drange nach Einheit, wie Manches er niedertrete, mit dem Drange, ſich zu bethätigen, der uns ſo langſam kommt. Der bloße Drang, ſich zu denken, der uns ſo viel ſchöne Provinzen und die erſten politiſchen Anſprüche Europas koſtet, die Anſprüche des occidentaliſchen Kaiſerthums, er wird uns nicht verloren gehn, wenn wir ihm auch nicht mehr einſeitig nachhängen, wenn wir — in moderner Nationalitätsaufgabe — uns zu ergänzen, und darin zu üben trachten, worin uns die Fertigkeit gebricht. Womit fangen wir an? Mit uns ſelbſt. Denn unſere Provence und unſere Guienne ſind noch nicht für große Abſicht einig, und wir ſind noch nicht angethan zu Experimenten auf fremder Erde. Wir ſollen auch nicht und werden auch nicht in gleichem Gange die Geſchichte eines andern Landes wiederholen, aber der verſchiedenſte Gang hat Analogieen, hat ähnliche Geſetze und Folgen.

Tag um Tag werden wir uns noch überheben, daß Frankreich nicht koloniſiren könne, und während all unſrer Ueberhebung wird Frankreich thun und handeln, und wird ſtärker und ſtärker werden durch fortwährende Uebung im Thun und Handeln, und der Himmel mag es wiſſen, ob wir bei alle dem einſehn, daß eben Thun und Handeln uns gebreche, und

die uns nöthige Ergänzung ſei, daß es eben unſer Nachtheil ſei, alle Gegenſätze zu umgehn, ſtatt ſie zu beſiegen, daß die Einheit deutſcher Zunge nicht viel ſagen wolle, wenn die politiſche Einheit deutſchen Geiſtes und Armes zurückbleibe, im Theorem, in der eingebildeten Größe verharre.

Unſere Vorzüge ſtehn uns im Wege, unſere ſublimen Fähigkeiten der Theorie, die unſchätzbar ſind im Gefolge politiſcher Macht, weil ſie ihr den menſchenmöglichen Stempel des Ewigen verleihn, die aber abſtrakt, lyriſch, unlebendig verbleiben, vielleicht gar hinderlich, wo ihnen das irdiſch-politiſche Fleiſch und Blut abgeht. Womit begann Englands Größe? Mit der Wolle, mit einfacher Züchtung von Wolle. Dies trieb zu Konſequenzen, zu Prinzipien ſelbſt. Mit dem Intereſſe beginnt ſolcher Weg, und kommt vom Gutes wollenden Menſchen geleitet zum Prinzip. Irdiſcher Stoff ſind wir zunächſt, vom irdiſchen Anhalte ausgehend gelangen wir am Sicherſten zum geſunden Geiſtigen. Die Politik iſt Kunſt der Geſellſchaft, die Geſellſchaft iſt vervielfältigte Familie, die Familie ſucht zuerſt irdiſche Exiſtenz, und erſt wenn dieſe begründet iſt trachtet ſie nach höherer Entfaltung. Deshalb war der deutſche Zollverein ein ſo großer politiſcher Schritt,

deshalb ſind in Deutſchland alle abſtrakt begonnenen Abſichten in Politik von jeher geſcheitert, deshalb iſt unſere politiſch vereinigte Größe, das Kaiſerthum, zu Grunde gegangen. Es erreichte nicht die praktiſche Um- und Weiterbildung, welche der Wechſel alles Irdiſchen für alles irdiſche Inſtitut nöthig macht, es verhielt ſich in ſeiner abſtrakten Beſchaffenheit und verſchwand deshalb am Ende wie ein Hauch. — Wodurch iſt Frankreich groß geworden? Durch ſein ununterbrochenes Trachten nach Form. Der Gedanke war oft nicht reif, den es realiſirte, aber die raſch gewonnene Realität förderte dennoch, wenn auch nicht zu der abſtrakten Höhe, welche wir bei aller politiſchen Gelegenheit allein, leider allein vor Augen haben. Der Franzos übte ſich fortwährend im Handeln, ſo kam er bald zu der aller Politik nothwendigſten Frage, zu der Frage: was iſt mächtig? ſtatt daß wir an der bloß liebenswürdigen Frage: was iſt gut? erkrankt ſind. So kam er zu dieſer geſammelt einherſchreitenden Geſchichte, während unſere Geſchichte von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr auseinander ſchritt. Die deutſche Geſchichte, ein verfehlter Föderalismus, wird darum nicht bloß langweilig, ſondern peinigend, denn ſie zeigt, daß wir, die einſt mächtigere Hälfte von Karl's des Großen Reich, jenem Frankreich an tieferen

Kräften weit überlegen, und nur durch den Mangel politiſcher Handhabung nachgeblieben ſind an Macht.

Haben wir denn, die wir die fleißigſten Exegeten Europa's, Macchiavel noch nicht verſtanden? Er lehrt Despotismus, um Macht zu lehren, um Italien in eine geſammelte Macht zu vereinigen. Die Beſchränktheit fragt immer nach der Geſinnung und nur nach der Geſinnung, als ob irgend eine ſtarke Politik ohne Geſinnungsgrund möglich ſei. Geſinnung iſt wie Grund und Boden des Landes: iſt dieſer unfruchtbare Wüſte, ſo iſt aller Anbau, aller Staat unmöglich, ebenſo iſt in der geiſtigen Staatswelt gar keine Wirkung möglich, wenn kein moraliſcher Boden vorhanden. Der eigentliche Anbau, die Politik, beginnt erſt nach dieſer Vorausſetzung, erſt bei der Frage: *wie* ſoll angebaut und gehandelt werden? Dies iſt unſre Schwäche neben dem Franzoſen und Engländer: der geſinnungsvollſte Franzoſe und Engländer beruhigt ſich nicht bei dieſer Vorausſetzung, und kultivirt daneben fortwährend die Kunſt des Lebens und Handelns, die politiſche Kunſt. Macchiavel desgleichen in hohem Grade. Er war italieniſcher Patriot, und patriotiſcher als irgend einer, der ſalbungsvoll italieniſche Geſinnung predigt, patriotiſcher, denn er ſpekulirte, er handelte geiſtig dafür, er bebaute wirklich den Boden. Dies iſt wirk-

liche That, darum lebt er heute noch, während alle neben ihm verſchwunden ſind, die nur das Bekannte predigten.

Solche Entwickelung in wirklich politiſcher That ſteht uns bevor, und welche Zukunft wartet unſer, die wir in aller Vorarbeit ſo Gründliches und Mannigfaltiges geleiſtet, die wir ohne Politik durch eine Fülle großer Vorzüge uns immer noch als würdige Staatenexiſtenz erhalten haben! Die Aufmerkſamkeit, welche die „europäiſche Pentarchie" erweckt hat, zeugt dafür, daß uns intime Politik zu reizen beginnt. Dies Buch driſcht in ſeiner erſten Hälfte, in ſeinem ſpekulativen Theile unmöglichen Samen, nicht Stroh, nicht Garben, nicht einmal möglichen Samen, nein, es breitet ſich über Stoffe und Verhältniſſe, deren ſelbſt einſtige Entſtehung durchaus unwahrſcheinlich, und dennoch hat es lebhaften Antheil gefunden, weil es alle Kennzeichen unterrichteter Politik trägt. Dieſer Antheil iſt ein Zeichen, welcher Thätigkeit wir mehr und mehr bedürftig ſind.

Frankreichs Geſchichte kann uns ein Spiegel politiſchen Geſchickes ſein — werfen wir die Phraſen hinter uns, Frankreich reibe ſich auf, ruinire ſich, ſie erwachſen aus unſrer Scheu vor Politik, ſie ſind thöricht. Vergleicht das heutige Frankreich in ſeiner Macht mit dem Frankreich, was Franz der Erſte fand! Jetzt

iſt dies politiſche Land ſeit zehn Jahren mit ſeinem natürlichen Feinde, mit England alliirt: weiß Frankreich etwa nicht, daß dies nur eine Uebergangsallianz? Weiß dies Thiers nicht? Das Reich Karls des Großen war und iſt die größte europäiſche Idee, und Frankreich weiß es, daß Deutſchland ſein natürlicher Bundesgenoſſe, daß Frankreich und Deutſchland die Beherrſcher des Kontinents ſein müſſen, als Träger der uneigennützigen Civiliſationsideen. Es fehlt nur, daß auch wir es wiſſen, und uns mit der bloßen Wiſſenſchaft davon nicht begnügen. Gott erhalte uns ein ſtarkes Frankreich, bis wir ein ſtarkes Deutſchland ſind!

Ende des letzten Bandes.

Beiliegend drei Anſichten und zwei Karten, worüber auf den folgenden Seiten Erläuterungen und Bemerkungen nachzuleſen ſind.

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

Erklärungen zur Karte von Frankreich vor 1789.

Tafel der 32 Gouvernements von Frankreich und der Provinzen, die ſie enthalten.

Das Königreich Frankreich wird in 32 Gouvernements eingetheilt.

Acht im Norden:

1. **Flandern,** darunter „Franzöſiſch Flandern", Hptſt. Lille — „das Hainault", Hptſt. Valenciennes — „le Cambresis", Hptſt. Cambrai.
2. **Artois,** Hptſt. Arras.
3. **Die Pikardie.** Obre u. niedre Pikardie, Hptſt. Amiens. In der obern: l'Amienois mit Amiens — „le Santerre", Hptſt. Peronne — „le Vermandois", Hptſt. St. Quentin — „la Thierache", Hptſt. Guise.

   In der niederen: „das wiedereroberte Land, le pays réconquis," Hptſt. Calais — „le Boulonois," Hptſt. Boulogne — „le Ponthieu" Hptſt. Abbeville — „le Vimieux" Hptſt. St. Valery.
4. **Die Normandie.** Obre u. niedre, Hptſt. Rouen. In der obern: „le Vexin Normand," Hptſt. Rouen — „le Roumois," Hptſt. Quilleboeuf — „le pays de Caux," Hptſt. Dieppe — „le Bray," Hptſt. Gournai — „le pays d'Ange," Hptſt. Lisieux — „le Lieuvin," Hptſt. Lieuray — le pays d'Ouche," Hptſt. Bernai.

   In der niedern: „la campagne de Caen," Hptſt. Caen — „le Bessin," Hptſt. Bayeux — „le Bocage," Hptſt. Condé — „le Cotentin." Hptſt. Coutances — „l'Avranchin," Hptſt. Avranches — „le pays d'Houlme," Hptſt. Domfront — „les Marches," Hptſt. Alençon.

5. **L'Isle de France,** Hptſt. Paris — „la Brie française," Hptſt. Lagny — „le Gatinois français," Hptſt. Fontainebleau — „le Hurepoix," Hptſt. Dourdan — „le Mantois," Hptſt. Mantes — „le Vexin français," Hptſt. Pontoise — „le Beauvoisis," Hptſt. Beauvais — „le Valois," Hptſt. Senlis — „le Soissonnois," Hptſt. Soissons — „le Laonois," Hptſt. Laon.
6. **Die Champagne,** Obre u. niedre, Hptſt. Troyes. In der obern: „le Rhemois," Hptſt. Rheims — „le Pertois," Hptſt. Vitry le français — „le Rhételois," Hptſt. Rhétel.

   In der niedern: „la Champagne propre," Hptſt. Troyes — „le Vallage," Hptſt. Joinville — „le Bassigny," Hptſt. Langres — „le Senonois," Hptſt. Sens — „la Brie champenoise," Hptſt. Meaux.
7. **Lothringen — la Lorraine,** Hptſt. Nancy — „le Barrois," Hptſt. Bar le Duc.
8. **Elſaß — l'Alsace,** der obre u. niedre. Im obern Hptſt. Colmar — im niedern Hptſt. Strasburg — „Suntgau," Hptſt. Béford.

Dreizehn in der Mitte zwiſchen Abend und Morgen.

1. **Die Bretagne,** „die obere," Hptſt. Rennes — „die niedere," Hptſt. Vannes.
2. **Le Maine,** „das obere," Hptſt. Le Mans — „das niedere," Hptſt. Mayenne — „le Perche," Hptſt. Mortagne.
3. **L'Anjou,** Hptſt. Angers — „le Saumurois," Hptſt. Saumur.
4. **Die Touraine,** „die obere," Hptſt. Tours — „die niedere," Hptſt. Amboise.
5. **l'Orléannois,** Hptſt. Orléans — man rechnet dazu: „la Beauce," Hptſt. Chartres — „le Blaisois," Hptſt. Blois — „le Vendomois," Hptſt. Vendome.
6. **le Berri,** „das obere," Hptſt. Bourges — „das niedere," Hptſt. Issoudun.
7. **le Nivernois,** Hptſt. Nevers.
8. **Burgund — la Bourgogne,** Hptſt. Dijon — „le pays de la Montagne," Hptſt. Chatillon

sur Seine — l'Auxerrois," Hptst. Auxerre — l'Auxois," Hptst. Semur — „le Dijonois," Hptst. Dijon — „l'Autunois," Hptst. Autun — „le Chalonois," Hptst. Chalons — „le Charolois," Hptst. Charoles — „le Maconois," Hptst. Macon — „la Bresse," Hptst. Bourg — „le Bugei," Hptst. Belley — „la principauté de Dombes," Hptst. Trevoux.

9. **Die franche Comté,** Hptst. Besançon, zerfällt in vier Herrschaften, die von „Amont," Hptst. Vesoul — die von „Besançon," Hptst. Besançon — die von „Dôle," Hptst. Dôle — die von „Aval," Hptst. Salins.
10. **le Poitou,** „das obere," Hptst. Poitiers — „das niedere," Hptst. Fontenai le Comte.
11. **L'Aunis,** Hptst. la Rochelle.
12. **la Marche,** „die obere," Hptst. Gueret — „die niedere," Hptst. le Dorat.
13. **le Bourbonnois,** Hptst. Moulins.

Elf im Süden.

1. **la Saintonge,** Hptst. Saintes — dazu „Angoumois," Hptst. Angoulème.
2. **le Limousin,** „das obere," Hptst. Limoges — „das niedere," Hptst. Tulle.
3. **Die Auvergne,** „die obere," Hptst. St. Flour — „die niedere," Hptst. Clermont.
4. **le Lyonnois** umfaßt: „le Lyonnois propre," Hptst. Lyon — „le Forès," Hptst. Monbrison — „le Beaujolois," Hptst. Ville Franche.
5. **Das Dauphiné,** das obere u. niedere, Hptst. Grénoble. Im oberen „le Graisivaudan," Hptst. Grénoble — „le Royanès," Hptst. Pont de Royan — „le Gapenois," Hptst. Gap — „l'Embrunois," Hptst. Embrun — „le Briançonnois," Hptst. Briançon — „les Baronies," Hptst. Nyons und le Buis.

   Im niederen: „le Viennois," Hptst. Vienne — „le Valentinois," Hptst. Valence — „le Tricastin," Hptst. St. Paul-trois-Chateaux — „le Diois," Hptst. Die.
6. **Guienne** und **Gascogne.** Guienne enthält „la

Guienne propre oder le Bordelois," Hptſt. Bordeaux — „le Bazadois," Hptſt. Bazas — „le Perigord," im oberen iſt Hptſt. Perigueux, im niederen Sarlat — „l'Agenois," Hptſt. Agen — „le Quercy," im oberen iſt Hptſt. Cahors, im niederen Montauban — „le Rouergue," Hptſt. Rhodez.

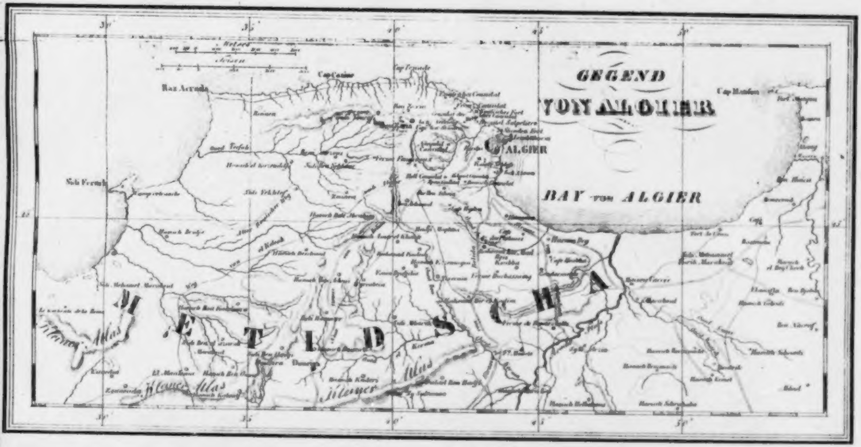
Die Gaskogne enthält: „die Haiden, les Landes," Hptſt Dax — „le Condomois," Hptſt. Condom — „l'Armagnac," Hptſt. Auch — „la Chalosse," Hptſt. St. Séver — „le Labour," Hptſt. Bayonne — „le Vicomte de Soule," Hptſt. Mauléon — „le Bigorre," Hptſt. Tarbes — „le Cominge," Hptſt. St. Bertrand — „la Conserans," Hptſt. St. Lizier.

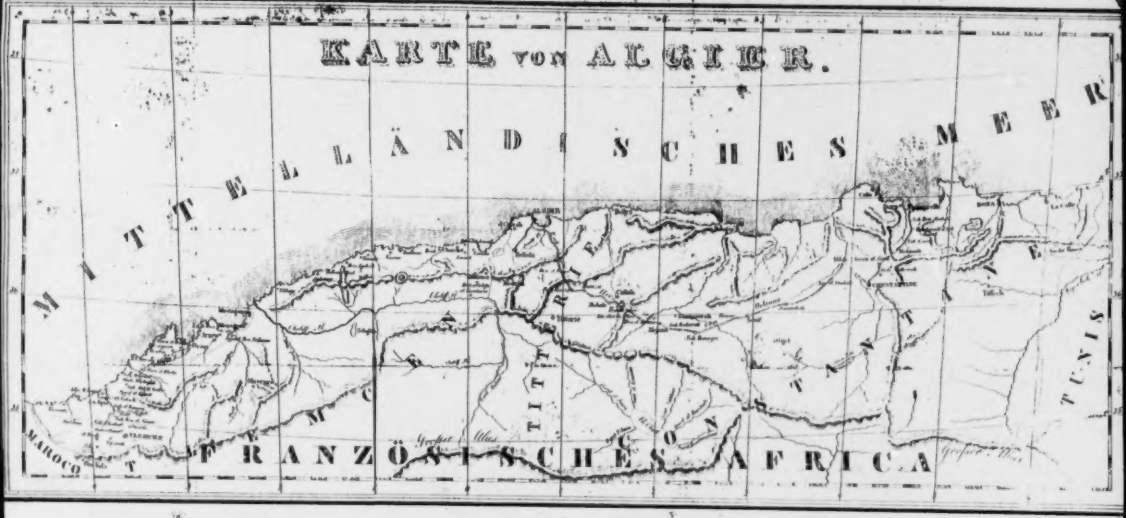
7. **le Béarn,** Hptſt. Pau — dazu Nieder-Navarra, Hptſt. St. Jean-Pied-de-Port.
8. **Foix,** Hptſt. Pamiers.
9. **Roussillon,** Hptſt. Perpignan, dazu „la Cerdagne française," Hptſt. Mont-Louis.
10. **Languedoc,** „das obere," Hptſt. Toulouse, „das niedere," Hptſt. Montpellier — „le Gévaudan," Hptſt. Mende — „le Vivarais," Hptſt. Viviers — „le Vélay," Hptſt. Le Puy.
11. **Die Provence,** obere und niedere, Hptſt. Aix. Man rechnet dazu das Gebiet von „Orange" mit Hptſt. Orange und „le Comtat Venaissin," Hptſt. Carpentras.

Berichtigung zur Karte „Gegend von Algier."

Der Name Metidſcha iſt auf alſo genannter Karte weiter nach Süden zu dahin zu ſetzen, wo der kleine Atlas angegeben iſt, und dieſer iſt ungefähr drei d. Meilen ſüdlicher zu ſtellen, als er jetzt ſteht. Die von Ducira gerade ſüdlich verlängerte Straße geht quer durch die Metidſcha über Buffarik bis Blidah, welches unmittelbar am Fuße des kleinen Atlas.

PLAN VON ALGIER
HAFEN
RHEDE
VON
ALGIER


GEGEND
VON ALGIER
ALGIER
BAY von ALGIER
M E T I D S C H A


KARTE von ALGIER.
MITTELLÄNDISCHES MEER
MAROCO
FRANZÖSISCHES AFRICA
TUNIS